Die deutsche Nationallitera... der Neuzeit

Karl Barthel, Max Vorberg, Guido Burkhardt

Digitized by Google

PRIVATE LIBRARY
OF
OSCAR L. BOCKSTAHLER

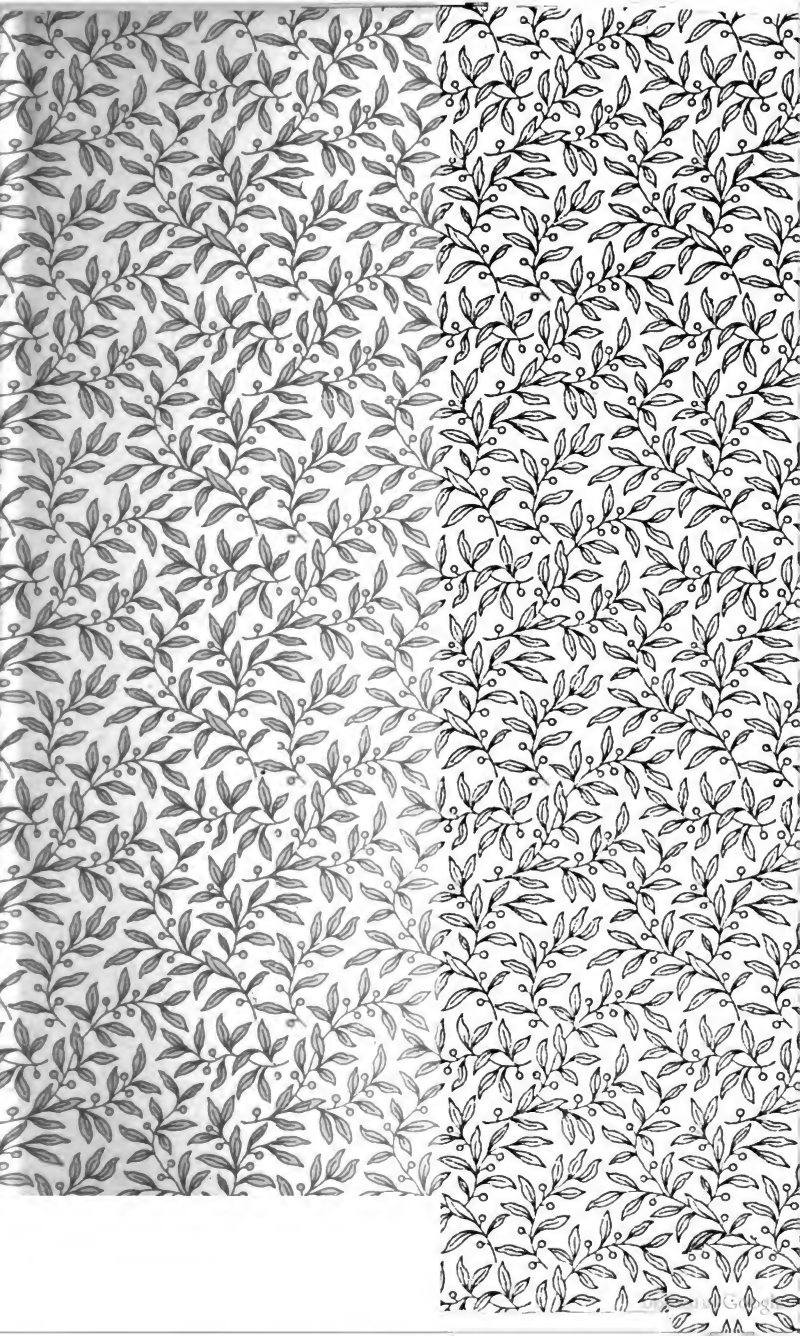
Vol._____

No._____

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
DAVIS

GIFT OF

CARL BOYD



Oscar Bockstahler.

Die

Deutsche Nationallitteratur

der Neuzeit

von

Karl Barthel.

Zehnte Auflage,

neu bearbeitet und fortgesetzt von **Max Vorberg**,

weitergeführt und vollendet von **Guido Burkhardt.**

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1903.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Vorrede.

Im Jahr 1896 übernahm Max Vorberg, vom Verleger dazu aufgefordert, eine Neubearbeitung des Werkes von Karl Barthel: Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Er sollte die mit Lust und Liebe übernommene und mit Eifer fortgeführte Arbeit leider nicht vollenden. Im Dezember des Jahres 1900 ist er durch den Tod daran gehindert worden. Seine Arbeit war aber schon so weit gediehen, daß nach seiner Meinung nur noch ein einziger Abschnitt fehlte, der „die Modernen" behandeln sollte. Und auch zu diesem hatte er die Einleitung bereits geschrieben. Nun wurde ich vom Verleger aufgefordert, die letzte Hand an das Werk zu legen und es so zum Abschluß zu bringen. Daß das Werk nicht unvollendet bleiben durfte, war ja klar. Es hatte sich in den früheren Ausgaben viele Freunde erworben. Und auch die Bearbeitung Vorbergs, soweit sie vorlag, war von vielen mit Freude begrüßt worden. Diesen allen wie den neugewonnenen Freunden mußte ein fertiges, bis in die Gegenwart fortgeführtes Werk in die Hand gegeben werden. So entschloß ich mich dazu. Ich verkannte aber die großen Schwierigkeiten des Auftrags nicht. Jedes Werk von Menschenhand soll aus einem Guß sein. Ist es jäh abgebrochen worden, und soll ein anderer das Fehlende ersetzen, so wird es notwendig etwas Zusammengestückeltes, dem der einheitliche Charakter fehlt. Das ist denn auch hier unvermeidlich gewesen. Dazu kam aber weiter, daß ich meinem ganzen Bildungsgang nach weit davon entfernt bin, Litterarhistoriker von Fach zu sein. Das legt mir die Bitte nahe, und ich spreche sie hier mit voller Überzeugung aus, man möge, was ich hinzugefügt, mit Nachsicht beurteilen und das vielfach Zerstückelte und Unfertige, das Unebenmäßige, die Lücken und die gelegentlichen Wiederholungen freundlichst entschuldigen.

Digitized by Google

Meine Arbeit fängt auf S. 945 an, wo Vorberg mit Hamerling geschlossen hatte. Die Einleitung zu dem Kapitel „Die Modernen" mußte ich neu gestalten, weil ich doch das folgende selbständig zu bearbeiten hatte; ich konnte nur einige Sätze aus Vorbergs Entwurf aufnehmen. Ebenso ist der Abschnitt über die Lyrik der letzten Jahrzehnte, das letzte Kapitel, Ergänzungen zu dem Abschnitt „Der Roman" und der Schluß neu hinzugekommen.

Wenn ich nun trotz aller oben genannten Schwierigkeiten, die für mich sehr ernster Natur waren, es gewagt habe, mich der Arbeit zu unterziehen, so hat mich die Rücksicht auf den Zweck des Buches geleitet. Das gebildete christliche deutsche Haus bedarf in der That, wenn es nach einem Pfadweiser auf dem Gebiet der neueren Dichtung ausschaut, eines Buches wie Karl Barthels deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, wie es früher zu Vilmars Litteraturgeschichte griff. Es bedarf eines Buches, das die Dichterwerke unseres Volkes nicht ausschließlich unter ästhetisch-künstlerischem Gesichtspunkt betrachtet. Für uns als Christen muß auch der christliche, der sittlich-religiöse Gesichtspunkt zu seinem Recht kommen. Nicht in erster Linie freilich darf dieser Maßstab angelegt werden, wenn es gilt, ein Werk nach seinem litterarischen Wert zu beurteilen. Aber wir müssen das Recht haben, bei jeder Erscheinung der schönen Litteratur zu fragen, ob das Buch uns in betreff der darin zur Geltung kommenden Weltanschauung sympathisch ist oder nicht, namentlich aber, ob es dazu dient, unser deutsches Volk, dem unsre ganze Liebe gehört, zu heben und in seinem inneren Wachstum zu fördern, oder ob es etwa einreißt, statt zu bauen. Und eben auf solche Fragen giebt Karl Barthels Werk die Antwort.

So möge es denn auch in seiner gegenwärtigen Gestalt dazu beitragen, unser deutsches Volk, soweit es bereit ist, sich leiten zu lassen, hinzuleiten zum Quell des Heils und damit zugleich zum Quell des ewig Schönen und Guten.

Herrnhut am 26. Okt. 1902.

Guido Burkhardt.

Digitized by Google

Übersicht des Inhalts.

	Seite
Zur Einführung	2—4
Zur Einleitung und Übersicht	5—13
Die romantische Dichtung	14—51
Novalis. Tieck. Gebr. Schlegel. Brentano. A. v. Arnim. Bettina. E. Th. A. Hoffmann.	
Die Sänger der Befreiungskriege	52—70
H. v. Kleist. Rückert. Th. Körner. Schenkendorf. Fouqué. Arndt.	
Die Ausklänge der Romantik und die Schicksalstragödien	71—79
Steffens. Oehlenschläger. E. Schulze. Zacharias Werner. Müllner. Grillparzer. Raupach ꝛc.	
Die Germanisten	80—83
Hagen. Lachmann. Gebr. Grimm. Wackernagel. Simrock.	
Die schwäbische Dichterschule	84—125
Hebel. Hölderlin. Uhland. Schwab. Kerner. Fröhlich. G. Pfizer. Mörike ꝛc.	
Der rheinische Dichterkreis	126—152
Simrock. Wolfg. Müller. Kinkel.	
Die Dichtung auf neuen Pfaden	153—301
Eichendorff. Wilh. Müller. Rückert. Schefer. Platen. Immermann. Chamisso. Mosen. Freiligrath. Kopisch. Reinick ꝛc.	
Die österreichischen Dichter	302—365
Castelli ꝛc. Lenau. Anastasius Grün. Karl Beck. M. Hartmann. A. Meißner. Ad. Stifter. Ebert ꝛc.	
Die Münchner Dichtergruppe	366—417
Geibel. Bodenstedt. Heyse. Lingg. Scheffel ꝛc. Riehl. M. Meyr. F. Dahn.	
Das junge Deutschland	418—460
Börne. Heine. Laube. Gutzkow ꝛc.	
Politische Dichter revolutionärer Tendenz	461—505
Herwegh. Prutz. Hoffmann von Fallersleben. Dingelstedt.	
Dichter religiöser und vaterländischer Gesinnung	506—567
Redwitz. F. W. Weber. J. Sturm. Viktor v. Strauß. A. v. Droste-Hülshoff. F. A. v. Heyden ꝛc. F. Gregorovius. W. Alexis. G. Freytag. Th. Fontane. O. Ludwig. Fr. Hebbel.	

Digitized by Google

Seite

Die geistlichen Dichter . . . . . 568—604

A. Knapp. Ph. Spitta u. a. Gerok. Luise Henfel ꝛc.

Das deutsche Drama . . . . . 605—680

Grillparzer. Grabbe ꝛc. Fr. Halm (Heyse. Geibel. Grosse). H. Kruse. A. Fitger. A. Wilbrandt (Gutzkow. Prutz). Mosenthal. Brachvogel. Puttlitz ꝛc. (O. Ludwig. Hebbel). P. Lindau ꝛc. R. Gottschall ꝛc.

Die Schaubühne der Gegenwart . . . . . 681—700

E. v. Wildenbruch. Herrig. Herzen u. a.

Der Roman . . . . . 701—831

Tromlitz. van der Velde ꝛc. (W. Alexis). G. Hesekiel. E. Höfer ꝛc. (Gottschall). Schücking ꝛc. W. Jensen. W. Raabe. G. Freytag. Ebers ꝛc. F. Dahn, Hausrath. (Scheffel.) Ebrard ꝛc. (M. Kretzer.) K. F. Meyer. — Mundt-Mühlbach. Samarow ꝛc. Gerstäcker. Gutzkow. Spielhagen. Auerbach. (P. Heyse.) Th. Storm. Gottfr. Keller ꝛc. — Wildermuth. Hahn-Hahn. Lewald. Marlitt ꝛc. Ebner-Eschenbach.

Die Volksschriftsteller und Dialektdichter . . . . . 832—888

Jerem. Gotthelf. O. v. Horn. K. Stöber ꝛc. Glaubrecht ꝛc. Caspari. Fries. E. Frommel. W. Baur. O. Funcke. K. Stieler. Ganghofer. Maximilian Schmidt ꝛc. Klaus Groth. Fr. Reuter. Anzengruber. Rosegger ꝛc. Weiß-Schrattenthal ꝛc.

Die epischen Versuche . . . . . 889—949

O. Roquette. Lingg ꝛc. J. Wolff. Baumbach. F. Scherenberg. W. Jordan. Hamerling. F. Blanc. P. Friedrich. E. Rutenberg.

Die Lyrik der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts mit Ausschluß der modernen Dichtung . . . . . 950—995

Th. Storm. K. F. Meyer. Scheffel. Träger. Rittershaus. Kinkel. Lingg. J. G. Fischer ꝛc. J. Wolff. R. Baumbach. R. Leander ꝛc. W. Hertz. A. Stern. R. Weitbrecht. F. Avenarius. Ed. Paulus. Greif. Stieler ꝛc. Ada Christen. Alb. Puttkamer. Fr. Schanz. Ricc. Huch. Agnes Miegel. Th. Resa. A. Ritter. — Fr. Lienhard. L. Jacobowski. K. Busse. Grotthuß. K. E. Knodt. Fr. Philippi. C. Hunnius. L. Weber.

Die Modernen . . . . . 996—1087

Allgemeines. D. v. Liliencron. „Moderne Dichtercharaktere." K. Bleibtreu ꝛc. A. Holz. J. Schlaf. G. Hauptmann. H. Sudermann. Fulda. M. Halbe ꝛc. C. Flaischlen. R. Voß. E. v. Wolzogen. Dehmel. Bierbaum. St. George. H. v. Hofmannsthal. K. Henkell.

Digitized by Google

Seite

Heiberg ꝛc. Maria Janitschek. O Schubin. Helene Böhlau. M. R. Stern. O. Ernst. G. Falke. Schönaich-Carolath.

Roman und Novelle der Gegenwart mit Ausschluß dessen, was zur modernen Dichtung gehört (Ergänzungen und Nachträge zu dem Abschnitt: „Der Roman“) . . . . . 1088—1135

W. Heimburg. A. v. Gersdorff. Eschstruth. A. v. Blomberg ꝛc. J. Spyri. A. v. Rothenburg ꝛc. Hans Tharau. W. v. Hillern ꝛc. J. Boy-Ed. B. Schulze-Schmidt. M. Bernhard. O. Verbeck. Fr. v. Bülow. H. Villinger ꝛc. Ch. Nieſe ꝛc. L. v. François ꝛc. Ebner-Eſchenbach.

V. v. Strauß. P. Heyſe ꝛc. Ad. Stern ꝛc. Ad. Wilbrandt ꝛc. Melch. Meyr. Schaumberger. Pichler. Sohnrey. F. Philippi ꝛc. Fries. Ph. Spieß. E. Frommel. H. Seidel. H. Oeſer ꝛc. Ompteda. v. Polenz. — Schrill. Grotthuß. K. Beyer ꝛc. Heer. Sperl. H. v. Zobeltitz ꝛc. Ganghofer. Frenſſen.

Schluß . . . . . 1136—1138

Alphabetiſches Regiſter der Namen . . . . . 1139—1144

Digitized by Google

Berichtigungen.

S. 393 u. f. lies: Friedrich Martin Bodenſtedt.
S. 613 u. f. lies: Chriſtian Dietrich Grabbe.
S. 780 Z. 19 v. u. lies: 1853.
S. 781 Z. 15 v. o. lies: Diethelm von Buchenberg
ſtatt: Wilhelm von Buchenbach.

Digitized by Google

Zur Einleitung und Übersicht.

Unserm Volke ist die wunderbare Gabe zu teil geworden, daß es zweimal eine der ganzen Welt zu gute kommende Blütezeit der Litteratur erleben durfte. In den Tagen der mittelalterlichen, kaiserlichen Großmacht schmückte sich Deutschland mit dem unvergänglichen Dichterruhm, der an den Namen Wolframs von Eschenbach, Hartmanns von Aue, Walthers von der Vogelweide und Gottfrieds von Straßburg haftet. Eine zweite Blüte entsproß dem deutschen Geiste in einer Zeit der äußeren Ohnmacht, ja des Verfalls. Gerade als die Macht Deutschlands im hoffnungslosen Niedergang begriffen schien, errang unser Volk in der Dichtkunst — wie in der Wissenschaft — die schönsten Siege.

Diese zweite, höhere Herrlichkeit unserer Litteratur gewann ihre Triebkraft aus den Lebensströmen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dem wiedererstandenen klassischen Altertum, sowie dem neubelebten Christentum entsprungen waren. Renaissance und Reformation haben die schlummernden Mächte der Volksseele in geheimnisvoller Nachwirkung wieder erweckt, nachdem der Brandschutt des dreißigjährigen Krieges deutsches Leben und Wesen scheinbar erstickt und begraben hatte. Unser Vaterland schien vernichtet. Aber der Todesschlaf ward die Vorbereitung einer Auferstehung; denn jene Lebensströme wirkten fort und fort.

Der Wahlspruch der deutschen Reformation von der Gerechtigkeit aus dem Glauben setzte an die Stelle der Autorität die persönliche Überzeugung als den Mittelpunkt des religiösen und sittlichen Lebens und erkannte nur die unbedingte Herrschaft des Gewissens als höchste Entscheidung an. Vor der Wiederaufrichtung des allgemeinen Priestertums stürzte die altheidnische

Digitized by Google

Schranke zusammen, welche die Christenheit in Klerus und Volk schied. Diese Verleihung der christlichen Freiheit schloß aber auch die Verantwortlichkeit ein, für sich, wie für andere die höchsten Güter zu erstreben und zu bewahren. Kirche und Schule sollte darum für alle Seelen offen stehen und jedermann Anspruch auf Erkenntnis und Wissen haben. Denn das folgt aus der Gleichberechtigung der Menschenseelen vor Gott und aus ihrem Berufe.

Als die Reformatoren sich von dem Zwange menschlicher Autorität in Glaubenssachen lossagten und als höchsten Bestimmungsgrund die Überzeugung anerkannten, sprachen sie damit zugleich für alle Gebiete geistigen Lebens die Befreiung aus und verhalfen dem Humanismus, welcher nach dem idealen Vorbilde der antiken Welt die unbehinderte Ausgestaltung des menschlichen Wesens im Erkennen, Empfinden und Wollen erstrebte, thatsächlich zum Ziele. Somit empfing auch die Litteratur als Äußerung der Meinungen, Gefühle und Forderungen des Volkes durch den Geist der Reformation ihre rechte Kraft und Weihe.

Aber nicht nur in der Idee hat sich diese erweckende Macht der Reformation für die Litteratur erwiesen. Auch thatsächlich hat Luther, der in prophetischer Erkenntnis der Zeit- und Zukunftsaufgaben die Erfindung der Buchdruckerkunst als das „höchste Geschenk Gottes" bezeichnete, das gewaltige Mittel litterarischer Thätigkeit mit dem Mute der Erleuchtung und dem Fleiße des Genies ausgenützt und sie dadurch zu gewaltiger Bedeutung erhoben.

Für dieses Geisteswerk schuf er sich selbst die Sprache, und seine Bibelübersetzung bleibt nicht nur in der Kirchengeschichte, sondern in der Geschichte der deutschen Kultur und Litteratur sein unzerstörbares Ruhmesdenkmal.

Die deutsche Bibel und das auf ihrem unvergänglichen Heilsgrunde erwachsene Kirchenlied bewahrten Deutschlands Eigenart und Gotteserbe während der Knechtung und Verkommenheit des dreißigjährigen Krieges und seiner traurigen Nachwirkung und ermöglichten eine Wiedergeburt unserer bis zum äußersten entwürdigten und verunstalteten Muttersprache.

Zwischen Form und Geist einer Sprache aber besteht ein inniger Zusammenhang und eine starke, gegenseitige Beeinflussung. Eins hilft dem andern auf. Dadurch wird es möglich, daß eines Volkes geistiges Eigentum nicht verloren geht, sondern erhalten

Digitized by Google

bleibt — mag auch die Wiederbelebung oft erst nach Jahrhunderten erfolgen — wenn nur die Sprache lebendig und rein bewahrt wird.

Vom Ausgange des sechzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts währte die Zeit des litterarischen Verfalls. Vereinzelte Dichtergestalten und die Sprachgesellschaften bemühten sich im redlichen Sinne um Reinhaltung des edlen Geistesorgans und Erweckung der deutschen Poesie. Aber sie konnten nicht mehr leisten als den Dienst treuer Grabhüter.

Da erschien ein echt deutscher Dichter, welcher in seiner hohen, religiösen Begeisterung, seiner schwunghaften Vaterlandsliebe und seiner Sprachgewalt unmittelbar hinter Luther in den von diesem gebrochenen Bahnen wandelte, als hätten nicht zwei Jahrhunderte sprachlicher Wüstheit und literarischer Entartung dazwischen gelegen.

Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) stimmte den vollen Klang deutscher Dichtung an und wurde der Herold einer neuen Zeit. Frömmigkeit und Vaterlandsliebe fanden bei ihm ihren Ausdruck auch in schöner, antiker Dichtungsform und zeigten den Reichtum der unverlorenen Erbgüter.

Die wechselseitige Durchdringung des reformatorischen und des humanistischen Geistes zeitigte in fruchtbaren Ausläufern eine Fülle mannigfaltiger Erscheinungen, die naturgemäß teils Bereicherungen, teils Beschränkungen waren.

Die große, aber kühle Art des Humanismus, der die Menschheit vornehmlich mit Erkenntnis und Wissen zu erleuchten strebte, empfing jetzt einen warmen Zug der Barmherzigkeit und vertiefte sich zu der Anerkennung, daß es nicht allein auf Unterricht und Bildung, sondern auf Besserung menschlicher Verhältnisse und Hebung des gesamten Daseins ankomme. Die von der Reformation betonte, brüderliche Gleichstellung aller Gläubigen in der Liebe Gottes verbreiterte sich vom Christentum auf ein allgemeines Menschentum.

Wohl konnte es als Bereicherung erscheinen, daß das Evangelium Gewand und Schmuck klassischer Bildung an sich nahm. Doch wurde die Verflachung nicht vermieden, daß an die Stelle des zu Gott bekehrten und von seinem Geiste erleuchteten Menschen, dem die irdische Welt unterthänig ist, aber der mit allen seinen Schätzen von der Gnade Gottes lebt, ein Ideal des aufgeklärten Bildungsmenschen trat, der mit seiner zureichenden Vortrefflichkeit vor Gott und Menschen wohl zu bestehen gedachte.

Digitized by Google

Diese Mannigfaltigkeit der „Humanität", wie man die neue Geistesrichtung zu bezeichnen pflegt, fand ihren Ausdruck in den großen Vorläufern unserer zweiten, höchsten Litteraturepoche, nämlich nach der Seite der kritischen Beurteilung und ethischen Darstellung in Lessing, in poetisch religiöser Beziehung in Herder.

Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) spiegelte in seinen besten Seiten den reformatorischen Protest der Wahrheit gegen die Majorität. Nur daß ihm selbstbewußtes Kraftgefühl und formalistische Befriedigung des Strebens schließlich doch noch höher standen, als die Wahrheit selbst, auf welche er mit einer Resignation hinblickte, welche an das „ignoramus et ignorabimus" der heutigen Naturerkenntnis erinnert. Mit einer scharfen, kalten Meisterschaft hat er bestimmend und klärend auf unsere Litteratur eingewirkt und ist der eigentliche Schöpfer der modernen Prosa geworden. Sie wurde ihm das durchsichtige, biegsame, allezeit zureichende und treffende Waffenstück bei seinen kritischen Feldzügen auf den Gebieten der Theologie und Ästhetik, der Litteratur und Dramaturgie. Mehr als die Angriffe seiner zeitgenössischen Gegner hat der gerechten Wertschätzung seiner unvergleichlichen Verdienste um die deutsche Litteratur die tendenziöse und fade Verherrlichung seitens unwürdiger und unwissender Bewunderer Eintracht gethan, welche ihn zu einem seichten Deisten und Verächter biblischen Christentums machen möchten — gestützt auf seinen „Nathan den Weisen", ohne, wie es scheinen muß, eine Ahnung davon zu haben, wie derselbe Lessing mit tiefem Ernste sich in theologische Untersuchungen über das Wesen der heiligen Dreieinigkeit, die Abendmahlslehre und andere Fragen mit entschiedener Zuneigung zur Kirchenlehre versenkt hat — er „der Feind der Arianer und Socinianer", der „kritische Vernichter des Reformertums," der scharfe Bekämpfer der flachen Aufklärung, der „verkappte Orthodoxe und Athanasianer", der auf der Höhe seiner Erfahrung 1777 aussprach: „Ich ziehe die alte, orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neueren (im Grunde intoleranten) vor."

Auf diese, an sich höchst anziehende Seite der Lessing'schen Persönlichkeit einzugehen, ist hier nicht die Aufgabe. Seine litterarische Bedeutung läßt sich in das Urteil zusammenfassen, daß er mit Klopstock und Herder der Begründer unserer klassischen Pe-

Digitized by Google

riode und für die ganze moderne Schriftstellerei der Meister des guten Geschmacks geworden ist.

Der edelste Vertreter der Humanität mit tiefer geschichtlicher Auffassung der Gottesführungen und Ordnungen im Leben der Nationen war Johann Gottfried Herder (1744—1803).

Sein Universalismus erfaßte die große Einheit der Schöpfung als eine innere Zusammengehörigkeit der Menschheit. Nichts Zerrissenes, Atomistisches, Zufälliges, Gedankenloses giebt es für ihn im Geistesleben. Überall offenbart sich ihm harmonischer Zusammenhang. Wie seine Gedanken der Nachwelt sich wissenschaftlich fruchtbar erzeigten für sprachvergleichende Forschungen und Völkerpsychologie, wie er im Gegensatze zum Rationalismus vulgaris die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" in ihrer Majestät den Theologen entrollte, so wies er, der sinnig und verständnisvoll die „Stimmen der Völker" vernahm, den Bildungsdünkel der „Aufklärungsphilister" zurück und versenkte sich mit warmer und herzlicher Liebe in des Volkes Leben und Dichtung, in dessen Kindheitserinnerungen und geträumte Herrlichkeit.

Er half der Volkspoesie zu ihrem Rechte und räumte ihr die gebührende Stelle neben der geschulten Kunstpoesie ein, so daß neben dem antiken Ideal auch eine romantische und nationale erstehen und zu ihrem Rechte gelangen konnten. Mit einer schönen Kraft der Unmittelbarkeit versenkte er sich in die Eigentümlichkeiten fremder Volksart und wußte das Entlegenste und Seltsamste sich anzueignen und zum Gemeingut zu machen, so daß mit der Herzlichkeit des Tons und der Wahrheit der Empfindung auch in Stoffen, Formen und Anschauungsart die deutsche Dichtung eine wunderbare Bereicherung erfuhr.

So bereitete die schwungvolle Begeisterung des frommen und sprachgewaltigen Klopstock, die gesunde und maßvolle Klarheit Lessings und die reiche Mannigfaltigkeit und natürliche Innigkeit Herders den Aufgang jenes glänzenden Doppelgestirns vor, welches noch jetzt mit seiner geistigen Macht unsere Litteratur bestimmt und in besonderer Weise das heutige litterarische Urteil mehr bildet, als es demselben unterworfen ist.

Die herrschenden Geister Goethe und Schiller durften außer den drei großen Vorgängern noch der Leitung eines Bahnbrechers auf dem Gebiete künstlerischer Anschauung sich erfreuen, Winckelmanns, der mit dem Blicke des berufenen Sehers aus

Digitized by Google

einer niederen und engen Umgebung, wie ein echter Sohn der Renaissance, die hohe Schönheit der antiken Welt erkannte und ihr erster Verkündiger auf deutschem Grund und Boden wurde.

Mit der Formenschönheit empfingen Goethe und Schiller als Schüler der wieder entdeckten, antiken Welt allerdings auch den kosmopolitischen und universellen Zug, während jene drei großen Alten echt deutsche Männer waren und fortwirkend diese rechte Art über den Höhepunkt der klassischen Periode herüber auf die Sänger der Befreiungskriege übertrugen, um bis in die Gegenwart hinein zu vererben, was sie mit anderen Schätzen der Reformation von jener freudigen Vaterlandsliebe Luthers überkommen hatten, welcher von sich bekannte: „Für meine lieben Deutschen bin ich geboren. Ihnen will ich dienen."

Freilich würde es eine starke Verirrung sein, unsere beiden größten Dichter undeutsch zu nennen und sie irreligiös zu schelten. Sie sind keine christlichen Bekenner, so wenig sie patriotische Männer im heutigen Sinne waren. Aber sie stehen doch vor uns als rechte Söhne und Helden des geistig befreiten, gottbegnadeten, deutschen Volkstums und tragen das leuchtende Kennzeichen des reformatorischen Protestantismus, die Wahrhaftigkeit, in ihrem Wesen. Ihre Dichtung ist echt und lauter und nichts Gemachtes und Erheucheltes darin.

Friedrich von Schiller (1759—1805) zeigte als Schüler des strengen Philosophen Kant den Heroismus des Gehorsams vor dem Gebote der Pflicht, aber zugleich als Triebfeder alles Handelns die Freiheit, die nicht vom „Stock des Büttels", sondern aus dem tiefsten Inneren heraus bestimmt wird.

„Das Gewissen ist seine Muse" ist mit Recht von Schiller gesagt. Darum sind seine Dichtungen von einem reinen Geist durchweht. Es ist nur zu wünschen, daß dieselbe nicht aufhöre, die deutsche Jugend zu entzücken und zu erheben. Sein größerer, weil zu voller Ausreifung gelangter Genosse Johann Wolfgang von Goethe (1749—1832) hat tiefer und reicher aus dem vollen Leben geschöpft, und die Thatsache, daß nichts Menschliches ihm fremd war, schließt ebenso sehr einen Ruhm wie ein Bedauern ein. Aber in dem schönen, harmonischen Menschenbilde, zu welchem er sich allmählich hindurchkämpfte und welches, als die berauschende Blütenpracht des heiteren Übermuts ebenso wie die dunkeln Schleier des Weltschmerzes und der Verbitterung

Digitized by Google

von ihm abgefallen waren, den Ehrenschmuck eines unermüdlichen Fleißes, großer Gewissenhaftigkeit und reichen Wohlwollens trug, ist der hervorragende Zug die Aufrichtigkeit, mit welcher er nach dem Höchsten strebte. Und in den wildesten Jugendtagen hat er sie nicht verleugnet. Alle seine Dichtungen sind Bekenntnisse, sein Leben ein Fragen und Suchen.

Meister und Sieger auf allen Gebieten deutscher Dichtkunst, als Dramatiker wie als Epiker, als Lyriker wie als Spruchdichter und Romanschriftsteller, stellt er in seinen Werken das Höchste dar, was unserer Litteratur bisher beschieden war.

Die Gemeinschaft mit seinem jüngeren Dichterfreunde machte sein Wirken zu einem idealen Triumphe unseres Volkes und zu einer Erfüllung des Berufs, welchen Deutschland auf dem Gebiete des geistigen Lebens unter den Nationen empfangen hat.

Zu den beiden Dichterfürsten, zwar nicht als Teilhaber ihres Wertes und ihrer bleibenden Bedeutung, aber nach dem Urteil der Zeitgenossen ebenbürtig in dem Einfluß, den er auf diese ausübte, und in der bewundernden Liebe, die er von ihnen empfing, trat der empfindsame Humorist Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825). Ihm war eine sittliche Energie des Urteils, unmittelbare Anschauung der Natur und vor allem ein liebevolles Versenken in das Menschenherz gegeben. Seine Eigenart war die Darstellung des Gemütslebens, wie es in religiöser Beziehung der deutsche Pietismus einst erweckt hatte. Ein solches Schwelgen im Reichtum des Gefühls war in der weltlichen Poesie bis dahin unbekannt gewesen. Bei Jean Paul lösen sich Wille und Anschauung in der Empfindung auf, die ihren Sieg über die Welt der Erscheinungen im Humor feiert. In seinen gänzlich formlosen Dichtungen ohne Rhythmus und Reim, die im unversöhnlichen Gegensatze zum antiken Gewande jener großen Klassiker stehen, enthüllt er Blicke in die innersten Tiefen deutschen Wesens, zeigt er bei grotesker Komik Schätze erzieherischer Weisheit, im engsten Rahmen kleinbürgerlicher Verhältnisse die großartigste Weltanschauung und neben dem traumhaften Schmelz farbenprächtiger Schwärmerei schlichte, herzerquickende Idyllen. Unsere Zeit liebt die Empfindsamkeit nicht und verlangt Thatsächliches und Handgreifliches. Vor allen Dingen verschmäht sie die freudige Hingabe an die Schickungen der Weltordnung und das verklärende Lächeln der Zufriedenheit. Bitterer Trotz und pessimistische Zer-

Digitized by Google

rissenheit werden jetzt als Kennzeichen wahrer Größe betrachtet. Darum gilt Jean Paul als veraltet. Und dennoch — wo heutzutage aus den Romanen der Gegenwart einmal ein warmer Hauch das Herz berührt und unter Thränen lächeln macht, da empfängt der Leser ohne es zu ahnen, einen Geistesgruß von dem großen Humoristen Jean Paul. Sein Nachlaß ist übrigens so reich und bedeutend, daß er schier hinreichen würde, um ein ganzes Jahrhundert des Realismus mit Empfindung und Empfindsamkeit zu versorgen.

Die Herrschaft Schillers und Goethes, wie Jean Pauls, ist ihrer Zeit selbst in ihren Kreisen keine unbedingte gewesen. Wir machen uns jetzt meistens eine zu weitgehende Vorstellung von der Anerkennung ihrer Zeitgenossen.

Auf dem klassischen Boden von Weimar stand im höchsten Ansehen, hineinragend in die Zeit jener drei großen Bahnbrecher, aber grundverschieden von diesen Vertretern einer religiösen und nationalen Dichtung der feine Schüler und Nachahmer der Franzosen wie des Ariost, ein teils parodistischer, teils zopfig antiker Klassicist, Christoph Martin Wieland (1733—1813), von seinen jüngeren Zeitgenossen nicht nur der Ausländerei, sondern einer seichten, zuweilen lüsternen Genußphilosophie beschuldigt, welche der Tod des Ideals wird. Heutzutage ist er nur noch durch sein sentimental-humoristisches Heldengedicht „Oberon" bekannt.

Viel breiter und in ihrer niedern Art noch verletzender machte sich die Dynastie Iffland-Kotzebue, welche mit großem Bühnengeschick und klugem Eingehn auf den hausbackenen und gewöhnlichen Geschmack eines geehrten Publikums jahrzehntelang das deutsche Theater beherrschte und gerade vor der Weimaraner Gesellschaft, deren litterarische Einsicht und gesunden Geschmack wir heutzutage zu überschätzen nur allzusehr geneigt sind, ihre höchsten Triumphe feierte.

Ebenso beleidigend in ihrer Überschätzung war die Masse der teils nach Rousseau, teils nach dem englischen Muster des Grandison und dem deutschen Siegwart gearbeiteten Empfindsamkeitsromane, sowie der plumpen und albernen Ritter- und Räubergeschichten von Spieß, Kramer, Vulpius, Leibrock ꝛc.

Große Dichter werden zu Bildnern, bleiben aber auch Kinder ihrer Zeit. Sie leisten ihr den schuldigen Tribut, aber in der

Digitized by Google

Art, wie sie es thun, wird ihre Größe offenbar. Lessing, Goethe und Schiller standen inmitten der Entwicklung ihrer zeitgenössischen Litteratur und wurden von deren irrenden und krankhaften Bestrebungen mit fortgerissen. Diese Zeiterscheinungen sind allmählich verschwunden. Aber die unter der herrschenden Strömung entstandenen Meisterwerke sind geblieben und haben sich dadurch als klassische Werke erwiesen.

Denn klassisch ist, was bleibt.

Was kümmerts uns jetzt, daß Schillers „Räuber" der „Sturm- und Drangperiode", daß „Goetz von Berlichingen" der damaligen Ritterwut und Shakespearomanie, daß „Kabale und Liebe" sowie früher „Emilia Galotti" der tragisch sentimentalen Reaktion gegen die Standestyrannei entsprangen und als Familien-Rührstücke einregistriert werden könnten, oder daß Goethe der Empfindsamkeitsperiode mit den „Leiden des jungen Werther" sein Opfer brachte, ja daß man „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre" als eine edle Dauerfrucht aus der damals gern kultivierten Gattung der Künstler- und Reiseromane betrachten könnte. Diese Kunstwerke behielten als solche ihren eigenen, selbständigen Wert. Schiller und Goethe sind wie alle Künstler und Menschen durch die Schule ihrer Zeit gegangen, aber sie selbst gehörten keiner Schule an, wie sie auch keine Dichterschule gestiftet haben. Darum überdauerten sie die Zeit. Das Urteil des Volks richtet seine Dichter, verleiht dem einen die bleibende Auszeichnung der Klassicität und läßt den andern in Vergessenheit versinken. In diesem Urteil waltet eine hohe, natürliche Gerechtigkeit, indem von jeder entscheidenden Zeitrichtung eine Frucht als klassische Probe aufbehalten und in dem Geistesschatze der Nation zum dauernden Gedächtnis niedergelegt wird, und insofern nur solche Werke diese Auszeichnung erlangen, welche auch noch inmitten der höchsten Leidenschaft eine gewisse Mäßigung und die Schönheit des Empfindens bewahren.

Ein absolutes Kunstwerk giebt es nicht. Die Leistung, die uns vollendet erscheint, ist doch zugleich ein Durchgang und Übergang. Die Werke unserer großen Klassiker bilden keinen Abschluß, in welchem die Kraft des nationalen Genius sich erschöpft hat. Ob es aufwärts oder abwärts gehe — hier sind Stufen einer unversieglichen Entwicklung.

Wenn die Meisterwerke Goethes und Schillers auf der Ver-

Digitized by Google

gangenheit beruhten, so leben sie doch in der Gegenwart und wirken bestimmend in die Zukunft hinaus. Es würde daher ganz ungeschichtlich und unsachlich sein, wollte man die klassische Periode durch eine Jahreszahl begrenzen, um von dort aus eine neue Ära beginnen zu lassen.

Durch Bewunderung und Widerspruch hindurch dauert ihre große Zeit fort und läßt alles Lebenswürdige nur immer lebendiger werden.

Wir werfen einen Blick auf die weitere Ausgestaltung unserer Litteratur und ihren heutigen Stand.

Gegenüber der Geistesherrschaft der beiden poetischen Heroen und im bewußten Gegensatz zur maßvollen und formvollendeten Objektivität der Antike trat, unterstützt von einer aufstrebenden Philosophie, welche das Ich zum Mittelpunkt der Welt machte, in der Dichtung ein schrankenloser Subjektivismus hervor, welcher aller Regeln spottete, jede Form zerbrach, vor keiner Maßlosigkeit zurückbebte, teils in Unmittelbarkeit der Empfindung schwelgte, teils jede Empfindung ironisierte, Komisches und Tragisches miteinander vermischte und nichts im Leben ernst nahm, als die Poesie selbst.

Sie sollte Selbstzweck sein, nicht mehr nur Verschönerung und Verklärung des Lebens.

Man sprach nicht von Aufgabe, Wert und Frucht der Poesie, sondern von der Poesie der Poesie oder der Poesie an und für sich.

Wurde sie auf diesem Wege etwas Weltfremdes, Außerwirkliches und gänzlich Abstraktes, so lag doch eine gewisse Berechtigung vor, der nachäffenden, antikisierenden Form, welche dem Staat, der Gesellschaft, den bildenden Künsten, der Frauentracht, der Rhetorik und dem gesamten Geschmack aufgeprägt war, entgegenzutreten. So erhob sich gegen das klassische Wesen mit übermächtiger Jugendkraft in der Litteratur die Romantik.

Der Hinweis auf das Mittelalter und die deutsche Kaiserherrlichkeit fand umsomehr inniges Verständnis und herzliche Zustimmung, als das Elend der Zeit aus der Fremdherrschaft nach Trost und Rettung schrie. So gab eine Richtung, welche von der Wirklichkeit abzulenken schien, thatsächlich den Anstoß zu kräftiger Bethätigung deutscher Art in Liedern voll Kraft und Wahrheit.

Digitized by Google

Die Sänger der Befreiungskriege stellen die edelste Blüte der Romantik dar, obwohl sie teilweis gar nicht recht in die Grenze dieser Schule einzuschließen sind, sondern frei und selbstständig über sie hinausragen.

Ihnen gegenüber muß man mit Bedauern auf die Entartung der Romantik blicken, wie sie namentlich in den Schicksalstragödien zu einem Zerrbilde wurde, welches den Spott unwiderstehlich heranzog.

Gewissermaßen eine geschichtliche Begründung und wissenschaftliche Rechtfertigung der Romantik, aber auch den reichen, fruchtbaren Lebensgrund einer neuen deutschen Lyrik bot die Arbeit der Germanisten dar.

Sie wurden die Chorführer der echt volkstümlichen Gestalten des schwäbischen und des rheinischen Dichterkreises.

Ein anderer Zweig der Lyrik trieb seine erfrischenden Blüten unter dem Geisteshauch der Romantik, wie unter dem Einfluß des Meisters Goethe, in den Dichtern auf neuen Pfaden. Dabei nehmen ihre besondere Stellung die östreichischen Dichter ein und die etwas jüngere, sogenannte Münchener Dichtergruppe.

In rücksichtslosem Bruch mit Vergangenheit und Gegenwart hatte das Junge Deutschland Stellung genommen und fand Nachfolge in einer Gruppe politischer Dichter mit revolutionärer Tendenz, denen man zum Glück auch eine wahrhaft herzensgesunde Poesie voll Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, ja eine hochbedeutende Gruppe von geistlichen Dichtern entgegenstellen kann.

Angesichts dieser reichen Entfaltung lyrischer Dichtungen nimmt bis in unsere Zeit hinein das deutsche Drama einen sehr bescheidenen Raum ein und vermag auch nicht für seine geringe Ausdehnung durch Trefflichkeit zu entschädigen. Wenig hoffnungsreich ist noch immer der Blick auf die Schaubühne der Gegenwart.

Dagegen hat der Roman eine überreiche Ausgestaltung als historischer, Tendenz- und psychologischer Roman nebst einer noch zu keiner Zeit erhörten Fülle der Novellistik erfahren.

Die Volksschriftsteller und Dialektdichter dürfen einen bevorzugten Platz in der litterarischen Zeitschau beanspruchen.

Die epischen Versuche sind in unserer poetisch sonst so ergiebigen Zeit sehr unbedeutend geblieben.

Digitized by Google

Die Allerneusten unter den Poeten und Litteraten der Gegenwart, die sogenannten Modernen, bieten des Überraschenden und Verwirrenden sehr vieles. Aber gegenüber diesen Stürmern und Gewaltreformern finden sich auch beschauliche, tief und innerlich gegründete, zugleich humoristisch gefärbte Dichtergestalten, und trotz der starken Einflüsse des Auslandes zeigt sich auch verheißungsvolle, echt deutsche Art.

Neben dem unleugbar Epigonenhaften der Gegenwart thut sich ein kräftiges Regen und Ringen kund, wenngleich das Einleuchtende und Überzeugende mehr auf dem Boden der Kritik und Konstruktion, als im frischen, fröhlichen Schaffen erkannt wird. Wir stehen nicht auf einem Höhepunkte. Keine erhabenen Gestalten wandeln sichtbar vor uns und um uns her. Aber die schier leidenschaftliche Verehrung, mit welcher das heutige Geschlecht die Schöpfer und Träger nationaler Geistesgröße umfaßt, erweckt die Hoffnung auf den Bestand dieser Größe. Denn Liebe und Verständnis für die Vergangenheit schaffen die Zukunft. Es wäre unberechtigt und unvernünftig, jetzt schon wieder ungewöhnliche und unvergleichliche Erscheinungen und Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Litteratur zu erwarten oder gar mit eigenmächtigem Treiben eine Blüte herbeizuziehen, während die vorhandenen Schätze noch nicht zur Genüge bekannt, verstanden und gewürdigt sind. Jahrhunderte mögen vergehen, ehe eine solche Zeit der Herrlichkeit wiederkehrt, wie sie unserm Jahrhundert unter dem Glanze des Doppelgestirnes Schiller und Goethe beschert war. Unser dankbarer Stolz auf die Vergangenheit muß größer sein, als unsere Erwartung der Zukunft jetzt noch sein darf. In das litterarische Leben und Werden der Gegenwart ragt die geistesmächtige Gestalt Goethes mit wunderbarem Einfluß hinein, anregend, bestimmend, richtend und von Jahr zu Jahr mehr bekannt, geliebt und verstanden. Nachhaltiger, als zu seinen Lebzeiten „wirkt diese wunderbar reiche und durch Wegfall des Unwesentlichen mehr und mehr gereinigte, geistige Persönlichkeit auf deutsche Kunst und Bildung ein."

Immer mehr verschwinden nicht nur den überschwenglichen Bewunderern, sondern auch den maßvollen und einsichtigen Beurteilern die Schranken, die ihn vom Heiligtum unseres christlich-nationalen Volkslebens trennten, und es wird immer klarer, „welch

Digitized by Google

ein festes Gottvertrauen den verrufenen Heiden durch sein reiches Alter begleitete, wie er sich in frommer Scheu hütete, der Vorsehung vorzugreifen, und in jeder zufälligen Fügung des Tages das unmittelbare Eingreifen Gottes erkannte, — denn nur so erschien dem Künstler die göttliche Weltregierung denkbar."

Für die moderne Dichtung sehen wir in ihm den geistigen Führer.

Goethe hat tiefen Ernst mit seinem Worte gemacht: „Nur wer immer wirkt, vermag zu wirken. Bald kommt die Nacht, wo niemand wirken kann." Ein ernstes, unablässiges Streben nach hohen Zielen ist auch dem gegenwärtigen, litterarischen Geschlecht nicht abzusprechen. Möchte es aber auch zu jener Entscheidung des alten Goethe gelangen, welche der oberflächlichen Beobachtung vielleicht heute noch sehr unwahrscheinlich dünkt, welche aber für jeden unzweifelhaft ist, der an den Sieg der Wahrheit glaubt:

„Lange hab ich mich gesträubt.
Endlich gab ich nach.
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Und so lange du nicht hast
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

Digitized by Google

Die romantische Dichtung.

Anfänge der Romantik finden sich schon in Schillers „Jungfrau von Orleans“. Ja man kann sie schon noch früher in den feudalritterlichen Elementen der Stolberg'schen Romanzen erkennen und als ihren geistigen Vater Herder bezeichnen, der auf die Stimmen der Völker mit liebevollem Verständnis aufmerksam machte, vornehmlich aber der eignen Volksstimme und -Art mit rechter Freude und Wertschätzung die ehrenvolle Stätte in der Litteratur bereitete, während er die seichten Aufklärer zurückwies, welche das „dumme Volk“ mit den Abfällen ihrer Kulturweisheit beglücken wollten.

Zur poetischen Großmacht wurde die Romantik erst in den Stürmen, welche die Wende des Jahrhunderts umbrausten.

Mancherlei Umstände nährten und förderten diese Richtung. Zum Teil lagen sie in dem Entwicklungsstande der damaligen Litteratur. Eine platte und seichte Moralität des täglichen Lebens, verbunden mit einer phrasenhaften Sentimentalität, fand damals auf der deutschen Schaubühne durch die beiden höchst geschickten und fachmännisch geschulten Meister Iffland und Kotzebue in zahllosen, rührseligen Familienstücken ihre breitspurige Vertretung.

A. W. Iffland (1759—1814), bedeutender Schauspieler und zuletzt Leiter des Königlichen Theaters zu Berlin, persönlich ein ehrenwerter Mann von patriotischer Gesinnung, war unbedeutender und darum unschädlicher. Aber dennoch wirkte neben der sittlichen Verflachung der gesamten Lebensanschauung jene biedermännische Bösartigkeit verderblich auf die öffentliche Meinung ein, durch welche die bürgerlichen Stände im großen und ganzen zu Trägern der Unschuld und Tugend, dagegen Adel und Beamtentum zu Vertretern einer nichtswürdigen Verdorbenheit gestempelt wurden.

Der auch als Charakter sehr zweideutige, fahrende Litterat,

Digitized by Google

Censor und russische Staatsrat August von Kotzebue (1761 bis 1819) war durch seine Dichtungen viel gefährlicher und hatte einen Stich in das Lüsterne und Gemeine. Dieser Vielschreiber gab über zweihundert Theaterstücke heraus, suchte in seinen Familiengemälden einen prickelnden Reiz der Rührung und schilderte in lazer Manier nichts lieber als Schwächen der menschlichen Natur, denen er durch einen Appell an das weiche Herz Absolution zu geben verstand. So wurde er durch seine geschickten Bühneneffekte und die gaukleriſche, moralisch geschminkte Sentimentalität der größte Liebling des Publikums und beherrschte fast alle europäischen Theater, ein frecher, vom unverständigen Publikum begünstigter Rival unserer großen Klassiker. War er auf diese Weise eine gefährliche Großmacht geworden, so rief er um so nachdrücklicher eine Reaktion hervor. Diese trat in der romantischen Schule auf. Während Kotzebue und Iffland das Leben nur in seinen Äußerlichkeiten auffaßten, führten die Romantiker in das innere Leben und die Tiefen des Gemüts ein. Während jene fade Richtung trotz ihrer demonstrativen Moral die wahre Sittlichkeit untergrub, traten die Romantiker für ein freies, schönes Handeln und für den religiösen Glauben in die Schranken.

Doch noch gegen eine andere Richtung der deutschen Poesie fühlten diese jungen Dichter sich berufen aufzutreten. Durch den von Schiller sehr geschätzten Pastor Friedrich Matthisson (1761 bis 1831) war ein weinerlich gesuchter Ton, eine schmelzende Sehnsüchtelei der Lyrik aufgekommen und eine sentimentale und weichliche Ausmalung der Natur zu Ehren gebracht, die auf eine kaum wahrhaft ästhetisch begründete, nur flache Beschreibung hinauskam.

Im Gegensatz zu dieser seichten Betrachtung suchte man nun von seiten der Romantiker in die Tiefe der Natur einzudringen und ein verständnisvolles, liebreiches Mitleben zu erwecken. Dieser Absicht kam die Schelling'sche Philosophie zu Hilfe, welche die Natur als ein selbständiges Wesen auffaßte und in ihr einen geheimnisvoll wirkenden Geist ahnen lehrte.

Andererseits waren für die Aufgabe der romantischen Schule auch die politischen Verhältnisse von schwerwiegender Bedeutung. Deutschland lag unter dem Drucke der Franzosenherrschaft. In den besseren Naturen weckte die Trauer über das Unglück des Vaterlandes die Sehnsucht nach glücklicheren Zuständen. Aber bei der Zerrissenheit des Landes, bei der Ohnmacht der Fürsten und

Digitized by Google

Völker war eine bessere Zukunft nicht zu erwarten. So flüchtete man im Geiste aus dem Druck der Gegenwart in die große Vergangenheit, welche Freiheit und Glück des Vaterlandes darbot. Hatten doch schon Lessing und Herder auf das Mittelalter als auf eine schönere, reichere Vorzeit hingewiesen, ohne damals noch rechten Anklang zu finden. Was die Ästhetik der Geschichte nicht vermochte, das vollbrachte nun der Druck der Not. Man versenkte sich in die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Reichs, um aus ihr Trost und Stärkung für die Gegenwart zu gewinnen. Nichts war geeigneter, die krankende und schwächliche Poesie mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, als der Rückblick ins Mittelalter, in welchem eine Fülle von idealem und wirklichem Leben, ein Schatz von sinnvollen Sagen, eine glänzende Reihe von Großthaten und ein Reichtum begeisternder Erscheinungen sich darbot. Nur schade, daß die Romantiker, statt den erfrischenden Geist des Mittelalters neu zu erwecken, nur Äußerlichkeiten und Formen gewaltsam in die Gegenwart verpflanzten! Allerdings offenbarte sich in jenen Erscheinungen, im Mönchtum, im Rittertum, in dem Treiben der Reichsstädte ein dichterisch anregendes Wesen, aber die Lebenskraft war doch nicht an diese äußeren Erscheinungen gebunden, wie die Romantiker wähnten. Das Hohe, Geistige, was darin lebte, das Bewußtsein von der Größe des Volks und seinem hohen Berufe, die religiöse Begeisterung, der heldenhafte Sinn und die freudige Erfassung des Lebens hätten der Gegenwart neu geschenkt werden müssen. Aber das vermochten die Romantiker nicht, und darin liegt auch der Grund, weshalb sie, ebensowenig wie Klopstock mit seiner Wiederauffrischung eines Bardenzeitalters, recht volkstümlich wurden.

Diesen Anlässen ihrer Entstehung entspricht auch der gemeinsame Charakter der Schule. Alle Glieder derselben, Novalis, die beiden Schlegel, Brentano, Arnim, Heinrich von Kleist ꝛc. waren wirkliche Poeten und, was eng damit zusammenhängt, edle Naturen mit tieferen Bedürfnissen, als die Masse der Zeitgenossen. Ausgerüstet mit herrlichen Anlagen, mit frischer Kraft zu reicher Thätigkeit, mit großer Empfänglichkeit für das Schöne, fühlten sie sich berufen, gegen alle Halbheit und Flachheit auf dem Gebiete der Poesie, wie der Sittlichkeit zu kämpfen. Daher ihr Widerwille gegen die seichte, rationalistische Aufklärung Nicolais und seiner Gesellen, die sich damals

Digitized by Google

mit ihren Verwässerungen der Bibel und des Christentums breit machten. Darum ihr Widerwille gegen alles Philistertum, alle Pedanterie, alle kleinbürgerliche Borniertheit im Leben.

Aber wie das Ideale im Menschen leicht seine thatsächliche Schwachheit zur Kehrseite hat, so war es auch bei den Romantikern. Statt jener Aufklärung Haltbares entgegenzusetzen, meinten sie in gänzlicher Verkennung der Bedürfnisse der Zeit anstatt im gesunden, lebenskräftigen Glauben, im Aber- und Wunderglauben des Mittelalters einen Damm gegen den Unglauben zu finden und zeigten dadurch, daß sie wohl für die ästhetische Schönheit des Christentums begeistert waren, aber den religiösen Ernst desselben nicht ergriffen hatten, welcher allein umgestaltend und erneuend auf den Menschen wirkt. Das bewiesen namentlich Fr. v. Schlegel und Zacharias Werner, indem sie zu der an Sinneneindrücken reicheren, am Evangelium verarmten, katholischen Kirche übertraten, um dort Schutz gegen die Vermessenheit der Vernunft und den auflösenden Geist der Rationalisten zu finden.

Statt dem gesellschaftlichen Philistertum durch eine freiere Lebensanschauung und tiefere Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge entgegenzutreten, ließen sich andere unter ihnen zu einer Zügellosigkeit fortreißen, welche sie für wahrhaft genial hielten, und gaben durch tolles Leben und genußsüchtige Ausschreitung gerechten Anstoß. Manche verfielen in seltsame Übertreibungen, eiferten gegen Herkommen und Äußerlichkeiten, die ihnen prosaisch erschienen, wie modische Trachten, Tabakrauchen und höfliche Umgangssitten und suchten eine Hebung des Verkehrs und der geistigen Erholungen in einer Ungebundenheit, die eigentlich Ungezogenheit war. So haftete an dem Edlen, das die Romantiker erstrebten, viel Thörichtes.

Das hatte aber seinen Grund vorzüglich darin, daß sie das Leben selbst zur Poesie gestalten und diese zum Centrum alles Lebens und Strebens machen wollten. Schon die Glieder jenes alten Göttinger Dichterbundes, wie Hölty, die Stolberge, Bürger u. a., die nicht nur in ihren Schriften, sondern ebenso im Leben die Poesie darstellen wollten, hatten damit peinliche Erfahrungen gemacht. Die Romantiker hatten davon nichts gelernt, sondern suchten recht absichtlich ihrem persönlichen Leben einen möglichst poetischen Anstrich zu geben. Daher diese Gesuchtheiten, Überspanntheiten und Zerrbilder ihres Wesens, die nicht selten einen krankhaften Anstrich bekamen. Bei vielen zeigte sich eine

Digitized by Google

innere Zerrissenheit und Überreizung, die wie bei Heinrich von Kleist in Selbstmord, bei Brentano in völlige innere Verwilderung, bei E. Th. A. Hoffmann in die krankhafteste Phantasterei und sittliche Haltlosigkeit auslief.

Mit dieser Richtung hing die Wahl der Stoffe zusammen. Wahrhaft poetisch erschien den Romantikern nur das glänzende Rittertum, das Wunder- und Heiligenwesen, die religiöse Asketik der Vorzeit, der farbenreiche Orient, das freie Wanderleben der Minnesänger, die bunte Pracht der Hofhaltungen, die burschenhafte Freiheit der fahrenden Scholasten und dergleichen. Auch das Volkslied und die Waldeinsamkeit der Märchenwelt fesselten mit Vorliebe ihre Sinne. Mit seltenem Verständnis erfaßten sie daher die Dichter, die, wie Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Shakespeare, Ariost, Tasso, solche Zeiten und Zustände schilderten. In der Verpflanzung dieser fremdländischen Dichter auf deutschen Boden und in der Erschließung der Schätze altdeutscher und orientalisch indischer Poesie, insbesondere in der Wiedererweckung der heimischen Märchen- und Sagenwelt besteht unstreitig ihr bleibendes Verdienst.

Das originale und selbstschöpferische Talent war ihnen versagt; sie waren nur empfängliche Naturen. Davon zeugt nicht nur ihre eigene Poesie, in welcher die ansprechende und blendende Form meist den Inhalt überwiegt oder die Ausführung an der oft zu großartigen Anlage scheiterte, sondern auch der Umstand, daß sich hervorragende Führer, wie Tieck, die Schlegel und andere schließlich der Kritik und litterarischen Forschung zuwandten und nicht etwa nur zur Erholung und Selbstergänzung, sondern indem sie dieselben zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens machten. Auch darin haben sie Bedeutendes geleistet. Weniger erfreulich war ihre poetische Kritik und Polemik, welche sie inmitten ihrer dichterischen Thätigkeit trieben und in welcher sie „die Poesie der Poesie" begrifflich feststellen wollten, wie zum Beispiel Tieck in „Prinz Zerbino" und „die Reise ins Blaue."

Aus diesem allen ergiebt sich, daß die Romantiker nicht sowohl umgestaltend als vielmehr anregend wirken konnten; doch ist diese Anregung kraftvoll und dankenswert gewesen. Sie waren es, die das geistige Leben durch Einführung tieferer Ideen bereicherten und die in der Wirklichkeit ruhende Poesie zur An-

Digitized by Google

erkennung brachten. Sie waren es, die den nationalen Sinn belebten und die patriotische Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege mit hervorriefen. Sie gaben unserer Poesie zuerst wieder ein christliches Gepräge, gestalteten die Litteraturgeschichte wie die Ästhetik zu einer eigentlichen Wissenschaft, förderten die Sprach- und Sagenforschung, wirkten selbst zum Aufschwunge der Musik und bildenden Kunst bedeutend mit und übten nachhaltigen Einfluß auf die Litteratur unsrer Nachbarvölker. Wenn heutige Kritiker mit Geringschätzung auf die Romantiker zurückblicken und nur Augen für die Schattenseiten und Schwächen derselben haben, so ist diese Beurteilung ungerecht und ungeschichtlich. Denn noch immer genießen wir von den Früchten ihrer Bestrebungen und werden uns ihrer Nachwirkung dauernd zu erfreuen haben.

Von den einzelnen Dichtern mag

Novalis (1772—1801) als der am frühesten abgeschiedene und zugleich tiefste und edelste Repräsentant der romantischen Idee mit aller Schönheit und Seltsamkeit an erster Stelle genannt werden. Georg Friedrich Philipp von Hardenberg, der sich nach einer Seitenlinie seines Geschlechts, die im dreizehnten Jahrhundert als „de Novali“ oder „Neurode“ vorkommt, Novalis nannte, wurde am 2. Mai 1772 zu Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Die sanfte Ruhe und schöne Religiosität der Mutter, sowie die fromme Stimmung des ganzen Hauswesens übten frühzeitig auf sein Gemüt einen starken und für sein ganzes Leben beglückenden Einfluß aus. Nachdem er als reifender Jüngling ein Jahr bei seinem Oheim dem Landkomtur F. W. von Hardenberg auf der Braunschweigischen Commende Lucklum gelebt und dann noch das Gymnasium in Eisleben besucht hatte, bezog er Michaelis 1790 als achtzehnjähriger die Universität Jena, um dort Jurisprudenz zu studieren. Michaelis 1791 vertauschte er diese Universität mit Leipzig, und Ostern 1793 ging er nach Wittenberg. Von da kam er im Herbst 1794 nach — Tennstädt, wo er 1796 beim Salinenwesen angestellt wurde. In dem nahegelegenen Grüningen schien sich ihm ein hohes Glück zu erschließen, leider nur, um ihn ein schmerzliches Verzichten erfahren zu lassen. Seine Braut, Sophie von Kühn, in deren heiterer und trotz großer Jugend charaktervoller Gemütstiefe bei minderer geistiger Begabung er das Ideal aller Weiblichkeit gefunden hatte, und deren Bild sich nicht selten in gehobenern

Digitized by Google

Stimmungen seiner Phantasie mit einer himmlischen Gestalt vermischte, wurde ihm nach kurzem Liebesfrühling durch den Tod entrissen.

Tief gebeugt von diesem Schmerz, der durch den Verlust seines geistesverwandten Bruders Erasmus noch gesteigert wurde, ging er im Dezember 1797 nach Freiberg auf die dortige Bergakademie. Den Bergmannsberuf betrachtete er mit einer besonders tiefen und innigen Auffassung. Hier verlobte er sich mit Julie von Charpentier, der schönen und liebenswürdigen Tochter des dortigen Berghauptmanns. Ihr sanftes Wesen, ein Zug von Wehmut auf ihrem Gesicht hatte ihn mächtig ergriffen. Aber Sophie, die verklärte Braut, blieb ihm der Genius seines Lebens und Dichtens, zu dem er mit Andacht emporsah. In der Hoffnung, sich bald zu vermählen, kehrte er Pfingsten 1799 in das elterliche Haus nach Weißenfels zurück, wo er Salinenassessor wurde. Damals trat er dem Kreise der romantischen Dichter, den Gebrüdern Schlegel und Tieck, die sich in Jena aufhielten, nahe und genoß das erquickende Geschenk einer auf Geistesverwandtschaft beruhenden Freundschaft. Aber kaum war ihm im Jahre 1800 die eben erledigte Stelle eines kursächsischen Amtshauptmanns zugesichert, mit welcher er die Erfüllung aller seiner Wünsche herannahen sah, als er, seit längerer Zeit brustleidend, am 25. März 1801, noch nicht ganz neunundzwanzig Jahre alt, im väterlichen Hause zu Weißenfels, im Beisein seines Freundes Friedrich von Schlegel entschlief, die melodienreiche Seele unter dem Klange des Klaviers verhauchend, auf welchem ihm sein Bruder Karl noch hatte vorspielen müssen.

Sein Äußeres war nach der Beschreibung des Kreisamtmanns Just, dem wir seinen Nekrolog verdanken, groß, schlank und schlicht. Um sein durchsichtiges, freundliches Antlitz wallte hellbraunes Lockenhaar. Stets erregt, lebhaft teilnehmend und feurig eingehend zeigte er sich im Verkehr. Seine Zeitgenossen wußten ihn zu würdigen. Vor allem that dies Schleiermacher, der ihm in seinen Reden „Über die Religion“ (in der 2. Auflage. 1806 S. 48) ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. „Nur schweigend“ — sagt er — „denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich euch statt alles andern hinweisen auf ein herrliches Beispiel (dafür, daß die Kunst wie die Wissenschaft ohne Frömmigkeit nicht gedeihen kann), das ihr alle kennen solltet, eben-

Digitized by Google

so gut als das Beispiel Spinozas, auf den zu früh entschlafenen, göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die eben so tiefsinnig sind, als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüts und bekennt: Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für die beiden Welten, für Kunst und Wissenschaft."

Was Novalis als Dichter geliefert hat, sind nur Anfänge und tastende Versuche eines poetischen Geistes, der, wenn er länger auf Erden geweilt hätte, vielleicht Erstaunenswürdiges geleistet haben würde. Wie seinem Seelenleben der zarte Duft des Geheimnisvollen anhing, so webt dieser auch überall über seinen Dichtungen, in denen uns aus dem Dämmergrunde einer tiefen Mystik und eines poetisch verklärten Kultus bisweilen das Reinste und Höchste entgegentritt, was je aus einer fühlenden Menschenbrust gekommen ist. Schade nur, daß dieser hochbegnadete Dichtergeist in seinen eigenen Tiefen sich verlor und das reiche Leben, das in ihm wogte, zu keinem abgeschlossenen Ganzen herauszuarbeiten vermochte!

Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem unvollendet gebliebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen" (Zuerst in „Novalis Schriften." Herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, 2 Teile 1802). In diesem Werke wollte er seines Lebens Aufgabe erfüllen, „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend die Welt erobern" (Adam Müller) und eine Apotheose der Poesie liefern. Und wirklich, die Anlage dieser Dichtung war großartig genug. Aber die Ausführung zeigte nur zu sehr, daß es ihm an Kraft gebrach, dieses vielfädige Gewebe von Anschauungen plastisch zu gestalten. Schon in seinen Anfängen verliert der Roman sich in Träumerei. Die unfaßbare „blaue Blume" der Poesie, die darin ihr Wesen hat, kommt nicht klar zum Verständnis. Das ganze, schöne, ahnungsreiche Werk mit der grundmystischen Anschauung, daß alles im alltäglichen Leben ein

Digitized by Google

Wunder sei, ist kein wahrhaftes Kunstwerk. Es fehlt zu sehr an Thatsächlichem, an Handlung und Charakterzeichnung. Das Ganze ist so überfüllt mit Reflexionen über Geistiges und Greifbares, bald über Poesien und Physik, bald über Kaufmannschaft und Bergbau, daß es nur zum Teil ansprechen kann. Einzelne Stücke aber, wie zum Beispiel das Zwiegespräch Heinrich's mit Mathilde, der Tochter Klingsor's, sind Perlen der Poesie, die an die Keuschheit und Zartheit der alten Minnedichtung erinnern.

Wie in seinem „Ofterdingen", so finden sich auch in seinen „Fragmenten" in aphoristischer Weise dieselben Anläufe zu einem umfassenden Aufbau der romantischen Anschauungen. Nur daß in diesen abgerissenen Aussprüchen die ganze Mannigfaltigkeit der Lebens- und Bildungsstoffe, die Novalis mit seiner Geistesweite umspannte, und die er alle in eine Einheit von Poesie und Religion aufzulösen suchte, noch breiter sich entfaltet. Hier wird alles zum Gliede eines großen, geheimnisvollen Ganzen. Selbst die Mathematik und die einzelnen Gewerke finden hier ihre Stellung und erhalten tiefe, symbolische Bedeutung.

Für sein gelungenstes Werk erklärte Novalis seine „Hymnen an die Nacht". Und es ist wahr, — hier, wo er von dem sinnezerstreuenden Tageslicht sich abwendet zu der schweigenden Nacht, um über Liebe, Jenseits, Tod und Erlösung zu sinnen, hat er die geheimsten und weihevollsten Klänge seines Geistes ausgeströmt.

Aber dieses, wie alle vorerwähnten Werke, hat nicht die Wirkung und dauernde Bedeutung seiner „Geistlichen Lieder" erreicht. Diese dreizehn Lieder, darunter: „Wenn alle untreu werden", „Was wär' ich ohne dich gewesen", „Wer einsam sitzt in seiner Kammer", haben ihm die wärmsten und zahlreichsten Freunde erworben. Manche Gesänge waren alsbald in aller Munde, gingen in die Gesangbücher der Gemeinden über und mögen an manchen Herzen in jener glaubensarmen Zeit ihr stilles Segenswerk vollbracht haben. Ja diese Lieder, die nur einzelne Teile und Bruchstücke eines Gesangbuchs sein sollten, das er mit Tieck gemeinschaftlich bearbeiten wollte, haben in der Geschichte des evangelisch-geistlichen Liedes eine ganz neue Epoche begründet, in deren Nachwirkung wir noch heute stehen. Als das geistliche Lied zum Träger der flachsten Moral herabgewürdigt war und auch jede Gemeinschaft mit wahrer Poesie verloren hatte, mußte eine solche Kundgebung des tiefsinnigen, liebevollen, mit aller

Digitized by Google

Sehnsucht hingegebenen Gemüts den Born tieferer christlicher Empfindung wieder eröffnen. Muß man auch zugeben, daß diese Dichtungen zu subjektiv sind, um als echte Kirchenlieder gelten zu können, ja daß einige derselben, wie die Abendmahlshymne und das Lied: „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?“ sich pantheistisch verlieren, so bleibt dennoch gewiß, daß sie voll der innigsten und zartesten christlichen Poesie sind und daß sich in ihnen zum ersten Male wieder das melodische Seelenleben einer zugleich wahrhaft dichterischen und religiösen Natur mit echter, heißer Innigkeit ausprägte.

Novalis hat auch weltliche Lieder gedichtet, die wir zum Teil in seinem Roman „Ofterdingen“ eingestreut finden. Es sei nur erinnert an das in Auffassung und Durchführung schöne Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren“, an das freudige Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erden, der ihre Tiefe mißt,“ auch an das anmutige Mädchenlied: „Sind wir nicht geplagte Wesen?“ in welchem sogar ein schalkhafter Zug hervortritt, wie denn auch in dem Frühlingslied unter den „Vermischten Gedichten“ ein naiver Humor spielt. Sie alle haben Schmelz und Wohllaut der Sprache, Tiefe und Wahrheit der poetischen Empfindung, wie die geistlichen Lieder. Höchst merkwürdig ist das Gedicht über dem Eingang eines Kirchhofs: „Lobt doch unsre stillen Feste.“ Hier blicken uns stille, selige Geisteraugen wie aus dem Angesicht eines Sterbenden an, welches bereits vom neuen Leben durchleuchtet und verklärt erscheint. Dies Lied ist für Novalis' eigentümliches Wesen besonders bezeichnend, wie es, von der Sehnsucht nach dem Überirdischen getragen, dem Erdenstaube sich enthob.

Zwei jüngere Brüder von Novalis, Karl Gottlieb Albrecht von Hardenberg (1776—1813) und Georg Anton von Hardenberg (1773—1825), haben sich ebenfalls als Dichter der romantischen Schule bekannt gemacht. Der erstere mit dem Dichternamen Rostorf trat 1802 zur römisch-katholischen Kirche über. Der letztere dichtete unter dem Pseudonym Sylvester. Aus dem Goetheschen König von Thule gestaltete er eine anmutige Märchenerzählung (Dichtergarten 1807).

Novalis' um ein Jahr jüngerer Freund war Ludwig Tieck (1772—1853), der die Romantik auf ihre Höhe führte und als der eigentliche Altmeister und kampfbereite Vertreter der Schule gelten

Digitized by Google

muß. Er hat ein vielbewegtes, an Studien, Verkehr und Wanderungen reiches Leben geführt und ein hohes Alter erreicht. Am 31. Mai 1773 wurde Johann Ludwig Tieck als der älteste Sohn eines wackeren, über seinen Stand hinaus gebildeten Seilermeisters in Berlin geboren. Er besuchte, in inniger Freundschaft mit dem später als Dichter namhaft gewordenen Wilhelm Heinrich Wackenroder verbunden, das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium seiner Vaterstadt unter Friedrich Gedike, studierte von 1792 bis 1794 zu Halle, Göttingen und Erlangen Geschichte, Archäologie und Philologie, alte und neue Poesie. Im Herbst 1794 kehrte er nach Berlin zurück, war später einige Zeit in Hamburg und vermählte sich dort im Frühjahr 1798 mit Amalie, der Tochter des Pastor Alberti, eines Hauptgegners des bedeutenderen Hauptpastors Johann Melchior Goeze. In den Jahren 1799 und 1800 verweilte er zehn Monate in Jena, dem damaligen Sammelplatze der jungen Schule. Von dort wandte er sich über Hamburg nach Berlin, lebte von 1801 bis 1803 in Dresden, dann auf dem Finkenstein'schen Gute Ziebingen bei Frankfurt a. d. O. Im Winter 1804 war er in München, wo er, bereits gichtisch leidend, gefährlich erkrankte, und im nächsten Jahre trat er in Gesellschaft seines Bruders, des Bildhauers Friedrich Tieck (1776—1851), und seines Freundes, des später als Kunsthistoriker und Novellist bekannt gewordenen Freiherrn Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), eine Reise nach Italien an, zunächst um in Rom die mittelhochdeutschen Dichtungen in den Manuskripten des Vatikan zu studieren. Im Herbste 1806 kehrte er nach Ziebingen zurück, reiste 1808 nach Wien, von da im Winter nach München, erkrankte hier wieder gefährlich an der Gicht und ging 1810 der Kur wegen nach Baden-Baden, von wo er ziemlich genesen in Ziebingen ankam. Während des Befreiungskrieges lebte er im Sommer 1813 mit seiner Familie in Prag, machte 1817 eine Reise nach Paris, 1818 nach England, von wo er 1819 heimkehrte und seinen Wohnsitz als Theaterintendant mit dem Hofratstitel in Dresden nahm. Im Jahre 1842 kehrte er auf den Ruf Friedrich Wilhelm's IV. in seine Vaterstadt Berlin zurück und wohnte im Sommer in Potsdam, bis er in seinem achtzigsten Lebensjahre am 28. April 1853 nach langen und schmerzvollen Leiden in Berlin starb. Bis zum Jahre 1798, wo der „Sternbald" als

Digitized by Google

von ihm „herausgegeben" erschien, hatte sich Tieck vor seinen Schriften nur als Bearbeiter von Shakespeare's Sturm 1796 genannt; alle übrigen waren entweder anonym oder unter den Namen Peter Leberecht und Gottlieb Färber erschienen.

Unstreitig ist er einer der bedeutendsten Dichter der Neuzeit. Denn nicht allein, daß er sich auf allen Gebieten der Poesie bewegte, alle möglichen Phasen der Zeit durchmachte und in vielen Beziehungen einen neuen Ton anschlug, sondern er vereinigt auch in sich eine reiche Phantasie, große Gewandtheit der Darstellung und neben echter und feiner Satire ein nicht unbedeutendes Maß von Humor. Und dennoch muß man auch ihm, wie fast allen Romantikern, die eigentliche dichterische Schöpferkraft absprechen und kann ihm nur jene geistige Beweglichkeit des Talents zugestehen, die sich in alles, in das Nächste wie Fernste, hineinzuleben versteht und zugleich so viel Gestaltungsgabe besitzt, um das Angeeignete wieder als ein Neues herauszubilden. Auf diesem Wege wenigstens sind die meisten seiner Dichtungen entstanden. Immer bedurfte er dazu der Anregung von außen, sei es durch Studien, durch Bewegungen der Zeit oder gegnerisches Ärgernis, und je nach der Natur dieser Anregungen wechselte auch die Haltung und der Ton seiner Poesie. Bald klang bei ihm Goethe, Shakespeare oder Cervantes durch, bald die mystische Phantastik und Kunstanschauung des Mittelalters, bald wieder die Lebensanschauung der modernen Gegenwart. Und wenn er mit dem finstersten Skepticismus in seinem „Abdallah" begann, sich dann in seinem „Peter Leberecht" der Nicolai'schen Aufklärung zuwandte, so ging er darauf durch jene tiefere Religiosität und Kunstandacht hindurch, die ihn zum gelassenen Richter alles Früheren machte, um zuletzt am Ende seiner Laufbahn mit heiterem Behagen auf seinen Lebensweg zurückzuschauen.

So fehlte es ihm nicht nur an wahrhafter Originalität, deren Mangel er durch die Begeisterung für seine Stoffe, durch technische Vollendung und interessante Einzelheiten zu verdecken vermochte, sondern noch mehr an jener Ruhe und Stetigkeit des Genies, die zu nichts Neuem übergeht, ehe sie nicht das Frühere ganz erschöpft hat. Am Abend seines Lebens soll er selbst gesagt haben: „Man fragt und wundert sich immer, daß ich den „Aufruhr in den Cevennen" und viele meiner sonstigen Entwürfe nicht vollendet

Digitized by Google

oder gar nicht ausgeführt habe. Darauf ist die Antwort sehr leicht. Es geschah, weil es über meine Kräfte ging. Andere und ich selbst nahmen mich in der Jugend für ein Genie; ich bin aber nur ein bescheidenes Talent gewesen". Daher auch in seiner Dichtung diese ruhelose Willkür, die die heterogensten Elemente miteinander vermengt, dieser Wechsel der Tonart, die oft aus der glühendsten Phantastik und Empfindung in die kälteste Reflexion oder gar in Ironie umschlägt, in der er Meister ist. Alle diese Mängel übersah die romantische Schule und erhob ihn zu seinem eigenen Schaden sogar über Goethe, nicht allein, um durch seinen hochgepriesenen Namen Ansehen zu gewinnen, sondern weil sie auch wirklich im Enthusiasmus für ihn befangen war. Jetzt wird man diesen in solchem Grade nicht mehr teilen können. Aber um so eher kann man auch seine wahrhaften Verdienste erkennen, die nicht unbedeutend sind. Er verlieh der poetischen Sprache einen seltenen, musikalischen Rhythmus und Wohllaut, wie der Prosa stilistische Reife, Frische und Klarheit. Er führte die Dichtung wieder auf nationalheimische Elemente zurück und deckte die treuherzige Innigkeit und Tiefe derselben auf. Er begründete eine tiefere, symbolische Komik bei uns Deutschen, trug wesentlich zur Weiterentwicklung der Novelle bei und wirkte überhaupt auf den Kunstsinn und Geschmack unserer Nation so bedeutend ein, wie fast keiner der späteren Dichter seit Goethes Tagen.

Um seine reiche, umfassende Thätigkeit, in der er die Zeit abspiegelte, zu begreifen, ist es angemessen, sie nach drei Perioden zu überschauen.

In seiner Entwicklungsperiode jugendlichen Suchens und Strebens, in der er lange schwankte, ehe er den rechten Boden fand, tritt uns nächst seiner Erzählung „Abdallah" (1795), einem orientalischen Schauerbilde, und seinem „Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten" (1795, 96), sein Roman „Die Geschichte des William Lovel" (1795, 96) entgegen. Hier zeigt es sich am deutlichsten, wie Tieck anfangs sich ganz an Goethe anlehnte, denn in dem Helden dieses Romans, William Lovell, sind durchaus dieselben Krankheitsstoffe der Zeit, die schon Goethe in seinem „Werther" und in gewisser Beziehung auch im „Faust" behandelte, die lyrische Sentimentalität und der schrankenlose Weltschmerz verschmolzen und bekämpft. Der Roman hat etwas Unreifes, Wildes und

Digitized by Google

Dämonisches und läßt tief in den gähnenden Abgrund einer durch Melancholie und Hypochondrie zerrissenen Seele schauen. Obgleich Tieck in der Vorrede zu der zweiten, hin und wieder gekürzten Auflage (1813) diese chaotische Darstellungsweise zu entschuldigen sucht, indem er sagt, er wolle hier ein Gemälde der Verwirrung und der Seelenkrankheit seiner Zeit hinstellen, so kann das den Roman nicht angenehmer und bedeutsamer machen.

Viel nachhaltiger als dieses Werk waren „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“ (1798). Auch dieser unabgeschlossene Künstlerroman, in welchem Tieck die Goethe'sche Prosa des Wilhelm Meister zum Muster nahm, ist als Kunstwerk ziemlich verfehlt. Der Held, der sich in sentimentaler Kunstsehnsucht gänzlich verliert, ist eine Karikatur. Die krankhafte Denkweise der romantischen Schule wird aufs stärkste verfochten und dem Kunstgenie die größte Tollheit der Gedanken als natürlich zugestanden. Das Ganze ist so voll überschwenglicher Phantastik, daß es trotz seiner schönen Sprache und einzelner trefflicher Schilderungen keine Befriedigung bieten kann. Dennoch gewann der Roman große Bedeutung, denn er ist die erste erzählende Dichtung von Begebenheiten aus der wirklichen Welt, von Begebenheiten, an deren Wahrheit wir glauben sollen, in die jener romantische Geist eindringt, den Tieck bisher nur in Märchen, in der Lyrik und in der Komödie hatte walten lassen. Auch stellte er zuerst die Grundsätze von der religiösen Heiligung der Künste auf, von welcher die romantische Schule ausging. Hierdurch hat er in überschwenglicher Kunstandacht und in Übereinstimmung mit seines Freundes Wilhelm Heinrich Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797) viel zur Anregung tieferen Kunstsinns gewirkt.

In dieser Periode wandte er sich auch der Lyrik zu und wußte in einzelnen Liedern, wie „Blumen“, „Nacht“, „Herbstlied“, „Andacht“, „Trauer“, „Lockung“ und „Zuversicht“, so innige und melodische Töne anzuschlagen, daß man sich wundern muß, wie es ihm möglich war, später in andern, wie in seinen „Reise-Gedichten“ (1805—1806), wieder in so bare Prosa hinabzusinken. Auch eine Anzahl von Romanzen dichtete er jetzt. Aber wenn es ihm auch in diesen oft gelang, die Einfalt und den Humor mittelalterlicher Epik meisterlich wiederzugeben,

Digitized by Google

wovon namentlich „Der getreue Eckart“ und „Die Romanzen vom kleinen Däumchen“ Zeugnis geben, so widerfuhr es ihm hier doch noch öfter, daß er in jene altertümelnde Maniriertheit verfiel, die wir in seiner durchgängig im Schauerton gehaltenen Romanze „Die Zeichen im Walde“ auf die Spitze getrieben finden. (Tiecks „Gedichte“ 1821—1823. Neue Ausg. 1841.)

In seiner zweiten Periode, die zeitlich wie sachlich nur eine flüssige Grenze gegen die erste und dritte hat, geht er zur Märchen- und Komödiendichtung über. Da treten uns zunächst entgegen die „Volksmärchen von Peter Leberecht“ (1797), weiter die „Romantischen Dichtungen“ (1799, 1800), die wesentlich dazu beigetragen haben, der Schule ihren Namen zu geben, und endlich „Phantasus.“ Eine Sammlung von Märchen, Erzählungen, Schauspielen und Novellen (1812 bis 1816). Es sind dieses drei verschiedene Sammelwerke, die ich zusammenfasse, weil alle drei die hierhergehörigen, teilweise einzeln veröffentlichten Dichtungen von Tieck enthalten. Als poetischer Polemiker erscheint er in Lustspielen, von denen die bekanntesten sind: „Der Blaubart“, „Der gestiefelte Kater“ (1797), „Prinz Zerbino“ und „Die verkehrte Welt“ (zuerst in dem zu Berlin 1799 erschienenen zweiten Teile von A. F. Bernhardis „Bambocciaden“). In diesen Stücken hat er Bedeutendes geleistet und sich als den Meister geistreicher Komik gezeigt. Sie sind zur Aufführung ungeeignet, teils weil sie das Bühnenwesen zu wenig berücksichtigen, teils weil sie ein gar zu feines ästhetisches und litterarisches Verständnis beanspruchen, das man dem großen Publikum nicht zutrauen darf. Sie haben den echt romantischen Charakter, und doch sind sie der aristophanischen Kunst nahe verwandt, indem in ihnen nicht das Komische absichtlich konstruiert, sondern an grotesken Bildern anschaulich gemacht wird. Eigentümlich ist ihnen, wie ihre Namen schon bezeugen, daß das Märchen hier mit der wirklichen Welt der Gegenwart verschmolzen wird. Auf märchenhaftem Hintergrund entwickelt sich voll Tiefsinn das Leben der Gegenwart. Führen diese Lustspiele auch sehr phantastische Charaktere vor, so weiß doch Tieck die mythische und die wirkliche Welt in ihnen überzeugend zu verschmelzen. Eine andere Eigentümlichkeit dieser Lustspiele, und darin lag ihre große Bedeutung, ist die, daß sie gegen das

Digitized by Google

Philistertum im Leben und in der Poesie, gegen die flache und kleinbürgerliche Nüchternheit der Aufklärer, besonders gegen das Haupt derselben, den Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) in Berlin, den Verfasser des Romans „Sebaldus Notanker" (1773—1776), ankämpfen und sämtlich Feldzüge sind, gegen die Borniertheit auf dem Gebiete des Geschmacks gerichtet. So wird z. B. im „Blaubart" die Spieß-Cramer-Schlenkert'sche Romanfudelei gegeißelt. So wird im „Gestiefelten Kater", der seiner übersprudelnden Laune, seiner tiefhumoristischen Satire und dramatischen Wirksamkeit wegen wohl am lesenswertesten ist, Iffland und der damalige kritische Kleinhändler K. A. Böttiger (1760—1835) persifliert, und im „Prinz Zerbino" ist in der Person des „Nestor" die ganze Pedanterie und Nützlichkeitstheorie der damaligen, vermeintlichen Weltverbesserer verkörpert.

Nachdem Tieck sich während dieser Zeit durch eine Übersetzung des Don Quixote (1799—1801), eines Teils der Minnelieder (1803), und teilweise auch des Shakespeare (1796, 1811), der alten und der fremden Romantik bemächtigt hatte, ging er an umfassendere Schöpfungen, in welchen die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck finden sollte. Diese waren „Leben und Tod der heiligen Genoveva, ein Trauerspiel" (1821) und „Kaiser Oktavianus. Ein Lustspiel in zwei Teilen" (1804), Bearbeitungen der gleichnamigen Volksbücher. In der Genoveva machte er einen großartig durchgeführten Versuch, alle Formen der Dichtung zu gleicher Zeit anzuwenden und, Epos, Lyrik und Dramatik mit einander verbindend, zu einer Art von Universalpoesie zusammenzuschmelzen. An eine Charaktertragödie im modernen Sinne des Wortes ist hier nicht zu denken. Das Leben und der Tod der heiligen Genoveva ist nur ein leitender Faden, um zugleich mit der frommen Tugend, dem Elend und der endlichen Verklärung der Dulderin ein Gesamtbild des ganzen mittelalterlichen Lebens vor uns aufzurollen, — den Heldensinn und die Begeisterung des Kriegs, den Gegensatz des Morgen- und Abendlandes, die Weihe des Wunders und das Märtyrertum. Daher denn auch die Vielheit der Motive, die sich nicht selten einander widersprechen. Während die Geschichte der Genoveva mit tausend Zungen die göttliche Durchhilfe der Gnade predigt, steht daneben in der Geschichte Golo's der blindeste Naturfatalismus, der sich besonders in jenem

Digitized by Google

unheimlich anziehenden Liede: „Dicht von Felsen eingeschlossen" ausspricht, welches, wie Tieck selbst sagt, die ursprüngliche Veranlassung der ganzen Dichtung war. Fehlt es auch dem Ganzen an einem innerlichen Bande, das die überreich blühende Mannigfaltigkeit vereinigt, so verdient die Schönheit und die Anschaulichkeit der Gebilde, sowie der vielfach innige und tief ergreifende Ton Beachtung und Anerkennung.

„Kaiser Oktavian" hat eine größere Klarheit und Abgeschlossenheit, und steht wohl als die vollendetste Dichtung der romantischen Schule da. Freilich vermischen sich auch in ihm alle Formen der Poesie. Es verschmelzen sich tragische und komische Elemente in bunter Fülle. Morgen- und Abendland, alle Stände, Alter und Geschlechter wogen wie auf einem Maskenballe bunt durcheinander. Die Tendenz ist Verklärung des „alten, romantischen Landes", seines Heldentums und seiner keuschen Frauen, seiner Minne und seiner Wunder.

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!"

Man muß gestehen, daß der Dichter seinem Ziele sehr nahe gekommen ist. Nirgend hat er so konsequent den wahren Ton der Romantik getroffen und festgehalten, nirgend die Zeit, in die er versetzt, so treu abgespiegelt, nirgend durch Farbenpracht, Wärme und Heiterkeit so zu fesseln gewußt, als hier. Allerdings bringt die tolle Willkür der Anlage, die müßige Breite der Ausführung und das Spiel mit leeren Einfällen dem Leser hier und da Übersättigung.

Beide Stücke haben in ihrer äußeren Anlage und Ausführung viel Gemeinsames. Beide umschließt ein festspielartiger Rahmen, den in der Genoveva der Prolog des heiligen Bonifacius, im Oktavian der Aufzug der Romanze bildet. Beide Stücke lassen den Leser im Überfluß poetischen Reichtums und Genusses schwelgen, verherrlichen die Poesie an sich und sehen im Mittelalter der Menschheit goldene Zeit. Trotz großer äußerer Anmut und Anziehung und einer Seelenmalerei von hohem Reiz empfindet man den Mangel des Natürlichen und Unmittelbaren und empfängt darum keinen ungetrübten und reinen Eindruck.

Viel beliebter, als durch diese Dichtungen, wurde Tieck durch

Digitized by Google

seinen „Phantasus", eine Sammlung von Novellen, Erzählungen, Märchen und den früheren Märchendramen mit einem zwischendurchlaufenden, das Ganze einrahmenden Kunstroman, in dessen dialogischen Partien eigentlich die vollständige Ästhetik und Doktrin der romantischen Schule enthalten ist. Daß dieses Sammelwerk bald ein Lieblingsbuch der Zeit wurde, ist leicht begreiflich. Denn hier erstand eine reizend-phantastische Märchenwelt, die in den „Volksmärchen von Peter Leberecht" — aus denen manches hieher überging — nur vorbereitet war. Der Dichter behandelte hier liebliche, anmutige Stoffe in allgemein faßlicher Form. So finden wir die alten, köstlichen Volkssagen „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser", „Liebesgeschichte der schönen Magelone" und in dramatischer Form „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen" und „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" wenn auch nicht ohne Modernisierung, doch in lebendiger, volkstümlicher Weise wiedergegeben. Wir treffen auf echte Märchen, wie „Die Elfen", „Der blonde Eckart" und „Der Runenberg", in denen der ganze Zauber der Waldeinsamkeit, der Reiz und das Grauen der Naturkräfte waltet. Wir finden die schöne Novelle, „Der Pokal", in der eine moderne Wirklichkeit im magischen Lichte wunderbarer Einflüsse erscheint. Die Erzählung „Liebeszauber" möchte eher abstoßen, da sie einen spukhaften Mordgreuel behandelt, der mehr dem wüsten Aberglauben, als dem sinnvollen Märchen angehört. Leider lebt das schöne Buch „Phantasus" fast nur noch in der Litteraturgeschichte fort. Es sollte recht viel von der reiferen Jugend gelesen werden, zumal es nicht nur reiche Nahrung für die Phantasie, sondern bei der stilistischen Klarheit, Frische und Gewandtheit seiner Prosa auch herrliche Muster für die Kunst des sprachlichen Ausdrucks bietet.

Der dritte Band des Phantasus enthält das Märchendrama „Fortunat". Es kann in seiner Art wohl als ein Seitenstück zum Oktavian gelten und ist vielleicht noch reicher an erquicklichem Humor und sprachlicher Schönheit. Jedenfalls hat es eine größere dramatische Gedrungenheit.

In seiner dritten Periode der ruhigeren Jahre, die 1819 nach Vollendung einer Reise nach England mit seiner Übersiedelung nach Dresden begann, verließ Tieck überhaupt die eigentlich poetische Darstellung und ging mit der Form der No-

Digitized by Google

velle, die ihm vornehmlich durch mannigfaltige Studien fremdländischer Litteratur am geläufigsten geworden war, in die künstlerische Prosa und in das moderne Geistesleben der höheren Gesellschaft ein. In diesen Novellen zeigte er eine solche Meisterschaft, daß seine Anhänger ihn sogar mit einem gewissen Scheine des Rechts in dieser Hinsicht über Goethe stellen konnten, da er bei klarer und anschaulicher Darstellung einen Reichtum der Gedanken entfaltete, wie er vorher eigentlich nicht zu finden war. Alles, was ihn selbst und die Gegenwart bewegte, brachte er hier zur Sprache und zog die Fragen des socialen Lebens, der Kunst, der Litteratur, wie der Religion in den Bereich seines Schaffens. Das eigentliche Volk mit seinem täglichen Ringen und Kämpfen um Dasein und Genuß bleibt ihm auch hier, wie überall, fern. Auf diese Weise hat er den Wirkungskreis der Novelle, die bei Cervantes und Goethe mehr nur als Episode des Romans vorkommt, zu größerem Umfange erweitert, und erst durch ihn ist sie an geistigem Inhalt so hoch angewachsen, wie wir sie jetzt besitzen. Ist die Fülle des Gehalts und die Schönheit der Darstellung das Meisterliche in der Tieck'schen Novellistik, so zeigt sich daneben auch manches Unerquickliche und Tadelnswerte. Das Eingehen auf die Zeitinteressen verläuft hier sehr oft in die Oberflächlichkeit leichter Konversation, in eine Breite des Raisonnements, unter der die eigentliche Handlung verkümmert, so daß manche seiner Novellen fast den lästigen Eindruck salonartiger Geistreichigkeit und Geschwätzigkeit machen. Auch findet sich mancherlei Gemachtes und Berechnetes. Die alte romantische Schwäche, mit der Sitte auch die Sittlichkeit geringzuschätzen, macht sich mitunter geltend. Dabei fehlt es oft an einem geistigen und sittlichen Centralpunkt der Beurteilung, die der Verfasser seinem Leser darbietet. Wir vernehmen aus dem Munde seiner Personen die verschiedensten Ansichten, ohne seine eigne Überzeugung dabei erfassen zu können.

Die schönste seiner Novellen bleibt wohl „Dichterleben" (Taschenbuch „Urania" f. 1826), worin er die Gestalt Shakespeares und seiner begabten, aber maßlosen Zeitgenossen, der Dichter Marlowe und Greene, poetisch wiedergiebt und die Dichtkunst teils als eine furchtbare, lebenzerstörende Gewalt teils als eine segenbringende Gottesgabe darstellt. Hier zeigt sich eine Strenge in der Durchführung der Idee, eine Wahrheit

Digitized by Google

und schöne Anschaulichkeit der Darstellung, wie sie nicht nur bei den Romantikern, sondern in der ganzen Litteratur zu den seltensten Erscheinungen gehört. Zu dieser Novelle bildet das Gegenstück „Des Dichters Tod", worin er das Scheiden des vielgeprüften portugiesischen Dichters Luis Camoëns und seine tiefe, unglückliche Liebe zu Katharina von Attayde schildert. Sie ist der vorigen ebenbürtig, nur daß hier im Gegensatz zu dem frischeren Leben jener die stille Tragik der Heimatlosigkeit und die Elegik himmlischen Heimwehs überwiegt.

Viel gerühmt ist auch „Der junge Tischlermeister". Aber trotz seiner frischen Darstellung hat er sich doch nie allgemeinen Beifall erringen können, woran vielleicht weniger die Überfülle der Erörterungen, als das Mißliche des Stoffes und der Anlage schuld ist. Denn der Handwerkerstand, der in dem Tischlermeister dargestellt wird, zeigt sich hier auf einer solchen Stufe der Veredelung, daß er bis in die Aristokratie der Gesellschaftskreise hineinragt und also, über sich selbst hinausgehend, eine unnatürliche Stelle gewinnt, und der Schluß eröffnet einen Abgrund von Unsittlichkeit, gegen welchen der tragische Ausgang der „Wahlverwandtschaften" eitel Schönheit und Wahrheit ist. Viel lesenswerter sind „Die Gesellschaft auf dem Lande", worin der Dichter ein anschauliches Bild von den preußischen Zuständen unter Friedrich dem Großen giebt, oder „Der Hexensabbath", ein kontrastreiches Gemälde von humaner Bildung und dumpfester Borniertheit, worin er einen in Arras gegen Ende des Mittelalters angestrengten Hexenprozeß darstellt. Außerdem sind höchst lesenswert „Die Gemälde", „Der 15. November", „Musikalische Leiden und Freuden", und „Des Lebens Überfluß", die wohl zu den besten der Tieckschen Novellen gehören mögen. Andere wie „Das Zauberschloß" überschreiten zu sehr die Grenzen der Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit oder leiden, wie „Waldeinsamkeit" und die sonst geistvolle „Vogelscheuche" an phantastischer Albernheit und gesuchtem Humor, während noch andre, wie „Eigensinn und Laune", worin die jugenddeutschen Emancipationsgelüste in ihrer ganzen Blöße dargelegt werden, zu sehr den Tendenzen ihrer Zeit dienen, als daß sie jetzt noch recht verständlich wären.

Das jüngste novellistische Werk Tiecks ist seine „Vittoria Accorombona", das uns in die trostlose Geschichte Italiens

Digitized by Google

im 16. und 17. Jahrhundert einführt. Die Heldin ist Vittoria, eine herrisch-schöne Römerin von herber Jungfräulichkeit, die jeden Bewerber verschmäht, weil niemand die hohe Geistigkeit ihres Wesens begreifen kann. Sie möchte verachtend dem Gemeinen entfliehen; aber überall drängt es sich an sie heran, und so kommt es, daß sie das Leben selbst als ein Spiel gesetzloser Erscheinungen ansieht und die Ehe, die tiefste Grundlage aller höheren Menschlichkeit, verwirft. Sie fällt schließlich in die Hände eines feigen und weibischen Gatten, Peretti, der in ihren Augen gar bald vor dem liebenswürdigen und männlich scheinenden Bracciano in den Schatten tritt. So verliert sie den sittlichen Halt, zieht selbst die vernichtende Katastrophe herbei und wird nach dem Tode ihres schwachen Gemahls heimlich ermordet. Der Roman, gewissermaßen ein Pendant zu Goethes „Wahlverwandtschaften", läßt noch mehr als diese einen widerwärtigen Eindruck zurück, da der Dichter hier, im vollsten Gegensatz zu seinen früheren Grundsätzen, den jungdeutschen Emancipationsideen huldigt und die Zeitfragen über die Ehe und die sociale Stellung des Weibes mit solcher Frivolität behandelt, daß man sich dabei einer sittlichen Entrüstung nicht erwehren kann. Überdies steht diese Dichtung seinen früheren Leistungen weit nach, ist in der Charakteristik der Personen mißlungen und hat trotz einzelner Schönheiten der Schilderung weder einen gehörigen organischen Zusammenhang, noch auch die Frische der Sprache, die Tieck sonst eigen ist.

Zuletzt haben wir ein der Zeit nach früheres, aber höchst bedeutsames und reifes Werk zu erwähnen, den „Aufruhr in den Cevennen". Es ist diese Novelle, worin Tieck das schwärmerische Prophetentum der Camisards und ihren fanatischen Kampf gegen Ludwigs XIV. Marschälle darstellt, der Anlage nach so großartig, in Stil und Darstellung so klar und von so viel erquicklichen Lichtstrahlen tief religiöser Auffassung verschönt, daß wir es tief bedauern müssen, daß dies Werk unvollendet blieb. Trotzdem hat es sich wirkungsvoll und folgenreich erwiesen.

Tieck ist als Romanschriftsteller, der von Walther Scott bedeutende Anregungen empfing, sehr einflußreich und voll fruchtbarer Erweckung für unsere Litteratur geworden. Unter seiner Anregung schrieben Arnim seine „Kronenwächter", Ph. J.

Digitized by Google

von Rehfues den seiner Zeit geschätzten „Scipio Cicala“, L. Rellstab seine patriotischen Romane, wie „Achtzehnhundertzwölf“ und Heinrich Koenig „Die hohe Braut“ u. a., Karl Spindler seine Romane „Der Jude“, „Der Jesuit“, „Der Bastard“, „Vogelhändler von Imst“ u. a., die ihn eine Zeit lang ungemein populär machten. Der bedeutendste unter diesen geschichtlichen Romanschriftstellern ist Willibald Alexis, dessen Werke ihren bleibenden Wert im Laufe der Zeit immer mehr bethätigt haben. Eine sehr anziehende Specialität bot in seinen mit versuchter Altertümelei hergestellten Lebensbildern J. W. Meinhold, lutherischer Pfarrer in Pommern, der später zum Katholicismus übertrat.

Große Verdienste erwarb sich L. Tieck durch seine Einführung Shakespeares in die deutsche Litteratur — „Das altenglische Theater“, „Briefe über Shakespeare“ — und auch als mustergültiger Vorleser der Shakespearischen Dramen im erweiterten Kreise litterarischer Freunde zu Dresden und Berlin, sowie durch Wiedererweckung der Beschäftigung mit altdeutscher Litteratur — „Bearbeitung der Minnelieder“, „Ulrich von Lichtenstein“ — endlich auch durch Herausgabe der Werke seiner Freunde Lenz, Wackenroder, Novalis, H. von Kleist und des Maler Müller.

Während bei Novalis die Romantik ihre höchste Idee, bei Tieck ihre reichste und vielseitigste Ausprägung fand, machten sich die Gebrüder Schlegel als die wissenschaftlich-kritischen Vertreter bekannt. In der kritischen Zeitschrift „Athenäum“ sowie von seiten A. W. v. Schlegels in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ (Wien 1808, erschienen im Februar 1809, dritte Ausgabe Leipzig 1846 bei E. Böcking vgl. D. F. Strauß „Kleine Schriften biographischen Inhalts“. Leipzig 1862) wurde ein vertiefter, wenn auch mannigfach irrtümlicher Begriff vom Wesen der Poesie verbreitet und ein immerhin anregender Einfluß durch Übersetzungen und Kritiken mehr als durch eigene Schöpfungen ausgeübt.

Der ältere Bruder August Wilhelm von Schlegel, geboren am 8. September 1767 zu Hannover, gestorben als Professor an der Universität zu Bonn am 12. Mai 1845, ist

Digitized by Google

besonders dadurch bedeutend, daß er Shakespeare und die Poesie der Spanier, wie vornehmlich Calderon, auf deutschen Boden verpflanzte, so wie er später auch die indische Litteratur bei uns einführte. Von seinen eigenen Schöpfungen ist fast nur noch die durch Sprachwohllaut ausgezeichnete, aber innerlich kalte Romanze „Arion" bekannt, während gerade das viel herzenswärmere „Totenopfer für (seine Stieftochter) Auguste Böhmer" und seine treffliche Elegie „Rom", in der er die Gründung der Weltstadt und die Geschichte ihres Reiches bis auf die neuere Zeit besingt, fast gänzlich in Vergessenheit geraten sind. Der jüngere Bruder, Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel, geboren am 10. März 1772 zu Hannover, gestorben am 11. Januar 1829 zu Dresden, der 1803 zur katholischen Kirche übertrat, war dem älteren an Schöpferkraft überlegen. Doch auch er hat des Nachhaltigen nicht viel geliefert. Am meisten Aufsehen machte er durch seinen Roman „Lucinde", worin auf einmal eine rücksichtslose und schnöde Frechheit der Romantiker in voller Nacktheit zur Schau kam. Denn ohne alle Scheu predigte er hier den schamlosesten Kultus des Fleisches und den Kommunismus der Liebe, stellte die Sinnlichkeit als durchaus unschuldig, das Nackt-Natürliche als ehrwürdig dar und gründete die verführerischen und verderblichen Umsturzideen des sogenannten jungen Deutschlands auf sittlich-religiösem wie auf politisch-socialem Gebiet. Im Grunde ist der Roman eine bloße Nachahmung von Wilhelm Heinses — „Ardinghello", der ebenfalls den sinnlichen Genuß zum Princip macht; aber wie er an diesen poetisch nicht heranreicht und überhaupt ein gekünsteltes Machwerk ist, so tritt in ihm auch die Lüsternheit des Inhalts weit widerlicher hervor. Mit Recht meinte Schiller, des Verfassers Göttin sei hier die Frechheit, und wenn der edle Schleiermacher dennoch den Roman in seinen „Vertrauten Briefen über Lucinde" verteidigte, so geschah das in einem Jugendwahn, den er später tief bereute. Zu derselben Zeit trat von Schlegel auch mit seiner „Theorie der Ironie" hervor, die in der ästhetischen Doktrin der romantischen Schule eine Hauptrolle spielte und leider bis in die Tage des jungen Deutschlands unsere Litteratur beherrschte. In ihr behauptete er, dabei auf Fichtes Lehre vom absoluten Ich fußend, daß das „unendliche" Individuum das Recht habe, sich zum willkürlichen Richter über alles zu machen

Digitized by Google

und sich über die Welt wie über sich selbst „in freiester Licenz" hinwegzusetzen", um der Gewöhnlichkeit gegenüber seine Genialität zu bekunden. Daß diese Lehre zu gefährlichen Konsequenzen auf dem Gebiete des Lebens wie der Poesie führte, liegt auf der Hand. Setzte sie dort an die Stelle des Sittengesetzes das geniale Belieben und räumte so dem Egoismus die höchste Macht ein, so verhalf sie hier dem Spiel des Witzes und der Phantasie im Kleinsten wie im Größten zur unbedingten Herrschaft und verführte zu der Ansicht, daß die höchste Poesie in Selbstgenuß und Parodie beruhe. Durch diese Theorie wurde Fr. von Schlegel recht eigentlich zum Tonangeber der Schule.

A. W. von Schlegels Frau Karoline Schlegel (1763 bis 1809), eine Tochter des berühmten Göttinger Orientalisten Michaelis, zuerst verheiratet an den Physikus Dr. Böhmer in Clausthal, den sie nach vierjähriger Ehe durch den Tod verlor, darauf Schlegels Frau und dann von ihm geschieden, die Frau Schellings, — war Schlegels Gehilfin namentlich bei seiner feinsinnigen Abhandlung „Über Shakespeares Romeo und Julia" (zuerst in Schillers „Horen" von 1797) und bei verschiedenen seiner sehr zahlreichen Recensionen. Besonders aber verdient sie in der Litteraturgeschichte genannt zu werden wegen ihrer Briefe, die G. Waitz (1871) herausgegeben hat; denn diese Briefe sind nicht nur wichtig als litterarhistorische Quelle, sondern Musterleistungen nach Form und Inhalt. Zur Charakteristik dieser liebenswürdigen, begabten, aber auch dämonischen und sittlich sehr haltlosen Frau dient „Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Litteraturblüte" von R. Haym (in den „Preußischen Jahrbüchern" 1871).

Geistig verwandt mit ihr, aber ihr überlegen an schöpferischer Kraft war Friedrich Schlegels Frau Dorothea Schlegel (1770—1839), die Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn (1729—1786), geschiedene Frau des israelitischen Kaufmanns Simon Veit in Berlin und Mutter des Malers Philipp Veit, die nach ihrer Verheiratung mit Fr. Schlegel 1802 in Gemeinschaft mit demselben am 16. April 1808 in Köln zur katholischen Kirche übertrat. Sie hatte zuvor dem Kreise der Rahel Levin, der nachmaligen Gattin Varnhagens, und der schönen Henriette Herz, geb. de Lemos aus Hamburg,

Digitized by Google

der Frau des Arztes Marcus Herz, angehört. Ja sie war vermöge ihrer mann-weiblichen Natur in diesen Kreisen tonangebend gewesen. Als Fr. Schlegels „Freundin" kam sie zur Schriftstellerei und lieferte zuerst den unvollendet gebliebenen, von ihm ohne ihren Namen herausgegebenen Roman „Florentin" (1801), eine Verquickung des Goetheschen „Wilhelm Meister" mit romantischen Ideen und Doktrinen, aber nicht ohne Geist und durchflochten von einigen humoristisch-realistischen Partien anmutigster Art. Aus der Zeit ihrer Ehe mit Fr. Schlegel stammt Verschiedenes von ihr, was unter seinem Namen erschien, wie die Bearbeitung der alten Rittergeschichte „Loher und Maller" und die Übersetzung der „Corinne" von Frau von Staël, die 1807 und zugleich mit dem französischen Originale herauskam. In Fr. Schlegels „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" (2 Bde. Leipzig 1804) ist von ihr der erste Band, die „Geschichte des Zauberers Merlin", während der zweite Band „Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe" von Helmina von Chézy (1783—1856) bearbeitet wurde.

An die Brüder Schlegel schlossen sich nun andere verwandte Geister mehr oder weniger selbständig an, indem sie, von denselben Anschauungen ausgehend, diese teils übertrieben, teils veredelten, teils auch auf bestimmte Gebiete der Poesie übertrugen. Unter diesen betrachten wir hier zunächst Clemens Brentano und Achim von Arnim.

Wir nennen beide nicht nur deshalb zusammen, weil sie befreundet, verschwägert und in ihrer poetischen Eigenart einander ähnlich waren, sondern vorzüglich weil ihr schönstes und nachhaltigstes Thun, die Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn", mit dem Anhange „Kinderlieder" (1808) ihnen gemeinsam war. Dieses Buch, das Goethe so freudig begrüßte, worin sie nach dem Vorgange der Herderschen „Stimmen der Völker" die alten deutschen Volkslieder besonders des 15. und 16. Jahrhunderts erneuerten, enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes und läßt uns den vollen Herzschlag unseres Volkes empfinden. Hier offenbart sich seine kraftvolle Heiterkeit, sein tiefster Ernst, seine kindliche Frömmigkeit und seine närrisch scherzende Vernunft. Hier tobt deutscher Zorn und lacht

Digitized by Google

deutscher Spott. Hier betet deutsche Andacht und küßt deutsche Liebe. Hier sehen wir deutschen Wein funkeln und deutsche Thränen perlen. Die meisten unserer vielgesungenen Lieder, wie: „Wenn ich ein Vöglein wär", „So viel Stern' am Himmel stehen", „Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus", oder „Morgen muß ich fort von hier" u. a. sind Blumen, die aus dem Liederwalde dieses Buches gepflückt sind. Freilich sind die Texte oft willkürlich versetzt und überarbeitet und manches als Volkslied ausgegeben, was sich nachher als Kunsterzeugnis erwies. Dennoch hat diese Sammlung ein nicht geringes Verdienst, denn durch sie wurde die Liebe zum alten Volksgesang wieder erweckt, durch den ein frischer Geist in unsere neuere Lyrik kam.

Was die beiden Dichter einzeln geliefert haben, ist bei weitem nicht so nachhaltig, als dies gemeinsame Werk.

Clemens Brentano (1778—1842) wurde am 8. Sept. 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein am Rhein im Hause seiner Großeltern — seine Großmutter war die Romanschriftstellerin und Freundin Wielands Sophie de La Roche (1731—1807) — geboren und erhielt in der Taufe von seinem Paten, dem Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier, den Namen Clemens. Sein Vater war der von Tremezzo am Comer-See nach Frankfurt a. M. ausgewanderte Kaufmann Peter Anton Brentano und seine Mutter die schöne Maximiliane de La Roche (gest. 1793), die in Goethes „Werthers Leiden" als Fräulein B. erscheint. All das ist bedeutsam für Brentano als Dichter und Menschen; denn das italienische Blut des Vaters, das schöngeistig übertriebene Wesen der Mutter und das Schriftstellertum der Großmutter haben sich auf ihn vererbt und in seinen Dichtungen Gestalt gewonnen. Die zweite Hälfte seines Lebens und Dichtens stellte er in den Dienst der katholischen Kirche, die in der Person des Kurfürsten von Trier sich über seine Wiege geneigt hatte.

Er wurde bei der Schwester seiner Mutter, Luise von Möhn, in deren Hause der Unfriede herrschte, zu Koblenz in „strenger und unmütterlicher Zucht" gehalten und auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet. Dann mußte er nach dem Willen seines Vaters in das elterliche Haus nach Frankfurt zurückkehren, um bei ihm in die Lehre zu treten. Weil er hier dem

Digitized by Google

ernsten Vater durch wunderlich-phantastische und mutwillige Streiche viel Not machte, wurde er 1795 in die Öl- und Branntwein-Handlung des Kaufmanns Poler nach Langensalza geschickt, von wo er schon nach einem halben Jahre seinem Vater als unbrauchbar zurückgegeben wurde. Nach einigen Kämpfen zwischen dem angeborenen und dem aufgezwungenen Berufe bezog er im Jahre 1797 die Universität Jena. In demselben Jahre war sein Vater gestorben, die Mutter schon vier Jahre vorher. In Jena trat er mit den Dichtern der Romantischen Schule in Verkehr. Sein „verwildeter" Roman „Godwi", den er unter dem Schriftstellernamen Maria herausgab, ergeht sich in schrankenloser Verherrlichung der Sinnlichkeit, aber die eingeflochtenen Dichtungen sind von hoher Schönheit. Darunter befindet sich das Loreleylied: „Zu Bacharach am Rheine", wodurch er zum Schöpfer dieser vielbenutzten Loreleysage wurde. In der geistreichen Sophie Mereau, geb. Schubart, fand er seine erste, bald durch den Tod wieder entrissene Gemahlin. Nach einer ganz kurzen, unglücklichen Ehe mit der excentrischen Auguste Bußmann wurde dem schönen, ausgelassenen und dann wieder tief melancholischen und weltschmerzlichen Dichter keine Häuslichkeit wieder zu teil. Sein leidenschaftliches Werben um die fromme römische Konvertitin Luise Hensel fand keine Erhörung, führte aber zur dauernden Versenkung in katholische Mystik. Er war eine ruhelose, stets nach innerer Harmonie ringende, in sich durchaus unharmonische Natur. In ihm lagen die grellsten Gegensätze unversöhnt nebeneinander, wie sich durch seine Abkunft in ihm heiße italienische Sinnlichkeit und deutsche Gemütstiefe miteinander mischten: ein warmer Sinn für das Heilige und ein noch stärkerer Zug zum Sinnlich-Üppigen, eine priesterliche Salbung und komödiantenhafte Ausgelassenheit, eine demütige, milde Frömmigkeit und jene sich selbst bespiegelnde Eitelkeit, die bei der eigenen Bizarrerie, wie bei einem interessanten Naturphänomen verweilt.

Wie er im Leben eine in sich zerflatternde Natur war, so bewegt sich auch seine Dichtung irrwischartig zwischen schreienden Kontrasten hin und her. Entzückt er einmal durch die wunderbarste Virtuosität in der Darstellung des Kindlich-Reinen, ja erregt er bisweilen die heiligsten Töne des menschlichen Herzens, so läßt er bald wieder die dämonischen Fratzen einer wüsten

Digitized by Google

Phantasie auftauchen, die jeden besseren Eindruck vernichten. So bieten seine Werke ein so formloses Gewirr von Tollheit und Ernst, von Gottseligem und Gemeinem, von Wahrheit und Ungereimtheit, von Innigkeit und Verwilderung, daß sie, trotz aller mit unterlaufenden Reize der Poesie, doch einen vorherrschend unbehaglichen Eindruck hinterlassen.

Wenn auch durch seinen Bruder Christian seine sämtlichen Werke in vollständiger Ausgabe uns überliefert sind und dadurch sogar bisher Unbekanntes zum Vorschein gekommen ist, wie die „Romanzen vom Rosenkranz", die die Geschichte „Apones", des florentinischen Faust behandeln, so wird das Interesse für die Brentanosche Poesie doch immer nur auf einzelne, längst bekannte Stücke beschränkt bleiben, in denen des Dichters reinere Natur hervortritt. Vor allem unvergeßlich und die Perle seiner Dichtung bleibt „Die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl", in der er in ergreifender Weise darthut, zu welchem unheilvollen Ende falsche Ehrliebe führt. Diese Erzählung, die von einigen, obwohl nicht mit vollem Rechte, als die Mutter der jetzigen Dorfgeschichten genannt wird, übt durch ihre rührende Naivetät und ihre anspruchlose Wahrheit die reinste Wirkung, obschon einzelne Züge fatalistischen Aberglaubens dem Gemälde besser ferngeblieben wären. Auch „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter" werden durch ihren köstlichen Humor immer einen wohlthätigen Eindruck machen, und selbst „Die drei Nüsse" sind trotz ihres Schicksalsspuks doch der spannenden Darstellung wegen genießbar. Am liebsten bewegte sich Brentano auf dem Gebiete des Märchens; hieher gehört vornehmlich sein letztes Werk „Gockel, Hinkel und Gackeleia", das viele gar für sein bestes ausgeben wollen. Freilich hat dieses phantastische Tiermärchen mit seiner lieblichen Mischung von Ernst und Laune, von inniger Einfalt und geistiger Tiefe viel Reizendes. Eine würdigere Grundidee, als die, die hier am Schlusse hervortritt, daß christliche Liebesthätigkeit und eine fröhliche, fromme Kindlichkeit über allen Reichtum der Welt gehe, hat kaum ein Märchen aufzuweisen. Auch ist die zarte, seelenvolle Auffassung der Natur, vor allem der Blumenwelt, und die humoristisch-satirische Schilderung deutschen Kleinlebens in Staat und Haushalt unübertroffen

Digitized by Google

in unserer Poesie. Aber es fehlt dem Ganzen in der Ausführung die Harmonie. Wie die Naivetät und Kindlichkeit öfter ins Kindische und Läppische umschlagen, wie hie und da die Absichtlichkeit in gedehnter Breite hervortritt, so stören die eingestreuten, inhaltslosen Verse den Genuß. Trotzdem ist dieses Märchen eine erfreuliche Erscheinung in pietätsloser Zeit und übertrifft bei weitem die übrigen „Märchen" Brentanos, die Guido Görres nach des Dichters letztem Willen zum Besten der Armen herausgab.

Brentanos lyrische Gedichte, die meistenteils in seine größeren erzählenden und dramatischen Werke, wie „Godwi", „Viktoria und ihre Geschwister", „Die Gründung Prags" u. a. eingeflochten sind, haben ihrer Formlosigkeit und wunderlichen Subjektivität wegen im ganzen wenig Anklang gefunden. Aber einzelne derselben, in denen der frische Hauch des Volksliedes weht, verdienen volle Anerkennung. Unter diesen nennen wir vorzüglich das Lied: „Nach Sevilla!" aus seinem an Verworrenheit und trunkener Träumerei reichen Lustspiel „Ponce de Leon", dann die fromme Romanze: „Die Gottesmauer", ein ergreifendes Bild des unerschütterlichsten Gottvertrauens, und „Die lustigen Musikanten", in denen nicht allein der Gegensatz äußerer, erzwungener Fröhlichkeit und inneren Wehs mit tiefer Empfindung dargestellt ist, sondern auch die volle Musik der Sprache zu Tage kommt.

Auch unter seinen geistlichen Liedern finden sich einzelne Goldkörner, und wenn wir auch das oft ausgewählte Lied: „Meister, ohne dein Erbarmen" nicht in jeder Beziehung dazu rechnen würden, weil hier trotz des großen Wortreichtums doch der Hauptgedanke nicht erschöpft wird, so reichte doch das Lied „An eine Kranke" völlig hin, um zu zeigen, was Brentano auf diesem Gebiete Schönes geleistet hat.

Bleib' nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja ausersehn,
Alle Armut, alle Fülle,
Wird auch dir vorübergehn.
— — — — — —

Bleib' nur heiter,
Blick' nicht weiter,

Digitized by Google

Als zum Hirten, der dich führt;
Sorge bricht die Himmelsleiter,
Weil sie aus der Erde rührt.

Bleib' vertrauend,
Aufwärts schauend,
Nimm nur fremde Not ans Herz,
Und, auf die Verheißung bauend,
Trag' die Erde himmelwärts.

Bleib' nur selig.
Ach, allmählich
Wird die Nacht vorübergehn.
Denk: Nur wen'ge Stunden zähl' ich,
Schlafengehn wird Auferstehn.

Bleib' nur liebend,
Wenn betrübend
Alles Leben trostlos scheint.
Stirb du allen Liebe übend,
Dann stirbst du dem Herrn vereint.

Bleib' in Frieden,
Ungeschieden,
Eng getraut dem einz'gen Gut,
Der die Arm ausstreckt hienieden,
Bis die Braut am Herz ihm ruht.
— — — — — —

Bleib' nur kindlich,
Unverbindlich
Dieser lügenvollen Welt.
So bleibst du unüberwindlich,
Eine Braut, dem Herrn gesellt.

Bleib' nur leise,
In dem Gleise,
Wird zum Ernste einst das Spiel,
Und die wirre, bunte Reise
Kommt zum lichtgeschmückten Ziel.
— — — — — —
— — — — — —

Clemens Brentano hat nach einem freien Sängerleben am Rhein und an der Donau mehrere Jahre im westfälischen Kloster Dülmen im Verkehr mit der visionären Nonne Katharina Emmerich zugebracht und später in Rom gelebt. Er starb 1842 am 28. Juli zu Aschaffenburg.

Digitized by Google

Ludwig Achim von Arnim (1781—1831), geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, der in Halle, Göttingen und Heidelberg Medizin und alte Litteratur studierte und sich dann meistens in der Mark auf seinem Stammgute Wiepersdorf im Ländchen Bärwalde aufhielt, wo er am 21. Januar 1831 starb, ist ein viel tüchtigerer Charakter als Brentano, vielseitiger, mannigfaltiger begabt und weit innerlicher. Aber doch konnte er ebenso wenig zur rechten Klarheit des Dichtens gelangen und wurde von kalter Reflexion und einer übersprudelnden Phantasie fortwährend so hin und her gerissen, daß ihm die Abrundung der Form und eine freie, plastische Herausbildung der Gedanken unmöglich wurde. Fast alle seine Schöpfungen, besonders die größeren, tragen daher das Gepräge unkünstlerischer Willkür und lassen bei ihrer fragmentarischen Zerfallenheit, ihrem ungleichmäßigen Verlauf von den schönsten Anfängen zur tollsten Verwirrung und ihrer phantastischen Mischung der ungleichartigsten Elemente den Mangel an Reife empfinden. Dennoch quillt uns aus Arnims Dichtungen eine Fülle genialen Lebens und edler, schöner Gesinnung entgegen. Aus echter Begeisterung und ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie von liebevoller Hingebung an das Vaterland und tiefem Verständnis deutschen Lebens und Volkstums durchdrungen. Aus vielfach mißlungenem Gusse treten einzelne Teile hervor, die durch unvergleichlichen Humor, durch seelenvolle Unmittelbarkeit und wahrhaft dichterische Schönheit erfreuen. Auch in der Darstellung zeigt Arnim bisweilen große Vorzüge, vor allem da, wo er gründliches Geschichtsstudium künstlerisch verwertet. Denn dies verstand er außer Tieck, dem er überhaupt wohl an poetischem Reichtum am nächsten kommt, wie kein anderer Romantiker. Einen Beweis davon giebt sein bestes Werk, der historische Roman „Die Kronenwächter", wovon er nur den ersten Band „Bertholds erstes und zweites Leben" vollendete.

Der Gegenstand ist die verborgene Wirksamkeit einer mystisch altertümlichen Ritterverbrüderung, die auf einem geheimnisvollen, weltentrückten Schlosse die alte Krone der Hohenstaufen verwahrt und deren heimlich fortgepflanztem Geschlechte wieder zum Thron verhelfen will. Eigentlich tritt dieser Bund nur vorübergehend aus seinem Dunkel hervor. Die Hauptsache bleibt die Geschichte Bertholds, eines geheimen Abkömmlings der Hohenstaufen, der

Digitized by Google

von armen Türmersleuten, denen er als Kind durch die Kronenwächter überbracht ist, zum Schreiber erzogen wird, später aber, durch einen im Garten Barbarossas aufgefundenen Schatz reich geworden, eine Tuchfabrik anlegt und endlich Bürgermeister von Waiblingen wird, als welcher er dann, durch eine Kur des Hexenmeister Faust von großem Siechtum genesen, sein zweites Leben als Ehemann beginnt. Das Ganze ist im Grunde eine schlichte Lebensgeschichte, aber das Anziehende beruht darin, daß der Dichter in dem engen Rahmen derselben mit bewunderungswürdiger Einsicht und großem Farbenreichtum jene Untergangszeit des Mittelalters unter Kaiser Max sich spiegeln läßt. Auch gelingt es ihm, lebensvolle Gestaltungen von schöner Anschaulichkeit hervorzubringen. Dr. Faust, Ulrich von Württemberg und Berthold, selbst Figuren voll Reiz und Wahrheit, und einzelne Partien, wie die Schilderung des städtischen Kleinlebens jener Tage und der Schreiberstellung Bertholds, sind mit Meisterhand durchgeführt. Wunderlichkeiten kommen natürlich auch genug vor. Oft weiß man nicht, ob man im Reiche des Visionären oder auf dem festen Boden der Geschichte steht.

In dieser Beziehung noch schlimmer geht es in seinem von Jean Paul laut begrüßten Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ zu, in welchem alle Strahlen seiner Poesie sich kreuzen. Hier behandelt er die Geschichte einer leichtsinnigen Kokette, die schnellfertig heiratet, später von einem routinierten Weltmanne verführt, einen Ehebruch begeht, aber dann, über sich selbst erschrocken, bußfertig umkehrt und nun geduldig alle Strafen göttlicher Gerechtigkeit auf sich nimmt, bis im Zusammenhange mit ihrer Schuld sie ein plötzlicher Tod befreit. Das Ganze, von tiefem, sittlichen Ernst getragen, schrieb Arnim zur Warnung und Belehrung, aber zugleich wollte er auch alles darin niederlegen, was Leben und Studium ihm zugeführt hatte, und eben das verführte ihn zu der Überfülle, durch die der sonst gut angelegte Roman unleidlich wird. Wie auf einem Maskenballe läuft hier alles geistreich, albern und tiefsinnig durcheinander. Eine Figur tritt nach der andern auf, um irgend eine Reflexion einzuleiten und dann wieder zu verschwinden. Die Handlung stockt überall an eingestreuten Versen und episodischen Erzählungen. Aber dennoch finden sich mitten in diesem Wirrwarr von Traum und Leben Schätze der tiefsten

Digitized by Google

Poesie. Die romantische Armut und das verfallene Hauswesen der beiden Schwestern Dolores und Clelia sind reizend geschildert, die Episode „Hollins Liebeleben“ ist von großer Wirkung.

Auch in Arnims Novellistik zeigen sich die Spuren echter Poesie mitten im Gewirr unkünstlerischer Ausschweifungen. So bekundet sich in seiner „Isabella von Ägypten“, worin er die Jugendliebe Kaiser Karls V. zur letzten Zigeunerprinzessin und die Rückkehr der Zigeuner nach Ägypten behandelt, eine wahrhaft poetische Färbung, und einzelne Scenen sind von hinreißendem Zauber. Leider brechen hier mitten in die historische Wirklichkeit die Tollheiten mittelalterlichen und kabbalistischen Aberglaubens ein und stören die Handlung auf eine widerwärtige Weise. Anders ist es mit den Novellen „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott“ und „Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau“, die sich enger an die Wirklichkeit des Lebens anschließen und trotz der Unwahrscheinlichkeiten Meisterstücke der Charakterzeichnung sind.

Am wenigsten befriedigen Arnims Dramen. Karikaturen nach Shakespeareschen aber übertriebener Art, mischen sie die helle Wirklichkeit mit dem Märchen- und Gespensterhaften und starren von barem Unsinn und forciertem Wesen. Vor allem gilt dies von dem absurden Studentenspiel „Halle und Jerusalem“, worin er die von Andreas Gryphius schon bearbeitete Geschichte Cardenios und Celindes behandelte, und wo alles wahnsinnig durcheinandergeht, während „Der Auerhahn“, dem die Sage von Otto dem Schützen zum Grunde liegt, mehr Zusammenhalt hat, aber von poetischen Roheiten voll ist.

Fast berühmter noch als Arnim ist seine bis zur Tollheit erregbare Gattin Bettina von Arnim (1785–1859), die Schwester seines Freundes Clemens Brentano, geworden. Als Enkelin der Sophie la Roche am 4. April 1785 zu Frankfurt am Main geboren, verlebte sie ihre Jugend teils in einem Kloster, teils bei Verwandten in Offenbach und Marburg, dann lebte sie in Frankfurt a. M., Goethes Mutter nahestehend. 1807—1810 stand sie in Weimar in vertrautem Verkehr mit Goethe. 1811 an Achim von Arnim verheiratet, befand sie sich seit dessen Tode (1831) in Berlin, woselbst sie am 20. Januar 1859 starb. Sie hat uns ein ebenso poetisches als wunderliches Werk in

Digitized by Google

ihrem „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ hinterlassen, das seiner Zeit von der feinen Welt verschlungen wurde. Mit Recht nennt sich hier Bettina ein Kind, denn ein verständiges Weib hätte so etwas nicht geschrieben: so launisch, so läppisch, so eitel, so weinerlich und doch wieder so dichterisch, treuherzig, hingebend und phantasievoll. Wie beim Kinde wechselt Weinen und Lachen, Ernst und Spiel, Trotz und Nachgiebigkeit, Koketterie und schlichte Naivetät. Es sind Schwelgereien der zartesten Gefühle, Gebilde der blühendsten Phantasie. Man braucht das Buch nicht zu achten, während man es teilweis lieben muß. Es ist voll von jener geistigen Unkeuschheit, gewisse Gefühle, die lieber im Innersten der Menschenbrust als Mysterien bleiben sollten, offen und keck an den Tag zu legen. Man kann das Kind gewähren lassen, das naive, unbefangene, keck anschauende Wesen, das im mutigen Sprunge der Empfindungen nicht acht darauf hat, ob es auch einmal einen Fehltritt thut. Man kann in Bettina die Jungfrau verstehen, die glühende, übermütig sprudelnde, trotzköpfige und neckische süddeutsche Natur. Aber diese trunkene Raserei der Liebe, diese Prostitution der Herzensgefühle auf offenem litterarischen Markte, diesen Kultus, den sie hier mit Goethe treibt, muß man verurteilen und verwerfen. So anmutig ihr Verhältnis zur Frau Rat, der Mutter Goethes, zu Goethe selbst und zu der unglücklichen Karoline von Günderode, die sich bei Rüdesheim im Sommer 1806 durch einen Dolchstoß freiwillig das Leben nahm, gewesen wäre, wenn das alles als ein Stück aus einem Roman gelten sollte, so widerlich müssen einer gesunden Natur diese Situationen von süßlicher Überschwenglichkeit sein, wenn man sie als wirkliche Thatsachen des Umgangs sich vorstellen soll. Es soll nicht geleugnet werden, daß das Ganze große poetische Schönheiten hat. Vor allem ist die Sprache durchweg musikalisch, und in dem dritten Teile, dem Tagebuche, kommen so schöne Stellen vor und thut sich ein so liebliches Erzählertalent kund, daß man sich hieraus schon erklären kann, wie dieses Buch so überschätzt werden konnte. Ein zweites Buch von ihr, „Die Günderode“ betitelt, auch ein Briefwechsel, ist ebenso reich an dichterischen Schönheiten und zeugt von einer sinnigen Empfänglichkeit für das mächtige Walten der Natur. Aber auch hier stört jene übergroße Naivetät und Ungebundenheit, jene kokette Kindlichkeit, die diese Schriftstellerin

Digitized by Google

durchaus bewähren will. Das Ganze zeugt auch hier von einer krankhaften Geistesrichtung und überspannten Phantasie, die nicht selten in pantheistischen Unsinn versinkt. Ziemlich dasselbe gilt von ihrem dritten Briefbuche „Julius Pamphilius und die Ambrosia", worin sie sich gegen einen jungen Dichter ausspricht. Aber völlig abgefallen, wie von aller Weiblichkeit, so von ihrer früheren Romantik zeigt sie sich in ihrer dialogischen Schrift „Dies Buch gehört dem König" (1843) mit der Fortsetzung: „Gespräche mit Dämonen" (1852). Hier überspringt sie nicht nur die Schranken des weiblichen Berufs, insofern sie sich meisternd auf das Gebiet des Socialismus und der Staatskunst wagt, sondern sie sagt sich auch geradezu von der Romantik und von ihrer Goetheschen Weltanschauung los, insofern sie hier dem preußischen Königsthrone gegenüber die Sache der Demokratie verficht.

So haben wir in Bettina nicht nur ein hervorstechendes Beispiel von den Verirrungen und krankhaften Folgen der Romantischen Schule, sondern auch zugleich den Beweis, wie geduldig unsere deutsche Nation das Wunderlichste und Vernunftloseste aufnimmt, sobald es in geistreicher Form auftritt.

Dieselbe Bemerkung drängt sich uns bei einem anderen Dichter auf, der die romantische Phantastik bis zur Höhe poetischen Wahnsinns trieb und doch weit mehr gelesen wurde, als alle Genannten seit Tieck. Es ist dies Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), geboren am 24. Januar 1776 zu Königsberg, der als Mensch wie als Dichter ein unerquickliches Bild darbietet. Von hypochondrischer Stimmung und dämonischer Unruhe beherrscht, ohne irgend einen inneren Halt, als den der Genialitätsmoral, betrachtete er schließlich den sinnlichen Genuß als das Höchste. Wie er nur noch im Champagner den Quell poetischer Begeisterung fand, stürzte er sich tiefer und tiefer in ein wildes Leben, so daß er bald Gesundheit und Geistesklarheit einbüßte und unter großen Qualen am 25. Juli 1822 eines frühen Todes starb. Daß es bei solchem Genußtaumel auch seinem äußeren Leben an aller Stetigkeit fehlte, läßt sich denken. Von keiner Lebenslage befriedigt, den Aufenthaltsort wie die Berufsstellung beständig wechselnd, war er in Glogau, Posen und Warschau Rechtsbeamter, darauf in Bamberg, später in Dresden, der Hauptstätte seiner liederlichen Orgien,

Digitized by Google

Musikdirektor, um endlich in Berlin, wo er schon früher einmal als amtloser Libertin gelebt hatte, zu der Ruhe eines juristischen Amtes zurückzukehren. So ist sein Leben das traurige Beispiel des Gerichts über die Maßlosigkeit eines reichbegabten, aber des rechten Grundes entbehrenden Lebens. Sein Biograph war J. C. Hitzig.

Was seine Schriften betrifft, so erweisen sich diese fast durchweg als Zeugnisse für seine innere Verwüstung. Überall herrscht eine fieberhafte Erhitzung des Empfindens und total überreizte Phantasie, die nur nach dem Seltsamen, Ungeheuerlichen und Grellen hascht und darauf ausgeht, bis ins Mark und Bein hinein zu erschüttern. Deshalb spielt das Grauenvolle und Gespensterhafte die Hauptrolle. Wie schwarz und haarsträubend die behandelten Gegenstände schon an sich sind, so treten zur Verstärkung des Schreckens noch andere finstere Elemente hinzu, wie Träume, Bezauberungen, Wahnsinn, Magnetismus und Teufelsspuk allerart. Natürlich kommt hierbei die gesunde Wirklichkeit des Lebens selten zur Darstellung. Meistens erscheint dafür die krankhafte Karikatur derselben oder eine barocke Mischung des Alltäglichen mit dem Wunderbaren und Bizarren, die den Leser in steter, prickelnder Erregung hält. Dabei liegt alles chaotisch durcheinander ohne gehörige künstlerische Sichtung, und durchweg lugt eine fast dämonische Zerrissenheit hervor, die sich in den fürchterlichsten Kontrasten von Scherz und Ernst ergeht und mit Lachen und Grausen, Fieberhitze und schneidender Reflexionskälte leichthin wechselt. Daß dabei manches Schöne und mitten in der Fratzenwelt auch manche wirklich ergötzliche Figur vorkommt, ja daß der Dichter ein ungewöhnliches Talent kund giebt, ist nicht zu leugnen. Aber im ganzen gehört seine Poesie doch durchaus in das Gebiet des Häßlichen und kann nur mit tiefem Mißbehagen erfüllen. Zuerst trat Hoffmann mit seinen „Phantasiestücken in Callots*) Manier“ auf, zu denen Jean Paul, anfangs von dem Hoffmannschen Humor angenehm berührt, eine Vorrede schrieb. Es sind Kunstnovellen satirisch-humoristischer Art und mit besonders treffenden Bemerkungen über Musik, auf deren Gebiete Hoffmann die

*) Jacques Callot, ein französisch-lothringischer Maler und Kupferstecher, der zwischen 1592 und 1635 lebte und sich besonders durch radierte Darstellungen humoristisch-phantastischer Art auszeichnete, die aus dem Gebiete der italienischen Maskenkomödie lustige novellistische Scenen vorführten.

reichste Kenntnis und tiefste Einsicht zeigt. Vor allem wertvoll ist die Phantasie über Mozarts Don Juan. Hierauf folgten „Die Elixire des Teufels", eine legendarische Novelle von einem durch Teufelstränke zu Weltlust und Mord fortgerissenen, nachher büßenden Mönche, bald darauf die „Nachtstücke", eine Reihe Erzählungen von tiefster Schwärze aber ziemlicher Plattheit und greller Phantasterei. War er allmählich so weit gediehen in Barockheit und Tollheit, daß Jean Paul, sich von ihm abwendend, seine Muse eine Belladonna nannte, so unterbrach er diesen Lauf noch einmal durch „Die Serapionsbrüder", die jetzt erfolgten, eine Sammlung von dreiundzwanzig Erzählungen, welche nach Art des Tieckschen Phantasus durch eingeflochtene Freundesgespräche zusammengehalten werden und ihren Gesamttitel von einem Einsiedler führen, der im Wahnsinne sich für den alten Märtyrer Serapion ausgab, in lichten Momenten aber der schönsten, poetischen Gestaltung fähig war, und den die Freunde bei ihren Darstellungen zum Muster nehmen. Freilich merkt man den meisten Stücken ein verrücktes Vorbild an. Auch hier finden wir des Spleenartigen, Verzerrten und Scheußlichen genug, wie „Die Automate" und die „Vampyrgeschichte" beweisen können. Aber dazwischen zeigen sich Erzählungen, an denen eine höhere Kunst gearbeitet hat. Neben dem „Meister Wacht" ist wohl die schönste „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen". Hier liefert der Dichter aus inniger Liebe zum deutschen Wesen ein Bild des alten, tüchtigen Nürnberger Bürgerlebens aus jener Zeit, wo sich Kunst und Handwerk in wackerem Treiben die Hände boten, und zeichnet sich ebenso durch Natürlichkeit der Anlage und Entwickelung, wie durch Klarheit der Darstellung aus. Gewiß ist die Geschichte von den drei Freiern Rosas, der schönen Meistertochter, mit ihrem reichsstädtischen Hintergrunde und fromm-deutschen Anfluge das Wertvollste und Bleibendste der ganzen Hoffmannschen Poesie. Was den „Serapionsbrüdern" in rascher Folge sich nachdrängte, ist meistens ziemlich tolles Zeug, willkürlich zusammengewürfelt, bunt, oft anziehend, aber ohne eine klare Idee durchblicken zu lassen. So die Märchen „Klein Zaches, genannt Zinnober", eine Persiflage auf einen hochgestellten, preußischen Beamten, „Prinzessin Brambilla", „Meister Floh", welches letztere einige gemütliche Züge enthält, sowie endlich „Lebens-

Digitized by Google

ansichten des Katers Murr", eine Dichtung, die durch ihre wunderliche, unleugbar geschickte Zusammenfügung aus verschiedenartigen Fragmenten anzieht. Wie Hoffmanns Schriften zu ihrer Zeit vom Publikum gierig verschlungen werden konnten, ist uns jetzt kaum noch begreiflich. Teils lag es in ihrer scharfen, wenn auch krankhaften Originalität, teils in der Schwäche der Zeit, die durch grobe Mittel sich gern poetisch überreizen ließ. Daß dies Tollkraut nach Frankreich verpflanzt wurde und dort einen bedeutenden Einfluß auf die Neuromantiker, wie Victor Hugo, Paul de Kock u. a. ausübte, kann nicht wunder nehmen. Von jeher haben die Franzosen stark Gepfeffertes geliebt und mehr den leichten, durch Grelles und Greuliches schnell erreichbaren Effekt, als den tieferen Ernst der Kunst im Auge gehabt.

Gern wenden wir uns einem frischgrünenden Zweige deutscher Dichtung zu, der dem bald morsch werdenden Stamme der Romantik entsprossen ist.

Digitized by Google

Die Sänger der Befreiungskriege.

Einen Übergang aus der Traumwelt der Romantik mit ihren herrlichen Bildern eines mächtigen deutschen Reiches und mittelalterlichen Glanzes und ihrem Zauber stiller Märchenwelt zu dem furchtbaren Ernst der Zeit und der erschütternden Wirklichkeit zeigt die edle und düstere Gestalt des Dichters Heinrich von Kleist, den man wohl einen „nationalen Märtyrer" genannt hat, weil nach üblicher Auffassung sein Selbstmord mit dem Schmerz über die Erniedrigung seines Vaterlandes zusammenhing. Biographie und Briefe, herausgegeben von Eduard von Bülow, sowie „Theophil Zollings Heinrich von Kleist in der Schweiz", „Briefe an seine Schwester Ulrike" von Koberstein, auch O. Brahms Werk, werfen auf die eigentlichen Gründe seiner furchtbaren That ein anderes Licht.

Wohl beugte es ihn tief danieder, daß Deutschland und namentlich Preußen in Ohnmacht und Knechtschaft gedrückt war. Kaum aber würde gerade in jenem Jahre der entsetzliche Wendepunkt hervorgetreten sein, wenn nicht ein körperlich und seelisch bedingter, geheimnisvoller Fehler in seinem Organismus ihm Herz und Mut völlig gebrochen hätte.

Weder im Beruf noch in der Kunst fand er volle Befriedigung. Vergeblich suchte er die Ruhe, bald im Lärmen des Krieges, bald im geschäftsmännischen Treiben, bald im Lebensrausche der Weltstädte wie Paris und Berlin, bald wieder in den stillen Hochthälern der Schweiz. Eine Zeitlang nahm ihn eine Rousseausche Sehnsucht gefangen, in den alten, patriarchalischen Zustand des Naturlebens zurückzukehren und in der Abgeschiedenheit der Wälder und Fluren vor den Zerwürfnissen der Zeit sich

Digitized by Google

zu bergen. Er fühlte sich immer auf der Flucht vor einer feindlichen Macht, die peinigend in seinem Innern wohnte. Gerade die tiefen Naturen, welche die kostbare, aber schwere Gabe eines ausgezeichneten Talents empfangen haben, leiden mehr als die Alltagsmenschen, die in Leichtsinn und Oberflächlichkeit sich behagen. Wie weit etwa auch sittliche Schuld, leidenschaftliche Erregung oder krankhafte Neigung in Betracht kamen, darf kein Mensch zu bestimmen unternehmen. Jedenfalls verdient sein Unglück das tiefste Mitleid. Physisch und psychisch krank, ohne klares Auge für die wirklichen Zustände und von nagendem Ehrgeiz geplagt, konnte er, wie Tieck von ihm erzählt, heiter, kindisch und ausgelassen sein, um dann sofort in bittern Hader mit sich selbst und gänzliche Verzweiflung zu verfallen.

Heinrich von Kleist (1776—1811) wurde am 10. Okt. 1776 zu Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater in Garnison stand. Als Fähnrich trat er 1795 in Potsdam bei der Garde ein und machte den Rheinfeldzug mit. Dann studierte er Mathematik und Logik, verlobte sich mit einem Fräulein Minette[1]) von Zenge und kam im Sommer 1800 nach Berlin, wo er mit C. von Pfuel, Rühle, von Lilienstern, Graf v. der Lippe, von Brokes und anderen verkehrte. Im nächsten Jahre begab er sich nach Paris und dann in die Schweiz. Von hier aus löste er wegen der Hoffnungslosigkeit, eine angemessene Anstellung und Versorgung zu finden, seine Verlobung auf. Nach einer etwa vierjährigen Beschäftigung im preußischen Staatsdienst begab er sich im Unglücksjahre 1806 nach Königsberg, wurde im nächsten Jahre von den Franzosen verhaftet und nach Châlons a. d. Marne transportiert, wo er ein halbes Jahr bleiben mußte. Nach seiner Rückkehr gab er mit Adam H. Müller das Kunstjournal „Phöbus“ heraus (1808) und lebte während des Jahres 1809 zu Prag im Freundschaftsbündnis mit Dahlmann. Nach Berlin zurückgekehrt gab er 1811 die „Berliner Abendblätter“ heraus. In diesen letzten Jahren seines Lebens trat mit der unheimlichen Energie einer fixen Idee immer wieder die Vorstellung hervor, es käme ein Zeitpunkt, in dem man entweder sich selbst oder das Leben verachten müsse. Vor aufflackernder Hoffnung auf Erfolg und

[1]) In manchen Litteraturgeschichten findet sich wohl fälschlich der Name „Julie“.

Digitized by Google

Anerkennung traten die krankhaftesten Selbstmordgedanken zurück, um immer wiederzukehren und zwar in dem Verlangen nach gemeinsamem Tode durch Mord und Selbstmord. Allein konnte und wollte er nicht sterben. Henriette von Schlieben, Pfuel und Foqué hatten seine wahnwitzigen Aufforderungen abgewiesen. Da wurde er mit einer Frau Henriette Vogel bekannt, bei der sich unheilbare, körperliche Krankheitszustände eingestellt hatten. Die Sympathie mit ihren trüben Stimmungen, sowie ihre Liebe zur Musik führte ihr den Dichter näher. Von Leidenschaft, wie man wohl gefabelt hat, war in ihrem Verhältnisse gar keine Rede, ja manche seiner Briefe bezeugen, daß er eher das Gegenteil von Zärtlichkeit für sie gefühlt habe.

Einst, als sie ihm vorgesungen hatte und er in seiner krankhaft excentrischen Art ausrief: „Das ist zum Erschießen schön", bat sie ihn geradezu, ihr diesen Freundschaftsdienst zu thun und sie zu erschießen. Da flammte der unglückliche Entschluß auf einmal mit ganzer Macht in ihm auf. Er gab ihr das Versprechen, und am 20. November 1811 fuhren sie beide von Berlin nach einem nicht weit von Potsdam am Wannsee gelegenen Wirtshause, wo sie sich mit Briefschreiben bis zum andern Tage beschäftigten. Am 21. November führten sie ihr Vorhaben in einem nahen Föhrenwalde aus. Das war das traurige Ende dieses hochbegabten Dichters.

Kleists Dichtungen lassen originell und urkräftig, wie sie sind, dennoch die weltschmerzliche Stimmung erkennen. Die Gestaltungskraft ist zu bewundern. Das zeigt sich besonders in seinem berühmten Lustspiel „Der zerbrochene Krug". Seiner Zeit wurde es mit großem Beifall in Weimar aufgeführt. Hier hat Kleist einen Stoff, dem eigentlich alles Leben, alle Handlung und Bewegung abgeht, so durchgearbeitet und vergeistigt, daß sich unsere Anteilnahme von Scene zu Scene steigert und die Entwicklung volle Befriedigung gewährt. Der Schwerpunkt beruht auf dem höchst komischen Umstande, daß der Dorfrichter Adam über einen Fall aburteilen soll, in welchem er, allen andern unbewußt, selbst die Hauptrolle spielt. Dadurch werden die merkwürdigsten Verwickelungen hervorgebracht, die umsomehr die reiche Erfindungskraft des Dichters bezeugen, als nichts auf Willkür und Zufall beruht, alles vielmehr als durchaus notwendig sich ergiebt. Gerade durch die Bemühungen des Richters, die Aufmerksamkeit

Digitized by Google

von sich abzulenken, werden die andern nur immer mehr auf ihn hingewiesen, und alle seine Versuche dienen schließlich zum Beweise gegen ihn. Trotz der Originalität hat dies Lustspiel nie allgemein Anklang finden können, was wohl an seiner „prozessualischen Natur" und der von Goethe schon getadelten Hinneigung zum Dialektischen lag.

Mehr Gunst, ja fast die allgemeine Liebe des Publikums gewann sein, in Hinsicht der Erfindung viel einfacheres, Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn", in dem er alle süße Innigkeit und Zartheit ausgehaucht hat, welche seiner Dichterseele auf ihrem verborgensten Grunde innewohnte. Dieses Stück befriedigt gleichmäßig die Anforderungen dramatischer Poesie wie der Theaterbedürfnisse und schließt uns geheimnisvolle Tiefen der Liebe auf, die im still verborgenen und unbewußten Weben sich entwickelt, dann aber unwiderstehlich alle Scheu und Herbheit überwindend, plötzlich mit seligem Erstaunen sich selbst erkennt und siegreich offenbart. Käthchen ist ein Mädchenbild aus der altdeutschen Schule, ganz Unschuld, Hingebung, Liebe, Zucht und Frömmigkeit, voll süßen und geheimen Zaubers. Freilich könnte mit Recht an dem Stücke getadelt werden, denn das ist eine krankhafte Seite desselben, daß hier die Liebe als Naturgewalt und wie ein dunkler Drang erscheint, dem Käthchen ohne sittliche Freiheit sich dermaßen überlassen muß, daß sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit darin aufgeht. Will man das durch ihre somnambulen und visionären Zustände begründen oder entschuldigen, so weist man damit auf eine Schwäche des Stücks hin, denn ein Krankheitszustand, wie es doch der Somnambulismus ist, darf nie der Hebel einer dramatischen Entwicklung sein. Dieser künstlerische Fehler ist ein Opfer, das Kleist dem Geschmack seiner Zeit brachte.

Wie sehr der Dichter infolge seines krankhaften Zustandes der Nachtseite des Lebens zugewandt war, zeigt sich darin, daß der Held seines zweiten Schauspiels, „Prinz Friedrich von Homburg", ebenfalls ein Nachtwandler ist. Dieses Stück, das in seiner Anlage viel bedeutender als Käthchen ist und einen höheren Schwung und großartigere Charakteristik zeigt, hat deshalb besonderen Anklang gefunden, weil in ihm die Zeit des großen Kurfürsten mit national-preußischer Begeisterung dargestellt ist. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß Kleist hier

Digitized by Google

seinen vollen Tribut an die Verirrungen der Romantik abgetragen hat. Wenn man sich im Käthchen über die visionären Elemente noch hinwegsetzen kann, so stören und verderben sie hier die Darstellung und Entwicklung. Der Held bleibt unfrei. Und doch zeigen beide Stücke, daß Kleist berufen war, den Geist der Romantik dramatisch zu gestalten. Er steht Goethe viel näher, als ein Theodor Körner seinem Vorbild Schiller, und hätte wohl ein wahrhaft nationaler Dichter werden können. Denn der vaterländische Stoff war ihm der höchste, und sein Sinn war vorherrschend darauf gerichtet, nationales Bewußtsein zu erwecken.

Nicht weniger bedeutend, denn als Dramatiker, ist Kleist als Erzähler. In seinen Erzählungen, die durch gelungene Charakterzeichnung hervorragen, kommt eine objektive Ruhe zu Tage, wie man sie bei ihm am wenigsten erwarten sollte. In Stil und Darstellung können sie als Meisterstücke deutscher Prosa gelten, wie die „Verlobung auf St. Domingo". In der Novelle „Das Bettelweib von Locarno" bricht wieder zu sehr die mystisch-düstere Natur des Dichters hervor, als daß man volles Behagen daran haben könnte. Am meisten bekannt ist sein „Michel Kohlhaas", eine alte, märkische Roßkammgeschichte aus der Zeit Luthers, eine Tragödie des Rechtsgefühls.

Beiseite steht das erste Drama von Kleist die „Familie Schroffenstein", in erster Fassung als „Die Familie Thonerez" bezeichnet. Es weist große Gaben auf, aber auch bereits das unheimliche und ungesunde Herangrauen des späteren Schicksalsspuks. Seine „Penthesilea", die wütende Amazonenkönigin, die den schönen Achilles zugleich liebt und haßt und schließlich in toller Wut zerfleischt, zeigt eine brausende Mischung antiker Schönheit und moderner Überschwenglichkeit, so daß die Erhabenheit einen bedenklichen Beigeschmack des Burlesken empfängt, aber unserem modernen mimischen Virtuosentum doch noch immer ein sehr dankbares Feld bietet. Von entschiedenem Kunstwerte und packender Kraft ist seine „Hermannsschlacht", deren ehrlicher Männerzorn und bitterer Hohn auf alles undeutsche Wesen uns auch heute mächtig ergreifen und dem Dichter in unsern Tagen den wohlverdienten Lorbeerkranz errungen haben, den ihm seine schwächliche Zeit und Umgebung verweigerten. Das mannhafte Bardenlied bleibt ein schönes Zeugnis für die echtgermanische

Digitized by Google

Art, welche groß und langmütig im Ertragen, dann aber unabwendbar in Vollstreckung gerechter Sühne ist.

Wenn Kleist als der erste genannt zu werden verdient, der mit einer vollen und feurigen Hingabe an die Sache des Vaterlandes Weckrufe der Befreiung erhob, so schließt sich ihm eine ganze Reihe edler Dichtergestalten an, welche in der Zeit der Not das Gewissen des Volkes rege erhielten, von besseren Zeiten weissagten und mit der Fahne erwachter Vaterlandsliebe das Bekenntnis zum lebendigen Gott zuversichtlich und glaubensstark erhoben. Nach dem unglücklichen östreichischen Feldzuge von 1809, der dies Reich so tief erniedrigt hatte, daß des Kaisers Tochter die Gemahlin eines schonungslosen und gewaltthätigen Überwinders werden mußte, war der Mut Deutschlands gebrochen. Aber angesichts der feindlichen Übermacht und im Gefühl der politischen Ohnmacht erwachte der Sehnsuchtsgedanke der nationalen Einheit in Hunderttausenden. Große Massen wandten sich dem lebendigen Gott wieder zu, dem sie sich in seichtem Vernunftstolze und undeutschem Wesen entfremdet hatten. Wem noch ein deutsches Herz in der Brust schlug, wer die große Vergangenheit liebte und verstand, der erkannte die Ursache des Elends in der Zersplitterung des Reiches, in der unseligen Kleinstaaterei, in der glaubenslosen Selbstsucht.

In Preußen wirkten Männer wie Scharnhorst, Stein und Hardenberg zur Erweckung der entschlummerten Lebenskräfte und arbeiteten an der Verwirklichung ihres Ideals: ein einsichtsvolles, starkes, freies Volk zu erziehen. Zur Belebung vaterländischen und sittlichen Geistes bildete sich die geheime Verbrüderung des „Tugendbundes", der allerdings stark romantisierend und doktrinär, aber doch ehrenwert und voll Überzeugung eine Erhebung gegen den Erbfeind vorbereitete. Des heimgegangenen Schiller erhabene, von der Idee sittlicher und politischer Freiheit erfüllte Dichtungen entzündeten in den Herzen der Jugend eine Begeisterung, die kraftvolle Männer schürten und pflegten. Der eifrige Katholik Görres, der edle Lutheraner Steffens und der fromme, feurige Arndt, daneben der Philosoph Johann Gottlieb Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation" warfen in die Herzen einen Brand, der in den Siegesfeuern von Leipzig und Waterloo als ein geheiligtes Dankopfer zum Himmel loderte.

Digitized by Google

Gottes gewaltiges Gericht schlug im Winter 1812 den Unterdrücker der Völker und zertrümmerte seine Gewaltherrschaft auf Leipzigs Ebene. Wohl hob sich noch einmal aus dem Versteck von Elba die gefürchtete Gestalt empor, aber die Schlacht bei Waterloo machte der hunderttägigen Herrschaft ein jähes Ende, und das Felseneiland St. Helena zwang den lebendig Begrabenen zur Erkenntnis einer Macht, vor welcher die Völker der Welt bekennen mußten, daß über allem irdischen Können und Vermögen eine unabwendbare Gerechtigkeit regiere und eine Gnade der Geschlagenen und Hülflosen sich erbarme. Der Wechsel der Dinge ergriff die Nationen mit Staunen und Ehrfurcht. Wie mit einem Schlage gewannen christlicher Glaube und Gottesfurcht einen neuen Aufschwung in unserem Vaterlande.

In dieser Zeit bitterer Leiden, mutiger Kämpfe und unbegreiflicher Siege erhob eine Schar von Dichtern die Stimme, um die großen Thaten Gottes mit kriegerischer Begeisterung und fröhlichem Mannesmute zu verkündigen. Auf die Namen Rückert, Körner, Max von Schenkendorf, Fouqué und Arndt wollen wir ewig stolz sein.

Was diese Männer fähig machte, so kräftig zu singen, aber auch selbst Leib und Leben an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen, das war die religiöse Weihe ihrer Vaterlandsliebe. Sie sahen im Kampf gegen die Franzosen nicht nur die politische Notwendigkeit, sondern den heiligen Krieg gegen die Sittenlosigkeit, den Unglauben und den menschenfeindlichen Übermut, — einen Kreuzzug um die heiligsten Güter, zu dem der Herr der Heerscharen selber das Banner der Freiheit erhob.

So singt denn auch Körner in seinem „Aufruf“:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen.
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heilger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen.
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

In einem machtvollen Gegensatz gegen die politischen Dichter der Neuzeit waren sie von einem heiligen Zorn der Bruderliebe gehoben, nicht von persönlichem Groll, hungrigem Ehrgeiz und schneidender Bitterkeit.

Natürlich mußten auch sie der Einseitigkeit zeitlicher Empfindungen ihren Tribut bezahlen. Sie zeigen mitunter Schwächen,

Digitized by Google

die uns heute neben aller Anerkennung ihrer ehrlichen Größe ein Lächeln abnötigen. Ihre Deutschtümelei, die mit Gewalt alte Derbheit und Schlichtheit zurückholen wollte, ein Franzosenfressertum, das in Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten sich breit machte, ein halbdunkles Sehnen nach mittelalterlichen Zuständen, das der Gegenwart wahrlich kein Heil brachte, muß man als Ausschreitungen bezeichnen, die dem eigentlichen Kern ihrer Begeisterung auf die Dauer keinen Schaden gebracht haben. Welch eine Einfachheit und Kraft spricht aus Friedrich Rückerts, der unter dem Namen „Freimund Raimar“ auftrat, „geharnischten Sonetten“ und „Liedern“, wie z. B.: „Auf die Schlacht von Leipzig“!

Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht,
So laut wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

Drei Tag und drei Nacht
Ohn' Unterlaß
Und nicht zum Spaß
Hat die Schlacht gekracht.

Drei Tag und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat euch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins gleiche gebracht.

Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang.
Hundert fing man auf einen Gang,
Tausend auf einen Schlag.

Ei, es ist gut,
Daß sich nicht können die Russen brüsten,
Daß allein sie ihre Wüsten
Tränken können mit Feindesblut.

Nicht im kalten Rußland allein,
Auch in Meißen,
Auch bei Leipzig an der Pleißen
Kann der Franzose geschlagen sein.

Die seichte Pleiß' ist von Blut geschwollen.
Die Ebenen haben
So viel zu begraben,
Daß sie zu Bergen uns werden sollen.

Digitized by Google

Wenn sie uns auch zu Bergen nicht werden,
Wird der Ruhm
Zum Eigentum
Auf ewig davon uns werden auf Erden.

Bei weitem nicht so rein in der Darstellung als Rückert war der Uckermärker Friedrich August von Stägemann, der Genosse Wilhelm von Humboldts. Denn seiner Lyrik, die eine specifisch-preußische Färbung und viel mehr Feuer als poetischen Gehalt hat, fehlt es an dem Maße der Form wie der Gesinnung. Dennoch waren seine „Kriegsgesänge", in denen ein wilder, glühender Zorn über Deutschlands Schmach sich austobte, zu ihrer Zeit nicht ohne Wirkung, ebenso wie seine „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten", in denen die Geschichte der Befreiungszeit poetisch sich abspiegelt. Jetzt sind sie längst verschollen.

Karl Theodor Körner,[1]) ein Sohn von Schillers Freund, geboren am 23. September 1791 zu Dresden, anfangs Hoftheaterdichter in Wien und am 26. August 1813 als Freiwilliger im Lützowschen Corps im Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch gefallen, ist eine Lieblingsgestalt der deutschen Jugend geblieben. Wenn es auch gesucht witzig klingt — jenes Wort, das einer über ihn ausgesprochen hat, er habe sich zum Helden gesungen und zum Dichter geschlagen, so liegt in dem Ausspruche doch die feine Wahrheit, daß Körner nie einen so allgemein verbreiteten Dichterruhm erlangt haben würde, wenn er sich nicht persönlich im Kampfe ausgezeichnet und den Heldentod gefunden hätte. Er hatte zwar großes Talent, von dem zu erwarten war, daß es sich bei längerem Leben tiefer und klarer entwickelt haben würde. Aber er ist doch zu wenig originell, als daß man ihn unter die gepriesensten Sänger unserer Nation stellen dürfte, was zu seiner Zeit nichts Ungewöhnliches war. Er ist ein Schüler Schillers, hat sich aber weniger die Stärken als die Schwächen desselben angeeignet. Das Schillersche Pathos, das selbst bei dem großen Dichter bisweilen etwas Hohles hat, wird in seinen Dramen aufgeblasen und polternd, und die stürmende Diktion hat etwas Gespreiztes. Aber eben diese Ähnlichkeit Körners mit

[1]) Vgl. die treffliche Lebensskizze Th. Körners von dessen Freunde und Kameraden in Lützows Freikorps Friedr. Förster. (Vor der Ausg. der Werke K's. in Hempels Sammlung, Berlin, 1868.)

Digitized by Google

Schiller, der der Jugend damals als deutscher Nationalgenius galt, trug zu der besondern Begeisterung bei, die man für ihn fühlte. Er erschien wie der wiedererweckte und verjüngte Schiller, noch dazu in der Glorie eines Märtyrers, der die Freiheitsideen dieses großen Dichters auch im Leben verwirklicht hatte. Was Körners Dramen betrifft, denen ein gleicher Beifall entgegenrauschte, wie seinen Liedern, so schwanken sie, je nachdem sie ernst oder komisch sind, zwischen Schiller und — Kotzebue. In Stücken wie „Der grüne Domino" und „Der Nachtwächter" ist Kotzebues Einfluß gar nicht zu verkennen, während in seiner „Hedwig", „Rosamunde" und vor allem in dem sehr überschätzten „Zriny" sein großes Vorbild nicht nur durchschillert, sondern offen hervorschaut. Das letztere Stück, dessen Gegenstand der Opfertod des ungarischen Helden Zriny bei der Belagerung der Feste Szigeth durch Sultan Soliman ist, war in jener Zeit der gärenden Volkskraft durch seine Darstellung echten Heldenmutes natürlich von großer Wirkung. Aber man übersah dabei, daß die vorherrschend-lyrische Stimmung, die in glänzenden Monologen ausbricht, die dramatische Fassung stört, und daß die pomphafte Heldenrenommage die Handlung nicht ersetzt.

Das Bleibende von ihm sind die Gedichte, die er unter dem Titel „Leier und Schwert" herausgab, und von denen Lieder, wie: „Vater, ich rufe dich!", „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" und „Du Schwert an meiner Linken" wahrhaftiges Volkseigentum geworden sind. In diesen Liedern spricht sich stolze und freudige Begeisterung und zuversichtlicher Glaube an die gute Sache aus. Dabei fehlt es auch nicht an romantisch-mystischem Dämmer, an ungezügeltem Pathos und schwerem Bombast. Gleichviel — sie sind Herzensstimmen der vaterländischen Jugend jener Zeit gewesen, und werden unvergängliche Erinnerungszeichen bleiben, wenn jene Eiche bei Wöbbelin, unter welcher der Freiheitssänger inmitten seiner Familie ruht, längst zermorscht ist.

An innerem Feuer, an Wirksamkeit auf die Jugend stehen Körner nahe die hessischen Brüder August Adolf Ludwig und Karl Follen, von denen der letztere nach einem vielbewegten Leben in Nord-Amerika beim Brande eines Dampfschiffes umkam. Sie waren nebst einem A. Binzer und J. F. Maßmann die eigentlichen poetischen Träger der burschenschaft-

Digitized by Google

lichen Begeisterung. In ihren Burschen- und Kriegsliedern braust und flammt es noch gewaltiger, als in den Körnerschen, aber sie sind noch weniger, als diese, von den Schlacken des damaligen Jugendenthusiasmus frei. Wie dieser jugendlich schäumende Patriotismus dennoch fähig war, sich zu reinerer Objektivität zu gestalten, das zeigen die von Ludwig Follen später gedichteten epischen Bilder aus der Schweizergeschichte, in denen die volle, ergreifende Macht des alten Heldenliedes und ein hoher Adel vaterländischen Sinnes zu Tage kommt.

Zeigte sich in den genannten Dichtern der Patriotismus jener Zeit vorherrschend als eine lodernde Jünglingskraft, so trat er in Gottlob Ferdinand Gottfried Max von Schenkendorf, geboren am 11. Dezember 1783 zu Tilsit, gestorben als Regierungsrat zu Koblenz an seinem Geburtstage 1817, mehr mit einem Anhauch elegischer Weichheit auf. Auch Schenkendorf fehlte es nicht an patriotischer Mannhaftigkeit. Ja er war für die Befreiung des Vaterlandes so begeistert, daß er trotz einer Lähmung des rechten Armes 1812 mit ins Feld zog, um doch überall thätig, hilfreich und anregend dabei zu sein, aber er hatte eine ganz andere, sanfter gestimmte Geistesbildung empfangen, als ein Körner. Denn während dieser nur in Kreisen sich bewegte, wo poetische und politische Genialitäten die Seele waren, lebte Schenkendorf lange Zeit unter mehr religiös-poetischen Gestalten, wie die Frau von Krüdener, Henriette Gottschalk und Jung-Stilling, und wurde in einer religiösen Grundstimmung gefördert, ohne bei der Berührung mit diesen vielfach schwärmerischen Elementen von dem männlichen Charakter seiner Frömmigkeit einzubüßen.

Die hohe Bedeutung dieses Dichters, der es am besten verstand, den Patriotismus jener Zeit durch reine Romantik und christlichen Glauben zu veredeln, ist noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt. Selbst seine Kriegslieder, welche die geprüfte Hingabe ans Vaterland, den Geist edler Ritterlichkeit, die gesunde Liebe zu des deutschen Volkes Vergangenheit und Zukunft an den Tag legen, und in denen er entschiedener, als alle seine Sangesgenossen, auf die innere Heiligung deutschen Sinnes durch das Christentum dringt, sind doch, obgleich sie komponiert wurden und viele Herzen hinrissen, nicht zu so allgemeiner Anerkennung gekommen, wie Körners Lieder. Vielleicht ist gerade ihr hoher

Digitized by Google

Adel, ihre größere Weichheit und ihre tiefe Religiosität daran schuld gewesen. Denn Lieder, wie der „Landsturm“: „Die Feuer sind entglommen“, wie „Freiheit, die ich meine“, „Das Lied vom Rhein“: „Es klingt ein heller Klang“, „Die deutschen Städte“, sowie das auf den „Bauernstand“ und das „Soldaten-Morgenlied“: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh'“, werden immer zu den edelsten Blüten christlich-deutscher Dichtung gerechnet werden.

Von seinen geistlichen Liedern, die zuerst allein unter dem Titel „Christliche Gedichte für deutsche Jungfrauen“ erschienen, weiß man vollends sehr wenig. Und doch zeigt sich hier eine Kraft und ein Wohllaut der Sprache, bei edler Einfachheit meisterhafte Form und liebevolle Innigkeit, wie sie nur bei Novalis zu finden sind. Alles ruht hier auf dem Grunde echt-christlicher Gesinnung. Ein altmodischer Kritiker nennt diese Lieder, und das ist gewiß nicht zu viel gesagt, den „ätherklaren Aushauch einer gottgeweihten Seele“.

Viele Lieder wären weitester Verbreitung wert wie das sänftigende, zur Ruhe in Gott mahnende Lied: „An das Herz“, das andachtsinnige: „Gottesstille, Sonntagsfrühe, Ruhe, die der Herr gebot!“ worin er den Segen des Sonntags und seiner kirchlichen Feier preist, oder das in höherem Chor gehaltene „Weihnachtslied“: „Brich an, du schönes Morgenlicht!“ Die Jugend findet bei keinem Romantiker so gesunde Nahrung für Geist und Herz, wie bei Schenkendorf. Spätere Zeiten werden seinen Wert wiedererkennen und das Grab, das ihn bei Koblenz deckt, mit Dank und Ehrfurcht schmücken.

Während bei Schenkendorf die patriotische Romantik in reiner, edler Gestalt auftrat, erkennen wir an Friedrich Baron de la Motte Fouqué schon wieder die Verirrungen derselben. In ihm, der am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren, sich als Dichter Pellegrin nannte, mit seinem unglücklichen Freunde Heinrich von Kleist die Rheinkampagne mitmachte, auch von 1813 an den bedeutendsten Schlachten beiwohnte, von da ab in Berlin, dann in Halle als Dozent lebte und 1843 am 23. Jan. in Berlin starb, verwebt sich das Element der Befreiungskriege mit der Romantik zu einer ritterlichen Original-Gestalt. Er identifizierte die preußischen Kriegshelden seiner Zeit geradezu mit

Digitized by Google

den Recken des Nordens und den Helden des Mittelalters. Wie Novalis ein mystisches, Tieck ein poetisch-phantastisches, so vertritt er das ritterlich-feudale Element der Romantik, und in seinen Dichtungen wimmelt es von allen Gestaltungen dieser Art. Da sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe, alte Trachten, da sind minnigliche Frauen, wandernde Sänger, die Recken und Seekönige des Nordlandes, alles recht hübsch nebeneinander, aber abenteuerlich, ohne tieferen Sinn, in bunter Oberflächlichkeit, so daß hier alles an die alten, gewirkten Tapeten oder Gobelins erinnert, die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr das Auge als die Seele ergötzen. Daß er bei dieser poetischen Wiedergeburt germanischen Minne- und Rittertums dennoch viel echtes Gemüt, viel edle Begeisterung und vor allem viel Dichterkraft und Sinnigkeit an den Tag legte, ist gewiß. Indes wirklich Gediegenes konnte er nur wenig leisten, da er zu sehr an schwächlicher Allegorie, sentimentaler Krankhaftigkeit und forcierter Künstelei hing. Doch eben seine Weise, die edeln Elemente keuscher Minne und ritterlicher Ehre mit dem Tagesgeschmack zu mischen, diese ganze sentimentale Tugendsamkeit seiner Dichtung, die neben der Unsittlichkeit oder Überspanntheit sehr vieler Romantiker vorteilhaft hervortrat, machte ihn beim sogenannten gebildeten Mittelstande beliebt, und er war der einzige aus der romantischen Schule, an welchem diese Kreise Geschmack fanden.

Unmittelbaren Anteil an den Befreiungskriegen nahm er nur durch seine Kriegslieder und seine Lieder auf die Königin Luise, aber sie sind bis auf das eine: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“, nie recht volkstümlich geworden. Mehr Erfolg, ja die verehrende Teilnahme der Lesewelt errang er durch seine Zauber- und Nordlands-Heldenromane. Der beste unter diesen ist „Der Zauberring“, eine wirklich hübsch komponierte Dichtung mit einer Fülle von Märchen und Sagen, und „Die Fahrten Thiodulf des Isländers“, worin er die Abenteuer und Bekehrung eines gigantisch-klopffechterischen Eulenspiegels mit Humor erzählt. Beide Dichtungen gehörten zu den beliebtesten der damaligen Zeit, sind aber jetzt fast vergessen. Außer diesen schrieb er ein romantisches Heldengedicht „Corona“ von sonderbar-phantastischem Inhalt, aber ausgezeichnet durch einzelne Schilderungen und die Melodik der eingestreuten Lieder, und lieferte mehrere metrische Dramen, in denen er die Nibelungen-

Digitized by Google

sage in der Form der Edda-Tradition behandelte, und unter denen „Sigurd, der Schlangentödter“ wohl das Lesenswerteste ist. Die Krone seiner Dichtungen wird seine „Undine“ bleiben, um deren willen er seiner Zeit von weiblicher Seite fast vergöttert wurde. In diesem duftig zarten Märchen ist die wundersame Fabel des Paracelsus von der Vermählung der Elementargeister mit Menschen, wodurch die ersteren eine Seele erhalten sollen, nicht bloß mit sinnlicher Anmut, sondern auch gemütlicher Innigkeit dargestellt, und die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus lebendig geschildert. Dieses neckisch-launenhafte Wesen, das dem beweglichen Elemente des Wassers gleicht, diese kindlich-schalkhafte und jungfräuliche Gestalt der Undine dem ernsten besonnenen Wesen des Ritters Huldbrand gegenüber, dieser geheimnisvolle Hintergrund, den der Wassergeist Kühleborn bildet, der Gegensatz der Waldidylle zum rittermäßigen und höfischen Prachtleben wird sicherlich seine Anziehungskraft behalten. Es ist ein ganz hübscher und bezeichnender Zug, wenn ein naives Mädchen in der kleinen Harzstadt dem Spötter Heine offen gestand, daß sie ein Jahr ihres Lebens darum gäbe, wenn sie nur einmal dem Verfasser der Undine zum Dank für dieselbe einen Kuß geben könne. Freilich ist auch hier des Dunkeln, Ungeheuerlichen und Koboldhaften recht viel, aber man läßt es sich gefallen um des sinnigen und innigen Ganzen willen.

In seinen übrigen Dichtungen zeigt sich Fouqué als einer unserer trefflichsten Lyriker, voll tiefen, echten Gefühls, reicher Phantasie und kräftiger, klangvoller Sprache. Heine nennt diese Dichtungen in seiner Weise süße, lyrische Kolibris, leicht und bunt, glänzend und heiter dahin flatternd. Auch im geistlichen Liede hat er Treffliches geleistet, und er legt sein tiefchristliches Empfinden oft in den zartesten Weisen zu Tage. Bekannt ist das liebliche kleine Gedicht „Trost“:

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben.
So lieb wär' dir die Welt!

Digitized by Google

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Später verfiel Fouqué immer mehr und mehr in kränkliche Manier. Seine Frömmigkeit wurde kopfhängerisch, seine Geschichtsansicht, die er am Ende seines Lebens in prosaischen Werken niederlegte, erregte den Hohn der Kritiker, die ihn den traurigen Ritter von la Mancha nannten. Auch seine letzte Schrift „Die Welt-Reiche", eine Bilderreihe in politischen Gedichten, fand wegen seines absolut aristokratischen Standpunktes keinen Anklang. Niemand hat, wie er, die Wandelbarkeit des Lesepublikums erfahren. Einst als Dichter des „Sigurd", des „Zauberrings" und der „Undine" in den Himmel erhoben, starb er ganz unbeachtet und nur noch von der königlichen Huld Friedrich Wilhelms IV. erquickt. Dennoch werden einzelne Dichtungen sicherlich unvergessen bleiben, so „Undine" in dem musikalischen Gewande des Meisters Lortzing. „Sintrams Versuchungen" war das Lieblingsbuch der Fürstin Bismarck.

Die mannhafteste und kernigste Gestalt unter den Freiheitssängern war Ernst Moritz Arndt (1769—1860).[1]) Ein Mann der Geisteskraft, glühender Franzosenfeind, poetischer Hüter der Rheingrenze, der Demosthenes der Freiheitskriege, der an Lauterkeit der Gesinnung, Macht der Rede und einschneidender Wirkung alle Mitgenossen des Befreiungskampfes überstrahlt, darf er als ihr geistiger Führer und Vorkämpfer gelten. Geboren am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen und auferzogen in den patriarchalisch-einfachen Zuständen dieser Insel, gedieh er schon in seiner Jugend zu einer wahrhaften Kraftnatur, die ihm später auf seinen freiwilligen Wanderungen, wie auf seiner öfter wiederholten Flucht vor den Spürhunden und Häschern der Napoleonischen Regierung wohl zu statten kam. Nach einem vielbewegten Leben, das er bald in der Behaglichkeit der

[1]) Die „Vollständige Sammlung der Gedichte" erschien Berlin 1860. Zweite Auflage 1865.

Digitized by Google

Heimat, bald in Schweden, in Pommern, in Rußland, bald als Greifswalder Professor, bald wieder als Sprachmeister inkognito, bald in der Verpuppung eines Ministerialsekretärs und oft genug im Versteck verlebt hatte, wurde er nach Beendigung des Krieges in Bonn Professor der Geschichte. Aber auch hier hörte die Unruhe seines Lebens noch nicht auf. Wegen vermeintlicher demagogischer Umtriebe ward er 1819 in eine mehrjährige Untersuchung verwickelt, die zwar mit seiner Freisprechung, aber auch zugleich mit seiner Versetzung in den Ruhestand endete. Zwanzig Jahre lebte er nun in ziemlicher Verborgenheit in seinem am Rhein angesichts des Siebengebirges gelegenen Hause, bis ihn endlich 1840 Friedrich Wilhelm IV. wieder in Amt und Thätigkeit setzte und für das erlittene Unrecht zu entschädigen suchte. Seitdem lehrte er von neuem zu Bonn, war Mitglied des Frankfurter Parlaments und starb im Alter von über neunzig Jahren am 29. Januar 1860.

Er ist einer der wenigen Schriftsteller von ausgeprägtem Charakter, die ihre im Laufe der Zeit ungeänderte Gesinnung mutig und furchtlos ausgesprochen haben, und deren litterarische Wirksamkeit dadurch recht eigentlich zur That wurde. Vor allem beweist das sein „Geist der Zeit“ worin er das Flammenschwert des Zornes ebenso gegen den Unterdrücker, wie gegen die Entartung und Schmach seiner Nation schwang und dem Gefühle der Bessergesinnten einen Ausdruck gab, noch ehe ein J. G. Fichte oder sonst jemand gewagt hatte, gegen die Franzosenherrschaft aufzutreten. Mußte er eben um dieses Werkes willen, das eine beispiellose Verbreitung fand, vor der Rache Napoleons flüchten, so fuhr er dennoch ungescheut fort, in gleicher Weise zu wirken, und schrieb nun nacheinander mehrere Schriften, die ebenso in tausend und abertausend Abdrücken die deutschen Lande durchflogen. Die trefflichste unter diesen ist wohl sein „Katechismus für christliche Soldaten“, ein Büchlein von unvergleichlichem Werte, in welchem er in der Feuersprache der Propheten lehrte, wie ein christlicher Kriegs- und Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll. Nach der Erhebung Deutschlands, immer der alte, treu, tapfer und deutsch, wechselte er nach dem Charakter der Zeit nur die Form und wandte sich von der Glut der begeisternd erweckenden zur größeren Ruhe der historischen Darstellung. Und auch in dieser machte ihn seine Gesinnung bedeutend, wie das außer seinem „Versuch in vergleichender

Digitized by Google

Völkergeschichte" vor allem seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" beweisen, in denen er durch lebendige Darstellung früherer deutscher Herrlichkeit das Selbstbewußtsein der Nation zu heben versuchte.

Alle diese Schriften, die in feuriger Kernsprache einen durchweg ehrenhaften Sinn und eine unerschütterliche Liebe zum Vaterlande an den Tag legen, trugen außerordentlich zur Kräftigung der Nation bei. Aber mächtiger, als diese, wirkten seine trefflichen „Kriegslieder der Deutschen" und „Deutsche Wehrlieder", die „Haare auf den Zähnen und tiefe Glut im Herzen hatten", und die auch noch jetzt im Munde des Volkes fortleben. Haben sie auch etwas Franzosenfresserisches, kommt es einem auch bisweilen vor, als ob man die Äxte von Cimbern und Teutonen sausen hörte, so sind sie dafür frei von aller spielenden Weichlichkeit und machen den Eindruck eines gesunden Hasses, der weiß, was er will, und jenes frischen, glühenden Heldenmuts, dem wir doch allein die Befreiung vom welschen Joche zu danken haben. In dieser Beziehung ist sein „Lied vom Feldmarschall": „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!", sowie sein Vaterlandslied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", wahrhaft klassisch zu nennen, und viel bedeutender als das berühmte und vielgesungene: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Dieses Lied, das seiner Zeit gewissermaßen zur deutschen Marseillaise wurde, hat seinen rauschenden Beifall neben seiner Kraftsprache der Grundidee von der Einheit Deutschlands zu verdanken. Was die künstlerische Ausführung desselben betrifft, so ist sie wohl verfehlt, insofern hier gerade in der poetischen Geographie, die das Lied enthält, an die damalige Zerstückelung unseres Vaterlandes erinnert und dadurch die Wirkung aufgehoben wird. Außer diesen Volksliedern ist noch vieles andere von ihm zum Liede geworden, wie z. B. die muntre frische Ballade: „Und die Sonne machte den feurigen Ritt um die Welt", oder das dithyrambische „Feuerlied". Dies alles hat nie eine solche Bedeutung gewonnen, als seine patriotischen Lieder, die so lange fortleben werden, als man noch der Siegesehre von 1813 gedenkt. Selbst seine geistlichen Lieder, die er in seinem köstlichen Büchlein: „Von dem Wort und dem Kirchenliede" veröffentlichte, sind neben diesen in Vergessenheit geraten. Und doch gehören sie mit zu den wür-

Digitized by Google

digsten und erhabensten seiner Zeit und offenbaren eine so gesunde Frömmigkeit, einen so männlich-festen und innigen Glauben, daß sie wohl der liebevollsten Beachtung wert wären, z. B. „Der heil'ge Christ ist kommen", „Ich weiß an wen ich glaube", „Kommt her, ihr seid geladen" und „Geht nun hin und grabt mein Grab".

Auch in der späteren Zeit nach den Befreiungskriegen ist er nicht unthätig gewesen, um die Trostlosigkeit der Zustände zu heben und Mut den Herzen einzuflößen. Davon zeugen seine Lieder „Warum rufe ich?" von 1837 und „Ermunterung" aus dem Jahre 1840, in denen der Ton des ungetrübten Vertrauens und der mutigsten Zuversicht auf bessere Zeit herrscht. Da heißt es:

Auf! wirf dein schlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verscheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg.
Du sollst im Lichte schreiten,
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

In der Ausgabe seiner „Gedichte" findet sich außerdem so viel Herrliches, dem kräftigen Geiste, der blühenden Phantasie, dem warmen und reinen Gefühle für die edelsten Interessen der Menschheit Entsprungenes, daß man sich einer innigen Liebe zu diesem wackeren, biedern Vater Arndt hingeben muß. Will man darum ihn selbst, die Bedeutsamkeit seines Charakters, wie seiner Stellung zur Zeit kennen lernen und sehen, wie er für Deutschland „fühlte, lebte und litt", so lese man seine „Erinnerungen aus dem äußern Leben", in denen seine Jugendgeschichte durch ihre patriarchalischen Bilder besonders anzieht, aber auch außerdem gelungene Charakterzeichnungen aus der Zeit vorkommen, wie vor allem die des Freiherrn von Stein. Hat man ihn dann aus diesem Buche kennen gelernt, so braucht man nur noch seines eigenen Ausspruches zu gedenken, „des Alten Schnabel sei nun einmal so gestellt, daß er sich, wenn er den Mund aufthue, unwillkürlich alles liebe, deutsche Volk als Zuhörer denken müsse", um zu begreifen, wie dieser Mann voll echter warmer Volksliebe so mächtig auf unsere Nation wirken konnte.

Digitized by Google

Dem pommerschen, wahrhaften Volkssänger nicht ebenbürtig, aber aller Anerkennung wert ist der Mecklenburger Predigersohn Ludwig Giesebrecht (1792—1873) ein Mitkämpfer von 1813—1815 und kraftvoller Kriegsliederdichter, der nach Innerlichkeit des Gehalts und Klarheit der Form an Schenkendorf rührt. Bei ihm ist nichts Gemachtes oder Anempfundenes, — nur wahrhaft Erlebtes und aus der Herzenstiefe Wiedergegebenes. Wie er als „Sänger der treuen und frommen Gesinnung des deutschen Hauslebens" unsere volle Liebe verdient, so gebührt ihm diese ebenso wegen seiner specifisch-geistlichen Lieder, die der ruhige und innige Ausdruck eines sehnsuchtsvollen Gemüts sind. Als Beweis dafür stehe hier eins der bekannteren von ihm, das zugleich seine Grundgesinnung am besten zeigt:

Laß mich meine Pfade
Still mit Christus gehn.
Was mir fromme, schade,
Muß ja er verstehn.
Und wer mag den Glauben,
In mir seine Macht,
Meiner Seele rauben,
Die er selbst bewacht?
Sel'ger Glaube senket
Hier den Anker ein:
Mein Erlöser denket,
Ich soll selig sein.
Und die Heilsgedanken
Stehn in starker Hand.
Well' und Fluten wanken,
Christus führt ans Land.

Digitized by Google

Die Ausklänge der Romantik und die Schicksalstragödien.

In den Sängern der Befreiungskriege hat die Romantik ihre für das deutsche Volksleben heilvollen und gesegneten Vertreter gefunden. Unmittelbar an sie schließen sich die Männer an, welche, von Brentano und Arnim ausgehend, die von Fr. Schlegel angebahnte romantische Richtung im kirchlichen Sinne, sowohl im katholischen wie im evangelischen Bekenntnis, auf das praktische Leben und die Politik fortbildeten: ein Adam Heinrich Müller von Rittersdorf, ein Karl Ludwig von Haller, ein Karl Ernst Jarcke und besonders das Haupt derselben, der Koblenzer Johann Joseph von Görres. Der letztere, der in der Stunde der Not und Erhebung gegen das welsche Regiment das schneidige Schwert des Wortes schwang, der die Sagen des Mittelalters und des Orients mit reichem Geiste wiederbelebte, muß zugleich als der beredteste und glutvollste Kämpfer für Papsttum und römische Konsequenz gelten. Wie Görres der eigentliche Vertreter streng-katholischer Romantik ist, so ist der germanisierte Norweger Hendrik Steffens, der wie Görres und Arndt dem napoleonischen Despotismus mit aufgeschlagenem Visir entgegentrat, der Repräsentant der streng-protestantisch-lutherischen Romantik. Als solcher zeigt er sich vor allem in seinen Büchern „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben", „Wie ich wieder Lutheraner wurde" und seinen „Karikaturen des Heiligsten", worin er die Verirrungen und Verzerrungen des Edelsten im Leben nachweist und die Religion als die einzige Quelle des Sittlichen und Rechten darstellt, nicht minder aber auch in seinen vielgelesenen Novellen „Die Familien Walseth und Leith",

Digitized by Google

„Die vier Norweger“ und „Malkolm“, die philosophische Probleme zur Darstellung bringen und sich durch reiche Naturschilderungen und anziehende Bilder aus seiner skandinavischen Heimat, wie durch zündende, anregende Reflexionen auszeichnen, wenn sie auch an Breite und Weitschweifigkeit leiden. Heimatlich mit Steffens verwandt ist Johann Adam Oehlenschläger, der für die dänische Sonderlitteratur epochemachend war. Haben diesen aber seine Landsleute noch bei seiner Gedächtnisfeier 1850 als den Heros ihrer Poesie gepriesen, so kann man ihm doch als Glied unserer Litteratur nicht dieselbe Ehre angedeihen lassen. Er hat zwar ein bedeutendes episches und dramatisches Talent, aber in allen seinen Dichtungen, denen die altskandinavische Sagenwelt zu Grunde liegt, wie in seinem Epos „Die Götter des Nordens“, oder in seinen Dramen „Hakon Jarl“, „Palnatoke“, „Amleth“ u. a., kontrastiert seine weiche romantische Behandlungsweise zu sehr mit den harten, herben Stoffen, als daß sie hätten von nachhaltigem Erfolg sein können. Um so höheren Liebreiz hat er aber da, wo dem nordischen Stoffe von vornherein romantische Bestandteile beigemischt waren, wie in seinem ergreifenden Trauerspiel „Axel und Walburg“, in welchem er auf dem Grunde jener rührenden gleichnamigen Volksballade des Nordens die volle Tragik leidenschaftlicher, treuer Liebe darstellt. Diese Tragödie steht weit höher, als sein vielgepriesenes Künstlerdrama „Correggio“, das seine damalige außerordentliche Aufnahme nur seinem Grundfehler, der weinerlichen Weichheit, zu danken hat, aber vor allem durch den Schlußeffekt einen mangelhaften und schwächlichen Eindruck hinterläßt. Außer Oehlenschläger erwähnen wir unter den dramatisierenden Romantikern nur der Vollständigkeit wegen die Wiener Brüder Heinrich Joseph und Matthäus von Collin, von denen der erstere den „Regulus“, „Coriolan“ und andere Dramen dichtete, der letztere aber besonders der Oper sich zuneigte. Sie suchten beide, ähnlich wie der als Metriker verdiente, als Dramatiker bedeutungslose Johann August Apel, die Schillersche Weise mit der Romantik zu verschmelzen, hatten aber trotz ihres echten Patriotismus doch zu wenig Originalität, und suchten den Mangel derselben allzusehr durch Pathos zu ersetzen.

Persönlich ein Mann voll Vaterlandsliebe und Mitkämpfer der Befreiungskriege, aber gänzlich der süßen, formenschönen und

Digitized by Google

dabei gehaltlosen Art der Romantik ergeben war Ernst Konrad Friedrich Schulze (1789—1817). In der Lüneburger Heide aufgewachsen in phantastischer Hingabe an Rittergeschichten und Legenden, bezog er die Universität Göttingen und erregte durch seine glänzenden stilistischen Leistungen die Aufmerksamkeit des Professor Bouterweck, der sein Beschützer wurde. In stiller, heißer Liebe entbrannte er zu Cäcilie Tychsen, welche geistreich, kunstsinnig und schön in einer gewissen ekstatischen Schwermut ein körperliches Leiden mit Seelengröße ertrug. Als sie in der Blüte der Jugend gestorben war, erfaßte ihn der schwärmerische Plan, ihr Leben und Wesen vor der Welt zu verherrlichen. So entstand das romantische Epos „Cäcilie", in dem der Kampf des Christentums gegen das alte nordische Heidentum dargestellt ist. Adel der Anschauung, Klarheit der Darstellung, künstlerische Abrundung und ein ungemeiner Wohllaut der Sprache zeichnen es aus. Allerdings findet sich daneben viel düstere Melancholie, Weichlichkeit und Zerflossenheit, wenn es auch das beste Epos blieb, welches die romantische Schule zeitigte. Auch „Die bezauberte Rose", mit dem er den Brockhauspreis für den Jahrgang 1818 der Urania gewann, leidet an den gleichen Schwächen, obgleich die Musik der Sprache und die eigentümlich sinnliche Schönheit der Poesie hier noch größer sind. Die Melodie dieser Oktavreime ist in der deutschen Sprache kaum übertroffen.

Von den untergeordneten Nachfolgern der großen Romantiker nennen wir noch die ebenfalls von den Freiheitskriegen Angeregten, den Pommer Karl Lappe mit seinem Lied „Nord oder Süd" und den Sachsen Karl Friedrich Gottlob Wetzel.

Als Dramatiker dieser Richtung sind Wilhelm von Schütz mit seinem überschwenglichen Schauspiel „Lacrimas" und August Klingemann bekannt geblieben. Der einst beliebte Karl Borromäus von Miltiz ist vergessen. Ernst Freiherr von der Malsburg hinterließ uns eine vortreffliche Übersetzung der Calderonschen Dramen. Der weichliche und formlose O. H. Graf von Loeben (Isidorus Orientalis), einst hochgefeiert, ist verschollen und teilt das Schicksal des Friedrich Krug von Nidda und Alexander von Blomberg.

Digitized by Google

Zu viel größerer und bleibender Bekanntheit aber, wenn auch inmitten unverkennbarer Dichtergaben nach einer falschen und einseitigen Richtung, erhoben sich jene, welche, von dem dunklen Gedanken einer unbarmherzigen Bestimmung geleitet, sich zu Propheten eines blind waltenden Schicksals aufwarfen und uns eine Reihe dramatischer Arbeiten hinterließen, die unter dem Namen „Schicksalstragödien" eine krankhafte Einseitigkeit und tragikomische Überspanntheit darboten, zu einem kleinen Teil aber wegen ihrer packenden Form noch heute nicht vergessen sind.

Als Chorführer dieser sonderbaren Gesellschaft ist Friedrich Ludwig Zacharias Werner (1768—1823) zu nennen. Er war am 18. November 1768 zu Königsberg geboren, wo sein Vater Theatercensor war. Nach dessen frühem Tode wurde seine Mutter geistesverwirrt und bildete sich fest ein, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Heiland. Sieht man das Leben Werners an, so scheint dieser Zustand der Mutter wirklich in tieferem Zusammenhange mit demselben zu stehen; wenigstens bietet es ein ebenso düsteres Bild des tiefsten, inneren Elends dar. Von Haus aus ein gewaltig begabter Mensch, verzehrte er in reinen und unreinen Flammen seine schönsten Kräfte und hat der Welt auf das erschütterndste an sich selbst gezeigt, wie weit auch religiöse Anlagen verwildern und zu Grunde richten können, wenn sie, nur von Gefühl und Phantasie getragen, aller sittlichen Weihe entbehren. Trotz seiner Begeisterung für Religion, die in allen seinen Dichtungen zu Tage tritt, war er doch ein innerlich zerrissener, von Leidenschaften verzehrter, unfreier Mensch. Die wilden Regungen seiner Natur machten seine geistig wohlgebildete Persönlichkeit schließlich zu einer höchst abschreckenden Erscheinung. In seinem Tagebuch spricht er mit cynischer Frechheit von seinen Ausschweifungen. Seine Familienverhältnisse waren gänzlich zerrüttet. Dreimal ließ er sich scheiden. Von seinem Portrait sagte er: „Das sind die erschlafften Züge eines von allen möglichen Leiden und Freuden geschwächten Menschen." Von Familie, Vaterland und Beruf als von drückenden Verbindlichkeiten losgelöst, berauschte er sich, nachdem alle Genüsse des Lebens erschöpft waren, in asketischen Gefühlsschwärmereien und fand auf diesem Wege den Übertritt zur katholischen Kirche zu Rom im Jahre 1811, aber nicht die ersehnte Ruhe. Er wurde 1814 Weltgeistlicher in Wien, wo er bei seiner wild-

Digitized by Google

phantastischen Predigtweise viel Zulauf hatte, und starb hier am 18. Januar 1823, nachdem er eine kurze Zeit Mitglied des Redemptoristen-Ordens gewesen war.

Die Rückwirkungen seines wüsten und verworrenen Lebens zeigen sich in seinen Werken nach Form und Inhalt. Das buntscheckige Gemisch in den Formen seiner Dramen, die ruhelose Sichüberstürzung von musikalischen und melodramatischen Effekten, die halb komischen halb bizarren Transfigurationen der romantischen Mystik entsprangen, ebenso wie der von Glauben und Aberglauben, Christentum und Heidentum, Mysticismus und Phantasie durchmengte Inhalt der selbstverschuldeten, inneren Zerstörung seines Gemüts. Diese ist um so mehr zu bedauern, als er doch eine bedeutende Begabung besaß, die sich in seiner Gewandtheit der Darstellung und im sprachlichen Ausdruck, in der Kraft der Malerei und tiefen Lyrik kundthut. Trotz der Verschrobenheit sehr anziehend ist sein romantisches Drama „Die Söhne des Thales". Es ist halb im Schillerschen Stil, halb im Schwung und Ungestüm der Tieckschen Genoveva gehalten, aber höchst bemerkenswert wegen seiner Anlage, in welcher der Dichter das sonderbare Projekt eines Bundes zur Wiederherstellung wahrer Religion zu organisieren sucht, das ihm lange Zeit auf dem Herzen lag. „Die Söhne des Thales" führen zum Teil dieselbe Polemik gegen die rationalistische Vernüchterung des Jahrhunderts, wie sie Tieck und Schlegel führen, aber nicht, wie bei diesen, im Interesse der Poesie, sondern in der Absicht, die Welt mit geheimnisvoller Geistesmacht zu durchdringen und religiös umzugestalten. Die Fabel des Stückes ist aus der Geschichte des Templerordens genommen. Auf phantastisch-logenbrüderlichem Wege gelangt der Dichter zu einem mystischen Katholizismus. Aus der Zeit seines Protestantismus rührt noch das Trauerspiel „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" her, das er später als Katholik durch das Gedicht „Die Weihe der Unkraft" zu vernichten und zu widerrufen suchte. Das Stück hat glanzvolle und hinreißende Partien, z. B. die Scene des Wormser Reichstages. Aber daneben spukt eine wunderliche Mystik, die sich gerade mit diesem Stoff am wenigsten verträgt. Fromme Rhetorik, süßliches Liebesgewäsch und spielerische Allegorie treten an die Stelle der geschichtlichen Klarheit und Realität. Nur eine in sich zerbrochene Natur konnte Luther, die kernhafteste

Digitized by Google

Gestalt der deutschen Nation, und sein gewaltiges Werk in so nichtsnutziger, nebelhafter Verschwommenheit darstellen.

Wie seine Geistesrichtung zur Preisgebung aller sittlichen Freiheit führte, zeigt vorzüglich seine Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar", die er nach dem für ihn, wie er meinte, verhängnisvoll gewordenen Todestage seiner Mutter und seines Freundes Mnioch benannte. In diesem grausenhaften Stück überwindet ein blindes, auf die elendesten Kleinigkeiten gestütztes Schicksal alle Vernunft und das Sittengesetz, noch dazu im Brillantfeuer christlicher Anschauungen, so daß zu dem Gräßlichen auch noch eine widerwärtige und lügnerische Koketterie tritt. Das Stück hat seiner Zeit durch Kraft der Sprache und effektvolle Nachtmalerei nicht nur große Sensation gemacht, sondern auch für die Folge Bedeutsamkeit erlangt, indem es die Reihe jener Schauerstücke hervorrief, die man gewöhnlich die Schicksalstragödien nennt, und durch welche die Dramatik des Tages verwilderte und der Schauspielkunst jeder Sinn für Natur und Wahrheit abhanden kam. Diese fatalistische Tragik war vor dem Wernerschen Stücke allerdings vielfach angebahnt. Schon hatte Schiller in seinem „Wallenstein", nachdrücklicher noch in der „Braut von Messina" und H. von Kleist in der „Familie Schroffenstein" den Weg dazu gezeigt. Aber das Wernersche Drama brachte diese bedenkliche Richtung als Krankheitserscheinung zum Durchbruch. Die Vertreter derselben sind der Thüringer Adolf Müllner, der Östreicher Franz Grillparzer, der Lausitzer Ernst von Houwald, teilweise auch Joseph Freiherr von Zedlitz, Ernst Raupach und eine Anzahl unbedeutender Nachtreter.

Sie alle legten im tiefsten Mißverständnis der erhabenen Schicksalsidee antiker Tragödie ihren Dramen einen fast türkischen Fatalismus zu Grunde. Denn das ist wohl ausgemacht, daß die Schicksalsidee, die in der Müllnerschen „Schuld", in der Grillparzerschen „Ahnfrau", in dem „Bilde" von Houwald, in dem „Turturell" von Zedlitz auftritt, weit von der antiken Tragödie entfernt ist.

In dieser beruht das Schicksal, so dunkel und geheimnisvoll es erscheint, so sehr es als ein von Anfang festgesetztes besteht und ganze fluchbeladene Geschlechter verfolgt, doch immer auf einem sittlichen Grunde und läßt stets einen inneren Zusammen-

Digitized by Google

hang zwischen Schuld und Strafe ahnen. Bei Müllner und seinen mitschuldigen Dichtungsgenossen ist davon keine Rede mehr. Bei ihnen ist das Schicksal ein tyrannisches, launenhaftes Gespenst, das seine Lust daran hat, die Menschen zu plagen und sie zu Spielbällen und Maschinen unbegreiflicher Absicht zu machen. Ein Fluch, eine Ahnung, ein Traum, eine Weissagung bestimmen in diesen Dramen oft die menschlichen Handlungen unausweichlich vorher, und der arme Mensch, so schwer es ihm auch ankommt, ist zum Verbrechen gezwungen. Er hat am Ende nichts weiter zu beklagen, als daß das Schicksal ihn zum Werkzeuge der Sünde gemacht hat. Und was für Menschen sind das, die hier auftreten?

Es sind haltlose, schwächliche Gesellen, die ihren Trost darin finden, dem Stand der Sterne, dem Fluche einer Zigeunerin und andern fragwürdigen Mächten das zuschreiben zu dürfen, was ihre eigene Nichtswürdigkeit und Leidenschaft verschuldet hat. Unsere moderne Dramatik kann sich nie mehr von dem Einflusse der christlichen Weltanschauung lossagen: Freiheit und Notwendigkeit, Menschliches und Göttliches werden im Begriff der göttlichen Hoffnung und gerechten Allmacht stets ihre Versöhnung finden müssen. Nur vom Thun des Menschen aus wird das Eingreifen des Schicksals verständlich, so daß Wille und Verhängnis in ihrer Übereinstimmung klar werden. Wo das nicht geschieht, wird die Dichtung ebenso unwahr als unvernünftig. Diese Schicksalstragödien, in welchen Dolche, zersprungene Saiten und Zigeunerweissagungen genügen müssen, um ganze Geschlechter zu massakrieren, erscheinen uns jetzt albern und wirken komisch.

Vom leuchtenden Muster Shakespeares wandten sich jene fatalistischen Dramatiker ab und folgten dem freilich seltsam großartigen, aber mystisch wundersüchtigen Calderon, dessen Dramen manche fatalistische Neigungen zeigen, und ahmten übertreibend die Anschauungsweise, ja sogar die Sprache und Versbau nach. Daher die unnatürliche spanische Grandezza, die südliche Pracht und Musik der gereimten Sprache, der bisher in der Bühnenpoesie nicht übliche trochäische Vers, die Fülle hochklingender Sentenzen, die, wir wollen es zur Ehre unserer Nation glauben, an diesen Stücken mehr entzückten, als jene Rechtfertigung menschlicher Leidenschaft durch die Laune des Schicksals, so daß alle sittliche

Digitized by Google

Schuld zur bloßen Einbildung wird. Der Inhalt dieser Stücke war gar zu einseitig und erbärmlich, als daß er auf die Länge das Publikum hätte fesseln können. Brüder und Schwestern, die in früher Jugend getrennt wurden, finden sich, heiraten sich, entdecken dann die Blutsverwandtschaft und bringen sich mit irgend einem verhängnisvollen Instrumente um oder sterben sonst grauenvollen Todes nach grauenvollem Leben. Das ist das Thema des Müllnerschen „Neunundzwanzigsten Februars", das Thema der „Schuld", das immer wieder aufgewärmte Thema vieler dieser Stücke.

Kein Wunder daher, wenn geschmackvollere Naturen, wie Platen, oder witzige, wie Castelli, gegen diese Dramatiker geradeso zu Felde zogen, wie die ersten Romantiker gegen Iffland und Kotzebue.

Es muß erfreuen, wenn der erstere in dem Lustspiele „Die verhängnisvolle Gabel" und der andere in seinem mit Aloys Jeitteles „gemeinschaftlich gestrickten Schicksalsstrumpf" diese dramatischen Deliranten in ihrer ganzen Schwäche bloßstellten. Nicht nur wurde das Publikum dadurch von den Banden dieses Unsinns befreit, sondern einzelne dieser fatalistischen Dichter ließen die Schläge der Satire heilsam auf sich wirken und wandten sich von der anfangs eingeschlagenen Bahn einer andern Fährte zu. So betrat Grillparzer den Boden vaterländischer Geschichte und schrieb sein Drama „König Ottokars Glück und Ende". Zedlitz dichtete den Spaniern nach und lieferte seinen „Stern von Sevilla". Nur bei Raupach wollte die Abkehr vom Fatalismus wenig besagen, indem er nun mit der Schnellfertigkeit und Bühnenkenntnis eines Kotzebue, zugleich aber auch mit der poetischen Flachheit desselben alle möglichen historischen und romantischen Stoffe schonungslos verarbeitete und zudringlich dem Publikum servierte. Er hat fast alle hervorragenden Vorgänge der alten europäischen Staaten- und Sagengeschichten eingeschlachtet. Weder Nibelungen noch Hohenstaufen, weder Deutsche noch Franzosen, weder Russen noch Engländer konnten ihm entgehen.

So artete die Romantik in jämmerliche Öde aus. Ihr Anfang war der übermütige, jugendliche Kampf gegen die Alltäglichkeit des Philistertums; ihr Ende verlief sich in der Flach-

Digitized by Google

heit spießbürgerlicher Unterhaltung für gelangweilte Leute, die weder rechte Menschen sein noch solche sehen wollten.

Es war ein Glück für das Leben unseres Volkes, daß im heilsamen Gegensatz dazu der tiefe und gründliche deutsche Sinn einen Anstoß empfangen hatte, der sich nicht nach der Außenseite hin verlor, sondern lebenskräftige Wurzeln der Dichtung erfaßte.

Als solche ernsten Forscher und anregenden Pfleger begrüßen wir die Germanisten.

Digitized by Google

Die Germanisten.

Der tiefberechtigte Zug, welcher unter dem Druck schwerer Zeit den deutschen Volksgeist auf eine große und ehrwürdige Vergangenheit hinwies und ihn die alte Bahn Herders mit tiefem Verständnis für die liebenswerte Eigenart des Volkes von neuem wandeln hieß, war von Brentano und Arnim bei Aufstellung ihrer Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" mit dilettantischer Freiheit und gegenüber den Ansprüchen ernster Wissenschaft wenig gewissenhaft befolgt. Jetzt traten tiefgelehrte und gediegene Forscher herzu, um die Schätze der Vergangenheit zu heben, zu sondern und ihren Zeitgenossen darzubieten. Das neuerwachte Studium der altnordischen Sprachen sowie der mittelalterlich deutschen Dichtungen fand hochbegabte Vertretung wie freudige Aufnahme im deutschen Volke.

Ludwig Tieck war seiner Zeit wohl infolge von Wilhelm Schlegels Vorlesungen für die Übertragung und Herausgabe mittelhochdeutscher Poesieen eingetreten und hatte 1803 die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" dem deutschen Publikum dargeboten. In hervorragender Weise aber trat als ein volkstümlicher Verbreiter dieser wissenschaftlichen Studien Friedrich Heinrich von der Hagen (1807—1856) hervor. Er war ursprünglich Jurist, wurde aber vom Zuge der Zeit auf diese litterarischen Bahnen gedrängt und entwickelte einen sehr fruchtbaren Fleiß. Er gab eine Erneuerung des Nibelungenliedes, „Deutsche Gedichte des Mittelalters", das „Volksbuch von Tristan", das „Nibelungenlied in der Ursprache", das „Narrenbuch", einen „Litterarischen Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie", das „Heldenbuch" in der Ursprache, „Gottfried von Straßburgs Werke", die „Minnesänger" und den „Bildersaal altdeutscher Dichter" heraus. Außer diesen Dichtungen ließ er auch „Altdeutsche Erzählungen", „Gesamtabenteuer" und „Altdeutsche und altnordische Heldensagen" erscheinen. Er war im Jahre 1810 Professor geworden und starb nach einer vorübergehenden Thätigkeit in Breslau zu Berlin.

Digitized by Google

Tiefer und gründlicher arbeitete G. F. Beneke (1762 bis 1844), namentlich auf dem rein sprachlichen und lexikographischen Gebiete. Sein mittelhochdeutsches Wörterbuch von 1847 ist von bleibendem Werte. Er gab den „Wigalois vom Rade", den „Wirnt von Grafenberg", den „Neithart" und den „Pfaffen Amis" heraus.

Noch nachhaltiger und von geradezu entscheidender Bedeutung für die Erhebung der altdeutschen Litteratur zur Wissenschaft wirkte Karl Lachmann (1793—1851). Seine kritischen Arbeiten „Zu den Nibelungen" und „Zur Klage", seine Ausgaben des „Nibelungenliedes" (Berlin 1826), „Walthers von der Vogelweide", des „Iwein", des „Wolfram von Eschenbach" und des „Ulrich von Lichtenstein", sowie seine unter dem bescheidenen Titel „Kleinere Schriften" zusammengefaßten Arbeiten sind Kleinodien deutscher Sprachwissenschaft.

Was das Bestreben dieser Männer auszeichnete, nämlich die tiefe Erfassung jener alten Dichtungen als Lebensäußerungen der Volksseele, ihr liebevolles und sinniges Durchdringen dieser uralten Erbtümer, fern von der geistlosen und verknöcherten Manier einseitiger Philologie, tritt im schönsten Maße an den Gebrüdern Grimm hervor. Wo nur von deutscher Dichtung und Volkslitteratur die Rede ist, muß dankbar ihrer gedacht werden, die in einer schönen, brüderlichen Gemeinschaft das seltene Beispiel des Zusammenwirkens hochbedeutender Kräfte gaben.

Jakob Grimm (1785—1863) ist ein selbst im deutschen Volke seltenes Bild eines schlichten, großen Gelehrten, der mit klarem Blick und selbstvergessender Hingebung an eine große Aufgabe sein ganzes Leben gewandt hat, das Ziel zu erreichen, das er in der freudigen Begeisterung der Jugend einst sich steckte. Angeregt durch Tieck, in freundlicher Berührung mit Arnim und Brentano, sowie mit dem tiefsinnigen Patrioten Görres, der ihm seinen „Lohengrin" widmete, ging Jakob Grimm kraftvoll und folgerichtig seinen Weg. Das große Werk der „Deutschen Grammatik" (begonnen 1819) in vier Bänden, ist das Fundament der heutigen deutschen Sprachwissenschaft, die „Deutschen Rechtsaltertümer" und die „Weißtümer" zeigen die geschichtlichen Fundamente eines echt deutschen Rechts.

In hochgenialer Weise stellte er in der deutschen Mythologie aus alten Sagen, Märchen, Sprüchen, Gebräuchen und sonstigen

Digitized by Google

mündlichen wie schriftlichen Überlieferungen die zertrümmerten und vergessenen Gestalten des altgermanischen Götterglaubens wieder her. Mit Erstaunen erkannten die Deutschen in scheinbar unsinnigen oder bedeutungslosen Formeln, bei welchen kein moderner Mensch imstande war, sich etwas zu denken, die Anschauungen ihrer Väter. Empfindungen, die vor Jahrtausenden in den Herzen gelebt hatten, bekamen wiederum eine vernehmliche und ergreifende Stimme. Die wertvolle „Geschichte der deutschen Sprache" erschien 1848. Sechs Bände „Kleinere Schriften" (Berlin 1864—1882) sowie ein sehr reichhaltiger „Briefwechsel" zeigen die mannigfaltigen Beziehungen des großen Mannes zu den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und zu hervorragenden Menschen seiner Zeit. Das Hauptwerk seines Lebens, das „Deutsche Wörterbuch", gab er mit seinem Bruder Wilhelm Grimm (1786—1859) heraus, desgleichen die „Kinder- und Hausmärchen" und die „Deutschen Sagen".

Die besondere poetische Begabung des jüngeren Bruders machte ihn zu einem glücklichen Finder auf diesen stillbescheidenen und doch mit den schönsten Blumen deutscher Poesie bestandenen Wegen, auf denen diese bedeutenden Gelehrten sich zu den Kleinsten und Geringsten ihres Volkes gesellten, um von der milden, erfindungsreichen Mutterliebe und der schlichten, gewissenhaften Überlieferungstreue zu lernen zugleich mit der nie ersterbenden, kindlichen Hörerlust und lehrend weiterzugeben.

Wilhelm Grimm gab seinerseits den „Grafen Rudolf", das „Hildebrandslied", „Freidanks Bescheidenheit", den „Rosengarten", den „Wernher", die „Goldene Schmiede" und als die hervorragendste Arbeit „Die deutsche Heldensage" 1829 heraus. „Kleinere Schriften" erschienen Berlin 1889, darin eine Autobiographie.

Auf diesem festen Grund und Boden, der gestützt wurde durch das vom Freiherrn von Stein begründete, gewaltige Werk, die „Monumenta Germaniae historica", welches in fünf Abteilungen (Schriftstellen, Gesetze, Aktenstücke, Briefe, Altertümer) die gesamten Quellen der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Reformation enthält und jetzt bereits fünfzig Bände zählt, erst von G. H. Pertz, dann von Ernst Dümler geleitet, hat nicht nur deutsche Geschichte und Wissenschaft, sondern die schöne Litteratur ihre lebenskräftige und gesunde

Digitized by Google

Stelle gefunden und herrliche Blüten in Poesie und Erzählung gebracht. Die Zahl der Männer, welche dieser heilsamen und erfolgreichen Bewegung für Kirche, Schule und Haus dienten, ist sehr groß. Ich nenne daraus noch die Brüder Wackernagel. Wilhelm Wackernagel (1806—1869), geboren in Berlin und seit 1833 Professor in Basel, hat außer den anmutigen „Gedichten eines fahrenden Schülers", „Neuen Gedichten" und „Zeitgedichten", das „Weihnachtsbüchlein", „Johann Fischart", „Deutsches Lesebuch" eine unvollendete „Geschichte der deutschen Nationallitteratur", „Altdeutsches Handwörterbuch" und viele „Kleine Schriften" vom Gebiete deutscher Grammatik und Stilistik herausgegeben. Philipp Wackernagel (1800—1877) wurde nach mannigfachen Lebenswendungen Gymnasialdirektor in Elberfeld und starb zu Dresden. Neben seinen vortrefflichen Arbeiten für den höheren deutschen Schulunterricht, „Auswahl deutscher Gedichte", „Lesebüchern" und der schönen Sammlung für das Haus „Trösteinsamkeit" hat er auf dem Gebiete der Hymnologie Bedeutendes geleistet. Er gab die Lieder Luthers und Paul Gerhardts heraus, vor allem die große „Geschichte des deutschen Kirchenliedes" (Stuttgart 1862—1877, in fünf Bänden). — Unter denen, welche die germanistische Wissenschaft im schönen Gewande der Umdichtung in das deutsche Haus trugen, hat sich auch Karl Simrock (1802—1876) sehr verdient gemacht. Seine Umdichtungen der „Edda", des „Nibelungenliedes", der „Gudrun", des „Heldenbuchs" und „Walthers von der Vogelweide" sind wertvolle Besitztümer der deutschen Jugend. Ludwig Bechstein (1801—1860) hat nicht nur thüringische Märchen und Sagen mit Fleiß gesammelt und herausgegeben, sondern als selbständiger Dichter mittelalterliche Stoffe verwandt, übrigens auch einen „Faustus" gedichtet. Vor allen andern aber ist hier der Mann zu nennen, der als ein Lieblingssänger der deutschen Nation die schönsten mittelalterlichen Stoffe mit treuer Vaterlandsliebe durchhauchte und fern von der sittlichen und poetischen Verirrung der Romantiker dem geliebten Volke seine Lieder mit einer Unmittelbarkeit und Lauterkeit der Empfindung sang, wie sie seit Goethe kein Dichter anzustimmen vermochte, Ludwig Uhland. Die Eigenart seiner Persönlichkeit und die enge Gemeinschaft, die ihn mit anderen Dichtern seines näheren Vaterlandes verband, giebt Veranlassung, ihn in diesem besonderen Kreise eingehend zu betrachten.

Digitized by Google

Die schwäbische Dichterschule.

Die Heldensänger aus der Zeit der Befreiungskriege hatten den edelsten und höchsten Punkt der romantischen Begeisterung erreicht und dargestellt. Sie hatten, aufs tiefste ergriffen von der Not des Vaterlands, alles aufs Spiel gesetzt, selbst ihr Leben. Sie hatten durch die Glut ihrer Gesänge, durch das Feuer ihrer Rede in tausenden von Herzen den Heldenmut wieder entzündet, der unter der geistesdämpfenden Gewaltherrschaft Napoleons fast erstickt war. Sie hatten aus dem Elend der Wirklichkeit das Idealbild eines geeinten, machtvollen Deutschlands erhoben und mit einem starken Glauben festgehalten. Sie hatten — und das ist für unsere Betrachtung ein ungeheures Verdienst — die der Wirklichkeit völlig entfremdete Poesie wieder mit dem Leben der Gegenwart befreundet und durch die gewaltige Wirkung, die sie erregten, den Thatbeweis geliefert, daß nur in der Form handhaften Lebens die Dichtkunst auf die Nationen zurückwirken kann.

Leider wurde dieser Weg nicht innegehalten. Waren auch die mittelalterlichen Erinnerungen, die schwärmerische, unklare Mystik und die Abenteuerlichkeit zurückgetreten, so war die ideale und bodenlose Träumerei in der Poesie, wie im Leben, doch zu übermächtig, um auf realem Boden einen erfreulichen Fortschritt zu zeitigen.

Das Volk, erfüllt von poetisch-romantischen Gebilden, konnte nicht ablassen, ein mittelalterliches Kaiserreich mit sieben Kurfürsten und einem gebratenen Krönungsochsen zu ersehnen. Daneben schäumte die turnerische und studentische Jugend von toller Begeisterung für eine deutsche Republik. In dem Jubel, die Franzosen weggejagt zu haben, dachte man es sich ungemein leicht und anmutig, alles sonst Hinderliche und Einschränkende hinter-

Digitized by Google

herfliegen zu lassen. Mit Ausnahme weniger Männer kam man nicht zum klaren und deutlichen Bewußtsein der Lage. Das wirkliche Leben hatte einen poetischen Anstrich empfangen, und dieser sollte über die große Ernüchterung und Enttäuschung hinweghelfen, welche den Zeiten großer Erhebung zu folgen pflegt. Die Jugend fühlte sich als die Hoffnung des Vaterlandes und übersprang mit weltverbesserlicher Zuversicht die Erfahrung der Betagten und Bewährten. Aber auch die alten, grauen Häupter schienen ihre Jugend zurückerobert zu haben und schämten sich, alt zu sein. Man warf die Perücken fort und schnitt die Zöpfe ab. Man trug kurze Röckchen und lange Haare. Man turnte auf offenen Plätzen und brannte Freudenfeuer auf den Bergen ab. Aber im Grunde war doch alles beim alten geblieben. Trotz aller großen Thaten hatte man nichts Besseres erreicht als zuvor bestand. Eine Unzufriedenheit, namentlich aller, die sich eigenen Wertes bewußt sein durften, war wohl erklärlich. Den unreifen und jugendlichen Ausbrüchen desselben trat eine erbarmungslose und oft nichtswürdige Polizeigewalt entgegen. Im Zusammenstoß dieser beiden Gegenmächte erhoben sich aus der Ereignislosigkeit dieser schlaffen Epigonenzeit auch tragische Momente, wie einerseits die Ermordung des elenden Kotzebue und andrerseits die grausamen Verfolgungen der Burschenschaften.

Der Flachheit und Dürre des politischen Lebens entsprach der Stand der Litteratur. Die Wortführer der Kritik waren der zänkische, verdrehte „Schuld-Müllner“ und der schwächliche Friedrich Kind, der nach Apels Erzählung den faden Text zu Webers herrlicher Oper „Der Freischütz“ gemacht hat. Jene beiden bestimmten den Geschmack des Tages. Auf dem Theater regierten Kotzebue und die schauerliche Schicksalstragödie. In der Journalistik gab der seichte, jüdische Wortwitz M. G. Saphirs den Ton an.

L. Tieck und E. Th. A. Hoffmann mußten froh sein, im Taschenbuch-Format ihr Dasein zu führen. Am größten war die Geschmacksverderbnis in der Romanlitteratur, die in noch höherem Grade, als heute, einer seichten Lesewut diente und aller höheren Kunstanforderung spottete. Die dünnen Aufgüsse des Breslauers Karl Franz von der Velde auf historische Stoffe zu schlechten Kopien Walter Scotts, waren noch die besseren Leistungen. Dagegen lieferte der preußische Hofrat Karl

Digitized by Google

Heun unter dem Dichternamen H. Klauren eine Unzahl schlechter Romane von einer widerwärtigen, sentimentalen Lüsternheit und dabei von einer niedrigen und kleinbürgerlichen Enge der Anschauung.

Auf religiösem Gebiete feierte damals der hausbackene Magdeburger Heinrich Zschokke, der mit Glück durch seine „Novellen" den oberflächlichen Unterhaltungsstoff der Zeit vermehrte, große Triumphe durch seine, unter dem Schutze des religiösen Indifferentismus und der tugendstolzen Selbstgerechtigkeit weitverbreiteten „Stunden der Andacht", an welchen Katholiken und Protestanten im Wetteifer der Verleugnung ihrer Kirchenlehren und zur Verherrlichung eines landläufigen, seichten Nationalismus arbeiteten.

Die Freiheitskriege hatten eine Erhebung, aber keinen Wendepunkt im Staats- und Volksleben gebracht. Noch viel weniger war ein solcher für Litteratur und Dichtung eingetreten. Das schwächliche Epigonentum zehrte von den großen Erscheinungen der Vergangenheit und hatte weder eine kräftig-unmittelbare Anschauung der Natur, noch ein frisches Herzensleben aufzuweisen. Vergebens schaute man sich in jener „litterarischen Lüneburger Heide", als die deutsche Litteratur „an der Grippe litt", nach einem volkstümlichen Sänger, nach einem wahrhaftigen Dichter um, dem Deutschland zujauchzen konnte.

Und doch hatte sich in der Stille und Enge eines kleinen Landes die Erweckung echten Dichtersanges schon lange vorbereitet, um als ein rechter Dichterfrühling das Herz des deutschen Volkes zu erquicken. Das gesegnete Schwabenland mit seinen dunkeln Wäldern, lieblichen Thälern und freundlichen Rebenhügeln, mit seinen Bewohnern echt deutschen Stammes von gelassener, biederer Art, aber voll starker Gemütstiefe und freudiger Sangeslust, mit seinen traulichen, alten Städten, anheimelnden Dörfern und ehrwürdigen, sagenumwobenen Burgen hatte schon im dreizehnten Jahrhundert eine rechte Liederheimat und Sangesschule in seinem Schoße gehegt. Die erhabene Herrlichkeit der Hohenstaufen-Erinnerungen mischte sich hier mit den lustigen Schwänken, die als „Schwabenstreiche" im ganzen Reiche berühmt waren. Jetzt erblühte hier ein Kreis von Dichtern, welche die traute Innigkeit des deutschen Gemütes, unbeirrt vom Streben nach klassischer Kunstform, zur fröhlich genügsamen Erscheinung brachten.

Digitized by Google

Der Schatten Schillers, des größten schwäbischen Dichters, fiel über sie hin, ohne ihre Eigenart zu bedrücken oder nur zu bestimmen, wie um den Fuß einer hochragenden, antiken Säulenordnung wilde Rosen und Thymian duften.

Schön hat Justinus Kerner von seinen Heimatsdichtern in seinem Liede „Die schwäbische Dichterschule" gesungen:

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?"

Fremder Wanderer! O gerne will ich solches sagen dir.
Geh durch diese lichte Matten in das dunkle Waldrevier,
Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durchs Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend luft'ger Vögel Heer,
Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht sieht,
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen und Granit.
Tritt dann aus des Waldes Dunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal.
Wo ein goldnes Meer von Ähren durch die Eb'nen wogt und wallt,
Drüber in den blauen Lüften Jubelruf der Lerche schallt,
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur.

Als Vorläufer dieser liebenswürdigen und eigenartigen Dichtergruppe seien zwei treffliche Poeten genannt, Hebel und Hölderlin, ersterer ein ganz originelles Talent, das etwas an Voß erinnert, letzterer von Schiller stark beeinflußt, so daß man ihn gewissermaßen in seiner Eigenart als klassisch-romantisch bezeichnen könnte.

Johann Peter Hebel (1760—1826), wurde am 10. Mai 1760 zu Basel geboren, studierte 1778—1780 in Erlangen Theologie, wurde 1782 Pfarrvikar in Hertingen unweit Basel, später Lehrer zu Lörrach und am Gymnasium zu Karlsruhe, dann Professor, Kirchenrat und 1819 Prälat der Badenschen Geistlichkeit. Er starb auf einer Reise in Schwetzingen am 22. September 1826. Obgleich den volkstümlichen Kreisen seiner Schwarzwälder Heimat äußerlich entwachsen, blieb er doch zeitlebens innerlich ihnen treu. Das bewies er zunächst in seinen treuherzigen „Alemannischen Gedichten" (Karlsruhe 1803), in denen er in dem naiv-zudringlichen Dialekt des Baseler Cantons mit unübertroffener Innigkeit und Kunst Sinn und Sitte seines Volkes zugleich abspiegelte und verklärte. In ihnen

Digitized by Google

erwies er sich als Meister der mundartlichen Idylle, der seinem Vorgänger Voß an echter Volkstümlichkeit, wie an poetischer Auffassung weit voraus kam. Diese Wahrheit und Anschaulichkeit in der Schilderung der Natur, der Personen und des Lebens, dieser Sinn für das Reinmenschliche, dieser schalkhaft-geschwätzige Humor, der bei ihm den zutraulichen Grundton bildet, war bisher in der Idylle nicht zu finden gewesen. Noch weniger hat es auf diesem Gebiete vor und nach ihm jemand verstanden, das Göttliche und Irdische, das Natürliche und Sittliche so innig miteinander zu verweben, als er. Man lese seine Meisterstücke „Die Wiese" und „Das Habermuß", in denen er in lieblicher Allegorie die Entwicklung des menschlichen Lebens darstellt, oder „Sonntagsfrühe", „Die Vergänglichkeit" u. a., und man wird finden, wie in dem frommen Herzen dieses Dichters Poesie und Religion zum engsten Geschwisterbunde vereinigt waren. Auch seine Prosa wurzelt tief im Volksleben. Während uns die alemannischen Gedichte die Poesie des ackerbauenden Landvolkes darstellen, zeichnet Hebel das städtische und dörfliche Kleinbürger-Leben und -Treiben mit hoher Meisterschaft in künstlerisch vollendeter, alle Stände und jedes Alter fesselnder Form in seinen „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes" (Sämtliche Werke. Bd. III. Karlsruhe 1832). Durch diesen „Rheinländischen Hausfreund" (Karlsruhe 1808—1815, 1819), für den seine Erzählungen geschrieben wurden, und in dem sie zuerst erschienen, ist er der Gründer des echten, deutschen Volkskalenders geworden. Das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" (zuerst Tübingen 1811) ist ein Auszug aus demselben.

Der andere, vor Uhland bekannt gewordene, schwäbische Dichter ist Friedrich Hölderlin (1770—1843), am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren. Er studierte in Tübingen Theologie, wurde 1793 durch Schillers Vermittlung Lehrer im Hause der Frau von Kalb zu Waltershausen in Thüringen, der Freundin Schillers, ging 1795 zu letzterem nach Jena, wandte sich dann aber bald, als seine geringen Mittel erschöpft waren, wieder in seine Heimat. Da verschaffte ihm sein Freund, der Dichter Eduard von Sinclair (pseudonym Crisalin, 1775—1815), 1796 eine Hauslehrerstelle bei einem reichen

Digitized by Google

Banquier zu Frankfurt a. M., und hier bemeisterte sich seiner eine leidenschaftliche Liebe zu der Frau des Hauses, der von ihm als Diotima dichterisch gefeierten Susette Gontard, verwitweten Borkenstein, eine Liebe, in der er stufenweise unterging. — Im September 1798 gab er seine Stelle plötzlich auf, indem er Haus und Stadt ohne Abschied verließ und nach Homburg ging, wo er fleißig arbeitend sich zu ermannen hoffte. Vergeblich! Schillers Bemühungen, ihm eine Professur, Sinclairs Hoffnung, ihm eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, schlugen ebenfalls fehl. So kam äußere Not zu innerer Bedrängnis. Des deutschen Lebens und Wesens überdrüssig, ging er zunächst als Hofmeister nach der Schweiz und bald nachher, Ende 1801, nach Bordeaux. Aber nachdem er längere Zeit nichts mehr hatte von sich hören lassen, kehrte er 1802 in Bettlertracht halb wahnsinnig nach Deutschland zurück. Unterwegs hatte er die Kunde von Diotimas Tode erhalten. Der Landgraf von Hessen-Homburg hörte von der Not und ernannte ihn zu seinem Bibliothekar in Homburg. Hier arbeitete er in guten Stunden an einer Übersetzung des „Sophokles", von der auch zwei Stücke, der „Ödipus" und die „Antigone", im Druck erschienen. Aber 1804 kam sein Wahnsinn zum vollen Ausbruch. Unter dem Vorwande eines Bücherankaufs lockte man ihn nach Tübingen, wo dann im Klinicum Heilversuche angestellt wurden, die das Leiden des Armen noch verhärtet zu haben scheinen. Den im Jahre 1806 für unheilbar Erklärten brachten seine Freunde gegen ein kleines Jahrgeld bei einem Tischler in Tübingen unter, wo er erst nach fast vierzigjähriger Geistesverwirrung am 7. Juni 1843 starb.

Er ist ein bedeutender Lyriker, der mit seiner klassischen Romantik höchst eigentümlich dasteht, aber zugleich auch zeigt, wohin einseitige Überspannung haltlosen, idealen Sinnes führen kann. Schon früh den klassischen Studien ergeben und von einer überschwenglichen Auffassung des Hellenentums erfüllt, hielt er an dieser mit so subjektiver Heftigkeit fest, daß es sein ausschließliches Bestreben wurde, den Geist der alten Griechen mit der Wirklichkeit des modernen Lebens zu vermählen. Das führte zu unversöhnlichen Kontrasten, deren Härten ihn in Verzweiflung stürzten. Ob er, etwa in Bordeaux, von Entsagung zum taumelnden Genuß übergesprungen ist? Daß platonische Liebe plötzlich in

Digitized by Google

ein derbes und sinnliches Ergänzungs- und Gegenstück umschlägt, ist psychologisch erklärlich, namentlich bei einem Schwärmer des Hellenentums.

Hölderlin ist nur Lyriker. Sein Roman und sein dramatisches Fragment sind im Grunde nur in diese Formen gekleidete Lyrik. Von dem Romane erschien zuerst ein Fragment in Schillers „Neuer Thalia" von 1793. Erst vier Jahre später kam dann der erste Teil von „Hyperion", oder „der Eremit in Griechenland" (2 Tle. Tübingen 1897, 99). Der Schauplatz des in Briefform geschriebenen Romans ist das neue Griechenland zur Zeit des russisch-türkischen Krieges, aber das Ganze ist eine Verherrlichung des alten Griechenland und feiert Liebe und Freundschaft. Soviel erhabene Kraft in Gedanken und Bildern, soviel Adel der Gesinnung, soviel Eleganz der Prosa auch bei dieser Dichtung bezaubernd wirkt, so wird sie doch immer den Eindruck eines unkünstlerischen Herzensergusses hinterlassen, der mehr um des Dichters als um seiner selbst willen Interesse hat. Fehlt es schon dem Stoffe am rechten Zusammenhalt, und tritt in der Ausführung das erzählende Element zu sehr hinter dem pantheistisch-philosophischen Raisonnement zurück, so ist noch mehr der Ungestüm störend, mit welchem der Dichter seine Ansichten vorträgt. Hier ist es, wo er, am Ende des Romans, seinem Ingrimme gegen sein Vaterland Luft macht, indem er jene bekannte Schmähredе gegen die Deutschen einfügt, die an Ungerechtigkeit und Verbissenheit fast übertrifft, was nachmals ein Börne oder Heine schrieb. Wer so die Vorzüge seines Volkes verkennt, mit dem er durch Natur und Lebensverhältnisse verwachsen ist, wer es so wegwerfend als eine Masse von Barbaren und Sklaven betrachtet, der kann unmöglich die innere Harmonie bewahren, ohne die der größte Geist verkümmern muß.

In seinen „Gedichten" (Stuttgart 1826) treten die Spuren seines krankhaften Sinnes weniger hervor. Vor allem muß als bedeutend hervorgehoben werden, daß er trotz innerer Zerrissenheit die klarste Abrundung und Plastik der Form erreicht hat. Der Kreis der Anschauungen, in welchem sich seine Lieder, Oden und Hymnen bewegen, geht nicht weit über die Sphäre des Erlebten hinaus. Um so mehr haben sie das Gepräge der tiefsten Innerlichkeit und Unmittelbarkeit und geben mit ihrer Sehnsucht nach dem Idealen und ihrer ergreifenden Wehmut

Digitized by Google

Zeugnis, daß trotz seiner Hellenenart der Grundzug seines Wesens ein romantischer und deutscher war. Außer der Liebe zu Diotima besingt er am liebsten die Natur. Hier entwickelt er eine Lieblichkeit der Schilderung, ein tiefes Natur- und Heimatsgefühl, die ihn trotz des klassischen Gewandes deutlich als Schwaben erkennen lassen. Ich erinnere an seine herrlichen Gedichte „Die Nacht", „Der Neckar", „Die Herbstfeier", an das schöne, kontrastreiche Naturgemälde „Der Wanderer" — alles Dichtungen, in denen sich der vollste Duft der Poesie erschließt, und an die Ode auf „Heidelberg" (Ausgewählte Werke. Herausgeg. von Christoph Theodor Schwab. Stuttgart 1874):

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal ging die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen.
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu. Freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Digitized by Google

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Auch äußeren und inneren Erlebnissen weiß er meisterhaft den Zug des Idealen zu geben, wie in seinem bedeutsamen Gedichte „Seiner Großmutter zum zweiundsiebzigsten Geburtstag" (1799), in welchem die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese des Kinderglaubens so rührend hervorbricht. (Ausgewählte Werke.)

Vieles hast du erlebt, du teure Mutter! und ruhst nun
Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und blühn.
Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leben geführt.
Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unserer Erde, gebar.
Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.
Mit dem Tode befreundet' er sich, im Namen der andern,
Ging er aus Schmerzen und Mühn, siegend, zum Vater zurück.
Und du kennest ihn auch, du teure Mutter, und wandelst
Glaubend und duldend und still ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch.
Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,
Und die Heimat erfreut wieder mein einsam Gemüt,
Und das Haus, wo ich einst bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht' ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indes, aber ihr heilet sie mir,
O ihr Lieben, und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen. Es ist ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu dir, dann segne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er als Knabe gelobt.

Digitized by Google

In der von Uhland und Gustav Schwab gemeinsam besorgten, ersten Ausgabe von Hölderlins „Gedichten“ (Stuttgart 1826) wurde auch zuerst das im Sommer 1799 in Homburg gedichtete Trauerspiel-Fragment „Der Tod des Empedokles“ veröffentlicht. Wie „Hyperion“ ein ganz subjektiver, lyrischer Roman, so ist hier Lyrik in dramatischer Form. Der griechische Dichterphilosoph Empedokles (471—411 vor Chr.) aus Agrigent, der zuerst die vier Elemente, aus denen die Welt zusammengesetzt sei, unterschied, löst sich von der Gottheit der Natur und erklärt sich selbst für den Gott in ihr. Aber nun fühlt er sich vereinsamt. Er erträgt es nicht, allein zu sein, „und ohne Götter“ ist ihm der Tod. Er sehnt sich nach einer Sühne. Die Menschheit verachtet er in ihrer Feindschaft wie in ihrer Huldigung. Er verschmäht die Krone, die sie ihm bieten. Scheidend erschließt er ihnen den „lebendigen Olymp“, indem er ihnen die pantheistische Lehre von der Hingabe an die Gottheit der Natur hinterläßt. Dann folgt das unausgeführte Todesnachtstück auf dem Ätna. — Empedokles, in dessen Wesen sich Prometheus und Faust berühren, ist Hölderlin, der sich unter seinen Zeitgenossen vereinsamt fühlte und deshalb Trost und Erhebung in der Zuflucht zur Natur suchte. Einzelne Stellen sind von bezaubernder Schönheit und zeigen deutlich, wie in Hölderlin ein Genie unterging, das auf andern Wegen vielleicht zur höchsten Vollendung gediehen wäre.

Erst nach Hölderlin kann eigentlich von einer Schwäbischen Dichterschule die Rede sein, in der sich der Charakter des schwäbischen Volkes reich und vollständig entfaltete. Der Meister und Reihenführer derselben ist Johann Ludwig Uhland (1787—1862). Er war es, der durch seine frischen, aus reiner, deutscher Art entsprungenen Lieder den neuen Morgen deutscher Poesie erwecken half. Ob auch die Kritik ihn noch lange nach seinem Auftreten ignorierte, so nahm ihn doch das Volk begeistert ins Herz auf und machte ihn zu seinem Liebling.

Eine vortreffliche Biographie: „Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt“, später auch unter dem Titel „Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe“ (Stuttgart 1874), giebt das beste Lebensbild von ihm.

Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren,

Digitized by Google

wo sein Vater Universitäts-Sekretär war, besuchte die Schulen und die Universität seiner Vaterstadt. Er war als Jurist immatrikuliert, wandte sich aber vorwiegend philologischen Studien zu, zuerst den klassischen Sprachen, später mehr dem deutschen Altertum. Als er das lateinische Gedicht „Walther von Aquitanien" von dem Mönch Ekkehard von St. Gallen (gest. 973) kennen lernte, das jetzt durch J. V. Scheffels deutsche Bearbeitung in seinem Romane „Ekkehard" den weitesten Kreisen erschlossen ist, hatte er gefunden, was die eigentümliche Richtung seines Wesens verlangte, und gab sich fast ausschließlich der germanistischen Wissenschaft hin. „Das hat in mich eingeschlagen," sagte er. Weitere Nahrung fand sein Geist später in „Des Knaben Wunderhorn" (1806) und in Herders „Volksliedern" (1778), die damals von Johann von Müller unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" (Tübingen 1807) neu herausgegeben waren. Letztere führten ihn auf die altfranzösischen, altenglischen und später auf die spanischen und nordischen Originale. Um dieselben im Urtexte lesen zu können, erlernte er die Sprachen still für sich, einsam, dem studentischen Treiben fremd, aber einem engeren Freundeskreise innig verbunden. Dieser bestand aus einigen poetisch angeregten Studiengenossen, die auch später als Dichter auftraten, unter ihnen Justinus Kerner, Karl Mayer, Heinrich Köstlin, der als Medizinalrat in Stuttgart starb, dessen Gedichte unter dem Pseudonym Chrysalethes in dem von Kerner, Fouqué, Uhland u. a. gemeinsam herausgegebenen „Deutschen Dichterwalde" (Tübingen 1813) erschienen, ferner Georg Jäger, der später ebenfalls als Medizinalrat in Stuttgart starb, Karl Roser, Staatsrat und Uhlands Schwager, und der nachherige Geheime Legationsrat Christoph Friedrich K. von Kölle, später als württembergischer Gesandtschafts-Sekretär in Karlsruhe von J. P. Hebel zum „Adjunkten" seines „Rheinländischen Hausfreundes" gestempelt. Durch ihn kam Uhland mit Leo Freiherrn von Seckendorf (1773—1809) zu Regensburg in Verbindung, in dessen „Musenalmanach für das Jahr 1807" (Regensburg) zum ersten Male Gedichte von ihm gedruckt erschienen.

Nebenher mußte sich Uhlands Studium auf seine Brotwissenschaft, die Jurisprudenz, richten. Im Mai 1808 bestand er

Digitized by Google

sein Fakultäts-Examen, im Oktober desselben Jahres das Advokaten-Examen. Eine beabsichtigte Reise anzutreten, hinderte ihn der Wunsch seines Vaters, daß er vorher noch den Doktorgrad erwerben möge. Er promovierte am 3. April 1810 mit der Dissertation: „De juris Romani servitutum natura dividua vel individua."

Am 6. Mai 1810 reiste der schweigsame, junge Doktor nach Paris ab und schloß mit dem ebenso schweigsamen Immanuel Bekker (1785—1871) einen Freundschaftsbund gemeinsamer Studien. Er war dabei so eifrig, daß er im Januar 1811 auf der kalten Bibliothek oft die Feder mit der linken Hand führte, wenn die rechte über dem Schreiben erstarrt war, bis er sie wieder an dem großen Kohlenbecken erwärmt hatte. Früchte dieser Studien waren die Abhandlung „Über das altfranzösische Epos" und „Proben aus altfranzösischen Gedichten", die in Fouqués und Wilhelm Neumanns Zeitschrift „Die Musen" für 1812 erschienen. Am 14. Februar 1812 ist er wieder in seiner Vaterstadt.

Hier traten die Ansprüche des bürgerlichen Lebens an ihn heran, und er fühlte sich „entsetzlich einsam" trotz der Freundschaft mit Gustav Schwab, der im Herbst 1809 in das Tübinger Stift gekommen war und mit August Köstlin, dem späteren Konsistorial-Präsidenten. So lebte er im Konflikt zwischen Advokats- und Neigungs-Beschäftigung. Seine Gedichte bot er vergeblich Cotta in Stuttgart und Gottlieb Braun in Heidelberg zum Verlage an; dagegen verstand sich der letztere zur Übernahme des „Poetischen Almanachs für 1812", den Kerner besorgte und Uhland stark mit Beiträgen bedachte. Nicht ohne inneren Kampf nahm er den Antrag an, als provisorischer zweiter Sekretär beim Justizministerium in Stuttgart einzutreten.

Er fühlte sich aber in seiner Stellung beengt und trat zurück, um wieder Advokat zu werden mit dem Aufenthalt in Stuttgart.

Karl August Freiherr von Wangenheim (1773 bis 1850), Kurator der Universität Tübingen, lernte Uhland kennen und vermittelte den Druck seiner Gedichte, die bei Cotta 1815 erschienen.

Schwer trug der Dichter an der Rheinbundspolitik seines Landesherrn, aber in den Tagen der Erhebung und des

Digitized by Google

Sieges stimmte er jubelnd das „Lied eines deutschen Sängers“ an:

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen.
Es dünkt mir alles Tand.
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: fürs Vaterland!

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm;
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Aus demselben Jahre 1814 stammte das prächtige Gedicht auf sein Patenkind, die am 2. Dezember 1813 geborene Rosa Maria Kerner, die uns nun als Marie Niethammer, geborne Kerner, ihres Vaters „Jugendliebe“ und ihr „Vaterhaus“ nach Briefen und eigenen Erinnerungen anmutig geschildert hat (Stuttgart 1877). Das Gedicht ist überschrieben „Auf das Kind eines Dichters“:

Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'sche Worte.

In großer Zeit erblühest du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Digitized by Google

Du aber schlummre selig hin
In angestammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blütenbäumen!

Derweil verrauschet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe.
Wohl blühst als Jungfrau du heran;
Du kündest so das Reich der Liebe.

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Unerquickliche politische Verhältnisse und der Streit um die Verfassung zwischen Fürst und Volk rissen auch Uhland in Unruhe und machte ihn leider zum natürlichen Widersacher Rückerts, der gegen Schluß des Jahres 1815 als Redakteur des „Morgenblattes" nach Stuttgart gezogen war. Rückert war ein Schützling und Anhänger Wangenheims, der im Oktober 1815 vom Könige in die nun gebildete Verfassungskommission berufen war, wo er, sonst ein ganz liberaler Mann, zur Hauptstütze der Regierung wurde. Unter diesen Umständen konnte Uhland seinem Gönner Wangenheim wohl persönliche Hochachtung bewahren, aber in öffentlichen Angelegenheiten konnte er nicht zu ihm stehen.

Dem König Friedrich folgte am 30. Oktober 1816 der König Wilhelm, der 1817 eine neue Verfassung zu octroyieren suchte, die, so liberal sie auch gehalten war, von den Ständen und der öffentlichen Meinung wiederum abgelehnt wurde. Darauf erfolgte die Auflösung der Stände, denen Uhland jenen „Nachruf" (1817) widmete, der mit der Anerkennung ihrer Festigkeit zugleich sein politisches Glaubensbekenntnis enthält, das von einer gewissen Trockenheit der Doktrin nicht frei ist.

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann;
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Digitized by Google

Die Gnade fließet aus vom Throne;
Das Recht ist ein gemeines Gut.
Es liegt in jedem Erdensohne;
Es quillt in uns wie Herzensblut.
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inn're Recht ins Leben,
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.
— — — — — — — — —

Die Württemberger Verfassungskämpfe, an denen er sich mit der Zähigkeit des echten Schwaben beteiligte, verhinderten seine Anstellung im juristischen Staatsdienste.

Im Jahre 1820 wurde er für die am 15. Januar 1820 zusammenberufene Ständeversammlung gewählt und feierte am folgenden Tage seine öffentliche Verlobung mit Emilie Vischer, Tochter eines verstorbenen Kaufmanns in Calw und Stieftochter des Hofrat Pistorius in Stuttgart, deren Mutter Rückerts Sonettenkranz „Rosen auf das Grab einer edlen Frau" (Juli 1816) gewidmet ist. Uhland hatte seine Emma, wie sie im Elternhause und von ihm genannt wurde, schon seit Jahren geliebt, ohne seine Neigung zu erklären, da er glaubte, keinen Hausstand bei seiner Lage gründen zu können. — Täglich besuchte er die Sitzungen. Er verfaßte wiederum die Adresse an den König und war in mehreren Kommissionen und häufig mit Berichten beschäftigt. Mitten in diese arbeitsreiche Zeit fiel, am 29. Mai 1820, der Tag seiner Hochzeit, von dem er den ganzen Morgen im Ständehause zubrachte. Ja sogar nach der Trauung, die um drei Uhr stattfand, ging er noch einmal dahin zurück.

Von der Advokatur machte er sich nun thatsächlich los und führte nur, wenn die Reihe ihn traf, Armenprozesse.

Im Jahre 1829 wurde er zum außerordentlichen Professor der deutschen Litteratur in Tübingen ernannt. Er hatte inzwischen „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (Stuttgart und Tübingen 1821) und die Abhandlung „Zur Geschichte des Freischießens" (S. XVIII—LXII in K. Hallings Ausg. von Fischarts „Glückhaftem Schiff", Tübingen 1828), sowie gemeinsam mit Gustav Schwab Hölderlins „Gedichte" (Stuttgart 1826) herausgegeben. Bei der Übersiedelung nach Tübingen überraschten ihn seine Stuttgarter Freunde und Kampfgenossen aus der Ständeversammlung am

Digitized by Google

Ende der Stuttgarter Markung, um ihm Glück zu wünschen und einen Lorbeerkranz zu überreichen. Diesen nahm er zwar an, hing ihn aber im nächsten Walde an eine Eiche mit der Bemerkung gegen seine Frau: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen."

Seine politische Stellung veranlaßte ihn, bald wieder sein Amt niederzulegen. Erfreulicherweise störten diese staatsbürgerlichen Unruhen und seine Thätigkeit als Landtagsabgeordneter seine wissenschaftliche Arbeit nicht. Er gab den ersten Teil seiner „Sagenforschungen" (Stuttgart 1836), der den „Mythus von Thor nach nordischen Quellen" enthält, heraus; leider verblieb es beim ersten Teil. Dann folgte die Herausgabe der „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen" (Bd. I. Abt. 1 u. 2. Stuttgart 1844 u. 45). Auf Reisen zu seinen wissenschaftlichen Zwecken hatte er, meist in Begleitung seiner Frau, Wien, Leipzig, Kopenhagen, Lübeck, Berlin ꝛc. besucht und war überall mit Ehren und öffentlichen Zeichen der Anerkennung aufgenommen, die ihn meist befangen machten und ihm zwar Freude, aber doch kein rechtes Behagen abgewinnen konnten. Ein gewisser Eigensinn, der besonders auf politischem Gebiete zähe und hart sich geltend machte, und eine spröde Verschlossenheit, die dem trefflichen Manne anhafteten, machten ihn für den Verkehr mit Fremden wenig geeignet.

Nach neun friedevollen Jahren führte ihn das stürmische Jahr 1848 in das Frankfurter Parlament. Er wirkte hier, tief durchdrungen vom Ernste der inhaltschweren Aufgabe, „alle die Bruderstämme zum großen Gesamtwesen in Freiheit, Einheit und heilbringender Ordnung zu verbinden". Seine Rede vom 6. Okt. 1848 schloß mit den berühmt gewordenen Worten: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist." Am 22. März bei der Kaiserwahl enthielt er sich der Abstimmung, und am 11. April bei der Abstimmung über die Reichsverfassung stimmte er dagegen. Als der König von Preußen sich gegen die Annahme der Reichskrone erklärt hatte, schrieb Uhland aufklärende und aufmunternde Worte in einer Ansprache an das deutsche Volk. Die traurige und wenig würdige Geschichte von der Auflösung des sogenannten Rumpfparlaments hat auch unsern Dichter zu erwähnen als einen, der nicht die Ansprüche und Beschlüsse

Digitized by Google

dieser Versammlung vertrat, sondern nur bis zum Ende mit echt schwäbischer Zähigkeit beim ersten deutschen Parlament ausharren wollte. Mit seiner Beteiligung an den Sitzungen des Staatsgerichtshofes im Jahre 1850 über angebliche Verfassungswidrigkeiten des Ministeriums von Wächter schloß Uhlands für ihn, wie für andere, wenig erfreuliche, politische Thätigkeit. Er war damit sich selbst und dem ganzen deutschen Volke zu bleibender und ungeteilter Gemeinschaft zurückgegeben. Seine politischen Gedichte sind unter dem Titel „Vaterländische Gedichte" erschienen.

Nach Beendigung der lästigen Arbeit am Staatsgerichtshof machte er eine kurze Schweizerreise an den Vierwaldstädter-See und auf den St. Gotthard und kehrte dann wieder nach Tübingen zu einem, fast ausschließlich litterarischen Studien gewidmeten, Stillleben zurück, dessen Gleichförmigkeit durch jährliche Reisen kaum unterbrochen wurde, da ihm diese zur Lebensgewohnheit geworden waren. Was er von seinen wissenschaftlichen Untersuchungen selbst zum Abschluß brachte, ließ er in Franz Pfeiffers „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde" Jahrgang I 1856 bis Jahrgang VIII 1863 (Stuttgart 1856—1863) erscheinen. Anderes aus dieser und früherer Zeit wurde erst nach seinem Tode im Auftrage seiner Witwe von seinen Freunden W. L. Holland, Adelbert von Keller und Franz Pfeiffer herausgegeben und erschien unter dem Titel „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (8 Bde. Stuttgart 1865—1873). Wohin er auf seinen Reisen auch kam, überall wurde er gefeiert, und nun fehlte es ihm auch nicht an Ehrenbezeugungen von hohen Stellen. Er lehnte sie alle ab, so den ihm verliehenen Preußischen Orden pour le Mérite und gleichzeitig den Bayrischen Orden für Wissenschaft und Kunst. Diese Schroffheit entsprang bei ihm naturgemäß der Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Festigkeit seiner Art.

Am 4. November 1850 war sein Freund Gustav Schwab in Stuttgart gestorben und von Uhland mit zu Grabe geleitet worden. Am 22. Februar 1862 starb auch Justinus Kerner. Uhland reiste mit Karl Mayer trotz der Winterkälte nach Weinsberg, um der Beerdigung beizuwohnen. Kurz darauf begleitete er in Tübingen noch einen Jugendgenossen zur

Digitized by Google

letzten Ruheſtätte. Zwei Tage darauf fühlte er ſich heiſer; dann konſtatierte der Arzt eine Entzündung des Rippenfells. Ein Beſuch des Soolbades Jaxtfeld bei Heilbronn erwies ſich als erfolglos. Oft war ſein Geiſt durch körperliche Schwäche gedrückt. In freieren Stunden ließ er ſich gern aus der Bibel vorleſen oder ein Lied von Paul Gerhardt. Auch ſeine Teilnahme für die deutſchen Studien blieb lebendig. Bald ſchwanden ſeine Kräfte mehr und mehr, und er äußerte zu ſeiner Frau: „Nur Ruhe, nur Stille, und du zur Pflege!“ Am 6. November ließ er ſich das Abendmahl reichen, und am 13. November 1862 abends 9 Uhr ſtarb er.

Ein klares Spiegelbild von Uhlands Leben und Studien ſind ſeine Dichtungen, in welchen die Poeſie der Freiheit, die er ſelbſt in ſeiner Berufsthätigkeit zu verwirklichen trachtete, ſich verſchmilzt mit der Lebensherrlichkeit des Mittelalters, die er in Geſchichte und Litteratur angeſchaut hatte. In ihm haben wir den Dichter, in welchem Romantik und Freiheit nicht als ſchroffe Gegenſätze auseinanderfallen, ſondern durch das Vermittlungsglied wahrer Volkstümlichkeit, die auch im Mittelalter das romantiſche Lebensprincip mit dem Geiſt der Freiheit durchdrang, ſich aufs innigſte zu der harmoniſchen Einheit freien und poetiſchen Volkslebens verbinden. Hatte Uhland hierin mit dem urſprünglichen, beſſern Geiſt der Romantiſchen Schule eine gewiſſe Verwandtſchaft, ſo war doch ſein Bildungsweg ein ſo ſelbſtändiger und eigentümlicher, daß er durch ihn vor allen Verirrungen der Romantik geſichert blieb. Ihm fehlte auch gänzlich jene Überhebung der Ironie, welche die Sittlichkeit und die geſelligen Zuſtände unterwühlt und in gefährlicher Selbſtentzweiung poetiſche Wirkung erſtrebt.

In ihm iſt alles harmoniſch, einheitlich, ebenmäßig und abgerundet. In Bezug auf dieſe Geſundheit ſeiner Dichtungen iſt der Einfluß Goethes auf ihn nicht zu verkennen. An dieſem erſtarkte er zu künſtleriſcher Klarheit und Vollendung der Form. Es iſt zu bewundern, wie er gerade die Goetheſche Einfachheit ſo ſchön mit dem Farbenduft der Romantik und Anſchaulichkeit zu vereinigen weiß. Ebenſoviel, wie er Goethe in Geiſt und Form zu verdanken hat, hat er von der altdeutſchen Poeſie für beides gewonnen. So blicken in ſeinen Balladen und Romanzen die Farben des Nibelungenliedes durch. Ihm iſt es vor allen

Digitized by Google

gelungen, die Blüteperiode unserer Litteratur im 13. Jahrhundert zu einer Stärkung der neueren Poesie zu benutzen. Als drei herrliche Merkmale seiner Dichtung darf man betrachten: Goethesche Formenschönheit, mittelalterliche Lebensfülle und schwäbischen Sinn für Natur und volkstümliche Art.

Seine „Gedichte" enthalten Naturpoesien, vaterländische Lieder, Balladen und Romanzen. Seine Naturpoesien bezeichnet Gutzkow treffend: „Uhland hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan und das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt." Ja gewiß, diese tiefe, gemütvolle Naturanschauung, durch die ein Zug religiöser Weihe hindurchgeht, diese lyrische Innigkeit, die in seelenvollen Tonarten hörbar wird, diese lebensfrische Wechselbeziehung zwischen dem Dichter und der Natur, wie sie hier hervortritt, war seit den bloß äußerlichen Naturmalereien Matthissons etwas ganz Neues. Uhland lebt im innigsten Einverständnis mit der Natur und versteht es, Seelenstimmungen hervorzurufen, die den Leser und Hörer unmittelbar erfassen. Frühling und Winter sprechen bei ihm gleich mächtig zum Herzen. Jener mit seiner Himmelbläue und seinen Blumen, dieser mit seiner ernsten, großen Ruhe erheben ihn zu heiligen Empfindungen.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut.

Und dann wieder:

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.

Im Winter lernt seine Seele ein friedliches Entsagen und freudige Erinnerung. Zum Frühling mit seinem siegreichen Jubel kehrt der Dichter immer wieder zurück.

Die linden Lüfte sind erwacht.
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Digitized by Google

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Diese Zeit, „wo selbst die Dornen Rosen tragen", wird ihm zu einer trostvollen Verheißung auf die Ewigkeit.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht.
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht.
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn.
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Der Frühling ist das hohe Fest der Welt, an dem der Dichter am liebsten ruht und betet. Darum möchte er auch so gern dereinst begraben sein unter dem Blütenschmucke:

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Legt mich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Die freudige Gewißheit dieser schönen Erkenntnis ist dem gutmütigen Spott über unsre Philisterseelen nicht abhold, der im „Frühlingslied des Recensenten" wiederklingt.

Ja, ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich;
Nicht so übel scheint die Sonne.

Daß es keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh' ich auszugehen,
Kleistens Frühling in der Tasche.

Bei Uhland machte die schlichte Einfachheit die Wirkung der höchsten Kunst.

Digitized by Google

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Den „Frühlingsliedern" schließen sich die „Wanderlieder" an, die in schöner Mannigfaltigkeit von der Trennung bis zur glücklichen Heimkehr ein reiches Gemälde der wechselnden Stimmungen geben und schlicht und lauter wie ein Volkslied zur Seele sprechen.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüt', eine Blüt' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du drängst schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

In der „Einkehr" — „Bei einem Wirte, wundermild, da war ich jüngst zu Gaste" — spricht sich eine freudevolle und kindlich frohe Anschauung des Naturlebens aus, während die „Heimkehr" uns die zitternde Freude und ungeduldige Bangigkeit der brennenden Sehnsucht malt. Von dem innigen Umgang mit der Natur, in welcher Freude und heiliger Ernst des Menschenlebens sich wiederfinden, geben Lieder Zeugnis, wie: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab", „Droben stehet die Kapelle", „Das ist der Tag des Herrn", welche dem Volke bekannter und teurer sind, als die meisten hohen Lieder unserer Klassiker.

Wichtiger in das Menschenleben greift Uhland mit seinen vaterländischen Gedichten, wo er, ohne den Blick von der Vergangenheit wegzuwenden, auf die Lebenskeime der Gegenwart schaut und aus ihnen Hoffnung auf eine bessere Zukunft

Digitized by Google

schöpft. Hier erklingt der Grundton deutscher Freiheit und Gemütsherrlichkeit. In diesen Gedichten sang Uhland seine Mahnungen zum einträchtigen Retten und Aufbauen der deutschen Freiheit, seine Warnungen gegen allen Schwindelgeist und, als sein Mahnen verhallte, seine Drohungen und traurigen Verheißungen in das Volk hinein. Seine ersten Vaterlandslieder stammen aus der Zeit der Befreiungskriege und stimmen mächtig in jene Jubelklänge der nationalen Erhebung ein, wie z. B. das Lied: „Die Siegesbotschaft". Aber als diese Siegesbotschaft erschollen und doch nicht alles so geworden war, als er hoffte, da erhob er sich, um im Namen des Vaterlandes zur Wahrung des alten Rechts aufzurufen. Am erhabensten thut er dies in seinem Gedichte „Am 18. Oktober 1816": „Wenn heut' ein Geist herniederstiege", das in erschütternden Tönen von des Volkes Aufopferungen im Kriege singt, von seinen gerechten Hoffnungen und Wünschen und von den Verheißungen, die ihm gegeben und nicht gehalten wurden.

Einen hohen Flug nimmt des Dichters Sehnsucht nach einem von allem Menschenwust und Dogmenwerk befreiten, reinen Christentum in dem wundervollen Gedichte „Die verlorene Kirche". Daneben zeigt er tiefen Humor, wie in seinem „Unstern", worin er mit tiefer Gemütlichkeit die fatalen Querstriche schildert, die das Schicksal oft dem gutmütigen, aber unpraktischen Menschen zu machen scheint, ohne ihn doch von dem höchsten Ziele scheiden zu können.

Des Dichters einzigartige und höchste Bedeutung liegt in seinen Balladen und Romanzen. Diese Gedichte übten durch feurige Lebhaftigkeit, scharfe Charakterzeichnung und plastische Anschaulichkeit, sowie durch ihre echt-deutsche Empfindung, die er der altdeutschen Poesie entlehnte, eine mächtige Wirkung auf das Volk. „In ihnen begegnen wir dem mittelalterlichen Leben in seiner Pracht. In ihnen weckte er die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus den Ruinen wieder auf. In ihnen ließ er noch einmal das Jagdhorn rufen und die Falken steigen, die Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und schöne, tapfere Königssöhne, die vorüberzogen und in Minne um sie warben. Er weilte mit seiner Sehnsucht bei Goldschmieds

Digitized by Google

Töchterlein und im Walddunkel bei Elfen und Nixen, bei versunkenen Schlössern und singenden Wäldern."

Voran steht „Des Sängers Fluch", unzählige Male nachgeahmt und nie erreicht. Die wunderbare Macht des Sängers, welche, göttlichen Ursprungs, über Vernichtung und Unsterblichkeit gebietet, tritt so einfach und großartig und mit einer so außerordentlichen Anschaulichkeit der Wirkung hervor, daß wir ein Kleinod der deutschen Dichtung und zugleich den Vollbeweis von Uhlands epischem Talente daran besitzen.

Ebenbürtig steht daneben „Bertrand de Born", mit zauberischem Wohllaut die Macht der Dichtung über das Gemüt feiernd. Dies Gedicht ist von ganz besonderer Bedeutung und verdient noch größere Beachtung, als ihm bisher zu teil geworden ist, indem es einerseits in den kunstvollen Versbau der provençalischen Dichtkunst echt deutsche Gemütstiefe hüllt, andrerseits in der anziehenden Gestalt des streitbaren Troubadours eine geschichtlich merkwürdige Beziehung auf die drei Reiche England, Frankreich und Deutschland darstellt.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs[1]) Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet,
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertrand de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,[2])

[1]) Heinrich II. von England.

[2]) Französische Provinzen aus dem Erbgut der Gemahlin Heinrichs, Eleonore von Anjou.

Digitized by Google

Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zuliebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs [1]) Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war betaut.

Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,[2])
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme.
Nicht der scharfe, kalte Stahl, —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Thal.
Als er deine nicht erreichte,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft.
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft.
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.

[1]) Heinrich der Löwe.
[2]) Gottfried von Bretagne, ältester Bruder von Richard Löwenherz.

Digitized by Google

Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Nächst diesem Gedichte zeichnen sich „Klein Roland", „Roland Schildträger" und „König Karls Meerfahrt" aus durch eine scharfe Charakterdarstellung und Keckheit und Frische der Behandlung. Nimmt man dazu den „Schenk von Limburg" mit seiner fröhlichen Jagdlust, „Das Glück von Edenhall" mit dem tragischen Grundgedanken, daß frevelnder Übermut unvermeidlich ins Verderben stürzt, den Romanzencyklus „Sängerliebe" mit der zarten Tönung der Troubadourgestalten und dann wieder die Sagen des eigenen württembergischen Volksstammes, namentlich vom Lieblingshelden, dem „Grafen Eberhard der Rauschebart", im kraftvollen Ton alter Heldendichtung, so erstaunt man über die Vielseitigkeit des Balladendichters, den wir mit Stolz den unsern nennen.

Und dennoch haben diese Perlen epischer Poesie keine solche Liebe beim Volke gefunden, als die eigentlichen, singbaren Lieder Uhlands. „Was klinget und singet die Straß' herauf?" ist ein Gedicht, das den ganzen Zauber verborgener, stiller Liebe in sich trägt. „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein" ist klar und einfach und dennoch tief und geheimnisvoll ergreifend. Das treuherzige und mannhafte „Ich hatt' einen Kameraden" haben Unzählige aus voller Brust und mit reiner Freude gesungen. Und daneben wieder die seelenvollen „Sterbeklänge", darin „Das Ständchen", dessen Worte auf den Lippen des Lesers zur Musik werden!

„Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! wer mag es sein
In später Stunde noch?"

„Ich höre nichts, ich sehe nichts.
O schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!"

„Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht:
Mich rufen Engel mit Gesang.
O Mutter, gute Nacht!"

Digitized by Google

Auch in dramatischer Form hat Uhland echt deutsche Stoffe behandelt. Wir haben jene Dramen „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“ und ein Fragment „Konradin“ von ihm. Man kann ihn aber als Dramatiker nicht so hoch, wie als epischen und lyrischen Dichter stellen. Es geht diesen Stücken insgesamt ein kräftiges, dramatisches Leben ab, das durch die ruhige, sinnige Behandlung nicht ersetzt werden kann. Mag man auch mit Recht ihre stille Größe rühmen, die vielleicht mehr in des Dichters echtdeutscher Gesinnung, als in seiner künstlerischen Kraft ruht, mag man sich auch vorzüglich durch das würdevolle und ergreifende Bild deutscher Treue und Ehrlichkeit erhoben fühlen, das in „Herzog Ernst“ wie in „Ludwig“ sich ausprägt, — die Wirkung ihres inneren Gehaltes kommt nicht zum Ausdruck.

Seit Walther von der Vogelweide hat die deutsche Art vielleicht in keinem andern lyrischen Sänger den wahrhaftigen und liebenswerten Ausdruck gefunden.

Uhland zu allernächst steht Gustav Benjamin Schwab, — geboren am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, gestorben am 4. November 1850 als Pfarrer in seiner Vaterstadt, — der als ein vielgereister und vielseitig gebildeter Mann ebensosehr durch selbständige Schöpfung, als durch Anregung auf den verschiedensten Gebieten der Litteratur und durch Förderung anderer poetischer Talente sich rühmlich ausgezeichnet hat. Zunächst hat er als malerischer Geograph die Neckarseite der schwäbischen Alp, den Bodensee und die Schweiz mit ihren Ritterburgen und Bergschlössern geschildert. Diese Arbeiten geben eine frische Anschauung der beschriebenen Landschaften, zeugen von gründlicher Beherrschung des Materials und decken die Schätze der Sage auf. Auch als Übersetzer, Bearbeiter fremder Sagen und Geschichtsstoffe, sowie als Herausgeber und Sammler älterer Poesie und Prosa hat er besonders für die gebildete Jugend Bedeutendes geleistet. Von ihm sind Lamartines „Méditations“, Barthélemys und Mérys „Napoléon en Egypte“ übersetzt; von ihm sind die schönsten Sagen des klassischen Altertums und die alten deutschen Sagen bearbeitet, Paul Flemmings Gedichte herausgegeben, das Schönste aus der deutschen Lyrik von Haller bis heute, und das Schönste aus der deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage in trefflich angeordneten und mit schlagenden, historischen

Digitized by Google

Bemerkungen ausgestatteten Werken gesammelt. Auch hat er als Biograph Schillers, dessen Standbild in Stuttgart er mit einer Rede einweihte, sich Verdienste erworben. Endlich, als man eben bei dieser seiner Einweihung ihn des Kultus des Genius zieh und ihm nachsagte, er habe diesen Kultus, den der destruktive Leugner David Friedrich Strauß als den einzig noch möglichen hinstellte, praktisch dort ausgeübt, rechtfertigte er sich in Gemeinschaft mit dem Theologen Ullmann gegen diese Anklage und zeigte in dem Werke „Der Kultus des Genius" seinen wohlberechtigten, christlichen Standpunkt. Rühmlich zu erwähnen ist auch sein Eifer für die Entwicklung jüngerer Dichter. In dieser Beziehung ist er mit dem alten Gleim zu vergleichen, dessen Hauptverdienst es blieb, anderen Talenten aufgeholfen zu haben. Als Redakteur des poetischen Teils des „Morgenblatts" und Mitherausgeber des „Deutschen Musenalmanachs" hat Schwab manche junge Dichter, wie z. B. Niklas Müller und Matzerath, mit Erfolg bekannt gemacht.

Schwab ist ein durchweg freundliches und gemütvolles Talent, innig, harmonisch und warmherzig. Er hat im Liede und in der Romanze auf Uhlands Spuren Bedeutendes geleistet und unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daß er bei größter Liebe für die deutsche Heimat doch auch Herz und Verständnis für die Fremde hat und seine Stoffe aus weitergezogenen Kreisen greift. So hat er z. B. auch die Leiden der Griechen unter den Türken mitempfunden und dies Mitleid in kräftigen Liedern niedergelegt. Eigen ist ihm eine noch bestimmter ausgesprochene, christliche Frömmigkeit und eine stolzere und prächtigere Darstellung, als wir bei Uhland finden. Wenn dies die vorteilhaften Seiten sind, die ihn neben seinem Meister auszeichnen, als dessen ältesten Schüler er sich selbst erklärte, so tritt er hinter diesem doch durch Mangel tieferer Anschauungsweise und schöpferischer Gestaltung zurück. Manche Gedichte sind nüchtern, und manche seiner Bearbeitungen alter Stoffe sinken zur chronikartigen Reimerei herab. Außer seinen größeren Gedichten „Der Appenzeller Krieg" und dem lieblichen Epos „Walther und Hiltgunt", die beide im Nibelungenstil gehalten sind und von welchen das letztere den „Waltharius manu fortis" der altdeutschen Heldensage behandelt, sowie der schon etwas trockneren „Legende von den heiligen drei Königen" verdienen

Digitized by Google

viele Balladen und kleinere poetische Erzählungen großes Lob. Dahin gehört sein „Mahl zu Heidelberg“, in der er eine gewöhnliche historische Anekdote aus der Pfälzer Geschichte zu poetischem Leben gestaltet hat. Ferner seine „Elsbeth von Calw“, ein Gemälde voll Wahrheit und Innigkeit, sein „Reiter und der Bodensee“, in dem die vernichtende Gewalt des plötzlichen Schreckens als dämonische Kraft auftritt, und das durch seine Komposition, seine reiche Sprache und tiefe Begeisterung ausgezeichnete Gedicht „Die Engelskirche auf Anatolikon“, worin er die Tapferkeit und den Glaubensmut des Griechenvolkes verherrlicht. Die besten Dichtungen von ihm möchten wohl „Johannes Kant“ mit der echt poetischen Anwendung des kategorischen Imperativs, „Ein Fund in der Opferbüchse“ und „Das Gewitter“ sein. Dem zweiten Gedichte liegt ein Vorfall aus dem Pfarrleben des Dichters zu Grunde. In einem Kirchenstock findet er zu seiner Verwunderung eine Silbermünze mit dem Bildnis Trajans, jenes Kaisers, der bei stolzer, philosophischer Ruhe die Christen seiner Zeit unbarmherzig verfolgte. Nun liegt der stolze Imperator als Opferpfennig dem Gekreuzigten zu Füßen, und der Dichter, der den Vorfall in höherem Zusammenhange auffaßt, erschaut darin ein Symbol der über alle Feinde triumphierenden Macht Christi. Noch wirkungsreicher ist „Das Gewitter“. Diese Ballade, die der Dichter nach einer Zeitungsnotiz des „Schwäbischen Merkur“ von 1828 dichtete, hat etwas überaus Erschütterndes. Sie führt uns in das enge Stübchen einer Familie, die aus vier Stufen der Lebensalter besteht. Aber schon im ersten Verse deutet die dumpfe Stube und der aus beklemmter Brust hervorgestoßene Seufzer: „Wie wehen die Lüfte so schwül!“ auf ein Grauenhaftes, das nahe ist. Wir empfinden selbst die drückende Gewitterschwüle. Alle vier denken an den morgenden Feiertag, von dem jeder in seiner Art etwas hofft. Sinnig wiederholt der Dichter jedesmal den Ausspruch: „Morgen ist Feiertag“, um den Gegensatz zwischen des Menschen Denken und Gottes höheren Gedanken hervorzuheben. Ebenso kehrt auch der Refrain: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ wieder, der mit steigender Macht die Erfüllung des göttlichen Willens näher führt. Das Kind sehnt sich, durch Thal und Höhen zu schweifen und mit den Blumen, den Vertrauten seiner unschuldigen Seele, zu spielen. Die Mutter, die noch in der Jugendblüte

Digitized by Google

steht, freut sich auf die gesellige Lust. Sie hat des Lebens Sorge noch nicht zu viel gekostet, und ihr Trost ist deshalb auch: „Das Leben, es hat auch Lust nach Leid". Die Großmutter, schier lebensüberdrüssig, klagt, daß sie im Hause schaffen müsse, während andere sich freuen, und spricht deshalb: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit". Die Urahne ist des Lebens müde und wünscht sich den Tod, und zwar am liebsten am Tage des Herrn, um auch in diesem Sinne im Herrn entschlafen zu können und endet mit dem Seufzer: „Was thu' ich noch auf der Welt?" So hat diese den Willen Gottes gleichsam herabgerufen, und statt des vorigen Refrains: „Hört ihr's, wie der Donner grollt" schlägt nun der Blitz selbst in das schwache Gebäude menschlicher Wünsche. Als eine höhere Stimme der Erfüllung verkündet der furchtbar ernste Schluß:

„Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist Feiertag."

Außer epischen Dichtungen hat Schwab auch Lieder gesungen, unter welchen das Studentenlied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus" die allgemeinste Verbreitung gewonnen hat. Sehr schön ist das innige Gedicht „An die Geliebte", und unter seinen geistlichen Dichtungen, derer er nur wenige schuf, das vom edelsten Geiste christlicher Mystik durchdrungene Lied „Am Morgen des Himmelfahrtsfestes". Wie der Dichter seinem innersten Berufe folgte, Vorgänge des weltlichen Lebens zu einem reichen, poetischen Gemälde zu gestalten, hat die Weihe der wahren Poesie ihm nicht gefehlt.

Eine sehr eigentümliche Weise in der Schwäbischen Dichterschule stimmte Justinus Andreas Kerner (1786—1862) an, der, durchaus dem Lyrischen zugewandt, auch Uhland zum Vorbilde nahm, aber doch eine stark ausgeprägte Originalität bewahrte. Er ist als Dichter, wie als Arzt, vor allem aber als seltsam schwärmender Freund der Geisterwelt bekannt geworden. Seine Persönlichkeit bietet sehr liebenswürdige Seiten dar. Seine Thätigkeit war sehr vielseitig. Geboren am 18. September 1786 zu Ludwigsburg, einer weiten, soldatenvollen und menschenleeren Stadt, die durch ihre dunkeln Lindengänge und ihr vereinsamtes Schloß besonderen Eindruck auf den Knaben machte, sollte er nach dem frühen Tode seines Vaters erst Schreiner, dann Konditor, endlich Kaufmann werden. Da indes seine wachsende Liebe zur

Digitized by Google

Poesie und zu naturwissenschaftlichen Studien ihm dies Geschäft gänzlich verleideten, sagte er sich durch Vermittlung seines väterlichen Freundes, des Dichters Karl Philipp Conz, davon los und ging zum Studium der Medizin nach Tübingen, wo er mit Uhland und Schwab ins innigste Freundschaftsverhältnis trat. Was für ein originelles Leben er hier geführt hat, wie er akustischer Versuche wegen z. B. mit allerlei Federvieh und kriechendem Getier in einer Stube zusammenlebte, hat uns Varnhagen von Ense höchst interessant beschrieben. Nachdem er sich in Deutschland auf Reisen umgesehen, fand er 1819 in dem lieblichen Weinsberg als Oberamtsarzt seine zweite Heimat. Hier am Berge der durch Bürger so berühmt gewordenen „Weibertreue" hat er sich unter grünen Bäumen und Weinreben ein freundliches Häuschen gebaut, das seinerzeit vielleicht das merkwürdigste und eigentümlichste in Schwaben und selbst einer poetischen Verherrlichung wert war. Es war nicht allein der Sitz der schönsten Gastlichkeit, ein Sammelpunkt vieler poetischen Individualitäten Deutschlands — eine Zeit lang Zufluchtsstätte des unglücklichen Lenau — nicht allein eine Stätte des Friedens, der Ordnung, der Heiterkeit und des Wohlwollens, sondern, was das Merkwürdigste ist, ein Asyl der Somnambulen und der Geisterseherinnen. In diesem Hause hat die berühmte Seherin von Prevorst, deren Leiden und Visionen Kerner in einem merkwürdigen, seiner Zeit weitberühmten Buche schilderte, ihre letzten Jahre verlebt und nach seiner Angabe mit seligen und unseligen Geistern verkehrt. Wir haben es hier, ohne eine Beurteilung der Thatsachen, nur mit der poetischen Vorliebe Kerners für das Studium der Nachtseite des Lebens und der ins Diesseits hineinragenden Geisterwelt zu thun. Er lebte in beständigem geistigem Verkehr mit jener höhern Welt, hatte immer Besessene und Visionäre um sich, lauschte diesen ihre Offenbarungen ab und wurde, wie weiland Swedenborg, von Geistern aller Art besucht. Schlössen wir aber hiervon auf eine finstere, kopfhängerische Natur, so würden wir sehr irren. Voll von unschuldigen Liebhabereien — er zeichnete viel, war Virtuos auf der Maultrommel und Laute — menschenfreundlich, heiter bis zur burlesken Ausgelassenheit, jeden in seiner Eigentümlichkeit liebevoll gewähren lassend, bis zum Überschwang herzlich und bieder, dann wieder sinnig still — das ist das Wesen dieses kindlichen und liebenswürdigen Mannes. Kein Mensch sah es ihm

Digitized by Google

an, daß er ein Dämonenbanner sei, der seelenreine Mensch, voll Humors und herrlichen Mutterwitzes.

Als Dichter ist Kerner von Uhland sehr verschieden. Uhland ist mehr verständig und anschaulich, Kerner mehr empfindend und phantastisch. Uhlands Gabe ist es, sich in die menschlichen Zustände hinein, Kerners sich über sie hinaus zu empfinden. Uhland versetzt sich in die Erkenntnis des Naturlebens, des Wander-, Schäfer-, Sänger- und Ritterlebens. Kerner treibt es nicht nur aus dem Menschengewühl hinaus in die stille Natur, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die himmlische Heimat. Der eigentümliche Charakter seiner Lyrik tritt da hervor, wo sie das Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in die Höhen des Unendlichen aufsteigt. So ist denn das Unbehagen am Diesseits und das Sehnen nach dem Jenseits, also ein erhabener und stiller Schmerz der Grundzug seiner Dichtungen. Seine Wehmut läutert und beglückt in süßer Schwermut, steigert sich aber zum Heimweh in krankhafter Weise. Man lese nur sein Gedicht „Der Kranke an den Arzt“:

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos.

Das berührt sich mit dem schwermütigen Worte des Salis-Seewies, daß Friede dem Herzen nur im Tode werde, da „wo es nicht mehr schlägt.“ Selbst in dem schönen Gedichte „Sehnsucht“, wo Kerner zeigt, daß er die Natur nie um ihrer selbst willen sucht, sondern nur, um sich von dem lästigen Menschentreiben zu befreien, spürt man das Krankhafte:

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schoß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen;
Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Digitized by Google

Doch ist dies Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich.

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme.

Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter, zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh' und bange,

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben!
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Andrerseits finden wir die Liebe Kerners zur Abgeschiedenheit von der Welt und ihren störenden Einflüssen anderwärts in so anheimelnder Weise ausgeprägt, daß man sich völlig damit befreunden kann. So z. B. in seinem schönen Gedichte „Glück des Verlassenseins“:

Mensch, bist du ganz verlassen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst gehn in Gott zurück.

Es täuscht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug' und Ohr.
Die inn're Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebst du versunken
In Gottes Angesicht.
Die andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Kerners Meisterschaft in dem Ton des Volksliedes ist so groß, daß Arnim und Brentano eines seiner Lieder: „Mir träumt', ich flög' gar bang'“ als ein altes, wirkliches Volkslied in „Des Knaben Wunderhorn“ aufnahmen. Sie sind anfassend, kurz, voll Seele und überraschender Bilder. Viele haben sich deshalb auch dem Volke tief eingeprägt, wie das wunderschöne

Digitized by Google

allbekannte: „Wohlauf! Noch getrunken den funkelnden Wein“, worin die froheste Wanderlust und die innigste Heimatliebe wunderbar miteinander verschmolzen sind. Allerdings herrscht meistens der schmerzvolle und wehmütige Ton vor. Da erkennt er der Tanne um des Friedens willen, welchen ihre Bretter als Sarg einschließen, den Preis vor der Rebe zu. Da läßt er den Wanderer in der Sägemühle die Bretter seines dereinstigen Sarges schauen. Da singt er von stillen Thränen, die der Himmel über Nacht geweint, und von den Todeswunden, welche das Thun der Menschen dem Herzen schlägt. Da hält er die helle, reichere und höhere Heimat der Öde und Fremde irdischer Straßen entgegen, auf welchen der Wanderer, vom schmerzlichen Rufe des heimischen Alphorns verfolgt, in getäuschter Sehnsucht hinstirbt. Da preist er den Flachs und die Spindel wegen des Totenkleides oder singt vom Tode des Müllers, mit dessen Herzen auch die Mühle stille steht. Nur einzelnes ist hier frei von Melancholie und im reinsten Sinne der Romantik, wie z. B. „Guter Rat“, wo wir den kindlichen Dichter ganz unverkümmert haben:

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust.

Blick' ihm in's Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab' acht! du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Daß ein Dichter von so elegischem Ernst auch in der geistlichen Dichtung Bedeutendes leisten kann, zeigt er aufs schönste in seinem „Zuruf“ und „Aufruf“, zweien Gedichten, in denen er zum Kampf gegen die Sünde in der eigenen Brust mit einer innigen und ernsten Kraft anfeuert. Das erstere lautet:

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so lust'ger Schein.
Heut' wandelst du im Morgenrot
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch, an diese Welt, den Traum?
Laß ab! Laß ab! eh sie dich läßt.
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Digitized by Google

Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht.

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut.
O Mensch, wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an! schlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist.
Noch weher thut der Hölle Glut,
Mensch, wenn du nicht zu wecken bist.

Kerners Balladen und Legenden suchen das Schauerliche und Geisterhafte. Das tritt sogar in seiner besten und vollendetsten poetischen Erzählung „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" hervor, während es in seinen „Vier wahnsinnigen Brüdern", wo er zeigt, wie der Himmel die wüste Störung des Heiligtums straft, auf der höchsten Höhe erscheint. Ebenso geht dieser Zug durch seinen „Wassermann", seine „Heilige Regiswind von Lauffen" und seinen „Grafen Olbertus von Calw". Erfreulicher sind seine Romanzen, das allbekannte, herrliche „Der reichste Fürst" und der köstliche „Geiger zu Gmünd" mit seiner Mischung von kindlichem Glauben und Humor.

Daß Kerner auch trotz seiner wehmütigen Grundnatur selbst spöttisch-komisch sein kann, beweisen seine Gedichte „Der Zopf im Kopf" und „Spindelmanns Recension der Gegend", zumal das letztere, wo er die Nützlichkeitsleute straft, die die Natur nur vom landwirtschaftlichen oder pharmaceutischen Standpunkte aus betrachten können. Da heißt es z. B.:

Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas; — —

und dann:

Jene Mühl' in wüsten Klüften
Giebt mir gar zu rohen Schall,
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Eselstall.

Digitized by Google

Den größten Beweis seines humoristisch-komischen Talents geben seine „Reiseschatten", zuerst 1811 mit dem Zusatze „von dem Schattenspieler Lux" erschienen, die in ihrer bunten Abwechslung des Sentimentalen mit dem Phantastischen und Komischen den Jean Paul'schen Arbeiten an die Seite zu stellen sind. In dieser in Prosa geschriebenen Dichtung sind die beiden Elemente einerseits Spott und Verachtung der platten Prosa und Aufklärung und andererseits Begeisterung für Mittelalter und Natur, mit idealisierten Selbsterlebnissen vermischt, so daß wir in diesem Werke voll harm- und absichtslosen Humors anmutig bald nach der einen, bald nach der andern Seite gezogen werden. Es kommen darin viel trauliche Geschichten vor, wie die vom „Mühlknecht" und die von „Andreas und Anna", in welche das schöne Lied: „Schwarzes Band, o du mein Leben!" eingeflochten ist, neben überaus komischen Scenen, wie z. B. das Professorengericht über den des Dichtens verdächtigen Studiosus. Der lustigste Abschnitt im ganzen Buche ist die Reise im Postwagen mit einem dicken Brunnenmacher und einem magern Pfarrer, welche, beide gleich hungrig, von einem lustigen Koch durch die lockende Beschreibung einer leckeren Mahlzeit so gierig gemacht werden, daß der Pfarrer endlich den Brunnenmacher in die fette Backe beißt. Da der Pfarrer kürzlich von einem Hunde in die Nase gebissen wurde, den der boshafte Koch als toll darzustellen weiß, entsteht daraus die lächerlichste Angst und Verwicklung.

Im Jahre 1852 ließ sich Kerner als Dichter zum letzten Male in dem Liederbüchlein: „Der letzte Blütenstrauß" vernehmen. Vorherrschend sind es Gelegenheitsgedichte, denen wir hier begegnen, aber nicht in einer niederen Bedeutung des Wortes, sondern in Goethes Sinne, wonach alle lyrische Poesie Gelegenheitspoesie d. h. aus inneren und äußeren Selbsterlebnissen entquollen sein soll. Obwohl der Dichter selbst klagt, daß des Alters Frost sich in seine Poesie eingeschlichen habe, so ist hier doch neben manchem Unbedeutendem sehr viel Herzenswarmes, Frisches und Seelenvolles. Übrigens ist sich der Dichter bis zum Ende völlig getreu geblieben. Auch hier ist der Grundton mehr Schmerz als Freude. Auch hier prägt sich dieselbe Sehnsucht aus der Menschenwelt und ihrer altklugen Kultur in die Einfachheit der Natur, dieselbe Todeswehmut aus, die bei dem lebensmüden

Digitized by Google

Greise um so rührender ist. Daneben zeigt sich auch der freundliche Humor, die liebenswürdige Kindlichkeit und ein so ungeschwächter Sinn für des Lebens mannigfaltige Erscheinungen, wie es vom Alter kaum zu erwarten ist. Die Bewegungen der Revolutionsjahre haben ihn auch zu politischen Gedichten angeregt. Wiewohl er selbst in der Vorrede mit Recht seine Überzeugung dahin ausspricht, daß die Politik der Tod aller wahren Poesie sei, so sind doch viele darunter wirklich tief-poetisch, weil in ihnen das Poetische vom Allgemein-Menschlichen durchdrungen ist. So in dem Liede „An Erzherzog Johann von Östreich", das die kräftigste Naturfrische atmet, wenn man auch von einer starken Überschätzung des Persönlichen und Thatsächlichen absehen muß.

Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge,
Mit dem Auge, hell und frei,
Gott mit dir und deinem Werke!
Führ's mit dem aus fest und treu.

Du, der ungern in Paläste
Einst gesetzet seinen Fuß,
Lieber trug zum Felsenneste
Eines Adlers seinen Gruß,

Du, der oft im Morgenstrahle,
In der Alpenkräuter Duft
Trank aus mächtigem Pokale
Der Natur die Bergesluft,

Du, der in den Waldeshallen
Auf der Gemse Felsenspur
Las in Kräutern, Stein, Metallen
Frisch das Leben der Natur,

Du, der mit dem Pflug gefahren,
Der sich selbst gepflanzt den Kohl,
Dessen Höflinge einst waren
Schlichte Bauern in Tirol,

Führ' uns aus dem Dunst ins Freie,
Schaff' uns allen Bergesluft!
Auf dann mit Tirolertreue,
Wenn dein mächt'ges Hifthorn ruft.

Auf dann, auf, mit frohen Schwingen,
Kreisend um dein Silberhaar,
Daß dir muß der Sieg gelingen,
Deutscher Jugend kühner Aar!

Digitized by Google

Außer diesen Gedichten trat Kerner im Jahre 1849 mit einem Prosawerke hervor, in welchem sich seine ganze liebenswürdige Persönlichkeit ausprägt. Es ist die Geschichte seiner Jugenderlebnisse, die er unter dem Titel „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804" herausgab. Dies Buch bietet außerordentlich viel Interessantes dar, sowohl in Bezug auf die Person des Verfassers, als auch auf die Zeit seiner Jugend, von der er ein anschauliches Spiegelbild liefert. Hier zeigt er uns alle die lieblichen Orte, an deren Anschauung er sich entwickelte, das moderne Ludwigsburg mit seinen weiten Straßen, künstlichen Alleen und dem prunkhaften Hofleben der württembergischen Herzöge, das klösterliche Maulbronn mit seinen Kreuzgängen, Wäldern und Seen und endlich das freundliche, an gelehrten Persönlichkeiten reiche Tübingen. Auf diesem Hintergrunde zeichnet er uns mit meisterlicher Menschenkenntnis, bisweilen auch in humoristischer Weise, in einer Reihe von Portraits die Personen, mit denen er als Knabe und Jüngling in Berührung kam, den bekannten württembergischen Herzog Karl, die Dichter Schubart und Conz, seine Eltern, Lehrer, Verwandte, vor allem aber seinen geistig beweglichen Bruder Georg. Dazwischen hören wir von seinem eigenen Entwicklungsgange, von seiner Konfirmation, seinem Leiden in der Tuchfabrik zu Ludwigsburg, seinem innern Traumleben und seinen ersten Studien. Das Buch ist mit schwäbischer Gemütlichkeit in dem Tone eines lebensfrischen Greises geschrieben, der mit stiller Freude auf die Wurzel zurückschaut, aus welcher der Baum seines Lebens entsprossen ist. Nächst den Selbstbiographien eines Jung-Stilling, eines E. M. Arndt ist dies Buch wohl das Lieblichste dieser Art.

Die drei Dichter Uhland, Schwab und Justinus Kerner repräsentieren die ganze schwäbische Dichterschule. Alle anderen Dichter, die man zu derselben rechnet, wie Karl Rudolf Tan'ner und Karl Mayer, Gustav Pfizer, Friedrich Theodor Vischer, Albert Knapp, Abraham Emanuel Fröhlich und Eduard Mörike schließen sich entweder näher an diese an, irgend eine Richtung der drei Häupter fortsetzend und weiter ausbildend, oder haben, zuerst durch sie angeregt, neue, von der schwäbischen Poesie abweichende Bahnen

Digitized by Google

eingeschlagen. Zu der ersteren gehört Tanner und Mayer, die vorherrschend das epigrammartige Naturlied und die landschaftliche Miniaturpoesie pflegten, sowie Knapp, der Sänger der Hohenstaufen, der insbesondere das geistliche Lied ausbildete und deshalb noch an anderer Stelle näher besprochen werden soll. Zu den letzteren zählt Vischer, der, mehr Philosoph als Dichter, in seinen „Faust'schen Stimmen" und anderen Werken die moderne Geistesrichtung einschlug. In der Mitte zwischen beiden stehen Fröhlich, Gustav Pfizer und Mörike, die ihrer größeren poetischen Bedeutung wegen hier noch näher zu betrachten sind.

Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865), im Aargau zu Brugg geboren, gehört zu den anmutigen, wenn auch nicht gerade tiefen Dichtern deutscher Zunge. Ebenso der Natur mit freudigem Genuß zugewandt, wie von religiösem und sangesfrohem Wesen durchdrungen, haben seine Dichtungen einen idyllisch-reinen und gottinnigen Charakter. Vor allen recht aus der Naturanschauung hervorgegangen sind seine kurzen, flatternden „Lieder" voll Rosenblut und Lerchenschlag, während die „Elegieen an Wiege und Sarg", wohl das Trefflichste, was er gedichtet, sich vorherrschend der religiösen Seite zuwenden und tiefes Gefühl und große Innigkeit zeigen. Die schönste Anerkennung verschafften ihm seine „Fabeln", und zwar mit vollem Rechte. Denn abgesehen davon, daß er auf diesem Felde durchaus originell ist und keinen Stoff entlehnte, hat er die Fabel durch seine eigentümliche Auffassung und vergeistigende Behandlungsweise den höheren Dichtungsarten ebenbürtig gemacht. Fröhlich ging bei ihr von reiner Beobachtung des Naturlebens aus, so daß die Moral als ein notwendiges Ergebnis derselben erscheint, und lieferte dabei zugleich durch Aufnahme religiös-kirchlicher und patriotischer Elemente bedeutsame Zeitbilder, zuweilen auch Spiegelbilder ewiger Ideen. Ein Beispiel davon giebt eine seiner schönsten Fabeln, „Glauben", worin er die Kraft des Glaubens und die begründete Sehnsucht nach einer höheren Zukunft darstellt:

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen,

Digitized by Google

Und die Kinder klagten sehr:
„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken."

Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im tiefsten Innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug,
Der die Sehnsucht hat gegeben.
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde!"

Fröhlichs Fabeln erhalten somit einen mehr lyrischen Charakter. Daß der Dichter die Fabel aber auch strenger episch zu behandeln versteht, zeigt das Fabelepos „Dachs und Fuchs", worin er die mancherlei Verkehrtheit im Gebiete der Politik und Pädagogik launig behandelt, und das der löblichen Erwähnung wert ist.

Als Epiker ist Fröhlich weniger bedeutend, denn sein „Ulrich Zwingli" und „Ulrich von Hutten" sind zwar reich an hübschen idyllischen Schilderungen, aber es fehlt ihnen an richtiger Handlung und Lebendigkeit der Bewegung. Im Jahre 1864 erschien „Johannes Calvin. Zehn Gesänge zur dreihundertjährigen Todesfeier".

Gustav Pfizer (1807—1890), am 29. Juli 1807 zu Stuttgart geboren, lehnte sich anfangs an Schiller an, trat aber bald in Uhlands Fußstapfen und zürnte mit diesem gegen die Zeit, in der nichts Großes geschieht und die den alten Frieden nicht hat, bis er, vielleicht mit infolge eines harten Urteils von Goethe über ihn, einen selbständigeren Weg einschlug. Er ist ein Dichter von edler, strenger Gesinnung und großer Anmut der Form. Aber wie er sich schon durch seine Reflexionssucht und rhetorische Bilderpracht von seinen heimatlichen Sangesgenossen unvorteilhaft unterscheidet, tritt er auch aus dem Ideenkreise ihrer Dichtung noch mehr heraus durch seine Vorliebe für das hellenische Altertum, der er in pantheistischen Symbolisierungen antiker Mythe und Geschichte zu sehr nachgab. Überhaupt ist er weniger Dichter, als Kritiker und Historiker. „Martin Luthers Leben" mag noch das beste sein, was er geliefert hat.

Digitized by Google

Enger hängt mit der echt schwäbischen Poesie Eduard Mörike (1804—1875), geboren zu Ludwigsburg am 8. September 1804, zusammen, der sich in romantisierender Richtung bewegt, aber zugleich den Geist moderner Bildung in seine Poesie aufgenommen hat. Das zeigt sich in seiner Novelle „Maler Nolten", in der beide Elemente noch ziemlich unvermittelt nebeneinander erscheinen. Diese Novelle, in welcher er die moderne Frage nach der Pflicht der Liebestreue zur Sprache bringt, giebt uns einerseits die seelenkundige Geschichte der Bildung eines Menschen durch die Liebe, andererseits eine ganz mystische Schicksalsgeschichte, ohne die verständige Wirklichkeit mit dem Wunder psychologisch zu versöhnen. Auch in seinen „Gedichten" tritt dieses Schwanken hervor. Zeigt er in vielen, wie „Die Geister am Mummelsee" oder „Die schlimme Greth und der Königssohn", eine starke Vorliebe zum Wunderbaren, Phantastischen und Märchenhaften, so bewegen sich wieder andere ganz in der Empfindungswelt des heutigen Bewußtseins, während einige sogar an antike Kunst erinnern. So steht er an Vielseitigkeit, aber auch an Geteiltheit seiner poetischen Anschauung, sehr selbständig in der schwäbischen Dichterschule. Dennoch verleugnet er den Zusammenhang mit dieser nicht. Denn allen seinen Gedichten ist eine herzinnige Gemütlichkeit, eine oft zum Humor gesteigerte Fröhlichkeit oder tiefe, seelenvolle, rein liederartige Empfindung eigen. Wenn er in seiner schönen „Idylle vom Bodensee" der es nur an Einheit der Komposition fehlt, neben derb-komischen, schwankartigen, auch die gemütsinnigen Situationen des Volkslebens mit lebhaftem Kolorit darzustellen weiß, so hat er es auch seinen Meistern, Uhland und Kerner, abgelauscht, den innigen, schalkhaften und melodiereichen Ton des Volksliedes mit bewunderungswürdiger Virtuosität zu treffen. Das beweisen seine Lieder „Agnes" und „Das verlassene Mägdlein", die von innerlicher Musik beseelt sind, sowie die humoristische „Storchenbotschaft" und das Lied von den „Zwei schönen Schwestern". Sein Meisterstück in dieser Tonart bleibt die frische und reizende Liederromanze „Schön-Rothraut":

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rothraut, Schön-Rothraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Daß sie wohl nicht spinnen und nähen mag?

Digitized by Google

Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rothraut, Schön-Rothraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rothraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rothraut, Schön-Rothraut lieb ich so sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rothraut:
Was siehst mich an so wonniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe.
Doch denket er: Mir ist's vergunnt
Und küsset Schön-Rothraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Drauf sie ritten schweigend heim,
Rothraut, Schön-Rothraut:
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken!
Ihr tausend Blätter im Walde wißt:
Ich hab' Schön-Rothrauts Mund geküßt!
— Schweig stille, mein Herze!

Von Mörike erschien ferner „Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. Stuttgart 1853". „Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Stuttgart 1856." „Vier Erzählungen. Stuttgart 1856." — Mit Notter gemeinsam übersetzte Mörike den Theokrit.

Damit ist der poetische Reichtum der schwäbischen Dichterschule überschaut. Kein Land zeigte eine so große dichterische Regsamkeit, als das gemütliche Schwaben. In Stuttgart, wo der witzige Epigrammatiker und Liederdichter Friedrich Haug lebte, wo der frühverstorbene Wilhelm Hauff seine lieblichen Märchen und Novellen und den schönen Roman „Lichtenstein" schrieb und durch die allgemein verbreiteten Lieder: „Steh' ich in finstrer Mitternacht" und „Morgenrot, leuchtest mir

Digitized by Google

zum frühen Tod" das Herz des Volkes gewann, regten sich noch viele, edle Kräfte. Hier wirkte ein Wolfgang Menzel, der sittlich-strenge, konservative Kritiker und romantisierende Verfasser der Märchendramen „Rübezahl" und „Narcissus". Hier dichten Männer wie Karl von Grüneisen, und neben Gustav Pfizer sein Bruder Paul Achaz, der demokratisch gesinnte Romanzendichter Wilhelm Zimmermann, der Naturfänger Niklas Müller und der Epiker Hermann Kurtz, der in dem Romane „Schillers Heimatsjahre" die erschöpfendste Schilderung schwäbischer Sitte und schwäbischen Lebens gab und in „Tristan und Isolde" dies alte Lied leidenschaftlicher Minne neu belebte und fortsetzte. In Weinsberg erwies sich in ländlicher Zurückgezogenheit des erblindeten Justinus Kerners Sohn Theobald Kerner in Liedern tiefer Naturliebe und elegischen Schmerzes als Sangesgenoß des Vaters. In Tübingen liegt einsam das Grab Hölderlins, während fern von ihnen allen, jenseits der Alpen, der Lyriker und Erzähler Wilhelm Waiblinger ruht, ein zu frühes Opfer seines verwilderten Talents und italienischen Genußlebens.

Das sind die namhaftesten Dichter Schwabens, dieser Heimat des Minnegesangs und des großen Schiller. Wer je dieses Land mit seinen idyllischen Landschaftsreizen, mit seinen Ruinen der hohenstaufischen Vergangenheit und seinem herzlichen Volke kennen lernte, wird empfunden haben, wie da die gemütliche Natur der deutschen Nation ihren behaglichen Sitz hat. Und wenn von Schwaben aus auch nicht gerade das Bedeutendste und Großartigste für unsere Poesie zu erwarten ist, aussterben wird sie dort nie, weil sie tief in der Seele des Volkes wurzelt.

Digitized by Google

Der Rheinische Dichterkreis.

Wie in Schwaben eine eigenartige Blüte der deutschen Dichtkunst sich erschloß, so haben andere deutsche Gaue auch ihre Eigenart in poetischer Verklärung dargestellt. Auf dem Boden, der von römischer Kultur vorbereitet, die mittelalterische Herrlichkeit noch heute uns in ehrwürdigen Bauten von unvergleichlicher Schönheit und Erhabenheit bewundern und aus sagenumrankten Trümmern ahnen läßt, der von der Vaterlandsliebe geweiht, den rebengeschmückten Grenzwall bildet gegen der Welschen nie ruhenden Neid, und der von einem starken, freudigen, freiheitsliebenden Stamme bewohnt wird, der die liebenswürdigsten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters zur Erscheinung bringt, erstand der „Rheinische Dichterkreis".

Als Reigenführer darf man Karl Joseph Simrock (1802—1876) bezeichnen, der schon in Gemeinschaft mit den Germanisten als treuer Arbeiter erwähnt, das alte Gold der deutschen Heldenlieder aus wissenschaftlicher Versperrung und Verstaubung erhob und seinem Volke austeilte. Am 28. August 1802 zu Bonn geboren studierte er in seiner Vaterstadt und in Berlin die Rechte, mußte aber als Kammergerichtsreferendar 1830 wegen eines im „Freimütigen" mitgeteilten Gedichtes zum Preise der Julirevolution, „Drei Tage und drei Farben", aus dem preußischen Staatsdienste scheiden. Nachdem er längere Zeit abwechselnd in Bonn und auf seinem Weingute Menzenberg litterarischen Arbeiten gelebt hatte, ward er Privatdocent der altdeutschen Litteratur zu Bonn, 1850 ordentlicher Professor und starb daselbst am 18. Juli 1876. In seinen ersten Studienjahren, als er A. W. von Schlegels Vorlesungen über deutsche Litteratur und Sprache hörte, brach sich seine Neigung zu Litteraturstudien, besonders für die mittelalterlich-deutsche

Digitized by Google

Poesie, Bahn und wurde bald, zumal sie in Berlin durch Karl Lachmanns Leitung mächtig gefördert wurde, die Grundneigung seiner Seele. Unter allen Dichtern der Neuzeit ist kein einziger, dessen Talent in dem Maße an der altdeutschen Poesie erwachsen und dessen poetisches Wesen so in die Innigkeit, Klarheit und Bildlichkeit derselben sich eingelebt hat, wie Simrock. Ist diese Vorliebe für deutsche Dichtung des Mittelalters und seine damit zusammenhängende, ruhige Abkehr von den Interessen der Gegenwart die Ursache davon, daß er die breite Popularität nicht fand, die man ihm als einem unserer größten Epiker gönnen möchte, so ist sie doch zugleich auch der Grund seines Hauptverdienstes geworden, das vor allem in der Übersetzung und Umdichtung der mittel-hochdeutschen Kunstlieder und Volkssagen besteht. Alle die herrlichen Dichtungen der hohenstaufischen Zeit, in denen uns das reine Bild unseres deutschen Grund- und Urwesens gegeben ist, und die darum die tiefste nationale Bedeutung haben, das großartige Nibelungenlied und sein milderes Seitenstück, die Gudrun, den tiefsinnigen Parcival und den Titurel des Wolfram von Eschenbach, den armen Heinrich, jene liebliche Idyllen-Legende Hartmanns von Aue, den guten Gerhard, eine poetische Erzählung des Rudolf von Ems, die Lieder Walthers von der Vogelweide, dieser Nachtigall unter den Minnesängern, diese und andere gleichzeitige Dichtungen hat er mit solcher Treue, mit so poetischem Sinn und so großem Geschick wieder aufgefrischt, daß sie durch ihn abermals ein Gemeingut der Nation geworden sind. Freilich hat er sich durch diese restaurierende Thätigkeit nicht gerade als eine durchaus selbständige Dichternatur bekundet, aber der Einfluß, den er dadurch auf unsere Poesie ausübte, indem er ihr den kräftigenden und lebenweckenden Geist dieser alten Dichtung wieder einhauchte, ist von unberechenbarem Erfolge gewesen und hat fast keinen unserer neuesten Epiker und Lyriker unberührt gelassen. Und darin besteht auch seine Hauptbedeutung. Was seine eigenen dichterischen Erzeugnisse betrifft, so kommen sie seinen Umdichtungen der alten nicht gleich. Viele von ihnen erscheinen mehr aus produktivem Fleiße hervorgegangen, mehr als künstlerische Studien, denn als eigentliche Ausstrahlungen eines schöpferischen Dichtergeistes. Jedenfalls stehen unter ihnen die lyrischen hinter den epischen weit zurück.

Digitized by Google

Simrock ist eine viel zu ruhige Natur und zu sehr kühler Epiker, als daß die Lyrik sein großes Feld sein könnte. Wo er sich daher auf diesem Gebiete bewegte, da wird ihm ein gewisser Gleichmut und die Neigung zur epischen Breite und Ausführlichkeit hinderlich, so daß man sowohl die Innigkeit und Tiefe des Gemüts, als auch die musikalische Weichheit und Kürze vermißt, die den echten Lyriker ausmachen. Nur wo er die heitere Weltanschauung und den Humor des Rheinfranken walten und den Schalk hervorsehen läßt, gelingt ihm auch das eigentliche Lied, das gesellige Lied, das zu Wein und Lebensfreude auffordert, oder auch das Lied der scherzenden Liebe, namentlich aber die gutmütige Ironie, wenn er vor den Dingen warnt, die er eigentlich preist, wie in seiner „Warnung vor dem Rhein„.

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein;
Da blüht dir zu freudig der Mut.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist du mit glühender Seele dabei.
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund.
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurley mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein",
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Solch frischer Ton erklingt schon beim Lesen wie fröhlicher Gesang.

Freilich liefert Simrock solcher echtlyrischen Gaben nicht sehr viel. Er ist aber desto ergiebiger an epischen Erzeugnissen, unter denen seine „Rheinsagen" und sein „Wieland der Schmied" oben anstehen. Haben die erstern mitunter ein

Digitized by Google

zu knappes Gewand, eine zu strenge Kürze, so daß ihnen das schöne, fließende Gewand poetischer Fülle abgeht, und stört in manchen der geringfügige Stoff oder eine unfeine Ausdrucksweise, so ist doch in andern gerade diese Sparsamkeit und Schlichtheit in der Ausführung von großer Wirkung und die Sprache oft durch Aufnahme älterer Ausdrücke so glücklich bereichert, der Reim so rein, der Versbau so angenehm und die humoristische Spitze, in die manche auslaufen, so wirksam, daß man sich dadurch völlig entschädigt findet. Einen Beweis dafür giebt die schönste Rheinsage „Der versenkte Hort".

Es war einmal ein König,
Ein König war's am Rhein,
Der liebte nichts so wenig,
Als Haders Not und Pein.
Es stritten seine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen
Von ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edlen:
„Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schädeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage.
Versenkt ihn in den Rhein.
Da bis zum jüngsten Tage
Mag er verborgen sein."

Da senkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Flut.
Er ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein jeder dächte,
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Mut!
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein
Und tränken frisch und munter
Von seinem goldnen Wein.

Digitized by Google

Edle Haltung in Ton und Sprache beherrscht hier das Ganze, und wohlthuend überrascht die Wendung, in die der Dichter einlenkt.

Was ihn in seinen epischen Leistungen auszeichnet, ist die große, leidenschaftslose Ruhe und eine Meisterschaft der Charakteristik. Die Selbstverleugnung, mit der er den eigenen Herzschlag zurückhält, um allein durch die erzählten Thatsachen zu wirken, die entsagende Einfachheit, mit der er alles verschmäht, was ans Überschwengliche streift oder durch Beziehung auf den Leser oder die Zeit Effekt machen könnte, die an sich kühle Haltung entfremdete ihn dem größeren Publikum, machte ihn aber zum Leitstern und Wegweiser für alle diejenigen, die sich zu epischer Gestaltung berufen fühlen. Die Zeichnung seiner Charaktere ist musterhaft. Wenn auch die Glut der Farbe und die eingehende Seelenmalerei vermißt werden könnte, so übertreffen seine epischen Figuren doch die der neueren Dichtung an Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung, an Markigkeit und Großartigkeit der Erscheinung und wirken ähnlich wie die Gestalten Homers, der Nibelungen und der serbischen Volkslieder.

Vorzüglich gilt dies von seinem Epos „Wieland der Schmied", das als sein Meisterstück anzusehen ist. Es ist die Umdichtung eines vorhandenen poetischen Stoffes, aber mit solcher Selbständigkeit durchgeführt, daß es als des Dichters Eigentum angesehen werden muß. Der zum Grunde liegende Stoff findet sich in einem Liede der Edda, sowie in einer prosaischen Erzählung der Wilkinasaga, einer Sammlung skandinavisch-deutscher Sagen in altnordischer Sprache aus dem dreizehnten Jahrhundert. Jede dieser Quellen, von denen die letztere sehr breit, umständlich und trocken erzählt, enthält ihre besondern Einzelheiten. Der Dichter hat nicht allein beide so miteinander vereinigt, daß durch ihn die Sage von Veland oder Wieland volle Abrundung bekam, sondern er hat den rohen Stoff auch in eine wahrhaft poetische Fassung und in die meisterhaft gebrauchte Form der Nibelungenstrophe gebracht und so vieles von eigner Zeichnung hinzugethan, daß das Gedicht ihm eben so gut gehört, wie etwa dem Bischof Tegnér die Frithjofs-Sage.

Wate, ein Riese auf Seeland, dem die Tiefe aller Meere und Flüsse kund ist, hat drei Söhne: Wieland, Eigel

Digitized by Google

und Helferich. Den ältesten, Wieland, bringt er zu Mime dem Schmied in die Lehre, wo er drei Jahre bleibt, bis sein Lehrmeister von Siegfried dem Drachentöter erschlagen wird. Darauf giebt ihn Wate zu zwei Zwergen, die in einem Berge hausen, Goldemar und Elberich. Dieser ist ein so geschickter Dieb, daß er unter den brütenden Vögeln die Eier wegstiehlt, ohne daß sie es merken. Hier bleibt Wieland zwei Jahre. Da kommt sein Vater, um ihn abzuholen, verliert aber durch einen Felssturz sein Leben. Die Zwerge, auf Wielands Kunstfertigkeit im Schmieden eifersüchtig, trachten danach, ihn zu töten, aber der junge Held kommt ihnen zuvor und erschlägt sie. Indes ist sein Bruder Eigel der beste Bogenschütze und Helferich ein Heilkundiger ohne gleichen geworden. Als die drei Brüder einst an des Meeres Strand sich ergehen, finden sie drei badende Schwanenjungfrauen, Schneeweiß, Schwanenweiß und Elfenweiß, und fangen sie. Wieland nimmt Elfenweiß zum Weibe. Diese bittet ihn aus Liebe, ja ihr Federgewand verschlossen zu halten, damit sie es nicht in die Hände und die Sehnsucht bekomme, ihm zu entfliehen, und giebt ihm überdies den Goldring von ihrem Finger, der die Kraft habe, in Schwanengestalt zu verwandeln und die heftigste Liebe zu erwecken. Mit ängstlicher Sorgfalt hütet nun Wieland das Gewand und macht, um des wunderbaren Ringes nicht verlustig zu gehen, siebenhundert andere, jenem gleich, die er mit dem echten auf eine Schnur aufreiht und allabendlich überzählt. Als er einmal mit Elfenweiß beim Wolfsschießen ist, läßt der habsüchtige König Neiding sein Haus überfallen und die zauberkundige Königstochter Bathilde stiehlt den Schwanenring. Nach Hause heimgekehrt, begiebt sich Wieland zur Ruhe. Da brechen die versteckten Krieger des Königs hervor, töten die schlummernde Gattin und entfliehen vor dem Zorn des Erwachten. Um den Mord auszuforschen und zu rächen, höhlt er einen Eichbaum zu einem Schiffe aus, bringt sein Schmiedewerkzeug und sein Roß Schimming hinein und läßt sich so von den Wogen des Meeres forttreiben.

Er kommt bei König Neiding an, wo er wohl aufgenommen wird und Gelegenheit erhält, durch künstliche Schmiedearbeit zu zeigen, wie sehr er des Königs Schmied Amilias übertrifft. Namentlich schmiedet er das berühmte Schwert Mimung, das er für sich behält, während er dem Könige ein ganz ähnliches

Digitized by Google

abliefert. Das Schwert veranlaßt die Entdeckung seines wahren Namens. Als der König einmal in den Streit zieht, hat er seinen Siegesstein zu Hause gelassen. Wer ihm den bringe, ehe der Osten sich erhelle, dem verspricht er seine Tochter Bathilde, das braunschöne Kind, und die Hälfte des Reichs. Wieland unternimmt es und vollbringt glücklich den wilden Ritt. Ehe er jedoch den Stein dem Könige überreichen kann, sieht er sich genötigt, erst einige seiner Mannen zu töten, die den Stein ihm abnehmen und so den Preis für sich davon tragen wollen. Daraus nimmt der König Anlaß, ihn friedlos zu erklären. Er hätte nun entfliehen können, allein der Schwanenring, den Bathilde besitzt, fesselt ihn an den Hof des Königs, wo er fortan als Koch verkleidet weilt und der Königstochter Zauberkräuter ins Essen wirft. Da man dies entdeckt, wird er ergriffen, an den Füßen gelähmt und muß nun am Königshofe als Knecht allerlei Kleinodien schmieden.

Da kommt sein Bruder Eigel an den Hof, und der König befiehlt dem berühmten Schützen, dem dreijährigen Sohne desselben, Ifang, einen Apfel vom Haupte zu schießen. Eigel vollbringt den Meisterschuß. Weil er aber drei Pfeile in den Köcher gethan, fragt ihn der König nach der Ursache, und er antwortet: „Hätt' ich mit jenem ersten den Knaben getötet, so waren euch, Herr König, die beiden andern zugedacht." Wir erkennen aus diesem Zuge den Grund der späteren Tellssage.

Dem Könige gefällt die kecke Antwort, und er nimmt Eigel in seine Dienste. Nun übt Wieland Rache, lockt des Königs beide Söhne zu sich, tötet sie und macht aus ihren Gebeinen Gefäße, die auf des Vaters Tisch gesetzt werden. Bathilden, die zu ihm kommt, um den zerbrochenen Schwanenring wieder zusammenschmieden zu lassen, thut er Gewalt an. Darauf macht er sich ein Kleid von Vogelfedern, fliegt in demselben auf den höchsten Turm der Königsburg und erzählt von dort aus selbst, was er verübt hat. Da befiehlt König Neiding dem Eigel bei Todesstrafe, ihn herabzuschießen, und dieser trifft auch Wieland am linken Arme. Verabredetermaßen befindet sich da eine mit Blut gefüllte Blase, die nun zerspringt und das Blut ergießt. Neiding meint, Wieland werde herabstürzen, aber statt dessen entfliegt er nach Seeland. Nach Neidings Tode vergleicht er sich mit dessen Sohn Otwin und vermählt sich mit

Digitized by Google

Bathilden. Der Wunderarzt Bruder Helfrich erweckt aus den vorhandenen Knochen die Königssöhne zu neuem Leben.

Das ist der Inhalt des Gedichts und zugleich der Wielands-Sage, die deutliche Anklänge an die hellenischen Mythen von dem kunstreichen Dädalus und von Hephästos enthält. Das Gedicht hat viele harte und herbe Züge skandinavischen Heidentums. Aber diese Riesengestalten sind so lebendig geschildert, und es geht mit solcher kraftvollen Naivetät und Freudigkeit in der reichbewegten Handlung zu, daß das Gedicht die Gunst unseres Volkes wohl verdiente. Auch an der Anmut des Humors fehlt es nicht. Sehr hübsch ist die Stelle, wie Eigel durch sein Flötenspiel alle Wesen um sich sammelt und zum Tanze zwingt.

Viel seltne Federn ragten ihm aus dem grünen Hut.
Im bunten Jägerstaate gefiel er allen gut.
Da zog er aus der Taschen eine Flöte hellen Klangs,
Nachahmerin der Sprosser und alles Vogelgesangs.

Und wie er blies und lockte die Sänger in dem Wald,
Das muntre Zwitschern stockte, sie schwiegen alsobald
Und lauschten seinen Tönen: die hörten sie noch nie.
Es waren ihre Weisen, er pfiff so lieblich, als sie.

Doch reiner viel und voller und stärker war der Laut.
Die Macht war kaum der Kehle der Nachtigall vertraut:
Zuerst ein flötend Zagen, dann brach die Leidenschaft
Hervor mit brünstgem Schlagen, mit herzerschütternder Kraft.

Da flog, es recht zu hören, all das Gefieder her;
Sie kreisten um den Schützen, ein ungezähltes Heer.
Die schwarze Wolke wehrte schier dem Sonnenschein.
Da wähnten alle Leute, er müsse ein Zauberer sein.

Und wieder eine Flöte zog Eigel hervor.
Da blies er auf den zweien, bemeisternd Herz und Ohr.
All das Geflügel folgte dem lockenden Gesang;
Da sah man Falken schweben, der Aar sich königlich schwang.

Nun blies er andre Weisen: das zackichte Geweih
Trug da ein Rudel Hirsche mit klugem Aug' herbei.
Mit sieben Frischlingen kam eine borstge Sau;
Mit Reh'n und Hasen füllte sich rings die grünende Au.

Da kamen Auerochsen und Büffel hergerannt,
So Bären, Wölfe, Füchse und Wiesel allerhand,
Sich schwangen Eichkätzchen behend von Baum zu Baum:
Da lief das Volk zusammen und traute den Augen kaum.

Digitized by Google

Und eine dritte Flöte gab Eigel seinem Sohn;
Viel muntre Weisen konnte der kleine Spielmann schon.
Da bliesen sie zusammen einen Tanz, der lustig klang,
Und alle, die sie hörten, sich im Kreis zu drehen zwang.

Man sah von gleichem Taumel so Mensch als Tier gepackt,
Sie mußten alle walzen nach ihrer Weise Takt:
Mit einem Bären schwang sich ein altes Hökerweib,
Ein flinker Bursche schlang sich um einer Wölfin schnöden Leib.

Da half kein Widerstreben: mit einem Bäuerlein
Sah man im Kreise schweben die Störchin Klapperbein.
Da walzt' ein alter Auer mit einer Mähderin,
Dem Ochsen ward es sauer: die Dirne riß ihn doch dahin.

Da drehte sich geschwinde ein Reh mit einem Weib,
Ein Roß mit einer Hinde: die schwebten leicht und frei.
Ein wähliges Kaninchen nahm einen Specht beim Schopf,
Ein Mäuschen einen Sperling, eine Ratte den Wiedehopf.

So tanzten sie den Reigen auf einem grünen Platz,
Seine Künste wollte zeigen jeder vor seinem Schatz.
Sie hüpften durcheinander und scheuten keinen Stoß:
Das Springen und Umschlingen ward auf der Freudenwiese groß.

Von diesem Tanzgetümmel erhält nun König Neiding durch einen Wächtersmann Kunde und macht sich alsbald mit seinen Mannen auf, den wundersamen Spielmann zu begrüßen:

Da hört' er auf zu blasen: der Degen schwang geschwind
Sich nieder von dem Rosse und hob herab sein Kind.
Da stob auseinander der Tanzenden Gewühl:
Der taumelte zur Erde, der fiel in einen Brunnen kühl.

Was Menschensinne hatte, das hielt sich aufrecht kaum;
Was Flügel regte, hob sich in blauer Lüfte Raum.
Zum Walde lief behende, was viergefußt erschien;
Die Würmer und die Schlangen fuhren pfeilgeschwind dahin.

Als nun der König nahte, da war die Wiese leer,
Doch sah er noch zerstieben das buntgeschaffne Heer.
Von Flügelschlägen rauschte noch über ihm die Luft,
Und unter seinen Füßen verkroch ein Dachs sich in die Schluft.

Höchst lebendig ist hier in humoristischer Weise die Macht der Töne dargestellt und ganz meisterlich die alte, vierzeilige Nibelungenstrophe behandelt. Gleich nach dieser Stelle, die teils an die alte Orpheus-Sage, teils an jenes berühmte Abenteuer von Horants süßem Gesange in der Gudrun erinnert, folgt dann die von Eigels Apfelschuß.

Digitized by Google

Von Simrocks Werken sind noch zu nennen: „Gedichte. Leipzig 1844.“ — „Dr. Johannes Faust. Puppenspiel in 4 Aufzügen. Frankfurt a. M. 1846.“ — „Der gute Gerhard von Köln. Erzählung. Frankfurt a. M. 1847.“ — „Bertha, die Spinnerin. Frankfurt a. M. 1853.“ — „Legenden. Bonn 1855.“ — „Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart 1863.“

Seine frische, deutsche Art gewann ihm zahlreiche Nachfolger, namentlich aus dem Kreise seiner stimmungsverwandten Sangesgenossen vom Rhein.

Wolfgang Müller von Königswinter (1816—1873), wo sein Vater Arzt war, studierte seit 1835 in Bonn, stand in regem Verkehr mit Simrock, Freiligrath und Kinkel und lebte später als Arzt in Düsseldorf und zuletzt in Köln. Durch eine reiche Heirat war er in den Stand gesetzt, in seinem ritterburgartigen Hause fremden und einheimischen Gästen die glänzendste Gastfreundschaft und geistige Geselligkeit zu bieten. Von seinen Rheinpoesien haben „Loreley,“ „die Maikönigin“, ferner „die Dichtungen eines rheinischen Poeten“ und namentlich das Lied: „Mein Herz ist am Rheine“ verdienten Beifall gefunden. Der zweite Band seiner Gedichte (1857) enthält seine Hauptdichtung: „die Rheinfahrt“ ein poetisches Rheinpanorama, in welchem alle Burgen, Berge, Gegenden, Städte und Ruinen dichterisch beleuchtet werden. Gesellige Heiterkeit und anmutige Plauderei kennzeichnen seine Muse. Er hat auch nicht ohne Glück für die Bühne gearbeitet. Bekannt ist das anmutige Stück: „Sie hat ihr Herz entdeckt“. Hauptsächlich ist auf sein Epos „Merlin“ hinzuweisen, das dem später zu erwähnenden Werke „Immermanns“ verwandt, freilich nicht ebenbürtig und viel anspruchsloser ist. Merlin ist der große Zauberer, dem alles Wissen und Macht über die Natur zu teil geworden. Es giebt ein Zauberwort, das ihm seine Macht verleiht. Wer das ihm gegenüber ausspricht, bannt ihn zu ewiger Sklaverei. Er verliebt sich in die schöne Niniane, und in schwacher Stunde schmeichelt sie ihm das Wort ab, um ihn ewig zu fesseln. Nun sitzt er für immer gebunden an der Weißdornhecke im Walde als ihr Sklave. Aus ist's mit all seiner geistigen Macht und Herrlichkeit, mit seinem einstigen, auf das Höhere gerichteten Streben. Er sitzt als Gefangener der Liebe wie ein zahmgewordener moderner Weltverbesserer und stür-

Digitized by Google

mender Held, der eine reiche Frau heimgeführt und nun sein erhabenes Streben aufgegeben hat. König Artus und seine Ritter suchen den Merlin, und sie finden ihn höchst zufrieden. Und die Moral von der Geschichte? Merlin sagt zu seinen ehemaligen Kampfgenossen:

O glaubt mirs doch, ich bin kein Thor,
Daß ich mich selber ganz verlor,
Da ich das liebste Herz erworben.
Ob ich nicht raten, helfen kann
Im Weltenlauf: o ich gewann
Die Welt, seit ich der Welt gestorben!
Der Liebsten Sein ist meine Welt,
Ihr Wesen ist mein heller Himmel.
Seit ich auf sie mein Sein gestellt,
Entbehr' ich gern der Welt Gewimmel.

Er tröstet sich damit, daß ja das höchste Glück dem Mann allein an eines Weibes treuem Herzen wachsen könne. Und allerdings, das hat auch seine große Wahrheit. Aber zu bedauern ist doch jeder Mann, der dieses Glück am Herzen einer Niniane sucht und dafür sein höchstes, festes Wesen verleugnen muß. Müller scheint sich dagegen zu verteidigen, wenn er sein Gedicht mit den Worten schließt:

Und ewig junge Lieder ziehn
Vom weisen Zauberer Merlin
Und seiner blonden Niniane.
Noch immer rauscht der alte Wald.
O hört's, wies in den Zweigen schallt,
Im Zauberwald von Breziliane:
Wie mächtig auch die Weisheit sei,
Viel mächtger sind des Herzens Triebe.
Besiegend alle Zauberei
Übt höchste Zauberkraft die Liebe!

In weiteren Kreisen bekannt, teils durch seine anmutende Dichterschönheit, teils durch den furchtbaren Ernst seines vielbewegten und schließlich tief traurigen Lebens ist ein andrer Rheinländer geworden:

Gottfried Kinkel (1815—1882). Er war am 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war, studierte, vom streng christlichen Sinne seines Elternhauses bestimmt, in Bonn und Berlin Theologie und wurde 1835 in Bonn Privatdocent. Schon auf der

Digitized by Google

Universität hatte er sich mit poetischen Arbeiten beschäftigt; er schrieb ein Drama „Prexaspes“ und ein Epos „der Triumph des Kreuzes“. Eine Reise nach Italien 1837 veranlaßte ihn zu sorgfältigen Studien der Kunstgeschichte. Nach seiner Heimkehr ward er 1840 Lehrer der Religion am Bonner Gymnasium und Hülfsprediger zu Köln, als welcher er noch 1842 ein Bändchen christlicher „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi“ herausgab. Nachdem er in dieser Zeit mehrere, ohne sittlichen Ernst geschlossene Verlobungen wieder gelöst hatte, trat er 1843 in eine ihm verhängnisvoll gewordene Ehe mit einer Katholikin, Johanna Mockel, der geschiedenen Frau eines Musikalienhändlers. Um dieser Ehe willen geriet er in amtliche Schwierigkeiten, denn eine geschiedene Katholikin zu heiraten, ging bei einem evangelischen Religionslehrer und Prediger doch nicht an. Zugleich kam er mit ihr, vielleicht durch sie und durch das mit ihr getriebene Studium des Lebens Jesu von Strauß, ganz vom Christentum ab. Seinen Unglauben predigte er auf der Kanzel und trug ihn auch den Kindern im Religionsunterricht vor. Dies Unrecht sah er zuletzt selbst ein, trat ehrenwerterweise von seinen geistlichen und kirchlichen Ämtern zurück und ward 1846 Professor der Kunstgeschichte in Bonn, wo er nicht ohne Beifall lehrte. Natürlich war das alles nicht ohne mannigfache Kämpfe zwischen ihm und den Behörden abgegangen, und mit leidenschaftlicher Erbitterung stürzte er sich infolge davon in die revolutionären Bewegungen von 1848. In der zweiten Kammer zu Berlin 1849 hielt er fulminante Reden, und als am Rhein der Aufruhr losbrach, stand Kinkel mit blutiger Waffe unter den Empörern. Am 29. Juni wurde er in einem Gefecht wider die Truppen seines Königs verwundet und mit den Waffen in der Hand gefangen. Er wurde zum Zuchthaus verurteilt und dort mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, nicht mit Wergzupfen, wie böswillig ausgesprengt wurde. Ein Student, Namens Karl Schurz, später Minister der Vereinigten Staaten befreite ihn. Es hat wohl damals kaum einen Menschen, der den Dichter kannte und zu würdigen wußte, in Deutschland gegeben, der sich nicht — abgesehen von allen rechtlichen Verhältnissen — über das Gelingen dieser That gefreut hätte, die übrigens nur unter einer gewissen Zulassung möglich schien. Kinkel entkam glücklich nach England — aber der Dichter Kinkel war seitdem tot.

Digitized by Google

Er hat zwar noch manches und nicht bloß Wissenschaftliches geschrieben, aber die Litteraturgeschichte hat eigentlich nur die „Gedichte“ und sein Epos, „Otto der Schütz“, beides schon vor der Revolutionszeit entstanden, als bleibende Früchte zu verzeichnen. Von seinen Gedichten ist 1868 noch eine zweite Sammlung erschienen, die allerdings auch einige schrille Anklänge aus seinen politischen Kämpfen enthält, und ein zweites Epos, „der Grobschmied von Antwerpen“. Im Grunde war Kinkel wohl ein revolutionärer Mann, aber nicht eigentlich ein revolutionärer Dichter. Nachdem seine erste Frau 1858 in London durch Selbstmord geendet, schloß er 1860 eine zweite Ehe und begründete sich am Zürchersee eine neue Heimat und neues Familienglück. Er starb als Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum und Vortragsreisender am 12. November 1882.

Bietet sein Lebensbild viel Veranlassung zu Schmerz und Mitleid, so sind seine Dichtungen wahrhaft erfreulich.

Seine größte Begabung liegt in der schildernden Poesie, doch auch seine Lyrik zeugt von hoher, poetischer Befähigung. Er entwickelt eine große Mannigfaltigkeit der Form. In allen Weisen, in den antiken wie den deutschen, ist er heimisch, und ob er in Distichen, in den Horazisch-Pindarschen Odenmaßen oder in gereimten Strophen seine Empfindungen ausspricht, überall beurkundet er denselben Wohllaut und Adel der Sprache. Fast immer von Selbsterlebtem ausgehend und nur die Erfahrung seines Lebens, die ihn innerlich berührte, poetisch gestaltend, hat er seinen Dichtungen eine Wahrheit und Innigkeit des Gefühls gegeben, die unmittelbar ergreift, selbst wenn der Inhalt nicht anspricht. Wer in den Gedichten die Spiegelungen seines ganzen inneren und äußeren Lebens betrachtet und empfindet, seine in Italien empfangenen Eindrücke, die Leiden und Freuden seiner Liebe, seinen Zwiespalt und Bruch mit dem kirchlichen Glauben, seine schwärmende Freiheitsbegeisterung und seine Klagen in der Gefangenschaft, der wird jedenfalls, welcher Überzeugung er auch angehöre, sich der innigsten Teilnahme für den Dichter nicht erwehren können. Da ist nichts Gemachtes, Erkünsteltes oder bloß Anempfundenes; da kommt alles warm und wahr vom Herzen. Leider hängt mit dieser Wahrheit seiner Darstellung auch die Hauptschwäche seiner Lyrik, die zu individuelle Färbung derselben, zusammen. In den wenigsten seiner Gedichte

Digitized by Google

ist es ihm gelungen, wie Altmeister Goethe es so meisterhaft verstand, den poetischen Kern des Selbsterlebten und Erfahrenen aus der Hülle des Persönlichen und Zufälligen rein herauszuschälen und ihn so, von aller Prosa des gemeinen Lebens befreit, zu der Höhe des reinen Ideals zu erheben. Meistens zeigt er, daß er wohl in der Empfindung lebte, aber nicht mit der künstlerischen Ruhe des Schaffens sich darüber zu erheben vermochte. Wir geben als Beispiel hier die vier sehr bezeichnenden, schönen Strophen aus dem Liede „Gruß an mein Weib" bei Gelegenheit seiner Vermählung:

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht.
Nach all dem Kampf ist doch entglommen
Die Fackel stiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß' dir's heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib.

Klein ist mein Haus, doch meine Feste
Gewährt dir Schutz in Sturm und Not.
Und der die Vöglein nährt im Neste,
Giebt wohl auch uns das täglich' Brot.
Sieh, wir sind reich — dies unser Eigen!
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keusches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunst dabei.

Der Garten sendet seine Düfte
Berauschend her in üppgem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel glutet
Das Abendrot im hellsten Schein,
Und mit krystall'nem Band umflutet
Dein Heimatland und mein's der Rhein.

So tritt denn ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß' dir's heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib!
Vorbei der Kampf mit seinen Schmerzen.
Was uns getrennt, liegt ewig fern,
Und ob den treuverbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenstern!

Digitized by Google

Überall tritt bei ihm eine große Weichheit des Gemüts hervor und der Mangel an jener Kraft und Selbständigkeit des Geistes, die den Widerwärtigkeiten eines unerquicklichen Lebens die Stirn zu bieten vermag. Ob er auch hie und da Hochgefühle schildert, meistens treffen wir doch bei ihm auf fast weiblich-naive Klagen über die Hindernisse, die sich ihm auf seinem Lebenswege entgegenstellten, oder über die ungedeihliche Umgebung, in die er sich versetzt sah. Dieser Tadel trifft besonders seine „Elegien und Sonette an Johanna," die sonst in Sprache und Schilderung überaus anziehend sind, sowie die vielen Gedichte seiner Sammlung, wo er den Nachreden und Verleumdungen der Welt über seine Verbindung entgegentritt, wie „Dithyrambus der Nacht", „der Welt Trotz", „einem Verlorenen" und andere. Wo er sich aber über die Tragik seines Lebens erhebt und seine Stimmungen uns mehr geläutert wiedergiebt, liefert er wahrhaft Erquickendes und manches, was dem Besten unserer heutigen Lyrik angehören darf. Man lese nur die vier Lieder „Beim Tode meiner Mutter Maria", die leider in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte fehlen. Eine tiefe Empfindung und schöne kindliche Pietät spricht sich hier in großer Klarheit und äußerer Vollendung aus. Sicherlich gelingt ihm am besten das Zart-Elegische mit malerischer Anschaulichkeit. Davon zeugt vorzüglich sein schönes Gedicht „Sonntagsstille", das vom Odem des süßen, heiligen Friedens durchweht ist und die Zeit erkennen läßt, als der Dichter noch Christ war, als seine Seele noch im Gebete ruhen konnte und den Sabbath als einen Abglanz der Schöpfungswonne, als den letzten Rest des Paradieses feierte mit der ganzen, müden Welt.

Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörst du den Schmerzlaut nicht des Tiers.
Nicht flieht das bange Wild die Meute.
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.

Die Vöglein leis' und feiernd schlagen.
So seltsam spielt der Abendwind,
Als wollt er sein Geheimnis sagen
Von ewger Huld dem Gotteskind.

Und wie Natur in frommer Feier
Geschloss'nen Auges betend steht,
So von dem Erdenstaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.

Digitized by Google

Ein Frieden iſt in ſie ergoſſen;
Sie fühlt von Schuld und Gram ſich rein.
Die Zukunft iſt ihr weit erſchloſſen
Und liegt im morgenroten Schein.

Im Anblick dieſer Feier eines irdiſchen Sabbaths ahnt der Dichter den dereinſtigen Anbruch des Weltſabbaths, wo das Werk vollbracht iſt und alle Nationen als eine große Familie Gottes ſich um das Kreuz ſammeln werden. Solchen Frieden, atmet das „geiſtliche Abendlied“, das bei der Unmittelbarkeit ſeines lyriſchen Ausdrucks tief innerliches, muſikaliſches Leben hat.

Es iſt ſo ſtill geworden,
Verrauſcht des Abends Wehn;
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale ſenket
Sich Finſternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toſen iſt vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und ſtumm ihr Schmerzensſchrei.
Hat Roſen ſie geſchenket,
Hat Dornen ſie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Und haſt du heut gefehlet,
O ſchaue nicht zurück;
Empfinde dich beſeelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Nun ſtehn im Himmelskreiſe
Die Stern' in Majeſtät;
In gleichem, feſten Gleiſe
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Digitized by Google

Es muß mit bitterem Schmerz erfüllen, daß ein Mann, der einst doch offenbar aus wahrer, inniger Herzenserfahrung solche Lieder gesungen hat, späterhin einem trostlosen Pantheismus sich hingegeben hat, der weder Gebet noch Gottvertrauen weiter zuläßt. Früher liebte er es, je mehr er mit den Mächten des Lebens zu kämpfen hatte, die heilende Kraft zu besingen, die die Nacht auf ein wundes Herz ausübt. Unvergleichlich schön ist ihm dies in dem Gedichte „Trost der Nacht" gelungen, wo die Weichheit der Darstellung und der leise angedeutete Vergleich zwischen der Stimmung der Natur und der des menschlichen Gemütes meisterhaft gehalten ist.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn, mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden,
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden, leisen Hauche kommen;
Der Farben grelle Pracht erblaßt.
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzensvoll;
Es läutert still sich im Gemüte
Zur Wehmut jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächtgem Lauf;
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungahnend Beten auf.

Zeigte sich hier das malerische Talent des Dichters, so tritt es noch schöner in dem kleinen lyrischen Miniaturbilde „Nacht in Rom" hervor, über das der ganze träumerische Zauber und Duft einer italienischen Mondnacht ausgebreitet ist.

Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel stehet
Der Mond in voller Pracht.

So totenstill sind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und selbst ihr Riesenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

Nur wundersam noch rauschen
Die Brunnen nah und fern;

Digitized by Google

Die halten wach die Seele,
Die selbst entschliefe gern.

Die spülen aus dem Herzen
Leise das alte Leid.
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit.

Bekundet der Dichter hier und in den meisten Gaben seiner Lyrik den tiefsten Lebensernst, ja bisweilen die Klagen eines innerlich gebrochenen Herzens, so kannte er doch auch als echter Sohn des Rheinlandes die höhere Lebensfreude, wie das der herrliche Liedercyklus „die Weine" beweist. Hier läßt er den Quell eines feinen und edlen Humors aufsprudeln, den man bei einem innerlich Zwiespältigen kaum vermuten sollte. Es sind nicht die Alltagsphrasen der Trinklieder; hier atmet alles die frische, geistige Fröhlichkeit. Wenn dieses Gedicht nach der Charakteristik und Geschichte der Weine, durch seine Verherrlichung des Chierweins, den Anakreon trank und den später der persische Hafis schlürfte, oder der Reben, die Karl der Große bei Rüdesheim pflanzte, oder des köstlichen Trankes, den die Natur in des Vesuvs heißer Brust kocht, oder des Schaumtranks, der in der Champagne sprudelt, schon anziehend ist, so steigert es sich noch am Ende, wo die sogenannten Krätzerweine im Hans-Sachsischen Stile besungen werden, zur behaglichsten Komik.

So ansprechend seine Lyrik ist, so liegt in ihr dennoch nicht die höchste Bedeutung des Dichters. Kinkel ist vorherrschend Epiker, schildernder Poet und Erzähler. Es zeigt sich bei ihm eine schöne Malerei, die frischeste und gesundeste Sinnlichkeit der Auffassung und die wahrhaftigste Anschaulichkeit, verbunden mit einer graziösen Lieblichkeit der Darstellung. Seine malerisch-beschreibende Poesie zeugt von einer fast weiblichen Beobachtungsgabe. Bei der Wahl seiner epischen Stoffe wandte er sich fast immer dem Leben und der Geschichte seiner Heimat, dem Wesen des niederrheinischen Volks, mit besonderer Vorliebe zu. In dieser Beziehung ist er recht eigentlich ein Dichter des Rheins geworden.

In seiner ersten Gedichtsammlung giebt er „Bilder aus Welt und Vorzeit". Er läßt hier, um in den Worten seines Prologs zu bleiben, „die Bilder der Ahnen nicht in säuselnden, grauen Nebeln" auftreten, sondern in „blanker Pracht", in lichtvoller Anschaulichkeit ruft er sie hervor. Man lese nur einmal

Digitized by Google

die meisterhafte Bearbeitung der Sage vom Tode des alten „Dietrich von Berne“, der in das Reich der Schwarzelfen zurückkehrt, oder jenes Lied von der „Brynhildis“, die im Todesschlafe in ihrer Flammenburg ruht und sich dann dem Sigurd, der sie aus ihrem Banne löst, in Liebe zu eigen giebt. — Welche dramatische Lebendigkeit, welche Frische und Kraft zeigt sich in diesen Gemälden, deren Stoff doch einem schwankenden Gebiete der Sage angehört! Scharf und schön gemalt sind die beiden römischen Gestalten des „Scipio“ und „Cäsar“, der eine in seiner stolzen Rechtschaffenheit, der andere in seinem kühnen Selbstvertrauen, ebenso die herrliche Figur des „Mauren von Tetuan“, die in stolzer Heldenwürde einhertritt. Nicht weniger bewährt er sich auf dem Boden der christlichen Überlieferung, deren Reichtum dem früheren Kirchenhistoriker zu Gebote stand. Er liefert uns drei Gedichte dieser Art: „Margareta“, wo er die christliche Sage vom Drachenfels erzählt, „Dorothea“, einen Triumph der himmlischen Liebe über die irdische, und „Petrus“. Letzteres ist ein Meisterstück legendarischer Erzählung, das in dem geweihten Ernste der Form und Darstellung nicht leicht seines gleichen findet. Nero hat den Apostel in den Kerker geworfen, weil er die Götter Roms geschmäht und Seelen für den Gekreuzigten geworben. Es ist die Nacht vor der Hinrichtung. Da öffnen sich die Riegel des Gefängnisses, und drei Christen kommen, ihn zu befreien. Anfangs zagt der Jünger zu fliehen, aber auf ihre Bitten folgt er ihnen halb im Traum und steht alsbald auf dem Forum, beschirmt von dem Schutze der Nacht.

Auf der Gräberstraße zieht er; wegeweisend stehn die Sterne.
Neros goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne. —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem schmalen Weg daher.

Scheu weicht der Apostel der Gestalt aus. Aber als sie ihm grüßend ins Antlitz schaut, wird er starr und verhält die Flucht, denn er kennt das schöne, totenbleiche Antlitz. Er kennt den Blick, der ihn, den Schwachen, schon einmal zur vergessenen Pflicht gerufen.

Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden;
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh,
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?

Digitized by Google

Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
„Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuzgen wird."

Und der Herr verschwand. Doch eilger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, denn des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Über Hellas graut es schon;
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zu Thal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

Neben dem heiligen Ernste der Legenden und einer düstern Kraft, die sich bis zum Grauenhaften zu steigern vermag, wie im Gedichte „ein Schicksal", wo er den Untergang des Lebensglückes infolge starren Festhaltens an der konventionellen Sitte in den erschütterndsten Zügen darstellt, ist Kinkel auch befähigt für das Komische und Lieblich-Naive. In dem „Kobold von Wallporzheim" führt er uns zwei aus dem Wirtshause des Ahrdorfes zurückkehrende Bauern vor. Sie fürchten beide den neckenden Kobold, der dem Volksglauben nach auf dem Heimwege sich einstellen werde, und suchen, ein jeder, um die eigene Furcht zu bewältigen, den andern so viel als möglich zu ermutigen. Aber je mehr sie sich darin abmühen, desto höher steigt ihre Furcht, bis sie endlich den Quälgeist leibhaftig zu sehen glauben, fortrennen und einen tüchtigen Fall thun, der eine auf einen Felsen, der andere ins Wasser. So vernüchtert finden sie bald wieder ihre Bahn:

Und wunderbar — wie der ans Land,
Der auf den Weg gekommen,
Da war der Kobold durchgebrannt
Und ist nicht wiederkommen.
Sie schritten beide mit Gebrumm
Ganz nüchtern fort und sahn nicht um
Nach dem verfluchten Kobold.

Im Gedichte „das Rosenpaar" ist die Anmut der Erfindung zu loben. Zwei Rosen blühen an einem Strauche und lieben sich schwesterlich. Aber kaum haben sie einen Tag lang von süßem Dasein und glühender Lebenskraft geträumt, da droht ihnen schon von der Hand des Blumenmädchens der Tod. Ehe sie gebrochen werden, flüstert jedoch die eine der andern zu:

Digitized by Google

Wo du auch immer weilest,
Da strebe du mir zu.
Wohin du mir enteilest,
Bist meine Sehnsucht du.

Und kaum hat sie das gesprochen, so pflückt die unbarmherzige Gärtnerin beide und steckt die eine in einen Strauß, die andre vor die Brust. Auf dem Markte, wo sie Blumen feil bietet, kauft ihr ein Schüler diesen Strauß ab und kehrt damit heim, jedoch der Duft der Rose an seiner Brust zieht ihn aus seiner engen Klause ins Freie. Indes ist die schöne Gärtnerin auch aus dem Stadtthor gewandelt und begegnet dem Schüler.

Da jauchzten die Rosen beide,
Wie sie sich wiedersahn.
Es zogen im Todesleide
Die Schwestern wild sich an.
Sie reißen rasch zusammen,
Was scheu geschieden war,
Es glühn in gleichen Flammen
Die Rosen und das Paar.

Die Rosen sind verloren,
Eng zwischen Brust und Brust,
Doch selig neugeboren
In eines Kusses Lust.
Und wie aus jungem Schusse
Ein voller Rosenflor,
So gingen aus einem Kusse
Viel tausend Küsse hervor.

Uber all diesen kleineren Früchten der epischen Gestaltungsgabe steht die umfangreichere Dichtung „Otto der Schütz", eine rheinische Geschichte, die dem Dichter die Anwartschaft auf eine der ersten Stellen unter den deutschen Epikern giebt. Aus diesen Versen lacht die reine und bezaubernde Sinnlichkeit der Natur hervor, und eine Fülle anschaulicher Bilder reiht sich zum farbenreichen Gemälde zusammen. Dabei ist die Sprache klar und wohllautend und zeigt die Wärme und Anmut der sichern Leichtigkeit. Glatt und gelinde fließt der Strom der Erzählung dahin. Auf den flüssigen, anmutigen Redewellen werden wir von einem Ufer der Geschichte zum anderen hinübergeschaukelt. Die Charaktere sind mit meisterhafter Lebendigkeit veranschaulicht. Das muntere, kecke Wesen einer Jünglingsnatur, die ins frische

Digitized by Google

Leben hinausstürmt, um sich selbst ihr Schicksal zu schaffen, das Zarte, Ahnungsvolle und Jungfräulich-Verschlossene der Mädchenseele, die warmblütige Biederkeit des Mannes: das alles weiß der Dichter uns mit frischem Leben darzustellen. Diese malerische Anschaulichkeit und Kraft des Kolorits empfangen einen besonderen Reiz in der klaren Entwicklung der Handlung und in dem Glanz und Duft, den die Verherrlichung einer edlen Minne über das Ganze verbreitet. Dieser Otto der Schütz ist nicht nur Kinkels Meisterstück, sondern ein Edelstein unserer neuen Epik. Der Inhalt des Gedichtes, dessen Stoff schon Arnim, Schwab und Simrock teils episch, teils dramatisch bearbeitet hatten, ist einer niederrheinischen Sage entnommen, die in einem gewissen losen Zusammenhange mit der Sage vom Gralritter Lohengrin steht.

Der Landgraf Heinrich von Thüringen auf der Wartburg hat zwei Söhne, von denen der ältere, schwach und zaghaft wie ein Weib, das Reich erben soll, während Otto, der jüngere, voll ritterlichen Muts und früh geübt im sichern Schuß der Armbrust, nach des Vaters Machtspruch Mönch werden soll. Um diesem Zwange, dem seine Lebenslust und Freiheitsliebe widersteht, zu entgehen, flieht Otto aus dem väterlichen Schlosse und entkommt glücklich bis in die Rheinlande. Auf einem Schützenfeste, wo er den Meisterschuß thut, zieht er hier die Augen des Landesherrn, des Grafen Dietrich von Cleve, auf sich und gewinnt durch den Adel seiner Erscheinung gleich beim Empfange des Kampfpreises die stille Liebe der schönen und zarten Elsbeth, der Tochter Dietrichs. Überwältigt und gefesselt von ihrer Anmut, begiebt er sich seines hohen, fürstlichen Ranges, tritt unerkannt in die Dienste des Grafen und weilt am Clever Hofe, wo er durch sein edles, heldenfrohes Wesen, vor allem durch seine Sangesgabe, die Seele des Frauenkreises wird und oft Gelegenheit hat, der geliebten Elsbeth zu nahen. So blüht die Liebe beider still im Herzen auf, ohne daß doch Otto als Dienstmann wagen darf zu werben, und nur im Liede thut er der Geliebten sein tiefgeheimstes Sehnen kund. Aber ihre scheue Minne wird von Ebbo, einem Mitdiener und Neider Ottos, verraten, und obgleich der Graf die verleumderische Anklage zurückweist, fügt es doch die mütterlich besorgte Gräfin, daß Otto nie mehr allein bei Elsbeth weilen darf und sie nur noch im Vorübergehen erschaut. Erst als der Graf eine

Digitized by Google

Jagd veranstaltet, treffen sie wieder zusammen. Da man einem Auerochsen auf der Spur ist, muß Elsbeth in Begleitung Ottos sich ins Blachgefilde zurückziehen, und so sind sie zum ersten Male wieder unbelauscht bei einander, aber kein Wort der Liebe kommt über ihre Lippen, und sorglos überlassen sie sich der Freude der Reiherbeize. Da auf einmal stürzt der gehetzte Auerochse, der dem Waldesdickicht entflohen ist, daher und auf Elsbeth ein. Ihr Pferd wird scheu, wirft sie in die Flut eines nahen Weihers, und schon ist sie nahe am Ertrinken, als Otto, der ihr nachgesprungen, sie glücklich dem Tode entreißt. Jetzt erst schließt ein Kuß den Bund der Liebenden, und in der Freude des errungenen Glückes eröffnet Otto dem alten Hugo, dem ihm befreundeten, gräflichen Förster, während die Gerettete in dessen Waldhütte sich erholt, seine fürstliche Abkunft und seine Flucht. Monde verstreichen nach diesem Vorfall. An Elsbeths stillem Wesen merkt der Vater wohl, daß Otto sich in ihr Herz gestohlen, und gern möchte er dem Verwegenen zürnen, aber ein dunkler Zug zieht ihn zu dem Schützen hin, und sein Herz treibt ihn, den Bund zu segnen, obwohl er nicht weiß, wie es enden soll. So ist der Winter genaht und mit ihm die freudige Lösung. Landgraf Heinrich, nachdem ihm der ältere Sohn gestorben ist, hat nach dem minneseligen Flüchtling ausspähen lassen, um ihn an seines Bruders Statt zum Landeserben einzusetzen. Herr Homberg, der ausgesandte Kundschafter, kommt auch an den Clever Hof und erkennt sogleich beim Eintritt in die Grafenburg, an deren Thore gerade Otto die Wacht hält, in diesem den Sohn seines Lehnsherrn. Da Otto sich verraten sieht, eilt er bei Nacht in Hugos Hütte, um andern Tags von da weiter zu fliehen. Aber Graf Dietrich, der durch Homberg nun alles erfahren, läßt ihn durch Ebbo zurückholen. Dieser wird beim böswillig gewaltsamen Einbruch in die Försterhütte von einer Rüde getötet, und Otto stellt sich tags darauf freiwillig vor dem Grafen. Nach kurzer, entscheidender Minneprobe, und nachdem Herr Homberg ihm die freudige Kunde gebracht hat, daß er Landgraf zu Thüringen und Hessen geworden sei, empfängt Otto aus des Grafen Dietrich Hand die holde Elsbeth als Verlobte, und ehe noch ein Monat entflohn, wird ihre Vermählung, mit dieser zugleich aber auch die Vereinigung der deutschen Lande vom Rheinstrom bis zur Elbe gefeiert.

Digitized by Google

Das ist der Gang der Geschichte. Von der wunderschönen Darstellung derselben kann man nur beim eignen Lesen eine rechte Anschauung gewinnen. Als Probe stehe hier ein Stück aus dem fünften Abenteuer „die Liebesnacht“. Der Dichter schildert, wie die Liederklänge der beiden Liebenden sich im Schweigen der Mondnacht begegnen und einander ein offnes Geständnis darbieten:

Dicht unter hohen Schlosses Garten
Ruht mondbestrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verspenden Düfte stark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben,
Durchgirrt von sanften Turteltauben.
Es senken Stufen sich zum Rhein,
Der rauscht mit leisem Plätschern drein.
Dort bei der Harfe sitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es schweben mild die weichen Töne
Durchs Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geister bang Gestöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide,
Und Wolfram du von Eschenbach,
Von eurem Jubel, eurem Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felsenbrüstung
In ihrer Schönheit grauser Rüstung
Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in nasse Gruft versenkt:
So scholl in Elsbeths lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde sie mit Zaubersängen
Den Liebsten mit ins Todesthal.
Zuletzt in tiefsten Tönen leise
Sang sie ein Lied, das sie erfand,
In das nach alter Klageweise
Sie all die grausen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und rötet sich die Heide,
Winter floh mit seinem Flimmerkleide,
An der Halde schmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend schlagen,
Geht des Königs Kind mit leisen Klagen:
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Digitized by Google

Laß mich weinen, traute Waldesstille!
Hold ist mir des lockgen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wies ergeh':
Zu dem Armen neigt sich mir die Seele.
Weh, was frommt, daß ich mirs selber hehle!
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Da scholls vom Rhein zu ihrem Ohr;
Der Zither Klang kam hell empor.
Es wiegte sich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt er künstlich Wort und Weise
Und sang in gleichen Zeilen leise:
Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte schweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes schlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht sich bang und schweigend
Und er seufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Rings von Minne schlagen Nachtigallen;
Minne löscht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnsucht brennend Weh.
Locken dich in deiner stolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Gesänge?
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe grasen dort an grüner Halde,
Fischlein schwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns schenken.
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Und Otto schwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend scholl der Maid Gesang:

Stolzer Knabe, frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen?
Fleuch, daß ich dich nimmer seh!
Trug ich still dich im verzagten Herzen,
Trag ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, roter Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Digitized by Google

Und sobald die Maid den Ton geendet, wendet sie ihre Schritte dem Schlosse zu. Aber Otto erfaßt grimmiger Schmerz. Tobend treibt er den Kahn ans Ufer, legt sein Haupt dann in beide Hände und weint bitterlich.

Solcher farbehellen, duftig-süßen Bilder hat das Gedicht eine große Menge. Ein herrliches, frisches Bild rheinischen Lebens tritt in dem ersten und dritten Abenteuer hervor, wo uns der Dichter die Rheinfahrt Ottos und das Schützenfest vorführt. Ein lebendiges Gemälde ist die Schilderung der Jagd und der Reiherbeize, wo die Kleinmalerei in hoher Vollendung auftritt. Farbenprächtige Reize ruhen auf den Stellen, wo die edeln Gestalten Elsbeths und Ottos in den Vordergrund treten. Es ist Thatsache, daß das Gedicht bei seinem Erscheinen im kleinen fast eine ähnliche, reine Wirkung davongetragen hat, wie Goethes Hermann und Dorothea. Es wird dadurch begreiflich, daß Kinkel viel Eigenes und Selbsterlebtes hier mit eingewoben hat. Er vollendete die Dichtung im Rausche seiner Liebe zu seiner Gattin, die er einst den Fluten des Rheins entriß, in der kurzen Frist dreier Monate und bewarb sich damit in dem litterarischen Verein zu Bonn, dem sogenannten Maikäferverein, um den dort ausgesetzten Preis, den er auch am Stiftungsfeste desselben, am 29. Juni 1841 unter lautem Beifall aus Johannas, welche dem Verein als „Königin" vorstand, eigner Hand empfing. So ging die Begeisterung seiner eigenen, kampfreichen Minne auf die Dichtung über, und das war eine der Ursachen ihres meisterlichen Gelingens. Liebenswürdig naiv sind die Worte, mit denen Kinkel seine Dichtung beschloß, — er, der nie ein Mann der zielbewußten That war, sondern von den Einflüssen und Verhältnissen sich treiben und heben ließ, gerade wie sein Otto der Schütz:

Es sang ein Mann vom Rhein dies Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied.
Ihm war das Lied ein Leidvertreib:
Er minnet selbst ein hohes Weib.
Des eignen Herzens süße Sorgen
Hat er im schmucken Reim verborgen.
Die Hehre, die dies Lied nicht nennt,
Er weiß, daß sie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbrust
Heraufrief ihrer Küsse Lust.

Digitized by Google

So spiegle denn in Ottos Glück
Die eigne Zukunft sich zurück
Und lehr uns diese Mär fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Seine späteren Werke, die Erzählungen (1849) und seine kunsthistorischen Schriften sind auch von großem Werte. Die Schilderung der Ahrlande muß gleichfalls mit Anerkennung genannt werden. Dennoch muß man sagen, daß die reichbegabte, liebenswürdige Dichternatur, der nur die feste und zielbewußte Mannhaftigkeit fehlte, die hohen Erwartungen, die das deutsche Volk von ihm hegen durfte, nicht erfüllt hat. Das zerstörende Treiben politischer Unruhen und die unglücklichen Familienverhältnisse haben die Blüten zerstört und die Früchte nicht ausreifen lassen. Ein wehmutsvoller Hauch umgiebt des Dichters Andenken.

Weniger bedeutsam sind der Kreuznacher Gustav Pfarrius (1807—1884) (Nahethal in Liedern), Alexander Kaufmann aus Bonn und Adolf Schults (1820—1858).

Digitized by Google

Die Dichtung auf neuen Pfaden.

In der Huldigung der Künste läßt Schiller die Poesie sagen:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke.
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur im tief Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.
Doch Schöneres sind ich nicht, so lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Er enthüllt hier in wundervollem Wohlklang die große Wahrheit, daß die Dichtkunst die Darstellung des Guten und Ewigen in der Schönheit durch das Wort ist. Diese Verkündigung des noch in der Jugend abgerufenen, großen deutschen Dichters hat in den reichen Schöpfungen seines älteren und größeren Freundes Goethe seine Erfüllung gefunden. Frei und leicht schmiegte sich die vollendete Form in freudiger Dienstbarkeit an den Reichtum seiner herrschenden Gedanken und ließ die Herrlichkeit einer vom ewigen Geiste belebten Natur und die geheimnisvollen Schätze der Menschenbrust offenbar werden. Ein Herr und königlicher Sieger auf allen Gebieten der Dichtkunst, dem größten Dramatiker der Welt, Shakespeare, ebenbürtig, auf den Pfaden Homers die großen Weltereignisse mit ihrem Wellenschlag in die Stille des Hauses lenkend und die wilden Empörungen versöhnend, mit der erhabenen Einfalt des Volksliedes den prachtvollen Hymnenklang seiner Lyrik vermählend und dazu der weisheitsvoll und geruhig lächelnde Meister der Spruch-

Digitized by Google

poesie, erhob er die Dichtkunst aus den Schranken des Autochthonentums, der Nationalität und des Zeitgeschmackes zur Sprache der Menschheit und zum Gemeingut der Völker, ohne dem heimischen Boden untreu zu werden, dem er entsprossen war.

Wie einst Herder „die Stimmen der Völker" unserem Volke zum Verständnis brachte, übertrug Goethe die edelste Geistesart der antiken Welt, die Lebenskeime fremdländischer Litteratur, ja die eigenartige Schönheit des fernen Morgenlandes in sein geliebtes Deutsch. Das Machtgebot seines Dichtergeistes zwang die fremden Gebilde, deutsch zu empfinden, und machte sie uns wesensverwandt. Sie wurden die unsern, und wir wurden reich durch sie.

Die verehrungsvolle Würdigung Shakespeares hatte um die Bildungsvölker des Abendlandes ein einigendes Band geschlungen, ohne daß seinem Vaterlande ein Gewinn daraus erwuchs. Hat es doch erst spät gelernt, ihn recht zu verstehen und nach Gebühr zu schätzen! In viel höherem Grade und weiterem Sinne hat Goethe dem deutschen Geist auf dem Gebiete der Weltpoesie zu einer beherrschenden Stellung verholfen, indem er nicht nur durch seine Schöpfungen die Bewunderung der Nationen erzwang, sondern dadurch auch einen friedevollen Wettstreit und bereichernden Austausch der Völker untereinander vermittelte. Hatte Klopstock von einer deutschen Gelehrtenrepublik geredet, die über alle Groß- und Kleinstaaterei und politische Trennungen hinaus ein gemeinsames und entscheidungsmächtiges Tribunal darstellen sollte, so können wir in unseren Tagen von einer poetischen Gemeinschaft in Europa reden, welche im gemeinsamen Besitze der Meister-Dichtungen aller einzelnen Länder die Höhe einer Weltpoesie zur Erscheinung bringt. Der Förderer und Führer dieses Geisterbundes ist Goethes Idealgestalt und seine mächtig fortwirkende Persönlichkeit.

Das schönste Erbteil hat selbstverständlich von ihm die deutsche Dichtung empfangen. Nicht der Ruhm bei fremden Nationen, sondern der geistige Reichtum bei uns ist das Dankenswerte und wahrhaft Köstliche. Auf Goethes Pfaden und in seinem Gefolge sehen wir eine Schar von deutschen Dichtern einherziehen, welche, ohne die deutsche Art zu verleugnen, im Reichtum der Stoffe schwelgten, welche Heimat und Fremde bot, und die Kunstformen und Dichtungsarten aller Völker sich zu eigen machten.

Digitized by Google

Ohne dem Zwang einer Schule zu folgen oder auf eine bestimmte Richtung sich beschränken zu lassen, pflückten sie vom alten, ewig frischen Baume deutscher Poesie unvergängliche Blüten und verbanden romantische Fülle und Wärme mit der edelsten Harmonie klassischer Form.

Die deutsche Sprache dankt ihnen die Entwicklung zur höchsten Schönheit, und das deutsche Gemüt fand den innigsten Ausdruck der Empfindung durch sie. Rückert und Platen sind als die Größten unter ihnen zu nennen. Aber um sie her scharen sich viele, deren Namen immer mit Freuden bei uns genannt werden und unserm Volke unauslöschlich in das Gedächtnis geschrieben sind, — tief ernste, kräftig und wahr empfindende Männer wie Immermann, Chamisso und Mosen und andere, innig fröhliche Sänger, wie Eichendorff, Wilhelm Müller, Kopisch, Reinick und der fremdlandschwärmende und doch so treue, deutsche Gustav Freiligrath seien von diesen erwähnt.

Im Anschluß an die verklingende Romantik, wenn wir dem Gange der geschichtlichen Entwicklung folgen, tönt uns der durchaus gesunde und mannhaft frische und wahrhaftige Gesang des Joseph Karl Benedikt Freiherrn von Eichendorff (1788—1857) entgegen, eines katholischen Schlesiers, der anfangs den Dichternamen Florenz führte. Er wurde am 10. März 1788 auf dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor geboren und machte nach vollendeten juristischen Studien in Halle und Heidelberg im Lützowschen Jägerkorps die Feldzüge von 1813—1815 gegen Frankreich mit. Nach Beendigung des Krieges blieb er bis 1816 in Frankreich, wurde dann Referendar bei der Regierung in Breslau, 1821 Regierungsrat in Danzig, 1824 Regierungs- und Oberpräsidialrat in Königsberg, 1841 Geheimer Regierungsrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, schied 1843 aus dem Staatsdienste aus, lebte auf Lubowitz und starb am 26. November 1857 zu Neiße auf dem Gute seines Schwiegersohnes.

Seine liebenswürdige, unzerstörte Kindlichkeit und die süße Innigkeit seiner Gefühle machen ihn zu einem Menschen des Herzens, der, weniger um die Strömungen des Geistes bekümmert, sich der Natur in die Arme wirft, aus ihr den Geist der Liebe und Religion, alle hellen Freuden und dunkeln Gefühle des Lebens herausfühlt und das alles mit der natürlichen Sangeslust

Digitized by Google

eines Waldvogels in die Welt hinaustönen läßt. Der Kreis seiner Anschauungen ist nicht groß. Aber die Tiefe und Treue seiner Poesie geben ihr große Wirksamkeit. Mit wiederkehrenden Lieblingsklängen und Gestalten, mit den Mädchen am Fenster und in dämmernder Laube, mit den Landsknechten, Studenten, Komödianten, wandernden Musikern und Zigeunern, mit den einfachen Landschaftsbildern von schwülen Gewitternächten, taunassen Morgen, stillen Waldesgründen, rauschenden Bronnen, einsamen Schlössern, Marmorbildern und Palästen im Mondglanz, macht er immer wieder einen frischen Eindruck. Wer seine poetische Welt erst kennen gelernt hat, der kehrt aus dem Alltagstreiben immer wieder und herzlich gern zu ihr zurück. Der schönste Ausdruck seines liebenswürdigen Wesens sind seine Lieder, die in ihrer duftigen, melodischen Art einzigartig dastehen. Es lebt in ihnen bei anspruchsloser Einfachheit eine so anziehende Wahrheit des Gefühls, eine solche Innigkeit und Unschuld, oft mit heiterster Laune gepaart, daß es begreiflich ist, wie manche von ihnen zu weitverbreiteten Volksliedern wurden. Voran steht das schmerzenstiefe Lied vom „Zerbrochenen Ringlein“:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

Vor allem reizt ihn die Wanderlust und Waldeinsamkeit. Prächtig gelingen ihm Wander- und Waldlieder. Er weiß in ihnen die traute Heimlichkeit der nächtigen Natur und ihren sonnigen Lichtglanz bei Tage, die stille Feier des Morgens, wenn die Glocken zur Frühmette rufen, und den Frieden der Abenddämmerung trefflich zu schildern. Seine nächtlichen Mondscheinbilder haben etwas überaus Süßes, Träumerisches, Sehnsüchtiges und Duftiges. Wie lieb und heimlich klingt nicht das Lied „Die Nachtigallen“!

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht.
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald übers Gras.

Digitized by Google

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut.
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedler sein Glöcklein,
Sie höret es nicht.
Es fallen ihr die Löcklein
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedecket.
Da träumt sie von mir.

Auch das „Sehnsucht" überschriebene Lied ist recht charakteristisch für ihn und enthält die ganze Symbolik der Lyrik.

Es schienen so golden die Sterne.
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte.
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang.
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Auch das „Sängerleben" giebt ihm Stoff zu vielen Liedern. Er widmet demselben einen ganzen Abschnitt (Sämtl. Werke. Bd. I, S. 291—356), und es sind würdige, männliche

Digitized by Google

Gesinnungen, die sich hier in zarter Sprache äußern, wie in „Dichterlos“:

Für alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn.
Für alle muß ich leiden,
Für alle muß ich blühn.
Und wenn die Blüten Früchte haben,
Da haben sie mich längst begraben.

Sehr gelungen in diesem Abschnitte ist das Lied „Trost“ („Es haben viel Dichter gesungen“), in dem er es zuversichtlich ausspricht, daß das Schöne in deutschen Landen seine Pfleger finden werde, solange die Welt steht, und dann das wahrhaft preiswürdige Gedicht „An die Dichter“, in welchem er diese im Anblick einer gnaden- und glaubenslosen Zeit auf ihren hohen Beruf hinweist und sie herzlich mahnt, Gott und der Wahrheit zu dienen. Da heißt es gegen Ende:

Vor Eitelkeit soll er vor allen
Streng hüten sein unschuldig Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O, laßt unedle Mühe fahren!
O klingelt, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad, so ihr erfahren.
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten;
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten.
Das andre ist erbämlich Ding.

Weniger ansprechend sind seine „Zeitlieder“, in denen der Patriotismus nicht stark und kühn genug auftritt. Sie sind auch ziemlich unbekannt geblieben. Umsomehr verdienen seine „Geistlichen Gedichte“ Beachtung. Denn sie sind der reine Ausdruck eines christlichen Dichtergemüts und legen in melodischer Form eine so kindlich-innige, treuherzige Frömmigkeit an den Tag, daß sie sich unmittelbar dem Herzen anschmiegen. So das Gedicht: „Das Gebet“, „Wen hat nicht einmal Angst befallen“ und das „Morgengebet“.

Digitized by Google

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen;
Ich schäm mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Über dies alles geht die Reihe von Liedern „Auf meines Kindes Tod" (S. 540—546), die wie Klänge aus der unsichtbaren Welt ertönen und wunderbar rührend und seelenvoll lauten. Außer Rückerts Kindertotenliedern haben wir in unserer ganzen Poesie keine schöneren Klänge echten, geheiligten Elternschmerzes.

5.

Freuden wollt ich dir bereiten.
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft,
Ging zur selben Stund ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen;
's war als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen.
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

6.

Ich führt' dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit,

Digitized by Google

Kein Laut ließ sich da spüren, —
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist nun; Lerchen singen
Im Blauen über mir.
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

8.

Von fern die Uhren schlagen;
Es ist schon tiefe Nacht.
Die Lampe brennt so düster;
Dein Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus.
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür.
Du hätt'st dich nur verirret,
Und kämst nun müd zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fand'st dich längst nach Haus.

9.

Dort ist so tiefer Schatten;
Du schläfst in guter Ruh.
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein.
Die Vöglein in den Zweigen
Die singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

Eichendorff gehörte zu unsern hervorragendsten Lyrikern, und seine „Gedichte" Berlin 1837. 9. Aufl. Leipzig 1875 haben sich als eine wahre Fundgrube für die Komposition erwiesen.

Weniger gelungen sind seine Romanzen. Bei ihnen zerfließt ihm leicht die Form, und es fehlt trotz ihrer Innigkeit oft an

Digitized by Google

plastischer Rundung und Reife des Ausdrucks. Zum Epiker hat Eichendorff keinen Beruf. Alles schwimmt im Nebelduft. Seine Gestalten und Persönlichkeiten werden nicht fertig. Er ist zu sehr Lyriker. Die Kraft auf diesem Gebiete wird seine Schwäche, wenn er andern Grund und Boden betritt. Für die Verschwommenheit der Erzählung und Darstellung entschädigen nur die eingestreuten, prachtvollen Lieder mit ihrer lebensvollen Färbung, die wie aus dem landschaftlichen Vordergrunde der Geschichten frisch herausgewachsen erscheinen.

Seine besten Geschichten sind: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „Dichter und ihre Gesellen“. In der ersteren entfaltet sich die wundersame Poesie eines heiteren und kindlichen Müßigganges und genußfröhlichen Traumlebens, das hier mit frischem, köstlichen Humor dargestellt wird. Auch ist diese Novelle reich an herrlichen Liedern. Das bekannte, frische Wanderlied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ gehört dieser Dichtung an. In seinen letzten Lebensjahren hat er außer zahlreichen dramatischen und epischen Dichtungen, die nur wenig Aufsehen gemacht haben, poetische Übersetzungen Calderonscher geistlicher Dramen, litterarhistorische Werke „Über die ethische und religiöse Bedeutung der romantischen Poesie“, „Über den deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“ ꝛc. herausgegeben. Ihm ist das Christentum allerdings ohne weiteres die katholische Kirche; doch zeigt sich seine Religiosität immer echt und innig ohne alle konfessionelle Härte und Beschränktheit.

Eichendorff hatte Einfluß auf jüngere Dichtertalente. Sein Freund, der Hamburger Leberecht Dreves, strebte nach dem Erbe Eichendorffscher Frömmigkeit, Naturfreude und Sprachmelodik. Als Schüler des dortigen Johanneums in religiöser Hinsicht ganz liberal gesinnt, flüchtete er später in den Schoß der katholischen Kirche und ward ein eifriger Bekämpfer des Protestantismus, wie er denn in seiner „Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg und Altona“ von dem Hamburger Staate die Rückgabe aller lutherischen Kirchen und alles Kirchenvermögens an die Katholiken verlangte. Seine Gedichte, deren erste Auflage von Eichendorff 1849 herausgegeben ward, enthalten manches Schöne, leiden aber unter konfessioneller Eng-

Digitized by Google

herzigkeit, die dem unbefangenen Leser, zumal dem Protestanten den Genuß versagt.

Größere Anerkennung als Dreves hat Wilhelm Müller (1794—1827) gefunden, ein Dessauer, der nach seinen philologischen und geschichtlichen Studien in Berlin an den Freiheitskriegen teilnahm, dann mehrere Jahre in Italien sich aufhielt und früh als Hofrat und herzoglicher Bibliothekar in seiner Vaterstadt starb. In ihm haben wir einen bedeutenden Dichter, der unter dem Einfluß, welchen die Volkspoesie, Goethe und Uhland auf ihn ausübten, sich doch durchaus eigentümlich entfaltete. Seine Naturlieder zeichnet wunderbare Frische, leichte, rasche Bewegung und musikalisches Leben aus. Ihre Liebenswürdigkeit, fröhliche Naivetät und sanfte Innigkeit spricht uns warm und herzlich an. Viele seiner Lieder, wie das bekannte „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" oder „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Pracht", leben unvergänglich fort. In den „Liedern des reisenden Waldhornisten" und seinen „Lyrischen Reisen" treten zwei besonders eigentümliche Richtungen hervor. Einmal liebt er es, alle Anschauungen und Eindrücke lyrisch auszugestalten, die er auf seinen Reisen und Wanderungen im Umgang mit der Natur empfing, und zugleich ist es charakteristisch an ihm, daß er sich in fremde Persönlichkeiten und zwar vorzüglich in die Art jener Stände versetzt, die mit der freien Natur verkehren, wie der muntere Jäger, der lustige Postillon, der Musikant, der Schiffer, der Müller, und aus dieser frisch erfaßten Hülle heraus singt. Wundersam weiß er den volkstümlichen Charakter der verschiedensten Länder festzuhalten. Das beweisen vorzüglich seine Lieder aus Italien und von der Insel Rügen. Gedichte wie die „Bräutigamswahl" und die „Braut", zwei der ausgezeichnetsten unter den letzteren, sind meisterhafte Lebensbilder des deutschen Nordens und haben ganz den Ton der echten Volksballade, so daß man an ihrem modernen Ursprung kaum glauben möchte. Als die gelungenste Leistung könnte man seinen „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden" bezeichnen. Darin findet sich das Lied „Kinderlust" („Nun feget aus den alten Staub und macht die Laube blank") und „Frühlingsmahl" mit seiner kindlich-seligen Aufschau zu Gott, dem reichen Wirte, und das ermunternde frische „Morgenlied", wo der junge Morgenwind mit den grünen

Digitized by Google

Zweigen ans Fenster schlägt, um den Menschen hinauszurufen in das lichte, helle Reich des Frühlings. Es jauchzt und jubelt, es singt und klingt in diesen Liedern so frisch und frei, wie die Lerche unter dem blauen, wolkenlosen Himmel. Man wird unwillkürlich zum Mitsingen und Mitjubeln fortgerissen. Nicht anders ergeht es aber auch bei jenen Liedern, denen erdachte und angenommene Situationen zu Grunde liegen. Man vergißt das Überlegte und findet sich selbst in der Gestalt wieder, in die der Dichter sich verkappt hat. Das gilt vornehmlich von den „Müllerliedern", welche durch Schuberts Komposition eine schöne Unsterblichkeit erlangt haben. Wenn es erklingt:

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern u. s. w.,

wie wird da unmittelbar die Wanderlust angeregt durch die anschaulichen Bilder von dem nimmerrastenden Wasser, von den Rädern, die nie stille stehen, und den Mühlsteinen, die beständig den muntern Reihen tanzen! Welch ein freudiger Jubel tönt aus den Liedern: „Bächlein, laß dein Rauschen sein" und „Ich hört' ein Bächlein rauschen" und welch eine süße Liebesklage aus den Worten, man muß zugleich sagen, aus den Tönen: „Ihr Blümlein alle, die sie mir gab" und „Gute Ruh, gute Ruh, thu die Äuglein zu". Neben einer Lyrik voll jugendlicher Heiterkeit, liebenswürdiger Schalkheit, Herzensgüte und kindlicher Naivetät und Zartheit zeigt sich in seinen „Griechenliedern" kräftiger Ernst und schwungvolle Begeisterung in einer gehobenen, oft feierlichen Diktion. Diese Lieder, die Wilhelm Müller während des Kampfes der Griechen um ihre Freiheit aus der tiefsten Teilnahme für dies schuldvoll unglückliche Volk sang, machten ihrer Zeit hohes Aufsehen und sind noch jetzt des Gedächtnisses würdig. Wenn das politische Urteil jetzt noch weniger als damals zutrifft, künstlerisch angesehen sind sie vortrefflich. Das gilt auch von dem erhabenen christlichen Element, das sie enthalten. Ich erinnere nur an „Die Könige und der König":

Die auf der Erde Thronen mit Schwert und Scepter stehn,
Sie winken: „Fort von dannen!" sobald sie uns ersehn.
Sie wollen uns verschließen die Häfen und das Land;
Sie wollen uns verschließen Ohr, Auge, Herz und Hand.

Digitized by Google

Der auf des Himmels Throne mit Kreuz und Palme steht,
Er ruft und winkt: „Mir nahet, die ihr in Thränen geht!
Zu mir kommt, ihr Betrübten! Ich bin an Troste reich.
Ich habe Ohren, Augen, hab' Wunden auch für euch."
Heil uns, wir schauen fürder nicht mehr nach Nord und West;
Ob uns in West und Norden die Christenheit verläßt,
Christus will bei uns bleiben, und Christus ist uns nah,
Er winkt, und seine Heere sind schon zum Siege da. — —
Dahin laßt uns dann richten Herz, Auge, Mund und Hand.
Dahin sei unser Jammer und unser Dank gesandt. —

Auch als geschmackvollen Kritiker und Sammler, als lebendigen Volks- und Sittenschilderer hat Müller sich bewährt. Seine bleibende Bedeutung liegt in seiner lyrischen Kraft, in seiner liebreizenden Dichtungs- und Darstellungsgabe. Hierdurch ist er wie Eichendorff, einer der Hauptträger deutscher Gemütsinnigkeit geworden. Man darf mit Recht behaupten, ein Vaterland, das so innige Dichternaturen hervorbringt, mit so echt germanischer Wanderlust und Waldliebe, mit so lieblicher Frömmigkeit und so kindlichem Humor, ist der herzlichsten Liebe wert.

Höher und größer allerdings erscheint die deutsche Poesie in den Dichtungen eines Friedrich Rückert (1789—1866), des späten Zeitgenossen und in gewissem Sinne unmittelbaren Nachfolgers Goethes. Über sein Leben sind wir erst neuerdings durch die Biographie von Dr. C. Beyer 1868 und durch Mitteilungen seines leider auch schon verstorbenen Sohnes, des Historikers Heinrich Rückert, näher unterrichtet worden. Er ward zu Schweinfurt am 16. Mai 1789 geboren, wollte in Jena Jura studieren; doch Sprachstudien und Poesie lockten ihn auf andere Bahnen. Sein Wunsch, an den Kriegen gegen Napoleon als Kämpfer teilzunehmen, ward ihm durch Kränklichkeit und das darauf begründete Widerstreben seiner Eltern versagt. Lange mußte er sich vergebens um ein Amt bemühen; erst im vierzigsten Lebensjahre ward er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, und konnte endlich die geliebte Braut heimführen. Später lebte er auf Einladung Friedrich Wilhelms IV. in Berlin als Professor und Geheimer Regierungsrat, aber nach den Unruhen des tollen Jahres 1848 zog er sich auf sein friedliches Gütchen Neuseß bei Koburg zurück, wo er am 31. Januar 1866 gestorben ist. Er spricht sich über diese Entwicklung seines Lebens in dem Gedichte „Führung", geschrieben im vierzigsten Lebensjahre, auf eine Weise aus, die nach Form und Inhalt höchst charakteristisch ist.

Digitized by Google

Dich, Israel, hat in der Wüsten Jehova wunderbar geführt;
Er hat dich zum Verheißungslande durch Irren vierzig Jahr geführt.
Er hat dich wollen altern lassen, damit verjüngt du ziehest ein;
Er hat, da unterwegs du starbest, dich heim als neue Schar geführt.
Er hat dich wollen dursten lassen, um dir den Quell aus Felsgestein
Zu schlagen; er hat tags in Donner dich, nachts in Blitzen klar geführt.
Er hat dich lassen irre gehen, damit du kämst aus rechte Ziel;
Er hat dich langsam, seltsam, aber er hat dich immerdar geführt.
Und als du zum verheiß'nen Lande nun hingelangt warst, riefest du:
Er hat mich wunderbar geleitet, doch mich zurecht fürwahr geführt!
So rufet Freimund, den durch Wüsten der Herr im Donner und im Blitz
Durch Läuterungsfeuer hin zum Lichte, zum Liebeshochaltar geführt.
So rufet Freimund auch am Ziele, wo sich die Irren aufgelöst:
Er hat fürwahr mich recht geleitet; er hat mich wunderbar geführt!

Friedrich Rückert, der zuerst unter dem Namen Freimund Raimar auftrat, ist eine einzige Erscheinung in unserer Litteratur, ja in der Litteratur aller Völker. Kein anderer Dichter hat einen größeren und tieferen Gedankenreichtum in einer reicheren Fülle der Formen offenbart. Er hat nicht bloß die poetische Sprache erweitert und zur höchsten Vollkommenheit gebracht; er hat — ein großer Entdecker in der Welt der Poesie — die Grenzen der Anschauung erweitert und unbekannte Gebiete erschlossen. Es ist schwer, ihn zu charakterisieren, da seiner wuchernden Schöpferkraft die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Formen entspricht. Ihm ist die Sprache der Poesie, die andern erst wie eine ausländische allmählich sich erschließt, eine angeborene Muttersprache. Unter seinen Händen wird alles zum Gedicht, und er kann sich alles nur aneignen in poetischer Form. Man sollte meinen, er könne nur in Versen denken. Er übt über Ausdruck, Gestaltung, Rhythmus und Reim, über die ganze Erscheinung der Poesie eine unfehlbare Herrschergewalt aus. Was nur immer zum Kleide des dichterischen Gedankens gehört und von andern für diesen gesucht wird, das wächst bei ihm ungesucht, ja oft fast zu üppig, neben dem Gedanken hervor und gestaltet sich mit natürlicher Anmut, Leichtigkeit und Zierlichkeit als eine staunenswerte Kunst. Er hat einen so großen Reichtum an Formen, daß er, gleich einem überreichen Manne, in der Besorgnis, seinen Besitz nicht verbrauchen zu können, höchst verschwenderisch wirtschaftet und die Gedanken entweder mit Formen überladet oder Formen ohne bedeutsamen Inhalt massenhaft hinauswirft. Seinen unerschöpflichen Quell poetischer Gedanken überschwemmt immer noch

Digitized by Google

die Flut der Bilder, Gleichnisse und Redeblüten, indem er die volle Schmiegsamkeit und Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache in einem solchen Grade zeigt, daß, wenn einer ihre hohe Stellung unter den modernen Sprachen darthun wollte, er eigentlich nur auf Rückert hinzuweisen brauchte.

Manche Leser wollen ihm die eigentliche Seele der Poesie, das Gemüt, nur im geringen Grade zugestehen. Und freilich giebt es Gedichte von ihm, in denen er der Form zu viel opfert, durch förmliches Radebrechen der Sprache, durch ungeheuerliche Wortbildungen, Gewaltreime und Spielereien belästigt, durch behagliche Länge oder bänkelsängerhaften Ton den Eindruck beeinträchtigt. Aber das sind doch nur humoristisch gefärbte, kleine Ausschreitungen. Denkt man sich in die große, ernste Fülle seiner Dichtungen voll Vaterlandsliebe, Gottesfurcht und geheiligter Minne, so überkommt eine Ehrfurcht und Liebe zu diesem Dichter das Herz, wie man sie kaum bei einem andern empfindet. Wird bei ihm zuweilen Gemüt und Schönheitskultus von Phantasie und Geisteshoheit überflügelt, so leuchtet unbestritten jener erste Preis der Dichtergröße nämlich die sittliche Unschuld seiner Poesie und die Reinheit seiner Gesinnung. „Ihn kann man nennen, wenn es sich fragt: ob die Freiheit, Kindlichkeit, Allseitigkeit der Poesie sich mit der Schonung und Heilighaltung des sittlichen Gefühls vereinigen lasse.“ Auf ihn soll man hinweisen, wenn ein Dichter gesucht wird, der der ursprünglich deutschen Zucht treu geblieben und durch alle Zerrissenheit und Selbstironie unsrer Zeit hindurch die den Deutschen ureigene Klarheit des Geistes und Gesundheit des Herzens bewahrt hat.

Andere, die seine eigentümliche Dichter-Mission nicht recht erkannt haben, tadeln es, daß sein Talent viel unmittelbarer auf die erhabene Herrschaft der Idee, als auf die schöne Harmonie des Wesens und der Erscheinung angewiesen sei. Das darf nur teilweis gelten, denn wenn auch im ganzen Tiefsinn und Adel der Gedanken, weniger Anmut und Zartheit des Gefühls bei ihm herrschen, so hat er doch gerade in einzelnen bedeutenden Dichtungen auch die zarte, anmutende Schönheit des Gefühls dargethan und sich als ein ebenso großer Lyriker wie Didaktiker erwiesen. In der Lehrpoesie hat er das Größte erreicht. Welcher Dichtermund ist so der tiefsten Weisheit voll und weiß sie mit so großartiger, leidenschaftsloser Ruhe vorzutragen? Welcher Dichter hat

Digitized by Google

in seiner Beschaulichkeit alle menschlichen Angelegenheiten von diesem höchsten Standpunkte aus beleuchtet? Das ist an Rückert so groß, daß er ein Dichter und Prophet in einer Person ist, — in dieser Beziehung ist er eine unvergleichliche Erscheinung der modernen Welt! Er erinnert von ferne an Herder, aber er überragt ihn, indem dieser doch keine unmittelbar schaffende Dichternatur war.

Das Erbe Herders ist ihm insofern zu teil geworden, als er die von jenem eingeleitete, universelle Richtung der deutschen Poesie, nach Goethes Weissagung: „die Tendenz einer Weltlitteratur", auf ihren Höhepunkt geführt hat. Für Rückert ist die Poesie in allen ihren Zungen nur eine Sprache. Seinem Lieblingsgedanken gemäß, daß in der Weltpoesie die Weltversöhnung, die Verbindung der Nationen untereinander zu einer großen Familie Gottes gegeben sei, hat er die poetischen Stimmen aller Völker und Zonen belauscht, um sie in seinen Gedichten wiederklingen zu lassen. So ist er ein Weltpoet und nicht allein ein Völkerprophet, sondern in seinem Streben, vermittelst der Poesie das Gefühl einer unermeßlichen, alle umfassenden Gemeinschaft in jede Menschenbrust zu pflanzen, auch von einem schönen, priesterlichen Berufe durchdrungen.

Rückerts Dichtungen haben das Eigene, daß ihre volle Wirkung sich erst dann ergiebt, wenn sie im Zusammenhang genossen werden. Denn bei keinem andern Dichter erscheinen die einzelnen Produktionen so sehr als Bruchstücke eines umfassenden Ganzen, durch welches und in welchem sie erst ihre rechte Bedeutung erhalten. Sie sind alle nur Ausstrahlungen des innersten, einigen, geschlossenen, poetischen Lebenskernes.

Wenn wir Rückert nach den zwei Beziehungen betrachten, daß er einmal die poetische Welt der Gedanken und Anschauungen erweiterte, und daß er andrerseits die poetische Form zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht habe, so sei zuerst der Reichtum seiner Stoffe erwähnt. Man bleibt vor dieser Fülle und Vielseitigkeit schier ratlos stehen.

Rückerts früheste Gedichte fallen in die Zeit der Befreiungskriege. Freiheit und Liebe zum Vaterlande stimmten zuerst die Saiten seiner Leier. In jene Zeit gehören seine „Geharnischten Sonette", seine aristophanisch gehaltene, politische Komödie „Napoleon" und seine „Zeitgedichte". Daß diese Dich-

Digitized by Google

tungen verhältnismäßig unbemerkt vorübergingen, während viel Wertloseres mächtig in die Zeit eingriff, lag wohl mehr an ihrem späten Erscheinen, als an Verkennung seitens unseres Volkes. Immerhin erregten die „Geharnischten Sonette" großes Aufsehen. Schon das übertraf an diesen alle bisherigen Erwartungen, daß hier der Dichter das Sonett, das seit Petrarca ganz andere Kreise der Empfindung beschrieben hatte, mit so großem Nachdruck und Geschick als Kunstform politischer Begeisterung gebraucht und zugleich gezeigt hatte, was sich aus dieser Form machen lasse, wenn wahrhaftige Dichterkraft darangehe. Noch mehr aber mußte man staunen, wie kühn und gewaltig die Begeisterung für Deutschlands Erhebung in diesen Poesien hervorbrach, in welchen die knirschende Wut des Unterdrückten, der edle Zorn des sich Erhebenden mit dem Hohn und Spott des Kämpfenden und Siegenden um die Palme ringen. Solche zündende Glut hatte man dem Sonette nicht zugetraut; und wahrlich wer sie auch jetzt zum ersten Male liest, muß erstaunen über diese Verse, in denen Rückert sich selbst als künftigem Helden der poetischen Form das Prognostikon stellte:

Was schmied'st du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten."
Ach in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja für den Feind die Saat, für dich die Ketten!

Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen!
Was strickst du Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Auch in seinen Zeitgedichten, in denen er die Schmach und die Ehre des Vaterlandes singt, findet Rückert noch heute die nachhaltigste Wirkung. Sie haben so viel Frische und Natürlichkeit und treffen so sehr den gesunden Volkston, daß sie weit über Körners und anderer Sangesgenossen Lieder stehen. Vor allem denke ich dabei an das elegische Gedicht „Die Gräber

Digitized by Google

zu Ottensen", an den „Brauttanz der Stadt Paris", die „Blücherlieder", an die meisterhafte, volksliederartige Ballade „Barbarossa", wo er durch den Mund der Sage die künftige Wiedergeburt des deutschen Reichs und seiner Herrlichkeit ausspricht, und das schöne, klare Lied „Magdeburg", das er zum Preise der Königin Luise sang. Wenn er hier Thatsachen und Personen der Kampf- und Siegeszeit besingt, so läßt er in andern seine mahnende und aufrufende Rettungsstimme erschallen. So in den „Drei Gesellen", „Deutschlands Heldenleib" und „Deutschlands Feierkleid", durch welche die kraftvolle Überzeugung geht, daß die Macht Deutschlands in seiner Einheit liege. Er fordert die Deutschen aller Stämme auf, sich zu einer Gesamtheit zu verbinden, und andern Völkern zu zeigen, daß sie, wenn auch Preußen oder Östreicher, doch vor allem Deutsche seien. In allen diesen freudigen und zuversichtlichen Spott- und Jubelliedern tritt eine lebendige Gottesfurcht und Gotteserkenntnis an den Tag. In Napoleon erkennt er nur eine Gottesgeißel. Er ist ihm nichts anders als ein Reis, von einem bösen Stamme auf eines Eilands Grunde, aus bösem Schlamme hervorgewachsen, das Gott zur Rute band, um das feste Land zu züchtigen:

Ihr traget noch der Narben Spur,
Als ich die Geißel rührte;
Doch sahet ihr den Stecken nur,
Den Arm nicht, der ihn führte.
Sich selber hielt das dürre Holz
Für Gottes Arm in seinem Stolz.
Fast habt ihr's angebetet.

Jetzt ist das Aug' euch aufgethan.
Ihr seht den nackten Stecken
Und wendet euch von eurem Wahn
Zum wahren Gott der Schrecken.
So thu' ich mich des Steckens ab
Und werf' ins Meer den ehrnen Stab,
Daß ihr nicht mehr sollt bluten.

Doch merken will ich mir den Ort,
Wo ich ihn hingeleget,
Um ihn zurückzufordern dort
Vom Eiland, das ihn heget.
Ihr Völker, beugt euch zitternd stumm,
Daß ich, der Herr, nicht wiederum
Muß nach der Rute greifen.

Digitized by Google

Das ist ein anderer Ton, als Heines undeutsche Napoleonvergötterung und Gaudys Kaiserlieder, in welchen das dürre Holz der Gottesrute nicht nur fast, sondern thatsächlich angebetet wird.

Als es Friede wurde, versenkte sich Rückert in die stille Welt der Natur und des Gemüts. Ein fröhlicher Wandersinn brachte ihn in unmittelbare Berührung mit Wald und Flur. Gern flüchtet er sich in die Stille der Frühlingswelt und schaut überall die tiefere Bedeutung des Naturlebens für das Dichterherz in seinen geheimsten Regungen. Sein herrliches „Frühlingslied" besingt in hymnenartiger Begeisterung die vom Lenzhauch geweckte Lebensfülle. In der „Sterbenden Blume" löst sich der wehmütige Schmerz über die Vergänglichkeit des Irdischen in das versöhnende Gefühl der Allgegenwart Gottes auf. Sein liebliches „Abendlied" läßt uns an der stillen Feier der Schöpfung teilnehmen und ein himmlisches Heimweh empfinden. Rückert versteht die stumme Sprache der Natur zu deuten. Freilich neigte er, vielleicht durch Goethes „Westöstlichen Divan" angeregt, in seinen Naturdichtungen mitunter zu dem poetischen Pantheismus der orientalischen Weltanschauung. Aber bei aller Natur- und Himmelstrunkenheit behält er stets den inneren, festen Halt, um nicht mystisch zu verschwimmen. So sehr er sich der Natur hingiebt und weiß, daß sie zunächst um ihrer selbst willen da sei, wie er das in dem Gedicht „Schmuck der Mutter" schön ausspricht, so ist sie ihm doch nicht das Höchste, sondern nur ein Spiegelbild und Gleichnis des Höchsten. Das Höchste ist und bleibt ihm die Liebe, die alles Leben hervorgerufen hat, die mit seligem Behagen die ganze Schöpfung füllt, die in seliger Eintracht Gott und Menschen versöhnt. Darum singt er:

Es rem mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt' und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern;
Die Liebe ist des Lebens Kern.
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Ein Zeugnis für die wahrhafte und echt fromme Gesinnung des Dichters ist das Sonett von der Liebe Gottes, mit welchem er eine ganze Reihe solcher Naturlieder schließt:

Digitized by Google

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief auf azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde,
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnisvolle Schrift aus Gottes Munde.
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge dort in tausend Zügen
Nichts, als nur eine große Hieroglyphe.

Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß kein Verstand kann der Auslegung g'nügen.

Auch auf dem engbegrenzten Gebiete der Persönlichkeit bleibt ihm Liebe ein Abglanz des Göttlichen. Durch der Geliebten Blick ist ihm das Weltenrätsel gelöst; durch „ihr goldenes Haar, ihrer Augen Sonnenpaar mit goldnem Brande" wird er sich bewußt, daß das goldene Zeitalter noch nicht entschwunden, daß es vielmehr ewig neu und jung sei. Diese wahre Beseligung der Liebe folgt ihm in die engumfriedeten Räume süßer Häuslichkeit, in das traute Leben mit der Braut, dem Weibe und Kinde, diese kleine Welt der inneren und häuslichen Zustände mit ihren Strahlen durchglühend. Aus dieser Sphäre heraus erhebt sich eine Reihe von Gedichten, die zu den schönsten gehören, die die deutsche Lyrik aufzuweisen hat: Der „Liebesfrühling".

Eine späte, glückliche Liebe hatte den Dichter zu diesen Liedern begeistert, die zugleich den Höhepunkt seiner poetischen Kraft und Fülle bezeichnen. Mit Wahrheit und Innigkeit und staunenswertem Reichtum behandelt er das schlichte Thema der Braut-, Gatten- und Vaterliebe. Immer neue Erscheinungen, immer neue kleine Freuden entdeckt er in diesem stillen Liebesleben und läßt die Thatsachen des alltäglichen Lebens von dem Frühlingsodem der Liebe durchwehen. Ein Schatz deutscher Sinnigkeit und deutscher Zucht leuchtet aus diesen Liedern. An ihnen bewährt sich jenes Fürstenwort: „Wir haben in deutschen Landen noch ein Kleinod vor den Italienern, Franzosen und Spaniern voraus, nämlich den göttlichen und heiligen Ehestand, der in unsern Landen viel höher und christlicher gehalten wird, denn bei ihnen." Von Cha-

Digitized by Google

missos „Frauen-Liebe und -Leben“, und von Rückerts „Liebesfrühling“ darf man sagen: Jede deutsche Frau und Jungfrau müßte sie kennen und ihre Liebesblüten daraus lesen.

In den fünf Sträußen des „Liebesfrühlings“ stellt uns der Dichter die ganze Geschichte seiner glücklichen Liebe dar mit ihren kleinen und doch so reichen Freuden, mit ihren süßen Scherzen und ihrem heiligen Ernste, vom ersten Augenblick des seligen Findens an bis zur Vermählung.

Im ersten Strauße sehen wir das Verlöbnis geschlossen. Wir stehen im Anfangs-Stadium der Liebe. Die beiden Liebenden wissen ihr Glück noch nicht zu fassen. Sie sind noch von seligem Erstaunen befangen über die ungeahnte Wonne und das neue Leben, das sich ihnen erschlossen hat. Die Geliebte fühlt, daß alle frühere Wonne nur ein Schatten sei gegen die, die sich jetzt in ihrem Herzen entfalte. Ihr ist die Welt in dem Freunde schöner aufgegangen. In ihm, als ihrem bessern Ich, fühlt sie sich verklärt und über sich erhoben:

Du meine Seele, du mein Herz!
Du meine Wonn', o du mein Schmerz!
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert;
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bess'res Ich.

Der Dichter dagegen findet in allem, in der Rose, dem Meer und der Sonne seiner Geliebten Bild. In ihrem Blick ist ihm das Rätsel seines Daseins gelöst. Durch sie, bekennt er, seien alle seine Dichterträume erst wahr geworden. Umsomehr erscheint es ihm als ein Lohn, daß der Himmel ihn als Wanderer in ihr Haus geführt und in ihr sein Reiseziel und sein Herzgespiel habe finden lassen.

Dann staunt die Geliebte wieder über die tiefe Fülle ungeahnter Lust, die in ihr erwacht ist. Sie fühlt, daß die Liebe nun über sie herrsche, so daß ihr nichts anderes übrig bleibe, als sich ihr zu ergeben. Sie fühlt, daß sie sich losreißen müsse von

Digitized by Google

dem mütterlichen Stamme, und daß ihr in dem Geliebten ihr künftiges Schicksal, entweder ewiges Leid oder ewiges Glück, gegeben sei. Darum will sie denn auch, was sie schon nicht anders kann, ihn unverlierbar besitzen.

Da ich dich einmal gefunden,
Kann ich dich nicht mehr verlieren.
Da du mich einmal umwunden,
Mußt als Kranz mich ewig zieren.
Doch nicht ahnte mein Verlangen,
Eh' dich mir der Himmel gab.
Da ich dich von ihm empfangen,
Nimmt dich keine Welt mir ab.

Im zweiten Strauße sehen wir den Dichter noch im Hause der Braut, aber schon steht die erste Trennung bevor. Die Geliebte hat ihm ganz ihr Herz erschlossen und in einen Himmel der reinsten Gefühle schauen lassen. Darum will er denn auch alles andre lassen und die Liebe nur singen, die ihn wie mit Naturnotwendigkeit beherrscht.

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß.
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann.
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß.
Ich liebe dich durch einen Zauberbann.
Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch.
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein.
Dich lieb' ich, weil du bist mein Lebenshauch.
Dich lieb' ich, weil dich lieben ist mein Sein!

Dann bittet der Dichter Gott, daß er ihm dies Gefühl der Liebe wolkenfrei erhalten möge, damit ihm in jedem Augenblick sein Glück gegenwärtig sei. Sie preist ihn glücklich, daß es sein Beruf sei, die Braut in Liedern zu schmücken und zugleich die ganze Welt damit zu ergötzen. Er darf Gott danken für die Dichtergabe, weil er durch sie die Geliebte erfreut.

Nun tritt die Mutter der Braut mit auf. Als die Glücklichen streiten, ob sie sein oder er ihr Kind sei, schlichtet sie den Streit durch den Ausspruch, sie seien alle beide durch die Liebe zu Kindern geworden. Auch bedeutet die Braut ihre Mutter, sie möge nicht glauben, daß ihre Kindesliebe geringer geworden. Nein, seit sie den Geliebten habe, liebe sie die Mutter erst ganz, weil sie ihr ein Dasein verliehen habe, das durch ihn so herrlich geworden sei. So singt der Dichter noch von mancherlei Vor-

Digitized by Google

fallen, an die sich liebliche Gespräche unter den beiden Liebenden geknüpft haben, und läßt uns einen Blick thun in den süßen Verkehr mit der Braut und in das Leben des bräutlichen Hauses, in welchem das Fest des Abschiedes allerlei Gäste zusammengeführt hat. Die Trennung vom Bräutigam steht bevor. Aber die Braut ist gefaßt. Sie will gern die Äußerungen seiner Zärtlichkeit entbehren, wenn sie nur weiß, daß er ihr angehört.

Liebster, nur dich sehn, dich hören,
Und dir schweigend angehören;
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Herzen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen:
Dieses alles kann ich lassen.
Nur nicht das Gefühl vermissen,
Mein dich und mich dein zu wissen!

Der Dichter erwidert ihr darauf, daß seine Liebe kein Rausch sei, keine wilde, schwärmende Sinnesübermeisterung, sondern eine milde, wärmende, anhaltende Begeisterung, und beruhigt schließt sie:

Jetzo kann ich in die Ferne,
Ruhig, Freund, dich ziehen sehn,
Und du bleibst gleich einem Sterne
Fest an meinem Himmel stehn.

Im dritten Strauße sehen wir den Geliebten von dannen ziehen. Er trennt sich zum ersten Male von der Braut. Aber wie schmerzlich es ihr auch ist, sie fühlt doch eine heitere Ruhe. Denn als er zum erstenmal bei Sturm und Regen gekommen, habe ihm gleich ihr Herz entgegen geschlagen und ihrer beider Herzen hätten sich gefunden; nun bleibe er ihr auch auf allen Wegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen.
Nun ist entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter;
Ich seh es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

Nun singt der Dichter von seiner Wanderung. Er wundert sich, wie die Natur sich ihm jetzt ganz anders darstellt, seitdem die Liebe sein Auge erhellt hat. Unterwegs träumt er sich zurück in das Haus der Braut, sieht sie im Geiste des Gartens und

Digitized by Google

des Hauses warten und sendet ihr Grüße aus der Ferne, deren keinen ihr der Ostwind entwenden solle. Sie möge nur gleicherweise auch ihr Sehnen in die Lüfte hauchen. Auch er werde es dann noch in der Ferne vernehmen:

Schwör' es, ich hör' es,
Daß du mir gut bist.
Hör' es, ich schwör' es,
Daß du mein Blut bist.

Dein war und bleib ich,
Dein bin und bleib ich.
Schon einmal schrieb ich's;
Noch vielmal schreib ich's.

Und weil der Dichter sich freut, daß er doch noch brieflich mit der Geliebten verkehren kann, so preist er den, der die Schriftzeichen erfand und es möglich machte, daß der Liebe leises Kosen durch des Meeres Gebraus und den Lärm der Städte seinen Gang gehe.

Endlich ist er wieder zur Braut heimgekehrt, und in der Freude des Wiedersehens schüttet sie all ihr Leid und ihre Sehnsucht gegen ihn aus, das sie in seiner Abwesenheit empfunden. Aber alsbald erzählt sie auch scherzend, was indes sich im Hause zugetragen. Beider Liebe ist durch die Trennung noch mehr geheiligt. Gott selber ist nun der dritte in ihrem Bunde geworden, und darum stört sie auch die Liebe nicht im Gebet und in der Fürbitte, die das eine für das andere thut.

Ich bin mit meiner Liebe
Vor Gott gestanden.
Ich stellte diese Triebe
Zu seinen Handen.

Ich bin von diesen Trieben
Nun unbetreten:
Ich kann dich, Liebster, lieben
Zugleich und beten.

Bei so geheiligter Liebe brauchen sie denn auch nicht zu zagen, auf ewig sich zu verbinden. Aber vorher betet noch der Dichter zu dem, der aller Lebensführungen Herr ist:

Herr, der du alles wohlgemacht,
Ich will nichts, was nicht du willst schenken.
Du machst es nicht, wie wir's gedacht.
Du machst es besser, als wir's denken.

Digitized by Google

Mich geb' ich hier in deine Hand,
Daß du mich meiner Liebsten gebest.
Du hast geschlungen dieses Band;
O daß du's immer fester webest.

O ziehe nicht die Hand zurück,
Die du zum Heil mir ausgestrecket!
Du leitest mich zu meinem Glück.
Gieb, daß dazu kein Weg mich schrecket.

Soll ich mit ihr auf Rosen gehn?
Den Dornenpfad? — Ich geh' in Frieden.
Und sollen wir getrennt hier stehn,
Laß uns im Himmel ungeschieden.

Nun wird der Bund auf immer geschlossen. In welchem Sinne und mit welcher Zuversicht, zeigt das Schlußwort des ersten Straußes:

Hier in diesen erdbeklomm'nen
Lüften, wo die Wehmut taut,
Hab ich dir den unvollkomm'nen
Kranz geflochten, Schwester Braut.
Wenn uns droben aufgenomm'nen
Gottes Sonn' entgegenschaut,
Wird die Liebe den vollkomm'nen
Kranz uns flechten, Schwester Braut.

Welch ein Glück ihnen durch diese in Gott geschlossene Verbindung geworden ist, zeigt nicht nur das Schlußlied, wo es heißt:

„O daß zwei Herzen dürften lieben ewig.
Wie sie sich fanden, so sich lieben ewig!"

sondern noch mehr „Der Nachtrag zum Liebesfrühling" und die beiden lieblichen Gedichte, die Rückert als Greis zur Feier seiner silbernen Hochzeit im Jahre 1846 schrieb.

Eine Vorläuferin zum Liebesfrühling ist die liebliche Dorfidylle „Amaryllis". In diesem Cyklus von siebenzig meisterhaft gebauten Sonetten, in denen er eine weniger ernsthafte Liebe zu einem Landmädchen besingt, zeigt sich dieselbe naive Behandlungsweise des großen Themas. Hier entwickelt sich schon jene feine Kleinmalerei der Gefühle und häuslichen Scenen, und die Zugabe lyrischer Strophen, die der reizenden Dichtung angehängt ist, weist schon in der Form auf den spätern Liebesfrühling hin.

Digitized by Google

Seinen poetischen Gestaltungsstoff für gelegentliche Eindrücke seiner Wanderungen zeigt die Elegie „Rodach“ als eins der zierlichsten und gemütlichsten Stücke Rückertscher Poesie. Auch seine „Haus- und Jahreslieder“, die alle möglichen inneren und äußeren, ja die alltäglichsten Selbsterlebnisse des Dichters abspiegeln und poetisch verklären, lassen den allezeit reich sprudelnden Born seiner Dichtung bewundern. Seine „Kindertotenlieder“ haben wir als köstlichstes Vermächtnis aus dem Nachlaß des Dichters erst im Jahre 1872 erhalten. Diese Lieder, mehr als vierhundert an der Zahl, sind Perlen deutscher Poesie und den kleinen Goetheschen Gedichten wohl an die Seite zu setzen. Sie sind zugleich ein leuchtendes Zeichen von der tröstenden und erhebenden Macht des christlichen Glaubens an Gott und Unsterblichkeit über das Gemüt eines edlen, gebildeten Menschen. Der Tod zweier heißgeliebter Kinder im Jahre 1833—1834 hat den Dichter tief betrübt, aber über niedere Trostlosigkeit hinausgehoben und zu einem Verkündiger festen Christenglaubens und freudiger Hoffnung gemacht, jedenfalls zum Trost und zur Erquickung für viele dankbare Elternherzen in Deutschland. Als Motto könnte etwa der ganzen Sammlung vorgesetzt werden das Liedchen S. 8.

So kurz war euer beider Leben.
Von euch ist wenig zu berichten
In Staats- und Welt- und Zeitgeschichten.
Es muß, euch irgend zu erheben,
Der Leichenstein, sowie daneben
Der Leichenprediger verzichten.
Und nur der Liebe könnt ihr geben
Stoff zu unendlichen Gedichten.

„Wen es befremdet, sagt ein trefflicher Beurteiler dieser Totenlieder,*) daß der Dichter in dieser Zeit des tiefsten Schmerzes eben dieses sein Leid im Liede ausdrücken konnte, der möge gerade unseres Rückert eigentümliche Art erwägen. Selten und unter Deutschlands Dichtern nur noch bei Goethe hat sich bei einem Menschen die Wirklichkeit des Lebens so umfassend und tief in die Poesie erhoben oder Poesie die Prosa des Irdischen ins

*) Professor R. F. Grau in einer ausgezeichneten Abhandlung über diese Kindertotenlieder in der Zeitschrift: Beweis des Glaubens. Bd. X. 1874. S. 499 f.

Digitized by Google

Ideale verklärt, als bei unserm Dichter. Er konnte gar nicht anders, als was sein Herz bewegte, in Versen aussprechen. „Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide," läßt Goethe seinen Dichter Tasso sagen."

Der Dichter klagt, daß Natur und Poesie dem Ernst und Jammer des Todes gegenüber machtlos seien, und wendet sich zu Gott allein:

Du kannst mich auch nicht trösten,
Natur, wie ich geglaubt.
Dir ist von Glut und Frösten
Selbst aller Trost geraubt.
Ich muß an andrer Quelle
Erst schöpfen andres Heil,
Eh mir in deiner Zelle
Wird wieder Ruh zu teil.

Ich selber muß verkünden
Dir deiner Rätsel Wort,
Darob in dunklen Gründen
Du sinnest fort und fort.
Dann jubeln wir und klagen
Um unser gleich Geschick,
Und können still es tragen
Verklärt von Gottes Blick.

Seiner Kinder Tod läßt ihn, der sich selbst drein ergeben könnte, ohne vor dem Tode zu beben, einem Tropfen gleich im Meere zu verschweben, aus pantheistischer Verschwommenheit nach dem persönlichen Gott als dem einzigen Helfer und Tröster rufen.

Eigene Persönlichkeit
Ließ ich ehr mir rauben,
Als, da ihr gestorben seid,
Nicht an die Unsterblichkeit
Meiner Toten glauben.

Die älteren Kinder haben auf die Kunde vom Tode der Schwester beharrlich geantwortet: „Sie ist nicht tot, es ist nicht wahr!" Sie sind bei der Bestätigung des Vaters, bei den Thränen der Mutter, am offnen Sarge, darin das Schwesterlein mit weißer Wang' im dunklen Haare lag, ja selbst am offnen Grabe dabei geblieben: „Sie ist nicht tot, es ist nicht wahr!" So soll es auch für den Vater gelten:

Digitized by Google

So bleibe sie mit euch im Bunde
Und werde schöner jedes Jahr,
Und werd' euch lieber jede Stunde!
Sie ist nicht tot, es ist nicht wahr.

Trostreiche Lebensgewißheit macht ihn zum Tröster der Gattin:

Darin ist ja Gottes Hand,
Daß, von diesem Weh geschlagen,
Kraft es zu ertragen
Deine Seele fand.
Ja darin ist Gottes Hand,
Daß in diesen Leidenstagen
Der Verzweiflung Zagen
Nicht dein Herz umwand.

Dreißig Jahre lang hat der Dichter diese Lieder verborgen gehalten. Wir freuen uns, daß er sie herausgegeben und damit dem deutschen Volke bezeugt hat, wie die Edelsten und Besten sich zu dem lebendigen Gott halten.

Rückerts poetische Welt ruht nicht allein im Vaterlande, in der Natur, in der durch die Liebe verklärten Häuslichkeit und Innerlichkeit, sondern sie dehnt sich über alle Zonen und Nationen der Erde aus und spiegelt das Leben der großen Völkerfamilie in zahllosen Bildern ab. Er ist in dem skandinavischen Norden, in Hellas, in Arabien, in Persien, Indien und China als Dichter zu Hause. Er heftet sich nicht, wie später Freiligrath, an die äußern Erscheinungen dieser Länder, mit packenden Schilderungen ihrer Berge, Ströme, Tiere, Pflanzen ꝛc., sondern er bringt uns von dort die Gedankenschätze mit, um unser Geistesleben zu bereichern. So ist er bei seinem Herzenszuge nach dem Orient, jener uralten Wiege menschlicher Weisheit, der größte Didaktiker der Deutschen und der Neuzeit geworden.

Schon in seinen Parabeln machte sich sein Bestreben kund, die Poesie in orientalischer Weise als Belehrungsmittel zu gebrauchen. Sehr bekannt ist jene treffliche Probe vom Menschenleben inmitten des Todes:

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kamel am Halfterband u. s. w.

Dasselbe zeigte er in seinen gnomischen Dichtungen, wie in den „Angereihten Perlen", den „Vierzeilen" und anderem Spruchartigen.

Digitized by Google

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Luft erft fagen,
Du fändeft gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Sei gut, und laß von dir die Menfchen Böfes fagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Schlage nur mit der Wünfchelrut'
An die Felfen der Herzen an.
Ein Schatz in jedem Bufen ruht,
Den ein Verftändiger heben kann.

Was man nicht kann haffen,
Und noch weniger laffen,
O Herz, da ift kein Mittel geblieben,
Als es von ganzer Seele zu lieben.

Klage nicht, daß dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen.
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meift dich nicht betroffen.

Was du Irdifches willft beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfftein wirft du finden im Gebet,
Ob dein Ird'fches vor dem Göttlichen befteht.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenfchmutz die Hand.
Sohn, die äuß're Reinlichkeit
Ift der innern Unterpfand.

Du haft zwei Ohren und einen Mund, —
Willft du's beklagen?
Gar vieles follft du hören und
Wenig drauf fagen.

Du haft zwei Augen und einen Mund, —
Mach dir's zu eigen.
Gar manches follft du fehen und
Manches verfchweigen.

Du haft zwei Hände und einen Mund, —
Lern' es ermeffen.
Zwei find da zur Arbeit und
Einer zum Effen.

Digitized by Google

Die Krone seiner didaktischen Poesien bleibt seine „Weisheit des Brahmanen", ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Der Dichter tritt hier im Gewande eines beschaulichen indischen Weisen auf und spricht, meist in einzelnen Gnomen, Parabeln oder Erzählungen, seine Ansichten über Gott und Welt, über das Menschenherz, über die Verhältnisse des Lebens und Fragen der Zeit in morgenländischer Form, aber mit deutscher Tiefe aus. Es ist ein Meisterwerk. Wenn auch manche, fast kindische Wortspielerei und Spuren von quietistischem Pantheismus den Leser befremden, so geben doch die tiefsinnige Klarheit, das ergreifende Gefühl, die Erhabenheit der Bilder und der Reichtum an Lebenserfahrung einen siegreichen Triumph des hohen Dichtergeistes. In den kleinen Proben spiegelt sich der weite, tiefblaue Himmel der Weisheit.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen.
Sie können nachtverirrt die Heimat nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.
Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.
Die Felsen blieben stumm; die Bäume sagten nichts.
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
Zur Heimat deuten sie. Wohl dem, der traut den Sternen.
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Unglücklich ist nicht, wer der Erde Glück verlor
Und Himmlisches dafür im Glauben sich erkor.
Unglücklich auch nicht, wer zufrieden sich behagt
An dieser Welt und nicht nach einer andern fragt.
Unglücklich ist nur, wer die Lust sich sieht geraubt
Am Irdischen und nicht an Überird'sches glaubt.

Dein Auge kann die Welt trüb oder hell dir machen.
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen.
Dein äußeres Auge kannst du schärfen selbst und üben.
O hüte dich vielmehr, dein inneres zu trüben!
Wenn rein dein inn'res schaut, das äuß're mag erblinden;
Du wirst das helle Bild der Welt im Herzen finden.

Nächst der „Weisheit des Brahmanen" folgen an Wert seine „Östlichen Rosen", wo er in Art des Goetheschen „Westöstlichen Divans" von Liebe, Wein und Lebensweisheit singt. Auch hier findet sich viel Liebliches, Echtlyrisches; nur schade, daß hier auch eine Formenkünstelei eintritt, die manches

Digitized by Google

verdirbt, wie z. B. in dem Ghasel „Der gescheiterte Kuß", wo die Reime: Adamsrippchen, Lippchen, Schnippchen, Rippchen, Perlenklippchen durch das Ganze hindurch gehen und allen Genuß stören.

Von der spielenden Meisterschaft, mit welcher Rückert die Sprache beherrscht, teils in fröhlichem Kraftgefühl, teils in harmloser Selbstironie, mögen nachstehende Verse ein Beispiel geben:

Ich lehre dich, mein Sohn! Nie übe das, was über
Das Maß ist, überall vom Übel ist das Über.
Ich überlies' es dir, wie's mir ist übermacht.
Nicht gut ist Überfluß; nicht gut ist Übermacht.
Und hast du's überdacht, wie oft die Übermacht
Und Überpracht der Welt vergangen über Nacht?
Und wie den Überfluß Übergenuß verschlingt,
Und wie der Überdruß aus Überfluß entspringt?
Wie Drang zu Überdrang, Schwung wird zu Überschwang,
Und schnell zum Bösen ist des Besten Übergang?
Leicht stumpf wird übersein, leicht thöricht überklug,
Weil stets ein Gegenteil ins andre überschlug.
Schön sei nicht überschön und hold nicht überhold,
Denn Übergoldung ist im Wert nicht über Gold.
Um wirklich gut zu sein, sei selbst nicht übergut;
Und wenn der Mut ist dein, sei er nicht Übermut,
Denn jeder Trieb verdirbt, wenn er wird übertrieben.
Auch überschätzen sollst du nichts noch überlieben.
Bei Überlegung nur kannst du was überlegen,
Denn Überlegenheit, sie kommt vom Überlegen.
Die Überlegung doch ist unnütz auch — worüber?
Mein Söhnchen, über das, was einmal ist vorüber.

Was Rückert als Dramatiker versucht hat, ist ohne Wirkung geblieben. So sein „König Arsak von Armenien, Saul und David, Kaiser Heinrich IX., Herodes und Christofero Colombo".

Anders aber ist es mit seiner Epik, in der er wahrhaft Bedeutendes geleistet. Obenan steht als das Schönste und Ansprechendste „Nal und Damajanti", eine indische Geschichte. Die Grundlage derselben bildet die gleichnamige Episode des althindostanischen Heldengedichts „Mahabharata". Aber der entlehnte Stoff ist von Rückert mit so freier, poetischer Kunst behandelt und umgeschaffen, daß er erst durch ihn seine eigentliche Belebung erhalten hat. Dafür gebührt ihm der wärmste Dank. Etwas so Liebliches, Inniges und Zartes, wie diese Dichtung, welche die unter allen Mühsalen und Leiden geduldig ausharrende

Digitized by Google

und wachsende Gattentreue verherrlicht, kann der Goethe'schen Iphigenie, der mittelhochdeutschen Gudrun und der hellenischen Antigone an die Seite treten als eine der reizendsten Wunderblüten der Weltpoesie.

Nal, der Nischader König, der Männer Krone, und Damajanti, des König Bima von Widarba Tochter, aller Frauen Stern, hören so oft und so Preisliches voneinander, daß sie, ohne sich gesehen zu haben, einander lieben. Eine von Nal auf der Jagd verschonte Gans trägt zwischen beiden die Liebesbotschaft hin und her. In Damajantis Herzen erwacht so heiße Sehnsucht nach dem Geliebten, daß sie anfängt zu siechen. Da Bima, ihr Vater, das bemerkt, veranstaltet er ihr eine festliche Gattenwahl. Von allen Seiten strömen die königlichen Freier, unter ihnen auch Nal, herbei. Selbst die vier Weltwächter, die Götter der Elemente, machen sich auf die Brautfahrt. Nach vielen Tagen reicher Gasterei wartet endlich eine glänzende Versammlung der Entscheidung. Alle andern verschmähend, wählt Damajanti den geliebten Nal. Nachdem er unverbrüchliche Treue geschworen und ihr versprochen hat, sie lebenslang nähren und ehren, schützen und stützen und weder im Herzen noch mit der That von ihr wanken zu wollen, segnen die neidlosen Götter den Bund und verleihen beiden mancherlei Gaben.

Aber auch der böse Gott Kali hatte um Damajanti freien wollen und, da er zu spät gekommen, schwört er es zu rächen, daß sie vor den Unsterblichen den Sterblichen erkor. Sieben Jahre wartet er in Nischada, wo Nal mit der Gattin und zwei Kindlein im süßen Glücke lebt, auf Gelegenheit dazu, bis er endlich wegen einer von Nal unterlassenen Waschung in dessen Herzen Eingang findet und ihn sogleich zum Würfelspiel mit seinem Halbbruder Puschkara verführt. Da ist auf einmal Glück und Frieden dahin. Nal hat einen Verlust nach dem andern, und bald schwindet ihm so sehr alle Besinnung, daß er trotz der wiederholten Mahnungen seiner Räte, trotz der flehentlichen Bitten seiner Gattin wochenlang beim Spiele anhält, bis er endlich Hab und Gut samt seinem ganzen Reiche verloren hat. Nur seine Kinder, die Damajanti schon während des verderbendrohenden Spiels nach Widarba gerettet, nur sein Weib und Gewänder für ihn und sie blieben übrig.

So ziehen sie denn geächtet und verbannt von Haus und

Digitized by Google

Hof, bringen drei Nächte im Freien zu, von Beeren und Wurzeln lebend, und müssen, da eine Schar Vögel dem Nal das Gewand entrissen, beide in nur einer Umhüllung einhergehen. Da dünkt dem Nal das Elend zu groß, und er rät Damajanti, in ihre Heimat nach Widarba zurückzukehren. Aber sie will alles Leid mit ihm teilen und nimmer von seiner Seite weichen:

Des Reiches beraubt,
Des Glückes entlaubt,
Nackt, o du Krone der Fürsten,
Dem Hunger geweiht und dem Dürsten,
Wie sollt' ich in Wald und Heiden
Dich verlassen und scheiden?
Dich ermüdeten, lechzenden,
Nach jenem Verlornen ächzenden,
Dich im wilden Wald und im Mißgeschick
Will ich trösten mit meinem Blick.
Denn es giebt keine so Geist und Leib
Stärkende Arzenei, wie ein Weib.

So beschließen sie denn, durch Berg und Thal zu schweifen. Als sie in einer Waldhütte übernachten, fällt der schlaflose Nal auf den Gedanken, Damajanti könnte nur glücklich werden und zu den Ihrigen gelangen, wenn sie von ihm und seinem Unheil getrennt sei. Noch dieselbe Nacht verläßt er sie, nimmt ihr die Hälfte ihres Gewandes und zieht ins Weite.

Als sie am andern Morgen erwacht, erschrickt sie, sich allein zu finden. Voll banger Ahnung ruft sie nach dem Geliebten rings in die Runde, hält ihm seine Treulosigkeit vor, meint dann wieder, nur zum Scherze habe er sich versteckt, und als auch diese Hoffnung schwindet, bedauert sie ihn, daß er nun auch allein sei und ohne Weib verkommen müsse. Dann rafft sie sich auf und irrt klagend und wie eine Rohrdommel ächzend durch des Waldes Grausen, um den verlornen Gatten zu suchen. Nachdem sie einen Jäger, der sie von einer Schlange gerettet, aber in Begier zu ihr entbrannt ist, allein durch ihren Fluch getötet, erreicht sie, immer tiefer in die Waldwüsteneien hineingelangend, ein schauriges Gehölz, wo sie erschöpft und gramgebrochen niedersinkt und ihrer Klage freien Lauf läßt.

Wo bist du hingegangen, mein Hort,
Mich verlassend am einsamen Ort!
Der du stets Opfer den Göttern brachtest,
Sprich, ob du nicht unsern Bund bedachtest?

Digitized by Google

Der du die heiligen Vedas lasest,
O sprich, wie du dein Wort vergaßest!
Wie kannst du zu den Göttern beten,
Die dich lehren dein Weib zu vertreten,
Wie sie mich lehren meinem Gatten
Zu folgen in des Todes Schatten!

So und anders klagt sie noch mehr und geht sogar den vorüberziehenden Tiger und die himmelanstrebende Waldgebirgskuppe mit der Frage an, ob sie Nal nicht gesehen. Nachdem sie dann drei Tage weiter gewandert ist, erschaut sie einen von göttlichem Licht durchstrahlten und von Blumengehegen umgrenzten Hain, wo bußübende Einsiedler friedlich bei einander wohnen. Scheu und demutsvoll tritt sie in ihre Mitte und erzählt ihnen ihr trauriges Los, worauf sie von ihnen zum Troste die Prophezeiung empfängt, daß sie den schuld- und fluchbeladenen Gatten wiederschauen werde, wenn sie nur in Treue und Geduld nicht ermatte. Aber sobald dies weissagende Wort ausgesprochen ist, verschwinden die Einsiedler samt dem Götterhain wie ein Traum, und sie steht wieder allein da. Weiter nun umherirrend kommt sie zu dem walddurchblühenden Baume Asoka, der in der Menschensprache Kummerlos heißt.

Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du ragest nach Königssitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein schweres Kummerlos:
O Kummerlos! mach mich kummerlos.

So spricht sie zu ihm. Dann im Kreise ihn umwandelnd und zum Schmuck ihres Haares Zweige von ihm brechend, sucht sie auch bei ihm Kunde über den Gatten und verläßt ihn endlich mit dem Abschiedsgruße:

Gram, Kummer, Sorge, Not, Verdruß,
Trag' ich in meinen Sinnen,
Wie im Haar dein Laub von hinnen.
Du aber bleibst hier kummerfrei!
Wenn nun mein König kommt herbei,
Asoka! sollst du ihm sagen:
„Der Gram ward hier hinweggetragen,"
Damit mein König in deinem Schoß
Kummerlos ruh, o Kummerlos!

Darauf zieht sie in die ödere Wildnis und erblickt nach längerer Wanderung plötzlich eine Karawane. .

Digitized by Google

Eine große, getösumschwirrte,
Elefanten-Roß-Wagen-geschirrte.

Sogleich stürzt sie mitten unter die Menschen, in der gewissen Hoffnung, hier endlich über den Gatten Kunde zu erhalten. Aber keiner kennt ihn, keiner weiß von ihm. Dennoch schließt sie sich der Karawane an, da sie hört, daß der Zug zur Tschedistadt geht, wo des Königs Suwahu Mutter, ihre Tante, weilt, und ist nun mitten unter der Menschenschar, wie sonst im Walde, mit ihrem Gram allein. Um Mitternacht bricht ein Rudel Waldelefanten in das schlafende Menschenheer, fast alles tötend und verwüstend, und da der Rest der Mannschaft solches Verhängnis von Damajantis Gegenwart herleitet und ihr den Tod droht, entweicht sie heimlich und zieht von ferne hinter dem Volke her. So gelangt sie wandermüde, abgezehrt und bleich zur Tschedistadt und kommt, „eine rauchumhüllte Schönheitsflamme", vor die Königsmutter. Gegen sie schüttet sie ihr ganzes Herz aus, all ihr Leid erzählend, und findet die innigste Teilnahme. Man fordert sie auf, als Genossin der Königin zu bleiben, und da man ihr verspricht, überall nach Nal zu kundschaften, geht sie's ein und rastet in Tschedistadt, Tag und Nacht doch nur auf die Erforschung des Gatten bedacht.

Nal indes, nachdem er, von innerer Qual umhergetrieben, lange durch Einöden geschweift ist, kommt unter dem Namen Wahuka und in veränderter, vom Schlangenkönig Kartatoka empfangener Gestalt zum König Ritupern, der die geheimnisvolle Zahlenkunst versteht, und verdingt sich bei diesem als Wagenlenker. Brima aber hat indes eifrig nach seiner Tochter ausforschen lassen, sie auch in Tschedistadt endlich entdeckt und nach Widarba heimgeholt, wo sie ihre beiden Kindlein wohlbehalten wiedergefunden.

Aber auch hier hat sie keine Ruhe, ehe sie nicht den Gatten erforscht hat. Unzählige Kundschafter werden nach ihm ausgesandt, bis endlich dunkle Anzeigen einlaufen, die darauf hindeuten, daß er bei König Ritupern weile. Da veranstaltet sie zum Scheine eine zweite Gattenwahl, lockt dadurch den König Ritupern mit seinem Wagenlenker an ihres Vaters Hof und forscht den letzteren selbst über seine Abkunft und sein Schicksal aus. Sobald aber die beiden in nähere Berührung kommen, löst sich der Fluch. Nal erhält seine wahre Gestalt; der böse Geist Kali weicht von ihm, und die Gatten erkennen einander wieder. Da ist denn große

Digitized by Google

Freude überall, natürlich niemand glückseliger als Damajanti. Weil aber Nal vom König Ritupern die Zahlenkunst erlernt hat, fordert er seinen Halbbruder aufs neue zum Würfelspiel auf und gewinnt sein ganzes Reich wieder.

Das ist der Verlauf des lieblichen Gedichts, dessen Wert sich freilich nur bei wiederholter Lektüre gründlich erkennen läßt. Denn wenn es auch durch seine schöne Grundgesinnung, seine farbenprächtige Schilderung indischer Natur wie indischen Lebens und seine reiche und zarte Seelenmalerei jeden Leser von vornherein anzieht, so werden doch die meisten sich erst allmählich in die sprachliche Eigenart hineinfinden müssen. Es ist bekannt, wie die indische Poesie die maßlose Anhäufung ausschmückender Beiwörter liebt und sich vor allem durch eine unerschöpfliche Menge kunstreich zusammengeschweißter Wortkolosse charakterisiert, deren jeder eine Fülle plastischer und malerischer Anschauungen in sich birgt. In dieser Beziehung eiferte Rückert, natürlich mit der Milderung, die der deutsche Sprachgeist von selbst gebot, hier dem Sanskrit ernstlich nach und zeigte in der Bildung und Zusammensetzung solcher vielsagenden Wortformen wiederum eine Sprachmeisterschaft, die fast ans Unglaubliche grenzt.

So heißt es von Damajanti:

Die Gliederzartwuchsrichtige,
Vollmondsangesichtige,
Gewölbtaugenbraunbogige,
Sanftlächelredewogige.

Und von den Rossen:

Derbmagere, schwernachhaltige,
Unfeine, wegesgewaltige,
Breitnasige, starkkinnbackige,
Langschenklige, hochnackige,
Haarstruppige, mähnenstraubige,
Windstürmige, flammenschnaubige.

Übrigens wich Rückert in unserm Gedichte in Hinsicht der Versform ganz von dem Sanskrit ab, insofern er statt der indischen Strophe Sloka,*) die immer unserm Ohre fremdartig klingen wird,

*) Die der altindischen Epik durchgängig angehörige Sloka ist eine reimlose aber rhythmische Strophe, die zwei sechzehnsilbige Verszeilen enthält, deren jede in der Mitte eine Cäsur hat. Für uns hat sie etwas Schleppendes, wie das folgende Beispiel von A. W. von Schlegel zeigt:

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddhas, so Greis als Kind nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" rief der Fürst seinen Dienern zu.

Digitized by Google

einen leichten, gereimten Zweizeiler wählte, so daß das Ganze recht in deutschen Fluß kam und sich für uns gefällig anläßt.

Umfangreicher und geschlossener ist das andere, große Epos „Rostem und Suhrab". Auch hier ist der Stoff entlehnt. Wir haben an ihm ein persisches Heldenmärchen, das aus dem „Schahnameh" oder Königsbuche des Firdusi herausgelöst ist. Auch hier hat Rückert eine freie, poetische Behandlungsweise walten lassen und dabei seine volle Meisterschaft gezeigt, das Fremdartigste deutschem Geist und Herzen näher zu bringen.

Auf einem Ausflug nach Semengan, die Held Rostem zum Wiedergewinn seines liebsten, ihm gestohlenen Rosses unternommen, vermählt er sich heimlich, nur unter Mitwissen des dortigen Schahs mit der Tochter desselben, Themina. Aber schon andern Morgens muß er von ihr scheiden und hinterläßt ihr eine Goldspange mit dem Bescheide, daß, wenn sie einen Sohn gebäre, sie ihm diese um den Arm binden solle. An diesem Zeichen werde er ihn später, wenn sie ihn nach Iran zu ihm schicke, als Sohn erkennen.

Nach neun Monden gebiert denn auch Themina einen Sohn und nennt ihn Suhrab. Er wird gar bald so stark und mannhaft und so gewandt in allen ritterlichen Künsten, daß ihn schon in seinem zehnten Jahre kein Mann im Lande bestehen kann. Als er von der Mutter seine Heldenabkunft erfährt und jene Goldspange empfängt, erwacht in ihm heiße Ruhm- und Kampfbegier. Flugs rüstet er ein Heer. Er will gegen König Keikawus von Iran zu Felde ziehen und auf der Heerfahrt zugleich den Vater aufsuchen.

Da die Kunde davon zum Schah Afrasiab, Rostems heimlichem Feinde, dringt, sendet ihm dieser an der Spitze eines Heeres seinen Feldherrn Baruman, scheinbar, daß er ihm helfe und rate, in Wahrheit aber, um zu verhüten, daß er je den Vater erkenne. Die Mutter dagegen gesellt ihm den Send zu, als den, der Rostem von Angesicht kenne und ihn wohl ausspähen werde. So zieht Suhrab unter Paukenklang und Waffenruf gen Iran und erfüllt alle Lande mit seinem Namen.

Aber schon nach kurzer Zeit hat er auch das „weiße Schloß", eine Grenzburg Irans, auf die des Reiches Zuversicht steht, erobert, und König Keikawus gerät in so große Not, daß er den Rostem, Irans einzigen Hort und Schutz, zu Hilfe rufen muß.

Digitized by Google

Nach längerer Zögerung, von dunkler Ahnung zurückgehalten, kommt dieser an, wendet jedoch, von Keikawus gekränkt, sogleich wieder um, entschlossen, nie an dem Kampfe teilzunehmen. Nur die sänftigenden Zureden der ihm nacheilenden Fürsten bringen es dahin, daß er dennoch in das Lager Iran zurückkehrt und sich mit Keikawus versöhnt. So scheint es ihm verhängt, ohne sein Wissen und Willen gegen den eignen Sohn zu streiten. Zunächst schleicht Rostem verkleidet in Suhrabs Lager, um den vielgepriesenen Heldenknaben selbst zu schauen und zu prüfen, ob er seinen Ahnungen gemäß wohl sein Kind sein könne. Aber da ihn Send auf der Lauer entdeckt, erschlägt er diesen und muß von dort entweichen. Da ergreift Suhrab tiefes Weh. Er klagt, daß nun der einzige dahin sei, der ihm habe den Vater erspähen können, und schwört, Sends Tod an dessen Mörder zu rächen. Am andern Morgen hält er von einer Warte herab eine Schau über Irans Heer, fragt einen seiner Gefangenen nach jeglichem Helden in der Hoffnung, er werde ihm endlich auch Rostem nennen. Da dieser gerade *den* aus Trotz ihm verschweigt, meint er zornbewegt, wenn keiner seinen Vater ihm nennen wolle, müsse er ihn wohl selbst erfragen, und stürmt zu Rosse mitten in das Lager Irans. Hier fordert er laut den Mörder Sends oder auch einen andern, der ihm begegnen dürfe, zum Zweikampfe heraus, und auf aller Zureden, wenn auch widerwillig, muß es endlich der alte Rostem mit ihm aufnehmen.

So stehen Vater und Sohn einander kampfgerüstet gegenüber. Freilich fragt Suhrab noch zuvor den Alten nach Geschlecht und Namen und bekennt ihm offen, daß er ihn für Rostem halte, aber dieser, von einem finstern Geist ergriffen, verleugnet sich selbst und erklärt sich nur für den, der jüngst den Send erschlagen. Da beginnt der Kampf im Angesichte beider Heere. Am ersten Tage kommt es zu keiner Entscheidung. Sie sind an Mut und Kraft einander so völlig gleich, daß sie sich hart genug zusetzen, aber keiner den andern überwältigt.

Am andern Tage, nachdem Suhrab abermals bei Baruman und Rostem selbst vergeblich nachgeforscht, ob sein Gegner nicht doch sein Vater sei, wird der Kampf fortgesetzt. Sie ringen gewaltig miteinander, und schon hat Suhrab den Rostem zu Boden geworfen und will, auf seiner Brust knieend, ihm den letzten Dolchstoß versetzen, als Rostem in der Todesangst zur List greift

Digitized by Google

und vorgiebt, es sei nicht Landessitte, den im Ringkampf zum erstenmal Gefällten zu erdolchen. Das rettet ihn; Suhrab läßt von ihm ab und schweift vorerst ins Weite. Rostem aber, den es kränkt, nur durch List gerettet zu sein, geht inzwischen zu einem alten Berggeiste, dem er einst im frischen Mannesalter seine überschüssige Kraft zur Aufbewahrung gegeben, und fordert diese jetzt wieder zurück. Mit ihr ausgerüstet kehrt er dann gegen Abend auf den Plan und nun ist es ihm ein Leichtes, den Suhrab im neubegonnenen Ringkampf zu besiegen. Gleich mit dem ersten Ruck fällt er ihn zu Boden und stößt ihm dann, sich selber Lügen strafend, den Dolch in die Brust. So liegt denn Suhrab, von des Vaters Hand erlegt, todeswund da. Wie er aber im Sterben sich einen Sohn Rostems und Theminens nennt, wie er auf die Goldspange hinweist, die er als Zeichen auf der Brust getragen, erkennt Rostem auf einmal mit Schrecken, was er gethan, und von wildem Weh ergriffen, tobt er brüllend umher, bis er ohnmächtig und kraftlos an des Sohnes Brust niedersinkt.

Von nun an kann ihn nichts mehr trösten, am wenigsten der kalte Zuspruch der Fürsten. Er ist nur darum besorgt, daß die geliebte Leiche köstlich ausgestattet, daß ihr zu Ehren eine prächtige Totenfeier gehalten und jeder Auftrag ausgeführt werde, den der Sterbende ihm in seinen letzten Augenblicken gegeben. Dann, nachdem er neun Tage und Nächte um den Sohn geklagt hat, sein Zelt abgebrochen und der Tote nach Sabul in die Erbgruft gebracht ist, stürmt er in die Öde hinaus und verschwindet dort für immer.

Das ist des Gedichtes Inhalt.

Man sieht aus demselben, daß es sich hier um etwas Rein-Menschliches, um des Kindes Sehnsucht nach dem Vater handelt. Diese bildet den lichten Faden, der durch das Ganze geht, und an welchem wir durch die mannigfaltigen Abenteuer hindurchgeleitet werden. Das Ganze ist vorherrschend heroisch, und neben den kräftigen Zügen des Heldentums, das hier mit imponierender Macht hervortritt, finden sich nur wenige Züge lieblicher Naivetät. Anfänglich möchte daher manchen das Gedicht nicht ansprechen, zumal wenn er sich durch die Einförmigkeit des Alexandriners stören läßt, den Rückert hier anwandte. Wer sich aber gründlich hineinliest, der wird eine Schönheit nach der andern erkennen und den reinen Genuß eines Kunstwerkes an dem Gedichte haben.

Digitized by Google

Vor allem ist hier der ruhige, klare Fluß der epischen Darstellung zu bewundern. Hier ist keine Verwicklung, keine auf Spannung abzweckende Abschweifung, sondern eins folgt natürlich und einfach aus dem andern. Wir merken es nicht, wie wir durch die Fülle von Kriegsscenen zu dem tragischen Ziele und Höhepunkt gelangt sind. Doch fehlt es auch bei aller epischen Ruhe der Entwicklung keineswegs an Beweglichkeit der Situationen, an Reichtum des Farbenwechsels, an Kühnheit der Charakterzeichnung. Manche Partien, wie die Verbildlichung der sich widersprechenden Gerüchte über Rostems Abzug und Ankunft (62. Abschnitt), die Schilderung des Morgens vor dem Kampfe zwischen Vater und Sohn (97) und die der überschüssigen Kraft Rostems (102) sind ganz einzigartig. Auch der Glanz der Sprache, den Rückert hier reich und volltönend entfaltet, und die Fülle der lieblichen und erhabenen Bilder fesseln mächtig und bethätigen, was der Dichter in seinen „Haus- und Jahresliedern" singt:

Das ist des alten Heldenlebens Geist,
Daß, wie du immer ihm entfremdet seist,
Du dich ergriffen von der Herrlichkeit,
Erschüttert fühlst, erhoben und geweiht.

Höchst ansprechend und in seiner Art bedeutend ist Rückerts altenglische Erzählung „Kind Horn", ein meisterhaftes Gemälde nordischen Heldenlebens, das durch die Gedrungenheit der Komposition und die Kraft und Kühnheit der Sprache, wie der Färbung, an die Nibelungen erinnert. Schon als Knabe verliert Horn, des Königs Allof von Südland Sohn, Vater und Reich durch eindringende Heidenvölker und wird von ihnen zu Schiffe der Flut ausgesetzt. So gelangt er zu König Eilmer von Westland, und dieser, durch seine Schönheit angezogen, nimmt ihn gastlich bei sich auf und gewinnt ihn so lieb, daß er ihn wie einen Sohn erziehen läßt und später ihm den Ritterschlag erteilt.

Je länger, je mehr ist aber im Herzen Rimenilds, der einzigen Tochter Eilmers, eine so unbezwingbare Liebe zu jung Horn erwachsen, daß sie ihn zu sich rufen läßt und ihm alle ihre verstohlene Qual gesteht. Horn ist darob bestürzt, obwohl er ihr hold ist, und äußert offen, daß er nicht eher der Liebe begehren dürfe, als bis er seine Ritterschaft auch durch Thaten bewährt habe. Dennoch besiegeln beide den Bund durch Ring und Kuß. Da Horn inzwischen von seinem Neider Figold an Eilmer verraten

Digitized by Google

und verleumdet wird, und dieser ihn auf der Stelle Landes verweist, eilt er zu Rimenild, eröffnet dieser, daß er sieben Jahre in der Fremde bleiben werde, und nimmt herzlich von ihr Abschied mit der Bitte, so lange ihm treu zu bleiben. So kommt er zu König Thurston und übt dort glänzende Thaten aus, bis sechs Jahr verflogen sind und er durch Botschaft erfährt, daß Rimenild gezwungen werde, einen fremden König zu freien.

Da macht er sich mit einer Schar Thurstons auf, giebt sich Rimenild zuvor als Bettler verkleidet zu erkennen und erstürmt dann das Schloß. Der widerwärtige Bräutigam fällt unter seiner Hand, und als der Kampf zur Ruhe gekommen, und er dem König Eilmer sein königliches Geschlecht angekündigt hat, nimmt dieser ihn freudig zum Eidam an. Aber auch jetzt darf er Rimenild noch nicht zum Weibe gewinnen. Erst will er seines Vaters Reich wieder erobern, um sich als König kund thun zu können. Flugs fährt er darum gen Südland, erobert es binnen kurzem und glaubt, nun schon alles bestanden zu haben und der Liebe Lohn genießen zu können, als er plötzlich erfährt, daß Rimenild in seines Neiders Gewalt gekommen sei und in einem rings von der Meeresflut umspülten Turme gefangen gehalten werde. Doch auch diese Not überwindet er. Mit seines Horns Gewalt, das die Elemente in Aufruhr setzt und zu Mitkämpfern macht, erlöst er die Geliebte. Und nun, da er sagen kann: „Es ist kein Abenteuer nun weiter zu bestehn," ergiebt er sich der Freude und macht Hochzeit mit Rimenild. — Ein hoher Heldensinn, der nicht eher ausruhen will, als bis er das volle Bewußtsein erfüllter Pflicht errungen!

Das Ganze ist im Grunde nur eine Episode, indem Rückert die eigentliche Erzählung von Rimenilds und Horns Liebe den Sänger Blondel am Krankenlager Richard Löwenherz's singen läßt.

Sehr viel wertloser ist das „Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede", obwohl die Veranlassung dieser Dichtung dem Dichter Ehre macht und einen schönen, tiefen Blick in sein Glaubensleben thun läßt. Als nämlich David Strauß durch die Herausgabe seines „Leben Jesu" wissenschaftliche Zweifel über die Echtheit der Evangelien anregte, fühlte sich der Dichter davon verletzt. Um sich an der Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte zu stärken, formte er sie poetisch ab —

Digitized by Google

bei einem Manne, der sich alles nur in poetischer Form aneignen kann, höchst begreiflich, für andere nicht von Kraft und Bedeutung. Sein Adventslied „Dein König kommt in niedren Hüllen", und sein ausgezeichnetes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha" sichern ihm, trotz seiner verfehlten Evangelienharmonie, seinen Platz unter den christlichen Dichtern.

Die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die Rückert behandelte, hat kurz und schlagend Mises in einem Gleichnis behandelt. „Mir kommt Rückert vor wie eine Art orientalischer Palast aus „Tausend und eine Nacht", alles darin schön geordnet, geschnitzt, getäfelt, blitzend von Gold und Krystall, gekühlt von Weinranken und Springquellen, erhitzt und durchduftet von brennendem Gewürz und von Rosen. Nachtigallen, verzauberte Prinzen, Perlen, Edelsteine, Blumen, — alles spricht. Prächtige, goldene Sprüche stehen an den Wänden. Bloß Menschen sprechen nicht darin. Aber die würden auch nicht hineinpassen mit ihrer armen, kranken, zerrissenen Seele. Angebaut ist aber an diesen Palast eine kleine Hütte, worin Rückert selbst wohnt, und daran ein Garten mit heiterm Grün und einer verständlich lispelnden Quelle."

Dieser überreichen Fülle des Stoffes ist die Meisterschaft in Behandlung der verschiedensten Dichtungsformen ebenbürtig. Zu welcher Energie und Kraft unter seinen Händen das Sonett gedieh, haben seine „Geharnischten Sonette" bewiesen. Aber wie er es andrerseits auch verstand, in dieser Form ein volles, ganzes Seelengemälde zu entfalten und eine Fülle der weichsten Gefühle niederzulegen, das beweisen bie beiden Sonettenkränze „Agnes Totenfeier", in der er den Verlust der Geliebten beklagt, und die „Rosen auf das Grab einer edlen Frau".

Ebenso zeichnete er sich in der Terzine aus, in der er durch sein „Edelstein und Perle" dem Meister derselben, Chamisso, am nächsten kommt. Das Gedicht hat einen überaus lieblichen Inhalt. Eine märchenhafte Auffassung der Natur, eine Vereinigung der glänzenden und doch zugleich maßhaltenden Erfindung mit zarter Sinnigkeit und erquickender Gemütlichkeit, ein vertrauliches Mit- und Durcheinanderleben der Natur und des geistigen Wesens, wie es sich hier findet, vereinigen sich zur anmutigsten Wirkung. Nächst diesem größeren Gedichte ist unter Rückerts Terzinendichtungen die bedeutsame und tiefsinnige „Die Fackelträger" zu nennen, worin er den geheimnisvollen Zu-

Digitized by Google

sammenhang der Liebe und des Todes enthüllt und den letzteren selbst schön und wahr als die volle, ganze Liebe darstellt, die zum Himmel, dem Ziel aller Sehnsucht führt.

Auch die kleineren, unbedeutenden Formen der Dreizeilen, Ritornellen, Sicilianen, Vierzeilen ꝛc. haben bei ihm neues Leben gewonnen. Er liefert uns Formen, die er rein aus sich selbst geschaffen hat, und die, wie ungesucht, mit dem Gedanken gewachsen zu sein scheinen. Wer hat so lieblich das Geschwätzige der Kindersprache darzustellen gewußt, als er in seinen fünf Märlein: „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen", „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt" ꝛc., die in Form und Ton so originell naiv sind, daß sie neben andern Rückertschen Liedern dieser Art, wie das wundervolle „Kinderlied von den grünen Sommervögelein", die rührende Legende „Des fremden Kindes heiliger Christ" und das reizende Gedicht „Die Blumenengel" eine ganz neue, tiefgemütliche Richtung in der Kinderpoesie hervorriefen. In lieblichen Anklängen hat er die Vogelsprache nachzuahmen gewußt. So in seinem seelenvollen Liede „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit". Er hat das Stürmisch-Kecke des elementaren Lebens wiederzugeben verstanden. So in seinem Gedicht „Lüfteleben":

Wär' ich die Luft, um die Flügel zu schlagen,
Wolken zu jagen,
Über die Gipfel der Berge zu streben,
Das wär' ein Leben!

Tannen zu wiegen und Eichen zu schaukeln,
Weiter zu gaukeln,
Seele den flüsternden Schatten zu geben,
Das wär' ein Leben! ꝛc.

Lieblich ist sein Reimspiel, wie ein Gruß aus der Blütezeit des Minnesanges. In seinem „Sommerliede" trägt fast jedes Wort einen Reim:

Seinen Traum
Lind wob
Frühling kaum;
Wind schnob,
Seht, wie ist der Blütentraum verweht!

Digitized by Google

Wie der Hauch
Kalt weht,
Wie der Strauch
Alt steht,
Der so jung gewesen ist vorher!

Aus den Gärten des Orients verpflanzte er das Ghasel, jene persische Form, in der der Reim der zweiten Zeile der ersten Strophe immer wie ein Echoruf in jeder Strophe wiederklingt. Eben daher brachte er uns auch die „Makame", eine Art humoristischer Novelle in gereimter Prosa und mit zwischendurchlaufenden Ghaselen, die er in den Verwandlungen des „Abu Said von Serug" (2 Bände 1826) so meisterhaft dem Hariri, einem arabischen Dichter aus Basra, der zwischen 446 und 519 nach mohammedanischer und zwischen 1068 und 1138 nach christlicher Zeitrechnung gelebt hat, nachbildete, daß hier der Wettkampf der deutschen Sprache mit der arabischen als ein überlegenes Spielen mit derselben erscheint. Diese Schrift ist eine der eigentümlichsten, die aus Rückerts Feder geflossen. Wer Freude hat an sprachlicher Gewandtheit, am geistreichen Spiel mit Worten, an leichtem Scherz und treffendem Witz, der wird diese „Verwandlungen", die allerdings mehr eine freie Nachbildung des arabischen Dichters, als eine Übersetzung sind, sicherlich mit hohem Genusse lesen, und die bisher kaum geahnte Bildsamkeit und Ausdrucksfähigkeit unsrer Muttersprache, sowie den vielgewandten Dichter, der sie so zu handhaben versteht, bewundern. Es giebt fast keine Form in der Poesie der Erdenvölker, sei es im Süden, Norden, Osten oder Westen, in der er nicht die deutsche Sprache geübt und bewährt hätte.

Sehr treffend sagt Andersen von Rückert:

Gleich dem Vogel auf sich Rückert schwingt
In des Sprachgebiets Umhegung.
Alles tanzt gleich, alles klingt,
Jedem Buchstab' wird Bewegung,
Besser kennt er, als wir's ahnen,
Dichtergartens bunt Gemisch.
In der Sprache der Germanen
Ist er wie im Fluß der Fisch.

Wenn im Alter der Strom der Dichtung wohl verflachte und in einer gewissen Eintönigkeit dahinfloß, so ist das allgemeines Dichter- und Menschenlos. Er ist doch nach Goethe der be-

Digitized by Google

deutendste deutsche Epiker und Lyriker und hat seine eigentümliche Poetenmission schön und freudevoll für sich und andere gelöst. Wir lassen sein Wort gelten, womit er seinen Liebesfrühling schließt:

Ein Vollendetes hienieden
Wird nie dem Vollendungsdrang.
Doch die Seel' ist nur zufrieden,
Wenn sie nach Vollendung rang.
Ich bin mit dem zufrieden,
Was ich lebt' und sang.

Rückerts erfolgreichen Wanderungen in den Orient sind andere Dichter nachgegangen. Haben sie uns auch von dort nicht solche Schätze gebracht, so wußten sie doch von den Naturreizen des Orients zu singen oder poetische Kulturbilder daher uns vorzuführen. So thaten Heinrich Stieglitz in seinen phantasiereichen „Bildern des Orients" und der Graf Alexander von Württemberg, jener rüstige Wanderer durch Afrikas Wüsten, in den glutvollen „Liedern des Sturms". Der von Rückert angeschlagene, gesunde Ton der originellen Kinderpoesie, fern von aller moralisierenden Tendenz und an die naive Anschauungsweise der Kleinen sich anschließend, fand Zustimmung bei Dichtern wie Friedrich Güll und Franz Pocci in ihrer „Kinderheimat in Liedern und Bildern" oder W. Hey in den bekannten, vortrefflichen „Speckterschen Fabeln".

Rückerts künstlerisch wertlose Evangelienharmonie regte den Schlesier Fr. von Sallet, der sich schon früher durch ein Märchen „Schön Irla" beliebt gemacht hatte, zu seinem „Laienevangelium" an, in welchem er freilich das Leben und die Lehre Jesu nur dazu mißbraucht, politisch-liberale Reflexionen darauf zu pfropfen.

Nachhaltiger war der Einfluß, den die „Weisheit des Brahmanen" auf den Schlesier Leopold Schefer ausübte. Dieser Dichter, geb. zu Muskau 1784, gest. daselbst 1862, den sinnige Beschaulichkeit eines reichen Herzens zum Poeten machte, trat zuerst mit Gedichten voll glühender Naturbegeisterung auf, um dann in einer Reihe von humoristisch-phantastischen Novellen den Schatz seiner Gedanken und Anschauungen niederzulegen. Weil diese aber trotz ihrer psychologisch feinen Charakterzeichnung und malerisch-anschaulichen Darstellung doch sehr an Verworrenheit der Empfindungen und an Formlosigkeit litten, so fanden sie ebenso-

Digitized by Google

wenig nachhaltigen Beifall, wie sein größerer historischer Roman „Die Gräfin Ulfeld“. Diesem ging noch weit mehr als den Novellen die künstlerische Objektivität ab. Erst durch sein Laienbrevier, das eine sonderbare Gott- und Naturtrunkenheit zu Tage legte, aber auch alle liebenswürdigen Seiten seines Wesens abspiegelte, gewann er weitere Anerkennung. Dieses Gedicht, in welchem er die Summe seiner inneren und äußeren Erfahrungen tagebuchartig in einer Reihe von poetischen Meditationen zusammenstellte, wird von manchen als eine Art Andachtsbuch gebraucht. Wenn Tiedges „Urania“ oder Witschels „Morgen- und Abendopfer“ eine sentimentale Religiosität ohne gesunde christliche Frömmigkeit enthielt, so ist das Laienbrevier, obwohl es nicht an christlichen Anklängen fehlt, von einer durchaus pantheistischen Weltanschauung erfüllt. Eine gewisse Verwandtschaft mit Angelus Silesius und Giordano Bruno ist das Anziehende, aber auch das Bedenkliche darin. Der Dichter verflüchtigt den persönlichen Gott in das Göttliche und findet dieses nur im Menschen oder in der bebewußtlosen Natur. Die Fortdauer des Menschen wird wesentlich vom Wirken abhängig gemacht; der Wahrheit zuwider werden alle Gegensätze der Wirklichkeit im prüfungslosen Optimismus versöhnt, alle Erscheinungen im ewigen Sonnenglanze und die Welt als etwas an sich Edles dargestellt. Dieses Buch als Förderungsmittel christlicher Frömmigkeit zu gebrauchen, wäre ganz verfehlt und verwerflich. Betrachtet man es lediglich als poetisches Kunstwerk, so darf man nicht leugnen, daß sich hier eine Gegenseitigkeit des Natur- und Gemütslebens, eine kindliche Innigkeit und Sinnigkeit in der Form männlichen Ernstes zeigt, wie sie nicht gewöhnlich sind. Dem Dichter, der in seinem abgegrenzten Stillleben das ihm gemäße Glück der Beschaulichkeit gefunden, ist nichts unbedeutend und beziehungslos. An das Kleinste, das er in seinem Kreise findet, weiß er das Höchste anzuknüpfen, und an jedem Rosenstrauche am Wege entzündet sich seine Andacht; mit jedem Vogel steht er in innerem Verständnis. Dabei leuchtet eine sittliche Reinheit und ein liebevolles freundliches Gemüt heraus; es kommen auch treffende Wahrheiten und heilsame Mahnungen darin vor. Von der schwelgerischen Naturseligkeit und zugleich sinnigen Naturbetrachtung soll die nachstehende Frühlingsbetrachtung eine Probe geben.

Digitized by Google

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet,
Der Frühlingssaal! so groß, daß See und Inseln,
Die Zauberfluren Hindostans, die Gärten
Alkinous', das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Trojas und dein Vaterland
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen!
So alt, daß Adel ihn erkennen würde;
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt,
Der achtzigmal durch seine Pracht gewandelt;
So warm, daß Bathseba noch einmal gern
Umweht von seinen Düften badete;
So reich, daß Salomo nur schauen möchte
Den Weinstock Augen und die Feigen Blätter
Gewinnen! und der Saal so licht, daß droben
Die Lerche selbst die graue Lerche sieht,
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, im stillen Neste brütet;
So bald verschlossen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühn;
Daß jede Welle unaufhaltsam fließt,
Als habe sie nicht auf ein Wörtchen Zeit!
So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! Und so lieb! . . .
Die Toten Priamus und Helena,
Und Karl der Große und Napoleon, . . .
Sie möchten im Gefängnis ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinauszuthun zum Himmel —
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienenfurren
Und das Geruf der Vögel anzuhören,
Zu weinen und nach langem Schlaf gestärkt
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen,
Dem schweren Schlaf der Toten! — Doch du lebst
In dieser Werkstatt zarter Wunderwerke,
In der kein Hammerschlag erklang, kein Pinsel,
Kein Farbentopf mit Grün und Blau und Purpur
Wo übrig steht — kein Meister sichtbar schuf —
Und doch ist alles fertig! Wundersam!
Nur Wolken fliegen weg, die Wasser trugen!
Nur Wasser rauschten fort, die Wiesen netzten,
Und Lüfte löschen aus, die Wolken brachten!
Und lächelnd, still, als ob sie nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel, doch noch sichtbar
Den Menschen! Aber der, der alles thut,
Der Meister, ist nicht einmal sichtbar, lächelt
Selbst nicht einmal! — Der Frühling ist sein Lächeln.

Digitized by Google

Neben Rückerts bewunderungswürdiger Beherrschung der Sprache und der schwelgerischen Entfaltung dieser Macht, die eine Gefahr für die Entwicklung deutscher Poesie nach der Seite spielender Äußerlichkeit in sich bergen konnte, sehen wir einen Dichter seine Sprachgewalt bethätigen, der im Gegensatz zu schrankenloser Mannigfaltigkeit vielmehr sein Ziel nach klassischem Muster in Zucht, Reinheit und ernster Schönheit der Sprache erstrebte.

Dieser Dichter war August Graf v. Platen-Hallermünde (1796—1835), geb. am 24. Oktober zu Ansbach, also wie Rückert ein bayrischer Franke. Er verfolgte zuerst als Zögling des Kadettenhauses und der Pagenschule die militärische Laufbahn, wandte sich aber nach Vollendung des Feldzuges von 1815 mit vielem Eifer den philologischen Studien zu, die entscheidenden Einfluß auf seine poetische Weise gewannen. Durch sie mit der Litteratur alter und neuer Zeit aufs innigste vertraut geworden, persönlich angeregt durch den freundschaftlichen Verkehr mit Schelling, dessen begeisterter Schüler er in Erlangen war, und durch Berührungen mit Goethe, Uhland und Rückert, vor allem aber durch seinen Aufenthalt in Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, künstlerisch gefördert, ist er eine poetische Persönlichkeit von harter Eigentümlichkeit und hoher Bedeutung geworden, indem seine großen Anlagen von einem reinen, streng sittlichen Charakter bestimmt wurden.

Der naheliegende Vergleich mit Rückert läßt uns diese Eigenart am deutlichsten erkennen. Jener strebte nach der höchsten Mannigfaltigkeit der Kunstform, Platen nach einer klassischen Reinheit.

In seinen Gedichten finden wir den ernsthaften Gehorsam gegen die Gesetze der Metrik und Verskunst. Er ist ein vollendeter Techniker der Poesie.

Rückert hatte sich in seinem Streben nach Formenfülle vorherrschend dem Orient zugewandt, dessen Poesie ihn mit wunderbarer Fruchtbarkeit und Triebkraft erfüllte. Versenkt in die Studien morgenländischer Dichtung, hatte er nach der Wahlverwandtschaft seines Geistes die Mosaik und arabeskenartige Buntheit ihrer äußeren Gewandung sich angeeignet, um bald als weisheitkündender Brahmane, bald als ein zweiter Firdusi, bald als witzig plaudernder Al Hafis aufzutreten. Auch Platen hatte

Digitized by Google

sich anfangs im Orient poetisch angesiedelt, fand sich aber im Morgenlande nicht zu Hause. Der in der Form so vielgestaltige, aber auch barocke und überladene Orient konnte ihm keine genügenden Muster bieten. Die fand er in Hellas und Rom, wo heitere Klarheit und hohe Einfachheit der Formen wohnen. So wandte er dem Orient den Rücken und ging nicht bloß im wirklichen Sinne des Worts nach Italien, sondern suchte unter den Wundern des klassischen Altertums, unter den hehren Gestalten der Antike ein Erbe derselben zu werden. Rückert hatte beiläufig auch antikes Versmaß gebraucht. Platen dagegen, ohne gerade wie Klopstock den Reim zu befeinden, führte die griechischen, reimlosen Metra wieder aufs neue in unsere Lyrik ein und behandelte sie mit einer solchen Meisterschaft, hauchte ihnen eine solche Fülle des Wohllauts ein, wie es vor ihm unerreichbar schien. So ist er ein deutscher Pindar geworden und hat in der That unter den deutschen Dichtern, wenn wir Klopstock, als dem Bahnbrecher, den ersten Preis zugestehen müssen, „in der Ode den zweiten Preis errungen." In dieser Dichtungsgattung hat er die Kraft seines Formentalents so mächtig beurkundet, daß man nur auf ihn hinweisen darf, wenn es sich fragt, ob unsere Sprache fähig sei, auch ohne Reim den höchsten Wohlklang zu entwickeln. Diese Reinheit und Erhabenheit der Form begründet vornehmlich Platens Bedeutung. Eine unmittelbare Dichternatur mit dem lebendigen Quell poetischer Begeisterung und der Schaffenslust aus innerstem Drange zum eigenen, unbefangenen Genuß ist er weniger. Dazu fehlte ihm die kindliche Innigkeit, die Fülle der Phantasie und des Gemüts, die der wahre Dichter besitzen muß, und für die alle klingende Schönheit der Sprache und der Metrik nicht voll entschädigen kann. So rein, so sauber ausgeschliffen, so vollendet die Form auch ist, man fühlt der herrlichen Marmorglätte nicht selten auch des Marmors Kälte und Härte an. Beide Dichter unterscheiden sich auch tief nach ihrer Individualität. An Rückert muß man die sittliche Reinheit und Würde, sowie die gesunde Gesinnung loben und den Seelenfrieden. An Platens poetischer Persönlichkeit bleibt manches zu beklagen. Er stellt sich uns wohl als ein selten durchgebildeter, edler Geist, als ein kräftig-männlicher Charakter dar, voll hoher Begeisterung für Kunst und Vaterland, aber sein Inneres erscheint von den krampfhaften Schauern tiefen Zwie-

Digitized by Google

spalts durchzuckt, und durch die reinsten und vollsten Klänge seiner Dichtungen hindurch vernehmen wir ein Seufzen des inneren Menschen, der weder in sich noch im Leben sich heimisch fühlt. So sagt er selbst:

Es hat das Herz sich nie zurecht gefunden
In dieses Lebens ird'schen Paradiesen.
Und frühe fühlt ich in verlass'nen Stunden
Mich auf mein eignes, dunkles Selbst verwiesen,
Und früh begann ein unaussprechlich Sehnen
Die Brust durch Seufzer mächtig auszudehnen.

Wenn daher bei Rückert Form und Inhalt sich meistens decken, so bildet bei Platen der Inhalt zu der Ruhe und Gediegenheit seiner Form oft einen peinlichen Gegensatz, weil diese Ruhe nicht als natürlich, nicht als die schöne Genügsamkeit eines völlig abgeschlossenen Gemütes, sondern als künstlich und als der Schleier erscheint, unter welchem der Schmerz der inneren Zerrissenheit und der Kampf der Leidenschaften um so gewaltiger tobt. Das ist auch wohl erklärlich. Dichtete Rückert zunächst um seines dankbaren Selbstgenusses willen, so that es Platen vorherrschend vom Durst nach Ruhm gestachelt. Vergaß Rückert über seiner inneren, friedevollen Welt die äußere, so verwickelte sich dagegen Platen in allerlei Kämpfe gegen seine Neider und Gegner und glühte fast beständig in Zorn gegen dieselben. Hatte Rückert eine stille Heimat gefunden in seiner Häuslichkeit und dem bescheidenen Lebensgenuß, so litt Platen — und nicht ganz ohne Schuld — lebenslang unter dem Fluch eines heimatlosen und berufslosen Litteratenlebens. Es war der verhängnisvolle Grundirrtum Platens:

Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon.
Dem ergiebt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergiebt,
Der die Freiheit heißer, als er Not und Hunger fürchtet, liebt.

Not, wenn auch nicht Hunger, hat Platen lebenslang ertragen und den stillen Frieden umgrenzter Häuslichkeit und Amtsthätigkeit entbehrt. Man beurteile ihn milde. Er meinte, um der Poesie willen der Freiheit dies Opfer bringen zu müssen. Es hat Goethe doch nie geschadet, daß er Minister war und Kanzleigeschäfte besorgte. Auch Schiller konnte nur werden, was er geworden ist, durch seine kurz bemessene Professur der Geschichte in Jena. Das

Digitized by Google

Schlimmste dagegen, was von Dänemark aus gegen Deutschland geschehen, ist die Pension, die Klopstock dorther erhalten. Das hat uns vielleicht um die rechte Vollendung des Messias gebracht. Wie ganz anders stände es wohl um unsere Litteratur, wenn unsere Dichter um ihr Brot zwar arbeiten, aber nicht dichten müßten! Nach Schiller soll nicht einmal die Wissenschaft die Kuh sein, die uns mit Butter versorgt. Aber mag sie es sein! Sie gewährt dadurch den Lohn treuer Arbeit. Doch die Muse soll nicht gezwungen werden, das tägliche Brot zu beschaffen oder Besitz zu begründen. Wäre Platen wirklich morgens zur Kanzlei gegangen, vielleicht hätte ihn abends die Muse auf dem Helikon freundlicher besucht. Sein Leben und seine Poesie hätte sich wohl erfreulicher gestaltet, als daß er nun klagen mußte:

Wem Leben Leiden ist und Leiden Leben,
Der mag, nach mir, was ich empfand, empfinden.
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann, danach zu streben,

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben,

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Toten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören —
Der kennt mich ganz und fühlet, was ich fühle.

Wir finden bei Platen den nachmals so hochberühmten und berüchtigten „Weltschmerz", der nicht in dem großen, politischen Unglück seiner Zeit begründet war, sondern vielmehr in der unseligen Krankhaftigkeit seines Innern lag. Wie hätte er sich sonst von der kleinlichen Misère seiner Zeit und von den Geschmacksverirrungen derselben so bitter anfechten und reizen lassen können! In seinen poetischen Feldzügen gegen Kotzebue, die Schicksalstragödiendichter und vor allem gegen den ehrenwerten und trefflichen Immermann, — eine so großartige Ansicht des Lebens und der Kunst ihn auch treiben mochte! — zeigte er doch so viel persönliche Verstimmung und Erregung, daß ein reiner Genuß dieser polemischen Dichtungen kaum möglich ist. Das strafte sich

Digitized by Google

auch an ihm selbst. Platen hat in dieser leidenschaftlichen Polemik seine schönsten Kräfte verzehrt, mit denen er ohne diese Kämpfe sicherlich zu höheren Schöpfungen und zu tieferer Gedankenfülle gelangt wäre.

Wie diese persönliche Reizbarkeit, so ließ ihm auch zeitlebens sein Ruhmdurst keine Ruhe. Sein Selbstlob stört unsern Genuß. Er verteidigt sich ehrlich in dem Gedichte „Selbstlob" wider diesen Vorwurf. Er habe nie sich selbst gerühmt, sondern nur den Genius, der ihn besucht, den göttlichen Gast in seinem Gemüte. Einem verkannten, jedenfalls seiner Zeit nicht recht gewürdigten Mann darf man es nicht zu hoch anrechnen, wenn er selbst hinweist auf das, was er geleistet hat. Aber liebenswert wird eine Dichtergestalt dadurch nicht. Seine viel angefochtene Grabschrift enthält immerhin Wahrheit.

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge;
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmen meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen,

Der ich der Ode zweiten Preis errungen
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Die Nachwelt hat ihm recht geben müssen, und den Platz gleich hinter Rückert darf ihm keiner bestreiten.

Platen hat auf die deutsche Sprache sein Gepräge gedrückt, und ein Entzücken ging durch den Kreis der verständnisvollen, poetischen Gemeinde über die durch ihn enthüllte Herrlichkeit der deutschen Sprache und die freudige, ungehemmte Beherrschung durch den Dichter.

Majestätisch rollen seine Anapäste daher:

Seit ältester Zeit tönt deutscher Gesang, und so oft in erneuendem Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.

Digitized by Google

Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn.
Doch blieb aus der Zeit des gewaltigen Karl wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Da steht und verschämt, voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

Dann spricht der Dichter von dem melodischen Hauch der Minnedichtung, „als einst zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten", dann von der „neuen befruchtenden Regung, die der begeisterte sächsische Mönch" der deutschen Sprache gebracht hat:

Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflügtung
Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint und nicht jedwedem genießbar.
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goetheſcher Sanftheit.
Keusch lehnt Klopstock an den Lilienstab, doch um Goethes erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz. Kühn wäre der Wunsch zu ersinnen verwandte Belohnung!

Wir stimmen ihm bei, wenn er von seinem Leben in Italien sagt:

In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhört jenseit des Gebirgs,
Dann sporut zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts!

Die sonderbare Form des Ghasels wird nicht nur erträglich, sondern schön bei ihm.

Hab' ich doch Verlust in allem, was ich je gewann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen.
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen.
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Laute,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen.

Digitized by Google

Doch nun fühl' ich, wie beflügelt, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man alles kann ertragen.
Und es öffnet gegen alle sich mein Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit allen dieses Lebens Bann ertragen.
Schließt den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd!
Schlimm're Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen.

Goethe hatte früher die Sonettendichtung streng abgewiesen, aber endlich doch selbst ein solches gedichtet unter der Aufschrift: „Die Bekehrung zum Sonett", in welchem er bekennt, er habe es bisher gemieden, weil er sonst so gern aus ganzem Holze geschnitten und hier doch gefürchtet habe, mitunter leimen zu müssen.

Platen dichtete darauf das köstliche Gedicht „Das Sonett an Goethe", das unverständige und oberflächliche Leute zum Anlaß nahmen, Platens Eitelkeit zu geißeln, der sich rühme, Goethe, der seine Gunst erfahren, zu den Seinen zählen zu können — unglaublich aber wahr! Es ist doch sonnenklar, daß hier das Sonett selbst redend eingeführt wird.

Das Sonett an Goethe.

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefstes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen;
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß der Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

Wenn man die Meisterschaft betrachtet, mit welcher Platen die antiken Metra handhabt, muß man verstehen, wie hoch er sich über die richtigen, aber hölzernen Verse eines Voß erhebt, der immer noch ungelenken Klopstockschen zu geschweigen. Er durfte in diesem Kraftgefühl das untadelige Distichon singen, das der Kritik der Sphynx, vergleiche den romantischen Ödipus, genügen mußte.

Möge die Welt durchstreifen der mutige Dulder Odysseus.
Kehrt er zurück, weh euch! Wehe dem Freiergeschlecht!

Digitized by Google

Er ist nicht zurückgekehrt. Er ist in Italien am 5. Dezember 1835 gestorben, — ein unzufriedener Sohn Deutschlands, dem die Freudigkeit des Glaubens und die Tapferkeit der Hoffnung fehlte.

Zusammen pack ich meine Habe
Und was im Busen mir gedieh,
Denn länger nicht mehr frommt die Gabe,
Die mir ein milder Gott verlieh.

So war's umsonst, was mich begeistert;
So war's umsonst, was ich empfand!
Und jeder arme Stümper meistert
Den Griffel einer Meisterhand.

So gieb, o Dichter, dich zufrieden;
Es büßt die Welt nur wenig ein.
Du weißt es längst: man kann hienieden
Nichts Schlecht'res als ein Deutscher sein.

Vielleicht ist neben dem Schmerz über mangelndes Verständnis die Empörung über manchen unverdienten Hohn und namentlich über H. Heines schmutzige Verdächtigungen hier zu stark zum Worte gelangt.

Freilich erschien ihm Italien schließlich nicht besser. Er, der Katholik, beklagte das von der Natur so schön ausgeschmückte Land:

Nichts frommt es, was du je gewannst, und was der Welt du gabst;
Du hegst an eigner Brust den Krebs, den Antichrist, den Papst.
Als Luthers Stimme tönte, ward sie nicht von dir begrüßt.
Du wandtest weg dein taubes Ohr und hast es schwer gebüßt.

Platens Abwendung vom Vaterlande hat er auch schmerzlich gebüßt, und er hat es eingestanden.

So hast du's reichlich dir erwogen,
Und dieses ist das letzte Wort?
Dich lockt ein ferner Himmelsbogen,
Es treibt dich in die Ferne fort?

Doch wird geliebt, wer liebt und bleibet,
Wer flieht, verkannt, und glaube mir,
Wenn dich die Sehnsucht fürder treibet,
So bleibt die Liebe hinter dir.

Und mag umwuchern dich das schöne
Hesperien voll milder Au'n,
Wo findest du die deutschen Töne?
Wo findest du die deutschen Frau'n?

Digitized by Google

Die innere Qual seiner eignen Zerrissenheit folgte ihm überall. Und so ging er denn, wie sein Herzensverwandter, Lord Byron, auf klassischem Boden einem frühen Tode entgegen und fand im Garten der Villa Landolina zu Syrakus, in dessen Nähe sich nach der Sage der Grabhügel des Äschylus erhebt, seine Gruft, welche die pompöse Inschrift trägt: „Hic jacet Augustus comes de Platen, poetarum Teutonicorum princeps, ingenio Germanus, forma Graecus, poetellarum terror, novissimum posteritatis exemplum.“

Unter seinen Oden sind hervorzuheben die politischen. Durch diese ist er Bahnbrecher einer neueren, politischen Poesie geworden. In ihnen tritt eine Klarheit, Energie und Kernhaftigkeit des Gedankens hervor, wie wir sie bei den romantischen Sängern der Befreiungskriege noch nicht finden. Aus ihnen können wir erkennen, wie der Ruf der Völker nach Freiheit in seiner Seele ein mächtiges Echo gefunden, und welch eine tiefe Erkenntnis er von den Verhältnissen und Forderungen der Zeit hatte. Zwar hat er aus seiner dunkeln Seele heraus manches schwärzer gesehen, als es in den Thatsachen begründet war, wie z. B. in der schönen Ode „Kassandra“, wo er seine Furcht vor dem Andrang russischer Barbarei ausspricht, und in seltsamer, voreiliger Erwartung seine Stimme zu den Thronen erhoben, von denen er ungeduldig Hilfe erwartete und wo wahrhaftig nichts zu hoffen war, wie in den Oden „An Franz II.“, „An Karl X.“ ꝛc. Aber er hat in der kräftigen Einheit des gesamten, deutschen Vaterlandes das einzige Mittel zu seiner inneren Stärke und äußeren Sicherheit stets deutlich erkannt und diesem Gedanken schöne, mutige Worte verliehen. Darum haben ihm diese Oden freilich erst nach seinem Tode, als man seine Schwächen entschuldigen und vergessen lernte, wegen ihrer Huttenschen Freimütigkeit Bewunderer und Freunde erworben.

Durch den Reiz der Form, wie durch Adel der Gedanken und Anschauungen zeichnen sich auch seine andern Oden aus, so „Der bessere Teil“, worin er das stille, sanfte Mariaherz im Gegensatz gegen die der Thätigkeit zugewandte Marthaseele preist, auch die Oden „Florenz“ und „Der Vesuv im Dezember 1830“, in der er uns ein prächtiges Gemälde italienischer Natur mit ihrem Wechsel von vulkanischer Unruhe und Mondnachtsstille entwirft.

Digitized by Google

In seinen Liedern aus seiner Jugendzeit tritt zu sehr Reflexion, Kühnheit und Erhabenheit hervor, die mehr zur Ode befähigen. Dennoch findet sich auch tiefes, lyrisches Gefühl und süße Melodie der Sprache. Das beste unter diesen ist das kleine Lied, worin er den Zauber seelenvoller Menschenstimme besingt:

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht.

So viele Worte dringen
Ans Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut!

Das tragische, wenn auch wohl verdiente Schicksal Polens stimmte ihn zu seinen „Polenliedern", die zerstreut in Zeitschriften erschienen und von seinen gesammelten Werken ausgeschlossen blieben, bis sie 1852 von seinem Verehrer J. Minkwitz herausgegeben wurden. Hier stört politische Tendenz die lyrische Einfachheit, und ungerechte Leidenschaftlichkeit fordert jetzt Widerspruch und Tadel heraus. Damals war man politisch sentimental und ließ sich solche Übertreibungen in edler Sprache gefallen.

In seinen romanzenartigen Dichtungen erreicht Platen eine desto größere Wirkung. „Der Pilgrim vor St. Just" und „Das Grab im Busento" werden immer ihren Wert behalten. Große Macht hat im ersten Gedicht der Ton der Sprache, die in den langen, schweren Versen die Lebensmüdigkeit des greisenhaften Kaisers ausdrückt, der im Angesichte des Todes der Welt und weltlicher Ehre entsagt:

Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Digitized by Google

Prachtvoll und mit reichem musikalischen Gehalt führt uns das zweite die Bestattung des Gotenkönigs Alarich im Bette des Busentoflusses vor.

Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen.
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren;
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Den Übergang von der Romanze zum Liede bildet mit Glück das durch den refrainartigen Reim sehr eindrucksvolle Gedicht:

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen!
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht;
Ich lehnte mich über die Brücke.
Tief unter mir nahm ich der Wogen in acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht.
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht.
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage vollbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht
Im pochenden Herzen die Reue.

Großes Verdienst hat der Dichter um die Ausbildung des Sonetts. Er hinterließ in dieser Kunstform achtundachtzig Gedichte. Eine solche Rundung und Lieblichkeit der Form bei seltener Beweglichkeit und Fülle von Gedanken und Anschauungen, wie er sie besonders in seinen „Sonetten auf Venedig" zeigt, findet man in dieser engumrahmten Kunstform in unserer Litteratur

Digitized by Google

kaum wieder. Der Dichter schildert die Eindrücke, die er von Venedig empfängt, die Kirchenpracht, die alten Säulengänge des Dogenpalastes, den sonnenbeglänzten Markusplatz, die erhebende Aussicht vom Campanile auf das Meer, die Alpen und die Laguneninseln, den lieblichen Genuß der Gondelfahrten in abendlicher Kühle, die Kunstwerke eines Gian Bellin, Titian und Paolo Veronese, sowie die blühenden Frauengestalten in den Gassen, so daß alles uns lebendig und wahr vor die Seele tritt.

1.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen.
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Äonen.
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
Öd' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe, staunend, und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern.

2.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr saht an blnmigen Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.

Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu tauen,
Um auf den Markus alles einzuladen.
Da sitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reih'n Venedigs schönste Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar; Musik verhaucht gelinde.

Indessen wehn auf ehrnen Piedestalen
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

Digitized by Google

Wie Platen in den eintönigen Reimspielformen des Ghaseles doch noch bedeutsame und ansprechende Gedanken auszudrücken weiß, ist zu bewundern. Ob unserer Poesie durch die Behandlung dieser Formen überhaupt ein wesentlicher Nutzen erwachsen ist, bleibe dahingestellt. Rührend spricht eines dieser Ghaselen es aus, mit wie tiefem Schmerz der jetzt so anerkannte Dichter es empfand, von seiner Mitwelt verkannt zu werden.

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnten kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang,
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang.
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang.
Mir indessen, dem im Busen Thatenunruh wühlt' und gor,
Diente selbst der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Der Inhalt dieses Gedichts leitet zu Platens polemischen Dramen über, durch die er seiner Zeit am meisten Aufsehen machte, während seine anmutigen Märchendramen, wie „Der gläserne Pantoffel" und „Der Schatz des Rhampsinit", ebenso wie das Heldengedicht „Die Abassiden" trotz tadelloser Form wenig Beifall fanden. In den polemischen Dramen machte er seiner stolzen Verachtung gegen die von seiner Zeit gepriesenen, elenden Dichter, wie Kotzebue, Müllner, Raupach ꝛc. und allerdings auch seinem Mißmut über den Mangel an Anerkennung auf höchst originelle Weise Luft. Begeisterte Liebe für die Kunst gegenüber den Geschmacksverirrungen seiner zeitgenössischen Poesie spricht daraus.

Aristophanes ist dabei sein Vorbild, dessen Formen er auf geniale Weise nachgeahmt hat. Die Verse sind abwechselnd sechsfüßige Jamben, Trochäen, Anapäste in vollendeter Reinheit und wundersamer Melodie. Doch sind auch moderne Reimverse, Oktaven, Glossen ꝛc. untermischt. Der Witz besteht vornehmlich in der Diktion. Die erhabensten Anfänge sinken in nachahmender Verhöhnung seiner Gegner absichtlich plötzlich in die platteste Prosa hinab. Das Ganze ist voll von Anspielungen auf die Gegenwart und von anachronistischen Karikierungen. Mitunter giebt's nach Aristophanes Vorgang auch Derbheiten. Unbestreitbar regiert eine treffende Komik darin. Ein Beispiel genüge. Die

Digitized by Google

Königin Jokaste nimmt Abschied von ihrem Gemahl, der nach Delphi reist, um sich ein Orakelwort zu holen; sie tröstet sich. Kann sie doch indes mit ihren beiden Sängern — es sind Kind und Kindeskind — sich ergötzen und Lesefrüchte sammeln!

Ach da las ich jüngst im Houwald eine Stelle, welche nie
Wieder aus dem Kopfe geht mir oder aus der Phantasie.
Denn in einem Trauerspiele tritt — die „Feinde" heißt das Stück —
Eine Fürstin auf um Mitternacht und wünscht den Tag zurück.
Und sie sagt, dies auszudrücken, wie's nur ein Genie vermag:
Daß ich wäre deine Mutter, um zu wecken dich, o Tag!
Welch ein kühnes Bild, wie würdig eines Wesens auf dem Thron!
Welch ein zarter Wunsch von dieser königlichen Weibsperson!
Jene wäre gern des Tages Mutter, fragte mich genau
Was ich gerne wäre, Houwald, würd' ich sagen: Deine Frau!

Das erste dieser beiden Stücke „Die verhängnisvolle Gabel" ist gegen die Schicksalstragödien gerichtet, Werners „Vierundzwanzigsten Februar", Müllners „Schuld", Houwalds „Leuchtturm", und mit etwas minderem Recht gegen Grillparzers „Ahnfrau"; denn dies Stück ist wenigstens poetisch. Im „Vierundzwanzigsten Februar" von Werner spielt das Schicksal an diesem Tage alle sieben Jahr sein grauses Spiel mit den unglücklichen Opfern des Verhängnisses, und fast jedesmal wird das bewirkt durch ein und dasselbe Mordbeil. In Müllners „Schuld" ist's der Fluch einer alten Zigeunerin, in der „Ahnfrau" ein Dolch, mit dem einst des Geschlechts ehebrecherische Stammmutter ihren Gatten ermordete, die nun als Geist umgehen muß, bis der letzte Nachkömmling aus diesem Geschlechte mit demselben Dolche ermordet wurde. Platen hat mit seinem Stücke gegen diese poetische Mißwirtschaft einen vernichtenden Streich geführt und sie moralisch tot gemacht. Dem Juden Schmul, der nach Arkadien zieht, wo er bloß Geld machen will — Platen soll an Börne und Heine gedacht haben — erscheint auf der Plesse romantischen Trümmern bei Göttingen, wo schon ein denkender Mensch ein Phantast heißt, denn

Laut rühmen sie sich in derselbigen Stadt, daß nie die Naturphilosophen
Bei ihnen gediehn, und daß ein Poet wie Bürger vor Hunger beinah starb,

der Geist einer Ahnfrau, die wienerisch neudeutsch spricht und ihm ihr Schicksal erzählt: sie habe stets größeren Abscheu vor Spinnen gehabt, als vor Laster und Ehebruch.

Digitized by Google

Als abends ich einst samt meinem Gemahl, dem behaglichen, saß an der Tafel,
Spann plötzlich, o weh! sich ein solches Getüm von der Decke herab in den Mund mir.
Ich schrie wie am Spieß — doch weißt du Freund, was nun mein Ehegemahl that?
Er erschrak und stach sich die Gabel in Schlund, da er just Kartoffelsalat aß.

Dafür muß sie nach dem Tode umgehen „bis ihres Geschlechtes, das in der Gabel viel Unglück ererbt, letztäußerster Sprosse verschieden". Wie das ausgeführt wird, ist sehr lesenswert. Wem aus jener Zeit die litterarischen und politischen Beziehungen bekannt sind, der findet ein reiches Vergnügen daran; und wem wahre Poesie am Herzen liegt, der muß sich freuen, wie den Leuten die Augen darüber aufgethan wurden, was sie an ihren Kotzebues und Müllners hatten. Von ersterem heißt es:

Er schmierte, wie man Stiefel schmiert — verzeiht mir diese Trope —
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope.
Er sprach, wie ihr, das war euch recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus eurem eignen Kreise sich die fadesten Personen.
Auch habt ihr euren Kotzebue nicht ganz und gar verlassen.
Zwar starb er euch, doch blieben euch des Edlen Hintersassen:
Der Advokat von Weißenfels (Müllner) und ähnliche Gesichter,
Die klein, wie er, als Menschen sind und groß, wie er, als Dichter.
Gern hätt' ich manches wörtlich euch aus ihnen nachgewiesen,
Doch ihre Verse sind zu schlecht; sie passen nicht zu diesen.

Noch mehr abgerundet in der Form, geistvoller in der Anlage und reicher an schlagendem Witz, aber auch noch bitterer ist „Der romantische Ödipus". Er ist gerichtet gegen die saloppe Sudelei in der Sprache, gegen die verwaschene und verwirrte Darstellung der Gestalten in den letzten Nachtretern der romantischen Schule. Der aus Berlin exilierte „Verstand" kommt nach der Lüneburger Heide. Dort trifft er „das Publikum", einen modisch aufgestutzten Jüngling, bartlos und in neustem Frack, der sich noch gestern in Houwalds „Leuchtturm" die Hände wund geklatscht hat. Der Chor der Heidschnucken verweist beide an den dort lebenden „Romantiker", und dieser giebt dem Publikum sein neustes Stück zum besten, den romantisch verbesserten „Ödipus" des Sophokles. Das Stück beginnt in der Wochenstube der Jokaste und schließt mit dem Tode des Greises Ödipus.

Digitized by Google

Die Pest in Theben ist entstanden, weil so viele deutsche Dichter dort zusammengekommen sind mit ihren Trauerspielen und ihren Tabakspfeifen. Sie hielten die Forderung der Sphinx (der Kritik), ein richtiges Distichon zu liefern, für eine Kleinigkeit, aber keiner konnte es, bis auf Ödipus, der hier jenes bekannte, früher angeführte Distichon in Transparent erscheinen läßt. Der Romantiker behauptet, sein Stück sei eine wesentliche Verbesserung des Sophokles, denn diesem fehle:

Der Nebenbeipersonen reiches Übermaß —
Freischützkaskadenfeuerwerkmaschinerie.

Zuletzt ergeht sich der Verstand in einer donnernden Strafrede gegen den armen Romantiker, und selbst das „Publikum" sieht die Schwäche desselben ein.

Dem unglücklichen Platen ist hier leider ein arges Versehen passiert, indem er zum Repräsentanten der Romantiker Immermann wählte, der ihn gerade durch manche witzige Epigramme beleidigt hatte. Diese persönliche Sache übertrug er ungerechterweise auf den poetischen Kampf und richtete allen seinen Spott gegen den „Nimmermann", wie er ihn nannte. Dieser Dichter verdiente es unter den Romantikern am allerwenigsten, weil er, wie sonst kaum einer, in seiner stolzen Männlichkeit vor unsern Augen dasteht, nachdem er sich aus seiner ersten, rohen Periode losgerungen hatte. Denn ein Mensch, sagt Goethe, lebt im Gedächtnis der Nachwelt in derjenigen Gestalt fort, in welcher er von hinnen geschieden ist. Immermann ist in seiner höchsten Manneskraft heimgegangen, aber doch nicht eher, als bis ihm gelungen war, durch allgemein anerkannte, bedeutende Werke die früheren romantischen Schwächen und Verirrungen wieder gut zu machen, durch die Platens Mißgriff mit veranlaßt wurde.

Wir wenden uns zu diesem seinem gehaßtesten Gegner. Der Fehler, den Platen ihm gegenüber gemacht hat, ist von der Gerechtigkeit der Nachwelt ausgetilgt, und auch Platen hat dafür Verzeihung gefunden. Seine edle, wenn auch freudelose Gestalt bleibt im Schmucke kühler Formenschönheit stehen. Die verdiente Anerkennung hat er jetzt gefunden, aber das Herz seines Volkes hat er nicht gewonnen. Seinen Worten fehlte die Wärme der Liebe. Nur ein hohes, antik gefaßtes Freundschaftsideal milderte die Härte seiner durchaus erhabenen Erscheinung.

Digitized by Google

Karl Leberecht Immermann (1796—1840), geboren zu Magdeburg am 24. April. Er genoß von seinem überaus ernsten, ja oft harten Vater eine strenge Erziehung, deren Einfluß in seinem späteren Leben unverkennbar ist. Der Dichter von Puttlitz hat 1870 eine treffliche Biographie Immermanns herausgegeben. Er wandte sich dem Studium der Rechte zu, wurde zuerst in Münster, dann in Düsseldorf als Landgerichtsrat angestellt und erhielt im Jahre 1834 einen Urlaub auf mehrere Jahre, der ihm gestattete, seine ganze Kraft auf die Leitung des von ihm begründeten Düsseldorfer Theaters zu verwenden. Dabei hat er auf überraschende Weise gezeigt, wie auf diesem Felde mit nur geringen Mitteln Großes geleistet werden kann, wenn ein wahrhaft ideal gerichteter und für die Kunst begeisterter Mann an der Spitze steht. Zuletzt freilich ließ ihn die Teilnahmlosigkeit des Publikums im Stich, und er trat in die juristische Carriere zurück. Ein lange Jahre dauerndes, unklares Lebens- und Liebesverhältnis zur Gräfin Ahlefeld, der geschiedenen Frau des Freischarenführers Major von Lützow, trübte seine Entwicklung und Arbeitsfreude. Dem machte er endlich durch eine überaus glückliche Vermählung in reiferen Jahren ein Ende. Aber schon am Ende des ersten Jahres seiner Ehe und im frohen Genuß der ersten Vaterfreude starb er plötzlich am Schlage den 25. Aug. 1840. Immermann war ganz ein Mann; sein eigener Name war der ritterliche Wahlspruch seines Lebens. Diesem Namen hat er Ehre gemacht. Stark und stolz, streng und herb, kühl und klar, energisch und besonnen, nirgends seine Natur verleugnend, vielmehr überall mit entschlossenem Sinne und aufgeschlagenem Visier vorschreitend im Leben und in der Kunst, gegen hoch und niedrig, Freund und Feind, ist er immer derselbe, — immer Mann geblieben. Diesem männlichen Geiste entsprach sowohl seine äußere Athletengestalt, als auch sein lakonisches Benehmen, das jeder zu vertraulichen Annäherung sofort Schranken setzte. Doch war er auch in seltenen Augenblicken der Erregung vertraulicher Mitteilung und weicher Hingabe fähig. Es war bei ihm nicht Mangel an Herz, sondern vielmehr jene echt männliche Scheu vor allem Falschen, Affektierten und Sentimentalen, die bei ihm gewissermaßen zur ehrenwerten Leidenschaft geworden war. Sein gerader Sinn suchte überall rücksichtslos das Wahre, das Natürliche, die Unmittelbarkeit des Lebens. Wo er etwas Unechtes und Ge-

Digitized by Google

machtes in einer Persönlichkeit oder Zeiterscheinung fand, da verwarf er sie sogleich im großen und ganzen und konnte darin einseitig werden bis zur Ungerechtigkeit. Eine solche Charakterstärke ist im Vergleich zur Schwäche und Haltlosigkeit der Männerwelt in unsern Tagen gewiß zu achten. Man kann sich nur freuen, daß wir unter unsern neueren Dichtern, derer so viele an Charakterlosigkeit leiden, eine Persönlichkeit wie Immermann vorfinden. Aber aller menschlichen Stärke haftet, wie dem Lichte der Schatten, eine bestimmte Schwäche an. So war es auch bei ihm.

Immermanns Mannhaftigkeit war nicht ohne große Selbstgenügsamkeit, Überschätzung der eignen Kraft und eigensinnigen Stolz. Sie ließ ihn oft vergessen, daß er, wie jeder lebende und wirkende Mensch, doch immer nur das Stück eines Ganzen, ein Glied in einer großen Kette war. Daher stammte seine unglückliche Neigung, sich zu vereinzeln und hartnäckig seine selbstgewählten Pfade zu gehn. Schon auf der Universität Halle hatte er in einer höchst auffälligen Weise gegen das Urteil der Studentenschaft Stellung genommen, indem er sich eines nach seiner Meinung mit Unrecht von einer einflußreichen Studentenverbindung in Verruf gethanen und mißhandelten Studenten annahm, dessen Sache er sogar bis vor die Ohren des Königs Friedrich Wilhelm III. brachte. Eine ähnliche Erscheinung hartnäckiger Selbständigkeit bildete er gegenüber den zeitgenössischen Dichtern. Nie hat er einer bestimmten Schule angehört oder einer hervorstechenden Richtung gehuldigt. Hatte er sich auch an den beiden Granitpfeilern, an Goethe und Shakespeare, aufgerichtet und herangebildet und von der Romantik seine Färbung geliehen, so blieb doch seine Eigenart, auch als Schüler und Zögling, immer so frisch und naturkernig, daß er von Anfang an den Eindruck eines werdenden Originalgenies machte. So blieb er bis gegen das Ende seines Lebens in vornehmer Kälte und starrer Haltung stehen, unbekümmert um die Menge und die gebietenden Richtungen der Zeit, weil er weder das zweideutige Talent hatte, bei jener sich beliebt zu machen, noch auch Hingabe genug besaß, um das Wahre und Berechtigte in diesen anzuerkennen. Ohne Zweifel hat er selbst auch viel dazu beigetragen, daß die Kritiker seine Werke ungünstig beurteilten, ja gern totgeschwiegen hätten.

Fehlte es ihm am Zarten, Milden, Süßen, an der weiblich gewinnenden Dichtungsart, so war es erklärlich, daß das große

Digitized by Google

Publikum ihn mit Gleichgültigkeit und Verkennung strafte. Nie faßten seine Dichtungen, bis auf die letzten, in dem Herzen des Volkes rechte Wurzel, weil sie zu künstlerisch klug und zu wenig menschlich bewegt waren.

An dieser mannhaften, aber eigensinnigen, zu Einsamkeit und Widerspruch geneigten Natur lag es auch, daß er in so vielerlei Fehden geriet. Auffallend war es nicht und darum auch entschuldbar, daß sein gerader Sinn in geschraubter und verkünstelter Zeit Anstoß nahm und in Kampf geriet. In dieser Beziehung zeigte er sich als einen Ehrenmann, der immer von gerechtem Zorn glühte, wenn ihm eine Zumutung kam, die den Adel seines Charakters oder die Freiheit seines Geistes verkümmern wollte. Aber er ließ sich von seiner leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit auch verleiten, in allem, was seiner Natur entgegenstand, beabsichtigte Feindschaft zu erblicken und Kämpfe anzufangen, die mehr Rumor machten, als wesentlichen Nutzen stifteten. Dadurch machte er sich mitschuldig an dem groben Mißgriffe Platens, welcher einen Kampf begann, an welchem beider Ruhm hätte zu Grunde gehen können, wenn sie nicht beide ehrenwerte Männer und beide große Dichter gewesen wären. Sie hatten beide ihre gerechte Sache mit gutem Gewissen zu verteidigen. In der Poesie ist Stoff und Inhalt nichts ohne die schöne Form, aber auch die schöne Form nichts ohne den Inhalt. Die letzten Ausläufer der Romantik hatten sich in beider Hinsicht arg genug versündigt. Die Müllner und Houwald ꝛc. behandelten ihre absurden Stoffe in mordschlechten Versen. Wenn ein Mann wie Immermann vor allen Dingen sich bemühte, seinen Werken einen bedeutenden Gedankeninhalt zu geben, und sich dieses Strebens völlig bewußt war, so that er, was einem deutschen Dichter vor allem geziemte. Wenn Platen dagegen seinerseits auf die schöne Form hinarbeitete, auf richtigen Versbau, reine Reime, schön gebildete Worte und überhaupt auf Fülle des Wohllauts bedacht war, so that er auch, was der Hinblick auf die Dichtungen selbst besserer Poeten damaliger Zeit, wie Eichendorff, Justinus Kerner, geschweige denn der gewöhnlichen Dutzendpoeten, die man damals naiv bewunderte, gebieterisch von ihm forderte. Selbst einen Rückert kann man nicht von aller Schuld freisprechen, und wenn wir auch von Goethe sagen müssen, daß er keinen schlechten Vers machen konnte, keinen, in dem nicht die Fülle des eignen Wohllauts wäre zu Tage ge-

Digitized by Google

kommen, so konnte er doch wohl auch einmal einen siebenfüßigen Hexameter „laufen lassen", und Schiller hat manchen fehlerhaften Vers gebildet. Bekannt ist Schlegels Witzwort:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie diesen.
Aber die Pentameter sind noch viel excellenter.

Platen und Immermann wollten beides, die Bedeutsamkeit des Stoffes und die Schönheit der Form. Diese lag Platen näher als Gegenstand seines Strebens und Streitens, jene Immermann. So konnte es nicht fehlen, daß beide aufeinander stießen. Der böse Dämon, dem wir die Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeit dieses ärgerlichen Streites schuld geben müssen, war Heine. In Düsseldorf, wo sie beide eine Zeitlang heimisch waren, hatten Immermann und Heine Bekanntschaft gemacht. Noch hatte dieser seine schmutzigsten und frivolsten Werke nicht geschrieben. Sonst wäre es unbegreiflich, wie ein Immermann mit ihm hätte näher verkehren können. In seinen „Reisebildern" hatte Heine 1827 einige Epigramme von Immermann abdrucken lassen, in welchen dieser über die damals aufgekommenen, deutsch-orientalischen Dichtungsformen scherzte, z. B.:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Ghaseten.

Diese an sich harmlosen Scherze regten den Grafen Platen dergestalt auf, daß er sich zu dem groben Unrecht verleiten ließ, seine Polemik wider die Romantiker geradezu gegen Immermann zu richten, und ihn als den Repräsentanten der von ihm bekämpften „Dichterlingsgenossenschaft" aufzustellen. Daß er ihn und seine Freunde dadurch tief kränkte, war kein Wunder. Ohne dieses Unrecht würde seine köstliche Satire im „Romantischen Ödipus" noch weit mehr die verdiente Anerkennung gefunden haben. Aber dem stets nach Anerkennung lechzenden Platen ward durch diesen Mangel eine gerechte Strafe, während dem angegriffenen Immermann das ihm widerfahrene Unrecht nur zur Ehre gereichte, zumal da er sich sehr nobel dabei benahm. Er gab eine kleine Sammlung von 22 Sonetten heraus: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier." Nach einer ernst gehaltenen Vorrede, in welcher er dem Gegner den allerdings bedeutenden Unterschied seiner Lustspiele

Digitized by Google

von den Aristophanischen Komödien darlegt, folgen die Sonette und einige Parabasen, in welchen er demselben seine Eitelkeit und sein Selbstlob vorhält. Wir geben hier eins von diesen Sonetten:

Anrufung der Musen.

„Naht, Musen, euch, daß sich mein Geist entzünde!
Ein groß Gedicht sei meinem Mund entflossen.
Naht, ihr Kamönen, dem gelehrten Sprossen!"
Ruft August, Graf von Platen-Hallermünde.

Und wirklich, naht sich was. Blank, ohne Sünde
Nahn Jamben sich, Spondäen und Molossen.
Trochäen, Pyrrhichien, Oktaven, Glossen —
Die ganze Metrik stehet in derRünde.

Nicht fehlt der Anapäst zu Fest und Schmause;
Daktylen scherzen auf des Grafen Diele.
Wo aber sind die Musen bei dem Spiele?

Die blieben leider alle aus dem Hause.
Nicht reizet sie die Ladung des Pedanten:
Sie schicken höflich Vers' als Remplaçanten.

Das ist einigermaßen bitter, aber doch gerecht. Immermann hatte von dem ganzen Kampfe den großen Segen, daß er fortan auch die Form besser schätzen und beobachten lernte; seine ferneren Leistungen hoben sich von Jahr zu Jahr. Wer Platens „Romantischen Ödipus" auch jetzt noch mit herzlichem Genusse liest, kann doch keinen Augenblick dabei vergessen, daß dem „Nimmermann" niemand weniger gleicht, als der Immermann, der immer ein Mann war, und die einzige Schmach, die ihm aus jenem Streite übrig geblieben, ist die boshafte und unflätige Weise, mit welcher Heine später in seinen „Reisebildern" ihn gegen Platen verteidigt hat.

Damals gab Immermann sein köstliches Scherzepos heraus, „Tulifäntchen", ein Werk des gesundesten Humors. Als letzter Sprößling des einst so berühmten Geschlechts der Tulifanten wird das sechszöllige Zwerglein Tulifäntchen geboren. Der arme Vater klagt, was ihm dieser winzige Sprößling solle, aber Fee Libelle erscheint tröstend und spricht:

Jetzo ist die Zeit der Kleinen.
Große Thaten kleiner Leute,
Thaten in verjüngtem Maßstab

Digitized by Google

Will die Welt; noch einmal sag' ich:
Freut euch dieses winz'gen Helden.

Die große That dieses kleinen, in wuchtigen spanischen Trochäen pathetisch besungenen Helden besteht nun darin, daß er vermittelst eines Stückchen Zuckers und seiner Federmesserklinge einen großen Brummer tötet, der sich der Königin Grandiose im Reiche der Weiber in dem verhängnisvollen Augenblick, da sie zur Steuererleichterung ihrer Unterthanen gerade über das Gesetz nachsinnt, daß das Pünktlein auf dem i bei Todesstrafe soll weggelassen werden, auf die Nase zu setzen droht. Dafür empfängt er den Titel „Tulifäntchen Fliegentöter", was damals an die Diebitsch Sabalkanski und Paskewitsch Erivanski erinnern mußte. Er empfängt auch die Prinzessin Balsamine zur Frau, die den Riesen Schlagododro in seiner mit eisernen Mauern umgebenen Burg Brambambra im Griechischen unterrichtet hat und ihn zu heiraten wünscht. Diese von einem englischen Mechanikus kunstrecht erbaute Mauer stürzt Held Tulifäntchen, indem er den einzigen Eisenstift auszieht, der den ganzen Bau zusammenhält. In der Ehe aber geht es dem armen Tulifäntchen sehr schlimm. Seine geliebte Gemahlin thut ihn als Lesezeichen in einen Folianten und endlich in einen Käfig. In der Verzweiflung will er sich von der Höhe des Palastes auf das Pflaster stürzen, aber Fee Libelle fängt ihn auf und trägt ihn hinauf in das Reich der Poesie, denn die Poesie wie die Liebe vermag auch das Kleinste zu verklären.

Daß dieses köstliche Gedicht, in welchem Immermann eine Fülle von Poesie und Humor entwickelt, nicht durchschlug, ist fast unbegreiflich. Man erblickte kleinlicherweise darin nur eine Polemik wider Platen.

Der verdienstvolle Mann konnte lange Jahre hindurch zu keiner rechten Popularität kommen. Ihm fehlte der Glanz und die Milde, welche die Menschen gewinnt. Seine Lyrik, die freilich oft nüchtern und prosaisch ist, fand zunächst gar keine Beachtung beim Publikum. Nicht viel besser ging es ihm mit seinen Dramen, die in Anlage und Ausführung im einzelnen manches Lobenswerte haben, aber zum Teil eine ganz tolle Romantik enthielten.

Sein Trauerspiel „Cardenio und Celinde", welches denselben wüsten Gegenstand behandelt, den Arnim in seinem „Halle und Jerusalem" und Tieck in seinem „Liebes-

Digitized by Google

trank" benutzte, verlor sich in die absurdesten Greuel und verletzte das sittliche Gefühl, ohne durch Schönheit zu entschädigen. Sein „Trauerspiel in Tirol", das den Heldentod Andreas Hofers zum Gegenstand hat, vermischte die kraftvoll geschichtliche Wirklichkeit mit der Welt des Wunders und ließ überall die zersetzenden Reflexionen des Dichters durchblicken. Sein „Kaiser Friedrich II." hatte, wie bisher alle Hohenstaufendramen, wenig Erfolg, und sein „Alexis", eine tragische Trilogie, worin er einen blutigen Familiengreuel des russischen Despotenhauses darstellte, hatte des Schreckens zu viel und beruhte in der Anlage zu sehr auf kalter Geschichtsdiktion. Anziehend ist darin das durch Mendelssohns wunderschöne Komposition der Vergessenheit entrissene „Todeslied der Bojaren": „Leg in den Sarg mir mein grünes Gewand" 2c. Von allen seinen Dramen sind wohl die „Verkleidungen" am meisten zu tadeln wegen sittlicher Frivolität. So schoß Immermann, weil er weder das Bedürfnis seiner Zeit noch auch seine eigne Begabung erkannte, stets fehl. Aber glücklicherweise hatte er innere Kraft genug, um sich immer wieder kräftig aufzuraffen und weiterzustreben.

Nachdem er diese dramatischen Vorstudien gemacht hatte, ging er zu einer gewaltigen Aufgabe über. Die altenglische Sage vom Zauberer „Merlin", der zu Stoneshenge hauste, erfaßte er im Sinne des alten Gnosticismus als den Gegenstand einer gewaltigen theosophisch-mystischen Dichtung. Mit überschäumender Kraft religiöser und poetischer Begeisterung entwarf er ein Bild, in dem philosophische Spekulation, morgenländische Träumerei und ritterliche Romantik von berückender Schönheit sich zu einem mächtigen, allerdings nicht einheitlichen Eindruck verbinden.

Satan, im gnostischen Sinne „der schöne Gott des Lebens" dieser Welt, in welchem die himmlische Natur entartet, aber nicht verschwunden ist, hat, um das Erlösungswerk zu bekämpfen, einen Sohn gezeugt — Merlin, der vom Vater göttliche Kraft, von der unglücklichen Mutter, einer christlichen Jungfrau, die Sehnsucht nach dem wahrhaftigen Gott und seinem Reiche geerbt hat. Dies gewaltige Kind, dem Natur und Menschen unterthan sind, will im Christentum Heiligkeit des Willens und Schönheit des Genusses verschmelzen und zu dem Ende die Tafelrunde des Königs Artus in den Besitz des heiligen Grals bringen. Sehr wirkungsvoll ist

Digitized by Google

der Gegensatz seiner Person zu der umsonst sich mühenden Weltweisheit eines Zauberers Klingsor. Der angeerbte Zug zum Fürsten dieser Welt läßt Merlin in die Schlingen der seelenlosen Fee Viviane fallen, die ihn seines himmlischen Geheimnisses und seiner Macht beraubt. Die Helden der Tafelrunde verschmachten führerlos in der Wüste. Den Gefallenen und Elenden versucht nun Satan zum Abfall von Gott. Aber das heilige Muttererbe läßt ihn nicht treulos werden. Unter den würgenden Händen seines höllischen Vaters verscheidet Merlin mit dem Gebetsworte zum himmlischen Vater: „Geheiligt werde dein Name." — Die Hoheit und Gedankenfülle dieses Werkes wurde vom großen Publikum nicht verstanden, weil es nicht nur Geistesbildung, sondern geradezu Gelehrsamkeit voraussetzt und ganz entlegene Pfade der Anschauung einschlägt. Es ist von einer wunderbaren Schönheit der Sprache.

Mit seinem Romane „Die Epigonen", der in direkter Beziehung zu Goethes „Wilhelm Meister" steht, trat der Dichter zum ersten Male aus der Phantastik in das wirkliche, uns nahestehende Leben, indem er ein Bild von der sogenannten guten Gesellschaft seiner Zeit gab. Er zeigte in der Form eine Ruhe, Behaglichkeit und lebendige Anschauung, wie wir sie nur bei Goethe finden. Der thatsächliche Inhalt des Romans überbietet den des Wilhelm Meister. Dieses Werk, das zuerst einigen Erfolg hatte, gab ihm die Richtung auf den Roman, der sein eigentliches Feld war, da er in dieser Dichtungsform sein episches Wesen in voller Breite ausdehnen und seinen Witz, seine Satire, wie sein persönlichstes Leben darin zur schönsten Geltung bringen konnte. So schuf er denn, nachdem er im „Opfer des Schweigens" sich nochmals dramatisch und ziemlich erfolglos versucht hatte, in seiner letzten Lebenszeit (1838—1839) den „Münchhausen", einen Roman, der nicht allein ein glänzender Beleg dafür ist, wie Immermann im Vorwärtsschreiten immer kräftigere und frischere Anläufe nahm, sondern der, abgesehen von der persönlichen Entwicklung des Dichters, einer der besten Romane ist, die wir überhaupt haben. Es scheint, daß Immermann erst jene lange Leidensschule der Erfolglosigkeit durchmachen mußte, um zuletzt ein wahrhaft nationaler Dichter zu werden. Denn nachdem er lange umhergetappt hatte nach Stoffen, die der Teilnahme seines Volkes fern lagen, erkannte er, daß er die Herzen

Digitized by Google

nur gewinnen könne, wenn er einen Griff in das Volksleben thue. Daß er in diesem Romane sich mit seiner männlichen Natur in das derbe, patriarchalische Leben der westfälischen Bauern, die er aus nächster Nachbarschaft kannte, versenkte und uns lebendige Menschen aus festem Gusse und echtem Schrot und Korn darstellte, wie wir sie dort in Westfalen wirklich finden, daß er uns auf deutschen Boden, unter deutsche Sitten und in deutsches Wesen versetzte, verschaffte dem „Münchhausen" ein Lesepublikum von solcher Zahl und Art, wie kein andrer Roman unsrer Zeit es bekam und auch verdiente. Freilich verleugnete Immermann auch in diesem Meisterwerke seine einsame Stellung nicht, indem er von ironischer Höhe herab Welt und Zeit betrachtete und seine satirische Geißel über sie schwang. Denn das verfallende Schloß Schnick-Schnack-Schnurr mit seinen wahnwitzigen Insassen, dem Baron von Schnuck-Puckelig, der prüden Emerentia und dem verdrehten Schulmeister Agesel, unter welchen der Held, ein Abkömmling des bekannten Lügen-Münchhausen, mit seinem grobmateriellen Bedienten Karl Buttervogel auftritt und eine Verwirrung von Witz, Satire, Lüge und Abenteuerlichkeit anrichtet, ist nichts andres, als eine bittere und geistreiche Karikatur auf die Zeit und die Zeitgenossen des Verfassers. Verhält sich aber Immermann in diesen Münchhausiaden, deren Beziehungen für das größere Publikum allmählich unverständlich werden, scharf kritisch, mithin negativ zu seiner Gegenwart, so läßt er dagegen in dem positiven Teile des Werks, in der Schilderung westfälischen Bauernlebens und der Erzählung von Oswalds und Lisbeths Liebesgeschichte wieder die frischen Quellen seiner erquickenden Mannesart springen und führt uns Gestalten volkstümlicher Wirklichkeit vor, die eine wahre Herzensstärkung geben. Was für echte, straffe und schöne Menschen sind nicht dieser Hofschulze mit dem rothaarigen Knecht, der Patriotenkaspar, der Diakonus, der Schwarzwälder Oberamtmann, und dann die köstlichen Gestalten des Jägers Oswald und seine blonde Lisbeth! Selten ist das deutsche Volksleben mit so sicheren und treuen Zügen wiedergegeben worden, wie in dieser Oberhofgeschichte. Selten ist deutsche Liebe so herzig und rein dargestellt, wie hier, wo Oswald und Lisbeth sich am Altare der Dorfkirche finden, wo sie die wunderliebliche „Idylle in Feld und Busch" durchleben und durch alle Mißverständnisse und schwere weltliche Hindernisse hindurch

Digitized by Google

ihre Treue bewahren. Ja wahrlich, dieses Werk muß jeden Leser von gesunder Empfindung erfreuen und erquicken. Wenn auch kritisch zugegeben werden muß, daß die beiden ziemlich disparaten Teile desselben mehr ineinander geschichtet, als wirklich innerlich miteinander verbunden sind, so wirkt das Ganze gerade durch seinen Gegensatz um so lebendiger. Wahre Freunde der Poesie haben es schwerlich gebilligt, daß die liebliche Oberhofidylle aus dem Ganzen herausgelöst und einzeln herausgegeben ist.

Hatte sich Immermann in seinem „Münchhausen" mit der frischen Wirklichkeit des Volkslebens innig befreundet, so hätte man zumal bei dem verdienten, allgemeinen Beifall der gebildeten Welt erwarten sollen, daß er auf diesem Wege der Dichtungsart geblieben wäre. Aber dazu wurzelte er zu tief in der Romantik. Konnte er diese auch in der Oberhofgeschichte in der Gestalt des Oswald nicht ganz verleugnen, so ließ er ihr in seiner letzten Dichtung „Tristan und Isolde" völlig freien Lauf, indem er die bekannte von Gottfried von Straßburg behandelte Sage verjüngte und sich dabei ganz in das mittelalterliche Element des Liebeszaubers ritterlicher Minnepoesie versenkte. Freilich ist diese Dichtung überaus farbenreich und enthält Teile von wunderbarer Schönheit, in denen sich, wie in der Schilderung der Hirschjagd, in dem Heldenbilde „Wirt und Gast" und im „Mittagszauber" der volle, bestrickende Reiz epischer Malerei entfaltet. Ja das Ganze zeigt, daß der Dichter sich abermals auf die Höhe der Kraft und Leistung hätte schwingen können, er, der hier noch als gereifter Mann so lyrisch zu jubeln, so liebesjung, so innig und glühend zu singen vermochte. Aber eigentlich ist zu bedauern, daß er diesen Stoff ergriff, der ihn nicht nur zur weltfremden Romantik zurückführte, sondern der als eine Apotheose sinnlicher Leidenschaft viel süßes Gift in sich birgt. Aber wie Meister Gottfried starb er über diesen „Tristan und Isolde" dahin. Nur bis zu dem Punkte konnte er sein Lied führen, wo die Wirkung des Liebestrankes eintritt und die in Tristans und Isoldens Herzen entzündete Liebe zum ersten leidenschaftlichen Ausbruch kommt. Es fragt sich, ob der Dichter, hätte er diese Dichtung mit derselben wunderbaren Kunstvollendung fortsetzen können, wie er sie begonnen, uns nun auch die ganze Reihe jener ehebrecherischen Täuschungen vorgeführt haben würde, die wir im alten Liede finden. Man möchte daran zweifeln. War ihm doch eben an

Digitized by Google

der Hand einer edlen Gattin das reine Glück einer christlichen Ehe zu teil geworden. Es kam schnell zu Ende. Dem Dichter, der noch eben so gesund und heilvoll auf unsere Poesie gewirkt hatte, zerschlug der Tod sein Saitenspiel. Immermann schied im hohen Mittag der Kraft, im ungetrübten Glanze seines Ruhms und ließ uns als sein schönstes, echt volkstümliches, deutsches Vermächtnis seinen „Münchhausen“ zurück.

Was wir nun dieser Dichtung in der Weiterentwicklung unserer Litteratur zu verdanken haben, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Dieser Roman gab den entscheidenden Anstoß zu jener volkstümlichen Richtung unserer heutigen Schriftstellerei, die in der Gestalt der Dorfnovellistik zu einer so eigentümlichen und bedeutsamen Geltung bei uns gekommen ist. Über diese hocherfreuliche Entwicklung wird später noch eingehend zu sprechen sein.

Ein Nachklang der alten Romantik lebt auch in dem Dichter, der in seiner melancholischen, aber hochedlen Persönlichkeit recht als ein Träger des tiefen Schmerzes um eine schöne, vergangene Zeit erscheint und gewissermaßen eine Totenklage über dieselbe erhebt. Er wandelte seines Wegs im Schatten. Wir treffen bei ihm, wie Gervinus sagt, die tausendfache Variation der traurigen Melodie „von der schweren Not der Zeit.“

Dieser Adelbert von Chamisso (1781—1838), mit seinem vollen Namen Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, ist ein merkwürdiges Beispiel davon, wie weit der Mensch, ohne die Liebe zu seiner Heimat je aufzugeben, doch die Sprache, Bildung und Gesinnung einer andern, vom Schicksal ihm bestimmten Heimat sich aneignen kann. Er wurde im Januar 1781 auf dem während der Revolution zerstörten und der Erde gleich gemachten Stammschlosse Boncourt in der Champagne geboren und, durch die französische Revolution schon früh aus dem Vaterlande vertrieben, ist er, wie das der nationalstolze Franzose sonst am wenigsten vermag, in Sprache und Sinnesart ein echter Deutscher geworden. Wenn er auch als Dichter nie geglänzt hätte, so wäre das schon an sich psychologisch wichtig und merkwürdig. Er ist es nicht weniger durch seine männliche Energie, mit der er sich, allein auf sich und sein Talent angewiesen, durch alle Wirren seines Lebens hindurchrang. Anfangs ohne Vaterland — denn Frankreich war es nicht mehr, und Deutschland war es noch nicht — späterhin auch der Eltern

Digitized by Google

beraubt und unter den Stürmen der Zeit freundlos daſtehend, dann wieder wie durch eine Laune des Schickſals auf kurze Zeit nach Frankreich zurückgeſchleudert, griff er ſelbſtbeſtimmend in ſein Geſchick ein und zeichnete ihm die Richtung vor. Er gab den preußiſchen Pagen- und Kriegsdienſt auf, um ſich in Berlin dem Studium der Naturwiſſenſchaften zu ergeben. Aber auch dabei ließ ihm der Sturm der damaligen Zeitereigniſſe keine Ruhe. In der Flucht vor dem innern Zwieſpalte, welchen der entſcheidende Kampf der beiden Nationen in ihm hervorbrachte, denen er zu gleicher Zeit angehörte und doch auch wieder nicht angehörte, ſuchte er die verlorene Ruhe auf der andern Hälfte der Erde, indem er auf dem von Otto v. Kotzebue befehligten Schiffe „Rurik“ als freiwilliger Naturforſcher eine Reiſe um die Welt machte. Dieſe Reiſe hatte einen weſentlichen Einfluß auf ſeine dichteriſche Anſchauungsweiſe, wie auf ſeine tiefe Welt- und Menſchenkenntnis und bildete das Hauptmoment ſeines Lebens. Nach der Heimkehr ward er Vorſteher der königlichen Herbarien am Botaniſchen Garten und ſtarb am 21. Auguſt 1838 in Berlin. So hat er das Leben beſtanden in allen Kampfesgeſtalten, und die Sonne aller Zonen hat dieſen edlen Sänger gereift und geſtählt. In ſeiner Perſon, wie in ſeinen Dichtungen, liegt eine anziehende Hoheit von männlicher Kraft, ein Hinweis auf die Weite und Größe der Welt und eine ernſte, erweckende Mahnung, die das Herz erweitert und zu Mannhaftigkeit und ſtraffer Tüchtigkeit auffordert. Darum erregte die Trauerkunde von ſeinem Tode allgemeine Teilnahme, und Dichter, wie Stägemann, Anderſen, Gaudy, ſangen dem großen Toten nach. Aber keiner hat dem umhergetriebenen, nirgends heimiſchen Fremdling, dem gehärteten Weltumſegler, dem zeitweiligen Fürſten der Wilden auf Guahia und vor allem dem edlen, gottbegnadeten Sänger ein würdigeres Denkmal geſetzt, als Franz Dingelſtedt, deſſen Worte uns Chamiſſos ganze Perſönlichkeit lebendig vor Augen ſtellen:

Er ſelbſt, ein Fels mit ſcheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez“, ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbrauſt an allen Enden.

Doch in dem Steine ſchlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umſchlungen,
Dran, wie an Vaterbruſt, die Menſchheit ruht.

Digitized by Google

Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn —
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

Als Dichter trat Chamisso eigentlich in einer unreifen Weise in die Welt, indem er in Verbindung mit Varnhagen von Ense den Musenalmanach von 1804 mit seinen ersten, knabenhaften Versuchen herausgab. Aber gerade dieser übereilte Schritt, den das Publikum mit großer Nachsicht ansah, rieß ihn gewaltsam weiter fort auf der Dichterlaufbahn, indem er ihn mit den Romantikern in Verbindung brachte. Anfangs dichtete er ganz im Geiste derselben, nur daß er frühzeitig genug durch seine gesunde Natur und wahrscheinlich auch durch den Einfluß Uhlands sich vor der Nebelhaftigkeit derselben rettete und später, nur der Form der Romantiker treu bleibend, in der Gestaltung des Stoffes vieles von seinen Landsmännern Béranger und Barbier annahm. So mit eigner poetischer Kraft reichlich ausgerüstet, ist er unter den Einflüssen schwäbischer und französischer Lyrik, genährt durch die neuerwachten Ideen der dreißiger Jahre, noch mehr aber durch seine eignen, reichen Lebenserfahrungen der bedeutsame Dichter geworden, der er uns — nunmehr seinem rechten Volke nach Verständnis und Liebe — bleiben wird.

Ich kenne in seiner Zeit außer Rückert keinen so liebenswürdigen Dichter. Es ist eine Gesundheit in ihm, die das größte Behagen einflößt. Neben großer, technischer Vollendung zeigt er eine solche Wahrheit poetischer Anschauung und humoristischer Lebensauffassung, einen so unschuldigen, naturvollen Sinn, eine so edle, allem Gemeinen fremde Gesinnung, eine so straffe Tapferkeit, daß wir uns wahrlich Glück dazu wünschen können, diesen charaktervollen Dichter der französischen Nation abgewonnen zu haben. Mischt sich zuweilen in seine Dichtungen eine gewisse Herbigkeit, etwas von strenger, ätzender Säure ein, die da noch durchschmeckt, wo er sich bemüht, lieblich und rein zu bilden, so kann das die Liebe zu ihm nicht schmälern. Wir fühlen

Digitized by Google

überall den Seelenadel des Dichters durch und bleiben stets vor jener matten Süßlichkeit bewahrt, die in der Poesie seiner Zeit als Erbübel grassierte. Freilich hat auch er zuweilen mit einem schlimmen Erbstück seiner französischen Abkunft zu kämpfen, nämlich mit der Vorliebe für das Gräßliche und die gar zu getreue Darstellung der grellsten Wirklichkeit, die zwar starken Effekt macht, aber doch leicht die Grenzen der Poesie überschreitet. Daher seine Hinneigung zu Stoffen, die dazu Gelegenheit bieten, wie grausige Nachtstücke, Räuberscenen, Kindermord und dergleichen, wovon „Die Löwenbraut", „Der Geist der Mutter", „Die Giftmischerin", „Das Mordthal", „Don Juanito", „Das Krucifix", und neben noch vielem andern selbst sein „Armer Heinrich", sonst eine schöne, freie Bearbeitung der gleichnamigen Legenden-Idylle von Hartmann von Aue, Beweis geben.

Am ausgezeichnetsten ist er in der Romanze, Ballade und poetischen Erzählung. Mit Recht hat man ihn den Schöpfer der humoristischen Romanze genannt, wie denn seine „Tragische Geschichte: 's war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing", worin er die verrannte Tollheit, die das Unmögliche möglich machen will, in treffenden, kurzen Zügen zeichnet, ein epochemachendes, kleines Meisterstück dieser Gattung ist. Auch „Der rechte Barbier", und „Hans im Glücke" schlagen einen ganz neuen, urfrischen Ton in der Romanze an. Freilich hat er hier den alten Charakter der Romanze verwischt und sie der poetischen Erzählung nahe gebracht. Das lag aber auch folgerecht in der historischen Entwicklung dieser Dichtungsform.

Eine hervorstechende Eigentümlichkeit, die Chamisso in seinen lyrisch-epischen Dichtungen zeigt, ist seine tiefe Kenntnis der menschlichen Seele, ihrer Leidenschaften und ihrer edleren Regungen, die er mit so unübertrefflicher Wahrheit zur Anschauung zu bringen weiß, daß man ihn vor andern einen psychologischen Dichter nennen könnte. Mit welcher Gewandtheit zeichnet er in seinem echt episch gehaltenen Märchen „Abdallah" den Charakter des habsüchtigen Undankbaren! Wie anschaulich weiß er uns die Strafe des Gewissens und den Dämon der Plauderſucht zu schildern in dem Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag", und wie überraschend löst er in der „Erscheinung",

Digitized by Google

einem Gedichte voll geheimnisvollen Grauens, das tiefste, psychologische Rätsel von dem Doppelwesen des Menschen! Sehen wir hier, welch ein tiefer Blick ihm gegeben ist in Schuld und Nacht des menschlichen Herzens, so zeigt er uns in seiner „Alten Waschfrau", wie er auch die stillen Stätten verborgener Tugend mit ihrem Segen und ihrem Leiden kennt. Dieses Gedicht, gewiß eine der köstlichsten und reinsten Perlen seiner ganzen Dichtung, worin uns das vollendete Bild treuer Pflichterfüllung vorgestellt und die heilsame Lehre gegeben wird, daß auch in der bescheidensten Sphäre und im engsten Kreise die edelste, menschliche Tugend und ein wahrhaftes Glück bestehen kann, übt durch seine schlichte Ruhe und wehmütige Bewunderung einen mächtigen Zauber aus. Unser Herz spricht es dem Dichter nach:

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Tritt hier des Dichters milde Seite hervor, so kehrt er in Gedichten, die im edelsten Freiheitssinn politische und religiöse Gebrechen züchtigen, die herbe und rauhe Seite heraus. Allerdings blickt auch hier noch ein schönes Menschengefühl durch. Einen Beweis davon giebt sein Lied „Der Invalide im Irrenhaus" und vor allem die Ballade „Der Bettler und sein Hund", worin er scheinbar die Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn schildert, in der That aber ein Elend darstellen will, das durch die Schuld socialer Verhältnisse zuweilen unbarmherzig auf den Armen lastet. Hier entfaltet er einen Zorn und eine Kraft der Bitterkeit, die nur durch das durchschauende Mitgefühl mit dem Volke entschuldigt werden kann.

Chamissos glücklichstes Feld bleibt die poetische Erzählung, in der ihm sein Talent, die Wirklichkeit getreu aufzufassen, mit seinem ungeschminkten und körnigen Wesen zu statten kam. Auch in der Form ist er hier unter unsern neueren Dichtern am vollendetsten. Wunderbarerweise hat gerade er, der sich als Fremdling erst mühsam in die deutsche Sprache hineinleben mußte, die

Digitized by Google

schwierigste Gedichtsform, die Terzine, so meisterhaft behandelt, daß die übrigen, ganz deutschen Dichter, wie Schlegel, Rückert und Platen, die diese Form gebrauchten, ihm bei weitem nachstehen und ihm hierin niemand gleichkommt, als etwa der Philosoph Schelling, der unter dem Namen Bonaventura im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach für 1802 das treffliche Nachtstück „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" veröffentlicht hat, oder, wenn wir bis in die neuere Zeit herabgehen wollen, vielleicht die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

In diesen poetischen Erzählungen hat Chamisso den ganzen Schatz seiner reichen Selbsterlebnisse und Erfahrungen niedergelegt, vor allem die, die er auf seiner Reise um die Welt machte. Sie führen uns im Fluge über den ganzen Erdkreis, bald in Rußlands Eissteppen, bald unter Spaniens Mandelbäume, bald unter türkische Kioske, bald in die Urwälder Amerikas mit ihren Zauberblüten, Schlingpflanzen und Klapperschlangen, dann wieder auf die Inseln der Südsee mit ihren lebenslustigen Völkern, ihrem ewig blauen Himmel und ihrer traumhaft üppigen Vegetation. Hier zeigt sich der Weltumsegler und Dichter so recht in einer Person.

Die trefflichste unter diesen poetischen Erzählungen ist „Salas y Gomez", ein Meisterstück der Chamissoschen Poesie. Der Stoff beruht hier nicht, wie man das wohl angegeben findet, auf einer bis ins einzelne erlebten Thatsache, sondern nur auf einer poetischen Vermutung, die sich bei ihm an Gehörtes anknüpfte. Das bezeugt die Stelle seiner Reisebeschreibung, wo es heißt: „Man soll bei Salas y Gomez (einer einsamen, nackten Klippe mitten in der Südsee) Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben: wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." Viel mehr äußert er über Salas y Gomez nicht. So ist denn die auf den drei Schiefertafeln niedergeschriebene Lebensgeschichte jenes Verschlagenen, die mit ihrem Grauen in unser innerstes Mark eingreift, nur die poetische Ausführung einer denkbaren Möglichkeit. Umsomehr ist

Digitized by Google

die Phantasie des Dichters zu bewundern, die uns hier eins der reichsten und erschütterndsten Seelengemälde vor die Seele führt, in welchem wehmütige Erinnerung, quälende Hoffnung, die tiefste Verzweiflung und endlich der Frieden gelassener Gottergebenheit miteinander wechseln. Und wie reißt uns die Anschaulichkeit dieser Dichtung mit sich fort! Wir sehen in der großen Wüstenei des Meeres jene kahle Felsenkuppe, umkreist von krächzenden Wasservögeln. Wir sehen den hundertjährigen Schmerzenssohn mitten unter den Eierschalen liegen, auf dem harten Steinlager und über sich das trostreiche Kreuz des Südens. Wir sehen das Schiff nahen, das die Rettung bringen konnte. Es zieht vorüber. Und als er sich nun verhöhnt und belogen sieht, da hat er sich und seinem Gott geflucht und sinnverwirrt dagelegen, bis er erst am dritten Tage Thränen gefunden. Noch einmal führen ihn die Träume zurück in die ersehnte Heimat und verführen ihn zum Murren gegen Gott, aber er hat noch Kraft, sie zu verscheuchen; denn er hat überwunden in Gottes Gemeinschaft und Hilfe.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt;
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab ich auszuatmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt;
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Von hohem Werte ist „Die Kreuzschau". Ideenreich und erwecklich, ist sie recht geeignet, die allgemeine Liebe unserer Nation zu erwerben und die Herzen anzusprechen.

Digitized by Google

Unvergeßlich hat sich bei den deutschen Frauen Chamisso durch seinen Liedercyklus „Frauen-Liebe und -Leben“ gemacht. Hier spricht die reichste Kenntnis des weiblichen Herzens, und ein tiefes, inniges Verständnis der weiblichen Natur tritt zu Tage. Hier stellt uns der Dichter alle Schritte des weiblichen Lebens von der ersten, vor sich selbst sich verhehlenden Jugendliebe bis zum dankbaren Rückblick der Großmutter dar, die in den Enkelinnen den Traum der eignen, wonnereichen Jugend wiedersieht. Das ganze Drama des weiblichen Lebens mit allen Hauptsachen und Seelenstimmungen geht vor uns vorüber. Hier zeigt sich der herbe Dichter von seiner liebenswertesten Seite.

Diese Zartheit und Innigkeit, diese Süßigkeit neben strenger Keuschheit, mit der das Thema von der Braut-, Gatten- und Mutterliebe behandelt ist, diese weibliche Unmittelbarkeit und reiche Fülle von Gefühl und Empfindung finden sich außer in dem „Liebesfrühling“ von Rückert in unserer ganzen, neuen Poesie nicht wieder.

Wenn doch unsere deutschen Jungfrauen und Frauen diese Lieder nicht nur läsen, sondern sich einprägten! Sie würden damit einen bleibenden Schatz im Herzen haben, in dessen Genusse sie lernen könnten, ihren irdischen Beruf im Lichte der Wahrheit anzuschauen und Menschenglück zu heiligen. Solche Lieder sind viel fördernder und wertvoller, als tausend gedankenreiche Romane, die mehr über das praktische Leben hinaus, als in dasselbe hineinführen. Nur zwei aus der reichen Fülle dieser Kleinodien mögen hier ihren Platz finden.

Das erste:

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.
Wo ich hin nur blicke,
Seh ich ihn allein.
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her.
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr.

Digitized by Google

Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein.
Seit ich ihn gesehen,
Glaub ich blind zu sein.

Und dann das vierte:

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum.
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

In großer, neuer Originalität trat Chamisso auf in seiner humoristischen Märchennovelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte". Diese Dichtung, die er im Sommer 1813 auf dem Gute des Grafen Itzenplitz zu Kunersdorf niederschrieb, um sich unter mannigfachen Leiden zu erfreuen, und zugleich um Frau und Kinder seines Freundes Hitzig in Berlin damit zu ergötzen, verbreitete seinen Ruhm mit reißender Schnelligkeit über Europa und Amerika; denn nicht allein wurde sie ins Französische, Englische, Holländische und Spanische übersetzt und den Engländern von den Amerikanern nachgedruckt, sondern auch durch hundertfache Ausgaben, unter denen die mit den Zeichnungen des berühmten Cruikshank die beste ist, vervielfältigt. Dieses außerordentliche Interesse für das Buch hatte wohl ebenso sehr in der Rätselhaftigkeit der Grundidee, wie in der schönen, lebendigen Darstellung seinen Grund. Über die Idee des Büchleins ist denn

Digitized by Google

auch umsomehr gestritten worden, als der Dichter selbst lange darüber schwieg und endlich sich so unbefriedigend äußerte, daß man glauben mußte, er habe über seine eigene, geniale Schöpfung kein verstandesmäßiges Urteil gehabt. Das ist ja auch rechte Dichterart, die von Schaffensfreude ergriffen wird, ohne nach bestimmtem Plan mit Bewußtsein zu arbeiten.

Das ist wohl klar, der Nerv der Erzählung liegt in dem Verkaufen des eigenen Schattens. Wenn nun Chamisso sagt, man solle unter dem Schatten eben den Schatten, oder wenn man allegorisieren wolle, das Wesenlose und Nichtige verstehen, so wird man dadurch um nichts klüger. Man kann nur fühlen und ahnen, was er gemeint hat. Jeder Mensch hat seinen Schatten, der sein Heimatsrecht in der Natur darstellt. Wer keinen Schatten hat, der ist heimatlos, wie kein andrer auf Erden. Die andern sehen ihn mit Bedauern und Mißtrauen an; er bleibt der ewig Fremde. Wer seinen Schatten verkauft, ist von einer unheimlichen Schuld belastet. So hat der Dichter in der Person des Peter Schlemihl sich selbst und sein tiefstes Leiden dargestellt. Er hatte ja seine Heimat und seine Muttersprache, die beide wie der Schatten nach göttlicher Ordnung mit dem Menschen aufs engste zusammenhängen, gegen ein neues Vaterland und eine fremde Sprache aufgegeben, die ihm nur einen künstlichen Ersatz bieten konnten. An ihm rächte sich der Verlust dieser angebornen Heimat; er sah sich unter Deutschen als einen, der weder Franzose noch Deutscher war, und mochte bisweilen bei seiner Heimatlosigkeit sich wie ein von Menschen Verstoßener vorkommen. Da griff er endlich, gerade wie der Held seiner Geschichte, zum Wanderstabe und schritt mit Meilenstiefeln über die Erde, um in den entlegensten Regionen derselben die Ruhe seines Herzens wiederzufinden. Der Dichter hat sich selbst hinter humoristische Schnörkel versteckt und in dem verlornen Schatten die Heimatlosigkeit angedeutet.

Der herrliche Sänger ist schon lange nicht mehr unter den Lebenden, aber sein Name bleibt guten Klangs und wird nicht verhallen, solange die deutsche Jugend für alles Große und Edle ein offenes Herz bewahrt. Wenn auch sein äußeres Bild längst vergessen ist, dieser stolze, gewaltige Kopf mit den langen, starken Locken, mit den gebietenden Augen und den kräftigen, übermütigen Lippen, so wird doch das geistige Bild dieses straffen, lebens-

Digitized by Google

vollen und charaktertüchtigen Dichters in seinen Werken nie verlöschen.

Chamisso hat noch dadurch in der Litteratur Bedeutsamkeit, daß er jüngere Talente förderte. Den bedeutendsten Einfluß übte er auf den frühverstorbenen Franz Freiherrn v. Gaudy, der die Chamissosche Weise mit starkem Zusatz von undeutscher Ironie fortsetzte und in der poetischen Genremalerei moderner Wirklichkeit Meister war. Hauptsächlich wurde er durch seine „Kaiserlieder" bekannt, die, freilich in echt poetischer Begeisterung, aber in unpatriotischer Bewunderung den ersten Napoleon feiern.

Dafür müssen wir aber Chamisso besonders dankbar sein, daß er den liebenswürdigen Dänen H. C. Andersen nicht allein zuerst durch Übersetzungen uns bekannt machte, sondern ihm auch Eingang in Deutschland und in die deutsche Litteratur verschaffte. Dieser Dichter, der ebenso trefflich das reiche Leben Italiens in seinem „Improvisator", wie das engere, kleinstädtische, aber höchst gemütliche Leben der Dänen in seinem „Nur ein Geiger" zu schildern weiß, und der vor allem als Meister im Kunstmärchen geglänzt hat, machte sich eine Ehre daraus, seine Freundschaft mit Chamisso auf seiner Reise durch Deutschland gleichsam als Paß gebrauchen zu dürfen. So wurde Chamisso von allen Zeitgenossen geehrt; nur das vergällte „junge Deutschland", von dem später zu reden, dem er offen die Stirn bot, bellte auch diesen Edlen an.

Eine Verwandtschaft in edler Gesinnung mit Chamisso und zugleich eine Hinneigung zu Immermann, was das Streben angeht, die höchsten Fragen und Aufgaben der Menschenseele in die deutsche Poesie einzuführen, wie im „Merlin", zeigt der im schweren Leide bewährte Julius Mosen (1803—1867). Geboren am 8. Juli zu Marienei im sächsischen Voigtlande, bekleidete er mehrere Jahre lang in seinem Vaterlande juristische Ämter, bis er 1845 als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg berufen wurde.

Bildete sich in seiner Jugend, die er in heimatlicher Waldeinsamkeit und mit schmerzlicher Teilnahme am Elend des deutschen Vaterlandes verlebte, ein tiefer, sinniger Zug zur Natur und eine gesunde, patriotische Gesinnung in ihm aus, so nahm ihn bald das Leben in die harte Schule der Not und reifte ihn zu jenem Ernste heran, der sich gründlicher und

Digitized by Google

unabläſſiger, als das mehr oberflächliche Denken der Glücklichen, in die Frage nach „des Menſchenlebens Sinn und Frommen“ verſenkt. So wurde er einer der wenigen Dichter, die aus dem Grunde ihres eigenſten Weſens ſchöpfend, zu der poetiſchen Ausgeſtaltung des forſchenden Gedankens hinneigen und im gediegenen Beſtreben, würdige und geiſtvolle Kunſtwerke zu ſchaffen, ſich dem idealen Reichtum der Mythe und Geſchichte zuwenden. Dies brachte ihn in eine ähnliche Stellung zur größeren Leſewelt wie Immermann. Wie dieſer, errang er nur ſelten die laute Gunſt des Publikums, zumal auch er mit ſeiner kräftigen, innerlichen Natur ſich gern abſchloß. Tiefergebildete werden ihm Dank zollen und in ihm eine Dichternatur ehren müſſen, deren ganzes Streben ein wahrhaft künſtleriſches war und von männlichem Geiſtesadel zeugte.

Anfangs, es war in den zwanziger Jahren, wo er noch die freie Luft des Studentenlebens in Jena atmete, trat er als friſcher, kräftiger Lyriker auf und lieferte außer manchem Gefühlsinnigen, das an Eichendorff und Wilhelm Müller erinnern konnte, vaterländiſche Lieder, die Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit verherrlichten oder beklagten. Viele derſelben, wie „Andreas Hofer“, ſeine „Völkerſchlacht bei Leipzig“, ſein „Trompeter an der Katzbach“, „Der ſächſiſche Tambour“ u. a., in denen er meiſterhaft den Ton des Volksliedes zu treffen wußte, werden unvergeſſen bleiben. Verdientermaßen drangen ſie raſch in das Volk ein und machten ſeinen Namen bekannt. Sein tiefergreifendes Polenlied „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ ging im Geſange von Mund zu Mund und erſcholl ſeiner Zeit auf Markt und Gaſſe.

Doch verhallte dieſer Beifall mehr und mehr, ſeit er als Epiker auftrat, obgleich er ſeine beſten Kräfte an Stoffe wandte, die immer zu den höchſten Aufgaben der Poeſie gehören werden. Den einen dieſer Stoffe fand er auf ſeiner Wanderung durch Italien, die er nach dem Tode ſeines Vaters unter großen Entbehrungen und Einſchränkungen, aber auch vielfachen, künſtleriſchen Anregungen machte, wie von ungefähr. Er hörte nämlich einſt einen umherziehenden Mandolinſpieler über den „Cavaliere Senso“ improviſieren, fühlte alsbald den germaniſchen Urſprung dieſer Sage heraus, „die von unnennbarer Sehnſucht, von Wanderung in ein ſchönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die

Digitized by Google

Heimat und vom Untergange daselbst handelt", und bearbeitete sie in einer größeren epischen Dichtung. So entstand „Das Lied vom Ritter Wahn", worin er das ganze Bangen und Ringen der in der Unsterblichkeit zur Vereinigung mit Gott anstrebenden Seele darstellte und in der Ausführung die märchenhaften Reize und den vollen Blütenduft der Sage meisterlich entfaltete.

Sieben Jahre später, 1833, nachdem er in drückender Not und geisttötender Amtsarbeit eine Zeit verlebt hatte, die er selbst „dumpf und wüst" nennt, trat er mit einem noch bedeutenderen Epos, dem „Ahasver", hervor, der einen Gegensatz zum „Ritter Wahn" bildet, insofern er gegenüber dem Einswerden der Kreatur mit Gott, das dieses Gedicht behandelt, den anfangs unbewußten, später selbstbewußten Trotz darstellt, in welchem die im Irdischen und Endlichen befangene Kreatur sich gegen Gott erhebt. Wie weit ihm dies gelungen, läßt sich am besten aus dem Inhalt dieser Dichtung erkennen, in der Mosen aus dem Reiche der Wunder, das im „Ritter Wahn" sich eröffnete, auf einen festeren Boden allerdings auch noch mythischer Geschichte übertrat.

In Jerusalem zu Christi Zeit lebt Ahasver, ein gewaltthätiger, stolzer Mensch, beglückt durch seine holdseligen Zwillingskinder Lea und Ruben. Da ein Römerfürst, Gast des Pontius Pilatus, sie ihm entreißen will, wendet er sich mit der Bitte um ihre gewaltsame Rettung an den Herrn, kehrt sich aber, als dieser ein Wunder irdischer Macht zu thun verschmäht, trotzig von ihm ab und erschlägt die Kinder, um sie nicht römischer Lust und Sünde opfern zu müssen. Zum tiefsten Gram über seine Greuelthat gesellt sich die schmerzliche Ahnung vom Untergange seines Volkes, die sich bei ihm zur Verzweiflung an Gott und aller Kreatur, namentlich zum Hasse gegen das Christentum steigert. Thatsächlich zeigt er diesen Haß, indem er den kreuztragenden Heiland, da er an seiner Schwelle rasten will, höhnend hinausstößt. Als aber der Herr auf Golgatha verscheidet und die ganze Schöpfung ein fieberisches Weh durchzuckt, durchschauert es auch ihn, und unruhvoll irrt er umher, bis er sich staunend im Tempel Salomonis findet. Dort erscheint ihm der Erzengel Michael und spricht den Bann über ihn aus:

Ans Erdenleben hast du dich verwettet.
Es werde dir zu teil, was du begehrt;
So sei an dieses Leben angekettet!

Digitized by Google

Vorüber spurlos sollen dir die Zeiten
Vorüberschreiten, machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Versagt sei dir des Todes süßer Frieden,
Versagt des Menschen letzter Trost, der Schlaf,
Versagt von nun an alle Ruh hienieden!

Doch stets zur Gnade offen sind die Arme
Des Gottessohnes in dem Himmelreich,
Damit er jedes Wesens sich erbarme.

So will ich dir zur Lösung wiedergeben
Das Rätsel deines eigenen Geschicks,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbrust
Und so vom Erdendienst dich hast entbunden!

Zum ersten Male kann es dir gelingen.
Zum andern Male fleh um Gottes Rat.
Zum dritten Male mußt du es vollbringen —

Sonst wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeschichte.

Ahasver trotzt dem Banne und verachtet die Gnadenfristen. Er stürzt sich aufs neue in das frische Leben, freit ein Weib, zeugt mit ihm zwei Kinder, die er abermals Lea und Ruben heißt, und erzieht diese in der Feindschaft gegen das immer wachsende Christentum. Aber dennoch gewinnt dieses in seiner Familie Boden durch einen zu Christo bekehrten jungen Römer, Matthias, dem Lea ihre Liebe, Ruben seine Freundschaft schenkt. Inzwischen naht dem Judenvolk das von dem Herrn prophezeite Verhängnis. Im wütenden Kampfe erhebt es sich gegen die römische Tyrannei, und auch Ahasver beteiligt sich an demselben mit der Raserei des Verzweifelten. Vergeblich! Die Römer belagern Jerusalem, erstürmen die Mauern und beginnen ihr gräßliches Vernichtungswerk; und als die Feuerlohe aus dem Tempel schlägt, und Ahasver alles verloren sieht, wirft er den Matthias in die Flammen und schleudert ihm, da sie sich darob entsetzen, seine Kinder nach. Er selbst entkommt dem Verderben.

Verdüstert und unstät zieht er nun umher, den Tod suchend in allen Gestalten; doch der flieht ihn. Da erhebt sich Ahasver

Digitized by Google

in neuem Trotze, giebt sich dem Menschenleben wieder zu eigen, nimmt nochmals ein Weib, und als dieses, nachdem es ihm ein drittes Zwillingspaar geboren, stirbt, führt er den Knaben und das Mädchen von Menschen fern in die Wildnis, wo sie, von einem Mutterreh gesäugt, herrlich gedeihen und zu unschuldigen Kraftnaturen heranwachsen.

Dann zieht er von dannen zum Kaiser Julian, um an dessen Vernichtungskampf gegen das Christentum mitzuwirken, und betreibt vor allem den Wiederaufbau Jerusalems, den der Apostat unternommen, um Christi Weissagung zu schanden zu machen. Aber Gott ist wider den Bau, der immer stockt. Da die Auguren äußern, der auf der Stadt ruhende Bann könne nur durch schuldloses Menschenblut gelöst werden, will der verblendete Ahasver die eigenen Kinder opfern, die ein tückisches Geschick gerade jetzt ihm zuführt. Als er eben das Beil erhebt, neigt sich der Heiland aus den Wolken herab und nimmt die schuldlosen Kleinen hinweg. Der begonnene Bau stürzt wieder zusammen, und die zweite Frist Ahasvers ist zu Ende.

In die dritte fällt der Anfang des Islam, mit dessen Bekennern sich Ahasver verbindet, um abermals den Kampf gegen Christum aufzunehmen. Schon wähnt er den Sieg nahe. Aber an dem von den Arabern eroberten, heiligen Grabe findet er seine Kinder als Glieder der christlichen Gemeinde wieder, deren Niedermetzelung er selbst veranlaßte, und sie werden von seinen eigenen Verbündeten ihm in den Armen getötet. Sein Schmerz ist fürchterlich, allein sein Trotz bleibt ungebeugt. So kündigt er Christo die ewige Fehde an im Namen aller Erden-Kreaturen, aller Seufzer und Schmerzen, aller Thränen, alles vergossenen Blutes, aller gebrochenen Seelen und zertretenen Herzen. Da erscheint der Heiland, mild aber ernst, und redet zu ihm die Schlußworte des Gedichts:

Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
Hast du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöst das große Rätsel dieses Lebens.

Auch ich bin nicht deshalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert.
Du hast zuerst die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken.
Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

Digitized by Google

So ringe weiter, weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Mag man nun in Ahasver nur das Judentum repräsentiert sehen, wie es in nationaler Starrheit und hartnäckigem Unglauben bis ans Ende der Zeiten gegen das Evangelium ankämpft, oder die Menschheit überhaupt, wie sie nicht aufhört, an Christo sich zu ärgern und gegen ihn sich zu verstocken: immer waltet hier etwas allgemein Ergreifendes, und gewiß ist Mosen allein schon das als ein großes Verdienst um unsere Poesie anzurechnen, daß er an einen solchen Stoff von allgemein menschheitlicher Geltung Hand anlegte. Aber auch die poetische Gestaltung, die er ihm gab, ist meisterhaft. Freilich hat das Gedicht keinen rechten Schluß, und man möchte wünschen, daß der Dichter alles zur Darstellung gebracht hätte, was die Sage an Weite und Tiefe zu einer poetischen Auffassung und Gestaltung der ganzen Weltgeschichte bietet; aber im Grunde muß man sich gestehen, daß es auch da noch keinen Abschluß gefunden hätte, da die Idee der Sage selbst eine endlose ist. Soweit er sie aber ausgebeutet, hat er gezeigt, daß er des großartigen Stoffes völlig mächtig ist. Wie geschickt hat er denselben angeordnet, wie kunstvoll das Ganze gegliedert und den Grundgedanken in der gewaltigen Steigung der drei Fristen nicht nur immer neu gewendet, sondern auch in immer wachsender Klarheit heraus gestaltet, so daß diese tief durchdachte Anlage Bewunderung erweckt! Aber auch in der Ausführung des einzelnen befriedigt er sehr. Hier entwickelt er eine Kraft und Lieblichkeit der Schilderung, eine Fülle großartiger Gleichnisse und Gedanken, eine Meisterschaft in der Seelenmalerei und trotz der Terzine mit reimloser Mittelzeile, in der er hier dichtete, eine seltene Herrschaft über die Sprache. Partieen seiner Dichtung, wie die Zerstörung Jerusalems, Ahasvers Aufenthalt mit seinen Kindern in der Wildnis, das zeitweilige Wiederaufleben des Heidentums unter Julian oder die stürmische Ausbreitung des Islam sind glänzende Zeugnisse eines ungewöhnlichen Talentes in poetischer Darstellung. Leidet auch diese epische Dichtung an der Grundschwäche unserer heutigen Poesie, an dem Übergewicht der Lyrik, so wird sie doch immer als eins der wertvollsten und gediegensten Kunstwerke unserer neueren Litteratur gelten müssen und den Dichter unvergeßlich machen.

Digitized by Google

Auch in seinen Dramen, deren Reihe er ebenfalls in jener Zeit drückenden Zwiespalts zwischen Brotarbeit und poetischem Beruf mit dem Trauerspiel „Wendelin und Helene“ eröffnete, läßt sich das große Talent Mosens nicht verkennen. Wenn es sich um die dramatische Idealisierung der Geschichte seit Schiller handelt, so muß Mosen in dieser Beziehung wohl als einer der Bedeutendsten unserer Zeit genannt werden. Aber dennoch sind diese Dichtungen mehr durch edle Gesinnung und Haltung, ihre Bühnenmäßigkeit, ihren tüchtigen künstlerischen Aufbau und ihre Charakteristik ausgezeichnet, als durch wirklich dramatisches Leben. Darum konnten sie sich auf der Bühne nicht behaupten. Manche, wie „Cola Rienzi“, „Kaiser Otto III.“, „Heinrich der Finkler“ sind als historische Gemälde voll großer Wärme, wie vorzüglich das letzte, „ein inniges Gebet zu dem Gott seines Volkes, ein altdeutsches Bild auf Goldgrund gezeichnet“ eine der herrlichsten Offenbarungen deutscher Keuschheit und Treuherzigkeit ist und sehr schöne Partieen enthält, wie das bekannte „Gebet der Deutschen vor der Schlacht“.

Seine Novellen „Georg Venlot“, „Die blaue Blume“ u. a. sind wegen ihrer lyrischen Fassung und phantastisch-romantischen Verschwommenheit, durch die sie an Novalis und Eichendorff erinnern, von wenig Bedeutung. Auch sein „Kongreß von Verona“, ein rein historischer Stoff, hatte keine nachhaltige Wirkung.

Nachdem Mosen eine sehr glückliche Ehe geschlossen hatte, eröffnete sich ihm eine schöne, aber nur kurze Zeit befriedigenden Wirkens, während welcher er der dramatischen Thätigkeit treu blieb.

Er schrieb noch drei Trauerspiele, „Herzog Bernhard“, „Der Sohn des Fürsten“ und „Don Juan von Österreich“; letzteres wurde mit großem Beifall aufgeführt. Dann ergriff ihn eine schwere Krankheit, die ihn zweiundzwanzig Jahre lang an Zimmer und Bett fesselte, so daß er zuletzt, aller Macht über seine Glieder beraubt, nicht mehr lesen, nicht mehr sprechen konnte. Wie heldenmütig und geduldig, ja zuweilen mit Humor der tapfere Dulder seine Leiden trug, hat sein Sohn Dr. Reinhard Mosen in einer biographischen Skizze 1877 berichtet und dadurch nachgewiesen, wie sittliche Hoheit und aufrichtige Religiosität das schwerste Leiden erträglich macht und den Leidenden adelt.

Digitized by Google

An der politischen Erhebung seines Vaterlandes nahm er den innigsten Anteil und freute sich an den Erfolgen des Krieges von 1866, in dem sein ältester Sohn mitkämpfte. In einer ergreifenden Weise erinnert die Geschichte seines Hauses an den alten Spruch, daß Poeten Propheten sind.

In seinen Gedichten findet sich die poetische Erzählung: „Segensspruch des Alten".

Ein alter, blinder Vater segnet sterbend seine beiden Söhne. Dem sanften Schwächeren wünscht er in den bevorstehenden bösen Zeiten Gottes Gnade und ein mildes Geschick. Dann wendet er sich zu dem älteren:

„Du, mein Uli, weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wack'rer junger Held!
Du warst mir ein starker Stab
In den schwachen, alten Tagen.
Gott geb' dir sein größtes Heil:
Auf dem Schlachtfeld jungen Tod!"

Mosen starb am 10. Oktober 1867, und sein ältester Sohn fiel am 16. August 1870 bei Mars la Tour. Er hatte sich's nicht nehmen lassen, noch einmal für das Vaterland zu kämpfen.

Die tief innerliche Quelle seiner Kraft läßt uns der Dichter ahnen, wenn wir das innige und geheimnisvolle Gedicht „Bekenntnis" lesen:

So bist du mein. Ich halte dich umschlungen
In meiner tiefsten Seele mit Gewalt.
In dir hab ich mein eignes Selbst errungen;
Es ward mein Traum zu freundlicher Gestalt.
Und als ich mich in dich erst ganz verloren,
War ich mir selbst gewonnen und geboren.

Es rauschten wohl, eh' ich dich sah, die Bäume,
Und Sturm und Wolke rauschten drüber hin,
Vorbei die Menschen und die bunten Träume;
Verschlossen und gefesselt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden.
Da hatt' ich mich und alle Welt verstanden.

Es war mein Blick, eh' ich dich sah, verhüllet,
Und in mir eine Steppe, öd' und leer.
Nun ist das ganze All von dir erfüllet.
Ich sehe nichts, was nicht durch dich erst wär;
Und so muß ich mit innigem Entzücken
An meine Brust in dir mein Leben drücken.

Digitized by Google

Klarer und entschiedener noch spricht er sich aus:

Seit Christus sich mir kund gegeben
Und seit ich seiner ward gewiß,
Hat schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsternis.
Mit ihm erst bin ich Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn.
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn!

So schließt sich dieses Dichters Weg der hohen Art Chamissos an, wenn dieser in der „Kreuzschau“ oder am Schluß von „Salas y Gomez“ die weihevollen Töne voller Ergebung in Gottes Führung erklingen läßt.

In einem lebhaften Gegensatz zu Mosen steht in dieser Hinsicht Ferdinand Freiligrath (1810—1876), ein lebensfreudiger, in den reichen, bunten Farben der Schöpfung schwelgender, mit Kontrasten gern spielender, in seiner warmen und harmlosen Herzlichkeit liebenswürdiger Poet. Geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold, ein Landsmann des unglücklichen Dichters Grabbe. Schon sehr früh zeigte sich an ihm poetisches Talent, das anfangs besonders durch die Lektüre von Reisebeschreibungen, später durch den Unterricht des bekannten Rhetorikers Ch. F. Falkmann genährt wurde. Genötigt durch die Verhältnisse und, wie es scheint, gegen seine Neigung, widmete er sich dem Kaufmannsstande und erlernte zu Soest bei seinem reichen Oheim die Handlung. Aber schon hier, wo ihm viel Muße vergönnt war, lag er poetischen Versuchen ob, in denen sich der spätere Grundzug seiner Poesie aussprach. Nachdem er dann eine Zeit lang auf dem Comptoir eines bedeutenden Handelshauses in Amsterdam, wo das Seeleben tiefe Eindrücke auf ihn machte, gearbeitet und darauf wieder in Barmen als Commis gelebt hatte, nahm sein Leben durch seine Freundschaft mit Schwab und Chamisso eine bedeutende Wendung, indem er, durch diese ermutigt, 1839 dem Kaufmannsstande entsagte und sich nun der Poesie ganz widmete. Seit dieser Zeit wechselte er seinen Aufenthaltsort oft und lebte bald in Unkel am Rhein, bald in Thüringen, bald in Darmstadt und endlich in Düsseldorf, wo er politischer Umtriebe wegen einmal verhaftet war, aber bald unter Zujauchzen der Düsseldorfer Einwohnerschaft wieder befreit

Digitized by Google

wurde. Darauf ging er nach London auf das Comptoir eines großen Geschäftsmannes, kehrte aber bald nach Düsseldorf zurück, um, wie es schien, sich dort auf immer anzusiedeln. Doch von einer neuen Anklage wegen seiner letzten Gedichte bedrängt, mußte er von hier aus die Flucht nehmen und lebte dann abermals in London.

Wenn schon die einzelnen Gedichte, die er in früheren Jahren in westfälischen Blättern und Taschenbüchern mitteilte, manchen Großes von ihm hoffen ließen, so machte sein erstes offenes Auftreten in dem deutschen Musenalmanach von Chamisso und Schwab im Jahre 1834 eine solche Sensation, daß er von jetzt an der Gunst des Publikums gewiß sein konnte. Man staunte über eine so ungewöhnliche und überraschende Erscheinung auf dem Gebiet der Poesie. Man redete und schrieb, wie das gewöhnlich bei außerordentlichen Persönlichkeiten der Fall ist, bald enthusiastisch für, bald mit Heftigkeit wider ihn. Was noch mehr sagen will: er fand nicht nur in Deutschland Nachahmer, sondern seine Poesieen gingen bald in Übersetzungen nach England und Frankreich über.

Die Art seiner Poesie mußte besondere Aufmerksamkeit erregen.

Hatte Rückert eine neue poetische Welt im Orient aufgeschlossen und bisher unbekannte Stoffe in unsere Poesie eingeführt, so blieben doch seine Dichtungen wegen ihrer oft zu künstlichen Formen und ihrer lehrhaften Breite dem Herzen der Nation fern. Die große Masse verhielt sich kühl dagegen. Weltschmerz, philosophisch-socialistische Ideen, die Freude an der Natur und an der geschichtlichen Vergangenheit beherrschten die deutsche Lyrik. Da machten sich auf einmal die französischen Neuromantiker geltend, die, voran ihr Meister Viktor Hugo, durch eine Rückkehr auf die nackte, grelle Wirklichkeit das Gebiet der poetischen Stoffe erweiterten und vor allem die Greuel des menschlichen Elends und die Zerrissenheit wilderregter, auch unnatürlicher Empfindungen darstellten. Nach ihrem Vorbilde versuchte es — doch in poetischer Mäßigung — Chamisso, die deutsche Poesie durch solche der Wirklichkeit des Lebens entnommene Stoffe mit warmherziger socialer Liebe zu bereichern. Zuweilen verfiel er leider auch, wie seine französischen Vorbilder, in das Grauenhafte und Allzugrelle. Aber er hat doch die Möglichkeit der Behandlung neuer Stoffe

Digitized by Google

gezeigt und das Verlangen danach verstärkt. So war es begreiflich, daß ein jugendfrisches Talent wie Freiligrath, der dieses Verlangen plötzlich auf eine überraschende Weise befriedigte, zumal er von Chamisso beschützt auftrat, mit Enthusiasmus begrüßt wurde.

Zunächst war es die überraschende Neuheit der Stoffe, durch die sein Ruhm schnell wuchs, so daß schon bald nach seinem ersten Bekanntwerden durch den deutschen Musenalmanach der Wunsch nach einer Sammlung seiner Gedichte laut wurde. Er gab sie 1838 heraus. In diesen Gedichten versetzt uns Freiligrath in eine ganz neue Welt, die bis dahin von der Poesie entweder noch gar nicht, oder doch in dieser Weise noch nicht behandelt war. Er holte seine Anschauungen aus den Urwäldern und Savannen Amerikas, aus der glühenden Tropenwelt Afrikas, aus dem brennenden Wüstensande Arabiens und den nordischen und südlichen Meeren. Wenn Rückert meistens die innere Seite des morgenländischen Lebens erschlossen hatte, so ließ Freiligrath einer wilden Energie, einer kolossalen Phantastik ungehemmten Lauf. Seine Muse gefiel sich darin, uns vor allem die Äußerlichkeiten der fremden Zonen zu schildern. Nur selten läßt sie sich darauf ein, eine Geistes- und Gemütswelt der Fremde zur Anschauung zu bringen. Viel lieber sucht sie uns Tiere, Pflanzen, Berge, Wälder und Ströme jener fremden Welt darzustellen — eine Ästhetik der Naturbilder mit der Staffage fremdartiger Menschengestalten. Das Meer mit seinen Wundern, die Küste mit ihren Seevögeln und sandigen Dünen, die Schiffe mit ihren Matrosen, die Häfen mit ihrem wirren Treiben, der Emir auf schnaubendem Streitroß mit klirrenden Waffen und wehendem Reiherbusch, die nächtliche Rast der Karawanen, das Pflanzerleben inmitten der Negerhütten: diese und ähnliche Darstellungen führt er vor unsere Augen. Zu leugnen ist es nicht, es tritt uns dies alles bei der Lebhaftigkeit der Zeichnung, bei der brennenden Farbenpracht, bei der einschlagenden Gewalt der Schilderung mit solcher Wahrheit vor die Seele, daß man staunen muß, wie er, der jene fremde Welt nie betreten hat, uns eine so lebendige, packende Anschauung davon zu geben weiß. Wenn auch eingestanden werden muß, daß es manchem Stücke wohl an naturgetreuer Zeichnung fehlen mag, und daß er hie und da übertrieben und, statt die Farbe künstlich zu verarbeiten, zu dick

Digitized by Google

aufgetragen hat: so muß man doch zugestehen, daß er auf dem Gebiete dieser pittoresk-beschreibenden Poesie sich als der Bedeutendste der Gegenwart bekundete.

Aber so groß er auch in seiner Specialität ist, so viel Reiz zumal die Wahl und Behandlung seiner Stoffe hatte, so lagen doch in dieser auch die Gründe der poetischen Schwächen, die sich im ersten Stadium seiner dichterischen Laufbahn an ihm finden. Er war damals ein Dichter der sinnlichen Anschauung, der mehr durch äußere Dekoration wirkte, nicht ein Poet des Gemüts, der die Ansprüche des Geistes und Herzens befriedigte. Insofern konnte er den höheren Anforderungen derer, die wirklich eine Einsicht in das Wesen der Poesie haben, nicht genügen. Die Poesie soll uns nicht die Gegenstände darstellen, wie sie nebeneinander im Raume existieren, sie soll nur mit der Staffage vertraut machen. Sie soll vielmehr das Neben- und Nacheinander in der Zeit, die Dialektik des Gefühls, die lebendige Entwicklung der Handlungen darstellen und den Menschen mit seiner inneren Welt und seinem äußeren Thun, kurz, die Charaktere immer in den Vordergrund stellen. Thut sie das nicht, beschränkt sie sich auf bloße Darstellung äußerlicher Dinge und sinnlicher Eindrücke, ohne uns den menschlichen Herzschlag vernehmen zu lassen, wie das z. B. bei Matthisson der Fall war, so fällt sie von sich selber ab und greift der Malerei ins Gebiet, wie Lessing in seinem „Laokoon" klar bewiesen hat. Wenn Goethe der Dichter, Rückert der Prediger, Hammer-Purgstall der Forscher des Orients war, so ist Freiligrath ein poetischer Panoramamaler desselben. Man könnte ihn in Bezug auf seine Sucht, fremde Tiere vorzuführen, den Hagenbeck der deutschen Poesie nennen.

Ist hierdurch der hohe Wert seiner ersten „Gedichte", den das Publikum ihm beimaß, in Zweifel gestellt, so dürfen auch die übrigen Schwächen derselben nicht verschwiegen werden, die damit zusammenhängen. Schon in der leidenschaftlichen Vorliebe für die von ihm gewählten, fremdartigen Stoffe lag etwas Unnatürliches, Manieriertes. Wenn er uns gesteht, daß er mit tiefen, heißen Gefühlen sich aus dem kalten, klugen Norden in den Sand der Wüste sehne, um dort, an eines Hengstes Bug gelehnt, seine Lieder zu singen, wie er das in seinem Gedichte „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren"

Digitized by Google

thut, so muß einem wohl die Frage kommen, ob er denn so durchaus übersättigt sei von den heimischen Zuständen, und ob denn unser Vaterland, unsre Zeit nicht reich genug sei, um einem Dichter Stoff in Menge darbieten zu können. Sieht man dann aber an manchen seiner Gedichte, wie an den „Auswanderern", wie teuer ihm doch wiederum sein Vaterland ist, so muß man sich noch mehr wundern, daß dieser Dichter immer in fremde Zonen sich flüchtet, und man kann dann nicht anders, als diese Vorliebe für das Fremde auf Rechnung seiner überwiegenden Phantastik zu setzen. Und daß man darin nicht irrt, hat er deutlich genug bewiesen; denn als die Einsichtsvolleren es ihm offen zum Vorwurf machten, daß er seine Dichtergabe an Ausländisches vergeude, während die Nähe ihm genug Stoff biete, ließ er sich eigensinnig nicht dadurch irre machen, sondern drückte nach wie zuvor, wie er selbst sagt, „den Turban auf die schwarzen Haare," schlug nach wie vor sein Zelt in der Wüste auf und wußte nichts auf diese wohlgemeinten Ratschläge zu erwidern, als den, wie es scheint, affektierten Gedanken, den er im Endverse seines Gedichtes „Meine Stoffe" ausspricht:

O, könnt' ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

So war denn diese Sehnsucht nach der Fremde bei ihm wirklich nur auf Abenteuerlichkeit begründet; und wenn Franz Dingelstedt sie poetisch verklären will, indem er sagt, der Freiligrathsche Drang ins Ausland sei dieselbe Sehnsucht, die die Hohenstaufen gen Italien, die Kreuzritter an das heilige Grab zog, so sagt er eigentlich nur dasselbe, was hier eben behauptet wurde.

Wie in dieser Wahl der Stoffe, so zeigt sich nun aber in dieser ersten Gedichtsammlung Freiligraths auch ebenso viel Manieriertheit in der Behandlung derselben. Ganz abgesehen von der Form dieser Gedichte, die nachher Beachtung finden soll, war der Ton derselben nicht selten forciert und ungeheuerlich und streifte hie und da an Roheit. Meistens zeigte der Dichter heißes Blut, heftige Sturm- und Drangbewegung; und nur zu sehr schimmerte es überall hindurch, daß ihm, wie er es

Digitized by Google

in seinem Gedichte „Der Reiter“ selbst darthut, Ekstase und Poesie dasselbe sei. Bei dieser ungebändigten Stimmung konnte es denn auch nicht fehlen, daß er bisweilen ins Geschmacklose und Gräßliche verfiel und nach starken, grellen Effekten haschte, die geradezu widerwärtig auffallen. Man denke nur an das abschreckende Bild in dem Gedichte „Nebel“, wo er die beim Untergang auf dem Wasserspiegel ruhende Sonne mit dem Haupte des Täufers in der Schale vergleicht, so hat man schon Belege genug für diese Sucht nach dem Grellen, dem Pikanten und Grauenhaften, das in seiner ersten Gedichtsammlung hervortritt. Erinnert er, wie schon oben bemerkt wurde, durch diese Eigentümlichkeit stark an die französischen Neuromantiker, vorzüglich an Victor Hugo, dessen „Orientales et ballades“ er sich in der Manier der Darstellung und der Stoffe auch wirklich zum Muster nahm, so mahnt er durch eine andre bei ihm hervortretende Stimmung stark an die Dichter des jungen Deutschlands, von welchen später die Rede sein soll. Freiligrath ist nämlich nicht ganz frei von jenem sogenannten „Weltschmerze“; denn er zeigt deutlich genug an einzelnen Stellen seiner ersten Gedichtsammlung, daß er mit seiner eignen Muse in Zwiespalt lebt. Wie großen Erfolg auch seine Poesie hatte, wie groß auch seine Gabe war, mit raschem und keckem Pinsel die farbigsten Gemälde zum Entzücken der Menge zu entwerfen, und wie energisch und siegesstolz er sonst auftritt, so zürnt er doch mit der Natur, die ihm die Gabe der Dichtkunst verliehen, und nennt die Poesie einen Fluch, das Mal der Dichtung einen Kainsstempel. Wer möchte nicht hierin die allgemeine Krankheit der Zeit erkennen, an der auch eine sonstwie kräftige Persönlichkeit, wie die Freiligraths, teilnahm! Nicht die Gunst der Muse war es, die ihm zum Brandmal ward, nicht die Poesie war der Fluch, der ihn quälte, sondern seine eigene innere Zerrissenheit, die ihn den Segen verkennen ließ.

Ist das Bedeutsame und andrerseits auch das Mangelhafte in dem Gehalt der ersten Dichtungen Freiligraths aufgezeigt, so ist nun die Form derselben zu betrachten. Auch in dieser war er höchst originell und neu. Dieses markige, kernige Wesen seiner Sprache, dieses Packende und Prachtvolle der Diktion, diese glänzende Außenseite, dieser kühne, dröhnende Gang des Verses.

Digitized by Google

war weder bei Rückert noch bei Platen so unmittelbar sinnlich anmutend hervorgetreten. Wenn der erstere die Fülle, der letztere die Reinheit der Form herstellte, so übertraf sie beide Freiligrath durch gefälligen Glanz der Form, worin er wohl das Höchste unter den Neueren erreicht hat. Kein Wunder daher, daß auch die Form der Freiligrathschen Gedichte bei ihrem ersten Erscheinen ungewöhnlichen Reiz ausübte und Nachahmer fand. Kein Wunder, daß man erst später, als das Frappante derselben mehr und mehr aufhörte, auch die großen Mängel derselben sich eingestand. Denn dieselbe Manieriertheit, die Freiligrath in seinem Haschen nach dem Gräßlichen, Prunkhaften und Pikanten zeigt, ist auch an seiner poetischen Form nachzuweisen. Vor allem gehörte dahin seine Jagd nach ungewöhnlich und pompös klingenden Reimen, die er meistens durch ausländische Wörter, geographische oder historische Eigennamen zustande brachte, wahrscheinlich um schon durch den Klang die Vorstellungen des Fremdartigen zu wecken, wovon seine Stoffe so voll waren. Man höre nur folgende Strophe, die in dem Endreime fast jeden Verses ein französisches Fremdwort enthält!

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
Auf Algiers Türmen weht, o Greis! die Tricolore;
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon.
Durch seine Gassen dröhnt früh morgens die Reveille;
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

Nicht besser finden wir es z. B. in der zweiten Strophe seines „Löwenritts", wo „Hottentottenkraale" und „Signale", „Karroo" und „Gnu", oder an andern Stellen, wo „Vanille" und „Cochenille", „Tiefen" und „Lakediven", „Pisangschatten" und „Maratten", „Babelmandeb-Enge" und „Stränge", reimen. Überhaupt bedarf wohl kein neuerer Dichter so sehr der Worterklärung als Freiligrath, der nicht allein eine Überfülle von Fremdwörtern, sondern sogar ganze Zeilen Lateinisch und Französisch einmischt, wie z. B. das „Qui en vent"? in dem Gedichte „Bei Grabbes Tod" oder das Virgilische „Exoriare aliquis"! in dem Gedichte auf die Hinrichtung des Grafen v. Belascoain durch Espartero. Ein solches Bedürfnis nach Erklärung, dem nur

Digitized by Google

durch ein Lexikon zu Freiligrath zu Hilfe zu kommen wäre, stört aber gewiß den Genuß seiner Poesien.

Eine andere, ich möchte sagen, Grille auf dem Gebiete der Form ist sein Versuch, den Alexandriner wieder bei uns einzuführen. Wir waren froh, daß dieser klappernde Vers auf ewig bei uns verbannt zu sein schien. Freilich hat er dieser Versart in seinem an sich schönen Gedichte „Der Alexandriner" einen ganz neuen Schwung gegeben. Aber wer kann uns dafür bürgen, daß andere, die ihm darin nachfolgen, diese Form ebenso meisterhaft behandeln werden, wie er? Gerade umsomehr müssen wir dies in Betracht auf die Entwicklung unserer Poesie bedauern und können auch diesen Versuch nur in Freiligraths Sucht nach dem Neuen und einer Vorliebe für die Franzosen begründet finden.

Das wäre an seiner poetischen Form auszusetzen. Indes bleibt trotz alledem wahr, daß er ein Meister der Sprache und des Versbaues ist und das Musenroß mit einer Sattelfestigkeit, Gewandtheit und Kraft zu zügeln versteht, wie keiner unsrer Neusten. Daß sich auch in seinen ersten Dichtungen, soviel auch an denselben die Manier zu tadeln ist, doch ein wirkliches Dichtertalent kund giebt, wird sich am besten zeigen, wenn man diese näher ins Auge faßt.

In seiner ersten Gedichtsammlung, die 1838 herauskam und schnell hintereinander mehrere Auflagen erlebte, ordnete er seine Original-Dichtungen unter sechs Abteilungen. Gleich die erste, „Tagebuchblätter" betitelt, enthält manches, das besondere Auszeichnung verdient. Zuerst tritt uns „Moos-Thee" entgegen, das nicht ohne Bedeutung die Sammlung eröffnet, da der Dichter, den hier das isländische Moos an die nordlichterhellten Nächte und die Flammen- und Wasserspeier dieser Insel erinnert, das Glutvolle und Heißblütige seines Charakters, wie seiner Poesie andeutet und sich selbst ein Prognostikon seiner Wirksamkeit stellt:

Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen!

Digitized by Google

Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt! — Wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faarder Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Bald hierauf folgt das schöne, tiefempfundene Gedicht „Die Auswanderer", welches uns einen Beweis giebt, wie dem Dichter trotz seiner Vorliebe für das Ausland doch die deutsche Heimat teuer ist. Denn wenn er hier in der ersten Hälfte auch seiner Liebhaberei nachgiebt und im Anschauen der zur Auswanderung sich rüstenden Schwarzwälderfamilien mit seiner Phantasie hinüberschweift nach dem Missouri und unter die Tscherokesen, wohin die Reiserüstigen ziehen wollen, so erinnert er sie doch auch im Gegensatz dazu an das Grün der heimatlichen Berge, an die Rebenhügel Deutschlands und ruft ihnen die herrlichen Verse zu:

O sprecht! Warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Beinahe einen schroffen Gegensatz zu diesen Versen bildet aber jenes andere vorerwähnte Gedicht dieser Abteilung „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren", worin der Dichter seine phantastische Sehnsucht nach Arabiens brennenden Wüsten ausspricht. Sehen wir es näher an, so scheint daraus hervorzuleuchten, daß des Dichters Sehnsucht dorthin ihren Grund in der Meinung hat, in jenem Lande müsse die Poesie besser ge-

Digitized by Google

deihen, weil das Leben dort selbst poetisch sei. Denn so müssen wir wohl vor allem die Endverse deuten, wo es heißt:

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste.
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Wenn das aber wirklich des Dichters Meinung hier ist, daß da auch die Kunst der Poesie besser gedeihe, wo das Leben in seinen von der Kultur noch nicht berührten Zuständen einen poetischen Anstrich hat, so irrt er sehr. Naturpoesie hat da wohl eine Stätte; die Kunst gedeiht aber nur unter dem Einflusse der Kultur.

In der zweiten Abteilung seiner Gedichte, „Balladen und Romanzen" betitelt, treten uns schon Sachen entgegen, in denen Freiligrath sich mehr der inneren Zustände des Gemütslebens bemächtigt und wenigstens nicht so ganz und gar als Schilderer und Naturmaler auftritt. Das Bedeutendste in dieser Beziehung ist wohl gleich das erste „Der Mohrenfürst". Ist hier ganz besonders die glühende Farben- und Bilderpracht zu bewundern, durch die uns der Dichter gleichsam hineinreißt in das geschmückte Zelt des Mohren, in den Tumult der unglücklichen Schlacht, in die Abendkühle der Negerlande und endlich in das bunte Gewirr der Messe: so ist an diesem Gedichte noch mehr die dramatische Lebendigkeit der Entwicklung, der rasche und treffend geschilderte Wechsel der Stimmungen von der höchsten Freude bis zur verzweifelten Schwermut zu loben. Wir leben hier gleichsam alles mit durch, die freudige Siegeshoffnung, in der der Mohrenfürst die Geliebte schmückt, die bange Sehnsucht dieser nach der Heimkehr des Teuren aus der Schlacht, ihre Verzweiflung über die Gefangennehmung desselben und endlich die dumpfe Trauer des Mohren, der nun als Sklave verkauft auf der europäischen Messe dasteht und, an den fernen Niger und die Geliebte denkend, das Trommelfell schlägt, daß es zerspringt, gleichsam als wollte er seinen inneren Schmerz übertäuben. Und wie wechselt hier gemäß der zu schildernden Stimmungen die

Digitized by Google

Energie und Kraft mit der größten Lieblichkeit der Sprache ab! Man höre nur die kraftvolle Schilderung der Schlacht, das liebliche Gemälde der abendlichen Stille und dann das erschütternde Ende.

„So führ' uns zum Siege! so führ' uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elefanten gehöhlter Zahn
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu; es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod.
Das Gelb der Wüste färbt sich rot.

Und nun wieder die liebliche Schilderung des sinkenden Abends nach dem Tumult der Schlacht.

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
Der Nachtau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodil,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub;
Elefantenrudel durchrauschen das Laub;
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh'.
Augen und Blumen schließen sich zu.

Und endlich gegen diese Ruhe wieder die Heimwehqual des Mohren am Ende.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger,
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

Und daß sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

Dieselbe Lebendigkeit der Schilderung wie hier, zeigt sich in dem „Prinz Eugen, der edle Ritter" und dem „Tod des Führers". In dem ersten Gedichte, wo er wieder einen rein vaterländischen Stoff behandelt, ist vor allem die kecke, muntere Kürze der Sprache zu rühmen, die dem kriegerischen Leben im Feldlager so genau entspricht, während in dem zweiten bei aller Regsamkeit des Ausdrucks an den Stellen,

Digitized by Google

wo das Leben auf dem Schiffe dargestellt wird, doch die elegische Ruhe der Sprache mehr eintritt, die dem Stoffe gemäß ist.

Höchst bezeichnend für Freiligraths Liebe zum Kräftigen sind in dieser Abteilung ferner die beiden Gedichte „Piratenromanze“ und „Banditenbegräbnis“, worin er bunte Züge kecken und energischen Lebens darstellt. In der „Piratenromanze“ ist der Gegensatz zwischen der behaglichen Ruhe, womit der Scheik dem Fandango seiner Juana zusieht, und dem erschreckenden Überfall der Muselmänner trefflich geschildert. Im „Banditenbegräbnis“ reizt dagegen wieder das dumpfe Schweigen, das auf dem ins Gräßliche spielenden Bilde ruht. Diese Liebe zum Schrecklichen und Schauerlichen zeigt sich dann noch mehr in dem „Schreinergesellen“ und der „Seidenen Schnur“. Die Klage des Schreinergesellen, daß er genötigt ist, einen Sarg zu zimmern, und die herzlose Gleichgültigkeit des andern, der ihn durch Zureden beschwichtigen will, scheint hier der Dichter nur deshalb vorzuführen, um die schaurige Vorstellung von dem Sarge recht im einzelnen auszumalen. In der „Seidenen Schnur“ aber, wo der Dichter einen Doppelmord und insbesondere eine Erdrosselung darstellt, streift die Darstellung fast ans Widerwärtige.

Wollen wir aus dieser zweiten Abteilung auch ein Beispiel davon haben, wie Freiligrath oft alle Poesie nur in einer geschickten Aneinanderreihung prächtiger und ausländischer Bilder sucht, wie er in Schilderungen von Äußerlichkeiten sich gefällt und lebende Wesen zu diesen nur in Beziehung setzt, um diese Äußerlichkeiten dadurch zusammenzuhalten: so müssen wir uns an das „Schwalbenmärchen“, und an „Der Blumen Rache“ erinnern. In dem „Schwalbenmärchen“, das übrigens durch seinen kindlich märchenhaften Ton überaus anspricht, ist es eigentlich nur auf die Beschreibung der Länder abgesehen, von denen die von der Reise zurückgekehrte Schwalbe der Unke erzählt; und in „Der Blumen Rache“ läuft alles nur auf die Charakterisierung der verschiedenen Blumen hinaus, die durch ihren Duft die Schlafende töten. Daß diese Charakterisierung, zumal die Blumen als persönliche Geister auftreten, höchst originell und wiederum in der brennendsten Farbenpracht gegeben ist, daß es überhaupt zu bewundern ist, wie der Dichter dem an sich so prosaischen Gedanken, daß zu starker

Digitized by Google

Blumenduft töte, hier zu poetischem Leben verholfen hat, läßt sich nicht leugnen. Dennoch kann es auch niemandem entgehen, daß diese Gedichte wegen ihrer vorwaltenden Schilderei nur einen bedingten und einseitigen Wert haben.

Die zwei Gedichte der dritten Abteilung, die in Terzinen abgefaßt sind, können wir beiseite lassen, da sie an Gehalt nichts Bedeutendes haben, in der Form aber sogar mißlungen sind. Der Dichter hat hier gezeigt, daß er die Terzine nicht geschickt genug zu behandeln versteht.

Höchst charakteristisch sind dagegen wieder einige Stücke der vierten Abteilung, in welcher der Dichter alle die Gedichte zusammenstellte, in denen er den Alexandriner gebrauchte. Voran steht hier die kühne Allegorie, in welcher ihm dieser Vers zum Wüstenroß aus Alexandria wird, das bei seiner flammenden Natur nichts gemein habe mit dem bedächtigen, feinen Renner, den Boileau gezäumt und mit Franzosenwitz geschult habe.

„Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand.
Ich bringe wieder dich zu Ehren."

ruft der Dichter mit großem Selbstgefühl in der letzten Strophe aus und stellt uns damit in Aussicht, daß er zeigen wolle, wie der Alexandriner bei geschickter Behandlung auf volle Geltung Anspruch machen könne. Und freilich die Fassung, in der dieser Vers in den folgenden Gedichten auftritt, kann uns wohl mit ihm aussöhnen. Er ist hier nicht mehr der alte, klappernde Alexandriner, sondern er hat sich in eine sechszeilige, freie Strophe umgewandelt, in der zwei Paare mit zwei kürzeren Versen sich mischen. Unter den Gedichten dieser Abteilung heben wir zuerst das Gedicht „An das Meer" heraus. In dieser Dichtung, wo Freiligrath den Reichtum des Meeres rühmt und die Schätze und Wunder aufzählt, die es in seinem Innern birgt, verfällt er wieder in seine bekannte Schwäche, bloß eine Menge fremdartiger Dinge aufzuzählen und zu beschreiben und uns eine Aneinanderreihung von Bildern zu geben, die alles Lebens und aller Bewegung ermangelt. Der einzige Gedanke, der hier den angeführten Einzelheiten noch etwas Zusammenhalt giebt, ist der, daß der Dichter sagt, mit der geschilderten Pracht des Meeres wolle er seine Lieder schmücken. Dieser Gedanke ist für Freiligraths Poesie höchst bezeichnend. Wir sehen daraus,

Digitized by Google

wie der Dichter mit Selbstbewußtsein vorherrschend nach Farbenpracht in derselben strebte. Darum ruft er denn auch mit freudigem Stolze, indem er das Meer anredet, gegen das Ende dieses Gedichts aus:

Du reichst den Purpur mir; mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll. Ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.

Sieh, wie es funkelt! sieh, schon glänzt es purpurrot;
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!

Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Hat er uns in solchen Gedichten bloße Schilderei ohne alles innere Leben gegeben, so weiß er uns dagegen durch die beiden Gedichte „Der Schwertfeger von Damaskus" und „Der Scheik am Sinai", in denen wieder große Lebendigkeit der Empfindung hervortritt, völlig zu entschädigen. Wie wird in dem ersten Gedichte unsere Teilnahme erweckt durch die Freude des Schwertfegers, sein bestes Schwert in der Hand des Tapfern zu wissen, durch seine kriegerische Gesinnung, welche ihn sofort in die Schlacht versetzt, und durch das stolze Bewußtsein, daß das Schwert, die Flamme, welche den Orient entzündet und die Macht des Ostens im Occident verkündet, aus seiner Esse stamme! Noch lebendiger und reicher an Zügen der Kraft, ein wahrhaft Vernet'sches Gemälde ist „Der Scheik am Sinai". Mit welcher Spannung folgen wir hier der Erzählung, die doch an sich so einfach ist! Auf das Gerücht, daß das in Algier siegreich gewesene Heer der Franzosen nahet, läßt sich der greise Scheik vor das Zelt hinaustragen, um, wie er hofft, Bonaparten wiederzusehen, an dessen Seite er vordem in der Pyramidenschlacht gekämpft. Das Heer rückt nun auch wirklich heran:

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne;
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durchs Gebirg der Dromedar.

Digitized by Google

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé; Dampf wirbelt durch die Pässe.
Der Leu verläßt den Rest des halb zerriss'nen Rehs;
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis ans Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen,
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und schlank die Minarets.

Nachdem sie mit einer Gewehrsalve gegrüßt haben, erkennt sie der Scheik und erinnert sich mit Begeisterung der Pyramidenschlacht, noch mehr aber des siegreichen Führers derselben. Als er nun nach ihm fragt und ihm der Bescheid gegeben wird, daß es nicht mehr der alte Führer sei und man ihm ein Goldstück mit Louis Philipps Bildnis giebt, ergreift es ihn schmerzlich:

Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht; das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! Sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

Unter den in Alexandrinern geschriebenen Gedichten sind noch zwei erwähnenswert, weil sie Freiligraths Lust am Gräßlichen und Ungeheuerlichen auf ihrer höchsten Höhe zeigen. Das eine ist „Scipio", das andere „Anno Domini". Im „Scipio" rächt sich der Negersklave dieses Namens an seinem Herrn und Unterdrücker durch ausgesuchten Sarkasmus. „Massa, du bist sehr reich!" Üppig und prahlerisch zählt er nun dem Pflanzer vor, was man zu seinem Reichtum und Glück rechnen könnte: Ländereien, Schiffe, Sklaven, Sklavinnen, Jagdhunde und Waffen — kurz was eine sinnliche Natur entflammt und vergnügt. Nur ein Gericht fehlt, das Mahl zu krönen: Menschenfleisch! — Es ist begreiflich, daß solch ein Gedicht einen widerwärtigen Eindruck machen muß, zumal die gewandte Form zu dem grellen Stoffe hier in einem um so herberen Widerspruche steht. Das Non plus ultra alles Furchtbaren ist aber „Anno Domini", wo der Dichter den Untergang der

Digitized by Google

Erde in einer Vision schaut, und ihn die furchtbare Gewalt dieser prophetischen Vision so niederwirft, daß er sie nicht bis zu Ende führen kann, sondern zitternd Stirn und Auge mit der Hand bedeckt. Wie jene graue Sünderin die Frankenkönigin Brunhilde damals für ihre unzähligen Frevel von einem wilden Hengste zu Tode geschleift wurde, so wird einst nach dem Dichter die alte Sünderin, die Erde, wenn ihr Maß voll ist, an den Schweif eines Kometen gefesselt, durch das weite All geschleift, untergehen. In einem einzigen Bilde und Gegenbilde führt der Dichter diesen grausen Gedanken nun mit einer so heißerregten Phantasie, einer so heftigen, stürmisch-hinreißenden Diktion und in so kolossalen Versperioden durch, daß er die erschütternde Wirkung, die er bezweckt, gewiß beim Leser erreicht, aber andrerseits auch fühlen läßt, daß hier alle Harmonie des wahren Kunstwerks mangelt. Wie unschön und ästhetisch-verletzend ist nicht vor allem die ausführliche Schilderung, wie die Königin geschleift wird!

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr. Um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar. Die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der roten,
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms. Weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kamel, d'rauf man sie morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn.

Solche Poesie überschreitet ihre Grenzen. Denn sie stellt das Scheußliche dar, „das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte!"

In der fünften Abteilung, den „Vermischten Gedichten", tritt uns das Gedicht entgegen, das unter allen Produktionen Freiligraths zuerst am meisten Beifall fand, „Der Löwenritt". Zu leugnen ist auch nicht, daß die Schilderung dieser nächtlichen Vorgänge aus dem Tierleben so voll kecken Lebens und rascher Bewegung ist, daß man sagen könnte, dies Gedicht eröffne ein neues Feld der Poesie, nämlich das der Tierballade. Ja zu leugnen ist es nicht, daß Behandlung und

Digitized by Google

Form hier wieder die höchste Farbenpracht und Gewalt der Bilder zeigt. Und doch muß die ganze Thatsache der poetischen Darstellung eigentlich als unwürdig erscheinen; denn es kommt hier nur die rohe Naturkraft zur Anschauung, die doch als solche, so sehr sie auch unser Staunen erregt, keineswegs poetisch ist. Man kann den Beifall, der diesem Gedichte insbesondere zu teil wurde, deshalb auch unmöglich dem poetischen Wert desselben zuschreiben, sondern man muß den Grund desselben vorzüglich darin finden, daß die überaus wahre Naturmalerei, das Deklamatorische und der aus der Naturgeschichte geläufige Gegenstand des Gedichtes es so brauchbar und anziehend machte für die Schule, von der dann die Begeisterung auch auf das große Publikum überging. Wie sehr dieses Gedicht doch unbefriedigt ließ bei seinem Mangel an Beziehung auf Menschenleben und Menschengeist sieht man daraus, daß man höchst sonderbarerweise versuchte, es allegorisch zu deuten. Der Löwe, meinte man, bedeute einen blutgierigen Tyrannen, die Giraffe ein armes zu Tode gehetztes Volk; und so suchte man schon hier bei dem Dichter die demagogischen Tendenzen, die er damals sicherlich nicht hatte — ein Beweis, daß man den Grundfehler des Gedichts, jenen Mangel an geistigem Gehalt, wohl erkannte und diesem nur wegen der übrigen Schönheiten zu Hilfe kommen wollte.

Ebenso lebendig in Hinsicht der Malerei ist das „Gesicht des Reisenden", worin der Dichter die orientalische Sage benutzt, daß in einer gewissen Nacht alle, die das Sandmeer der Wüste verschlungen, als Geister sich erheben, um zum Gebet nach der heiligen Stadt Mekka zu ziehen. Der Dichter führt uns diese endlose Geisterkarawane mit wenigen, aber wirkungsreichen Zügen vor und schildert zugleich den verschiedenen Eindruck, den die Vision auf die Reisenden und die Beduinen macht. Hier giebt es also nicht bloße Schilderung, sondern zugleich auch die Einwirkung auf das menschliche Gemüt.

Wie sehr der Dichter es übrigens vermag, uns das Gemütsleben darzustellen, das zeigt sich in dem Cyklus „Der ausgewanderte Dichter", den wir als eine der vollendetsten Schöpfungen Freiligraths ansehen, obgleich es nur Fragment geblieben ist. Der Stoff des Gedichts hat einige Ähnlichkeit mit dem Chamissoschen „Salas y Gomez", nur daß hier das Ganze keine Färbung des Furchtbaren und Grausenhaften hat. Wir

Digitized by Google

finden einen deutschen Dichter in den Wäldern Amerikas. Er hat aus Unmut und Unzufriedenheit das Vaterland verlassen und baut sich sein Haus selber bei den Atlantiden. Er dichtet auch hier, ohne zu wissen, ob je einer seine Verse hören werde, und läßt in den fremden Wäldern auf den Gipfeln der Berge deutsche Lieder erklingen. Aber gerade diese Laute erwecken in ihm die Sehnsucht nach der Heimat, die er in der Jagdgesellschaft der Indianer nur auf kurze Zeit vergessen lernt. Die Jagd des Elentiers wird nun prachtvoll beschrieben; aber der Tod des Tieres erinnert den Ausgewanderten abermals an seine Qualen, und er weint. Von nun an brennt das Gefühl der Heimatlosigkeit ihm immer heißer im Herzen; er beneidet den Creek, den Beduinen der Steppe, der an ihm vorüberjagt, weil ihn die Liebe der Gattin und der Kinder am Herde empfangen wird. Seine eigene Liebe, deren Gegenstand Tausende von Meilen entfernt ist, bricht plötzlich mit aller ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerze hervor. Allmählich kommt auch das Gefühl des Alleinseins immer quälender über ihn.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildnis Segen?
Allein, allein! — o Gott! ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Endlich hat ihn der Schmerz verzehrt. Die Indianer, unter denen er gelebt, bestatten ihn; und der Älteste des Stammes spricht rührende Worte über den Toten. Wahrlich, hier liefert der Dichter ein so bewegtes Seelengemälde, wie man es an ihm kaum erwartet. Denn obgleich auch hier die Naturmalerei nicht fehlt, ja mit großer Kraft und Lebendigkeit hervortritt, so erhält sie doch überall eine wahrhaft poetische Bedeutung durch das Verhältnis des Ausgewanderten zur umgebenden Natur; und durchweg bleibt das Herz des vereinsamten Dichters mit seiner Sehnsucht und seinen Heimwehqualen der Mittelpunkt des Ganzen, während die Natur nur den Hintergrund bildet.

Wie Freiligrath überhaupt da viel höher steht, wo er sich der inneren Zustände des Gemüts bemächtigt, zeigt sich noch in zwei andern Dichtungen dieser Abteilung, „Die Tanne“ und „Die Bilderbibel“. Gewiß wird sich jeder des lieblichen Märchens von Andersen „Der Tannenbaum“ erinnern. Wie sich da die Tanne aus ihrer Waldeinsamkeit wegsehnt, um, wie die andern, ein Weihnachtsbaum zu werden, dann

Digitized by Google

aber, als die Christfreude nun vorbei ist und sie auf den dunkeln Hausboden gestellt wird, sich wieder heimsehnt in den alten, einfachen, aber glücklichen Zustand, so ähnlich hier im Freiligrathschen Gedichte. Zuerst zeigt der Dichter uns die Tanne vor, wie sie dasteht auf des Berges Spitze, oben mit den Wolken, unten mit den Erdgnomen und Alraunen verkehrend, wie sie auf die Sprache der Vögel horcht und den Haushalt der Waldtiere belauscht und fern von den Menschen ein Leben im Frieden ungebrochener Kraft lebt. Der Dichter ruft entzückt: „Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!" In der andern Hälfte des Gedichts sehen wir dieselbe Tanne als Mast einer Fregatte. Sie ist gealtert und klagt der Welle ihr Leid: man habe sie in jungen Jahren umgehauen, damit sie das Meer befahre und fremde Länder schaue, und sie habe dann auch Nord und Süd gesehn; aber es habe ihr nichts geholfen, denn es ziehe sie ein starker Zug unabläßig nach der Heimat Bergen. Seufzend endet sie:

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

Kann die Sehnsucht nach einer einfachen, glücklichen Kindheit wohl lieblicher dargestellt werden? Voll ebenso inniger Sehnsucht nach dem Paradiese der Kindheit ist das Gedicht „Die Bilderbibel", worin sich der Dichter in die schöne Zeit zurückversetzt, wo die Bilderbibel ihm zuerst das Morgenland, die Palmen, die Kamele, die Wüste, die Hirten und Hirtenzelte zeigte. Dieses Gedicht ist um so reizender, je einfacher und anspruchsloser es dem Dichter aus dem Herzen hervorquillt und um so bedeutsamer für die rechte Kenntnis Freiligraths, als es uns einen tiefen Blick in sein später von Unglauben und Zweifel bedrücktes Herz thun läßt.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,

Die teuren Eltern beide,
Der stillzufried'ne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Digitized by Google

In der letzten Abteilung der ersten Gedichtsammlung Freiligraths, die den Titel „Gelegentliches“ führt, ist das Bedeutendste das Gedicht „Bei Grabbes Tod“. Hat der Dichter schon in der vorigen Abteilung in dem Gedichte „ΟΔΥΣΣΕΥΣ“ den Tod Plateus beklagt, indem er einem Schiffe, das von Süden kommt, „Odysseus“ genannt, Grüße aufträgt an den früh verblichenen Dichter, so ist dies Gedicht durch den Tod seines unglücklichen Landsmannes, des Dichters Grabbe, veranlaßt. Auch hier entwickelt Freiligrath wieder seine unvergleichliche Schilderungskunst; er ist im Lager bei Paderborn, dessen Bewegungen er vortrefflich schildert, als er von Grabbes Tod hört. Diese Nachricht ergreift ihn tief, und das mit Recht. Denn der Verblichene, Dietrich Christian Grabbe, der infolge einer unglücklichen Erziehung, aber auch durch seine eigene krampfhafte Sucht nach Originalität und wüster Ausgelassenheit endlich im Wahnsinn zu Grunde ging, konnte bei all seiner Fülle poetischer Kraft weder als Mensch noch als Dichter die rechte Haltung gewinnen. Im Andenken an ihn erscheint Freiligrath aber der Dichtung Flamme als ein Fluch, eine verzehrende Glut, die auf die Stirn des Poeten Brandmale brennt, und das Mal der Dichtung ein Kainsstempel. Wie schon erwähnt, beruht diese allzu subjektive Ansicht von der Poesie auf einem Anfluge von Krankhaftigkeit bei Freiligrath. Übrigens hat das Gedicht meisterhafte Züge. Die Trauer ist ergreifend geschildert, und in Hinsicht der lebhaften Scenerie steht es noch über dem „Prinzen Eugen“.

Das ist das Schönste und Bedeutendste aus der ersten Gedichtsammlung Freiligraths. Alles übrige ist Übersetzung aus französischen und englischen Dichtern von so großer Gewandtheit in der Sprache und Darstellung, daß man Originale zu lesen glaubt.

Wenn in dieser Sammlung die gerügten Mängel hervortraten, so täuschte Freiligrath bei seiner kräftigen, entwicklungsfähigen Natur das Vertrauen nicht, das die Einsichtsvolleren der Nation in ihn setzten, indem sie hofften, dieser begabte Dichter werde alle diese Schwächen mehr oder minder überwinden. Mit seinem Brautstande und seiner Verheiratung ging in seiner dichterischen Entwicklung, wie in seinem Leben eine so mächtige Veränderung vor, daß wir von dieser Zeit, nämlich vom

Digitized by Google

Jahre 1840 an, eine zweite Periode der Freiligrathschen Poesie datieren müssen, die freilich nicht lange währte und einer dritten Periode Platz machte, in der der Dichter die Gunst verschmähte und verwarf, die das Vaterland ihm reichlich zugewandt hatte.

In dieser zweiten Periode war Freiligrath, wie so sehr zu wünschen war, aus einem Poeten der Anschauung mehr zu einem Poeten des Gemüts geworden. Das meiste, das von ihm jetzt in Jahrbüchern und Zeitschriften erschien, und das er später in seiner Sammlung „Zwischen den Garben" zusammenstellte, ließ uns die einfacheren, aber innigen Töne tiefer Lyrik vernehmen und gab uns einen Beweis, wie das menschliche Herz doch immer weit mehr von dem Heimischen und Selbsterlebten ergriffen wird, als von dem Fremdartigen, wenn es auch noch so viel äußern Reiz hat. Aus dieser Periode rühren insbesondere zwei Lieder her, die an lyrischer Innigkeit und Tiefe alles andere der Freiligrathschen Poesie übertreffen, und die ich deshalb ganz mitteile.

Das erste, ein lyrisches, aber zugleich auch lehrhaftes Gedicht, worin der Dichter den Gedanken an das Grab zur ernsten Warnung benutzt vor Lieblosigkeit gegen andere, voraus gegen Freunde, tönt mit sanfter, eindringlicher Wehmut ins Herz und ist vielleicht das fleckenloseste Erzeugnis seiner schönen Dichterkraft. Es wurde durch den Tod seines Vaters veranlaßt.

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zulieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl! —
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
O Gott! es war nicht bös gemeint;
Der andre aber geht und klagt.

Digitized by Google

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: „O sieh auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott! es war nicht bös gemeint!" —

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst.
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst."

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still, er ruht — er ist am Ziel.

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Meisterhaft ist hier das Thema durchgeführt, das, um die Wirkung zu erhöhen, im Anfang, in der Mitte und am Ende als Refrain wiederkehrt.

Das andere Gedicht, „Ruhe in der Geliebten", das im „Rheinischen Jahrbuche" für 1841 zuerst erschien, wird uns aber einen noch stärkeren Beweis von der lyrischen Kraft des Dichters geben, da hier die Seligkeit und Allgenugsamkeit der Liebe, wenn auch in etwas erhitzter, so doch in ergreifender Weise geschildert ist.

So laß mich sitzen ohne Ende!
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust.
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Digitized by Google

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt,
In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt,
Die hell und lustig, eh ich's wähne,
Durch die geschloss'ne Wimper springt.

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle.
Ich habe dich — mein Wünschen ruht.
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht,
Und jeder deiner Atemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied.

Und jeder ist für mich ein Leben —
Ha! so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen, so mit sel'gem Beben,
Auf unsrer Herzen Wechselschlag!
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit.
Wir ruhn und träumen; wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Ein drittes Gedicht dieser Periode von Bedeutung ist „Die Rose", welches gewissermaßen dem Wunderglauben das Wort redet. Der Dichter sitzt mit seinem Freunde Levin Schücking nachts bei einem Glase Wein; sie erzählen sich manche geheimnisvolle Kunde, manch unerklärliches Ereignis aus dem Leben und gelangen so unvermerkt auf das Gebiet der Legende. Freiligrath berichtet von der Wunderrose von Jericho und trennt sich dann von seinem Freunde, um seinem aufgeregten Herzen da noch weitere und befriedigendere Nahrung zu suchen, wo sie in solcher Stimmung allein gefunden wird, nämlich im Neuen Testamente. Das Gedicht übt durch die Tiefe der Teilnahme, die Glut des Herzens, die Pracht und Schönheit der Form, sowie durch die geheimnisvolle Mystik, die sich darin ausspricht, einen gewaltigen, magischen Reiz aus. — Das ist das Beste aus dieser zweiten Periode Freiligraths, in der er sich auf kurze Zeit als Meister der Lyrik erwiesen.

Nach mehrjähriger Vorbereitung, vor allem seitdem die Wetter der Revolution sich über unser Vaterland lagerten und in Freilig-

Digitized by Google

raths Gemüt viel Erregung und Leidenschaft geweckt hatten, brach in seiner poetischen Entwicklung eine dritte Periode an, die wir leider als eine Zeit politischer Verirrung bezeichnen müssen, und in der der Dichter, freilich mehr durch anderer, als durch eigene Schuld von seinem bessern Selbst abfiel.

Um das Neujahr 1842 erhielt Freiligrath nämlich von dem hochherzigen Könige von Preußen eine Pension von dreihundert Thalern mit der Bemerkung, daß ihm diese verliehen werde, bis sich eine für ihn geeignete Anstellung gefunden habe. Eine Bedingung war an die Pensionsverleihung nicht geknüpft, und Freiligrath konnte nach wie vor seine unabhängige Stellung bewahren. Bald erregte aber diese Pension Neid und Mißtrauen bei andern. Man flüsterte Freiligrath ein, daß der König bei derselben es darauf abgesehen habe, ihn zum Fürstenknecht zu machen. Vor allem war es der sonst so gemütvolle und treuherzige, jetzt aber auch politisch aufgeregte und verbitterte Hoffmann von Fallersleben, der ihm das einleuchtend machte. Freiligrath bei geringer Einsicht und mangelnder innerer Festigkeit glaubte am Ende selbst daran und gab die königliche Auszeichnung als eine drückende Last zurück. Von nun an, meinte er, müsse er seine wiedererlangte Unabhängigkeit in plumpen Ausfällen gegen seinen edlen Wohlthäter, den König von Preußen, vor der Welt bezeugen. So entstand die Sammlung von Zeitgedichten unter dem Titel „Glaubensbekenntnis". In diesem Buche tritt uns der praktische Beweis traurig genug entgegen, wie der politische Irrgeist auf eine sonst gutmütige Natur, wie Freiligrath war, wirken kann. Mit einer Ehrlichkeit, die noch immer klar den sittlichen Kern in ihm erkennen läßt, dabei aber mit einer Plumpheit, die ihn in seiner leidenschaftlichen Verdüsterung und Ungerechtigkeit als ganz unfähig erweist, die Geschichte seiner Zeit und die Weltlage zu begreifen, geschweige denn darzustellen, spricht er hier seine innere Verwirrung aus, in welche ihn revolutionäre Schriften und Freunde versetzt haben, und zwar in schönen und klangreichen Versen. Mangel an Selbstkenntnis läßt ihn mit der unüberlegten Sicherheit der Jugend zutappen und Urteile über Dinge wagen, von denen er vermöge seiner ganzen Entwicklung nie eine Anschauung gewonnen hatte. In Hinsicht auf die Standesunterschiede steht er hier z. B. ganz auf dem Iffland'schen Standpunkte. Nur der Arme ist ihm edel; der Reiche und Vornehme erscheint

Digitized by Google

ihm als solcher schon schlecht, gerade wie in den Familiengemälden der sentimentalen Zeit der Bauer und Förster der ehrliche und wo möglich edle Mann, der Oberförster und Amtmann aber immer ein Bösewicht war. Das beweist das übrigens rhythmisch trefflich gebildete Lied „Trotz alledem", wiewohl diese Ansicht auch in vielen andern Gedichten durchscheint. Ein anderes Mal in dem Gedichte „Von acht Rossen", worin er die preußischen Provinzen unter dem Bilde von acht Pferden darstellt, die den Kriegswagen ziehen, preist er dieselben:

Denn an keinem ist auch nur ein falsches Haar,

und fährt dann fort:

Wollt' es glauben nur der Lenker,
Doch der denkt: —

und nun kommt eine niedere und verkehrte Schilderung der vermeintlichen Gesinnungen des Königs. In der „Walpurgisnacht" stellt er die mit des Königs Genehmigung von Tieck veranlaßte Aufführung der Antigone als Teufelsspuk dar, indem er die Antigone mit anderen Personen aus jenem Stücke auf dem Blocksberge sich versammeln läßt. Und doch ist gewiß, daß jene Erscheinung auf der Bühne als ein offenbarer Gewinn und als belebende Anregung für das tief gesunkene Theater betrachtet werden mußte.

Den Schlüssel zu der ganzen Umwandelung aber, die dies Glaubensbekenntnis Freiligraths bekundet, giebt das Gedicht „An Hoffmann von Fallersleben", aus welchem man deutlich sieht, wie dieser den charakterschwachen Dichter verführt hat, indem er ihm den Trotz gegen den König einflößte. Da heißt es:

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im „Riesen",[1])
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen,
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

[1]) Gasthaus in Koblenz.

Digitized by Google

Düster, mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht
Braunten unsre Herzen.

Wir erkennen hier aus diesem, in seiner Naivetät eigentlich liebenswürdigen Gedichte, welche äußerlichen und zufälligen Umstände das jugendlich leichtgläubige und entzündbare Herz Freiligraths bestimmten. Aber wir müssen auch vor dem Schlusse des Gedichts als vor der bösen Frucht solcher Erregung erschrecken.

Vorwärts denn — bis übers Grab!
Vorwärts ohne Wanken!
Jede Rücksicht werf ich ab,
Satt hinfort der Schranken.
Nur das Kühnste bind' ich an
Meinen Simsonfüchsen.
Mit Kanonen auf den Plan,
Nicht mit Schlüsselbüchsen!

Demnach hatte Freiligrath alle seine politische Galle von Hoffmann von Fallersleben, von jenem gelehrten, höchst begabten, leichtlebigen Dichter, der damals, wegen seiner „Unpolitischen Lieder" aus Breslau vertrieben, dem Könige und der preußischen Regierung aus persönlicher Leidenschaft besonders übel wollte. Diese Vergälltheit hat dem „Glaubensbekenntnis" die Färbung des Parteihasses verliehen; und selbst das ästhetisch schönste Gedicht der Sammlung „Am Baum der Menschheit" ist nicht ganz davon auszunehmen. In diesem Gedichte, wo er die Menschheit als einen Baum darstellt, an welchem die Blüten, mit denen er die einzelnen Völker bezeichnet, im ewigen Wechsel verwelken und aufblühen, und wo er es freudig ausspricht, daß die Knospe Deutschlands jetzt auch der Blüte nahe sei, ist der Grundgedanke schön durchgeführt, und vorzüglich der Vers, in dem er die Wiedergeburt Deutschlands herbeiwünscht, ist herrlich.

Der du die Blumen auseinander faltest,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein!
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Digitized by Google

Vorher blickt der Groll heraus, zu dem sich Freiligrath verbittert hatte, und der noch heftiger in „Hamlet“ erscheint, wo er den berühmt gewordenen Vergleich Deutschlands mit diesem Helden träumerischer Thatlosigkeit in aufstachelnder Schärfe durchführt. Daneben findet sich in diesem „Glaubensbekenntnis“ auch manches Erquicklichere, wie das warm empfundene Gedicht „Zu Immermanns Gedächtnis“, das ergreifende Situationsbild „Aus dem schlesischen Gebirge“ wo er uns einen tiefen Blick in das Elend der schlesischen Weber thun läßt, und vor allem die an Auerbach gerichteten Strophen „Dorfgeschichten“, in denen er einige deutsche Volksschriftsteller mit treuherziger Begeisterung feiert. Hier leuchtet noch der unverdorbene Sinn und das liebreiche Verständnis des Dichters für die Leiden und Freuden des Volkes hindurch, wenn auch die feindliche Erregung, aus der diese Poeme hervorgingen, nicht geleugnet werden kann.

Giebt uns schon dieses Glaubensbekenntnis im ganzen das Bild eines innerlich gärenden, unreifen und schwankenden Geistes, so thun das die „Neuen politischen und socialen Gedichte“ Freiligraths noch mehr. Hier hat er sich leider ganz in die politische Tageshetze hineinreißen lassen und teilweis wilde Erzeugnisse geliefert, wie sie nur aus dem heißblütigen Hirne eines Umsturzmannes erwartet werden können. Diese von den Demokraten eifrig verbreiteten Blut- und Brandlieder, wie „Schwarz, Rot, Gold“, „Wien“, „Blum“, „Die Toten an die Lebenden“, die alle vom Fieber der Revolution durchzuckt sind, samt den spätern, in denen er sich sogar für das Ungeheuer Marat begeistern konnte, zeigen recht deutlich, wie unter den Schlacken der Leidenschaft das reine Feuer der Poesie allmählich verkümmert. Sie sind nicht allein sittlich und politisch verwerflich, sondern auch künstlerisch wertlos und werden künftighin nur noch historische Bedeutung haben als Denkmäler einer vulkanisch bewegten, trostlosen Zeit, auf die man als eine Zeit der Verirrung reuig zurückblicken wird.

Wir haben an Freiligrath leider sehen müssen, wie aus dem früheren Dichter des Meeres und der Wüste, dem kräftigen Naturmaler und wirksamen Lyriker ein wilder Jakobiner wurde. Wenn er früher seine Lieder mit dem Purpur des Meeres schmückte, so färbte er sie jetzt mit Blut. Wenn er früher die Friedenspalmen des Orients vor uns aufpflanzte, jetzt erhob er

Digitized by Google

die aus Frankreich eingeführten Freiheitsbäume der Revolution. Wenn er früher den Turban auf seine schwarzen Haare drückte, jetzt trug er die rote Mütze eines Laternenmannes.

An ihm haben wir einen recht deutlichen, aber traurigen Beweis, welches Ende es selbst mit dem schönsten Talente nehmen kann, wenn es ihm an dem sittlichen Halt des Charakters fehlt und wenn es sich nicht von dem wahren und rechten Geiste erfüllen und treiben läßt. Diese Erfahrung ist nicht allein an Freiligrath, sondern an mehreren andern Dichtern unserer Zeit gemacht, die im Leben wie in der Poesie sich in das niedere Treiben der Parteien einließen.

Es ist ein Glück und eine Freude, daß die deutsche Litteraturgeschichte noch von einer vierten Periode Freiligraths zu berichten hat. Im Vaterlande war zunächst nach 1850, als die Wogen des tollen Jahres allmählich zu ebben angefangen hatten, seines Bleibens nicht. Wer so die Bedingungen aufgehoben hat, unter denen man an dem stillen Frieden der Heimat teilzunehmen berechtigt ist, der muß sich am Ende selbst verbannen und kann es auch nur sich selbst zuschreiben, wenn er die schweren Leiden an sich selbst erfährt, die Freiligrath einst in seinem „Ausgewanderten Dichter" geschildert hatte. In den Jahren von 1850 bis 1866 lebte Freiligrath in London, in einem kaufmännischen Geschäft ums Brot arbeitend. Seine Muse schwieg fast ganz. Im Jahre 1866 sah er in dem Krieg mit Österreich nur den Bruderkrieg; er fühlte sich politisch verbunden mit der Konfliktspartei und stand in Feindschaft gegen den König und Bismarck. Als er im Jahr 1868 nach Deutschland zurückkehren durfte, begab er sich nicht etwa an den Rhein, sondern in einen Schmollwinkel, nach Stuttgart. Da ward ihm am Abend seines Lebens noch eine große Freude zu teil. Auf Anregung der „Gartenlaube" ward für ihn durch ganz Deutschland eine Sammlung angestellt, die etwa 50000 Thaler einbrachte und seine Zukunft sicherte. Nun kam der Krieg von 1870 und die große Zeit erweckte den ursprünglich deutschen Dichter wieder zum echten deutschen Manne, und er ward mit bedingungslosem, hingebendem Patriotismus ein poetischer Vorkämpfer des neuen deutschen Reiches. Seine Hymne „Hurra Germania" und sein lyrisches Prachtstück, „Die Trompete von Gravelotte" gehören zu Freiligraths schönsten Gedichten, wie auch zu den besten, welche die

Digitized by Google

Kriegslyrik von 1870 überhaupt hervorgebracht hat. Er hat sein Dichterbild, von dessen Schatten zu reden war, gereinigt wieder hergestellt. In „Hurra Germania“ schildert er zuerst die Erhebung des Volkes. Dann fährt er fort:

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer.
Da rückt die Oder dreist ins Feld;
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr.
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra Germania!

In der „Trompete von Gravelotte“ giebt er ein grausiges Schlachtstück. Eine Schar Kürassiere und Ulanen hat zwei Kolonnen Fußvolk und zwei Batterien niedergeritten. „Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt, unser zweiter Mann ist geblieben, die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft — in der Jugendblüte dahingerafft, so liegen sie bleich auf dem Rasen. Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!“

Und er nahm die Trompete, und er hauchte hinein:
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme.

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde.
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die Wunde.

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen,
Um sie alle — es ging uns durch Mark und Bein —
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Digitized by Google

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann.
Rundum die Wachtfeuer lohten.
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.

Bald nach dem Kriege zog Freiligrath von Stuttgart nach Cannstatt, wo er am 18. März 1876 fast unerwartet starb. Die deutsche Litteraturgeschichte hat dem Gestorbenen, wie die deutsche Nation dem Lebenden, den vollen Kranz der Ehren geboten. Gern deckt man die erkannte und gebüßte Schuld des liebenswürdigen Dichters zu, um sich des vielen Schönen zu freuen, das seine Dichtung uns dargeboten hat.

Unter den Dichtern, welche durch Selbständigkeit bei der Einführung neuer Stoffe und Formen in die vaterländische Poesie hervorragend gewesen sind, treten uns zwei durch ihre herzliche deutsche Art besonders nahe. Sind ihre Stoffe neu für die Dichtung, so sind sie doch der alten, echten Art unseres Volkes entnommen, aber nicht aus dem Schutt und Staub altertümlicher Vergangenheit herausgegraben, sondern frisch gewachsen wie auf einer lachenden Wiese mitten im deutschen Walde, freudige Zeugnisse von der ewig jungen Art des Volksgemütes. Ihre Formen schufen sich die beiden selbst, als sängen sie dem zwitschernden Vogel nach oder lauschten den Naturlauten, die durch den Wald gehen. Sie suchten und dichteten im unmittelbaren Umgang mit der Natur und sangen dann aus voller Brust hinaus in die Welt, um die Menschen fröhlich zu machen. Ganz unangekränkelt von Weltschmerz oder Zerrissenheit, führten sie ein Leben dankbarer Daseinsfreude. Diese beiden sonnigen Dichtergestalten sind Kopisch und Reinick. Ihre Lieder haben sich uns als dauernde Blüten erwiesen, deren gesunder, anspruchsloser Duft ein Geschlecht nach dem andern erquickte, und aus denen die dichterische Schönheit uns anlacht, wie aus Kinderaugen.

August Kopisch (1799—1853), geboren am 26. Mai zu Breslau, ein regsamer, vielseitiger, wanderlustiger und warmblütiger Schlesier, teilte schon früh seinen schönheitshungrigen Geist zwischen Kunstakademie und Bibliothek, zwischen Malerei und Dichtkunst. Ein Sturz auf dem Eise zog ihm ein Übel an der rechten Hand zu und lähmte seine technische Ausbildung. Er verließ die Akademie Prag und begab sich nach Wien, wurde durch Stephanowitsch mit den Volksliedern der Serben bekannt

Digitized by Google

und übte sich nach Art der serbischen, des Lesens und Schreibens unkundigen Improvisatoren im Kopfdichten und Vortrag größerer Erzählungen, ohne vorher etwas niederzuschreiben. Zum Auskurieren seiner Hand begab er sich nach mehrjährigem Aufenthalte in Dresden nach Italien. Wie er bisher sein Leben zwischen Dichtkunst und Malerei geteilt hatte, so brachte er in seiner Wirksamkeit den Lebenshumor und die Gewandtheit italienischer Volkstümlichkeit und andrerseits die biedere Gesinnung und kernige Art des Deutschen miteinander in Verbindung. Er wurde in froher und harmloser Aufnahme des Schönen ein echter Italiener, ohne je aufzuhören, ein rechter Deutscher zu sein. Wenn er sich auch in Italiens Volksleben und Litteratur so tief versenkte, daß er eine Sammlung von ihm übersetzter italienischer Volkslieder unter dem Titel „Agrumi" herausgab und eine zwar reimlose, aber höchst wertvolle Übersetzung der „göttlichen Komödie" Dantes lieferte, wenn er in Neapel zu einer so populären Persönlichkeit wurde, daß der Lustspieldichter Camerano ihn als „Don Augusto Prussiano" dort aufs Theater brachte, war er doch andrerseits ebensosehr mit den altdeutschen Dichtern innig vertraut, wurde in Berlin späterhin eine ebenso allgemein beliebte und bekannte Persönlichkeit, die durch ihre sprudelnde Unterhaltungsgabe und Kunst im Vorlesen die Seele litterarischer Kreise bildete, und wandte sein improvisatorisches Talent doch fast nur auf deutsche Stoffe an. In beiden Ländern, in Italien wie in Deutschland, ist er nicht nur als Dichter, anmutige Persönlichkeit und liebenswürdiger Mensch, sondern auch durch bestimmte Leistungen als ein tüchtiger, praktischer Mann bekannt geworden.

In Italien hatte er als vorzüglicher Schwimmer das Glück, die wunderbare blaue Grotte (Grotta azurra) auf Capri zu entdecken, über die er in Reumonts Taschenbuche „Italia" von 1838 berichtete. In Deutschland machte er sich ebenso verdient als Erfinder der Berliner patentierten Schnellöfen. Und trotz aller dieser mannigfachen Bethätigung, trotz seiner zwischen Malerei und Dichtkunst, zwischen griechischer und italienischer, wie altdeutscher und serbischer Poesie, zwischen der Kunst und dem praktischen Leben geteilten Neigungen zeigte er sich doch überall als eine ganze und gesunde Natur, die vermöge ihres Humors das Verschiedenartigste sich anzueignen und zu einem Ganzen in sich zu verbinden verstand. So ist er eine bunte, krause und doch in

Digitized by Google

ihrer Originalität wahrhaft erquickende Persönlichkeit. Daher mag es gekommen sein, daß er dem von innerer Krankhaftigkeit zerrissenen Platen so überaus teuer wurde. Denn solche gesunde Naturen, wie Kopisch, sind wunden und getrübten Seelen ein wahres Heilmittel.

Kopisch bot ganz neue Stoffe. Während Rückert, Platen und Freiligrath, nachdem Goethe durch seinen „West-östlichen Divan" den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, sich dem Orient zuwandten, und Freiligrath sogar noch weiter auf den Gebieten fremder Weltteile umhergriff, blieb Kopisch bei der Wahl seiner Stoffe allerdings ganz und gar am deutschen Boden haften und zeigte, daß auch da die Quelle poetischen Lebens noch nicht versiegt sei. Aber er wandte sich nicht, wie es die drei genannten Dichter gethan haben, sobald sie den deutschen Boden berührten, den litterarischen Kämpfen und dem Zwiespalte der Gegenwart zu. Er bewies vielmehr, daß man, um deutsch und volkstümlich zu sein, in das Ringen der Zeit sich nicht einzulassen brauche.

Mit fröhlicher Unbefangenheit ergriff er vielmehr Stoffe, die weit ablagen von der breiten Heerstraße des Zeittumults. Es ist Thatsache, daß wir aus jener Zeit, wo das deutsche Heidentum dem Christentum allmählich Platz machte oder sich friedlich spielend mit ihm durchdrang, viele zerstreute Überlieferungen der religiösen Naturanschauung unserer Vorfahren bewahrt haben. Vorzüglich waren es die Brüder Grimm, die in ihren „Kinder- und Hausmärchen", ihren „Deutschen Sagen" und der „Deutschen Mythologie" diese Reliquien einer scheinbar längst untergegangenen, aber an volkstümlichen, poetischen Anschauungen reichen Zeit uns aufgefrischt wiedergaben und von neuem zum Eigentum der Nation machten. Die Elemente unseres Altertums, dem sie als Forscher und Erzähler wieder tiefere Anerkennung verschafft hatten, waren es, derer sich Kopisch bemächtigte. Teils die kleinen, niedlichen und schelmischen Sagenstoffe, teils die humoristischen Volksschwänke beschäftigten ihn, und wenn einer dazu berufen war, diese poetisch zu gestalten, so war er es. Nur ein so kindlichsinniges, treuherziges Gemüt, wie er, war fähig, sich in diese kleine wispernde, neckisch-gutmütige Welt der Elfen und Kobolde, der Alräunchen und Heinzelmännchen hineinzudenken. Nur eine so fröhliche, vom heitersten Humor getragene Natur, wie er, konnte

Digitized by Google

den volkstümlichen Schwänken, in denen die Krähwinkelei zurückgebliebener Ortschaften, die Borniertheit unserer Kleinstaaterei und vorzüglich die unglaubliche Dummheit des Klüglings zum Nutz und Frommen praktischer Lebensklugheit dargestellt werden, Geschmack abgewinnen und sie wieder genießbar machen. Dies that er in seiner Gedichtsammlung „Allerlei Geister". Hier purzeln und springen, hier huschen und tappen die Elfen, die Hauskobolde, die Zwerglein, kurz alle die Geisterchen des altdeutschen Heidentums kraus und bunt durcheinander und spielen mit ihrem diensamen, aber unsichtbarem Thun, mit ihrem Schmerz, von den Menschen sich verkannt zu sehen, mit ihren neckischen Schelmenstreichen, mit ihrem scheuen und doch den Hausgenossen gern sich zugesellenden Wesen die Hauptrolle. Oder es treten uns die hochweisen Räte und Bürgermeister kleiner Orte entgegen, die im klugen Dünkel einen dummen Streich über den andern machen. Histörchen bekommen wir zu hören von dieser und jener Gemeinde, deren Horizont nicht weiter geht, als die Grenzen ihrer Feldmark, und die deshalb alles als ein Mirakel anstaunt, was von draußen herein zum ersten Male bei ihnen eintritt. Und das alles ist so gemütlich und geschwätzig, so leicht, so spielend erzählt, aus dem allen blickt ein so schelmisch gutmütiges Herz, ein so kindlich reiner Humor, daß man bei Lesung dieser Sächelchen selbst wieder zum Kinde werden und an ihnen wieder das Lachen lernen könnte, wenn man es im Zwiespalt und Mühsal des Lebens sollte verlernt haben.

Wie Kopisch in Hinsicht dieser Stoffe neu und originell ist, so ist er es auch in der Form. Wenn Rückert die Fülle, Platen die Reinheit, Freiligrath die Pracht der Form erreichte, so leistet er das Höchste in der Leichtigkeit derselben. Es wurde erwähnt, daß er sich eine Zeitlang auf das Stegreif-Dichten legte. Dieses Improvisatorische zeigt sich in allen seinen Dichtungen. Überall tritt eine plauderhafte Behendigkeit der Sprache, große Unbefangenheit im Reim- und Versbau und hie und da manches hervor, das schon beim Lesen eine fröhlichtändelnde Melodie erweckt. In einer Hinsicht, und dazu veranlaßte ihn die Darstellung der kleinen Naturgeister, ist er vor allem Meister, nämlich in der treffenden Nachahmung der Naturtöne. Wie schon Goethe in einzelnen seiner Gedichte, z. B. im „Hochzeitsliede" und dem „Totenkranz", große

Digitized by Google

Wirkung zu machen versteht durch Tonwörter, wie klingen, klirren, ringeln, schleifen, rauschen, wirren, pispern, knistern, tappen, grapsen u. s. w., so versteht das Kopisch in seinen Zwergsagenstoffen mit vollendetem Geschick und weiß dadurch musikalisch auszumalen, wie das kleine, lustige Volk um uns her kribbelt und krabbelt, wispert und pispert.

Unter den Gedichten „Allerlei Geister", die Stoffe aus der alten Zwergsage behandeln, sind besonders hervorzuheben: „Die Heinzelmännchen", „Hütchen", „Des kleinen Volkes Überfahrt" und „Der Klopfer".

In den „Heinzelmännchen" sucht der Dichter die faulenzerische Bequemlichkeit lächerlich zu machen, indem er, auf die sagenhafte Vorstellung zurückgehend, daß früher die Heinzelmännchen alles gethan hätten, während die Menschen ruhten, den schelmischen Wunsch ausspricht, daß es doch jetzt ebenso noch sein möchte:

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hupften und trabten
Und putzten und schabten . . .
Und eh ein Faulpelz noch erwacht . . .
War all sein Tagewerk . . . bereits gemacht.

Nun führt der Dichter dies weiter im einzelnen aus, wie sie beim Zimmermann, Bäcker, Fleischer, Schenkwirt und Schneider früher die Arbeit gethan haben, während Meister und Gesellen schliefen. Hier zeigt er bei der Darstellung der Thätigkeit dieser verschiedenen Gewerbe jene Meisterschaft in den Tonnachahmungen, daß die Hast der Geschäftigkeit und das Eigentümliche jedes Gewerbes deutlich zur Anschauung kommt. So z. B. beim Schneider:

Einst hat ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.

Digitized by Google

Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock . . . bereits gemacht!

Aber des Schneiders Weib streut aus Neugier Erbsen, und als sie nun des Nachts wiedergekommen sind und ausgleiten, verschwinden sie alle auf Nimmerwiedersehn.

O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr, wie sonsten, ruhn;
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es doch noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Wie der Dichter nun in den Heinzelmännchen die Faulheit der Schlaraffen verspottet, so sucht er auf eine kindliche Weise im „Hütchen" zum Frühaufstehen und zum Fleiß zu mahnen:

Ich bin ein Geist und geh herum und heiße mit Namen Hütchen.
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen!
Husch hin und her,
Die Kreuz und Quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis ans Ohr in Federn.

Doch horch! da klingt's ping pang, ping pang, bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede!
Gesegnet seid
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig beide sitzen:
Die Tochter klöppelt Spitzen.

Digitized by Google

Nun macht der Schmied viel Nägel sich . . . die Stange nimmt kein Ende!
Die Tochter mißt die Spitzen nach . . . o Wunder auch kein Ende!
Seid fröhlich heut',
Ihr guten Leut'!
Die früh auf, segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrütchen.

In „Des kleinen Volkes Überfahrt" stellt uns der Dichter dar, wie das stille Zwergvölkchen aus dem Lande der Menschen fortzieht. Es ist ihm unter dem lärmenden Treiben derselben zu unheimlich geworden. Der Fährmann muß sie zum andern Strande fahren, obwohl er sie nicht sieht, aber doch hört, denn:

Es klang wie fern und war doch nah:
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner, als die Immchen.

Und nun wird uns in anmutiger Weise geschildert, wie das kleine Volk sich beim Einsteigen und Aussteigen aus dem Kahne drängt und drückt:

Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt, wie mit Kisten und Kasten schwer;
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her.
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr' ab, der Kahn will sinken!
Fort, eh wir all ertrinken!"

Und als sie nun drüben sind, heißt es:

Nun tappelt's hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Federwisch.
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch.
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus sind alle.

Der Knecht des Fährmanns merkt aber am Glanze, daß es Gnomen seien, und rafft deshalb Erde in seinen Hut, worauf er denn die Fräulein und Männlein mit Laternchen im Grase laufen sieht, wie sie Gold und Edelsteine schleppen. Das reizt seine Begier; er setzt ihnen nach, aber auf einmal sind die Lichterchen aus, und er ist betrogen.

Digitized by Google

In dem „Klopfer“ führt uns der Dichter wieder einen Hausgeist vor, der im Schlosse des Fräuleins in rastloser Gutmütigkeit bei der Hand ist, alles zu thun, was zur häuslichen Bequemlichkeit dient:

Ach, in das gnäd'ge Fräulein gar
Schien er verliebt zu sein
Und ließ sich narren immerdar
Mit tausend Plackerein.

Er sah ihr an den Augen ab,
Worauf ihr Wunsch gestellt:
Sie hetzte ihn Trepp' auf, Trepp ab,
Und durch die ganze Welt.

Sie sprach: „Da trag das Brieflein fort
Und bring die Antwort mir.“
Da klappert Klopfer fort von dort.
Husch! — war die Antwort hier.

„Wo mag mein Fingerhütchen sein?“ —
Tapp! lag es auf dem Tisch. —
„Mein Sessel ist von Staub nicht rein.“
Husch! — fegt ein Federwisch.

„Wer fädelt mir die Nadel ein?“
Zipp! — saß der Faden drin. —
„Die Kerze giebt so matten Schein!“ —
Putz! flog die Schnuppe hin.

„Mich drückt der Schuh, — Pantoffel her!“
Schnrr! schnrr! da standen sie.
„Ach wüßt' ich, wo die Hitsche wär!“
Ruck — ruck! da bracht' er die.

So thut klein Klopferchen alles in Küche, Keller und Kammer, weil er dem Fräulein so gut ist. Einst aber bittet sie ihn, das Händchen ihr zu reichen; und als sie ihn nun halten will, um ihn leibhaftig zu sehen, da macht er sich mit unheimlichem Lärm davon. Seitdem hat er sich nicht wieder sehen lassen, denn zudringliche Neugier belästigt die scheuen Hausgeister.

Diese Gedichte sind alle wie zierliche Nippsachen zum Schmuck des Hauses, die nichts anders wollen, als kindliche Gemüter erfreuen, und die, weil sie so anspruchslos und lieblich sind, auch diesen Zweck erreichen.

Ebenso ergötzlich durch Humor ist Kopisch als Erzähler von Volksschwänken. Wer hätte nicht herzlich gelacht über das

Digitized by Google

Gedicht „Die Hiſtörchen“, wo die Tollheiten und dummen Streiche kleiner Dorf- und Stadtgemeinden, einer noch luſtiger als der andere, von einem Zecher erzählt werden und endlich der Chorus ſchließt:

Ja, geh der Krug die Reih herum.
Dankt Gott, daß keiner von uns ſo dumm!

Oder wen hätte es nicht ergötzt, wenn er uns von dem „Schneiderjungen von Krippſtedt“ erzählt, der in den Turm geſteckt iſt, weil er dem Bürgermeiſter die Zunge gewieſen, und der nun wieder frei kommt, weil er den Brand des Turmes, um deſſen willen ganz Krippſtedt in Alarm iſt, mit ſeiner Mütze dämpft! Alles, ſelbſt der Bürgermeiſter, hat nun Reſpekt vor dem Jungen und fügt zuletzt noch hinzu:

Und morgen wird, daß nichts manquiert,
Die große Spritze hier probiert
Und, was entzwei iſt, repariert!

Eins der humorvollſten Gedichte iſt „Der große Krebs im Mohriner See“, worin der Dichter die bornierte Bangigkeit vor dem Rückſchritt der Zeit perſifliert:

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
Kuckt in den See bei Tag und Nacht:
Kein gutes Chriſtenkind erleb's,
Daß los ſich reiß' der große Krebs!
Er iſt im See mit Ketten geſchloſſen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man ſagt: er iſt viel Meilen groß
Und wend't ſich oft, und kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leiſtet keiner Widerſtand.
Und weil das Rückwärtsgehn bei Krebſen alter Brauch,
So muß dann alles mit ihm zurückgehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen ſein! —
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Biſſen vor dem Kopf
Zurück zum Teller und zum Topf.
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Und nun führt der Dichter dies Rückwärtsgehen noch an andern Dingen weiter aus, bis es heißt: Kurz, eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.

Digitized by Google

Und alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat;
Doch wird zuletzt auch dieses matt.
Die Henne wird zum Küchlein; das Küchlein kriecht ins Ei.
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit.
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit;
Die Obrigkeit hat wacker acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär das ein schlechtes Glück:
Es lief' vom Mund der Leute ins Tintenfaß zurück.

In dieser Gedichtsammlung kommt der lustige Humor, die bravste, treuherzigste Gesinnung in der gewandtesten Form zu Tage und dient bleibend zur Belustigung harmloser Seelen.

In seinen „Gedichten", die schon 1836 erschienen und unter der Überschrift „Allerlei kleine Geister" die Anfänge zu der vorher besprochenen Sammlung von 1848 enthalten, zeigt er sich auch von seiner ernsten Seite, wie z. B. in „Pfaumis und Puras", wo er uns den Sieg der Menschlichkeit über die Barbarei in einem Bilde aus dem neugriechischen Heroentum darstellt, oder da, wo er einzelne Anekdoten und Sagen aus der deutschen Geschichte behandelt, wie „Gelimer", „Alboin vor Ticinum" und „Frankfurt am Main", oder endlich, was er mit Vorliebe thut, wo er Stoffe aus der märkischen Geschichte bearbeitet, wie „Johann Cicero".

Aber alles dieses ist nicht so tief eingedrungen in die Nation, wie sein kerniger, vielgesungener „Trompeter" und seine echthumoristische „Historie von Noah", in welcher er den Wein preist und im Gegensatz gegen das Wasser verherrlicht. In diesem Liede, das bereits ein allbekanntes Studenten- und Volkslied geworden, ist der naiv-komische Legendenton der alten Dichtung meisterlich getroffen und der zum herzlichen Lachen reizende Kontrast zwischen der feierlich-altväterlichen Haltung und dem schelmisch-komischen Gegenstande so schön festgehalten, daß es vom wirksamsten Humor ist.

Kopisch wissen nur die Gemüter zu würdigen, die noch wahrhaft kindlicher Lust fähig und noch nicht so verwöhnt sind, daß sie in der Poesie immer nur Hochideales und Gefühlsüberschwang suchen. Dieses deutschen Dichters kann man recht von Herzen froh werden.

Digitized by Google

Mit Kopisch nahe verwandt und doch wieder durchaus eigentümlich ist Robert Reinick (1805—1852), ebenfalls Maler und Dichter zugleich. Am 22. Februar zu Danzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war, machte ihm eine schwächliche Gesundheit schon als Kind den ganzen Ernst des Lebens fühlbar, weckte aber auch früher, als gewöhnlich, bei ihm den Sinn für Naturschönheit, für künstlerische Beschäftigung und wissenschaftliches Studium. Auf dem Danziger Gymnasium, das er anfangs in der Absicht der Vorbereitung auf die Hochschule besuchte, entwickelte sich in ihm, angeregt durch die Lektüre des Homer und Theokrit, nicht nur eine starke Neigung zur Poesie, sondern auch ein so vorherrschender Trieb zur Kunst, daß er nach beendigter Schulzeit und vollständig erlangter Maturität zur Universität den Entschluß faßte, sich der Malerei zu widmen. Zu diesem Zwecke ging er 1825 nach Berlin, wo er sich unter der Leitung des Professors Karl Begas zum Historienmaler ausbildete. Das frische, heitere Künstlertreiben, sowie der Umgang mit dem Kunsthistoriker Franz Kugler ermunterte ihn hier zu lebhafter, dichterischer Thätigkeit. Da er, durch diesen auch in Hitzigs Familienkreis eingeführt, mit Eichendorff und Chamisso in Verbindung gekommen war, trat er zuerst 1833 in des letzteren Musenalmanach mit seinen Erzeugnissen ans Licht. Von Berlin ging Reinick nach Düsseldorf, setzte dort unter Schadow seine künstlerischen Studien fort, warf sich auch auf die Kupferstecherkunst und gab hier seine „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“ heraus. Aber wie heiter und anregend sich auch hier sein Leben gestaltete in dem Verkehr mit Männern wie Immermann, Schnaase und Uechtritz, so machte ihm doch ein immer wiederkehrendes, mit kalten Fiebern verbundenes Augenübel, das durch das Ätzen der Kupferplatten gesteigert wurde, durchaus notwendig, seine dortigen Verhältnisse zu verlassen und in einem milderen Klima seine Genesung zu suchen. 1838 im September reiste er deshalb nach Rom und verlebte hier drei schöne Jahre im edeln Genuß von Kunst und Natur. Aber sein Leiden erneute sich, und 1841 machte er sich deshalb nach Gräfenberg auf, um dort die Wasserkur zu gebrauchen. Auch durch sie erlangte er noch nicht völlige Heilung, bis endlich nach zwei Jahren der Gebrauch der Seebäder in seiner Vaterstadt Danzig ihm volle Gesundheit

Digitized by Google

und den alten Frohsinn wiedergab. Bald darauf vermählte er sich mit der Tochter seiner Halbschwester und siedelte mit ihr 1844 nach Dresden über, wo er im glücklichen Familienleben, in weitem Kreise geachtet und geliebt, bis zu seinem Tode lebte, der ihn infolge einer Adergeschwulst, zum Schmerze seiner Kunstgenossen, wie aller Freunde der Poesie am 7. Februar 1852 in voller Thätigkeit überraschte.

Reinick war wie sein Kunstgenosse Kopisch eine durch und durch lebensfrohe, heitere und kindliche Dichternatur. Der Grundton aller seiner Lieder ist Humor und Naivetät, die sich bei ihm wie bei allen ähnlich organisierten Naturen aufs lieblichste vereinigten.

Wie ein Kindlein muß ich fühlen;
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

Diese Schlußverse eines seiner Lieder charakterisieren seine Dichtung am schlagendsten. Die helle, jauchzende Freude an der Natur, die frische Lebenslust, die Einfachheit und Innigkeit, die Wahrheit und Reinheit der Empfindung, die schöne Frömmigkeit und Unschuld, von der sie ganz und gar beseelt ist, — das alles kann nur aus einem kindlich-liebenswürdigen Gemüte kommen. Gleich dem Singvogel im Lenz, frei und ungezwungen, aus voller, warmer Sängerbrust läßt er seine frischen, süßen Weisen ertönen. Wie er von aller Reflexion und Gedankenhascherei fern ist und sich ganz dem Drange seiner glücklichen Natur hingiebt, so nennt er sich auch mit Recht selbst einen „lustigen Vogel", der ohne alles Grübeln in die Welt hineinjauchzt, was sich in seinem Herzen regt. Bei all dieser Heiterkeit und Lebenslust aber, die öfter an schalkhaften Übermut und an leichte Tändelei anstreift, fehlt ihm doch auch jene ernste Seite nicht, die in allen humoristischen Naturen durchklingt und ihm oft einen leisen Anflug des Sanft-Elegischen verleiht. Mitten unter den Liedern des Scherzes und des frischesten Humors tönen deshalb bei ihm nicht selten Klänge hindurch, die den Leser in eine feierlich-gerührte Stimmung versetzen. Bisweilen sind diese so herzig-ergreifend, vor allem da, wo er den Frieden der Natur schildert, daß man nicht weiß, ob man den Dichter mehr seiner lachenden Heiterkeit oder seines lächelnden und doch so seelenvollen Ernstes wegen lieben soll.

Zeigt sich so in dem Geiste seiner Dichtung das Liebliche und Wohlige einer echten Kindesnatur, wie sie in Lust und Leid,

Digitized by Google

in Scherz und Ernst zu Tage kommt, so hat sich diese auch in der Form und Darstellung derselben ausgeprägt. Die meisten seiner Lieder haben etwas überaus Leichtes, Gefälliges, Munteres und Klangreiches, und ihre ganze Anlage, ihr zierliches Reimgebäude, ihr Wechsel von kurzabgebrochenen und langgezogenen Zeilen, ihr Reichtum an refrainartigen Schlagwörtern erinnert unwillkürlich an Lerchentriller und Nachtigallenschlag und macht es begreiflich, daß viele namhafte Komponisten, wie Marschner, Reißiger, Kücken, Spohr, Lindpaintner ihnen so gefällig-liebliche Melodieen unterlegen konnten. Die meisten Lieder sind durch und durch musikalisch, und doch können sie in Auffassung und Darstellung auch den Maler nicht verleugnen. Fast in jedem ist ein pittoreskes Moment zu finden; fast aus jedem taucht ein naives Genrebildchen oder eine phantastische Arabeske vor der Seele des verständnisinnigen Lesers auf. Darum ist es auch nicht zu verwundern, wenn mit der Musik zugleich die Zeichenkunst wetteiferte, diese Lieder ins Publikum einzuführen, und die berühmtesten Maler, ein Lessing, Bendemann, Schadow, Schrödter, Achenbach, Steinbrück, Sohn u. a. sie mit sinnigen Randzeichnungen ausstatteten.

Daß bei diesem Charakter des Geistes und der Form von der Reinickschen Dichtung keine große Gedankentiefe, keine Vielseitigkeit, kein großartiger Gehalt zu erwarten ist, ergiebt sich von selbst. Reinick ist eben ganz ein Dichter des Gemüts, der, unbekümmert um die Interessen der Zeit und des forschenden Geistes, nur die anmutigen Empfindungen und Bilder wiedergiebt, die ihm leicht und sanft durch die Seele zogen. Darum hat seine echt lyrische, gefühlsreiche Natur nur einen beschränkten Kreis von Anschauungen. Wie der ihm nahe verwandte Kopisch nur wenigen und bestimmten Stoffen sich zuwandte, aber diese höchst anziehend und wirkungsreich behandelte, so besingt Reinick vor allem die heitere Frühlingswelt, die unschuldige, naive Liebe und die gesellige Lust.

Natur- und Frühlingslieder wie die Reinickschen finden wir selten wieder. Sie sind so klar und frisch und zeigen so helle, kindliche Lust an der Natur, daß einem das Herz dabei vor Wonne laut jauchzen und aufblühen möchte. Da klingt und schmettert alles aufs fröhlichste durcheinander; da lacht uns die ganze sonnigheitere Welt von draußen mit ihrem reichen Blüten-

Digitized by Google

duft und Blütenschnee, mit ihrem Tauglanz und Vogelsang in die Seele. Wie uns der Dichter den Glanz und die Himmelbläue des Tages mit seinem lockenden Sonnenschein, seiner grünen Waldesdämmerung und den wogenden Saatfeldern hell und farbig zu schildern versteht, so weiß er auch wieder mit linderen und duftigen Tönen die stille Feier der Nacht, ihren lieblichen Mondenschein und ihr mildes Sternenlicht uns vor die Seele zu zaubern. So wirken sie malerisch und musikalisch zugleich und tragen die freudige Stimmung, die sie atmen, durch Ohr und Herz lebendig vor die innere Anschauung.

Welch ein kindlicher Jubel spricht sich in den „Frühlingsglocken" aus, worin in der naivsten Weise Ankunft und Abzug des Frühlings gefeiert wird! Das Schneeglöckchen läutet zuerst; denn der Frühling ist geboren, ein Kind der allerschönsten Art, das zwar noch im weißen Bett liegt, aber doch schon wundernett spielt. Darum sollen denn die Vögel kommen und die Quellen erwachen, damit sie das Kind begrüßen und mit ihm plaudern. Dann aber läutet das Maiglöckchen:

Mai-Glöckchen thut läuten:
Bimbam! Bimbam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam,
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmückt euch fein;
Brautjungfern sollt ihr heute sein!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitsreigen führen,
Die Vögel musizieren!

Zuletzt kündet Blau-Glöckchen den Abzug des Frühlings an:

— — — — —

Heut' nacht der Frühling scheiden muß;
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß.
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell;
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell.
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall

Digitized by Google

Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd',
Ist auch der Frühling schon so ferne;
Sie hatten ihn alle so gerne!

Die sinnige Naturanschauung, die hier zu Grunde liegt, der muntere, plauderhafte Ton, der wie Kinderzwiesprach klingt, und der Wechsel der Stimmung von Freud zu Leid geben eine liebliche Wirkung. Dies Lied ist deshalb auch eine von den Reinickschen Dichtungen, die durch die Musik am bekanntesten geworden sind. Ebenso fröhlich ist das Frühlingslied „Juchhe!", das den Ausruf der Freude: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!" variiert, oder „Jetzt weiß ich's!", wo der Dichter auf einmal inne wird, daß es ihm darum so sehr im grünen Walde gefällt, weil er ein lustiger Vogel ist. Ist in diesen nichts als lauter Lust und Freude, so geht durch andere wieder ein stiller, ernster Zug der Naturinnigkeit, wie in „Sommernacht" und „Sonntags am Rhein". Das Lied „Sonntagsfrühe" ist voll kindlicher Frömmigkeit und hat den Ton sanfter Weihe.

Aus den Thälern hör' ich schallen
Glockentöne, Festgesänge.
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge.
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen.
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten!
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus fernen, lichten Zeiten
Weht ein Grüßen her, ein Winken.
Ist's entschwund'ner Kindheit Mahnung?
Ist es schön'rer Zukunft Ahnung?

Wie wunderschön ist hier nicht vor allem die Anschauung der zweiten Strophe! Dieses Lied ist es, das in der ersten Auflage

Digitized by Google

der „Lieder“ von Reinick mit den für ihn so charakteristischen Versen endete:

Wie ein Kindlein muß ich fühlen;
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

Verwandt in Ton und Stimmung, aber viel duftiger und noch reicher an Frieden und stiller Himmelsruh ist „Sommernacht“.

Der laute Tag ist fortgezogen.
Es kommt die stille Nacht herauf;
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tausend Sterne auf.
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande gehet,
Da möchte alles Bote sein:
Der Nachthauch durch die Wipfel wehet,
Die stimmen leise rauschend ein.
Und durch den Himmel geht ein Winken,
Und auf der Erde nah und fern
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen,
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh.
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

Süßer und lieblicher als hier kann das durch die „Mondnacht“ erweckte Gefühl der Gemeinschaft mit dem Fernsten und Liebsten kaum geschildert werden. Und wie malerisch-anschaulich

Digitized by Google

ist das Ganze, wie anheimelnd in Ton und Anschauung! Ein anderes kleines Landschaftsgemälde voll ruhig heiterer Stimmung ist „Sonntags am Rhein“!

Des Sonntags in der Morgenstund',
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut.
Da singt's und jubelt's drein.
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton;
Es tönt ein frommes Lied.
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut
Und spricht von alter, starker Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt recht im hellen Schein
Das ganze Vaterland —

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Der leise Anflug frommer Vaterlandsliebe, der am Schlusse hervortritt, giebt dem Ganzen hier seine festere Haltung und vergeistigt das Sinnlich-Anschauliche.

Solcher mehr ernsten Naturlieder hat Reinick eine große Menge geliefert und bisweilen, wie in der „Morgenfeier“, reichen diese an den Ernst des geistlichen Liedes heran, oder haben doch alle eine so treuherzige Stimmung, wie vorzüglich das herrliche Lied: „Im Vaterland“, daß es eine wahre Herzerquickung ist, sie zu lesen oder in Musik zu hören.

Bedeutender als in diesen Naturliedern voll kindlicher Andacht, ist Reinick in der einfachen Darstellung unschuldiger Liebe. Kein Dichter der Neuzeit ist so glücklich in dem naiven und schalkhaften Liebesliede. Keiner ist auf diesem Gebiete

Digitized by Google

harmloser Poesie so originell in Erfindung, in Ton und Darstellung, keiner überdies so frei von Manier und Künstelei, die sich gerade hierbei so leicht einstellt, als Reinick. Man merkt es den Liedern überall an, daß sie der naturnotwendige Ausdruck seines kindlich-heitern Wesens sind. Sie erscheinen schon beim Lesen so improvisatorisch-leicht hingeworfen, so unmittelbar entsprungen, als ob sie soeben wie bunte Schmetterlinge aus des Dichters Herzen hervorflatterten. Wundern muß man sich aber vor allem, wie der Dichter in dieser, an sich doch so beschränkten Sphäre einen solchen Reichtum von Stimmungsbildern und den mannigfaltigsten Einfällen zeigt, von denen einer immer lieblicher und origineller als der andere ist. Bald fragt er sich, wie einem Mädchen wohl zu Mute ist, wenn die Liebe in ihrem Herzen erwacht, und staunt, als ihm das Liebchen selbst auf solche Frage nur mit einer stummen Thräne antwortete. Bald besingt er die Lust, das Liebchen im Garten zu haschen und hinter Büschen sich mit ihr zu verstecken, und bedauert nur, daß die Vöglein in der Regel alles verraten. Bald ist's ihm, als ob Liebchen aus Rose, Sonne, Stern und Nachtigall ihn anschaue und „Liebster, da bin ich!" rufe. Wenn er dann aber genauer zusieht, so ist sie nicht da, und er muß immerfort fragen: „Liebchen, wo bist du?" Bald erzählt er, wie er sich, weil der Himmel da oben ihm unerreichbar und zu prächtig vorgekommen sei, hier unten den Himmel gesucht und ihn im Hause des Liebchens gefunden habe, und grüßt nun diesen Himmel im Thal, der auch zwei Sterne habe, viel tausendmal. Bald hält er dem Liebchen mit schalkhafter Freude vor, wie sie nach und nach im Küssen immer dreister geworden sei. So weiß er jedem kleinen Ereignis eine anziehende Seite, jedem seiner harmlosen Gedanken eine überraschend zarte Wendung zu geben und jeden noch so unbedeutenden Vorgang zu einem poetisch-lieblichen Gemälde zu gestalten. Daß hier die Sprache wie kosendes Geflüster, wie das Geschäker zweier Liebenden klingt, daß hier die liebe Schalksnatur des Dichters fast aus jedem Verse lacht, obwohl sie oft die unschuldigste und ernsteste Miene annimmt, das erhöht gerade bedeutend die Wirkung, die diese Lieder ohnedies schon durch ihre Unschuld und Reinheit und ihre tiefe Herzinnigkeit hervorbringen.

Reinick giebt uns von den Liedern dieser Art eine reiche Menge. Nur einige der charaktervollsten seien erwähnt, zu

Digitized by Google

denen wir vor allem das „An den Sonnenschein“, „Ganz notwendig“, „Kuriose Geschichte“ und „Das fragt sich doch noch sehr“ rechnen. In dem ersten „An den Sonnenschein“ ist die lockende, zur Lebens- und Liebeslust erweckende Kraft des Sonnenscheins auf das herrlichste geschildert.

O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir ins Herz hinein,
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir so enge wird die Brust!

Und enge wird mir Stub' und Haus,
Und wie ich lauf' zum Thor hinaus,
Da lockst du gar ins frische Grün
Die allerschönsten Mädchen hin.

O Sonnenschein! du glaubest wohl,
Daß ich wie du es machen soll,
Der jede schmucke Blume küßt,
Die eben nur sich dir erschließt?

Hast doch so lang die Welt erblickt
Und weißt, daß sich's für mich nicht schickt.
Was machst du mir denn solche Pein?
O Sonnenschein! o Sonnenschein!

Wie naiv ist hier das Schwanken des Herzens zwischen der Macht des Sinneneindrucks von außen und der Liebe von innen, und wie gefühlvoll und doch voll Humor die Gegenwehr gegen beides dargestellt! Dieselbe berückende Allgewalt der Liebe schildert der Dichter, nur in noch drolligerer Weise, in „Ganz notwendig“.

Als ihr Bild ich neulich malte,
Waren beide wir allein;
Und das war auch ganz notwendig;
Mußten ungestöret sein.

Als ich da nach Malersitte
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz notwendig,
Daß wir uns ins Auge sahn.

Als ich drauf zum Haar gekommen, —
Viel zu modisch lag es noch —
Malerisch mußt' ich es locken:
Ganz notwendig war es doch!

Digitized by Google

So gelangt' ich dann zum Munde;
Fand zum Malen ihn zu bleich,
Und da mußt' ich ganz notwendig
Rot ihn küssen alsogleich.

Und so malt' ich manche Stunde,
Waren beide stets allein.
Und das war auch ganz notwendig;
Mußten ungestöret sein.

Eine notwendige und herzliche Heiterkeit wird hier den Dichter belohnen, der sich unter dem ernsten Scheine des Rechtes als schlauer und doch unschuldiger Schalk verbirgt. Nicht anders geht es einem bei der „Kuriosen Geschichte", die gerade, weil sie anfangs einen rätselhaften, irreführenden Eindruck macht, gegen Ende, wo das Rätsel sich löst, desto komischer überrascht.

Ich bin einmal etwas hinausspaziert.
Da ist mir ein närrisch Ding passiert:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang.
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht.
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht.
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich weiter bin fortspaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passiert:
In kleinem Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin.
Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht.
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht.
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich wieder zurückspaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen schwamm.
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüsterten zwei,
Und's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Diese kuriose Geschichte ist, wie man sieht, im Grunde sehr einfach. Aber schalkhaft weiß der Dichter mit Unschuldsmiene dieses gewöhnliche Ereignis darzustellen.

Digitized by Google

Sehr anziehend unter seinen Liebesgedichten ist „Das fragt sich doch noch sehr!“ das erste der drei Lieder unter der Überschrift „Des Mädchens Geständnis“, ein allerliebstes Genrebild, worin die von der Liebe bezauberte Mädchenunschuld unübertrefflich schön dargestellt ist.

Der Abend war so wunderschön,
Da gingen beide wir durchs Feld.
Die Sonne wollte untergehn
Und schien noch freundlich in die Welt.
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Mut
Und doch dabei ohn' Maßen froh.
Ich war der ganzen Welt so gut.
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr;
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand,
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war.
War's doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätt's auch jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär,
Und doch! — wär es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!

Die kindliche Mädchennatur, die von der Liebe zum ersten Male überwältigt, sich selber ein Rätsel ist und doch in der Erinnerung daran mit wehmütiger Wonne ausruht, tritt hier um so wirkungsreicher hervor, als die Schilderung derselben in den Mund des arglosen Mädchens selbst gelegt ist. Tief greift auch

Digitized by Google

hier die Natur in die Gemütsstimmung. Denn die Stimmung des Bildchens, der Abend, der Sonnenuntergang, der Vogelsang und Blumenduft stehen in der schönsten Harmonie und im innigsten Zusammenhange mit den Vorgängen, die das jungfräuliche Kind erzählt. Im Gedicht „Der gesühnte Hirsch", wird die Rache, die ein Mägdlein für den Tod eines Hirsches durch die Strahlen ihrer Augen am Jäger ausübt, höchst originell bezeichnet. Andere Liebeslieder Reinicks sind wieder mehr sinnig-elegisch, so vor allem die lieblichen Ständchen, „Komm in die stille Nacht!" und „In dem Himmel ruht die Erde", die beide wie von Musik durchhaucht sind, und von denen auch das letztere zugleich ein liebliches Gedankenspiel enthält.

Nächst der Darstellung unschuldiger Liebe ist es Reinick besonders gelungen, die gesellige Lust poetisch zu feiern. Natürlich tritt dann seine Naivetät mehr hinter seinen Humor zurück. Denn dieser sprudelt in diesen Liedern in vollster Kraft und ergießt sich über alle Lagen und Zustände eines freien, frischen Künstlerlebens. Hier wird der Herbst gepriesen, der den Maler aus dem Studienzwange in die Zeche lockt, da die lustige Wanderschaft des Malers, der ohne Geld mit seiner Künstlergabe durch die ganze Welt kommt. Hier wird allem Halben ein Pereat gebracht, vorzüglich einem halben Kerl und einer halben Flasche Wein, weil beides ganz sein müsse. Dort werden vor den Fässern Kellerstudien angestellt, aus denen schließlich hervorgeht, daß das tiefste Dunkel des Fasses zum Klaren führe. Hier fordert der Sänger im Wirtshaus dreifaches Feuer, Feuer aus den Flaschen, Feuer aus den Augen der Wirtin und Feuer aus den Kohlen für das Pfeifchen. Da feiert er den blauen Montag, wo alles, was nur blau und lustig ist, im Herzen Platz hat. So geht es in Wander- und Zecherlust fort, bis es mit den leeren Taschen und Flaschen endet. Als Gesamttypus der hier vorherrschenden Empfindungs- und Darstellungsweise kann wohl das feurig-heitere Lied „Ruhig Philister!" gelten, das nächst dem plastischen und aus dem Leben gegriffenen „Künstlers Erdenwallen" das gelungenste Lied dieser Art bei Reinick ist.

Reinick hat sich auch im Epischen versucht oder doch wenigstens manches geliefert, das an die leichtere epische Poesie anstreift. Hier ist er nicht ganz so glücklich, als im Lyrischen. Wenn er auch einigemal es unternommen hat, wirkliche Balladen

Digitized by Google

oder Romanzen zu gestalten, so ermangelt seine Darstellung dabei zu sehr der bildenden Phantasie. Sein „König Erich“ ist zu weichlich-subjektiv, und seine „Mondwanderung“ ist bei allem ahnungsschweren Ernst doch in Form und Haltung nur ein Nachklang des Goetheschen „Erlkönigs“. Am besten gelingt ihm jenes Romanzenartige, wo es mehr in das Lyrische hinüberspielt, und er entweder seinen köstlichen, frischen Humor oder die ernst-elegische Seite seiner Natur geltend machen kann. In der ersteren Richtung liegt das „Käferlied“, in der letzteren „Der Bleicherin Nachtlied“.

Das „Käferlied“, das Pendant zu dem verwandten Gedichte „Der verliebte Maikäfer“, verdient besonders mitgeteilt zu werden, weil es in Anlage und Ausführung höchst originell ist und die kindlich spielende Weise des Dichters am besten charakterisiert.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Tau ihr Schnäblein tunken
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum.
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm:
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Base Spinne kroch heran
Und macht die Beine krumm krumm krumm;
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich dareine,
Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gesumm summ summ,
Sind sie hineingeflogen
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Digitized by Google

Das Blümlein aber lachend sprach,
Und kümmert sich nicht drum drum drum:
„So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!"

Dies allerliebste Tiermärchen ist in Reim und Wendungen höchst naiv und komisch und doch nicht ohne einen tieferen, ernsten Sinn, der in der schalkhaften Warnung am Ende angedeutet ist.

Ganz anderer Art ist das romanzenähnliche Gedicht „Der Bleicherin Nachtlied", das in rührender, sanfter Weise das tiefe Schuldbewußtsein eines reuevollen Herzens darstellt.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel stand,
Mägdlein saß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leisen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein
In des stillen Mondes Hut.
Bist du bleich, dann bist du gut,
Bist du bleich, dann bist du rein, —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Sonne giebt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Rast.
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig sein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

War ein thöricht Mägdelein,
Rot und frisch mein Angesicht.
Rote Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab' ja treu gewartet dein.
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Digitized by Google

Mächtig ergreifend ist hier der Kehrreim, in welchem die ganze lebensmüde und friedenverlangende Grundstimmung des Gedichtes in immer stärkerem Maße hervorklingt.

Schön ist es, wie zu Reinicks kindlicher Lust, seiner Schalkhaftigkeit, seinem Humor und seinem elegischen Ernst sich auch eine herzinnige Frömmigkeit gesellt, wie in seinem Gedichte „Weihnachtsfest", das ganz von gesundem, christlichem Geiste und von kindlicher Milde beseelt ist.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid.
Schnee liegt auf Blütenkeimen;
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Ästen
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum.

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Die Blicke schüchtern hoben
Und sahn den Engel stehn,
Da standen sie im Strahle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum sehn.

Ist groß schon das Entzücken
Der Kinder, die erblicken,
Was ihnen ward beschert,

Digitized by Google

Wie haben erſt die Kunde
Dort aus des Engels Munde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh ſoll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“ —

Drum pflanzet grüne Äſte
Und ſchmücket ſie aufs beſte
Mit frommer Liebe Hand,
Daß ſie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat geſandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Engel Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh ſoll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“

Sein tiefes Gefühl und ſcharfes Künſtlerauge laſſen den Dichter auch den ſchönen, wahren Ton der Lehre und Ermahnung treffen. Einen der beſten Beweiſe davon giebt das nachſtehende Gedicht.

Vor Menſchen ſei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menſchen zeige deiner Menſchheit Größe;
In kräft'ger That bewähre ſich dein Wille.
Vor Gott erkenne deine Schwäch und Blöße;
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Und fühlſt du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken ſei ein Mann, fühl' als ein Kind!
Dein Geiſt durchdringe ohne Raſt das Leben;
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe.
Dem Wohl der Brüder gelte dein Beſtreben.
So kräftigeſt du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen ſollſt du ihrer warten
Zu ſchönerem Erblühn im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!
Wenn du in ſpäten Jahren dann dich ſehneſt
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht ſind entſchwunden ſie, wie oft du wähneſt:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen.

Digitized by Google

Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen.
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Dieses Gedicht ist eine wahre Perle deutscher Lehrpoesie. In ruhiger, schöner Form ist hier kurz und bündig zusammengefaßt, was über des Mannes rechten Standpunkt zu Gott und Welt gesagt werden kann.

In den letzten Jahren seines Lebens wandte sich Reinick der Kinderlitteratur zu und schrieb das „ABC-Buch für kleine und große Kinder" und „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen", übersetzte auch die alemannischen Gedichte Hebels ins Hochdeutsche und lieferte treffliche Verse zu „Rethels Totentanz", die ein schönes Zeugnis seiner politischen Mäßigung und Besonnenheit gaben und nach der Sturmeszeit von 1848 und 1849 von Hand zu Hand gingen. Wir nehmen Abschied von ihm und von seinen Dichtungen, indem wir noch zuletzt mit seinem „Dichtergebet" einen tiefen und dankesfrohen Einblick in sein innerstes Wesen thun:

O Herr, der du der Quell des Lebens bist,
Du weißt es, was in mir des Lebens ist.
Erleuchte gnädig die Gedanken mir,
Daß ich nicht hege, was da krank in mir.
Und was des Todes wert, das töte ab;
Laß mich es still versenken in ein Grab.
Doch was ein Teil von deinem Ebenbilde,
Laß mich es formen in ein rein Gebilde.
In Worte laß, in Weisen es mich fassen,
Daß ich es kann vor Menschen tönen lassen;
Auf daß die Funken, die mein Herz durchsprühn,
In andern zünden und als Flamme glühn,
Daß an der Freudigkeit, die ich gefunden,
Manch Herz zu neuer Frische mag gesunden! —
Du aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach mich wahr und freudig und gesund!

Das in diesem Gedicht enthaltene Gelübde hat Reinick erfüllt, denn er gehört wie Kopisch zu jenen liebenswürdigen Dichternaturen, die durch ihre Wahrheit, Freudigkeit und Gesundheit bei allen reinen und einfachen Gemütern unserer Nation immer in Liebe dauern werden.

In den Bahnen dieser größeren Vorgänger wandelt eine Anzahl echt deutsch gesinnter und an echt deutschen Stoffen Be-

Digitized by Google

friedigung suchender Dichter, in denen man manche Eigenart wiederfindet, die uns an jenen erfreute.

Zunächst seien die beiden Thüringer Bechstein und Bube genannt. Ludwig Bechstein (1801—1860) hat sich durch sorgfältige Sammlung und geschmackvolle Bearbeitung Thüringer Sagen und Herausgabe eines guten Märchenbuches für die Jugend bekannt gemacht. Dagegen sind seine Dichtungen „Der Totentanz" eine sinnige Ausdeutung von Holbeins bekannter Bilderreihe, sein Epos „Luther", sowie die größere historisch-mythische Dichtung „Thüringens Königshaus" und seine Gedichtsammlung (1836) ziemlich vergessen.

Ebenso ist es seinem „Faustus" ergangen — einem Werke, das trotz der trefflich behandelten Nibelungenstrophe nicht anziehen kann, weil der geistige Gehalt und die Gestaltungskraft der ungeheuren Aufgabe nicht gerecht wird, sondern in schwächliche Poeterei sich verliert. Dem Faust wird als Strafgericht verkündet, man werde sein Leben entstellen und mit Puppen darstellen. Dann erscheint die Poesie und verkündet seinem Sänger ewigen Nachruhm.

Adolf Bube (1802—1873) aus Gotha gab „Deutsche Sagen", „Thüringische Volkssagen" und „Sagenschatz" heraus und ist besonders in seinen „Neuen Gedichten" und seinen „Naturbildern" ein glücklicher Nachfolger Freiligraths. Gedichte wie „Das Grab eines Schiffbrüchigen auf Grönland" und seine „Guahibomutter" sollten nicht vergessen sein.

Otto Friedrich Gruppe (1804—1876) aus Danzig, Litterarhistoriker und Philologe, außerordentlicher Professor in Berlin, beim Kultusministerium für das Kunstfach angestellt, zuletzt auch ständiger Sekretär der Akademie der Künste, hat neben philosophischen und philologischen Schriften zwei Sammlungen formvollendeter Poesien herausgegeben, „Gedichte" und „Vaterländische Gedichte". Auch einige größere epische Dichtungen sind von Wert. Von Schillers „Demetrius" hat er eine Fortsetzung nebst einer Beurteilung der bisherigen Bearbeitungen erscheinen lassen. Mit dem aristophanischen Komödienstil seines ersten Dramas „Die Winde" erinnerte er an Platen.

Ein höchst bedeutsames, leider nicht zur Reife gelangtes Talent tritt uns in Moritz Graf von Strachwitz (1822 bis

Digitized by Google

1847) entgegen. Geboren am 11. Dezember zu Peterwitz in Schlesien, warf sich der ritterliche Stürmer und Dränger mit einer glühenden Kampflust der gehaßten und verachteten, von ihm mit Ingrimm als veraltet erkannten Zeit entgegen, um alles Niedere und Schwächliche, Gemeine und Philiströse zu zerschmettern. Dieser tosende Heldenmut hat einen leisen Stich in die Raufluft, und seine wilden Rhythmen und dröhnenden Strophen rollen zuweilen mit einem Pomp der Leidenschaft daher, dem der innere Gehalt nicht ganz entspricht. Einen „Herwegh zu Pferde" hat ein moderner Litteraturhistoriker den streitbaren Junker treffend genannt. Als Schüler Platens, den er mit leidenschaftlicher Bewunderung ehrt, hielt er seine Poesien in reiner, schöner Metrik und möglichst klassischer Reimkunst, wozu das oft fürchterliche Donnergepolter seiner Schlagworte dann in seltsamen Kontrast tritt:

Ich wollte, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm.
Ich wollt', es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.
Komm Schlachtengebrüll, das Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenrot!

Dabei erfüllte ihn aber trotz des Anscheins moderner Umsturzideen der reinste Idealismus. Als eine Entweihung der Poesie faßte er die Brandlieder auf, welche Freiligrath, Herwegh, Dingelstedt und Heine in aufrührerischer Absicht anstimmten. Ihm war es um die großen Geistesgüter Freiheit, Wahrheit und Vaterland zu thun.

In seinem zwanzigsten Lebensjahre gab er die „Lieder eines Erwachenden" heraus. Seine „Neuen Gedichte" wurden sein Schwanengesang.

Prachtvolle Töne weiß er in seinen Balladen anzuschlagen. Die schönsten darunter sind „Das Herz von Douglas" und „Hie Welf". Das Beste, was der im schönsten, reinsten Feuer der Vaterlandsliebe erglühte Jüngling uns hinterließ und was seinen Namen für die deutsche Dichtung unsterblich macht, ist sein Gedicht „Germania".

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,

Digitized by Google

Zucht und Glaube tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube:
Immer nein? und nimmer ja?
Sage ja, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Daß kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat dich verführe
Und dich dann septembrisiere —
Denn die Marats sind schon da —
Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre, Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere.
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert Germania!

Er starb am 11. Dezember zu Wien vor dem Anbruch des tollen Jahres, das scheinbar sein inneres Toben und Drängen schien verwirklichen zu wollen und dessen Geist doch gegen des Dichters hohes Ideal deutscher Größe lästerlichen Widerspruch erhob.

Digitized by Google

Die österreichischen Dichter.

Das mit den reichen Gaben der Natur gesegnete, daseinslustige Österreich hat auf dem Gebiete der Kunst immer seine besondere Stellung abgewandt von den großen, geistigen Zielen der Welt eingenommen. Dem frohen Lebensgenuß im Anschauen heiterer Schönheit zugewandt, ganz besonders empfänglich für den äußern Sinnenreiz der Musik, suchte man dort die Höhen der Kunst und Poesie in der Mannigfaltigkeit lachenden Behagens. Diese gemütliche Daseinsfreude hielt Österreichs Dichter in einer patriotisch-genügsamen Selbstbeschränkung.

Während die deutsche Dichtung zu einer Weltpoesie heranwuchs, allseitig spendend und empfangend, und in den Mittelpunkt des Reigens trat, zu dem die Chöre aller Nationen im friedlichen Wettstreit sich gesammelt hatten, blieb das übrigens auch ganz echt germanische Österreich in einer naturseligen und menschenfreundlichen, für das Kaiserhaus fröhlich schwärmenden Eigenart seitab vom Wege. Selbst die größeren, wahrhaften Dichter Zedlitz, Lenau und Anastasius Grün können diesen Zug einer individuellen Enge nicht ganz verleugnen. Ihre großen geschichtlichen Aufgaben, ihre ganz modernen Stoffe, ihre ehrlichen Freiheitsforderungen bleiben von der lyrischen Empfindungswelt befangen.

Die breitere Masse der Dichtung bewegte sich in einem meist leichten und seichten Fluß zwischen den beiden Polen des possenhaften, auch derbsinnlichen Witzes und der schmachtenden oder düstern Melancholie. Der geistige und künstlerisch-poetische Mittelpunkt des österreichischen Lebens ist Wien. Hier treten auch die charakteristischen Gegensätze am schärfsten einander gegenüber. Lachende Fröhlichkeit und trostloser Lebensüberdruß schlingen sich durcheinander.

Digitized by Google

Die lichtvolle Seite dieser auch in der Poesie hervortretenden Eigentümlichkeit ist die harmlose, von Mißgunst weit entfernte, unbefangene Weltfreude; die Schattenseite bildet der Mangel an sittlich-religiösem Ernst und daher die Haltlosigkeit gegenüber schweren Heimsuchungen. Der kategorische Imperativ hat sein Reich hier nicht gefunden. An die Stelle der Tapferkeit im Ertragen tritt die Weltflucht der Sentimentalität oder der Zusammenbruch des Selbstmordes.

Es sind durchschnittlich sehr liebenswürdige und anheimelnde Dichternaturen, die das Gericht des Moralisten durch ihre unbefangene Offenheit entwaffnen, aber den äußern Sinn durch die reiche Entfaltung und sinnliche Schönheit der Darstellung fesseln, nicht selten ein tiefes Mitgefühl und eine der persönlichen Freundschaft verwandte Empfindung erwecken. Die Kraft, unsere tief ernste Verehrung und Bewunderung zu gewinnen, ist diesen großen Talenten versagt geblieben.

Eine Anzahl minderwertiger Dichter hat eine weit verbreitete Bekanntschaft und Anerkennung auf dem Gebiete der Travestie, der Satire, der Posse, des Singspiels und der volkstümlichen Komödie gefunden. Aloys Blumauer (1755—1798) schrieb eine niedrig komische, zum Teil ekelhafte Travestie der Aeneis, die jungen Gemütern den Geschmack am Virgil verdirbt. Moritz Saphir (1797—1858), der Virtuose in weltbekanntgewordenen Wortwitzen, komischen Deklamationsstücken und trivialen Spielereien, fand großen Beifall bei der kleinen liberalen Bourgeoisie. Ignaz Franz Castelli (1781—1862), ein gemütlicher Wiener von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, gab behaglich und lustig große Haufen von Gedichten, dramatischen Arbeiten, Taschenbüchern und Erzählungen heraus. Bekannt ist noch seine schon erwähnte harmlose Persiflage der Schicksalstragödien „Der Schicksalstrumpf“ und „Die schwarze Familie“. Ferdinand Raimund (1791 bis 1836), der harmlose und liebenswürdige Verfasser der dramatischen Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, „Der Verschwender“ mit den hübschen Liedern: „Brüderlein fein“, „So leb denn wohl, du stilles Haus“, „Es streiten sich die Leut' herum“ u. a. ist in ganz Deutschland mit Recht volkstümlich geworden. Tiefer lyrischer Humor verbindet sich bei ihm mit der kindlich rührenden Zauberwelt des

Digitized by Google

Märchens auf einem stets sittenreinen Lebensgrunde zu einem anmutig-melancholischen Eindruck. Johann Nestroy (1802—1862) schrieb derbe, oft schon zweideutige Possen von treffendem Witze und schlagender Bühnenwirkung, aber geringem sittlich-poetischen Werte. Noch jetzt erscheinen auf volkstümlichen Bühnen „Der böse Geist Lumpaci vagabundus", „Freiheit in Krähwinkel" u. a. Adolf Bäuerle verherrlichte in seinen Theaterromanen „Ferdinand Raimund" und „Therese Krones" das zugleich lustige und tragische, übermütige und verzweifelte Leben und Treiben der Wiener Kunstwelt.

Diese alle zur Einleitung Genannten vertreten die eigentlich typisch-nationale oder richtiger bezeichnet -lokale Poesie Österreichs.

Unter dem Geistesdruck der Metternich'schen Polizeiherrschaft erhob sich die Dichtung aus der behaglichen und genußfröhlichen Enge zu einem volleren Aufatmen und Verlangen, und ein etwas weiterer Blick that sich auf. Sogar ein Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör zu Erlau in Ungarn (1772—1847) trat als heroischer und lyrischer Dichter auf. Seine Epen „Tunisias" und „Rudolf von Habsburg" waren rhetorisierend und leer, aber seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" sprachen freundlich an. Der schon als Schicksalstragödiendichter erwähnte Franz Grillparzer, von dessen Hauptbedeutung für das deutsche Drama ebenso wie von Friedrich Halm noch die Rede sein wird, stimmte im Jahre 1848 ein frisches Lied an, „Feldmarschall Radetzky", das großen Eindruck bei seinem Volke machte.

Als Lyriker, wenn auch über die Grenzen Österreichs hinaus wenig gekannt, sind noch einige ansprechende Talente zu nennen. Der Wiener Johann Nepomuk Vogl (1802—1866) hat unter seinen vielen Dichtungen „Österreichs Wunderhorn", „Balladen und Romanzen", „Klänge und Bilder aus Ungarn", „Soldatenlieder", „Neue Gedichte" u. a. manche von Innigkeit und schöner Wärme aufzuweisen, wie die bekannten „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand", „Vöglein ohne Rast und Ruh", „Ob sie meiner wohl gedenkt" u. a. Johann Gabriel Seidl (1804—1875), der Dichter der neuen österreichischen „Volkshymne", der Ballade „Hans Euler" und „Der tote

Digitized by Google

Soldat", des Abschiedsliedes „Es ist nun einmal so gekommen", des Textes zur Oper „Maurer und Schlosser" gab „Bifolien", „Lieder der Nacht", „Natur und Herz", „Liedertafeln", heraus und hat sich auch als Dialektdichter bekannt gemacht. Der durch seine „Diätetik der Seele" bekannte Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849) dichtete das innige, zum Volkslied gewordene, leider jetzt gar zu abgesungene „Es ist bestimmt in Gottes Rat". Noch seien genannt die Böhmen Joseph Immanuel Hilscher und Karl Herloßsohn, der Lemberger Karl Ferdinand Dräxler-Manfred, der Klagenfurter Adolf, Ritter von Tschabuschnigg, unter Potocki Justizminister, vorübergehend auch fortschrittlicher Kultusminister, der Jurist, Mediziner, Dragoneroffizier und Journalist Heinrich Ritter von Levitschnigg und Heinrich Rollet aus Baden bei Wien. Neben dem noch zu erwähnenden Böhmen Karl Egon Ebert sei auch sein Landsmann Ludwig August Frankl als Epiker genannt. Die Wiener Dramatiker Johann Ludwig Deinhardstein und Eduard von Bauernfeld sind neben ihren größeren Kunstgenossen unter den deutschen Dramatikern näher zu betrachten. Der in seiner vielseitigen, dichterischen und schriftstellerischen Beschäftigung stets einseitig die liberale Tendenz herauskehrende Wiener Eduard Duller (1809—1853) ist auch in Deutschland durch historische Arbeit bekannt. Uffo Horn (1817—1860) bewährte sich als guter Darsteller des böhmischen Volkslebens, „Böhmische Dörfer", und versuchte sich auch im Drama ernsten und heitern Stils.

Über Österreichs Grenzen hinaus wurden mit Begeisterung auf den Gefilden deutscher Dichtung begrüßt Zedlitz, Nikolaus Lenau und Anastasius Grün und in etwas zurücktretender Folge Karl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Adalbert Stifter. Diese Namen gehören bleibend der Litteraturgeschichte als die berufensten Vertreter der österreichischen Dichtung an.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790—1862), der seines „Turturell" wegen schon unter den Schicksalstragödiendichtern angeführt wurde, ist am 28. Februar zu Johannisberg im österreichischen Schlesien geboren. Er nahm als Ordonanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram teil, verließ aber später

Digitized by Google

den Kriegsdienst, wurde kaiserlicher Kammerherr, Geheimsekretär des Fürsten Metternich und zuletzt nassauischer und braunschweigischer Geschäftsträger am österreichischen Hofe. Als Dichter schließt er sich sehr der romantischen Schule an und teilt ihre Schwächen, wie ihre Vorzüge, die einseitige Vorliebe zum Mittelalter und zur südlichen Poesie, die Hinneigung zum Geisterhaften und Visionären, aber auch den Wohllaut und das Kunstvolle der Form. Mehr als dieses letztere macht ihn indes der Adel seiner Gesinnung und der Schwung seiner Anschauungen bedeutend. Er war der erste unter Österreichs Sängern, der, die heimischen Geistesschranken durchbrechend, jene weitere und freiere Weltansicht anbahnte, die in den spätern Dichtern, einem Lenau und Grün, zur weitern Entwicklung gedieh. Er that dies zugleich in einer so maßvollen und von allem Revolutionsgelüst freien Weise, daß er umsomehr Anklang fand. Den Anfang machte er mit seinen „Totenkränzen", einem Cyklus von Canzonen, die seinen Namen weithin bekannt machten und ihm, als dem Meister der modernen Elegie, für immer einen Ehrenplatz in der deutschen Dichterwelt sicherten. Das Ganze ist eine Vision. Dem Dichter, der die Begeisterung, möge sie nun im Heldentum, in der Liebe oder im Gesange hervortreten, als das Höchste und einzig Beglückende gepriesen hat, erscheint der Geist des Grabes und der Gleichgültigkeit. Er will ihn überzeugen, daß selbst die Begeisterung nichtig sei und nur zu oft das Lebensglück des Menschen zerstöre, und führt ihn an die Gräber derer, die in der Ehrsucht Streben zu Grunde gingen, wie Wallenstein und Napoleon, oder derer, die in maßloser Liebe sich verzehrten, wie Petrarca und Laura, Romeo und Julie, und endlich derer, welche die Überfülle der Dichterkraft zerstörte, wie Tasso und Byron. Auf diesem Gange an die Gräber entwirft uns der Dichter herrliche Charakterbilder, aus denen wir ein Stück der Charakteristik Byrons entnehmen, worin das Dämonische und die Zerrissenheit dieses Dichters trefflich geschildert ist.

Sein Atem war nicht Wehn der Sommerlüfte,
Die fächelnd aus den Lindenwipfeln dringen,
Vom Blütenhauch gewürzt anmut'ger Düfte.
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen,
Wenn es dahergefegt auf mächt'gen Schwingen
Die raschen Stürme bringen,

Digitized by Google

Und schwere Wolken schauernd sich entladen
Vom Hagel, den ihr dunkler Schoß getragen.
Der Ernte Segen sehn wir rings zerschlagen
Und Regenstürme die Gefilde baden.
Nur wo der Schleier des Gewölks zerrissen,
Lacht blauer Himmel aus den Finsternissen.

So wie die grausen Lieder der Dämonen
Zum Wahnsinn treiben durch die wilden Klänge:
So fühlen wir das tiefste Mark erbeben,
Vernimmt das Ohr die furchtbaren Gesänge.
Und wie in den verdünnten Regionen
Des höchsten Luftraums denen, die drin schweben,
Oft Atem stockt und Leben,
Und Blut entquillet den gepreßten Lungen:
So strebt die Seele angstvoll, zu entrinnen
Dem Zauberliede mit betäubten Sinnen,
Bis daß der Magus, der den Kreis geschlungen,
Wenn's ihm genehm ist, eure Angst zu enden,
Hohnlachend hebt den Stab, den Bann zu wenden.

— — — — —

Unglückliches Gemüt, dess' trüber Spiegel
So groß entstellt die Bilder wiederstrahlet,
Die Leben und Natur mit holden Zeichen
Zu hellen Farben lieblich hat gemalet!
Wohl auf der Stirne glänzt das Meistersiegel,
Dem Macht gegeben in den Geisterreichen.
Doch freut es dich, im bleichen,
Unsichern Schein die Seele zu beirren! —
Nicht mehr dich selbst vermag ich zu erkennen.
Prometheus' Bild scheint vor dem Blick zu brennen;
Doch seltsam wechselnd, seh ich's sich verwirren.
Bist du Prometheus, der die Wunden fühlet?
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet?

Nachdem der Dichter an diesen Grabhügeln seine Betrachtungen angestellt, fühlt er, daß die wunden Herzen, die da ruhen, freilich nicht die Begeisterung als eine Wohlthat erkennen lassen. Doch er weiß, daß, ob die Flamme auch ein Haus verzehren kann, sie doch immer ein göttliches Geschenk bleibt, und fordert den Geist des Grabes darum auf, ihn nun zu den Gräbern derer zu geleiten, die für das Recht geglüht, für das Wohl der Mit- und Nachwelt gesorgt und so das göttliche Gut der Begeisterung nicht entweiht haben. Und nun geht der Gang vorüber an den Grabstätten der Wohlthäter der Menschheit. Der Dichter feiert einen Canning,

Digitized by Google

einen Joseph II., einen Alexander von Rußland, einen Max Joseph von Bayern, einen Shakespeare u. a. und schließt endlich mit seinem Preise der Begeisterung und mit der freudigen Hoffnung, daß durch sie unter Gottes Beistande eine schönere Zukunft anbrechen werde. Die Dichtung, wie schon aus dieser kurzen Angabe und der obigen Probe zu erkennen ist, zeichnet sich durch hohen Schwung der Empfindung, durch einen hellen Blick in die Weltgeschichte, durch großen Wohllaut der Form und technische Vollendung aus. Außerdem weht durch sie ein Geist der Milde, der Versöhnung und zuversichtlichen Überzeugung hindurch, dem man nicht widerstehen kann. Nur das Eine ist an ihr zu beklagen, daß sie, nach Art der Tiedgeschen Elegik zu sehr der Reflexion zuneigt und ihr deshalb der frische Hauch unmittelbarer Lyrik abgeht.

Zedlitzs übrige „Gedichte" reichen bei weitem nicht an die „Totenkränze" heran, und nur „Die nächtliche Heerschau", dieses kräftige, anschauliche, nach allen Seiten abgerundete Phantasiebild und das einfache, aber tiefempfundene und vielgesungene „Mariechen" oder „Erhörung" treten als wirklich bedeutend hervor. War man gegen seine „Totenkränze" einige Zeit nach ihrem Erscheinen schon kälter geworden, so wurde man es gegen seine „Gedichte" noch mehr. So kam es, daß die Kritik den Dichter gar bald für abgethan erklärte. Da zeigte er im Jahre 1843 in seinem „Waldfräulein, ein Märchen in achtzehn Abenteuern", daß er noch die volle, frische Dichterkraft besitze, ja noch einmal zu einer Jugendlichkeit gediehen sei, wie man sie jetzt am wenigsten von ihm erwarten konnte. Dieses liebliche Märchen, das im Walddust des Spessart und in der frischen Wasserluft des Rheins spielt, ist durchaus harmlos und frei von allen Tendenzen, allen Anspielungen auf Zeit und Gegenwart. Hat man dies bewundert, da Zedlitz früher von solchen sich selten frei gehalten hatte, so hat man ihm andrerseits vorgeworfen, daß es ganz wieder auf den Boden der alten Romantik zurückführe. Freilich ist das der Fall, da hier alle Elemente derselben wieder auftauchen, die Minneluft im Walde, die Waldeinsamkeit, das Glockengeläut und allerlei Mittelalterliches. Aber bei einem Werke voll so unmittelbarer Poesie vergißt man das gern über dem Genusse.

Digitized by Google

Welch ein Zauber der Darstellung tritt uns hier entgegen! Die Reize und Lieblichkeit der grünen Waldfrische, die Jungfräulichkeit einer weiblichen Natur, die Wärme und Kraft eines unverdorbenen Jünglings, eine frische Sinnlichkeit, die ebenso fern ist von der Sünde, wie von der Unnatur, wehen über das Ganze und verweben sich. Wenn man genauer zusieht, so sind ihre verschlungenen Fäden das Gedicht selbst, nicht mehr und nicht minder. Es ist freilich keine Natur mit gewaltigen Erscheinungen und Eindrücken; es ist nur die bescheidene, deutsche Waldwelt, die hier hervortritt. Aber sie ist so wahr und mit solcher Liebe geschildert, daß man den Specht am Baumstamme hämmern, das Schilf am Weiher sich bewegen hören und das Sonnenlicht sehen muß, das durch das schwankende Laub spielt. Der Stoff ist sehr einfach. In der ersten Hälfte des Gedichts ist das Waldfräulein die Hauptperson. Ein Kind der Liebe, wird sie als Kind der Natur in einem einsamen Waldschlosse von einer Fee erzogen. Ihre ersten Wahrnehmungen, Empfindungen und Erlebnisse, als sie aus den Mauern desselben hervortritt, bilden den Hauptgehalt des Gedichts. Hier ist alles mit der höchsten Naivetät plastisch wiedergegeben. Die Warnung der Fee, die diese ihr beim Scheiden gegeben, schlägt sie aus dem Sinn, als sie den ersten Mann sieht, der ihr im Leben entgegentritt, und sie begeht in vollster Unschuld, ohne zu wissen, was sie thut, den ersten Fehltritt. Das muß sie büßen. Verstoßen aus dem Schlosse, das sofort verschwunden ist, muß sie bei Nothburga, einem alten, rohen Köhlerweibe, dienen, kommt in mancherlei Versuchungen und muß irren und wandern, bis sie, durch dies alles geläutert, den geliebten Mann und das großelterliche Haus wiederfindet. In diesen ganzen Verlauf sind reizende, idyllische Bilder eingewebt, die sich durch Treue und Zartheit des Ausdrucks auszeichnen. So sind z. B. das vierte Abenteuer, wo Waldfräulein Aechter von Möspelbrunn erblickt und sein Weib wird, sowie das fünfte, wo sie zu Nothburga kommt, und vor allem das dreizehnte, wo sie mit dem frommen Einsiedel zusammentrifft, Stücke, die an Naivetät der Auffassung, an Kraft des Tons und der Farbe in unsrer Poesie hervorragen. In der zweiten Hälfte des Gedichts spielt der junge, treuherzige und warmblütige Aechter von Möspelbrunn die Hauptrolle. Im Schmerz um sein verlorenes, geliebtes Weib unternimmt er eine Rheinfahrt zu den

Digitized by Google

klugen Schwestern in Cöln, den letzten Sprößlingen der Nibelungischen Zwerge, um sie über den Aufenthalt Waldfräuleins zu befragen. Er erhält von ihnen Bescheid, befolgt ihren Rat und findet sein Weib wieder. Da ist der Bann der Fee gelöst, und Waldfräulein wird nun in allen Ehren Aechters Hausfrau. Auch hier sind liebliche Stücke, wie z. B. der Nixengesang, die Versuchungsscene am Lurlei und der Besuch bei den Grauweiblein in Cöln. Der Wendepunkt des Gedichts ist freilich von sittlich bedenklicher Art, indem die Schilderung sinnlicher Liebesglut zu sehr überwiegt. Aber reine Herzen wird sie sittlich nicht verletzen, da das Sinnliche hier in naivster Unbefangenheit, ohne alle Lüsternheit dargestellt ist. Dessen ist der Dichter sich auch vollbewußt, wie das sein Prolog „An die Leserinnen" beweist.

Wer horchen will der Mär, die ich erzähle,
Und will mir folgen in des Waldes Mitte,
Entschlage sich, ich bitte,
Dem Weltton, den ihr fälschlich nennt den feinen,
Sich überlassend dem Gefühl, dem reinen;
Nicht Sittlichkeit ist jede edle Sitte.

So will denn das Gedicht, wie es aus reinem Sinne hervorgegangen ist, auch mit reinem Herzen aufgenommen werden. Wo das geschieht, da wird es gewiß einen freundlichen und ungetrübten Eindruck machen.

Welchen idyllischen Zauber es in sich birgt, das möge folgendes Stück beweisen. Es ist die Stelle, wo Waldfräulein, bald nachdem sie sich vergangen hat, zur Rothburga kommt.

Endlich wird's Tag, und sie erwacht.
Die Sonne schon am Himmel lacht;
Die Vöglein sind erstanden schon
Und grüßen sie mit süßem Ton.
Waldfräulein kennt die Vögel all
An ihrem Sang und eignen Schall:
Den Buchfink, Mönch, die Drossel fein,
Den Hänfling und Zaunkönig klein.
Doch singen sie nicht heil ihr Herz,
Und, aufgewacht, erwacht ihr Schmerz. —
Was soll sie thun, wo soll sie hin?
Wo ist die Welt, wer lebt darin?
Wo führt der Weg in sie? Wo hat
Waldfräulein Ruh und sichre Statt? —

Digitized by Google

Sie springt empor; auf neuem Steg
Sucht heute sie zum Schloß den Weg —
Vergebens! Nirgends zeigt sich's mehr.
Fort ist's, und keine Spur umher,
Als läg' es in der Erde Gruft,
Als wär's zerstoben in die Luft! —
Da faßt Verzweiflung schier ihr Herz! —
Sie schluchzet laut in heißem Schmerz,
Sie ringt die weißen Hände wund,
Sie spähet fruchtlos in die Rund'.
Doch ach, kein Helfer ihr erscheint!
Waldfräulein jetzt zu sterben meint.
Sie ist erschöpft, sie hungert sehr —
Da stehn im Walde rote Beer' —
Nach ihnen sie sich emsig bückt
Und sich die karge Labsal pflückt.
Und immer weiter irrt ihr Fuß.
Da hat ein Wässerlein den Fluß;
Sie folgt dem kleinen Bächlein still,
Gleichviel, wohin es fließen will.
Und nach und nach wird minder dicht
Der Wald umher und endlich licht.
Dran stößt ein kleiner Grasplatz grün;
Ein Zicklein an dem Laube rupft
Am Zaun, wo Ros' und Weißdorn blühn,
Und ab die herben Blätter zupft;
Und an den grünen Wiesenplan
Schließt sich ein enges Gärtchen an,
Ein kleiner, angepflanzter Raum,
Und drin ein blüh'nder Apfelbaum.
Der streckt weit seine Äste aus
Über ein ärmlich hölzern Haus.
Umstrickt von roter Bohnen Rank'.
Und an der Thüre auf der Bank
Liegt in der Sonn' ein Kater blind
Und wärmt sich aus und surrt und spinnt.
Daneben sitzt auf Scheiterholz
Ein Gockelhahn und krähet stolz.
Ein dürftig Dach! — Es wohnt darin
Nothburga, eine Köhlerin.

Sie bittet bei ihr um Obdach und Brot. Aber das alte, dürre Weib will es ihr nur für Geld geben; und da sie das nicht hat, so zwingt es sie, bei ihr in Dienst zu gehn.

Waldfräulein, als Nothburgas Magd,
Hat schwere Zeit, wird viel geplagt.

Digitized by Google

Bald muß ſie gäten in dem Garten,
Bald muß ſie ſonſt der Wirtſchaft warten.
Jetzt muß ſie Waſſer holen gehn,
Dann wieder vor dem Herde ſtehn;
Muß kochen, backen, nähen, weben,
Den Ferkelchen ihr Futter geben,
Bald wieder melken gehn die Geiß;
Bald, auf der Köhlerin Geheiß,
Begann der Kater zu miaun,
Dem garſt'gen Tier die Ohren kraun.
Und was ſie that, nichts that ſie recht;
Die Alte findet alles ſchlecht
Und ſchilt ſie aus den ganzen Tag,
Was ſie auch immer ſchaffen mag.
Waldfräulein hat die beſte Zeit,
Führt ſie die Ziegen auf die Weid'.
Dann in der tiefen Einſamkeit
Gedenkt ſie der Vergangenheit
Und ſein, der jeglichen Gedanken
Allein erfüllet, ohne Schranken;
Mit deſſen Geiſt der ihre ſchwebt,
Von deſſen Atem ſie noch lebt.
„Dies alles" — ruft ſie inniglich —
„Geliebter Mann, leid' ich für dich!
Und wär's noch mehr, ich trüg' es gern,
O du mein König, du mein Stern!
O daß ich dich erblicken könnt'!
O wär mir einmal nur vergönnt,
Noch meinen Arm um dich zu ſtricken,
Mein Herz an deines anzudrücken,
Zu fühlen den tief innern Drang,
Der mich bethörte, mich verſchlang —
Ich wollte jauchzen, ſtatt zu klagen,
Wollt' alle Wehn der Erd' ertragen!
Ja, hört' ich nur dein trunken Wort,
Säh' ich dein Auge nur, mein Hort;
Ich wollte ſein ein ſelig Weib!
Ich wollt' abhärten meinen Leib;
Nähm', wie das ſcheue Wild im Wald,
Im Dickicht meinen Aufenthalt.
Wollt' ruhen bei den Hirſchen ſchnell;
Von wildem Honig, Wurzeln, Beeren
Wollt' ich mich kümmerlich ernähren,
Zum Labetrunk den friſchen Quell —
Säh' ich nur dich, nur dich, nur dich!
Nähmſt du in deine Arme mich,

Digitized by Google

Und schlügen deiner Minne Flammen
Noch einmal über mir zusammen!"

Doch sobald sie sich der Sehnsucht hingiebt, hört sie die schreckliche Nothburga keifen, und dann steht auf einmal wieder die rauhe Wirklichkeit vor ihr. Endlich beschließt sie, um von dieser Pein erlöst zu sein, zu entfliehen.

's war eine schöne, warme Nacht.
Vom Himmel schien in stiller Pracht
Der Mond durchs offne Fensterlein
Waldfräulein recht ins Herz hinein;
Und lockend sang in süßem Fall
Ihr Liebeslied die Nachtigall,
Ausschmetternd aus der kleinen Brust
All ihre Glut und Sommerlust. —
Waldfräulein faßt ein Herz sich kühn;
Sie schleicht vom Lager, heimlich, leise,
Zum Fenster, wo die Bohnen blühn.
Sie steigt hindurch vorsicht'gerweise;
Zwar ist es klein, doch sie ist schlank.
Schon steht sie draußen auf der Bank
Mit einem Fuß, und zieht gemach
Das andre zarte Füßchen nach —
Jetzt ist sie frei — sie eilt davon. —
Da, plötzlich, wie mit einem Ton,
Wird in dem Hof und unterm Dach
Die ganze kleine Wirtschaft wach.
Es krähet, was er krähen kann,
Zu ungewohnter Zeit der Hahn.
Die Hennen fliegen, aufgeschreckt,
Vom Holz und gackern; meckernd streckt
Die Geiß das Ohr; die Zicklein schrein;
Und laut miaut der Kater drein:
So wird vom Lärm Nothburga wach.

Die Alte springt ihr nach, erhascht sie, treibt sie scheltend ins Waldhäuschen zurück und hängt den Bolzen vor die Thür. So ist die Flucht mißlungen, und

Waldfräulein wünscht in ihrer Not
Verzweiflungsvoll sich jetzt den Tod.
Doch als sie lang genug geweint,
Daß ein so hartes Los sie traf,
Für das nicht Trost, nicht Hoffnung scheint,
Kam endlich statt dem Tod — der Schlaf!
Das ist der Jugend beste Gabe,
Daß, was sie auch zu leiden habe,

Digitized by Google

Was immer auch das Herz ihr quält,
Doch nie deshalb der Schlaf ihr fehlt.

Solche liebliche Genrebilder reihen sich in dem Gedichte eines an das andere, und zwischendurch blicken hier und da die anmutigsten Gedanken und Betrachtungen hervor.

O süßer Zauber, wonnereich!
Wer spricht dich aus, was kommt dir gleich,
Wenn erste Liebe unbewußt
Aufblitzt in jugendlicher Brust;
Das junge Herz die ganze Last
Der neuen Seligkeit nicht faßt;
Ein Schauer durch die Sinne dringt,
Die Sehnsucht unter Wonnen ringt,
Nichts sieht, als des Geliebten Blick,
Nichts fühlt, als seines Kusses Glück,
Nichts hört, als sein viel süßes Wort:
Hingeben möcht' die ganze Welt,
Nichts eigen mehr für sich behält!

Und dann die schöne Stelle am Schlusse des Gedichts:

Das Leben ist so lang und leer.
Was bot' es, wenn die Lieb' nicht wär?
O öffnet euern Busen weit;
Laßt ein die ganze Seligkeit.
Denn wißt, daß, wenn ihr ausgeliebt,
Die Erd' euch keine zweite giebt,
Und daß, solang ihr Zauber währt,
Ihr jede andre leicht entbehrt!
Die Lieb' ist gleich des Himmels Blau,
Nehmt es, und er ist öd' und grau!

Wenn dieses Märchen sich auch nicht auf der Höhe der Zeit hält, gehört es doch zu den liebenswürdigsten Schöpfungen der Gegenwart und bildet zu der reichen Sammlung unserer älteren Märchengedichte, von Ernst Schulzes „Bezauberter Rose" an bis auf Immermanns „Tulifäntchen" und Simrocks „Wieland der Schmied" die schönste Zugabe. Es hat deshalb unter Zedlitzs Dichtungen nächst den „Totenkränzen" am meisten Anklang gefunden, während des Dichters letzte lyrische Werke, seine „Altnordischen Bilder", zwei dem Sagenschachte des nordischen Altertums entnommene Erzählungen, von denen die erste, „Ingvelde Schönwang", den Blutrachekampf zweier Geschlechter aus Asenblute vorführt, die andere, „Svend

Digitized by Google

Felding", einer heiteren altdänischen Ballade frei nachgebildet ist, und sein „Soldatenbüchlein", nie eine allgemeinere Teilnahme erweckten, wahrscheinlich weil erstere zu sehr das Gepräge des rohen Riesentums an sich trugen, letzteres aber, bei all seiner echten und warmen Begeisterung, doch zu specifisch-östreichisch ist.

Über seine Dramen ist nur weniges zu sagen. Sein erstes Stück „Turturell", das wir schon unter den fatalistischen Tragödien nannten, ist zum Erschrecken von Mord und Wahnsinn voll und in der Sprache so schwülstig, daß es auch hierin noch weit unter Müllners Leistungen steht. Alle übrigen Dramen aber, mit Ausnahme seines bekanntesten, „Kerker und Krone", worin er Tassos Gefangenschaft, Krönung und Tod behandelt, sind ganz in der Calderonschen Manier, voll spanischer Leidenschaft und Sonderart, in die wir Deutsche uns schwerlich hineindenken können.

Ein zweiter größerer unter der Fahne der östreichischen Dichterwelt war Nikolaus Lenau (1802—1850). Dieser, mit seinem vollständigen Namen Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, eigentlich seiner Abstammung nach ein Magyare, geboren den 13. August in dem ungarischen Dorfe Csatad (Tschatad) unweit Temesvar, ist ein lebendiges, trauriges Beispiel davon, wie der Mensch notwendig sich aufreiben und zu Grunde gehen muß, wenn er die Unmittelbarkeit des Glaubens einbüßt und nun, von der Wissenschaft fortgerissen, nicht die Kraft besitzt, sich der Erkenntnis in ihrer beruhigenden und zweifellösenden Richtung zu bemächtigen. Anfangs war Lenau, solange er in Ofen und später in Tokay zubrachte, wohin seine früh verwitwete Mutter mit ihrem zweiten Gatten, einem Arzte, und ihrem geliebten Niki übergesiedelt war, ein frommes und gottesfürchtiges Kind. Trotz seiner knabenhaften Wildheit, trotz seiner leidenschaftlichen Vorliebe zu Knabenstreichen, wie zum Beispiel zum Vogelfang, betete er doch täglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst, machte auch wohl bisweilen einen Stuhl zum Altar und las Messe davor, wobei ihm dann das Schwesterchen Resi ministrierte. Noch als Mann hat er oft mit Entzücken erzählt von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Aber diese glückliche Unbefangenheit des angeerbten

Digitized by Google

Glaubens konnte natürlich in ihrer kindlichen Form ihn nicht auf die Dauer beglücken. Bei den meisten Menschen ist der Gang religiöser Entwicklung doch der, daß sie vom unmittelbaren Glauben erst durch Zweifel hindurch frei zum bewußten Glauben gelangen. Wer in diesem Wirrsale der Zweifel hängen bleibt ohne göttliche Wahrheit zu finden, verfällt entweder in Gleichgültigkeit und Unglauben, oder er kann, wie das bei edleren, tieferen Naturen leicht der Fall ist, in den Abgrund der Verzweiflung geraten. So ging es mit dem armen, unglücklichen Lenau, der hiebei umsomehr des tiefsten Mitleids wert ist, als er im Strudel dieser Entwicklung mühselig genug gerungen hat.

Von Tokay, wo im Hause der Mutter ihm der kirchliche Glaube noch bewahrt geblieben war und er auf der Schule glänzende Beweise seines Talents gegeben hatte, ging er in seinem siebzehnten Lebensjahre nach der alten, lustigen Kaiserstadt Wien, um sich hier den Studien zu widmen. Bei seinem schon jetzt erwachten maßlosen Wissensdurst, bei seinem Verlangen, das Wesen Gottes, wie der endlichen Dinge zu ergründen, studierte er zuerst Philosophie. Aber schon bei der Beschäftigung mit dieser Wissenschaft, in der er statt der Lösung nur neue Rätsel fand, bemächtigte sich seiner ein düsteres, unheimliches Wesen, und mit Mißbehagen schob sein unruhiger Geist nach drei Jahren dieses Studium beiseite, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Da er aber hierbei mehr seine künftige Existenz im Auge hatte und daher auf diesem Felde nur pflichtmäßig arbeitete, sprang er abermals nach drei Jahren zur Medizin über und betrieb diese Wissenschaft so übereifrig, daß er am Ende seiner neun Studienjahre einen völligen Ekel vor allem Studieren bekam und sich an Geist und Leib völlig erschöpft fühlte. Und doch hatte der Arme, nachdem er, ein Ahasverus, das ganze Gebiet des Wissens durchschweift hatte, nirgend Wahrheit und Frieden gefunden, nach welchem seine edle Natur sich sehnte! Religiöser Zweifel und Schwermut waren die Resultate seines Forschens. Darum war es ihm, zumal um diese Zeit auch der Tod seiner über alles geliebten Mutter ihn daniederbeugte, außerordentlich heilsam, daß er auf einer Reise nach Heidelberg mit den schwäbischen Dichtern Uhland, Schwab, Justinus Kerner, Alexander Graf von Württemberg und Karl Mayer zusammentraf und in ihrem Umgange seinen inneren Zwiespalt eine Zeitlang vergaß.

Digitized by Google

Das sang- und gemütreiche Schwaben wurde bald seine zweite Heimat, und besonders gern weilte er in dem gastlichen Hause Justinus Kerners. Aber lange ließ es ihm auch hier keine Ruhe. Plötzlich, während des Druckes seiner Gedichte, kam es ihm in den Sinn, zur Ausbildung seiner Poesie, die in der Natur lebe und webe, gehöre es durchaus, daß er in die nordamerikanischen Urwälder ziehe. Gedacht, gethan! Ende Juli 1832 verließ er Europa und begrüßte nach zehnwöchentlicher Seefahrt Amerika als sein Vaterland. Doch wenn es ihm schon ein poetischer Fluch schien, daß dort die Nachtigall fehlte, so verdroß ihn noch mehr der Materialismus der Amerikaner. Bald empfand er hier in dem Lande der Eisenbahnen und Banken so tiefes Mißbehagen, daß er die vierhundert Morgen Urwald, die er in Crawford County angekauft hatte, an einen württembergischen Zimmermann verpachtete und dann nach einem kurzen Besuche des Niagara über New-York nach Europa zurückkehrte.

In Bremen betrat er zuerst wieder die heimatliche Erde, und seine Zurückkunft wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Während seiner Abwesenheit hatte Gustav Schwab Lenaus erste Gedichte veröffentlicht und dadurch seinen Dichterruhm begründet. Das wirkte erfrischend auf ihn. Von nun an blieb sein Leben ein stetes Wandern. Weder ein festes Familienleben, noch ein bestimmter Beruf vermochte ihn zu fesseln. Mehrere Male hatte er Neigung sich zu verheiraten. Immer wieder gab er es auf, weil er so wenig Glück in sich fühlte, daß er andern keins geben könne. Endlich in seinem zweiundvierzigsten Jahre, im August 1844, während seines Aufenthalts in dem Badeorte Baden, wo er sein letztes Gedicht, den „Don Juan" vollenden wollte, überkam ihn die Liebe zu einem Fräulein aus Frankfurt am Main, das er dort kennen lernte. Seine ganze Seele war so in ihr aufgegangen, daß er ihr nachreiste und sich mit ihr verlobte. Jetzt war er wie neu geboren; alles vergangene Leben war hinter ihm versunken, und jubelnd sah er der Zukunft entgegen. Schon machte er Pläne für seine künftige Existenz. Er gedachte, sich als Docent der Philosophie in Heidelberg anzusiedeln und dann die Geliebte heimzuführen. Aber kaum war er so zu dem wonnigverklärten Hochpunkte seines Lebens gelangt, kaum hatte man sich den schönsten Hoffnungen für ihn hingegeben, als die fürchterliche Trauerbotschaft erscholl, er sei geisteskrank geworden.

Digitized by Google

Am 29. September 1844 nämlich, als er in Stuttgart in der Familie des Hofrats Reinbeck beim Frühstück saß, fiel ihm auf einmal das ganze Gewicht seiner inneren Qual aufs Herz. Er sprang mit einem Schrei auf, fühlte einen Riß durchs Gesicht und sah zu seinem Schrecken vor dem Spiegel seinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt; die rechte Wange war starr und gelähmt bis ans Ohr. Das war der Anfang seiner unglücklichen Erkrankung. Bald stellte sich Tobsucht ein, die nur anfangs von lichteren Stunden unterbrochen wurde, und man mußte ihn in die Heilanstalt Winnenthal bei Stuttgart bringen. Als ihn sein Schwager Schurz gleich darauf dort besuchte, sagte er in einem ruhigen Augenblicke zu ihm heimlich: „Es giebt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte. Weh' dem, der sie aufregt! Ich aber hab es gewagt.“ Ein anderes Mal bei einem Besuche Justinus Kerners recitierte er ein Gedicht, das er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München, nachts im Eilwagen und schon sehr angegriffen, aus Vorwitz gemacht hatte, ob er unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Hofrat Dr. Zeller, der Direktor der Heilanstalt, schrieb es augenblicklich nach. In diesem Gedichte weissagte er sich sein Schicksal selbst.

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern;
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.

Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele!

Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,

So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer — wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Da sein Leiden zunahm und man nur durch eine Veränderung seines Aufenthaltes noch Rettung hoffen konnte, führte man ihn 1847 in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling bei Wien, wohin er früher im gesunden Zustande einmal

Digitized by Google

durchaus nicht gewollt, indem er die Einladung zu einem dortigen Besuche mit den Worten abgewiesen hatte: „Nein, nein; durchaus nicht. Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies einst hinein."

Hier litt er, körperlich gedeihend, dem Tode entgegen, der endlich nach vier Jahren des tiefsten Elendes, am 22. Aug. 1850, seinen langumnachteten Geist von den Banden des kranken Leibes entfesselte. Als er früher noch im gesunden Zustande seine Schwester, die Frau Therese Schurz, in Weidling unweit Wien besuchte und aus ihrem kleinen, auf einem Weinrebenhügel gelegenen Häuschen auf den gegenüberliegenden Friedhof schaute, äußerte er gegen sie: „Da werden wir vielleicht einmal alle beide recht lieb nebeneinander liegen." Dieser Ausspruch bestimmte die Seinen, die Leiche des Dichters, nachdem sie in Oberdöbling eingesegnet war, nach Weidling zu bringen, wo er am 24. August dem schwesterlichen Häuschen gegenüber unter Gesang und feierlicher Rede begraben wurde.

Wie seinem Leben und seinem übrigens kräftigen und männlich schönen Äußern schon früh der düstere Zug verhaltener Leiden aufgeprägt war, so ist dieser auch in seinen Dichtungen merkbar. Tiefe Melancholie, eine elegisch schwermütige Stimmung, oft genug auch von einem dämonischen Grübeln begleitet, ist das Charakteristische seiner Poesie. Wie er in seinem Gedichte „Glauben, Wissen, Handeln" singt, einem Gedicht, das den besten Kommentar zu seiner Lebensentwicklung giebt, war auch für Lenau eine Zeit, wo ihm das Leben hold und lieblich erschien, und er durch das Land des Glaubens zog, wo jedes Lüftchen von Gott erzählte, jede Blume ein Liebeszeichen war und als die schönste Blume des toten Heilands lächelnd Angesicht prangte. Aber er hat dieses Land des Glaubens verlassen.

Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Er hat sich, wie er weiter singt, dem Baume der Erkenntnis zugewandt, und da ihm versagt ist, die Früchte dieses Baumes zu pflücken, da ihm auch die Rückkehr zu dem Paradiese des Glaubens nicht möglich ist und selbst Germania ihn nicht trösten kann, weil sie tot ist, so ist er nun ohne Glauben, ohne Erkenntnis, ohne Vaterland dem schmerzlichsten Zweifel preisgegeben und sieht

Digitized by Google

überall nur die Vergänglichkeit. Vergänglichkeit ist gleichsam das Losungswort unseres Dichters. Unsterblichkeit ist ihm ein Traum, in dem nur Thoren sich verlieren. O daß der Dichter doch jene Wahrheit gefunden hätte, die dem Herzen als sicheres, unverlierbares Eigentum bleibt! Hatte er sie doch in der einfachen Form des kindlichen Glaubens gehabt, aber sie war für ihn dahin. Was er aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet hat, ist nur die Erinnerung an das vergangene Glück, das seinen inneren Schmerz nur noch grimmiger macht.

— — — Im Weiterirren
Seh' ich die längst verlornen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht.

Nur die Träume der Jugend, singt er, nicht die Wirklichkeit des Lebens sind das Beste, was dem Menschen beschieden ist. In diesem Zweifel ist ihm die Hoffnung untergegangen.

Hoffnung, laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn.
All dein Wort ist Windesfächeln.
Hoffnung, dann nur trau' ich dir,
Weisest du mit TrostesläcHeIn
Mir des Todes Nachtrevier.

Und doch kann der Tod nicht erlösen; denn wie er in dem trostlosen Gedichte „Die Zweifler" singt, bringt auch das Jenseits keinen Frieden.

So steht der Dichter da, verlassen von allen geistigen Mächten, die das menschliche Herz befriedigen, und es bleibt ihm nichts übrig, als den Schmerz, den er mit gereizter Absichtlichkeit als sein Eigentum und sein Recht in Anspruch nimmt, zu seinem Begleiter zu wählen.

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie.
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie.

Digitized by Google

Oder er nennt die Qual seine Braut, und über beide spricht das Unglück seinen Segen. Ein anderes Mal ruft er den Gott des Schmerzes an, daß er sein Lied rüste:

Du Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied
Und wappne mich auf dem verweg'nen Gang
Durchs ungeheure, nächtliche Gebiet.
Gieb mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe.
Gieb mir ein Herz, das lauten Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!

Aber wie sehr der Dichter auch ein schwermütiges Behagen am Schmerze fand, so sehnte sich sein Herz, solange es die Gesundheit noch nicht ganz verloren hatte, doch nach Ruhe. So singt er in seinem Gedichte „Winternacht“:

Frost, friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde,
Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Und anderwärts ruft er in seiner „Bitte“ die Nacht an, daß sie mit ihrem Zaubermantel ihm die Welt verhüllen möge, die ihn so traurig macht.

Weil' auf mir, du dunkles Auge;
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für!

So bleibt der Schmerz die Grundstimmung der Lenauschen Poesie. Daß dieser bei ihm nicht erkünstelt ist, wie man es bei andern Dichtern findet, das kann man schon mit Gewißheit aus seinem Leben ersehen. Wir erkennen aus seinen Gedichten als den Grund seines Schmerzes den Verlust des Glaubens, für welchen der Unglückliche nirgends Ersatz finden konnte. Aber Schmerz an sich ist noch nicht poetisch. Der Dichter soll Harmonie zur Gestaltung bringen, während Lenau durch fast alle seine Poesien das arme, kranke und zerrissene Herz durchfühlen läßt und den Leser mit seiner Darstellung innerer Qualen abmartert.

Digitized by Google

Eine seltene Ausnahme davon macht nur sein freilich sehr wortreicher, doch übrigens herrlicher Romanzenkranz „Klara Hebert", worin er an einem geschichtlichen Stoffe aus dem Leben des polnischen Prinzen Johann Kasimir die ausdauernde, endlich mit Glück gekrönte Liebestreue feiert und von aller Zerrissenheit und Melancholie sich frei hält. Aber seine andern Dichtungen sind desto voller davon. Man denke nur an solche Nachtstücke, wie die „Marionetten", wo die äußerste Verwilderung des Gemüts und Geistes sich darstellt, an die „Waldkapelle", worin der Wahnsinn eine furchtbare Rolle spielt, an „Robert und der Invalide", das mit hohler, fast renommistischer Verzweiflung endet, oder an alle die Klagen über den Verlust der Geliebten, um dessen willen er einmal wünscht, vom Blitz erschlagen zu werden, um bei ihr zu sein. Das ist nicht die erquickliche Seite seiner Poesie, wo er die eigenen Gemütsstimmungen allein zur Gestaltung bringt. Sie ist vielmehr da zu finden, wo er die Natur oder die heimatlichen Erscheinungen darstellt, oder wo er seine Begeisterung für Freiheit aussingt.

Seine Naturdichtungen sind überaus lieblich. Hier ist das Wilde und Zerrissene seiner schmerzlichen Stimmung zu einer elegischen Weichheit gemildert. Er weiß bei seiner großen Empfänglichkeit für das Eigentümliche und Schöne der Natur die Innerlichkeit seines Gemüts so mit ihr zu vereinigen, weiß das poetisch erhöhte, menschliche Forschen in die bewußtlosen Erscheinungen und Zustände der Schöpfung so ungezwungen hinüberzutragen, daß sie uns durchgeistigt und belebt erscheint. So lächelt bei ihm der Mond still und bleich seinen Gruß zur Erde nieder und flicht seine bleichen Rosen in den grünen Kranz des Schilfes, wie es in einem seiner lieblichen „Schilflieder" heißt:

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Digitized by Google

Wie schön ist hier das Wechselverhältnis zwischen Natur und Gemüt dargestellt! So finden sich viele Stellen in seinen Gedichten, wo die Erscheinungen der Natur die Thätigkeiten des selbstbewußten Geistes entwickeln. Bei ihm springt die Abendröte von Baum zu Baum, wiegt sich auf den Wipfeln und mischt sich froh in den Tanz der Wellen. Bei ihm schleicht der blasse, stille Mond an die Hütten heran, als wollt' er mit seinen sanften Silberhänden durchs Fenster den Schlaf spenden. Bei ihm ist der Lenz ein schöner Knabe, der mit einem Freudensprunge in die Welt kommt, die Bächlein frei giebt, der Mutter Erde in den Busen greift, um das Veilchen und die Rose aus dem Versteck zu ziehen, und seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft schleudert. Bei ihm erscheint der gewittertrübe Himmel wie ein thränenschweres Menschenantlitz:

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer.
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen;
Die dunkle Wimper blinzelt manches Mal,
— So blinzeln Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland.
Der Himmel ließ, nachsinnend seine Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Wo er aber die Erscheinungen der Natur nicht selbst als beseelte Wesen auftreten läßt, da weiß er doch durch Gleichnisse aus dem geistigen Leben und hineingetragene Spiegelbilder seines Inneren den Schein des selbstbewußten Lebens darauf zu werfen. Wenn er die Birken in ihrer Silbertracht sieht, so ist's ihm, als wäre das Mondlicht aus heller Nacht daran hangen geblieben. Wenn er die Blitze wild durch den Himmel jagen sieht, so schaut er darin das Bild der Geliebten, deren langes Haar frei im Sturme weht. Oder wenn er im Geiste seines Mädchens Züge in die Wolken malt, erscheinen ihm die trunkenen Blitze, die um ihr Bild schwanken, wie die aufflammenden Gedanken seiner tiefen Leidenschaft. Die ernsten Felsenriesen umarmen sich bei ihm, wie des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt.

Digitized by Google

Indem Lenau, wie kein anderer unserer neueren, die Natur besingenden Dichter durch seine reiche Phantasie, seine tiefe Empfindung die Schranke niederreißt, durch welche Natur und Geist getrennt sind, so daß diese menschlich zu empfinden und zu handeln scheint, liegt es ihm auch nahe, die Gestalten der Natur wie eine andächtige Gemeinde aufzufassen, die die Liebe Gottes preist und ihm Opfer und Gesänge darbringt. So in seiner „Liebesfeier“:

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft.
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Überträgt er hier die Äußerung der Andacht auf die gesamte Natur, so erschaut er in den Blumen des Feldes sogar den Glauben, dieses innerlichste Heiligtum der Menschenseele, wie das besonders in dem lieblich zarten Gedichte „Primula veris“ ungezwungen hervortritt:

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich:
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen,

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen.

Öffnest die Brust ihm.
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Wie Lenau in Wald und Flur geistiges Leben bringt, so auch in das Meer, das er vorzüglich in den „Atlantica“ über-

Digitized by Google

schriebenen Gedichten besingt. Die herziehenden Wogen erscheinen ihm wie Boten, die dem ahnungsvollen Dichter Grüße bringen. Für ihn leben in der tiefen Meeresdämmerung Wesen, in denen ein lebendiges Herz schlägt, und die mit der Natur empfinden können. Und wo ihn des Meeres uferlose Ausdehnung mit unruhigem Sehnen erfüllt, da entschädigt ihn wieder das Menschengesicht, das aus der Kajüte schaut mit seiner stillen Wärme; oder wo er heimwehkrank ans Vaterland denkt, da ist's ihm, als ob die Flut ihm von demselben erzähle und das heimatliche Rauschen des Eichenlaubs, den vertrauten Ton des Alpenliedes oder das wilde Gebraus der Alpenbäche vorzaubere. So quillt ihm überall aus der Natur verständnisvolle Empfindung und vor allem, seiner Grundstimmung gemäß, ein schmerzliches Sehnen entgegen. Er singt in seiner „Meeresstille“:

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir, als Muttersegen,
Heimlich strömet in das Herz?

Dieser Schmerzensreichtum seiner Poesie tritt in vielen seiner Dichtungen in so milder und rührender Weise auf, daß er zum reinsten und tiefsten Mitgefühl stimmt. Hier erscheint er ebenso liebenswürdig wie früher Hölty, den er als Herzensverwandten in einer seiner Oden besingt. Und beide Dichter haben auch die Todesahnung gemeinsam. Wie Hölty seinen frühen Tod vorher empfand, so bebte durch Lenaus Seele oft genug die Furcht vor der fürchterlichen Katastrophe, die wirklich eintrat. Ängstlich wünschte er deshalb, daß der Tod einst seinem Leben schnell ein Ende machen möge.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle!
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle!

Auch verzichtet Lenau, wie Hölty, trotz seines Verlangens auf das Glück der Liebe, weil er nur mit Bangen in die Zukunft sehen kann.

Digitized by Google

Ja mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle.
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.
— — — — — —

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten.
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Und ein trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder.
Kind, mir würde um dich bang —
Flieh! es krachen die Geländer!

Freilich mischen sich auch süßere Liebesklänge in seine Lieder; aber bald leiser, bald lauter zieht die Klage hindurch über Trennungsleid, über die Notwendigkeit, verzichten zu müssen, oder ein dunkler Schmerz, der sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß.

Die dunklen Wolken hingen
Herab, so bang und schwer.
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe,
So sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Wie er hier um unglücklicher Liebe willen den Tod wünscht, so sehnt er ihn anderwärts herbei, weil der Schmerz ihm keine Ruhe läßt und die liebe Mutter verschieden ist, der er allein ihn klagen möchte.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen.
Ich fühl' ihr rastlos immer tieferes Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.
Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen,
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzend klagen.

Digitized by Google

Die eine aber liegt verscharrt im Grunde.
O Mutter komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,
So laß mich bald aus diesem Leben scheiden;
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht.
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden!

So lastet überall auf seinen Poesien der trübe Dämmerschatten, auf welchen die Nacht folgte, die seine Sinne umdüsterte. Klage über verlornen Glauben und verlorne Liebe, Sehnsucht nach dem Tode, der alle Qualen enden soll, Liebe zur Einsamkeit der Natur, weil sie vor innerer Entzweiung zu schützen verspricht, — das sind die Grundaccorde der Lenauschen Lyrik.

Außer der Natur und dem eignen Schmerze hat er sich den Gestalten und Erscheinungen seiner Heimat mit großer Liebe zugewandt. Lenau war ein Magyare. Der Magyare verleugnet nicht seine Abstammung von einem uralten, asiatischen Nomadenvolke. Noch immer haftet an ihm ein poetischer Zauber von orientalischer Färbung. Das Bewußtsein, sich durch vielfache Kämpfe als Herren Ungarns behauptet zu haben, giebt ihm hohen Stolz und kecke Sicherheit. Er liebt leidenschaftlich die Waldeinsamkeit, die weiten Pußten und schönen Rebhügel seines Landes; er ist feurig und leidenschaftlich, und seine Freiheit verteidigt er bis auf den letzten Blutstropfen. Und wie reich an poetischen Gestalten ist seine Heimat! Da lauert in den Schluchten der kühne Räuber; da zieht der Zigeuner mit seinem braunen Gesichte, seinen schwarzen Haaren und seiner Fiedel durchs Land, oder der flüchtige Husar sprengt durch die Ebene und tanzt in der Schenke seinen wilden Scardas.

Solche Gestalten mußten den empfänglichen Dichter wohl anregen, und Lenau wußte in seiner reichen Eigentümlichkeit auch eine ergiebige Quelle poetischer Anschauungen zu finden. So zieht er denn durchs weite Ungarland. Auf einer stillen Heide sind Dorf, Busch und Baum verschwunden. In einer Schenke kehrt er ein und findet Räuber, welche nach dem Spiele der Zigeuner tanzen. Oder er sieht den Werber, welcher alle Mittel anwendet, den schönen Jüngling unter seine Reiterschar zu bringen. Oder er läßt die Fiedel des Mischka so gewaltig klingen, daß die Husaren im Taumel des kriegerischen Tanzes Türkenscharen vor sich zu sehen glauben. In diesen Heimatsbildern entwickelt Lenau eine wunder-

Digitized by Google

bare, lebensvolle Kraft der Schilderung, wie wir sie bei seiner sonstigen Weichheit kaum von ihm vermuten. Hier tritt seine feurige Natur hervor, die dem Lande der Tokayer Traube entspringt. Hier zeigt er den ganzen Reichtum seiner Phantasie, die durch das mächtige Gefühl der Einsamkeit in den ungarischen Steppen geweckt wurde, und ist ganz und gar der rasche, feurige Ungar.

Wie in diesen Bildern die Liebe zu seinem besondern Vaterlande hervorblickt, so kommt seine Anhänglichkeit an sein weiteres deutsches Vaterland in den Gedichten zu Tage, die er in Amerika und auf der Heimreise dichtete. Er fand in Nordamerika nicht, was er suchte; daher der tiefe Schmerz der Enttäuschung, wie in dem Gedichte „Der Urwald", wo die Einsamkeit der Wildnis trübe Ahnungen in ihm hervorruft, und „Das Blockhaus", wo ihn das Schicksal des fernen Deutschland und die Trennung von der Heimat schaudern macht. Darum aber auch die helle Freude, als er den heimatlichen Boden wieder betreten hat, wenn er auch hier abermals Nahrung seines Schmerzes findet.

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang!
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land.
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr;
Gerne nach so schmerzlichem Vermissen
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Doch da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

Wie das Vaterland, so begeisterte ihn auch die Freiheit. Das zeigt sich vorzüglich in seinen „Polenliedern", in denen die tiefste Teilnahme des Herzens an jenem schuldvollen, vergeblich nach unverdienter Freiheit ringenden Volke die Grundlage bildet. Diese Lieder erwarben Lenau zuerst die Gunst des Publikums, und wahrlich,

Digitized by Google

Dichtungen wie „Die nächtliche Fahrt“ und „Der Polenflüchtling“, sind vortrefflich und verfehlen auch jetzt nicht ihre Wirkung. Kraftvoll und anschaulich schön ist die letztere Dichtung. Wir sehen den Polenflüchtling im arabischen Wüstenlande. In der Abendkühle schlummert er ein an der Quelle. Eine Beduinenschar kommt geritten; sie sehen das bleiche Antlitz des Schlafenden; sie lagern sich stumm um ihn, denn das Heiligtum der Narben auf seiner Wange und Stirn flößt ihnen Ehrfurcht ein vor des Unglücks stiller Majestät. Als der Held aus dem Schlafe erwacht, grüßen sie ihn mit schlachtwilden Gesängen — er glaubt sich in der Heimat. Aber es sind fremde Töne; es sind nicht seine Genossen, sondern Arabiens Söhne, und voll bittern Unmuts wirft er sich zur Erde und weint.

Aus der reichen, schönen Fülle seiner Lyrik sei noch das rührende Stimmungsgedicht „Der Postillion“ hervorgehoben, eins der schönsten seiner Dichtung.

Ein so tiefes Gemüt, ein so reicher Geist, wie Lenau, der in dem dunkeln Labyrinthe der Zweifel wandelte, konnte unmöglich die großen Fragen über Gott und Welt, Glauben und Wissen unberührt lassen. Daher zogen ihn Sagenstoffe an, denen diese Fragen nahe lagen, wie die vom ewigen Juden und von Faust, sowie historische Stoffe der Kirchen- und Ketzergeschichte, wie Savonarola und die Albigenser.

Die schon von Julius Mosen behandelte Sage vom ewigen Juden hat ihre tiefe Bedeutung darin, daß sie das Gericht über das Böse bereits in dieser Welt darstellt. In dem Unglücke, nicht sterben, nicht von sich selber loskommen zu können, ist die höchste Strafe der Sünde ausgesprochen. Wenn die höchste Seligkeit in der Gemeinschaft des Menschen mit Gott besteht, so liegt die höchste Verdammnis in der Abgeschiedenheit und Einsamkeit der Seele, welche weder im Leben sich vergessen, noch durch den Tod zum Frieden kommen kann. Zwar hat Lenau in seinen beiden Gedichten vom ewigen Juden die Todessehnsucht in origineller Weise dargestellt, aber noch weniger, als Julius Mosen in seinem „Ahasver“, die Weite und Tiefe der Sage zur poetischen Ausgestaltung gebracht.

Wenig befriedigt auch Lenaus „Faust“. In keiner seiner Dichtungen hat er so ausgiebig seine traurigen Erfahrungen niedergelegt, die er im Kampfe zwischen Glauben und Wissen machte.

Digitized by Google

Dieser Faust ist er selber, nur er selber. Während im Goetheschen „Faust“ neben der Individualität Goethes auch das ganze moderne Bewußtsein und der Erkenntnisdrang seinen Ausdruck findet, ist der Lenausche „Faust“ nur ein Abdruck der unglückseligen Zerrissenheit des Dichters. Lenau hatte bei seinem starken Wahrheitstriebe dennoch die Wahrheit nicht finden können; er hatte ihn nur in Labyrinthe geführt, in denen es ihn mehr und mehr umnachtete. So kam es denn, daß er bei seinem „Faust“ allmählich im Erkenntnistrieb, weil er ihn eben so empfunden hatte, etwas Sündhaftes sah, während dies Streben doch im Menschen die tiefste Berechtigung hat. Sobald nämlich Faust seine Sehnsucht nach Erkenntnis geäußert hat, erscheint Mephistopheles, der Geist der Unwahrheit, und verheißt Wahrheit. Ein Widerspruch, der weder vernünftig, noch psychologisch verständlich wird. Bei Goethe verzweifelt Faust erst, nachdem er alle Wissenschaft vergeblich durchforscht hat, an der Erkenntnis, glaubt aber, weil der Durst nach dem Göttlichen ihm doch noch bleibt, auf dem lebendigen, thatsächlichen Wege des Genusses dahin zu gelangen. Erst an dieser Seite faßt ihn Mephistopheles an, weil Faust hier das Gebiet des Bösen betritt.

Auch Lenau läßt nun seinen Faust sich in das Meer des Genusses stürzen. Aber während der Goethesche Faust bei allem Genuß peinliches Mißbehagen empfindet und so noch immer seine höhere Natur bethätigt, tritt der Lenausche als ein niederer Wüstling auf, der sich nur auf eine kurze Zeit von der Gemeinheit zu reiner Empfindung erhebt. Auch seine Reue ist schwächlich und schmachtend. Bald bereut er tief, bald bringt er im trunkenen Sinne dem Teufel wieder ein Lebehoch; und trotz aller seiner Reue, die doch das Böse vertreiben sollte, bleibt Mephistopheles sein Begleiter. Plötzlich fühlt sich Faust dann ohne Grund und Übergang mit Gott wieder innigsich verbunden und lacht des Bundes mit dem Lügengeiste, so daß man meinen sollte, er habe nun durch seine Vereinigung mit Gott die Gewalt über das böse Princip erlangt. Keineswegs! Es ist alles nur ein Traum gewesen, die Ausgeburt seines kranken Hirns, und er tötet sich selbst, indem er sich nach seinem Ausdruck „das Messer ins Herz träumt.“ Er ist dem Laster anheimgefallen. So sehen wir denn, daß der Dichter in seinem Werke die Wahrheit als etwas für den Menschen Unerreichbares und das Streben nach ihr als etwas Sünd-

Digitized by Google

haftes darstellen will. Wir können diese Ansicht bei ihm und seinem Entwicklungsgange außerhalb allgemein menschlicher Erkenntnis erklärlich finden; aber sie ist nur subjektiv und durchaus unwahr. Nicht der Drang nach Wahrheit an sich ist ein Verbrechen, geschweige denn ein Anknüpfungspunkt für das böse Princip. Der Mensch soll nach der göttlichen Wahrheit streben und kann sie auch erreichen. Nur dann wird dieser Drang zur Sünde, wenn er die menschlichen Schranken überschreitet, so daß er die Wahrheit in frevelnder Überhebung unmittelbar ergreifen und nicht auf dem Wege des Forschens sich ihr langsam nähern will.

Der Lenausche „Faust" ist seiner Grundidee nach verfehlt. Aber auch in der Ausführung des einzelnen ist neben manchem Reizenden viel Schwaches. Manche Scenen erscheinen geradezu als matte Nachahmungen des Goetheschen Faust, so zum Beispiel das Gespräch Fausts mit seinem Famulus Wagner oder jene Scene in der stürmischen Nacht, wo Faust auf einem Felsen sitzt und die Ruhelosigkeit seines Herzens beklagt. Andere wieder stehen in keinem notwendigen Zusammenhange mit dem Ganzen. So erfahren wir gar nicht, wie Faust dazu gelangt ist, als Künstler das Bild der schönen Königstochter Maria zu malen. Wir müssen annehmen, daß er die Malerkunst nur als Zauberer versteht. Anderes ist wieder voll innerer Widersprüche; so hat zum Beispiel der Lenausche Faust, nachdem er sich schon dem Teufel verschrieben, doch noch die Bibel bei sich und lebt scheinbar noch immer im Glauben. Nur die schönen Einzelheiten des umfangreichen Gedichts sind erquicklich, herrliche Naturschilderungen, treffende Bemerkungen und einzelne lyrische Partien, die aus dem übrigens geschmacklosen und abenteuerlichen Bilderschwall hervorstechen. Unter den lyrischen Stücken ist besonders rührend der Abschied des Faust von seiner Mutter Grab, worin der Dichter selbsterlebte Empfindungen darstellt.

Eh das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunterschauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letzten mal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter, sehen.

Digitized by Google

O daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonſt nicht ſoweit gekommen.
Von deinem treuen Lieben
Iſt keine Spur geblieben;
Es ſchwand in tiefe Nacht.
Groß iſt des Todes Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.
Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheißen
Vom ew'gen Wiederſehn,
Als ich dich ſah vergehn!
Als ſie den Sarg verſchlugen
Und dich begraben trugen,
Da hatt'ſt du ausgelitten.
Mir ward im Herzen eben,
Ob ſie mein junges Leben
Von ſeiner Wurzel ſchnitten.

Als mich dein weicher Arm
Einſt liebevoll umfing,
Als froh und ſegnend warm
An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind,
Wie einſt durch dieſe Bäume
Hinzog der Frühlingswind.
Nun ſteht im Mondenſtrahl
Der Strauch ſo dürr und kahl,
Der einſt ſo grün, getroffen
Vom kalten Herbſteswind.
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind! —
— — — — — —
Derweil du hier zu Staube
Im ſtillen Grund gemodert,
Iſt in mir, ſeinem Raube,
Das Böſe aufgelodert.
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen

Digitized by Google

Mich trugst — sie sind verloren.
Stets banger hör' ich's klingen.
Mir wird so todesweh.
Mir will das Herz zerspringen.
Hinaus! Fort, fort, zur See!

Schön lyrisch ist auch das Hervortreten der Liebe Fausts zur Prinzessin Maria.

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir in ewig unerschöpften Weisen.
Das ist dein Schönstes, daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunkelm Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberhülle blickt;
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund, scheu zusammen.

Die Form des „Faust" ist ein Gemisch von epischen und dramatischen Elementen in unsicherer Schwankung.

Muß man dies Poem für ein unreifes Erzeugnis des Dichters erklären, so tritt uns in seinem „Savonarola" das reifste und erquickendste unter den größeren Werken Lenaus entgegen. In diesem inhaltreichen und feinsinnigen Gedichte hat er ebenfalls versucht, die tiefsten Fragen, die ihn bewegten, darzulegen. Der Dominikanermönch Girolamo Savonarola im Kloster San Marco zu Florenz trat im fünfzehnten Jahrhundert als gewaltiger Bußprediger und Reformator der Kirche seiner Zeit gegen den sittenlosen Papst Alexander VI., zugleich als Befreier seines Vaterlandes von der Tyrannei der Medici und Hersteller einer theokratischen Verfassung auf. Die moderne Geschichtschreibung, zum Beispiel Karl von Hase, gesteht ihm den thatsächlichen Ruhm eines Propheten zu. Er starb am 23. Mai 1498 zu Florenz den Märtyrertod.

Die Lebensschicksale dieses Vorläufers Luthers, die Zustände des damaligen Italiens und das farbenprächtige Zeitalter der Renaissance dienten Lenau als reich und schön ausgearbeiteter Hintergrund, auf dem er die eigenen Kämpfe sich vollziehen läßt. Überdrüssig der neusten Wissenschaft mit ihrer trostlosen Zweifelsucht, wendet er sein nach Wahrheit und Frieden dürstendes Gemüt der Quelle des Glaubens, dem Evangelium von der Freiheit eines

Digitized by Google

Christenmenschen zu. Aus dieser nach vielen Umwegen wiedererrungenen Einsicht ging sein Gedicht hervor, in welchem er im Namen des evangelischen Glaubens einen offenen Kampf unternahm gegen alle Lügenmächte, die demselben heutzutage als bares Antichristentum entgegengetreten sind. Die Höhepunkte des Gedichts, in welchen diese polemisch-didaktische Tendenz deutlich hervortritt und von welchen aus deshalb das Ganze erst sein volles Verständnis erhält, sind die herrlichen Predigten, die er dem Savonarola in den Mund legt, zum Teil unter historisch begründeter Anlehnung an ihn. Hier zieht er zu Felde gegen die hohle Weisheit unserer Tage, die mit pantheistisch-mystischen Spekulationen alles positive Christentum verflüchtigt. Hier stellt er dem damit zusammenhängenden, modernen Heidentum, das in der Dichtung durch den Kunstluxus der Mediceer und die päpstliche Pornokratie vertreten wird, den tiefen Bußernst des Christentums, sowie dem heutigen Verderben der Kirche das reine Ideal derselben gegenüber. Vorzüglich scharf züchtigt er die neuste Philosophie, wie sie etwa in David Strauß den Gipfelpunkt antichristlicher Frivolität erreichte. In der That hat der geschichtliche Savonarola seinem Gegner Mariano gegenüber Ähnliches prophezeit.

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Die Menschenhülle, Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöhn:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? Ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern, trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Märchen, Mythe und Symbol? —

Digitized by Google

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Können uns solche polemischen Partien des Gedichts in künstlerischer Beziehung nicht erfreuen, weil alle specielle Tendenz dem Wesen der Kunst widerspricht, so werden wir doch nicht allein durch den hohen Flug, sondern auch durch solche Stücke der Dichtung reichlich entschädigt, wo große Farbenpracht und Lebendigkeit der Schilderung hervorbricht, oder noch mehr, wo sich die gläubige Sehnsucht des Dichters zeigt. Ein wahres Kleinod der Lenauschen Poesie ist die Stelle aus seines Helden Weihnachtspredigt.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt.
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel
Und reiße eure Herzen auf
Und nehme über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntnis Gottes ist — Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang.
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnigster Zusammenklang.

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt.
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnisvoll und doch so helle
Ist es der Seele wunderbar,
Ein süßes Schlummern an der Quelle
Und doch ein Wachen seligklar.

Digitized by Google

Diese Verse sind nicht allein höchst bezeichnend für Lenaus Persönlichkeit, insofern sie deutlich zeigen, wie er, aller menschlichen Erkenntnis müde, zu der Einsicht gekommen ist, daß allein das unmittelbare Ergreifen des Göttlichen der Seele Frieden verleihe, sondern sie geben auch am besten eine Anschauung von dem Geiste dieser herrlichen Dichtung, die mit ihrem heiligen Ernste und ihrer glühenden Glaubenssehnsucht die schönste Hinterlassenschaft des Dichters bleibt.

Auf diesen „Savonarola" folgten seine „Albigenser". Auch hier ist dem Dichter die Darstellung des Geschichtlichen nur Unterlage zur Entfaltung seiner suchenden Sehnsucht. Die ganze historische Tragödie jener Ketzersekte des südlichen Frankreichs, in der das Element freier Forschung zum ersten Male mit den Waffen in der Hand gegen die hierarchische Tyrannei protestierte und die endlich der Gewalt des Papstes Innocenz III. unterlag, dient ihm nur als Veranlassung, um die Frage nach der Erlösung der Menschheit vom Joche einer Pfaffenherrschaft zu behandeln. Mit welchem großen Kraftaufwand das auch geschehen ist, so entbehrt diese Dichtung doch aller künstlerischen Einheit und verliert sich nicht selten in eine spekulative Grübelei, die schon von ferne die Untiefen ahnen läßt, welche nicht lange nachher in dem unglücklichen Dichter hervortraten. Namentlich der Schlußaccord verklingt in einem unreinen Ton mit dem Hinweis auf die Stürmer der Bastille und hinterläßt einen Mißklang. Es war Lenaus letztes, von ihm selbst veröffentlichtes Werk.

Im Jahre 1850 gab Anastasius Grün Lenaus „Dichterischen Nachlaß" heraus. Er enthielt den „Don Juan", „Helena", ein dramatisches Bruchstück, und eine Reihe Gedichte. Im „Don Juan", einer dramatischen Dichtung, die der Dichter wunderbarerweise für sein gelungenstes Werk hielt, wollte er die im „Faust" eingeschlagene Bahn zum Abschluß bringen und diesem unbändigen Heros der geistigen Freiheit den unersättlichen Heros des sinnlichen Genusses gegenüberstellen. Noch unreifer und seichter, als im „Faust", erfüllt der Dichter die Idee dieses „Don Juan". Wohl zeigt er gewaltige Kraft und Kühnheit des Geistes; wohl treten uns hier noch mehr als im „Faust" buntfarbige Glanzpartien entgegen. Aber die ganze Fassung ist undramatisch, und der Stoff — dieses Lebensbild der Genußsucht, die um das Entzücken des Augenblicks Tod und Ewigkeit verspielt! — behält etwas Abstoßendes. Dem

Digitized by Google

Ganzen fehlt die künstlerische Harmonie, und der Schluß, wo Don Juan sich von seinem Feinde erstechen läßt, weil ihn das Leben langweilt, ist matt. So ist dieses Werk, trotzdem es äußerlich abgeschlossen scheint, doch innerlich unfertig. Der unglückliche Wendepunkt in des Dichters Leben trat ein, ehe er noch die überarbeitende und vollendende Hand daran legen konnte. Das Bruchstück „Helena", in welchem der Dichter die dramatische Behandlung einer bekannten, auch von Musäus bearbeiteten Sage versuchte, rührt aus der frühesten Dichterperiode Lenaus her und hat nur als Reliquie Wert; nur die erste Scene, die Lenau 1830 seinem Schwager Schurz mitteilte, ist davon vorhanden.

Was endlich die Gedichte des Nachlasses betrifft, so geben sie uns freilich noch einmal ein vollständiges Echo der Lenauschen Lyrik mit ihrem edeln Zorn gegen das Schlechte, mit ihrer Naturliebe und tief-elegischen Stimmung. Im Grunde enthalten sie doch nur Weniges von poetischem Wert. Das eine, „Der stille See", ist ein liebliches Miniaturbild voll zarter, sinniger Naturanschauung:

Die Felsen rings bewahren den stillen, dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen;
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

Das andere, „Blick in den Strom", ist nicht allein wegen seines treffenden Naturbildes, sondern auch deshalb erwähnenswert, weil es der Dichter am 15. September 1844 dichtete, als er auf einem von Wien gen Linz fahrenden Donaudampfschiffe seine Brautreise angetreten hatte, und es am 25. September 1844, also kurz vor seiner unheilbaren Erkrankung, für eine Freundin in Wien niederschrieb. Dieses Gedicht ist vielleicht sein letztes poetisches Erzeugnis voll gesunder Dichterkraft.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein;
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und sollt's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Digitized by Google

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen
Und sie durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen.
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Nicht das Glück, sondern tiefes, inneres Weh erzeugte Lenaus Poesie, die uns, weil er in ihr sein ganzes Herz uns öffnet, so tief ergreift. Wer bei ihm nur künstlerische Kritik mitbringt, wird ihn nicht völlig genießen können. Bei allem unverkennbar Trefflichen neigt er, wie alle österreichischen Dichter, doch zu sehr zur Reflexion, oft zu gezwungener Phrasen-Symbolik und maßloser Bilderpracht. Wer ihm aber verständnisvoll sich zuwendet und die inneren Kämpfe nachempfinden kann, dem werden die seelenvollsten Töne aus seiner Poesie erklingen, und er wird nur bedauern müssen, daß dieses reiche und edle Herz von der Überfülle, die es in sich barg, hilflos zerspringen mußte. Lenaus Persönlichkeit ist durchaus tragisch und könnte später selbst ein Gegenstand der Poesie werden. Wie für Faust das tiefste Unglück darin bestand, daß er die göttliche Wahrheit in der Form des Glaubens verloren hatte und sie doch nicht in der Form der Erkenntnis wieder zu ergreifen vermochte, so auch bei Lenau, dem der Zweifel des Herzens und die Sehnsucht nach dem Ewig-Gewissen nie Ruhe ließ, bis er daran zu Grunde ging.

Wie ein Schmetterling flog sein melancholisches Dichten
Um die Flamme schon längst, ach! und es stürzte hinein!
(Karl Gutzkow.)

Als die Botschaft durch Deutschland erscholl, daß der Arme, Vielgeliebte endlich das Ziel der Ruhe gefunden habe, mochten Tausende sich mitleidig der schweren Leidenszeit erinnern, durch die er hindurch gegangen war. Von ganzem Herzen klang es ihm nach, und auch hier sei es ausgesprochen: Have pia anima!

Sahen wir in der Poesie des als Mensch und Dichter gleich anziehenden Lenau den ganzen Schmerzensreichtum eines Gemüts, das vergeblich nach der ewigen Wahrheit und dem Frieden des Glaubens ringt, und erkannten wir seine tiefe Melancholie und Mitleid erregende Hoffnungslosigkeit als den Grundzug seiner Dichtungen, so lernen wir in seinem Landsmanne Anastasius

Digitized by Google

Grün eine dichterische Persönlichkeit kennen, in der unvergängliche Hoffnung lebte und nirgend eine dauernde schmerzliche Stimmung aufkommen ließ.

Anastasius Grün, mit seinem eigentlichen Namen Anton Alexander Maria Graf von Auersperg (1806—1876), wurde am 11. April zu Laibach in Krain geboren, studierte Philosophie und Jurisprudenz in Wien und Graz, bereiste Italien, Frankreich, Belgien und England, war am 13. März 1848 Zeuge des Revolutionsschauspiels in Wien und überbrachte am 16. März dem gärenden Graz das Patent mit der Zusage der Konstitution. Im April 1848 saß er zu Frankfurt im Fünfziger-Ausschusse. Bald darauf in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er in einigen Hauptfragen mit dem linken Centrum, kehrte aber schon im August in seine Heimat zurück, lebte dann auf seinem Erbschlosse Thurn am Hart in Krain und starb zu Graz am 12. September 1876. Er ist unter den Sängern, wie in der Geschichte Östreichs eine der auffallendsten Erscheinungen. Wenn es dem Charakter der Östreicher meistens gemäß ist, sich dem behaglichen Lebensgenusse zuzuwenden oder in Schmerzgefühlen rein persönlicher Empfindungen zu schwelgen, aber höhere und weitgreifende Interessen darüber zu vergessen, so ragt er mitten in dem Meere dieses Gefühls als ein Mann des Ernstes hervor, dessen Muse auf die größten Angelegenheiten der Menschheit gerichtet ist. Während in den östreichischen Staaten ein beengender Geistesdruck mehr oder minder herrschend war, steht er da als der glühende Prophet der Freiheit, als der furchtlose Kämpfer gegen geistige und politische Knechtschaft.

Ja, das Pathos der Freiheitsliebe, mag es nun im prophetischen Donnerworte oder im klagenden Tone hervortreten, ist so sehr der innerste Kern, der alles beherrschende Grundton seiner Poesie, daß alles andere derselben, worin die Liebe oder die Natur den Gegenstand bildet, nur als Beiwerk angesehen werden muß.

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!

Daher macht denn auch er sie zum Losungsworte seiner Poesie. Ruft man ihm zu, daß er doch bei seinen Blumen bleiben und nicht an Thronen meistern möge, so will er lieber schweigen,

Bis er große Thaten ragen, Licht und Freiheit strahlen sieht.

Digitized by Google

Der Freiheitsdrang, der Anastasius Grün erfüllte, wurde aber nie seinem innersten Wesen, einem reinen Idealismus untreu. Die trübe, flackernde Flamme der Parteisucht hatte mit seiner lichtvollen Art nichts gemein.

Ein treuer Sohn des Vaterlandes, ein echter Freund des Volkes, beharrte er in unentwegtem Streben. Und wo sein Hoffen nicht Erfüllung fand, verlor er nicht die Klarheit des Willens. Aller Gewaltsamkeit feind, edler Selbstverleugnung fähig, schreitet er seines Weges in achtungswertem Gegensatze zu den Revolutionären und Umstürzlern seiner Zeit, in der Kraft der ihn beherrschenden Ideen der Gedankenfreiheit, der Menschheitsrechte und der Teilnahme an der weltbewegenden Wahrheitslehre der Geschichte. Darum zeigte sich bei ihm, wie bei Schiller, die Kampflust gegen morschgewordene Zustände, und der höchste, letzte Zweck der Poesie ist auch bei ihm der, den Menschen zum Bewußtsein seiner sittlichen Kraft und Würde zu bringen. Alle seine Dichtungen sind Schlachten, die er gegen die Feinde der Freiheit schlägt, und Weckstimmen zur männlichen That.

Damit hängt die Hauptschwäche seiner Poesie zusammen. Wie Schiller einer eigentlichen Lyrik nicht fähig war, weil eine vorwiegend reflektierende Richtung ihn daran hinderte, so ist es auch bei Grün. Reflexion ist der Grundzug seiner Poesie. Überall zeigt sich mehr Tiefe, Klarheit und Energie des Gedankens, als Innigkeit und Wärme des Gefühls. Geist und Phantasie sind mehr an seinen Dichtungen beteiligt, als das Gemüt. Wir müssen mehr an ihm den Witz der Erfindungskraft bewundern, als die unmittelbare Anschauung und Empfindung. Damit hängen notwendig zusammen jenes Pathos der Diktion, jene Überladung mit glänzenden und geistreich erfundenen Bildern, jene Überfülle von gesuchten, wenn auch meisterhaft zugespitzten Gegensätzen, jene Neigung zum Allegorischen und Symbolischen und bisweilen auch ein Mangel an Abrundung der Form.

In der Form ist er weder neu, noch besonders reich. Anfangs bediente er sich eines leichten, volkstümlichen Versmaßes, späterhin vorherrschend der Nibelungenstrophe. Darin hat er nächst Simrock und Uhland das Bedeutendste geleistet. Sein Studium der altdeutschen Poesie unterstützte ihn darin.

Naturen wie Schiller und Grün, deren ideale Welt stets im Kampfe mit der Wirklichkeit steht, die nicht heiter und leicht

Digitized by Google

mit dem Strome der Welt fortschwimmen, sind nicht dazu angelegt, die weicheren Töne der Gemütswelt zu erschließen oder heitere Bilder der Phantasie vorzuzaubern. Bei ihnen findet man sittlichen Ernst, Hoheit der Ideen und Adel der Gesinnung.

Zuerst trat Grün 1830 mit einer erotischen Dichtung „Blätter der Liebe" auf. Sie zeigte, daß dies nicht das rechte Feld für seine Begabung sei. Sie fand auch wenig Anklang, und der Dichter selbst erklärte sie später für unfertig und unreif.

Höheren Anteil, wenn auch anfangs kein großes Publikum, fand „Der letzte Ritter", ein Romanzenkranz, worin er das Leben des Kaisers Max besang. In der Wahl des Gegenstandes ließ sich das ganze Wesen des Dichters ahnen. Er zeigte, daß sein Talent in der nationalen Anschauung und im Boden thatsächlicher Geschichte wurzeln solle. Wie er in seinem Gedichte „An Josef Fellner" sagte, wollte er seinen „letzten Ritter" als einen Mann in starrem Erz als ein Vorbild in unsere weiche, seidene Zeit stellen, „damit er uns die Lehren würze, wie sich's mit wilden Bestien ficht." So sehr dies Motiv der Wahl seinem Charakter Ehre macht, so sehr hat sie dem künstlerischen Werte dieser Dichtung Eintrag gethan. Max war eine liebenswürdige, aber keine große Persönlichkeit, vielmehr mit einem Zuge von ritterlicher Abenteuersucht. Auch seine Geschichte war durchaus nicht ein Gegenstand, welcher sich recht episch darstellen ließ. Wie er selbst wohl eine volkstümliche Persönlichkeit, aber kein Träger allgemeiner Bestrebungen, kein Beherrscher seiner Zeit war, so daß an seine Person sich gemeinsame Thaten der Nation angeknüpft hätten, so war auch seine Zeit zu sehr in sich zerfallen. Daher ist das Gedicht kein wahrhaftes Epos, sondern nichts weiter, als eine Reihe von schönen Bildern, die nur das Gemeinsame haben, daß Maximilian in allen vorkommt. Was noch besonders den epischen Charakter stört, ist die Allegorie, die poetische Einkleidung allgemeiner Begriffe. Freilich ist der Dichter durch das altdeutsche Gedicht „Theuerdank", in welchem Maximilians Abenteuer in allegorischer Form besungen sind, zu diesem Fehler verleitet. Aber er hätte die damalige Geschmacklosigkeit nicht nachahmen sollen. Wie störend ist es, wenn Grün das Abenteuer Maximilians auf der Martinswand, das Heinrich Josef von Collin*)

*) Vgl. S. 72.

Digitized by Google

so trefflich und echt volkstümlich dargestellt hatte, verflüchtigte, indem er den rettenden Schutzgeist als des „treuen Volkes Liebe" erklärte! Ganz unepisch ist es auch, wenn im Anfange an der Wiege des letzten Ritters der Tod und das Leben, jener als ein hagerer Alter, dieses als ein blühendes Weib auftreten, oder wenn die jugendliche Unbesonnenheit in der Gestalt des Junkers Fürwitz, der Neid in der des Greises Neidhart und das Mißgeschick als der Meuchelmörder Unfall eingeführt werden.

Trotz des Mangels an Einheit und Gestaltung hat das Gedicht viel Schönes. Die lebensfrische Behandlung der altdeutschen Dichtkunst im Derbwirklichen, in der mäßig beigemischten humoristischen, ja auch satirischen Färbung, selbst im Metrum, ist trefflich wiedergegeben; an Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, an Gesundheit und Wahrheit der Gesinnung ist es ausgezeichnet. Daß der Dichter auch hier mit seiner Freiheitsbegeisterung hervortritt, ist bei seiner Art natürlich. Gerade solche Stellen sind die gelungensten, so zum Beispiel, wenn er uns in das Schweizerland führt.

Im Schweizerland, da springen die Quellen frei empor.
Frei schweben die segelnden Wolken und singender Vögel Chor.
Frei blickt vom Firn die Gemse auf krachende Wetter herab,
Und freie Weste flüstern auf freier Helden Grab.

Viel tausend Schweizer stehen auf hoher Alpenwand.
Sie schau'n ins Land hernieder und drücken Hand in Hand
Und schwören, in Tod und Leben zu stehen kühn und treu,
Und schwören, in Tod und Leben zu bleiben stark und frei.

Eine andere, schöne Stelle ist die, wo der Dichter — ähnlich wie Schiller im „Wilhelm Tell" seinen Freiherrn von Attinghausen — den sterbenden Maximilian in seinem Vermächtnisse an seinen Enkel, Karl V., zum Propheten der Freiheit macht, indem er ihn den Aufgang des neuen Lichts in Deutschland durch Luther verkünden läßt.

Dich rufen andere Kämpfe; die Schwerter rosten ein.
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein.
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom.
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor.
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor.
An seinen Pforten möge der Spruch der Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk, wird's bleiben, wo nicht, wird's untergehn.

Digitized by Google

Am Altar weht ein Flämmchen; die Flamme wächst zur Glut,
Zur rief'gen Feuersäule, rotlodernd fast wie Blut.
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan.
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' ans Licht
Und schwingt sich zu den Sternen. O hemm' im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein.
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Ein Jahr nach diesem letzten Ritter 1831 erschienen von Grün, unerwartet und namenlos, mit einer Widmung an Uhland, die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", lyrische Dichtungen, die durch ihre Wärme, ihre patriotische Begeisterung, durch ihren edlen Zorn gegen das Verkehrte und ihre schwertscharfe Satire große Wirkung und Aufregung hervorbrachten. Bald war der Verfasser erraten, und der Name Anastasius Grün lief von Mund zu Munde. Mit einem Male war der Dichter zu einer Popularität gelangt, wie er sich vorher kaum hatte träumen lassen. Der Inhalt dieser Dichtung griff auch zu tief in die Wirklichkeit ein, als daß man, wie es dem „Letzten Ritter" geschah, gleichgültig sie hätte übersehen können. Vom Robenzlberge auf Wien niederschauend vergegenwärtigt sich der Dichter die Lage Östreichs. Er gedenkt der Prunksäle, an deren Pforten das Volk steht mit der Bitte um Freiheit; aber er durchschaut auch die Hindernisse, die der Erfüllung dieser Bitte entgegentreten. Er denkt an feiste und an spindeldürre Pfaffen, die immer auf der Lauer liegen, und deren Thaten Gaunerstücke sind. Er spricht mit schneidender Satire von dem östreichischen Mautcordon, welcher fremden Waren, aber vor allem dem Gedanken den Eingang versperrt. Er gedenkt des Censors, der die erstandene Freiheit des Geistes töte, der geheimen Polizei, die auf Gedanken lausche, wie der Wilddieb im Forst, ob nicht ein allzufreier Hirsch arglos durch die Büsche breche; oder eines Herrschers, der, wie einst Kaiser Rudolph II., für alles Sinn hatte, nur nicht für das Wohl des Volkes. So treten ihm die entmutigenden Bilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor die Augen, aber auch die ermutigenden, wie das Bild des Kaisers Joseph II. Diese erfüllen ihn mit seliger, klarer Hoffnung auf den Sieg der Freiheit, deren Symbole Adler, Lerche, Licht und Frühling er mit einer Fülle von glänzenden Metaphern feiert. Freimütiger als

Digitized by Google

hier hatte noch kein Dichter geredet; und doch zeigte sich nicht Haß und Bitterkeit des Politikers, sondern überall nur die warme Begeisterung des Vaterlandsfreundes, der Österreich gern von seiner Vereinsamung und Geistesbeschränktheit befreien und in die Reihe der geistesfreien Staaten erheben möchte. In diesen Dichtungen zeigte sich Grün im vollen Glanze seiner patriotischen Gesinnung wie seiner Dichterkraft. Die Strenge und Schärfe der Gedanken, der Reichtum und die Kühnheit der Bilder, das siegreiche Vertrauen zu der guten Sache, die er verficht, der Adel der Gesinnung, wie die Schönheit der Form machen diese Dichtung zu einer der bedeutendsten der Neuzeit. Um eine Probe des höchsten Freimuts aus denselben zu geben, will ich hier nur die Worte heraus heben, die der Dichter dem Kaiser Franz zuruft. Sie erinnern an Marquis Posas Gespräch mit König Philipp.

Jetzt sind wir verarmt und dürftig, wehrlos und gebeugt vor Schmerz.
O erschließe warm und freudig du dem Volke jetzt dein Herz!
Gieb ihm Waffen, helle, scharfe! Offnes Wort in Schrift und Mund!
Gieb ihm Gold, gediegnes, reines: Freiheit und Gesetz im Bund.

Deine Lande stehn voll Segen, reich und schön wohl rings umher.
Frei und reich in goldnen Wogen rollt der Saaten weites Meer
Sieh, wie stolz die Wälder rauschen, wie die Reben saftig glühn,
Voll Metall die Berge ragen, segelreich die Ströme ziehn!

Und dein Volk, wie ganz dem Boden, nur an Freiheit, ach! nicht gleich!
Sieh die edlen Keim' und Blüten, so gesund und schön und reich.
Herr, sei du der Frühlingsodem, welcher frei sie wachsen heißt.
Sei die Sonne, die sie reifet und darüber segnend kreist!
— — — — — — — — — — — —

Herr, gieb frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!
Sieh, es gleicht der Mensch dem Baume; schlicht und schmucklos grünt er fort.
Doch wie schön, wenn der Gedanke dran als bunte Blüte hängt
Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt!
— — — — — — — — — — — — — —

O gieb frei uns den Gedanken und auch seinen Freund: das Wort;
Denn es sind ja wackre Gärtner für die Rosenkeime dort.
Zu den Lorbeern und den Palmen, die dein greises Haar umwehn,
Müßten gut und schön die Rosen jugendlicher Freiheit stehn!

Eine andere Stelle leidet etwas an Bilderschwall; aber sie zeigt doch, wie der Dichter bei aller Freiheitsliebe doch frei von Revolutionsgelüsten ist.

Digitized by Google

Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein das Wort, Licht und Gesetz,
Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets.
Seht den Lenz, den Freiheitshelden! Lernt von ihm es, wie man siegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er in hartem Kampfe liegt!

Ein Despote ist der Winter, gar ein arger Obskurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt er ewig gern das Land.
Winter ist ein arger Zwingherr; in den eis'gen Fesseln fest
Hält des Lebens freiheitsluft'ge, frische Quellen er gepreßt.

Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell;
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer'.
O wie ragen und wie blitzen Speer und Schwerter rings umher!

Seine Trommler und Trompeter, das sind Fink und Nachtigall;
Seine Marseillaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall.
Bomben sind die Blumenknospen; Kugel ist der Morgentau.
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au'!

Und den Farbelosen, denen die drei Farben schon zu viel,
Zeigt er keck des Regenbogens ganzes, buntes Farbenspiel.
Als Kokarden junger Freiheit hat er Blüten ausgesät:
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Kokarden steht!

Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gesetzt:
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank sie jetzt.
Drüber flattert hoch sein Banner, ätherblau und leuchtend, weht,
Drin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inschrift: Freiheit! steht.

Heil, der Winter ist geschlagen! und mit seinem Fesselband,
Seinem Froste, seinen Nächten flieht er fort nun aus dem Land.
Frei und fröhlich zieht statt seiner rasch der junge Sieger ein
Mit Gesang und grünen Kränzen, Blütenscherz und Sonnenschein.

Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Thal und Hain:
Freiheit geb' ich euch und Gleichheit! Gleich beglückt sollt all ihr sein!
Solch ein heitrer Sieg des Lichtes kröne dich, mein Österreich.
Und dem schönsten Frühlingstage werde deine Freiheit gleich!

Durch diese „Spaziergänge eines Wiener Poeten" war das Glück des Dichters gemacht, aber ihm auch — denn die Menge ist tyrannisch — der Weg vorgezeichnet, auf welchem man ihm für alle Zeiten begegnen wollte. Die Devise hieß nun einmal: politischer Dichter; und des Autors lang erwartete, neuere Dichtungen, die nach vier Jahren, im Jahre 1835, unter dem Titel „Schutt" erschienen, konnten auch als ein Zeichen gelten, daß der Dichter diese Mission übernommen und von dem

Digitized by Google

mit dem „Letzten Ritter“ eingeschlagenen Wege gänzlich abgegangen sei. In dieser Dichtung „Schutt“ verließ der Dichter den beschränkten Boden Österreichs und wies von den Trümmern einer zerfallenen Welt, deren Anblick sich ihm vorzüglich in Italien darbot, auf Amerika als auf eine neue Welt hin, in der der Ostermorgen der Freiheit anbrechen werde.

Das Ganze besteht aus vier größeren, aber locker zusammenhängenden Dichtungen, deren erste „Der Turm am Strande“ betitelt ist. In diesem Turme finden wir einen venetianischen Dichter, den man dort seiner freiheitsglühenden Gesänge wegen gefangen gesetzt hat. Man hört seine tief ergreifenden Klagen und Betrachtungen. Erschütternd ist es dargestellt, wie der Gefangene den blauen Himmel, die Wolken, den Regenbogen nie anders erblicken kann, als durch das Gitter seines Kerkers, wie er sich nach dem Anblicke einer Rose sehnt und aus der Ähre seines Strohbettes mit sehnsüchtiger Phantasie ein Feld voll Garben, grüne Hügel und blanke Dörfer sich vor die Seele zaubert. Er ist immer geschäftig, was er in der Wirklichkeit verlor, im Geiste wieder zu gewinnen. In der Beere, die ein Vöglein an seinem Fenster pickt, sieht er die Weltkugel; er glaubt in dem Antlitz des Kerkermeisters, dem einzigen Menschengesicht, das er zu sehen bekommt, der Menschheit vollen Adel zu erblicken. Glücklich ist er, als er, endlich frei geworden, im Umgange mit der Natur und den Menschen wieder des Daseins Freude empfinden kann. Aber sein Todfeind nimmt ihn schweigend am Arme und zeigt ihm im Spiegel einer Quelle, daß sein Haupt ergraut und auf Stirn und Wange sich das Furchensiegel der Knechtschaft eingeprägt hat, und er möchte sich aufs neue der Nacht des Kerkers überliefern — ein Opfer der Tyrannei, die ihn um sein schönes Dichterleben und um seinen Lenz betrogen hat.

In der zweiten Dichtung, „Eine Fensterscheibe“ betitelt, führt uns der Dichter in das Kloster. Wir finden einen Priester im Beichtstuhl; sein Herz ist kalt, eine Wüste ohne Quell und ohne Rose, aus der die graue, tote Pyramide: Gott hervorragt. Zu seinen Füßen liegt ein lockiges Mägdlein beichtend. Als sie entsühnt von dannen gegangen, beginnt die Pyramide im Herzen des Priesters zu wanken. Eine andere Gestalt ist der Mönch, der einst auf Leipzigs Ebenen für die Freiheit gefochten und dessen Haupt nun statt des Helmes die Kapuze deckt. Mit

Digitized by Google

getäuschten Freiheitshoffnungen ist er ins Kloster geflohen. Der Dichter sieht um Mitternacht die Mönche aus ihren Särgen steigen und hört den Erbauer des Klosters in Klagen ausbrechen um seines Werkes Verfall.

Wer untergeht im Werk all seines Lebens,
Der stirbt wohl zwiefach, ach! und lebt vergebens.

An manchen Gestalten des Klosterlebens läßt er seine Ironie aus gegen Werkheiligkeit, Hierarchie und Priestertrug, als ob er zeigen wollte, daß die Herrschaft der Kirche gebrochen sei.

Die dritte Dichtung ist „Cincinnatus“ betitelt. So heißt ein Schiff, welches an Pompejis Küste im Golfe von Neapel vor Anker liegt. Am Bord befindet sich ein Sohn Amerikas. Seine Phantasie schweift von Italiens Küsten nach Amerika hin und zurück und bewegt sich um den Gegensatz, wie Italien nur durch vergangene Größe und ihre Trümmerwelt bedeutend ist, wie dagegen Amerika als das Land der jugendlichen Freiheit die Hoffnungsblicke der Welt auf sich zieht. Wem die alte Heimat das Brot verwehrt, wem Pfaffenwut das Land vergällt hat, wer im Vaterlande die Kette der Unfreiheit trägt, der könne, meint der Dichter, in der neuen Welt Erfüllung seiner Wünsche finden mit der patriarchalischen Freiheit des Pflanzerlebens, wo der Segen der Felder ohne viel Arbeit erfreue und eine ursprüngliche Einfachheit des Naturzustandes herrsche.

In der vierten Dichtung „Fünf Ostern“, führt der Dichter endlich einige Höhepunkte der Weltgeschichte in bedeutenden Bildern vor. Er beginnt mit der Sage des Orients, daß Christus jährlich zu Ostern in der Morgenstunde auf dem Ölberge erscheine, um auf die Thale seines irdischen Wandelns hinabzuschauen. Einst war es Ostern, und der Herr sah nieder auf die kahle Flur, die rings voll Trümmer, Asche und Schutt war. Der Triumphzug des Todes ist durch diese Gründe gegangen. Hier singt kein Vogel, hier rauscht kein Blatt im Winde, keine Saat grünt mehr; nur des Kidrons Quelle seufzt noch durchs Gestein, wie die Klage eines Dichters. Jerusalem ist zerstört durch Titus, geflohen der Rest des Volkes, lebendige Leichen, geistig tot, ohne Tempel, ohne Satzung, ohne Vaterland.

Und wieder war es Ostern, und wieder sah der Herr von des Ölbergs Höhe ins Thal. Da waren auf den Trümmern

Digitized by Google

neue Hütten, Häuser und Paläste gebaut. Von den Zinnen der Stadt scholl heller Glockenklang. In des Domes Hallen standen kriegerische Scharen, und unter ihnen im Beichtstuhl kniete ein Mann, dessen Gebet wie seine heimischen Eichen ist, die, obgleich ihres Markes Gewalt fühlend, doch vor dem Sturme der Orgel Gottes ihre Wipfel senken. Der Betende ist Gottfried von Bouillon, der Führer des Kreuzheeres.

In dem folgenden Gesange befindet sich das heilige Grab wieder in den Händen der Ungläubigen. Die Kreuzfahrer sind längst vermodert und nur Mönche als hütende Wächter an der Gruft des Herrn zurückgeblieben. Es ist wieder Ostern. Sieht man fromme Christenpilger heranziehen, reiche Karawanen, rüstige Schiffe auf den Meeren? O nein kein Pilger hier! Beduinen jagen auf flinken Rossen daher. Nur unter grünen Terebinthen, zwischen den Trümmern einer verfallenen Kirche, ist ein einsamer Waller zu finden, ein Jude, durch dessen Mund der Dichter den Jammerstand seines Volkes schildert.

Und wieder glänzt ein Ostermorgen herüber, und wieder schaut der Herr vom Ölberg. Von allen Zinnen strahlt noch der Halbmond, aber auch von dem Kreuze am Grabe ist die Schar der Mönche nicht gewichen; nur daß sie in Sekten zersplittert und durch Hassesglut getrennt sind, nur daß die Schar dieser Friedensbotschafter durch den Stock der Janitscharen in Eintracht erhalten werden muß. Im Klostergarten liegt ein Mönch betend auf den Knieen. Schön ist sein Heimatland, die Provence, schöner aber sind Zions Thale, und hier möchte er begraben sein, wenn nur sein brechend Auge von allen Zinnen das Kreuz strahlen sehe. Er hofft es noch zu erleben. Schon ist ein Heer von Gottfrieds Söhnen gekommen, an seiner Spitze der Herr des Sieges, Napoleon, in seinem Arm die Kraft, die Libanons Cedern bog. Von ihm hofft er, daß er das Kreuz wieder zur Herrschaft bringen werde; seine Hoffnung ist vergebens.

Im fünften Gesange giebt der Dichter eine Vision. Einst wird ein Ostern sein, und der Herr sieht abermals vom Ölberg in das Thal. Aber dann klingt und blühet alles rings umher in Glanz und Fülle. Über den alten Trümmern wogt ein weites Meer von Saaten; auf dem alten Schutt sproßt das Grün der Triften; die Höhen stehen voll Reben; auf Golgatha blüht ein Rosengehege; das ganze Land ist rings ein sonniger Garten.

Digitized by Google

Weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen; denn hier ist Frieden, ewiger Frieden. Ein glückliches, tugendreiches Volk wohnt hier, ernst und heiter wie die Gestirne, schön wie Rosen und stark wie Cedern, und Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug ist begraben im Meere der Vergessenheit. In einem Garten auf Golgatha wohnt ein Menschenpaar, reich an Glück und Liebe. Schwert und Kreuz werden einst gefunden, aber von niemand mehr erkannt.

Man kann nicht leugnen, daß diese Dichtung großartig angelegt und daß die Ausführung im einzelnen höchst gelungen ist durch Wohllaut der Form, Reichtum der Bilder und Adel der Gesinnung. Kann man sich aber durch diese poetisch-politischen Träume befriedigt fühlen? Schwerlich dürfte das der Fall sein, wo das Ziel der Geschichte auf Grund der Vergangenheit richtig erkannt wird. Nur ein ganz verschwommener Liberalismus kann sich das Ende dieses Menschheitslebens anders denken, als im Siege des Christentums über die Welt.

Nach der Erscheinung des „Schutt" lebte der Dichter still und zurückgezogen an der Seite seiner Gattin, der gebornen Gräfin Marie von Attems, auf seinem Erbschlosse, ohne etwas von sich verlauten zu lassen. Da hieß es in deutschen Klatschblättern, Anastasius Grün schweige, weil er von seiner freimütigen, politischen Meinung abgefallen sei und den Kammerherrnschlüssel suche. Der Dichter wollte sich dagegen verteidigen; indes die Censur verhinderte es. Als aber Herwegh dieselbe Verdächtigung in einem Schmähgedichte weiterspann, erhob sich der Dichter und trat in der Einleitung zu seinem humoristischen Gedichte „Die Nibelungen im Frack" diesen litterarischen Kläffern entgegen, indem er unter andern ihnen die treffenden Worte zurief:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer trotz sondrer Kampfgenossen.
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav ich sein!

Außer dieser Einleitung enthält diese Dichtung nichts Politisches; sie ist rein-komisch. Der Dichter besingt als humoristischer Rhapsode jenen wunderlichen Kauz und Musiknarren, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, der 1731 starb, nachdem er zeitlebens seiner Leidenschaft für die Baßgeige gefrönt und es zu seinem Entzücken erreicht hatte, daß er einen Zwerg gefunden, der klein genug, die Violine als Baßgeige, und einen

Digitized by Google

Potsdamer Grenadier, der groß genug war, die Baßgeige als Violine zu handhaben. Das Ganze ist eine ergötzliche Satire auf ein harmloses, närrisches Hofleben, das mit dem verdorbenen Hofleben jener Tage wohlthuend kontrastierte. Das Werk machte wenig Glück; man vermißte darin die frühere Glut und Begeisterung, vor allem aber die gewohnte, politische Phrase. Abgesehen von einzelnen poetischen Partieen, wie die Elfenscenen, ist es auch nur als ein Übergangswerk zu betrachten, das für den Dichter selbst wichtiger war als für das Publikum, insofern er zur historisch-realen Poesie seines letzten Ritter zurückkehrte. Daß übrigens mit diesem Werke seit der „Jobsiade" von Kortüm einmal wieder der harmlose Versuch gemacht war, das Feld des komischen Epos anzubauen, hätte man billigerweise mehr anerkennen sollen, zumal die hier gelieferten Bilder aus der Zeit des Zopfstils voll frischen Humors sind.

Nach längerem Schweigen trat Grün mit dem „Pfaff vom Kahlenberg", einem ländlichen Gedichte, hervor, das er dem unglücklichen Lenau widmete. Diese Dichtung, die auf dem Volksbuche vom Pfaffen Amis beruht, hat ebensowenig Glück gemacht, als die „Nibelungen im Frack". Bei allen hohen und ernsten Gedanken, die hier in lieblichen Versen hervortreten, bei dem erdrückenden Reichtum an Bildern und Gleichnissen und dem süßen, unmittelbaren Naturbehagen fehlt es nicht nur an Handlung, sondern auch an rechter Verständlichkeit. Drei Personen treten hervor: der als Bauernfeind bekannte, derbkomische Minnesänger Nithart, der Herzog von Österreich, Otto, Sohn Alberts I., der in uralter Weise aus Bauernhand sich mit Kärnten belehnen läßt, und der Pfaff Wigand vom Kahlenberg, der bei der Hochzeit Ottos mit der bayrischen Prinzessin Elsbeth sich in bedeutsamen Eulenspiegeleien ergeht. Diese Hauptpersonen werden von ihm benutzt, um in ihnen seine edlen Anschauungen von Österreichs Zukunft zu verkörpern, haben aber keine rechte Aufgabe in der Dichtung zu erfüllen. Trotzdem wäre es schade, wenn diese beiseite geschoben würde, da sie außer einer Menge herrlicher Naturschilderungen viele sinnige und gedankenreiche Stellen enthält, die wert sind, bekannter zu werden. Trefflich charakterisiert der Dichter im Anblick des Stephansdomes die verschiedenen Baustile:

In Tempelhallen fühlst du beben
Der Völker tiefstes Seelenleben.

Digitized by Google

In stolzen Säulen rafft empor
Vom Erdengrund sich der Hellene.
Doch ob er bald zurück sich sehne,
Ans Ziel den Glauben bald verlor,
Rasch brach er ab, zog zwischen sich
Und jene Höhen einen Strich,
Sein Quergebälk, um sich hinieden
Ganz abzuschließen in heiterem Frieden,
Umsäumend mit engem Säulenraum
Den vollsten, reinsten Göttertraum. —
Der Römer wirft den runden Bogen
Empor in anmutsvollem Schwung,
Doch mählich, scheint's, zur Niederung
Hat ird'sche Wucht ihn rückgezogen.
Hier stieg er, daß auf jener Seite
Er dann in Anmut niedergleite. —
Den Himmel stürmt in tapfrer Hast
Der deutsche Christ, der beide Teile
Des spitzen Bogens zusammenfaßt
Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.
Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetriebnem, mächt'gem Keile.
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast- und Blumenschmuck umrändert,
Die Giebel sind erhobne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's, die's vollbringt,
Daß Anmut der Gewalt nicht fehle.
Der Turm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich-fromm und aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader.
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung.
Und freier, kühner wird das Klettern;
Durchbrochnes Laub mit zarten Rippen
Will Morgentau im Äther nippen.
In Fluten strömt der Tag darein;
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und treibt so luftig leichte Ranken,
Dir bangt, daß sie im Winde schwanken.

Digitized by Google

Jetzt faßt's zusammen sich zum Kerne.
Zur Rose wird der Giebelstein
Und mündet all sein irdisch Sein
Verduftend in die ew'gen Sterne.

Aus Grüns gesammelten „Gedichte" klingen dieselben Grundtöne, wie in seinen größeren Dichtungen, nur daß sie hier mannigfacher hervortreten und dem schwungvollen Ernst der heitere Humor oft beigesellt ist. Der Dichter teilt sie in sieben Abschnitte. Den Inhalt des ersten Abschnitts, „Blätter der Liebe", gab er zu Anfang seiner dichterischen Laufbahn allein heraus. Sie fanden keinen Anklang, denn abgesehen davon, daß er in der Form hier als Nachahmer berühmter Muster erschien, so waren diese Liebeslieder nicht sowohl Ausdrücke überschwellender Empfindung, sondern mehr Erzeugnisse des Verstandes, die durch das Schlagende der Gegensätze, das Sinnreiche der Erfindung und Zusammenstellung den Verstand erwecken, während sie das Herz kalt lassen. Man lese das Gedicht „Die Wunder", wo der Dichter beschreibt, wie Flammenglut und Wasserflut friedlich nebeneinander im Auge der Geliebten wohnen, wie ihr Rosenmund ein Becher mit tötendem Gifte und mit süßem Honig ist u. s. w., oder „Neue Liebe", ein Gedicht, das in seiner Spitzfindigkeit Bewunderung der Geschicklichkeit verdient, aber nichts Erhebendes hat. Wärmer ist „Mannesthräne", worin der Dichter darstellt, wie nur tiefer, nachhaltig-einschneidender Schmerz den Mann zum Weinen bringt.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen?
Sieh, des Weibes Thräne fließt,
Wie der klare Tau vom Himmel,
Den er auf die Blumen gießt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Lächelnd ihn der Morgen bringt,
Stets nur labt der Tau die Blume,
Und sie hebt ihr Haupt verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Flur.
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Digitized by Google

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling.
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Denke, Mädchen, jenes Baumes
Auf des Ostens fernen Höhn.
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

In den übrigen Abschnitten seiner Gedichtsammlung zeigt sich eine reiche Phantasie, die dem Dichter eine unversiegliche Quelle von schönen, oft überraschend neuen Bildern darbietet.

An den Liedern, deren Gegenstand die Natur bildet, tritt sein inniges, gemütvolles Verhältnis zu ihr hervor. Schön ist die „Baumpredigt", in der er die Bäume, einen jeden seiner Natur gemäß, zu den Menschen reden läßt und jedem ein Sprüchlein voll Weisheit in den Mund legt und „Der treue Gefährte", wo er in humoristischer Weise lehrt, wie die frische, freie Natur den an Leib und Seele Kranken zu heilen vermöge, indem er hier seinen Genossen, die Hypochondrie, an Bergesluft, an Lerchenschlag und Rosenduft sterben läßt. Das Schönste bleibt wohl „Der Ring", worin er das Allumfassende und Allgenügende der Liebe an einem kleinen Symbole darstellt.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland.

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Ei! lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild —
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang.

Digitized by Google

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht,
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich.

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen,
Vom Ring der Lieb' umspannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

Noch mehr ist der Dichter an seinem Platze, wenn er uns Bilder und Gestalten aus dem Menschen- und Gemütsleben darstellt. Hier zeigt er seine starken Seiten, nämlich Tiefe der psychologischen Auffassung, Klarheit und Energie der Gedanken und hohen, sittlichen Ernst. Ein tiefergreifendes Gemälde ist „Der alte Komödiant", wo er uns den ganzen Jammer des Komödiantenlebens in dem schneidenden Kontrast zwischen der Wirklichkeit und dem Lug und Trug der Gauklerkunst enthüllt. Rührend ist „Der Deserteur", wo wir die Natureinfalt im Konflikte mit den menschlichen Gesetzen und Ordnungen zu Grunde gehen sehen. Humorvoll erschütternd ist „Botenart", worin die allmähliche Steigerung der Unglücksbotschaft, scheinbar um den Schrecken zu mildern, denselben unbarmherzig steigert. Wie tieflyrisch aber der Dichter mitunter sein kann, wenn auch seine reflektierende Neigung ihn seltener dazu kommen läßt, beweist das kleine Gedichtchen „Das Blatt im Buche".

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat.
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Digitized by Google

Der geheimnisvolle und rührende Zauber einer im Leid beschlossenen Jugendgeschichte ist so zart angedeutet, daß der Leser sich ergriffen fühlt, weiter zu dichten und auszumalen.

Sehr charakteristisch hat Grün in drei Gedichten die Unvergänglichkeit der Poesie dargestellt und in seinen Antithesen beleuchtet, in dem „Letzten Dichter", „Poesie des Dampfes" und „Drei Wanderer", die wohl zusammengefaßt werden müssen, weil in allen dreien dieselbe Idee hervortritt. Im Gedichte „Der letzte Dichter" wird ausgeführt, daß die Poesie, weil sie aufs engste mit der menschlichen Natur zusammenhänge und eins ihrer tiefsten Bedürfnisse sei, nur mit der Menschheit selbst zu Grunde gehen könne. Solange noch ein Menschenantlitz zur Sonne emporblicke, solange ein Herz noch zittere vor dem Grimme der Elemente, solange ein Busen noch dem Frieden und der Versöhnung glühe, solange noch ein Mensch die goldne Schrift der Sterne verstehe, solange noch ein Herz Leid und Freude empfinde,

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Noch halte der Herr aber den Weltball wie eine frische Blume unverrückt in seinen Händen, und erst, wenn diese Riesenblume abgeblüht habe, sei es Zeit, zu fragen, ob die Poesie noch kein Ende habe. Das Gedicht zeichnet sich durch hohen Schwung und blühende Sprache aus und hat dadurch viele Nachahmungen hervorgerufen. Die beste ist „Der letzte Christ" von Adolf Stöber.

„Die alte Christuslehre
Hat ihre Zeit verlebt;
Die reifgewordne Menschheit
Nach hellem Lichte strebt.

Das Kreuz, schon halb verfallen,
Wann sinkt es ganz und gar?
Wann schwindet von der Erde
Der letzte Christaltar?" —

Digitized by Google

Solang im Sünderherzen
Noch ein Gewissen schlägt,
Nach Frieden und Versöhnung
Ein heiß Verlangen trägt;

Solang ein Schwerbeladner,
Dem jede Stütze bricht,
Sehnsüchtig droben suchet
Ein tröstend Hoffnungslicht;

Solang noch ein Verwaister
Um seine Lieben weint
Und nach dem Lande seufzet,
Das die Geschiednen eint;

Solang ein Mensch gedenket:
„Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft, daß ich die Schrecken
Des Grabes überwind'?"

Solang im Menschenherzen
Ein Gottesfunke sprüht;
Solang des heil'gen Feuers
Nicht alles ausgeglüht:

So lange steht auf Erden
Die Kirche Christi fest
Und schließt in ihre Hallen
Der Menschheit bessern Rest.

Und wer da sucht zu retten
Sein künftig Himmelslos,
Wird für und für sich flüchten
In ihren Mutterschoß.

Und stirbt dereinst die Menschheit
Dem alten Erdkreis ab,
So geht im letzten Menschen
Der letzte Christ zu Grab.

Und fällt am Tag des Zornes
In Asche Sonn' und Stern,
So schwingt sich aus den Trümmern
Das ew'ge Wort des Herrn.

In dem zweiten Gedichte, worin Grün die Poesie selbst zum Gegenstande macht, in der „Poesie des Dampfes", beruhigt er die, welche fürchten, daß seit der den Materialismus fördernden Erfindung der Eisenbahnen allmählich die Prosa über die Welt siegen werde. Er zeigt, wie die Poesie, die das Amt

Digitized by Google

habe, den Menschengeist zu feiern, gerade an dieser Erfindung sich begeistern könne. In dem dritten Gedichte, „Drei Wanderer", ist das einzigartige, ewige Wesen der Poesie mehr im Gegensatze gegen die andern Künste dargestellt. Drei Wanderer ziehen aus, ein Goldschmied, ein Maler und ein Dichter. Ein jeder trägt Bild und Namen der Geliebten bei sich. Der Goldschmied trägt den Namen derselben im Ringe, den er selbst gefaßt hat, der Maler ein Bildnis, das er als Schild auf dem Herzen trägt; der Dichter aber hat Bild und Namen nur im Herzen und dazu die Wundergabe des Gesanges.

Und wie sie einst sehn in den Strom hinab,
Sinkt's Ringlein des ersten ins Wellengrab.
Und wie sie einst stehen auf hohem Turm,
Da raubt das Bildnis des zweiten der Sturm.

Die beiden ringen die Hände sich wund.
Doch jubelnd tönt des Dichters Mund,
Trägt Namen und Bild ja im Herzen fein,
Manch schönes Lied noch obendrein.

Mit der reflektierenden Richtung des Dichters, die sich in diesen und andern, übrigens höchst gelungenen Gedichten ausspricht, hängt es zusammen, daß er wohl in Schwulst und Überladung verfällt, indem er zu reichlich Bilder auf Bilder häuft, um die verglichenen Gegenstände in allen Teilen zur Übereinstimmung zu bringen. Dadurch verliert die glänzende und witzige Poesie den edlen Mangel der Einfachheit, so in den Gedichten „Goethes Heimgang" und „Fort Belvedere". — Grün übersetzte auch „Volkslieder aus Krain" und dichtete „Robin Hood", einen Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern.

Grün hat sich stets als ein tapferer, echt deutscher Mann bewährt, namentlich auch gegenüber den Anmaßungen der Hierarchie. Allerdings wurzeln seine Anschauungen mehr im Leben allgemeiner Humanität, als des Christentums. Nach seinem Tode gab L. A. Frankl Grüns gesammelte Werke heraus, darunter auch noch die Gedichtsammlung: „In der Veranda".

Nach diesen großen Dichtern Österreichs ist eine Reihe von tüchtigen poetischen Kräften zu nennen, die noch schneller bekannt wurden und mit geringerer Mühe den Beifall ihrer Zeitgenossen errangen. Das sind Karl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Adalbert Stifter und Egon Ebert.

Digitized by Google

Karl Beck (1817—1879), ein Israelit, der am 1. Mai in dem ungarischen Marktflecken Baja geboren wurde, hat sich als ein anmaßliches Talent erwiesen, das infolge einer ungezügelten, heißblütigen Phantasie nie recht zur künstlerischen Mäßigung und Klarheit kommen konnte. Was ihn beliebt machte, war das jugendlich frische und ungestüme Feuer. In der Wahl der Stoffe schloß er sich enge Grün und Lenau an; in seinen Ideen und Tendenzen zeigte er einen fanatischen, finstern Groll. Wie er den Bilderluxus der ersteren oft genug zu Schwulst und Bombast verwilderte, so übertrieb er auch die hitzige Begeisterung politischer Dichter in maßloses Phrasen- und Tiradenspiel; dabei entfaltet er eine Kraft des Wortes und Gewandtheit der Form, die Bewunderung verdienen. Im Jahre 1838 trat er zuerst mit seinen „Nächte, gepanzerte Lieder" auf, in denen er sein im Freiheitsdrange überschäumendes Herz bald mit studentischem Toben, bald in weltschmerzlicher Weichheit ausschüttete und die Überschwenglichkeit seiner Phantasie im vollsten Maße zeigte. Abgesehen davon, daß hier die hohlen Träume eines religiös-indifferenten Kosmopolitismus zu Tage kommen, wie zum Beispiel in der „Neuen Bibel", so ist auch das Ganze unfaßbar zerflossen und voll wortschöner Emphase. Nur in wenigem, wie etwa in dem schönen Gedichte „Schillers Haus in Gohlis", ist wahre Poesie zu finden. Objektiver und bedachtsamer hielt er sich in seinen Dichtungen „Der fahrende Poet", worin er ein dichterisches Wanderbuch nach Art des Byronschen „Childe Harold" liefern wollte. Aber darin ging er auch viel zu gespreizt einher, um poetisch zu sein, und verfehlte die rechte Wirkung, indem er die knappe Sonettform wählte, welche die der schildernden Poesie durchaus notwendige Ausbreitung des Stoffes verbietet. Bekannt sind aus diesem Werke die in dem Gesange „Weimar" vorkommenden Charakteristiken Goethes und Schillers. Viel gelungener, als diese rhetorisierenden Stücke, und voll echter Poesie sind die Partien, wo er uns nach Lenaus Vorgange Bilder aus dem heimatlichen Ungarlande liefert, wie in noch größerem Maßstabe in seinem versifizierten Romane „Janko, der ungarische Roßhirt". Hier zeigte er wirklich eine Lebendigkeit, Frische des Kolorits und Plastik in der Schilderung magyarischen Volkslebens, glänzenden Magnatentums, der Bauernwirtschaft und des Zigeunerlebens, die überaus fesseln, und hinter denen selbst die eingeflochtene

Digitized by Google

mit heißer Leidenschaft ausgeführte Liebesfabel zurücktritt. Leider herrscht auch hier zuweilen die Phrase und Übertreibung in der Darstellung in einem Maße vor, wie es der epischen Poesie nicht zuträglich ist. Schon vor diesem „Janko“ erschienen seine „Stille Lieder“, in denen er noch am meisten von subjektiver Willkür frei ist und Mäßigung innehält, so daß sie als seine beste Dichtung gelten kann. Doch ging er bald nach dem „Janko“ von dieser Weise ab und wurde nun noch mehr als früher ein tendenziöser Zeitdichter. Das zeigen vor allem seine „Lieder vom armen Manne“, die voll von hetzender Bitterkeit sind und aufstachelnde Bilder aus dem Proletariatsleben geben. Unter diesen sind manche, wie „Knecht und Magd“ und „Anne Marie“, tief ergreifend. Beck starb am 10. April 1879 zu Währing bei Wien.

Ebenso scharf demokratisch gesinnt, wenn auch nicht so ungestüm, wie Beck, ist der gleichfalls israelitische Dichter Moritz Hartmann (1821—1872), der, am 15. Okt. in dem böhmischen Dorfe Duschnik geboren, Mitglied des Frankfurter Parlaments war, wo er die äußerste Linke einnahm. Vor allem war es sein politischer Freimut, der ihm in Deutschland Freunde gewann. Seine lebendige Phantasie, sein leichtflüssiges Darstellungstalent und ein gewisses Maß von Satire ist an ihm als Dichter zu rühmen. Aber auch ihm mangelte es im Grunde sehr an lyrischer Tiefe, die er durch Reflexion, Wortpracht und Pathos zu ersetzen suchte. Seine ersten Dichtungen erschienen 1845 unter dem Titel „Kelch und Schwert“, denen bald „Neuere Gedichte“ nachfolgten. Beide Werke, in denen er vorherrschend die Poesie als Kämpferin gegen veraltete Staatsformen auftreten ließ und darum nicht selten in Abstraktionen und Deklamationen verfiel, bieten bei ihrem mannigfaltigen Inhalte auch manches tiefer Empfundene dar, namentlich die „Böhmischen Elegien“. Diese tief-wehmütigen Klagen über die gefallene Größe seines Vaterlandes, einzelne kräftige Balladen und das schöne Gedicht „Gewisse Worte“ sind mit Auszeichnung zu nennen. Der politische Inhalt beider Erstlingsgaben zog ihm Landesverweisung zu, und nun verrannte er sich leider immer tiefer in den Fanatismus, wovon seine zur Zeit der Revolution erschienene „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ Zeugnis gab. Hier behandelte er die Tagesereignisse satirisch, zuweilen giftig, ja er würdigte die Poesie ge-

Digitized by Google

radezu zur Bänkelsängerei herab. Später ward er besonnener und wandte sich von dem Zeittumulte ab, um sich zunächst in seiner Idylle „Adam und Eva“ auf ein stilleres Gebiet der Poesie zurückzuziehen. Diese Dichtung entfaltet trotz der schlechten Hexameter, in denen sie auftritt, viel Kraft und Lieblichkeit der Schilderung. Der Inhalt, der in die Zeit der Befreiungskriege fällt, ist sehr einfach. Ein besorgter Vater in einem böhmischen Dorfe flüchtet sein Töchterlein Eva vor den Russen weit hinein in den Wald, in eine einsame Hütte auf sonniger Halde und gesellt ihr als Beschützer seinen rüstigen Pflegesohn Adam zu. Das harmlose, geschwisterliche Zusammenleben beider in der Waldeinsamkeit, in das bald ein wandernder, vielerfahrener Mönch größere Abwechselung bringt, sowie das stillgeschäftige Naturleben von Berg und Wald ist überaus anmutig geschildert. Da naht ein verirrter Russe mit roher Gewaltthätigkeit der Jungfrau und wird nur durch den Mönch vor dem rächenden Beile des Jünglings gerettet. Auch ein Wolf in einer kraftvoll geschilderten Gewitternacht bedroht Evas Leben und erliegt dem gewaltigen Griffe ihres Beschützers. Unter solchen Vorfällen blüht die Liebe in den beiden jungen Herzen still und rein empor, um im letzten Gesange ihren vollen Kelch zu entfalten. Der Mönch, der die wachsende Neigung beobachtet hat, segnet sie, und der Vater, der gekommen ist, die Kinder heimzuholen, weiht ihren Bund. Das Ganze ist von Walddust durchweht und macht einen frischen, wohlthuenden Eindruck. Bald nach diesem Idyll ließ er seine „Schatten“ folgen, eine Sammlung von fünf erzählenden Gedichten, zwischen denen als Intermezzo eine Reihenfolge von Liebesliedern eingeschoben ist. Hier, wo er sich auf das rein-epische Gebiet wagte, war er weniger glücklich. Es fehlt den erzählenden Stücken so sehr an einem greifbaren, geschichtlichen Kern, an Plastik der Gestalten, an Durchbildung des Plans, an gediegener Fassung der Sprache, und sie sind dermaßen unsicher und verwischt, daß sie wirklich als „Schatten“ erscheinen und nur als poetische Skizzen gelten können. Viel gelungener, als diese Erzählungen, unter denen „Luise von Eisenach“ noch die beste ist, sind die erotischen Zwischengedichte des Buches, die voll edlen Feuers und tiefer Innigkeit zugleich in vortrefflicher, künstlerischer Form auftreten. Eins der schönsten soll hier Platz finden.

Digitized by Google

Mich drücket eine Sorge:
Ob dein ich wert? —
Ob ich von dir nicht borge,
Was mich vor mir verklärt?

Doch bring ich Dank, du Holde,
Dir gern zurück —
Ich strahl in deinem Golde,
Mein Licht, mein Tag, mein Glück!

Wie eine Wolke bin ich,
Die Licht durchquillt —
Auf stille Lieder sinn' ich:
Sie tragen all dein Bild.

Daß sie als fromm mich kennen —
Du thatest das.
Daß sie jetzt gut mich nennen —
Du nahmst mir allen Haß.

O welch ein neues Leben! —
Wie ein Gebet,
Das mit entzücktem Beben
Durch unsre Seele geht.

Von seinen zahlreichen prosaischen Schriften seien noch genannt der Roman „Krieg um den Wald", „Erzählungen eines Unstäten", „Tagebuch aus der Provence und Languedoc", drei Bände mit „Novellen", „Nach der Natur", „Der Gefangene von Chillon", „Die letzten Tage eines Königs" und „Die Diamanten der Baronin". In diesen Arbeiten zeigte Hartmann eine große abgeklärte Ruhe und anschauliche Gründlichkeit.

Er war auch ein geschmackvoller Übersetzer der ungarischen Gedichte Pettöfys, bulgarischer Volkslieder und, in Gemeinschaft mit L. Pfau, bretonischer Volkslieder.

Er war zuletzt Redakteur des Feuilletons der „Neuen Freien Presse" zu Wien und hielt seinen erbitterten, demokratischen Standpunkt gegen das deutsche Reich bis zum Tode fest. Er starb am 13. Mai 1872.

Der dritte der obengenannten Dichter ist der mit Moritz Hartmann gesinnungsverwandte Alfred Meißner (1822—1885), der am 15. Oktober zu Teplitz in Böhmen geboren wurde und sich der Medizin widmete. Auch er hat seinen Ruf wesentlich seinem politisch-radikalen Standpunkte zu verdanken, denn bei unleugbaren Vorzügen fehlt es seiner Poesie doch eben-

Digitized by Google

falls an lyrischer Unmittelbarkeit, wofür wir bei ihm meist mit schönrednerischem Pathos und blendendem Außenwerk fürlieb nehmen müssen. Zuerst, 1845, trat er mit „Gedichten“ auf. Sie schlugen so rasch ein, weil sie mit Feuer und Leidenschaft auf die demokratisch-socialistischen Interessen der Zeit eingingen. Im Grunde boten sie mehr Phrase, als echte Dichtung, und verherrlichten hie und da, wie in dem Gedichte „Jubel“, stark das moderne Heidentum. Von gleichem Geiste war sein „Ziska“, worin er die hussitische Bewegung episch behandelte. Wie er hier die notwendige Objektivität darangab, indem er den historischen Stoff für politisch-moderne Tendenzen ausbeutete, so leidet auch das Ganze, mit Ausnahme einiger trefflicher Romanzen, an sehr aufgeblähter Rhetorik. Die Charakteristik des Helden muß als völlig verfehlt gelten.

Durch das Frankfurter Parlament enttäuscht, begab sich Meißner im Winter 1849 zum zweiten Male nach Paris, schrieb dort während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes zwei Bände „Revolutionäre Studien“ und veröffentlichte ein paar Monate später anonym den „Sohn des Atta Troll, ein Wintermärchen“, das, an Heine anknüpfend, ein Hohngelächter über den Ausgang der deutschen Bewegung anstimmte. Dann folgte seine Tragödie „Das Weib des Urias“. Freilich bricht auch hier lyrischer Schwulst hervor, und das Kolorit ist im ganzen zu unbiblisch-modern. Dennoch ist wenigstens die Exposition einfach und geschickt, die Handlung spannend und der an sich sittlich bedenkliche Stoff mit geziemender Würde behandelt.

Von Alfred Meißners Romanen sind sehr bekannt geworden der „Freiherr von Hostiwin“, später umgearbeitet und fortgeführt unter dem Titel „Die Sansara“, „Der Pfarrer von Grafenried“, die politischen Tendenzromane „Schwarzgelb“ und „Babel“, die einen Blick in Abgründe der Korruption eröffnen, und „Die Kinder Roms“. Meißner lebte zuletzt als Arzt in Bregenz und starb am 29. Mai 1885. Nach seinem Tode führte eine Veröffentlichung von Franz Hedrich, der die Autorschaft der Meißnerschen Romane zum Teil beanspruchte, zu peinlichen, öffentlichen Erörterungen. Jedenfalls ist Hedrich sein Mitarbeiter gewesen.

Von diesen drei österreichischen Dichtern, die nach ihren tumultuarischen Tendenzen und vielfach gespreiztem Formenwesen eng

Digitized by Google

zusammengehören, ist der Böhme Adalbert Stifter (1806—1868), durchaus verschieden und bildet einen sehr wohlthuenden Gegensatz gegen sie und alle Zeitdichter, insofern er völlig unpolitisch, in stiller Abkehr von den Tagesfragen durchaus in der Welt des Gemüts lebte. Er ist ein reiner und jungfräulicher Schriftsteller, wie wir sonst kaum einen haben. Geboren am 23. Oktober zu Oberiglau, einem Marktflecken des südlichen Böhmens, wo sein Vater ein schlichter Leinweber war, lernte er schon früh, wie die meisten im Volke geborenen Talente, den harten Gegensatz zwischen geistigem Drange und der Beschränktheit der Lebensverhältnisse kennen. Ein freundlicher Priester, Placidus Hall, nahm sich seiner väterlich an. Anfangs zweifelte Stifter, ob er sich für Poesie oder für Malerei entscheiden sollte. Im Jahre 1826, als er nach Wien gegangen war zum Studium der Rechte, kam noch die dritte Lieblingsneigung, die Musik, hinzu. Dazu schwankte er in seinen Studien zwischen Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie und ergab sich endlich — den Naturwissenschaften. In diesen unterrichtete er später den Fürsten Richard Metternich. Dadurch kam er in bessere Verhältnisse. Er erhielt 1850 die Stelle eines Schulrats für die Volksschulen in Oberöstreich und lebte in Linz. Die mannigfaltige Richtung seiner künstlerischen Studien und wissenschaftlichen Neigungen finden wir in den köstlichen Naturschilderungen, in dem musikalischen Ton seiner Sprache und in der lyrischen Grundstimmung seiner Poesie auf jeder Seite wieder. Daher ihre Bedeutung und der Beifall, den sie gefunden hat. Stifter wurde sehr bald durch seine 1844 erschienenen „Studien“ bekannt, eine Reihe novellistischer Dichtungen, die zu sechs Bänden anwuchsen. In diesen trat er in so eigentümlicher Haltung auf, daß er durch sie bald ein weit ausgebreitetes, wenn auch stilles Publikum in Deutschland gewann. Was ihn besonders auszeichnete, war die ungewöhnliche Meisterschaft in der Landschaftsmalerei, die er zu Tage legte. Bis ins einzelne sorgsam, getreu und sinnlich-wirksam, schildert er die Natur, die er mit dem scharfen Auge des Malers sieht, um sie in voller Frische des Kolorits und in all ihrem Licht- und Schattenwechsel poetisch-lebendig wiederzugeben. Freilich überschreitet er dabei wohl das Maß, das dem Malerischen in der Poesie zukommt. Dennoch ermüdet er den Leser nicht, weil er das im einzelnen Geschilderte stets von einer Persönlichkeit durchleben läßt und somit

Digitized by Google

seinen Schilderungen nie die Empfindung des Gemüts fehlt. Überhaupt ist, trotz seiner Lust an Bilderreichtum, doch eben die Offenbarung der Gemütswelt und ihres sinnigen Zusammenhanges mit der Natur das Ziel seiner Dichtung. Auch auf dieser Seite entfaltet er eine Meisterschaft der Seelenmalerei, die kaum ihresgleichen hat. Mit dem feinen Blicke des Psychologen und der Innigkeit des Poeten enthüllt er uns Zug für Zug das innerste Leben und Weben seiner meist edlen, schönen Personen, so daß das Bild ihres Charakters lebendig vor uns entsteht und wir uns von der Einfachheit und Wahrheit seiner Zeichnung unmittelbar erfaßt fühlen.

An Handlung sind seine Novellen arm; ja sie legen fast mehr Zuständliches als Thatsächliches dar. Dennoch spannen sie durch ihre geschickte Anlage und die treffliche Ordnung, die sie in der Entfaltung des Zusammenhangs innehalten. Auch die äußere Darstellung ist höchst anziehend. Ungesucht im Ausdruck, voll epischer Ruhe, großer Klarheit und Sauberkeit, beurkundet sie überall ein sinnig-beschauliches Dichtergemüt und erfüllt mit stiller, anhaltender Wärme. Man darf sich jedenfalls von der Lektüre dieser Novellen den reinsten und wohlthuendsten Genuß versprechen und muß sie vor allen denen empfehlen, die in der Poesie mit Recht ein Heilmittel gegen die Krankhaftigkeit heutiger Zustände und eine Befriedigung ethischer Neigungen suchen. Die besten sind „Der Hochwald“ und „Der Hagestolz“, die alle erwähnten Vorzüge des Dichters in sich vereinigen, und denen „Zwei Schwestern“ und „Aus der Mappe meines Urgroßvaters“ zunächst stehen. Im Jahre 1856 gab er eine neue Sammlung von Arbeiten heraus unter dem Titel „Bunte Steine“ und im folgenden Jahre eine Erzählung in drei Bänden, der „Nachsommer“. Zuletzt im Jahre 1865 versuchte er sich mit einem historischen Roman „Witiko“ in drei Bänden. Aber sein für Kleinmalerei unübertroffenes Talent reichte nicht für die Gestaltung eines großen künstlerischen Baues aus, und die Nachahmung des einfachen Chronikenstils, der an sich schon seine schweren Bedenken hat, wurde von Stifter hier unliebsam und nicht mit Geschick ausgeübt. Im November 1865 wurde er mit dem Charakter eines Hofrats in den Ruhestand versetzt und lebte von da an bis zu seinem Tode schriftstellerischen Bestrebungen, der Malerei und der Blumenpflege. Er starb in Linz am 28. Januar 1868.

Digitized by Google

Unter den österreichischen Dichtern ist, wenn auch nicht den vorgenannten ebenbürtig, so doch mit Anerkennung noch der Prager Karl Egon Ebert (1801—1882) zu nennen, der sich in seinem nationalen Epos „Wlasta", der idyllischen Erzählung „Das Kloster" und manchen sehr guten Balladen als ein echt episches Talent kundgethan hat und viele Dichter Österreichs durch schönes Maß des Ausdrucks und innere Wahrheit der Empfindung überragt.

In neuerer Zeit hat die Poesie dieses Landes einen neuen kräftigen Aufschwung genommen. Ein Hermann von Gilm (1812—1864) sang, erfüllt von der Schönheit und Erhabenheit seiner Tiroler Heimat, fröhliche Trutzlieder gegen Geistesknechtschaft und Jesuitenherrschaft. Der derbe, oft scharfe und herbe Ritter von Leitner aus Steiermark ließ zur Freude seiner Landsleute seine Stimme erschallen. Adolf Pichler, ein Innthaler voll schöner Naturfreude und kernhafter deutscher Gesinnung, zeigte sich als begeisterter Kämpfer, auch als Vaterlandsverteidiger mit der Waffe in der Hand, gegen alles welsche Wesen. W. Constant, eigentlich Wurzbach von Tannenberg, von starkem österreichischem Patriotismus, aber zugleich auch von echt deutschem Geiste erfüllt, besang die Herrlichkeit seines Vaterlandes, das er sogar mit Hellas verglich.

Bedeutender als diese letztgenannten, trat Robert Hamerling, geboren am 24. März 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, mit lyrischen und kleineren historischen Dichtungen hervor, bis er durch größere Schöpfungen, die für die Entwicklung des deutschen Epos von Bedeutung sind, allgemein bekannt wurde. Als der hervorragendste Volksdichter der Gegenwart ist der Steiermärker Rosegger — mit dem seltsamen Vornamen „Petri Kettenfeier" — zu nennen, an dem nicht nur sein engeres Vaterland, sondern jeder Freund echt deutscher Volkspoesie seine Freude haben muß. An ihn rührt der Wiener Ludwig Anzengruber mit seinen Dorfromanen und Volksschauspielen.

Diese drei Dichter, von denen an andern Stellen noch eingehend zu reden sein wird, sind von den Schranken der altösterreichischen Art gänzlich frei geworden und gehören im weiten Sinne dem Vaterlande unserer deutschen Poesie.

Digitized by Google

Die Münchener Dichtergruppe.

Wer die Kunst versteht und liebt, wird eines Malers Können anerkennen und schätzen, auch wenn der Gegenstand des Gemäldes ihm nicht zusagt. Hat der Künstler die häßliche Gestalt, ein entsetzliches Angesicht, Scenen abschreckenden Jammers oder grausigen Verbrechens nur in rechter Auffassung und mit warmer Lebenswahrheit auf die Leinwand gebracht, so ist er der Künstlerehre wert, und der wahrhaft Gebildete wird das Bild verstehen und würdigen.

Ähnliches gilt von der Dichtung.

Man darf sich nicht gehindert fühlen, auch solchen Dichtern, deren Lebensanschauung der unsrigen geradezu entgegensteht, die gebührende Anerkennung zu zollen. Die Kunst soll zunächst nur künstlerisch, daher das poetische Werk zunächst nur ästhetisch beurteilt werden. Hier gilt in einem weiteren Sinne das Bibelwort: „Alles ist euer." Aber freilich ist nicht zu leugnen, daß wir ein ganz anderes Behagen, eine wirkliche, ungemischte Freude an den Poesien solcher Dichter empfinden, die nicht nur in der Technik und Naturwahrheit der Dichtung, sondern in der Gesinnung, im Maß der reinen Schönheit, in der Richtung des Willens groß und erhaben sind und das Heilige im Menschen nicht verletzen.

Diese freudige Anerkennung ist den Dichtern zu spenden, die man nach der Stätte ihrer künstlerischen Bildung und fruchtbaren Gemeinschaft als die „Münchener Dichtergruppe" bezeichnen kann. Sie haben gemeinsam das Wohlgefallen an der schönen Form, die innige und lebensfreudige Unmittelbarkeit und eine gewisse harmlose, aller Polemik abholde, aber alle großen Verschiedenheiten der Nationalitäten und der Zeiten mit fröhlichem

Digitized by Google

Genuß umfassende Herzenswärme. Der gesunde, große Ton patriotischer Begeisterung ist ihnen nicht fremd. Freilich erwachte er erst zur vollen Kraft, als die engeren Schranken der für ihre Entwicklung sehr günstigen Bildungsstätte sie auf den großen Schauplatz des Vaterlandes entlassen hatten und der Sturm der Zeit sie ihrem klassisch-ästhetischen Behagen enthob.

In München hatte der vielseitig gebildete und von vaterländischer Begeisterung erfüllte König Ludwig (1786—1868) sich als Beförderer aller Künste und Wissenschaften bewährt und die hervorragendsten Meister auf dem Gebiete der Malerei, Skulptur, Architektur, Musik und Schauspielkunst, sowie namhafte Dichter und Schriftsteller in seinen Umgangskreis gezogen, so daß München vorübergehend als ein Vorort deutscher Kunst erscheinen konnte. Der König selbst trat auch als Dichter auf. Aber die Form, in die er sein künstlerisches Empfinden kleidete, litt unter der Vergewaltigung der Sprache, indem er sich eines unnatürlich gedrungenen Stiles und seltsamer Wortformen, wie namentlich auch bizarr überbauter Participialkonstruktionen befleißigte.

Die deutsche Kunst auf allen Gebieten hat ihm immerhin zu danken. Sein Sohn, König Max, setzte in treuer Erbfolge die edle Bethätigung dieses künstlerischen Schutzamtes fort. Unter seiner Regierung fand sich in seiner Hauptstadt teils dauernd, teils zu kürzerer Begegnung ein Kreis von Männern zusammen, deren Namen ein wertvoller Schmuck unserer Litteratur bleiben werden, Geibel, Bodenstedt, Paul Heyse, Hermann Lingg, Schack, Hertz, Grosse, Melchior Meyer, Riehl, Dahn u. a.

Als der Bedeutendste und Volkstümlichste sei unter ihnen zuerst genannt Emanuel Geibel (1815—1884). Er ward zu Lübeck am 17. Oktober als Sohn des noch unvergessenen, trefflichen reformierten Predigers Dr. Johannes Geibel geboren. Anfangs wollte er auf der Universität Bonn, die er 1835 bezog, Theologie und Philologie studieren. Da er keine rechte Freudigkeit zum gründlichen Studium der beiden Fächer fand, gab er dem lebhaft sich regenden Talente nach und widmete sich ganz dem Studium der Alten und der schönen Litteratur. Im Jahre 1836 ging er nach Berlin, wo er in dem Umgange mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und vor allem mit Franz Kugler mannigfache Anregung erhielt.

Digitized by Google

Nach zwei Jahren, noch ehe er seine Studienzeit vollendet hatte, reiste er von hier nach Athen, um eine Stellung als Erzieher im Hause des russischen Gesandten, des Fürsten Katakazi, anzunehmen. Nur die Sehnsucht, den Boden Griechenlands zu betreten, und die Hoffnung, hier für seine poetischen Arbeiten Muße und Anfeuerung zu finden, hatten ihn hierher getrieben. Da er sich aber durch die Verhältnisse getäuscht sah, kehrte er schon 1840, nachdem er mit seinem Freunde und Schulgenossen Ernst Curtius noch zuvor eine für seine poetische Ausbildung höchst fruchtbare Reise nach den Cykladen gemacht hatte, nach Deutschland zurück und gab gemeinschaftlich mit dem Genannten eine Reihe Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern, betitelt „Klassische Studien", heraus und veröffentlichte seine „Gedichte", deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war. Während seines Aufenthalts in Lübeck widmete er sich nun auch dem Studium der romanischen Sprachen, namentlich des Spanischen, als dessen Frucht er 1852 in Gemeinschaft mit Paul Heyse sein „Spanisches Liederbuch" herausgab. Sehr willkommen war es ihm, als ihn ein von seinem Vater her befreundeter hessischer Edelmann, der Baron Karl von Malsburg, auf sein Gut Escheberg bei Kassel einlud, um die dortige ansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher zu benutzen. Nachdem er hier im Genuß der liebenswürdigsten Gastfreundschaft ein Jahr verlebt hatte, kehrte er 1842 nach Lübeck zurück.

Eben war er um Neujahr 1843 mit der Anordnung der zweiten Auflage seiner „Gedichte" beschäftigt, als ihn Rumohr mit der freudigen Nachricht überraschte, daß ihm der König von Preußen zur ungehemmteren Fortsetzung seiner poetischen Arbeiten ein Jahrgeld ausgesetzt habe, wodurch er in eine sorgenfreie, an Muße reiche Lage kam. Im Frühjahr 1843 verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach St. Goar zu Freiligrath, bei dem er einen poetischen Sommer verlebte. Später reiste er viel umher und hielt sich bald in Lübeck, bald in Stuttgart, bald in Hannover und eine Zeit lang auch in dem Klosterorte Ilfeld am Harze auf.

Im Jahre 1852 ward er als Professor der Litteratur und Ästhetik nach München berufen. Hier war er ein hervorragendes Mitglied des bedeutenden Kreises hochbegabter Dichter, welche der kunstsinnige König Max um seinen Thron ver-

Digitized by Google

sammelt hatte und mit Wohlwollen und Ehren förderte, so daß ihn die deutsche Litteraturgeschichte dafür dankbar erwähnen muß. Mit dem Tode des Königs löste sich der Kreis, und Geibel kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er der Wissenschaft und den Musen lebte, hochgeehrt von seinen Mitbürgern, die es nicht verkannten, daß die Ehre dieses Mannes, als des zur Zeit ersten deutschen Dichters, auch die Ehre seiner Vaterstadt sei.

In Lübeck hat sich länger und kräftiger, als kaum irgendwo in Deutschland, der gute, alte Bürgersinn erhalten, der mit starkem, fast engem Selbstgefühl gegenüber allem Fremden, doch auf christlichen Glauben sich gründend, in Zucht und Ehrbarkeit, in vaterländischer und ehrenfester Gesinnung sich bewährt und bethätigt. Geibels Vater war ein Mann von seltener Geistesfrische und Klarheit, von imponierendem, herzgewinnendem Wesen, voll Frohsinn und Heiterkeit, der treu an Gottes Wort und an der reformatorischen Lehre seiner Kirche hielt und viel dazu beigetragen hat, daß dieser Geist in Lübeck lebendig blieb. Dieses fromme, gesunde und deutsche Christentum ist dem Sohne zum Erbteil geworden und lebt in seiner Dichtung fort. Eine Herzensfrömmigkeit, die weder Pietismus noch Orthodoxie, weder Rationalismus noch Mysticismus ist, gründete sich bei ihm auf richtiger Erkenntnis des wahren Christentums. Sie beruhte bei ihm auf guten wissenschaftlichen, historischen und psychologischen Gründen, die ein so philologisch und philosophisch gebildeter Mann, wie Geibel, sicherlich hat finden müssen, weil ihm seine Religion Herzenssache war, und hat sich bei dem ungewöhnlich vielseitigen Manne in den Erfahrungen eines sinnig und sittlich geführten inneren und äußeren Lebens bewährt. Diese Einheit und Reinheit gab ihm seine besondere Größe. An poetischer Begabung mögen ihm viele nahe kommen. Gedankenreichtum, Phantasie, Witz, Fülle der Lebensanschauungen, Tiefe des Gemütes, Wohlklang und Kraft der Sprache, Liebe zum Vaterlande finden wir bei andern auch. Aber das alles wird bei Geibel belebend durchhaucht, geistig durchleuchtet und kräftig durchdrungen von jener echten Religiosität, obgleich in seinen Liedern der Name Christi kaum jemals genannt wird. Geibel ist kein Sänger des Christentums, sondern ein christlicher Sänger. Er fände nicht seine richtige Stelle bei den eigentlich christlich-kirchlichen Dichtern. Es ist etwas anderes, die Sonne anschauen, oder im Licht der Sonne die Welt be-

Digitized by Google

trachten. Geibel hat nicht den Dichterberuf: „Gott ist mein Lied," aber er besingt im Lichte Gottes Liebe, Natur, Freiheit und Vaterland und entfaltet in seinen Liedern eine wunderbare und mannigfaltige Schönheit. Seine ersten meist lyrischen Werke waren „Gedichte", 1840, „Zeitstimmen", 1841, „Ein Ruf von der Trave", 1843, „König Sigurds Brautfahrt", 1846, „Zwölf Sonette", 1846, „Juniuslieder", 1847, „Neue Gedichte", 1856, „Gedichte und Gedenkblätter", 1864, „Heroldsrufe", 1871, „Spätherbstblätter", 1877. „Die Zeitstimmen" sind in späteren Auflagen teils in die „Juniuslieder", teils in die „Gedichte" übergegangen, von welchen schon lange die 80. Auflage erschienen ist. Das sei zur Ehre Deutschlands erwähnt, das seinen Dichter anerkennt. Die späteren Werke Geibels haben eine, wenn auch nicht gleiche, doch sehr reiche Zahl von Auflagen erlebt. Und dennoch galt von der ganzen Dichtung Geibels seine Klage im Gedichte „Gegen den Strom":

Denn wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt — sein Urteil ist gesprochen!

Gleich im ersten Bande, allerdings am Schluß, hat Geibel in dem Gedichte „Barbarossas Erwachen" sich selbst schon diesen besonderen, dem Deutschen, dem Christen, dem Dichter in unseren Tagen einzig geziemenden und zum Ziele führenden Weg vorgezeichnet. Der Jüngling, kummervoll erregt durch den Jammer der Zeit, klimmt empor zum Kyffhäuser und stört den alten Barbarossa aus hundertjährigem Schlummer mit der Bitte: „Gieb Rat, gieb Weisheit, denn überall finde ich Nacht und Klarheit, Lüg' und Wahrheit, Recht und Frevel zusammengemischt. Die Alten stützen und halten, wie das Gute, doch auch das Schlimme fest und zürnen der feurig gärenden Jugend." Über die Jungen klagt er dem Kaiser:

Die schelten und meistern mit kecken Zungen.
Nichts ist ihnen recht;
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Der Glaub' ist ihnen nur Fastnachtsscherz,
Eine Thorheit das Herz.

Digitized by Google

Nach Freiheit rufen sie männiglich
Und sind der eignen Lüste Knechte.
Sie reden vom ewigen Menschenrechte
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen,
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen
Und ordnen kaum den eignen Herd.

Barbarossa tröstet ihn, die Welt werde doch ihren Gang gehen, aber der Jüngling weist darauf hin, daß unter jenen Stürmern und Drängern doch auch ein ehrenwert Geschlecht sei, das um zertretenes Recht klage. Da gelte es doch, das Schwert zu schleifen. Aber der Kaiser verbietet das. Der Lenz werde kommen, plötzlich geboren über Nacht.

Wirf deine Sorgen all auf ihn,
Der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen;
Er hat auch euer nicht vergessen.
Die Stunde kennt er und die Wege.
Du aber pflege
Der Gabe, die er dir gnädig beschied,
In That und Lied.
Schau fest auf das Ziel deiner Reise.
Der ist der Weise,
Der es nimmer vergaß.
Wirke treu im befriedeten Kreise
Und halte Maß!

Weiter singt der Dichter, wie nah ein Kampf bevorsteht von Nacht und Licht, von Geist und Stoff, ein Kampf von Gott und Antichrist. Dazu sendet er seine Lieder hinaus. Er giebt ihnen als werten Talisman das Kreuz mit in die Schlachten wider die in Nüchternheit versunkene Welt, wider die Helden, die Giganten sind, aber nur im Vernichten.

Wohl grübelt ihr und möchtet gern das große Rätsel lösen,
Aus welchem tiefverborgnen Quell der Strom sich wälzt des Bösen.
Ihr eilt geschäftig hin und her, um Wust auf Wust zu türmen,
Und meint mit eures Witzes Rat den Himmel zu erstürmen.
Doch seht, nur eines Donners Schlag, nur eines Blitzes Flammen,
Und eurer Weisheit Pelion und Ossa stürzt zusammen.
Ich aber sage euch, fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Digitized by Google

Denn wo die Liebe wohnt, da wohnt auch ein ewiger Lenz. Gott ist die Liebe, und der Liebe offenbart sich, was dem Blick der klugen Welt verborgen ist. Sie sieht in trüber Dämmerung schon den rosenroten Morgen.

Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbesiegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen.

Allerdings nicht Wunder thun, aber schaffen, daß Gott Wunder thut, indem er Gebete erhört, denn jede Gebetserhörung ist ein Wunder. (Neue Gedichte: „Vom Beten".)

Du sagst, du magst nicht beten, denn es sei
Doch alles vorbestimmt. — Wie? Ist dein Gott
Denn schon gestorben, seine heil'ge Vorsicht
Ein bloßes Uhrwerk, das an Fäden schnurrt,
Der tote Nachlaß eines großen Künstlers?
Ist er nicht heut noch da und wirkt und schafft
Am nimmer fern'gen Wert? Giebt dieser Duft
Von jungen Rosen, der durchs Fenster quillt,
Nicht holde Bürgschaft seiner Gegenwart,
Und daß er lebt und liebt? Und wenn er liebt,
Wie hätt' er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In seines Rates Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunstkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Der Dichter betet:

Du Herr, der überm Sternenzelt
Das Richtmaß aller Dinge hält,
Du bist dir selbst geblieben gleich
Und aller Treu' und Gnade reich.

O nimm mich, Herr, in deine Hut,
Und gieb mir einen festen Mut,
Daß ich getrost den schweren Tag
Wie einst den guten tragen mag.

Ebenso in der „Gebet" überschriebenen Ghasele:

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir.
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut
Und, wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.
Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben. Nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir.
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir.

Digitized by Google

Das Leben des Dichters ist eine schöne Erhörung seines Gebets geworden. Er hat nicht nur um den Geist echter Poesie, sondern für seine Poesie auch um den heiligen Geist Christi gebeten:

O Geist, der einst in goldnen Feuerflocken
Aufs Haupt der Jünger brausend niederfuhr,
Von deinem Reichtum einen Funken nur,
Hernieder send' ihn auf des Sängers Locken.

Sein Pfingstbekenntnis lautet:

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Diesen ewigen Grund der Apostel und Propheten hat er nie verwechselt mit dem Fundamente des Vatikan oder der Schloßmauer von Canossa. Davon weiß er auch und singt ergötzlich genug in seinem Gedichte „Regenzeit" in den Spätherbstblättern:

Geh' ich nach dem ew'gen Regen
Durch den Wald bei früher Zeit,
Ei wie macht auf allen Wegen
Sich das Volk der Pilze breit!

Zwischen Dorn und Hagebutte
Truppweis' an des Pfades Rand
Stehn sie, hier in weißer Kutte,
Dort im braunen Mönchsgewand.

Andre blähn gleich Kardinälen
Sich im flachen Scharlachhut,
Ach und vollends nicht zu zählen
Ist die schwarzgefleckte Brut.

Dicht geschart und immer dichter
Durchs Revier von Ort zu Ort
Wälzt das schwammige Gelichter
Seine Propaganda fort.

Klimmt mit unheimlicher Schnelle
Hügelan aus jeder Schlucht,
Haucht von jeder sumpf'gen Stelle
Seinen Brodem in die Luft.

Frischen Sonnenatem sende,
Güt'ger Himmel, send' ihn bald,
Sonst verdumpft uns noch am Ende
Dies Gezücht den ganzen Wald.

Digitized by Google

Der freie, fromme Geist verleiht allen Dichtungen Geibels ihre eigentümliche Schönheit. Diese Fülle der Gaben in den fünf Liedersammlungen gleicht einem unermeßlichen Blumenfelde, das durch die mannigfaltigsten Farben und Düfte erfreut. Groß ist die Menge seiner Liebeslieder. Aber alle sind keusch und züchtig, und doch wahrhaftig nicht minder voll hoher Dichterschöne als die wilden, heißen, oft sinnlich schwülen Ergüsse von Prutz und Dingelstedt, von Heine und Hamerling, in ihrer unleugbaren Kraft der Poesie. Eine so reine, geistesklare und hohe Liebe, wie sie bei Geibel in holdseliger Klarheit und Innigkeit mit dem süßesten Wohllaut der Sprache uns entgegentritt, ebenbürtig den schönsten Empfindungen, die uns Rückert und Chamisso ausgesprochen haben, grüßen wir in seinem „Minneliede", einem Kleinod deutscher Dichtung aller Zeiten.

Es giebt wohl manches, was entzücket,
Es giebt wohl vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüt' und Lilienreis.
Das ist, getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.
— — — — — — — —

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen.
In Demut magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.
— — — — — — —

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!

Digitized by Google

Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust.
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du;
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O gieb das Herz aus deiner Brust!

Dem Dichter ist die Liebe ein Selbstopfer, eine heilige und heiligende That. Sie gleicht der Andacht als goldne Leiter, drauf das Herz gen Himmel steigt. Darum darf sie auch nicht entweiht werden durch den Eingriff anderer.

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran.
Den Gottesfunken lösch nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüten steht.
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht!

Die alte, oft wiederholte, traurige Thatsache wird poetisch verklärt:

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer giebt.

Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

Dagegen jubeln die zweiundvierzig „Lieder als Intermezzo" eine frische, fröhliche Jugendliebe in die Welt hinein. Die „Lieder an Ada" in den „Neuen Gedichten" sind Tagebuchblätter eines leider nur flüchtigen Liebes- und Lebensglückes mit seiner Gattin, die ihm nach kurzer Ehe entrissen ward. Er hat den Schmerz nie verwunden, aber als Christ getragen.

Manchmal, als ob ich dich noch hätte,
Wenn mir der Tag verging in Schmerz,
Trittst du in Träumen an mein Bette
Und legst mir still die Hand aufs Herz.

Digitized by Google

Es webt um deine reinen Züge
Der stille Glanz der Ewigkeit.
Doch blickt dein Aug', als ob es früge:
„Was härmst du dich? Ich bin nicht weit."

Und bist du plötzlich dann verschwunden,
Wohl wein' ich wieder, doch es fühlt
Mein Herz zugleich mit seinen Wunden
Den Himmelsbalsam, der sie kühlt.

Ein Hauch ist über mir geblieben,
Ein Trost, wie ihn das Pfingstfest bringt:
Das süße Wissen, daß dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt.

Sind nun diese Liebeslieder Geibels durch ihre unerschöpfliche Fülle der süßen Harmonien längst Lieblinge des Volks geworden, so mit vollem Recht auch diejenigen, worin er die Natur besingt. In diesen kommt er Uhland gleich, der das Landschaftsgemälde zuerst zum Liede vergeistigt hat. Wir finden bei ihm dieselbe tiefe, gemütvolle Naturanschauung, durch die ein Zug religiöser Weihe geht, dieselbe lyrische Innigkeit und vor allem dieselbe lebensfrische Wechselbeziehung des Dichtergemüts mit der Natur. Sie ist ihm eine lebendige Predigt der Liebe. Die Rose bräche nicht hervor, wenn die Liebe sie nicht dazu triebe, und die Nachtigall bliebe stumm, wenn die Sehnsucht sie nicht zu Liedern riefe. Ja selbst der Himmel ist ihm ein Brief der Liebe, mit leuchtender Schrift auf tiefen Grund geschrieben. Das sind ihm nicht nur dichterische Personifikationen; im tiefsten Grunde giebt ihm Gott in der Natur und durch die Natur den Menschen seine Liebe, sein Leben kund. Er sieht in allem seines Gottes Spur. Er möchte die Einsamkeit des stillen Waldes nicht vertauschen mit den Festen und Prunkgemächern der Reichen.

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da mag ich gerne mittendrein
Eins singen!

Und sie verstehen mich ganz fein,
Die Blätter alle lauschen
Und fall'n am rechten Orte ein
Mit Rauschen.

Der Frühling ist ihm ein starker Held, ein Ritter sondergleichen, der sein Schwert schwingt, bis der Panzer zerspringt,

Digitized by Google

den sich der Winter geschmiedet, und dann mit triumphierendem Schall durchs Land zieht, vor ihm her die Nachtigall als Herold.

Und rings erschallt an jedes Herz
Sein Aufruf aller Orten,
Und hüllt es sich in dreifach Erz,
Es muß ihm öffnen die Pforten.
Es muß ihm öffnen die Pforten dicht
Und darf sich nimmer entschuld'gen
Und muß der Königin, die er versicht,
Der Königin Minne, huld'gen.

Auch ist ihm der Lenz ein tausendzüngiger Prediger der Gnade und Liebe Gottes, der dem „Nein" der Glaubenslosen gegenüber das „Ja und Amen" der Kreatur ausspricht.

Kommt her zum Frühlingswald, ihr Glaubenslosen!
Das ist ein Dom, drin pred'gen tausend Zungen.
Wie Weihrauchswolken steigt der Blumen Düften;
Gleich goldnen Kerzen flammt das Licht der Sonnen.
Als Jubelhymnen fluten in den Lüften
Die Stimmen all von Vöglein, Laub und Bronnen.
Der Himmel selbst ist tief herabgesunken,
Daß liebend er der Erde sich vermähle.
Es schauern alle Wesen gottestrunken,
Und, wie verstockt auch, schauert eure Seele.

Osterfrühling und Pfingstfrühling haben ihm volle religiöse Bedeutung.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert, hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld,
O glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Huld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

Digitized by Google

Das schöne „Hoffnungslied“ hat des Dichters Namen der ganzen Nation teuer gemacht.

Und droht der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.
Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Drum still, und wie es frieren mag,
O Herz gieb dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.
Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden:
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Die ganze deutsche Jugend singt mit ihm: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ und

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

O hätt' ich Flügel, durchs Blau der Luft
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stunde auf Stunde entflieht.
Vertraure die Jugend — begrabe das Lied.
O die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Des Dichters Sehnsucht ist befriedigt worden. Er hat die schönsten Länder der Erde, Italien und Griechenland, durchwandert und uns herrliche, farbenprächtige Gemälde derselben entworfen, wie zum Beispiel sein Gedicht „Italien“ und das an seinen Freund und Reisegenossen Curtius. Aber es hat ihn doch immer wieder in die Heimat zurückgezogen. Wohl sei es schön gewesen, singt er in seinem Gedichte „Heimweh“, dort am Meere unter den Palmen und Tempeltrümmern, unter dem krystallreinen, düftereichen Himmel, abends, wenn die Fischer nach Salamis fuhren. Aber dennoch sei ein krankhaftes Sehnen durch

Digitized by Google

seine Brust gezogen, und jedes Lüftchen, das aus dem Nord gekommen, habe er eingesogen, weil es hätte ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein können. Ja selbst die Odyssee, die er dort gelesen, sei ihm vorgekommen als ein Lied des Heimwehs. Die deutsche Heimat ist ihm ins Herz gewachsen. Darum jubelt er, als er sie wieder betreten, in seinem Gedichte „Daheim“:

Daheim, daheim! Nach so viel Wandertagen,
Nach so viel Nächten, wo ich, sturmverschlagen,
Schlaflos im Schiff ersonnen meinen Reim,
Nach Frost und Glut auf öden Felsensteigen,
Nach ew'ger Hast — o welche Zauber liegen
In diesem kleinen Wort: Daheim!

Von zarten Stimmungsbildern seien genannt die „Junge Nonne“, worin er die Klage über den Raub des Lebenslenzes so rührend darstellt, und „Der Zigeunerbube im Norden“, worin der Dichter die ganze südliche Melancholie des Heimwehs in den schmelzendsten Tönen hören läßt. Sein im Hans-Sachsischen Stile gehaltener „Geist zu Würzburg“, sein „Traum des Zechers“, sein „Lob der edeln Musika“ und die muntern Lieder „Leichter Sinn“ und „Wechsel“, zeigen deutlich, wie sich mit dem rechten Ernste die frische Heiterkeit und Lebensfreude paart.

Es ist eine Eigentümlichkeit Geibels, die wir nur etwa noch bei Goethe finden, daß von seinen Dichtungen die ersten („Gedichte“, „Juniuslieder“, „Neuere Gedichte“) in aufsteigender Linie mit Riesenschritten emporgewachsen, die spätern („Gedenkblätter“ und „Spätherbstblätter“) dennoch auf der Höhe stehen geblieben sind, so daß Einzelnes noch das Beste des Früheren überragt. Wenn in den Herbstblättern der Dichter nicht selbst so oft an sein Alter mahnte, würde man es vergessen. Wir wollen seinen „Epilog“ beherzigen.

Denn eure Gunst zwar ließet ihr vor vielen
Mir angedeihn, doch hat mich eins verdrossen,
Daß bei des Jünglings unvollkomm'nen Spielen
Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,
Doch als er vorwärts drang zu würd'gern Zielen,
Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen,
Als wär allein der leichte Schmelz der Jugend,
Nicht reife Kunst des Dichters Zier und Tugend.

Digitized by Google

Von oben freilich flammt in Feuerzungen
Die Kraft herab. Doch uns gehört das Streben.
Noch keinem ist, was Dauer hat, gelungen,
Der nicht das Pfund gemehrt, das ihm gegeben.
So hab' auch ich beharrlich fortgerungen
Und schritt im Lernen wachsend durch das Leben.
Drum seid mir endlich unbefangne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter.

Einen besonderen Reichtum bietet er uns durch eingestreute Sammlungen von Epigrammen, Denksprüchen, Gnomen und Gedankenblitzen, von gereimten Lebensregeln, Distichen meist litterarischen Inhalts und Erinnerungssprüchen.

Sprüche:

5. Das magst du selbst am Kleinsten spüren:
Wo die Schuld gegangen hinaus,
Immer zu denselbigen Thüren
Tritt die Buße zu dir ins Haus.

44. Gott würde dich so hart nicht fassen,
Hättest du sonst dich führen lassen.

31. Klug ist, wer stets zur rechten Stunde kommt,
Doch klüger, wer zu gehn weiß, wenn es frommt.

Aus den Gedenkblättern:

13. Ahnung sieht vom fernen Gipfel
Oft das Künft'ge scharf und klar.
Näher decken Busch und Wipfel,
Was von weitem deutlich war.

23. Was der Wissenschaft gefällt,
Wird darum der Kunst nicht taugen;
Beide sehn dieselbe Welt,
Doch mit ganz verschiednen Augen.

24. Sonne der Liebe, du sinkst, doch blieb dein dämmernder Abglanz
Sanft mir, wie Mondengeleucht, in der erinnernden Brust.

25. Schön wie die Lilie war sie und hold, voll kindlicher Unschuld,
Ach und blühte mir nur kurz, wie die Lilien blühn.

27. Froh noch weiß ich zu sein; doch heimlich in jegliche Freude
Mischt sich der Schmerz: nicht mehr kann ich sie teilen mit dir.

Digitized by Google

Wenn man sich als Wandrer der Stadt Lübeck nähert oder von dem nächsten Hügel des Walles zurückblickt, so macht sie mit ihren unzähligen Giebeln der stattlichen Häuser, mit ihren zahlreichen Türmen, die bedeutsam und schlank sich über die Häusermasse erheben, einen besondern Eindruck. Die Geibelsche Poesie ist wie seine Vaterstadt Lübeck. Die einzelnen Lieder und Gedichte sind wie die stets besonders gestalteten Giebel, aber die zahlreichen epischen Stimmungsbilder — gleichsam poetische Erscheinungen im höheren Stil — ragen wie Türme über das Ganze empor und lenken den Blick nach oben. Ich nenne das „Gesicht im Walde", diese wundersame Dichtung in vollendet gebildeten, melodischen Terzinen.

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald.
Schwarz war die Nacht; unheimlich troff der Regen.
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durchs feuchte Laub blutrote Funken sprühn,
Und Hammerschläge tönten mir entgegen.

Der Dichter erblickt in einer hohen Halle ein Schmiedefeuer. Drei Riesen schmieden ein großes Schwert, zweischneidig, den Griff als Kreuz gestaltet, die Spitze nadelscharf — und singen dabei schauerliche Weisen: Das Königsschwert, das Kreuzesschwert, das Siegesschwert muß fertig sein, und unser Werk hat Eile, Eile, Eile.

Die Zeit ist schwanger. Aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat;
Sein rotes Banner wird der Kampf entrollen.

Drum schweben hohe Geister früh und spat
Durchs deutsche Land und pochen an die Thüren
Und mahnen laut: Der Tag des Schicksals naht!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, drämn mit Blitzgeschoß.
O lasse keiner dann sein Herz verführen!

Denn Füße nur von Ton hat der Koloß,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blast, ihr Funken sprüht empor.
Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile!

Digitized by Google

Seltsam schauerlich und für des Dichters sonstige Art befremdend ist das Gedicht „Der Templer“ aus den „Juniusliedern“.

Prächtig und kraftvoll ist der „Mythus vom Dampf“. Der geknechtete Riese, der Sohn des Feuers und des Wassers, singt ein furchtbar weissagendes Drohelied.

Frohlocket nur, ihr Herren der Erde;
Ihr Staubgebilde, bläht euch nur,
Daß ihr uns herzwangt zur Beschwerde,
Die alten Götter der Natur.
Ein schnöder Raub ist eure Krone;
Ein Hochverrat ist euer Ruhm.
Denn uns verstießet ihr vom Throne
Und teiltet unser Fürstentum.

Wohl dienen wir euch nun als Knechte
Und dulden eurer Geißel Schlag.
Doch murren wir im Schoß der Nächte
Und harren auf der Sühnung Tag.
Es bleibt des Glückes Sonnenwende
Für kein Geschlecht von Herrschern aus.
Auch euer Reich hat einst ein Ende;
Auch euer Bau zerfällt in Graus.

Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildnis schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt,
Wenn dann von eurem Königsfesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein,
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz ist Weltenbrand.
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand.
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durchs All, Zerstörung brausend, wehn
Und überm Trümmersturz der Dinge
Auffauchzen und in Nichts vergehn!

Von gleicher Tiefe ist die „Sehnsucht des Weltweisen“ mit der alten Faustklage über die verlorene Seligkeit des frommen Kinderglaubens, aber mit der starken Sehnsucht nach dem Einen:

Digitized by Google

O du, den ich zu nennen zage,
Du ew'ger Geist, des reines Licht
Noch durch den Dunst der Götterfage
In tausend Farben spielend bricht,
Den sie in tausend Bildern ehren,
Und dem doch nie ein Bildnis glich,
Du, den ich nimmer kann entbehren,
Du Einziger, wie faß ich dich?
Wirst nie dein blendend Licht du lassen,
Dich nah und menschlich kund zu thun,
Daß wir mit Armen dich umfassen
Und fromm an deinem Busen ruhn?

Dann wird der Baum der Menschheit grünen,
Dann werden ihren alten Zwist
Der Himmel und die Erde sühnen
Durch den, der beider teilhaft ist.

Ein sanftes Lächeln wird durchdringen
Des Schicksals unverstand'ne Pein.
Das Leben wird den Tod verschlingen
Und ein Gesetz der Liebe sein.

Ein ähnlicher Gedanke, auf die Kunst übertragen, gestaltet sich in dem „Bildhauer des Hadrian" dafür, daß dieser den eigentlichen Grund für die Ohnmacht seiner Kunst erkennt, weil er nicht mehr, wie Phidias, an den Gott glaube, den er darstellt.

Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft
Ein neuer Gott erscheint auf Erden
Und seine Priester sich berufft.

Der „Judas Ischarioth" ist ein Versuch, das Rätsel, wie ein erwählter Jünger den ohne Zweifel von ihm erkannten Heiland verraten konnte, psychologisch zu lösen. Doch erweist sich hier die Kraft des Dichters für das furchtbare Problem nicht ausreichend.

Das bedeutendste Gedicht der dritten Sammlung ist wohl der „Tod des Tiberius". Der Dichter führt uns an das Sterbelager des „greisen Tigers". Die Schilderung erfüllt uns mit Abscheu, doch fast mit Mitleid. In der Raserei des Fiebers springt Tiberius auf und schleudert sein Scepter durchs Fenster in den Hof. Dort steht ein germanischer Kriegsknecht. Er nimmt es auf, unwissend was es sei, und denkt träumend

Digitized by Google

zurück an seine Hütte am Weserstrand, wo sein blondes Weib die Spindel wirbelt und sein kühner Knabe sich Pfeile schnitzt.

Und plötzlich floß dann, wie? verstand er kaum,
Ein andres Bild in seinen Heimattraum.
Vor seine Seele drängt es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.

Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag.
Doch konnt er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund, unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle, lag.

Und nun, wie kam's nur? über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich. Über den Gefilden
Von Waffen ragt es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch: der Herr der Welt war tot.
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

In den Gedenkblättern zieht uns wegen der fließenden, flotten Sprache das Gedicht „Omar" an.

Inmitten seiner Turbankrieger,
Die Stirne voll Gewitterschein,
Zog Omar der Kalif als Sieger
Ins Thor der Ptolemäer ein.

Schon lenkte zu den Porphyrstufen
Der alten Hofburg der Kalif.
Da warf vor seines Rosses Hufen
Ein Greis sich in den Staub und rief:

Herr, dein ist diese Stadt des Nils — nimm sie hin als Schlachtenbeute, verbrenne Häuser, Türme und Tempel — nur eins verschone Herr! nur eins — die Bibliothek! Dort schläft in hunderttausend Rollen der Geisterhort des Altertums. Was die Menschheit gedacht und gedichtet hat, dort liegt's aufbewahrt für die Nachwelt.

Nein heilig sei auch dir die Stätte,
Die jede Muse fromm geweiht.
Streck drüber deine Hand und rette
Der Zukunft die Vergangenheit!

Digitized by Google

Aber Omar: „Ich bin gewohnt, Gericht zu halten. Die Schätze, die du rühmst, sind Moder, und was du Weisheit nennst, ist Gift.

Schon allzulang am unfruchtbaren
Vielwissen siecht die Welt erschlafft;
Der Staub von mehr als tausend Jahren
Liegt wie ein Alp auf ihrer Kraft.
Des Lebens Baum ließ ab zu lauben,
Seit dran der Wurm des Zweifels zehrt.
Wo ist ein Herz noch, frisch zum Glauben!
Wo ist ein Arm noch, stark zum Schwert!

Schleudert die Brände hinein, und wenn der aufgetürmte Wust in Flammen vergeht, so rufet jubelnd: „Gott ist groß, ihm sei die Ehre — und Mohammed ist sein Prophet!"

Geibel konnte uns ein solches Gedicht geben, ohne daß wir in ihm einen Verächter des klassischen Altertums zu fürchten brauchen. Hat er uns doch in seinem „Klassischen Liederbuch" eine große Zahl der schönsten Lieder des Altertums in einer Übertragung wiedergegeben, die unwidersprechlich darthut, wie tief vertraut er mit dem Geist des Altertums war. Das Geheimnis der Sprache hat er erfahren und empfunden.

Das Wunder sondergleichen, wie im Laut
Sich der Gedanke selbst das Haus gebaut.
Nicht Willkür schuf das Wort; sonst wär es hohl.
Es ist des Geist's notwendiges Symbol.

Das wundersam erhebende Gefühl, seinem Volke eine solche Fülle von Dichtungen dargeboten zu haben zur Freude von Tausenden und sich dabei sagen zu dürfen, daß kein einziges durch unreinen, unsaubern Inhalt die Schwachen ärgerte und die Edlen verletzte, das war die Gottesgabe, die Geibel beschert war. Aber ihm war noch ein ganz besonderes Glück für die Tage seines Alters aufgespart. Er durfte im Jahre 1871 seine „Heroldsrufe" herausgeben, die er fast hätte „Prophetenstimmen" benennen dürfen. Denn es ist eine Zusammenstellung seiner vaterländischen und politischen Gedichte, die größtenteils schon einzeln seit 1840 in verschiedenen Sammlungen und Publikationen erschienen waren. Fast alle politischen Dichter seiner Zeit mußten als ehrliche Männer sich veranlaßt sehen, ihre früheren, wenn auch noch so patriotisch gemeinten Zeit- und Streitgedichte

Digitized by Google

mehr oder minder zu verleugnen, zurückzunehmen und in Vergessenheit zu bringen. Sie haben Farbe gewechselt, und das gereicht ihnen zur Ehre, denn sie opferten ihren Eigensinn der Wahrheit. Aber zu noch größerer Ehre gereicht es Geibel, daß er das nie gethan hat, weil er es nie zu thun brauchte. Mit Geibels „Heroldsrufen" in der Hand kann ein deutscher Christ und christlicher Deutscher fröhlich jedem Verächter und Spötter seines Volkes entgegentreten. Darin sind die Gesinnungen ausgesprochen, die Herz und Sinn der Edelsten und Besten in unserm Vaterlande bewegten. Zum Motto hat er das Wort von Schenkendorf genommen:

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun.

Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich.

Seit 1840, da Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, ein aufrichtiger Christ, wahrer Deutscher und hochherziger Fürst, der sich sein Lebenlang zu gleichem Ziele bekannt hat, aber es auf damaligem Wege noch nicht erreichen konnte, wollte er seiner Würde nicht allzuviel vergeben, der aber viel dazu gethan hat, daß sein erhabener, glücklicherer Bruder mit der Kaiserkrone geschmückt wurde, von der Zeit an, da Geibel zuerst als jugendlicher Dichter auftrat, hat er geprediget und gesprochen vom Kaiser und vom Reich. Die „Heroldsrufe" zerfallen in vier Abteilungen: Vor 1848, Schleswig-Holstein, 1849—1866 und 1866—1871. Die erste Abteilung beginnt gleich mit dem „Türmerlied" von 1840. Es ist ein geistliches Lied, wenn auch kein Kirchenlied und geht nach der alten Kirchenmelodie: „Wachet auf ruft uns die Stimme," fürwahr ein anderer Ton als Dingelstedts „Nachtwächterlied" aus derselben Zeit.

Wachet auf, ruft euch die Stimme
Der Wächter hochher von der Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein vom Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand!

Digitized by Google

Habt Wacht am Heimatherd,
In treuer Hand das Schwert
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

In der zweiten Strophe warnt er vor dem Geier im Osten und vor der Sirene im Westen, die den frommen Geist zu vergiften droht. Es handelt sich freilich um ein scharfes Schwert, aber doch auch um Waffen des Geistes.

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten!
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohlgestellt.

Dann schließt das Lied mit dem Gebete zu Gott, er möge dem deutschen Lande gnädig sein, sprechen zu den Fürsten, wie zu dem Volke, und sie lehren, stark und einig zu sein in ihm.

Sei du uns Fels und Burg
Du führst uns wohl hindurch.
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft und Herrlichkeit.

Das zweite Gedicht ist hier das oben besprochene „Gesicht im Walde", wo er sieht, daß die Riesen das Königsschwert, das Kreuzesschwert und das Siegesschwert schmieden. Es folgt dann eine ganze Reihe von Gedichten, in welchen die Kaiserhoffnung freudig immer wieder ausgesprochen wird. In einem Liede von 1841, „Italia" überschrieben, weissagt er der trauernden Penelope, die von so vielen Freiern umworben und umdrängt wird, daß in zwanzig Jahren auch ihr ein Odysseus erscheinen werde. Und doch war damals Viktor Emanuel kaum Kronprinz von Sardinien. Aber von den unbesonnenen Schreiern, die durch

Digitized by Google

wilde Pöbelkrawalle solcher Art Hoffnungen erfüllt sehen wollten, sagt er sich entschieden los.

Die Freiheit hab ich stets im Sinn getragen.
Doch haß ich eins noch grimmer, als Despoten;
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten,
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen,
Sich auszuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Toten.
Denn Sünde wird es, aus dem Schwarm zu ragen.

Sie ziehen auf mit flatternder Standarte, hauen um sich mit Renommierklingen, wie Falstaff, singen auch Kampflieder, indes statt Blutes Ströme Weines rinnen.

Mir deucht es würd'ger, mit gefaßten Sinnen
Den großen Tag des Schicksals zu erwarten.
Er bleibt nicht aus!

Aber er muß von Gott kommen, und zu ihm müssen wir uns wenden:

Zum Himmel bete, wer da beten kann!
Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte.
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann!
Was fromut uns aller Witz der Zeitungskenner!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Die erste Abteilung schließt dann mit einem „Durch tiefe Nacht", wie mit der weissagenden Prophetenfrage: „Hüter, ist die Nacht schier hin?" Es klingt ihm wie Adlers Rauschen:

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser.
Wann weckst du sie mit Drommetenlaut?
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?

Die zweite Abteilung bringt Geibels Lieder für Schleswig-Holstein. Der Fürst vom Inselreich hat den „offenen Brief" gesendet, in welchem er eine Einverleibung deutscher Lande in Dänemark verlangt (1846). Da giebt der Dichter dem allgemeinen Unwillen seine Stimme in dem „Protestlied":

Digitized by Google

Wir rufen Nein und aber Nein
Zu solchem Einverleiben.
Wir wollen keine Dänen sein;
Wir wollen Deutsche bleiben!

Und dieser Protest, wie er am Schluß jeder der fünf Strophen dieses Liedes sich wiederholt, tönt durch alle folgenden Gedichte dieser Abteilung hindurch. Wir geben noch ein Sonett, vollendet in Inhalt, Gesinnung und Form, wie kaum ein anderes. Es enthält wiederum eine herrlich erfüllte Weissagung.

Das alte Münster spricht im Glockenklange:
Mich hieß die deutsche Kunst in bessern Tagen
Mit meinem Gipfel in die Sterne ragen.
Doch steh' ich längst betrübt in welschem Zwange.

Jetzt, wie ich schaue nach der Zeiten Gange,
Gewahr' ich, daß aufs neu mit frechem Wagen
Ein Fremdling sich vermißt, ein Glied zu schlagen
Vom deutschen Leib, und lauschen muß ich bange.

Gelingt's ihm: weh! so will im Staub ich trauern.
Die Gluten meiner Rose sollen bleichen;
Mit Seufzen will ich sprengen Turm und Mauern.

Doch glückt's ihm nicht, so soll mir's sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern.
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen!

Als im Februar 1864 der Krieg gegen Dänemark ausgebrochen war, jubelte der Dichter der Entscheidung entgegen, weil es nun endlich vorbei sei mit dem Dräun und Rügen, und schon im April konnte er das „Lied von Düppel" singen, mit welchem er diese Abteilung beschloß.

Was klingt aus den Städten, wie helles Festgeläut?
Die Pauken und Drommeten, was jubeln sie heut?
Was brausen und jagen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei!

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich aufs neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu.
Und war sie geschändet, wie strahlt sie doppelt rein!
Und habt ihr sie verpfändet, ihr löstet sie ein.

Ihr Meister der Staaten, und geht ihr nun und tagt,
So woll' euch Gott beraten, auf daß ihr nicht zagt.
Sprecht: Nichts vom Vertragen! Nun bleibt es dabei:
Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei!

Digitized by Google

Herzergreifend sind die siebenundzwanzig Gedichte aus der Zeit von 1849—1866. Hier kann man sehen, wie einem Manne, der seiner guten Sache sich klar bewußt ist, das feste Gottvertrauen auch durch lange, bange Tage der Hemmung, ja der scheinbaren Niederlage hindurch hilft. Hier haben wir ein Spiegelbild jener schweren Zeit, wie es sich gestaltet hat in dem Herzen eines frommen Deutschen. Frohe Hoffnungen hatten anfangs den Dichter beseelt. Die überhandnehmenden Ungebührlichkeiten der Revolutionäre sieht er mit Unwillen. Beim Aufkommen der Reaktion fragt er bange, ob nicht vielleicht die „gestaute Welle" desto grimmer sich im Schwalle gegen den Fürsten und seine Schwächen emporwälzen werde, aber Mut und Hoffnung hält er fest. „Einst naht der Tag der Erfüllung, jener Morgen, von Gott gesandt, der bei klingendem Schwertstreich im zerstückelten Vaterlande das deutsche Reich neu aufrichten wird" (1851). Und woher schöpft er seine feste Zuversicht? Aus der Weltgeschichte.

Du, die im Wirrsal dieser Tage
Sich zur Prophetin Gott ersah,
Wie hoch und ernst mit deiner Wage,
Geschichte, stehst du vor mir da!

Sibylle, der vom keuschen Munde
Das Zeugenwort der Dinge tönt,
Die mit jahrtausendalter Kunde
Des jüngsten Morgens Leid versöhnt!

Die Tiefe und Klarheit der Gedanken, mit welchen der Dichter dies nachweist, ist überraschend und herzerquickend. So stimmen wir sicher am Schluß mit ein in die tröstliche Wahrheit:

Indem wir so aus Nacht zum Glanze
Den Wandel der Geschlechter sehn,
Erkennen wir, den Blick aufs Ganze,
Die Stätte, da wir selber stehn.

Wir spüren, froh des hohen Waltens,
Das jeder Zeit ihr Ziel verliehn,
Den heil'gen Fortgang des Entfaltens
Im Tag auch, der uns heut erschien.

Jede ungläubige Zeit ist auch unhistorisch. Das zeigen alle Revolutionen. Oder sollen wir sagen, jede unhistorische Zeit ist auch ungläubig? Das ist nicht minder wahr. Hier bedingen sich Grund und Folge wechselseitig. Der Gedanke der Freiheit muß

Digitized by Google

aus dem trüben Gewirr revolutionärer Kräfte sich zur Wahrheit und Reinheit emporringen.

Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab' ich aufgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.
In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Dem Dichter ist es beschert, die endliche Erfüllung der so lange treu gehegten Hoffnungen zu erleben und zu besingen. Mit einem Kriegslied „Vorwärts" erhob er jubelnd seine Stimme im Juli 1870. „Empor mein Volk, der Erbfeind beut dir Schmach und Spott! Sein Maß ist voll. Zur Schlacht mit Gott! Vorwärts! Des alten Blüchers Geist weist dir die rechte Straße!" Am dritten September 1870 sang er sein Sedanlied:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Noch war freilich der schon gehoffte Friede nicht da. Frankreich widerstand, damit der Sieg für Deutschland desto herrlicher werde. Der Winterfeldzug begeisterte unsern Geibel noch zu dem siegesgewissen, fast humoristischen Kriegsliede „Der Ulan", das nicht vergessen werden darf. Endlich kam der seit 1840 vom Dichter ersehnte, verheißene Tag — Deutschland war wieder vereinigt. Deutschland stand da in Herrlichkeit. Alle erlittene Schmach war gesühnt, und der Dichter konnte sein Singen und Predigen vom Kaiser und vom Reich mit jubelndem Frohlocken besiegeln:

Nun wirf hinweg den Witwenschleier
Und schmücke dich zur Hochzeitfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser.
Dein Bräutgam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim in Siegesglanz.

Auf solchem Siegesgrunde muß das künftige Heil des Volks erbaut werden. Daß aber auch fortan große Aufgaben

Digitized by Google

dem deutschen Volke gestellt waren und gestellt sind, wer hätte das nicht damals erkennen müssen! Heute müssen wir beklagen, wie wenig das deutsche Volk in rechter Dankbarkeit verstanden hat, worauf sein künftiges Heil allein beruhe. Unser Dichter hat es erkannt und ausgesprochen. Es kommt darauf an, daß jeder rechtschaffene deutsche Mann und jedes fromme deutsche Weib einstimme in das Gebet, mit welchem Geibel seine Heroldsrufe beschließt.

Zieh ein zu allen Thoren,
Du starker deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist.

Und gründ' in unsrer Mitte
Wahrhaft und fromm zugleich
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!

Geibels Übersetzungen aus alten und neuen romanischen Sprachen sind hoher Anerkennung wert. Zu dramatischen Werken fehlte ihm die Energie der Charakteristik und das schlagende Wort. Darum sind seine Werke auf diesem Gebiete, „König Roderich," „Sophonisbe", „Meister Andrea", sein Text zu Max Bruchs Oper „Loreley", ja selbst „Brunhild" trotz des schönen Wohllauts der Sprache ohne große Wirkung geblieben.

Der berufene lyrische Sänger bedurfte keiner andern Kränze. Er durfte auf ein langes, segensreiches Leben und Dichten freudig zurückblicken, eine reine beglückte und beglückende Natur.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Geibel starb am 6. April 1884 nach jahrelangem schwerem Nervenleiden, im Tode von seiner Vaterstadt und vom ganzen Vaterland geehrt.

„Das Leben zu zeugen, das blüht ohne Welken, nicht wechselnd, nicht wandelnd — ein Feuer zu zünden, das sonnengleich leuchtet, unlöschbar, unzerstörbar — die Herzen erwärmend, die Geister erhebend: das vermag nur das Wort, das da geschöpft ist aus dem Urquell der ewigen Wahrheit." Diesen Ausspruch, dessen Wahrheit sich uns bei Geibels Werken aufgedrängt hat, entnehmen wir aus den Liedern eines anderen Dichters, welcher sich

Digitized by Google

als Lebens- und Strebensgenosse an Geibel anreiht. Auch er gehört zu dem edlen Dichterkreise, welchen in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts König Maximilian II. in München um sich versammelt hatte.

Es ist Johann Martin Bodenstedt (1819—1892), geboren am 22. April zu Peine in Hannover. Er widmete sich anfangs dem Kaufmannsstande, dann aber dem Studium der Wissenschaften. Er studierte zuerst in Göttingen, dann in München und in Berlin Geschichte und Philosophie. Im Jahre 1840 ging er nach Moskau als Erzieher in das Haus des Fürsten Galizin und bereiste seit 1844 die Gegenden des Kaukasus und Armeniens. In Tiflis hielt er sich längere Zeit auf und kehrte dann nach längeren Reisen durch die Krim, Kleinasien, die europäische Türkei und die griechischen Inseln 1846 nach Deutschland zurück. Dann lebte er, litterarischen Arbeiten hingegeben, an verschiedenen Orten Deutschlands. König Maximilian von Bayern ernannte ihn 1854 zum Honorarprofessor an der Universität zu München, so daß er dem dortigen Dichterkreise, zu welchem neben Geibel unter andern auch Heyse, Lingg, Schack, W. Hertz, Dahn, Melchior Meyr und Scheffel gehörten, eingereiht wurde. In München leitete er auf Wunsch des Königs die Aufführung Shakespearscher Dramen auf der Hofbühne. Dies gab Veranlassung, als sich mit dem vielbeklagten Tode des Königs 1864 jener schöne Kreis aufgelöst hatte, daß ihn der Herzog von Meiningen zum Intendanten seines Hoftheaters berief. Seit 1875 lebte er anfangs in Hannover, dann in Berlin als Herausgeber der „Täglichen Rundschau", zuletzt in Wiesbaden, wo er am 18. April 1892 starb. Außer seinem Hauptwerk, „Die Lieder des Mirza-Schaffy", hat Bodenstedt noch eine bedeutende Anzahl von Schriften herausgegeben, die allesamt den wahrhaft genialen Schriftsteller, den hochbegabten Dichter, den gelehrten Orientalisten, den bedeutenden Menschen bewähren. Wir haben von ihm drei Sammlungen seiner Gedichte, 1852, 1856, 1859, aus welchen er 1864 das Beste in den „Auserwählten Dichtungen" zusammengestellt hat; Zeugnisse einer reinen, frommen Braut- und Gattenliebe, ergreifende Naturschilderungen, ernste und gesunde Lebensanschauung, vaterländische Gesinnung und frommen Ernst, der sich allerdings oft sehr negativ gegen „Priestertum" ausspricht, finden wir in reicher

Digitized by Google

Fülle in den Bodenstedtschen Gedichten. Auch als Epiker hat er sich bewährt. „Ada die Lesghierin", erschienen 1853, war freilich nach der herrschenden Unsitte dichterischer Bequemlichkeit nur eine Sammlung von einzelnen, in verschiedenen Formen zusammengestellten Romanzen. Einen großen Fortschritt bewiesen seine „Epischen Dichtungen", 1862, in welchen sich besonders das Epos „Andreas und Marfa", auszeichnet, sowohl durch den Stoff, als durch die sehr schöne Form.

Auch als Novellendichter und Romanschreiber hat Bodenstedt sich bewährt. Eine ausgewählte Sammlung seiner Romane und Novellen ist seit 1875 erschienen und aufs günstigste aufgenommen. „Das Herrenhaus im Eichenwalde" dürfte als bedeutendster Roman Bodenstedts zu bezeichnen sein, obwohl die Komposition Schwächen hat und der Figurenreichtum den Rahmen des umfangreichen Werkes zu sprengen droht. Die Charakteristik der Personen, darunter des Philosophen Schopenhauer ist glänzend. Im Jahre 1836 gab er ein Trauerspiel „Demetrius" heraus, welches allerdings wohl durch das Schillersche Fragment angeregt worden, aber keineswegs den Entwurf unsres großen Dichters ausführen oder vollenden sollte. Es ist eine freie, eigentümliche Bearbeitung desselben Stoffes. Neuerdings gab uns Bodenstedt noch drei dramatische Arbeiten, zunächst „Kaiser Paul", eine Tragödie, die das tragische Geschick dieses 1801 ermordeten russischen Despoten in peinlicher Weise auf die Bühne bringt.

Die zweite dramatische Gabe Bodenstedts in neuster Zeit ist ein Schauspiel „Alexander in Korinth". Es behandelt die auch schon von Schlegel in einer Ballade behandelte Anekdote von Alexander von Macedonien, welcher seine Geliebte, die schöne Kampaspe von Apelles malen läßt, und da der Maler sich in sein Modell verliebt, sich bezwingt und auf seine eigene Liebe verzichtet. „Er hat sich selbst überwunden", ruft Parmenio zum Schluß, „und wird die Welt überwinden"! Zu Diogenes, der in diesem Stücke eine bedeutende Rolle spielt — auch das „Geh mir aus der Sonne" fehlt nicht, — sagt sein Jünger Kleanthes: „Ich habe nun vier merkwürdige Menschen kennen gelernt, dich, Aristoteles, Apelles und Alexander. Aristoteles erobert die Welt durch den Gedanken, Alexander mit dem Schwerte, Apelles malt sie, und du lachst sie aus." — Dieses Stück hat auf den Brettern

Digitized by Google

einen kurzen, aber schnell verklungenen Beifall errungen, wie er der dritten dramatischen Arbeit, dem Lustspiel „Wandlungen“ nicht zu teil werden konnte. Die Tendenz ist vortrefflich, aber für das große, das Theater besuchende Publikum durchaus nicht zeitgemäß. Sie berührt sich mit dem im „Mirza-Schaffy“ noch nicht abgedruckten Gedichte „Moderner Fortschritt“.

Seit durch gründliches Erforschen
Der Natur und ihrer Wunder
Wir zerstört den alten, morschen
Tempelbau und Glaubensplunder —
Seit wir aus dem Protoplasma
Alles Lebende entwickelt,
Und kein himmlisches Phantasma
Den befreiten Sinn mehr prickelt —
Seit nichts Höh'res mehr zu hoffen
Und nichts Göttliches zu glauben,
Liegt das Glück der Welt uns offen,
Und kein Gott kann es uns rauben.

Mensch genieße ganz das große
Glück, zu dem wir dich geladen!
Du bist nicht mehr eine bloße
Kreatur von Gottes Gnaden!
Ganz befreit vom Glaubensnetze
Und erlöst vom Fluch der Sünder,
Mit Verlaub der Staatsgesetze
Kannst du sünd'gen, wie die Gründer.
Brauchst den Nächsten nicht zu lieben,
Noch der Armut Not zu mindern,
Kannst dein Gold beiseite schieben
Und vererben deinen Kindern.

Was du in dem Gold für Macht hast,
Mensch, erwäg's vor allen Dingen,
Und wieweit du's schon gebracht hast,
Und wieweit du's noch magst bringen.

Mit allen bisher angeführten Werken, soviel Schönes und Wahres sie enthalten, hätte Bodenstedt in unseren Tagen schwerlich den Ruhm erlangt, den ihm seine „Lieder des Mirza-Schaffy“ eingebracht haben, von welchen im Jahre 1878 bereits die achtundsiebzigste Auflage erschien. Im Jahre 1850 hatte er eine Art Reisebeschreibung herausgegeben, „Tausend und ein Tag im Orient“, zwei Bände. In dieser Frucht seines mehrjährigen Aufenthalts in den Ländern des Kaukasus,

Digitized by Google

während dessen er Land und Leute, Sitten und Sprachen sorgfältig und erfolgreich studiert hatte, gab er eine höchst anziehende Schilderung jener Länder und insbesondere Bericht von seinem Aufenthalt in Tiflis. Hier erzählt er, wie er einen Lehrer der persischen Sprache und Philosophie Mirza-Schaffy angenommen, der ihm seine Geschichte erzählt und seine Weisheitslehren, Liebesleiden und Lebenserfahrungen in schönen persischen Liedern vorgetragen habe, die uns der Verfasser in angeblich getreuer deutscher Übersetzung mitteilt. Natürlich merkt jeder verständige Leser auf den ersten Blick, daß der angeblich persische Dichter nur Bodenstedt selbst ist, und daß ihm alle Ehre und Dankbarkeit für diese köstliche poetische Schöpfung gebührt. Um dieser Gedichte willen fand das Reisewerk viel Beifall, und es war wohlgethan, dieselben allein für sich herauszugeben. Sie sind ausgezeichnet durch die Sprache, die Behandlung des Verses und die geistreiche Darstellung. Scharfer Verstand, geistige Frische, überraschende Pointen erfüllen den Leser Seite für Seite mit steigendem Ergötzen. Es wird einem zu Mute, als ob man sich inmitten eines Sprühregens von klaren Tautropfen und dann wieder von leuchtenden Feuerfunken befinde. Daß der eigentliche Dichter ein Deutscher ist und nicht ein Mohammedaner, verrät von vornherein namentlich die Art und Weise, in welcher er den Wein besingt.

Aus dem Freudenquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines.
In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert.
Wenn er trinkt — wird er betrunken.
Trinken wir — sind wir begeistert,
Sprühen hohe Weisheitsfunken,
Reden wir mit Engelzungen,
Und von Schönheit sind wir trunken.
Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und jedermann zu Nutz wird.

Dieses Lob des Weines kehrt immer wieder. Der Becher ist ein Quell der Freude, der Weisheit, des Trostes und alles geistigen und gemütlichen Lebens. Dabei aber drängt sich uns ein großer Unterschied zwischen diesen Trinkliedern und denen eines

Digitized by Google

Reinick, Kinkel oder gar des alten Claudius auf. Diese deutschen Sänger vereinen immer „Rundgesang und Rebensaft". Ihr Weintrinken geschieht in geselligem Freundeskreise. „Mirza-Schaffy" aber trinkt seinen Wein meistens für sich allein. Er preist ihn vornehmlich um der geistigen Erregung und Belebung willen, die er seiner Persönlichkeit gewährt. In der Regel ist bei seinem Weintrinken nur er selbst erwähnt; mitunter freilich finden wir ihn in der Schenke mit dem Wirt oder dem Schenken allein, selten mit den Genossen.

Wo man fröhlich versammelt in traulicher Runde ist,
Ohne zu achten, ob's früh oder spät an der Stunde ist —
Wo der Becher von Wein überfließt und die Lippe von Witz,
Und ein rosiges Kind mit den Zechern im Bunde ist,
Gerne dort weilst du, o Mirza-Schaffy, wo die Weisheit
Hinter den Ohren nicht feucht und nicht trocken im Munde ist.

Aber auch diese Scene hat eine andere Gestalt, als unser deutscher, geselliger Weingenuß, wo Freundschaft und Liebe den Becher kreisen läßt.

Das liegt auch in der Vorschrift des Orients, wo das Weintrinken verboten ist, also heimlich geschehen muß. Allerdings ist der Dichter voll Bewunderung des Weines nach seiner edlen, geistigen Art.

Trink nie gedankenlos,
Und nie gefühllos trinke;
Mach dich nicht allzugroß,
Und nie zu tief versinke,
Wenn vor dir goldnen Scheines
Ein voller Humpen blinkt.
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.

Es liegt im Wein die Kraft
Des Schaffens, der Zerstörung.
Zur Quelle wird sein Saft
Der Weisheit wie Bethörung.
Doch ob er diesem Reines
Und jenem Trübes bringt:
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.

Mirza-Schaffys Lieder der Liebe sind voll von Innigkeit, Hingebung und Sehnsucht und stehen hinter den schönsten Blüten germanischer Liebessehnsucht und Liebeseligkeit nicht zurück.

Digitized by Google

Seh ich deine zarten Füßchen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie so viel Schönheit tragen können.

Seh ich deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie solche Wunden schlagen können.

Seh ich deine ros'gen Lippen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie einen Kuß versagen können.

Seh ich deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können,

Als ich fühle. — Sieh mich gnädig an!
Wärmer, als mein Herz, du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz dir schlagen können.

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner, als mein Mund, du süßes Mädchen,
Wird kein Mund dir Liebe klagen können.

Diese reine Liebessehnsucht ist wohl edlerer Art, als etwa die Liebesergüsse eines Bürger, Prutz oder Dingelstedt. Die Macht der Schönheit wird gepriesen, nicht sowohl wegen der sinnlichen Schönheit, als der seelenvollen Lieblichkeit.

Mein Herz schmückt sich mit dir, wie sich
Der Himmel mit der Sonne schmückt.
Du giebst ihm Glanz, und ohne dich
Bleibt es in dunkle Nacht entrückt,

Gleichwie die Welt all ihre Pracht
Verhüllt, wenn Dunkel sie umfließt,
Und nur, wenn ihr die Sonne lacht,
Zeigt, was sie Schönes in sich schließt.

Wenn man aber den Unterschied wahrer Liebe von dem Kultus weiblicher Schönheit deutlich erkennen will, so lese man, was Bodenstedt in der Zueignung an seine Edlitam — seine Braut und Gattin Mathilde — geschrieben hat. „Was ich im Morgenland Schönes und Liebliches gesehen und mir im Gedächtnis geblieben."

Und alles, was ich recht verstand
Und was ich schön und nützlich fand,
Das führ' ich jetzt an meiner Hand
Heim in mein deutsches Vaterland.

Digitized by Google

Und weil es voll von Liebe ist,
Keusch angethan im Friedenskleid,
Edlitam, sei es dir geweiht,
Die du den Frieden mir beschieden,
Die du die Liebe selber bist.

Daran schließt sich ein Wort an dieselbe im Prolog zu „Mirza-Schaffys Nachlaß“ aus dem Jahre 1873.

Zweimal so oft als Monde kreisen
Im Jahresring, sahn wir das Jahr
Vorüberziehn und wandelbar
Bald hold, bald unhold sich erweisen,

Doch ohne je das Glück zu mindern,
Das deine Liebe mir gewährt,
Und das nun schon in Kindeskindern
Der Segen unsers Bunds verklärt.

Eine Menge schöner Zeugnisse von der Wahrheit und von echten Empfindungen finden sich in den Sprüchen und Weisheitslehren Mirza-Schaffys. Zuerst das bekannte Sprüchlein über das Lügen.

Höre was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben.
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben.
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.
Und doch spricht Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben.

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen:
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Es hat die Rose sich beklagt,
Daß gar zu schnell ihr Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe.
Da hab' ich ihr zum Trost gesagt,
Daß er durch meine Lieder wehe
Und dort ein ew'ges Leben habe.

Nicht recht verständlich wird es, wie Bodenstedt als ein mildgesinnter, treuer und wahrhaftiger, auch frommer deutscher

Digitized by Google

Dichter so zahlreiche Angriffe auf Heuchelei, Pfaffentum, Intoleranz und Aberglauben richtet, ohne dabei einen Unterschied zu machen und klarzustellen, ob er die persischen Mullahs meint, die gegen das Weintrinken eifern, oder katholische mönchische Asketen, alte und neue Inquisitionsrichter oder überhaupt kirchliche und christliche Verkündiger. Dem Mißverständnis und daher auch dem Mißbrauch ist nicht vorgebeugt. Des Dichters Absicht ist schwerlich eine dem evangelischen Wesen feindliche oder nur fremde. Sagt er doch in seiner Übertragung des Omar Chéjam, eines persischen bisher unbekannten Dichters aus dem elften Jahrhundert:

Wie thöricht, daß dich Todesbangen quäle!
Aus jenem Nichts, davor dir graut, wächst alles.
Seit Jesu Hauch belebt hat meine Seele,
Sind Tod und Nichts mir Worte leeren Schalles.

Nun ist die Zeit, wo die Welt sich schmückt mit Grün.
Wo wie von Mosis Hand alle Zweige glühn,
Die Pflanzen sprossen, wie von Jesu Odem belebt,
Und die Wolke weinend sich selbst begräbt.

Bodenstedt hat 1877 al Hafis Gedichte übertragen, wie früher die Werke Puschkins und Shakespeares Sonette — alles in hervorragend schöner Sprache.

Ein in noch höherem Grade beliebter und gelesener Dichter aus dem Münchener Kreise ist Paul Heyse, 1830 geboren als Sohn des bekannten Sprachforschers K. M. L. Heyse, aus dessen deutscher Sprachlehre vor vierzig bis fünfzig Jahren wohl der größte Teil der Gymnasiasten die Grammatik unsrer Muttersprache gelernt hat. Er ward zu Berlin am 15. März geboren, studierte daselbst seit 1847 Philologie unter Lachmann und Boeckh und ward durch Scheibel bei Kugler eingeführt, durch welchen er für das Studium der Kunst- und Kulturgeschichte gewonnen und auch bald zu eigenen Produktionen angeregt ward. Im Jahre 1849 ging er nach Rom, wo er vornehmlich die romanischen Sprachen studierte. Seit 1854 gehörte er dem Münchener Dichterkreise an, und trat dort besonders in engere Gemeinschaft mit Geibel, dessen deutsche, patriotische Gesinnung er teilte. In religiöser Hinsicht ist er freilich himmelweit von ihm verschieden. „In der Religion," sagte Paul Lindau in einer Besprechung der „Kinder der Welt", „ist Heyse mit

Digitized by Google

sich ganz im klaren. Er predigt mit richtiger Überlegung und völliger Unbefangenheit seinen frisch fromm fröhlichen Atheismus."

Als infolge eines Gedichts auf unsern König Wilhelm Geibel seine bayrische Pension entzogen wurde, verzichtete auch Heyse auf die seinige. Seitdem lebte er völlig unabhängig in glücklichen Verhältnissen allein seiner Muse. Er ist ein Dichter von der größten Fruchtbarkeit. Die Zahl seiner Produktionen, Gedichte, Novellen in Versen und in Prosa, seiner Lust- und Schauspiele, seiner Übersetzungen und Bearbeitungen fremder, meist romanischer Dichtungen und seiner Romane ist Legion. In allen zeigt sich die große poetische Begabung. An freier Beherrschung der Sprache und des Versbaus, an lebendiger Phantasie in seinen Schilderungen, an glücklicher Wahl interessanter Stoffe und geschickter, spannender Ausführung derselben, an Fülle der Gedanken, an treffenden Bemerkungen, kurz an allen Gaben, die einen Dichter befähigen, seine Lebensanschauungen und Lebensziele, seines Herzens Gedanken und Empfindungen poetisch zu gestalten und den Leser dafür zu gewinnen, sind wenige Dichter und Schriftsteller Paul Heyse gleich. Somit hätte er im Leben wie in der Dichtkunst neben seinem Freunde Geibel den höchsten Ehrenplatz einnehmen können, wenn der innerste Kern und Inhalt dessen, was er so schön, lebendig, geistreich und wahrhaft poetisch darstellt, auch nur einigermaßen mit dem Gehalt der Geibelschen Dichtungen zu vergleichen wäre. Paul Heyse behandelt alles ohne den tiefen, wahren Ernst der Überzeugung. Er spielt mit seinen Stoffen und freut sich seines Virtuosentums der Darstellung. Das Schwierige und Seltsame reizt ihn zum Versuch, aber nirgends fühlen wir die innere Notwendigkeit heraus, Zeugnis von dem zu geben, was im eigenen Herzen lebt.

Geibel sagt einmal: „Was kann denn die Sonne anders thun, als scheinen? Wenn sich in einem Werke keine sittliche, ernste, ideale Lebensanschauung ausspricht, so ist sie auch nicht darin. Ein echter Dichter muß reden und zeugen von dem, was er erlebt und erfahren hat. Er kann nicht anders. Die Propheten der wahren Poesie folgen darin den Propheten des wahren Glaubens. Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gehört und gesehen haben." Bei Paul Heyse zeigt sich die fast überkultivierte und raffinierte Kunst im herrlichsten Gewande, aber ihr fehlt das Herz. Jahrzehntelang konnte man

Digitized by Google

im unklaren über seine Überzeugung sein, bis er endlich in dem Roman „Die Kinder der Welt“ die offene Feindschaft gegen das positive Christentum vertrat und nach Paul Lindaus Ausdruck mit richtiger Überlegung und völliger Unbefangenheit seinen frisch fromm fröhlichen Atheismus predigte. In dem darauf folgenden Künstlerroman „Im Paradiese“ ging er daran, die sonst gültige Sittlichkeit zu Gunsten einer modernen Künstlermoral als altväterisch und heuchlerisch abzuthun.

Eine der ersten Dichtungen, mit der Heyse Aufsehen erregte, war „Urica“, ein reizendes kleines Epos in schöngebildeten achtzeiligen Stanzen, welches Heyse 1852, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, herausgab.

Der „Urica“ ließ Heyse bald „Die Braut von Cypern“ folgen, eine heitere und liebenswürdige Umgestaltung einer Novelle von Boccaccio. Ein Tölpel, Cimone, wird durch den Anblick einer lieblichen Jungfrau zur Liebe erweckt und in einen tüchtigen Menschen umgewandelt. Eine Stanze möge die Schönheit der Form und den Grundgedanken des Dichters bezeugen.

O heil'ges Wunder! Uralt ist die Welt,
Und dennoch steht im Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt.
Als ob dich eine Schöpfung neu umfinge,
Wird dir die Brust erschüttert und geschwellt.
Es trifft dich wie ein Schlag von Adlerschwinge.
Die Thräne fühlst du dir im Auge beben.
Nun weißt du erst, lebendig sei dein Leben.

Von der geistigen Schönheit des Guten und Wahren, von der Schönheit einer Seele gilt das gewiß. Hier ist freilich nur von der sinnlichen Schönheit eines schlummernden Mädchens die Rede, die der Tölpel unerwartet im Walde findet. Allerdings ist auch hohe leibliche Schönheit ein Strahl jenes ewigen Schönen, doch genügt er wahrlich nicht zum wahrhaftigen Leben.

In Geibels „Münchener Dichterbuch“ gab Heyse eine Dichtung „Raffael“. Der große Malerjüngling sieht an dem Tage, da ihm bei Aufstellung seiner Madonna vom Papst und vom Volke die größten Ehren erwiesen werden, im Gedränge ein wunderbar schönes Weib, das ihn glühend anblickt, und dieser Blick trifft seine Seele. In seiner stillen Klause findet er einen Kranz, und ein Blättchen enthält das Wort: „Heute nacht.“ Und

Digitized by Google

sie kommt, ein verschleiertes Weib, und bittet ihn um eins seiner Bilder; morgen müsse sie der Welt entsagen. Ihr alter Gemahl habe ihr sterbend das Gelübde abgenommen, entweder seinen ihr verhaßten Bruder, in dem sie den Mörder ihres Mannes ahnt, zum Gatten zu nehmen oder ins Kloster zu gehen. Die Erzählung des Weibes ist ergreifend und hinreißend. Die beiderseitige Liebe flammt auf zur seligsten Hingabe der Herzen. Aber die Geliebte muß scheiden auf Nimmerwiedersehn. Raffael bleibt zurück im tiefsten Liebesschmerz. Da stürmt ein Freund ins Gemach und erzählt ihm von einem wundersam schönen Weibe, dessen Klosterweihe soeben geschehen. „Die Mauern hemmten mich, mir war, als säh' ich einen Stern versinken." — Da sieht er ein Blatt, auf welches Raffael soeben seine Liebesklagen geschrieben hat. — „Also ihm, dem großen Maler ist das Glück zu teil geworden, welches den geringen Künstlern unerreichbar bleibt?"

Hinweg elender Neid! Was haben
Wir für ein Recht auf solche Gaben?
Nur wer Unsterbliches vollbracht,
Dem tagt ein neu Gestirn zur Nacht.
Der wird, die wir umsonst begehrt,
Des Lebens Goldfrucht brechen können,
Und wir — wir müssen sie ihm gönnen,
Denn er allein ist ihrer wert!

Diese Goldfrucht des Lebens, dieser Lohn des Mannes, der Unsterbliches vollbracht hat, ist aber: der Kuß eines schönen Weibes. Galt dieser dem großen Maler oder dem schönen Jüngling? Wie wenn Raffael ein garstiger Greis gewesen wäre?

Im Jahre 1858 gab Heyse seine „Thekla" heraus, eine schöne Dichtung, in der eine offenbare Anerkennung der tröstenden und reinigenden Kraft des Christenglaubens ausgesprochen ist. Das Gedicht ist in wunderbar schönen Hexametern geschrieben. Einzelne Stellen erscheinen wie ganz aus der Tiefe des Evangeliums geschöpft, als wäre durch christliche Lebenserfahrung der Dichter zum festen Glauben an seinen Heiland gelangt.

Nein, sie vergessen ihn nicht, den Gott, an den sie geglaubet.
Wer ihn einmal erkannt, wer vergäß ihn je? Er vergäße
Eher die leiblichen Eltern, die ihn im Fleische gezeuget.
Aber sie wurden im Geist abtrünnig. Des himmlischen Vaters
Deuten sie jetzt mit Beben, und gleich halsstarrigen Söhnen
Flüchten sie tiefer in Schuld hinweg vorm Auge der Wahrheit.

Digitized by Google

Die nachfolgenden Dichtungen lieferten allerdings den Beweis, daß von einer christlichen Weltanschauung des Dichters nicht die Rede war, sondern nur, daß er unter andern Stoffen auch einmal eine Scene aus den Christenverfolgungen sich gewählt habe. Gegenüber dem Vorwurf, daß die in höchst gelungenen Terzinen geschriebene Dichtung „Salamander" Unmoralisches enthalte, gab er der nächsten Novellensammlung den Titel „Moralische Erzählungen" — sehr charakteristisch für Heyse, der gegen dumpfe, hergebrachte Moral eifert und mit spielender Spitzfindigkeit in dem landläufig Unsittlichem gern die höhere Moral herausdestilliert! Alles Rohe, Gemeine und Unanständige meidet er. Dergleichen findet sich in seinen Dichtungen mit ganz geringen Ausnahmen nicht. Weil aber dieser „Liebling der deutschen Frauen", wie er sich gern nennen läßt, alles, was von Gefühlen der Andacht und Verehrung in ihm ist, auf die Schönheit wendet und einen idealen Kultus der Sinnlichkeit vertritt, erscheinen seine formenschönen Dichtungen der spätern Zeit mehr und mehr bedenklich, auch ganz abgesehen davon, daß seine lyrischen Gedichte einen persönlichen Gott, eine Weltschöpfung und Weltregierung Gottes, eine Bestimmung des Menschen für ein persönliches Dasein nach dem Tode, auf welches er sich in diesem Leben vorbereiten, für welches er sich in dieser Welt durch Erkenntnis der Wahrheit, durch sittliches Leben, durch Trachten nach dem Idealen, durch Gottergebenheit und Gottseligkeit fähig und geschickt machen sollte, mit entschiedener Offenheit leugnen.

Die Gedichte über den Tod seiner Kinder gehören zu dem Rührendsten, dem Ergreifendsten und — zugleich zu dem Entsetzlichsten in deutscher Poesie. Vielleicht ist zu dem trauernden Vater im ersten Schmerze einer jener leidigen Tröster gekommen, der ihm die große Wahrheit, daß alles zum Besten diene, also daß wir Gott noch einst für alles Erdenleid danken würden, täppisch und zudringlich vorgetragen und ihm die Zumutung gestellt hat, Gott für den Tod des Kindes zu danken.

Ich weiß, in strenger Kette, Schluß an Schluß
Reiht sich der Wandel aller ird'schen Dinge,
Und unaufhaltsam rinnt des Werdens Fluß.

Nur daß zum Danken ich die Lippe zwinge,
Wenn ich beraubt ward, daß ich, wenn der Geier
An meiner Leber zehrt, Tedeum singe,

Digitized by Google

Daß hinter jenem ungehobnen Schleier,
Ich eine Macht mir träume, liebevoll,
Und Huldigung ihr stammle in frommer Feier:

Das fordre niemand! Weder Haß noch Groll,
Noch minder Liebe trag ich jenem einen,
Der alles ist, und wirket, was er soll.
Ich bin ein Teil von ihm samt allem Meinen.

Bei dem Tode des zweiten Kindes 1871 klagt er:

Hinweg den Schleier, den ich fern gehalten
Vom hellen Aug'! Er soll das Trübe mir
Auch jetzt nicht trocknen mit den weichen Falten.

Kein Einst und Drüben, nur ein Jetzt und Hier!
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das Eine wissen wir:
Auch wir vergehn, und das ist Trost genug.

Diese trostlose Ansicht findet ihre breite Ausführung in dem schon erwähnten ersten großen Roman „Die Kinder der Welt", in dem verachtungsvoller Hohn und giftige Bosheit gegen die Kirche, namentlich auch neben der Unkenntnis der Verhältnisse lächerliche, übrigens auch schmutzige Beschimpfungen der Innern Mission die betrübenden Beweise liefern, wieweit ein hochbegabter und von Natur liebenswürdiger Dichter von seinem idealen Ziele abirren kann.

Zu den Münchener Dichtern, und zwar als einer, welchen gleichsam entdeckt und in die deutsche Litteratur eingeführt zu haben, dem klaren Geiste Geibels und mehr noch seinem edlen Herzen zur unvergänglichen Ehre gereicht, gehört auch Hermann Lingg. Er ist am 22. Januar 1820 in einer bei Lindau am Bodensee gelegenen Villa geboren und verlebte unter den Augen seines wohlwollenden Vaters und einer sehr sanften Mutter, der er tiefgefühlte Gedichte gewidmet hat, eine ruhige und glückliche Jugend. Im Jahre 1837 bezog er die Universität München, um Medizin zu studieren; 1843 ward er daselbst Doktor der Medizin und Militärarzt. Später nahm sein Schicksal eine für ihn sehr ungünstige Wendung. Aus drückendsten Verhältnissen rettete ihn Geibel, der im Jahre 1853 den ersten Band von Linggs „Gedichten" herausgab. Mit ihrem großen Aufschwung, weltgeschichtlichem Ausblick und eigentümlich düsterem Gepräge machten sie tiefen Eindruck, wie er späteren Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen nie wieder zu teil wurde. Die Wirkung war eine durchschlagende. Lingg stand beim Aufflammen seines Ruhmes jenem Lebensalter schon zu fern, in dem noch eine bedeutende Entwicklung stattfinden kann. Wem die Lebenssonne der Poesie am frühen Sommermorgen aufgegangen ist, der sieht sie hoffnungsreich und freudig sich erheben und mittags hoch am hellen Himmel weilen. Am Nachmittag überströmt sie ihn erst recht mit ihrem reichen Lichtstrahl und langsam neigt sie sich ihm dann beim späten Untergange, — ein Leben im Licht. So war es Goethe beschieden, so auch Geibel. Dem armen Lingg ging nur ein später und kurzer Wintertag auf. Das Bild einer vollen, steten und steigenden Entwicklung konnte er uns nicht bieten. Rührend ist das Gedicht „Alte Briefe", offenbar in wehmütiger Betrachtung der Schriftzüge seiner geliebten Mutter geschrieben.

Eine Schrift giebt's, deren Züge
Ohne Thränen ich nicht sehen kann,
Denn sie redet keine schöne Lüge,
Die ein leeres Herz ersann.
Alle Worte sind nur Zeugen
Einer Liebe, tief, unwandelbar,
Einer Liebe, die durch nichts zu beugen,
Die die Liebe meiner Mutter war.

Ob ich dich auch nicht mehr habe,
Deine stille, treue Liebe blieb.
Modert auch die Hand im Grabe,
Die mir diese Thränen schrieb,
Wie vor Jahren noch bewegen
Deine Sorgen heut mein Herz.
Lindernd fließt nun weich dein Segen;
Ach, zu hart wär sonst um dich mein Schmerz.

Die meisten Gedichte Linggs sind historische oder kulturhistorische Gedankenpoesie. Was ihm aus seinen geschichtlichen Studien entgegengetreten ist, „Salamis", „Alexander", „Spartacus", „Der schwarze Tod", „Homer", „Die Römerstraße", oder was ihm sonst das Leben vor die Seele gestellt hat: „Telegraphen", „Ein alter Gerichtssaal", „Pästum", „Capri" und anderes, das regt ihn zu stimmungsreichen Gedanken und Darstellungen an. Die Zahl seiner Dichtungen ist zu groß, als daß alle die Frucht echten innern Lebens und Gegenstand sorgfältiger Durchdringung und Feile sein konnten.

Digitized by Google

Klopstock hat es in seinem fast achtzigjährigen Leben doch nur zu zwei Bändchen Oden gebracht. Schillers sämtliche Gedichte umfassen nur einen Duodezband, und wieviel von ihm selber Verworfenes haben moderne Sammler erst aus den Kehrichthaufen alter Zeitschriften zusammengelesen und dem Bändchen eingefügt! Um einen Band einzelner Gedichte recht zu genießen, muß man ihn eigentlich täglich lesen, bis man ihn fast auswendig weiß. So geht's Tausenden mit Goethes und Schillers Gedichten. — Hätte Lingg statt dreier Bände uns einen Band gegeben, der das Schönste und Beste enthielte, was wir aus seinen dreien mühsam heraussuchen müssen — er hätte vielleicht weniger Honorar von Cotta, aber mehr Dank und Ehre von den Freunden deutscher Dichtung errungen. Wer doch allen deutschen Dichtern ein sie nicht übermäßig belastendes, aber mäßig honoriertes Amt verschaffen könnte, das ihnen ihr notwendiges, sorgenfreies Brot gäbe, damit ihre Poesie frei würde! Eine geregelte Lebensarbeit ist dem Schaffen nur förderlich.

Das Hauptwerk Linggs ist sein dreibändiges Epos „Die Völkerwanderung". Die Wahl dieses Stoffes ist ein Mißgriff. Ein Epos muß eine innere Einheit haben. Die Iliade singt nicht den ganzen trojanischen Krieg, sondern nur den Zorn des Achilles. Die Odyssee umfaßt nur den Schluß der Irrfahrten des Helden von der Kalypsoinsel zu den Phäaken. Dort erzählt er alles Vorhergegangene, und dann folgt nur noch die Landung auf Ithaka und der Sieg über die Freier. Das ist die Geschichte von wenigen Tagen. Die Messiade reicht vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt, umfaßt also sechsundvierzig Tage. Linggs „Völkerwanderung" ist kein Ganzes, sondern nur eine Reihe aneinander gefügter Darstellungen, die keinen innern Zusammenhang haben. Als Ganzes ist das Werk langweilig. Aber es ist eine reiche Anzahl von einzelnen wahrhaft poetischen Schilderungen darin enthalten. Man hat es Geibeln gemißdeutet, daß er in den ersten von ihm redigierten Band Linggscher Gedichte nur einzelne Bruchstücke aus der „Völkerwanderung" aufgenommen hat. Schwerlich war das Ganze damals schon vollendet. Aber wäre es das auch gewesen, Geibel hat recht gethan. Als es vollendet erschien, ward es mit Beifall begrüßt, aber nachhaltige Wirkung hat es in unsrem Geistesleben nicht hinterlassen.

Digitized by Google

Lingg hat auch eine ganze Reihe von Dramen geliefert. „Catilina“ 1864, „Die Walkyren“ 1864, „Violante“, ein Hohenstaufenstück 1870, „Doge Londiano“ 1873, „Berthold Schwarz“ 1874, „Macalda“, das die Geschichte der sicilianischen Vesper zum Inhalt hat, 1877. Diese Stücke haben die Bühne nicht erobert. Die dramatische Muse ist auch wirklich dem Dichter nicht hold.

Endlich hat Lingg eine Sammlung gereimter Erzählungen unter dem Titel „Dunkle Gewalten“ herausgegeben. Es sind dreizehn Novellen. In jeder derselben ragt glückbringend oder zerstörend eine fremdartige, dämonische Macht in das Leben hinein, vor welcher der Mensch keine Rettung findet, der sich einmal mit ihr eingelassen. Das Schicksal tritt mit der Willensstärke der Leidenschaft aus der Brust dieser Gestalten und reißt sie in phantastischem Fluge dahin. Hans Hopfen hat über H. Lingg in seinen „Streitfragen und Erinnerungen“ eingehend und einsichtsvoll geschrieben (1876 Stuttgart).

Joseph Viktor von Scheffel (1826—1886), geb. am 16. Febr. zu Karlsruhe als Sohn eines höheren Offiziers, studierte in Heidelberg, München und Berlin die Rechte und Geschichte, war, zum Dr. juris promoviert, einige Zeit im badischen Staatsdienste, machte 1856 größere Reisen durch Italien und Südfrankreich, wurde in München von Geibel, Heyse und Riehl erfaßt und beeinflußt und steuerte zu Geibels „Münchener Dichterbuch“ 1858 mehrere charakteristische Gedichte bei. Dann wurde er Bibliothekar zu Donaueschingen, lebte seinen litterarischen Studien in Karlsruhe und zuletzt in Radolfszell am Bodensee. Zu seinem 50. Geburtstage 1876 erhielt er von allen Seiten Zeugnisse wärmsten Anteils und ward vom Großherzog von Baden in den erblichen Adelsstand erhoben.

Aufsehn erregte Scheffel zuerst durch seinen „Trompeter von Säkkingen, ein Sang vom Oberrhein“ 1854. Es war ein glücklicher Wurf, gleichwie Kinkels „Otto der Schütz“, mit dem der „Trompeter von Säkkingen“ nach Form und Tendenz einige Ähnlichkeit hat. Die Fabel ist höchst einfach. Werner, der Jura studieren soll, wird in Heidelberg relegiert, weil er in einem kecken Lied der schönen Pfalzgräfin Elisabeth seine Liebe erklärt hat. Mit seiner Trompete, die er meisterhaft bläst, zieht er durch den Schwarzwald und kommt zu einem

Digitized by Google

Pfarrer, dem er seine Geschichte erzählt. Der Pfarrer rät ihm, nach dem Städtchen Säkkingen zu ziehen. Dort spielt er einst abends auf der Rheininsel sein Instrument so köstlich, daß ein alter Freiherr ihn am andern Morgen laden läßt und ihn zum Schloßtrompeter ernennt. Er erwirbt sich als solcher die größte Zuneigung des Alten, aber auch die seiner Tochter Margarete. Zur Feier des Frühlings wird ein Fischzug und ein Fest im Freien angestellt. Der poetische Schulmeister singt bei der Gelegenheit ein schönes Mailied, Werner accompagniert mit der Trompete.

Jetzunder denkt, wer immer kann,
An Kurzweil, Scherz und Minne.
Manch einem grauen Biedermann
Wird's wieder jung zu Sinne.
Er ruft hinüber übern Rhein:
„Herzliebster Schatz, o laß mich ein!"

Und hüben tönt's und drüben:
Im Mai da ist gut lieben.
Drum singen wir im Wald dies Lied
Mit Hei- und Tralaleien.
Wir singen's, weil es sprießt und blüht,
Als Gruß dem jungen Maien.

Als nun unter Beifall und Händeklatschen dem Dichter ein Ehrenkranz von Margaretens Hand gewunden überreicht werden soll, entscheidet der Freiherr, dem Dichter lieber einige fette Karpfen und Lachse zu verehren.

Doch mein junger Herr Trompeter
Ist ein Mann von mind'rer prakt'scher
Denkart. Diesem könnt meinthalben
Ihr das Ehrenkränzchen spenden,
Denn er hat nicht schlecht geblasen.

Als die Jungfrau aber huldvoll dem Trompeter aufs blonde Haupt den Kranz setzte, flammte auf die Gruppe von des Herdes Gluten ein heller Feuerschein herüber. Die alte Tanne wollte in Brand geraten, und die Funken flogen knisternd wild zum Abendhimmel empor.

Margarete, Margarete,
War's ein Feuerwerk, das artig
Und galant der Wald abbrannte,
Oder war's die Liebe, die mit
Heller Fackel durch den Wald schritt?

Digitized by Google

Ein andermal findet Margarete Jung Werners Trompete in der Laube liegen. Er selbst ist hinunter an den Rhein gegangen.

Schüchtern nimmt sie die Trompete,
Preßt sie an die Rosenlippe,
Aber schier wie Schreck durchzuckt sie's,
Da ihr Hauch im goldnen Tonkelch
Sich in lauten Schall verwandelt,
Den die Lüfte weiter tragen,
Weiter — ach, wer weiß wohin?
Dennoch kann sie's nimmer lassen.
Ungefüge Greueltöne,
Schneidend falsche Dissonanzen
Bläst sie in die Morgenstille,
Daß dem Kater Hiddigeigei
Sein angorisch langes Fellhaar
Sich wie Igelstacheln aufsträubt;
Und das Ohr sich mit der Pfote
Sanft verhaltend, sprach der Bied're:
Dulde tapfres Katerherze,
Das so vieles schon erduldet,
Duld auch dieser Jungfrau Blasen.

Dieser Kater Hiddigeigei spielt in unserem Epos die Rolle des Kater Murr bei Hoffmann, also gewissermaßen des Chors. Er macht hier auch die weise Bemerkung, wie es unrecht sei, daß die Menschen, die doch wie diese Jungfrau, sobald sie verliebt sind, auch in Raserei und Wahnsinn aufstürmen, doch nur Spott haben, „wenn unsre Katerliebe nächtlich süß in Tönen denkt."

Aber dulde, tapfres Herze,
Duld', es werden Zeiten kommen,
Wo der Mensch, das weise Untier,
Uns die Mittel richt'gen Ausdrucks
Des Gefühls entnehmen wird;
Wo die ganze Welt im Ringen
Nach dem Höhepunkt der Bildung
Katzenmusikalisch wird.

Nun lehrt Jung Werner seine Geliebte die Trompete blasen, was zur gegenseitigen Erklärung führt. Bald bekommt er Gelegenheit, der Dame und dem Freiherrn sich auch als tapferer Kriegsmann zu beweisen. Es entsteht ein Bauernaufstand, während der Vater abwesend ist, aber der Jüngling weiß die Burg vor den aufrührerischen Bauern tapfer zu verteidigen. Da-

Digitized by Google

bei wird er verwundet, und die Pflege der treuen Margarete bringt den jungen Helden zum Entschluß, bei dem Vater zu werben. Da aber bereitet ihm der Adelstolz eine herbe Abweisung. Werner muß das Schloß verlassen, und nach manchen Irrfahrten wird er Kapellmeister des Papstes. Nach Jahren kommt die treugebliebene Margarete nach Rom, wohin eine befreundete Äbtissin sie mitnimmt. Der Papst sieht die beiden Damen, erfährt die Geschichte und verbindet die Liebenden ohne weiters zur glücklichen Ehe, indem er Werner in den Adelstand erhebt. Ein schalkhafter Ton zieht sich durch das ganze Gedicht. Die Schilderung des Bauernaufruhrs ist voll ironischer Anspielungen auf den sogenannten Völkerfrühling von 1848, der manchen armen Verführten ein nasses Jahr gebracht hat. Leise Anspielungen auf die litterarischen Verhältnisse jener Tage finden sich überall. Auf das Uhlandsche „Andre Zeiten andre Musen", wird mehrmals parodierend hingedeutet. Daß seinem Trompeter „tragisch hoher Stelzgang" fehlt und „der Tendenz Verpfefferung," wie auch der „amaranthene Weihrauchduft der frommen Seele", das entschuldigt der Dichter in der Zueignung an seine Eltern. Aber auch von leisester Verhöhnung des Religiösen findet sich keine Spur. Es weht ein frischer, gesunder, harmloser und echt deutscher Geist durch die Dichtung, der ihr ungeteilte, freudige Zustimmung erweckte.

Die zweite Dichtung, durch welche Scheffel noch größeres Aufsehn und fast die Dankbarkeit ganz Deutschlands gewonnen hat, war sein historischer Roman „Ekkehard". Der Dichter hatte sich als Geschichtsforscher mit alten Chroniken, Legenden und Märtyrergeschichten, besonders der Länder am Oberrhein, vertraut gemacht und verdichtete die aus diesen Quellen geschöpften Anschauungen von Menschen, Sitten und Begebenheiten zu lebendigen Gestalten des zehnten Jahrhunderts. So ist das Buch recht eigentlich ein kulturhistorischer Roman. Wie es in den Klöstern, den Burgen, den Hütten der Landleute und Knechte, wie es in den Einsiedeleien und in den Sennhütten der Alpen damals zuging, das wird uns greifbar geschildert. — Frau Hadwig, verwitwete Herzogin von Schwaben, besucht das Kloster St. Gallen, dessen Schirmvogt sie ist und fordert Einlaß. Abt und Mönche sind in Verlegenheit, weil nach dem Gesetz des Klosters kein Weib den Fuß über die Schwelle desselben setzen darf. Auf Vorschlag des jungen, schönen und geistvollen Mönches Ekkehard soll sie über

Digitized by Google

die Schwelle getragen werden, und der kräftige Jüngling wird berufen, ihr diesen Dienst zu erweisen. Sie gewinnt ihn lieb und fordert ihn vom Kloster für ihren Hof; er soll mit ihr den Virgilius lesen. Dazu wird ihm Urlaub gewährt. Lange ahnt der Mönch ihre Liebe nicht; selbst über seine Neigung zu ihr ist er sich anfangs nicht klar. Endlich bricht die beiderseitige Flamme hervor; das geschieht in der Krypte der Burgkirche, und wird von einem Feinde und Neider Ekkehards belauscht. Die stolze Fürstin verleugnet ihre Mitschuld. Ekkehard wird gefangen gesetzt und unter Rückberufung ins Kloster mit den schwersten Strafen bedroht. Eine edle Griechin im Dienste der Hadwig, die sehr liebenswürdig geschilderte Praxedis, weiß ihn jedoch aus dem Kerker zu befreien. Er entflieht ins Schweizerland und findet auf den Gebirgshöhen des Säntis unter dem kräftigen Volke der Sennhirten, denen er zunächst als Leutpriester dient, eine sichere Zuflucht. Hier hat er noch lange schwere innere Kämpfe zu bestehen, ehe er sich zum stillen Seelenfrieden hindurchringt. Dies gelingt ihm vornehmlich dadurch, daß er sich der Poesie ergiebt. Er bringt die alte Sage vom Helden Walther in lateinische Verse, die uns Scheffel in deutscher Nibelungenstrophe wiedergiebt. Das soll das alte Waltharius-lied des Mönches Ekkehard sein — eine bekannte Handschrift. Die Geschichte klingt in wohlthuendem Frieden aus. Sie enthält Stellen voll des köstlichsten Humors und ist von einer herzlichen Liebe zum deutschen Volke durchzogen. Dies tiefe Verständnis deutscher Art macht die allerdings erst allmählich beginnende, dann um so herzlichere und bis zum Überschwange sich steigernde Bewunderung erklärlich, welche der Dichter erntete.

Scheffel hatte noch einen großen „Wartburgroman" geplant und begonnen, in dem die Zeit der Kreuzzüge und das Leben und Wesen der höfischen Dichter, namentlich der Sängerkrieg auf der Wartburg, ein umfassendes Spiegelbild finden sollten. Leider ist das Werk nicht zustande gekommen. Als Proben und Bruchstücke sind davon erschienen „Juniperus", eine Geschichte aus den Kreuzzügen, von höchst anschaulicher und stimmungsvoller Schönheit, sowie die Sammlung der dafür bestimmten Lieder unter dem Titel „Frau Aventiure". Dies Buch mit seinen Charakterbildern von Wolfram von Eschenbach, Reimar dem Alten, Biterolf, Walther von der Vogelweide, dem sagenhaften Heinrich von Ofterdingen und andern

Digitized by Google

Sängern bietet die edelsten Blüten deutscher Dichtung dar und ist für den Kenner und Freund mittelhochdeutscher Poesie eine reiche Quelle des Genusses in Heiterkeit und Ernst.

Eine andre Gedichtsammlung „Gaudeamus, Lieder aus dem Engeren und Weiteren" (gemeint sind Heidelberger Freundeskreise) giebt in geschichtlich persiflierten, buntfarbigen Gewändern, auch unter grotesker Benutzung naturwissenschaftlicher, namentlich geologischer Kenntnisse Kneip- und Bummellieder, die hauptsächlich auf den „gelehrten Humor" feuchtfröhlicher akademischer Jugend gemünzt sind.

Scheffels „Bergpsalmen" zeigen einen schwungvollen, aber im Vergleich zu seinen andern Dichtungen etwas kalten und abstrakten Ton.

Wenig bekannt geworden ist sein „Wanderbuch", sehr geschmackvolle kulturgeschichtliche und ethnologische Schilderungen von seinen Studienreisen durch die Schweiz, Südfrankreich ꝛc. Es ist zu beklagen, daß die reiche Natur des Dichters durch allerlei störende äußere und persönliche Umstände an ihrer vollen Ausreifung behindert wurde. Spät trat er hervor und nur allzu früh sank er in Schweigen und Unthätigkeit zurück, und über seine freudige und mannhafte Persönlichkeit fiel ein Schatten von Trübsinn.

Scheffel starb am 9. April 1886 zu Karlsruhe an einem schweren Leiden, das ihm seit Jahren große Beschwerden verursacht hatte. Seine Dichtergestalt lebt in frischer Liebe seines Volkes fort.

Adolf Friedrich Graf von Schack (1815—1894), geboren am 2. August auf einem Gute bei Schwerin, studierte in Berlin Rechtswissenschaften, machte zu wiederholten Malen weite Reisen in die romanischen und orientalischen Länder und war auch eine Zeit lang Reisebegleiter des Großherzogs von Mecklenburg nach Italien und Konstantinopel. Im Jahre 1852 schied er als Geheimer Legationsrat aus dem Staatsdienst und lebte seit 1855 in München als eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften. Von bedeutendem Wert sind seine wissenschaftlichen Werke. Wir haben unter anderm von ihm eine „Geschichte der orientalischen Kunst und Litteratur in Spanien", eine „Geschichte der Araber in Spanien" und „Spanisches Theater" in trefflicher Übersetzung. Im Verein mit Geibel gab

Digitized by Google

er einen „Romanzero der Spanier und Portugiesen“, später die „Heldensagen des Firdusi“ heraus, wofür er vom Schah von Persien den Sonnenorden erhielt, und im Jahre 1865 „Firdusis Heldensagen in deutscher Nachbildung“. Charakteristisch ist bei ihm der heitere heidnische Optimismus und die Ablehnung des Christentums. Beigegeben ist eine lehrreiche Abhandlung über das persische Epos. Seit den sechziger Jahren begann Schack auch mit eigenen poetischen Schöpfungen hervorzutreten. Wir haben von ihm „Gedichte“ 1864, „Episoden“ 1869, „Lothar“ 1872, einige Lustspiele und „Ebenbürtig“, ein Roman in Versen. Seine prachtvolle Gemäldesammlung in München, welche Meisterstücke moderner Kunst enthält, vermachte er dem deutschen Kaiser.

Wilhelm Hertz, geboren den 2. September 1835 zu Stuttgart. Er widmete sich anfänglich der Landwirtschaft und studierte dann in Tübingen romanische und germanische Philologie. Seit 1858 lebte er in München. Dort habilitierte er sich als Privatdocent 1861 durch eine Abhandlung über die Sage vom „Wehrwolf“ und wurde 1869 Professor am Polytechnikum daselbst. Wir haben von ihm „Gedichte“, Hamburg 1859, und außer anderm eine Anzahl graziös behandelter kleiner Epen „Lanzelot und Ginevra“, „Hug-Dietrichs Brautfahrt“, womit Geibel sein „Münchener Dichterbuch“ eröffnete, „Heinrich von Schwaben“ 1868, „Deutsche Sagen aus dem Elsaß“ 1872 und endlich „Poetische Erzählungen und Liebessagen nach bretonischen Quellen“, — sämtlich Zeugnisse eines anmutigen Talents.

Julius Grosse, geboren den 25. April 1828 zu Erfurt, studierte in Halle die Rechte und trat 1851 mit einem Drama auf: „Cola Rienzi“. Er ging 1852 nach München, um sich der Malerei zu widmen, ward aber wieder ganz Litterat. Er nahm später seinen Aufenthalt in Weimar. Die Zahl seiner Schriften, die viel Talent, aber wenig Feile verraten, ist fast zu groß. Wir haben von ihm drei Bände „Gedichte“ 1859, 1872, drei Bände „Novellen“ 1862—1863, sechs Bände „Erzählende Dichtungen“ 1871—1873, sieben Bände „Dramatische Werke“ 1870. Lebendige Phantasie, farbige Schilderung, sprachliche Gewandtheit wird ihm mit Recht nachgerühmt, doch ist bei der Menge der Produktionen

Digitized by Google

häufige Wiederholung und somit eine gewisse Monotonie unvermeidlich. Die Figuren haben doch im Grunde nur das Kostüm gewechselt. Was bemüht der Verfasser denn den Leser, immer noch einmal ihre Bekanntschaft zu machen? Unterhaltung und Erzählung ist nicht ohne weiteres Poesie.

Wilhelm Heinrich von Riehl (1823—1897), geboren den 6. Mai zu Biebrich, wo sein Vater Herzoglich Nassauischer Beamter war, studierte auf den Universitäten Marburg, Tübingen, Gießen und Bonn Theologie, Philosophie und Geschichte, zuletzt ausschließlich Kultur- und Kunstgeschichte und bethätigte sich zuerst in journalistischer Thätigkeit an verschiedenen Zeitungen in Frankfurt und Karlsruhe, Wiesbaden und Augsburg bis er 1853 vom bayrischen König Max II. als Professor an die Universität München berufen wurde. Später wurde er Mitglied der Akademie, Direktor des Nationalmuseums und Generalinspektor der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns.

Er stand in München im nächsten Verkehr mit Geibel und Heyse und bildete mit ihnen die sogenannte „Ecke", eine regelmäßig alle vierzehn Tage zusammentretende litterarische Gesellschaft. Seine gründlichen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Studien ermöglichten es ihm, in nationaler wie ästhetischer Beziehung seine herzliche Liebe zum deutschen Volke durch Werke zu bethätigen, die ein wertvoller Schmuck der deutschen Litteratur bleiben werden.

Die vier nacheinander erschienenen, vortrefflichen Schriften: „Land und Leute", „Die Familie", „Die bürgerliche Gesellschaft" und „Wanderbuch" vereinigte er zu dem Werke „Naturgeschichte des deutschen Volks". Daneben bethätigte er sein tiefes und ernstes, musikalisches Verständnis durch die höchst anziehenden „Musikalischen Charakterköpfe" und durch die Kompositionen „Hausmusik" und „Neue Lieder für das Haus". Außer den Einzelschriften „Die Pfälzer", „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten", „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe", „Die deutsche Arbeit" und andern höchst wertvollen und stilistisch vortrefflichen Arbeiten gab er eine große Zahl von Novellen heraus, die für unsre Litteratur von hohem Werte sind. Die Namen von einzelnen Sammlungen sind: „Kulturgeschichtliche Novellen",

Digitized by Google

„Geschichten aus alter Zeit", „Neues Novellenbuch", „Am Feierabend", „Aus der Ecke" und „Lebensrätsel". Diese Geschichten umfassen mit ihren einzelnen Lebensbildern einen Zeitraum von tausend Jahren und bieten in vollendeter Ruhe und schöner Abgeklärtheit die tiefsten Einblicke in das Leben und Wesen unsres Volkes. Riehl hat damit dem deutschen Hause ein köstliches Erbstück hinterlassen. Mit seinem Tode, am 16. Nov. 1897 erschien der einzige Roman seines Lebens „Ein ganzer Mann", der die große Zeit des deutsch-französischen Krieges mit der dem Verfasser eigentümlichen herzlichen Wärme und stillen Schalkhaftigkeit zur anmutenden Darstellung bringt. Den Riehlschen Werken ist eine wachsende Ehrung und verdiente Liebe gewiß. Zur rechten Würdigung dieses echt deutschen und wahrhaftigen, auch tief religiösen Mannes dienen seine „Religiöse Studien eines Weltkindes", die im Jahre 1894 bei Cotta erschienen.

Melchior Meyr (1810—1891) stammt aus dem Ries, wo er am 28. Juni zu Ehringen bei Nördlingen geboren wurde. Nachdem er seine philosophischen und rechtswissenschaftlichen Studien zu München und Heidelberg vollendet hatte, lebte er zuerst in Berlin, dann in München, wo er am 22. April 1891 starb. Von seinen vielen Schriften religionsphilosophischen und poetischen Inhalts haben zwei einen dauernden Erfolg gefunden, nämlich die „Gespräche mit einem Grobian" und seine heimischen Erinnerungen in novellistischer Form mit dem Titel „Erzählungen aus dem Ries", während seine Gedichte, Romane und Dramen, wie „Herzog Albrecht", „Karl der Kühne", nicht viel Anklang fanden. Die tiefsinnige und rein ideale Art des kernhaften Mannes haben ihn dem größeren Publikum ferngehalten.

Sehr viel jünger als die bisher erwähnten Glieder des Münchener Dichterkreises, aber doch ganz unter dem Einfluß der dortigen eigentümlichen Künstleratmosphäre zur Entwicklung gelangt ist Felix Dahn, geboren am 9. Februar 1834 zu Hamburg, aber da seine Eltern noch im selben Jahre an das Münchener Hoftheater berufen wurden, doch ein echtes Kind der bayrischen Hauptstadt.

Nachdem er hier und in Berlin die Rechtswissenschaften studiert hatte, wurde er in München 1857 Docent, 1863 außer-

Digitized by Google

ordentlicher Professor zu Würzburg für die historischen Rechtsfächer, machte den Krieg gegen Frankreich mit und ist seit 1872 Professor zu Königsberg. Seine Frau Therese, eine Nichte der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, ist gleichfalls dichterisch thätig.

Großer Wohllaut der Sprache und nicht selten ein hoher Schwung geschichtlicher und patriotischer Begeisterung stehen dem Dichter zu Gebote. Manche kraftvolle Ballade ist ihm gelungen. Sehr viel unbedeutender ist seine dramatische Gabe. Sein Bestes auf diesem Felde ist „Die Skaldenkunst“. Seine große Bekanntheit verdankt er seiner überaus fruchtbaren Thätigkeit auf dem Gebiete des historischen Romans. Davon wird noch an betreffender Stelle zu reden sein.

Digitized by Google

Das junge Deutschland.

Die deutsche Dichtkunst hat sich seit den Tagen der großen klassischen Vertreter unseres Vaterlandes im Chor der singenden und sagenden Völker insofern auf der Höhe gehalten, als sie in sich selbst Lohn und Zweck ihres Strebens fand. Frei von der bewußten Knechtschaft der Not, der Gewinnsucht und der Eitelkeit haben die Dichter, welche der Liebe ihres Volkes sich erfreuen durften, ihre Poesie als ein Heiligtum gepflegt und rein gehalten. An solchen Söldlingen, welche das Talent als niederes Mittel zum Zweck ausnutzten und damit sich selbst verunehrten, hat es, wie nirgends in der Welt, auch in Deutschland nicht gefehlt. Aber diese Verächter anvertrauter Gottesgaben haben ihr Gericht in der Verachtung der Nachwelt gefunden. Von Goethe bis zu dem letztverstorbenen echten und anerkannten deutschen Dichter Geibel reicht eine Kette von leuchtenden Namen solcher Poeten von Gottes Gnaden, die in ihrer Kunst das Höchste suchten und liebten ohne äußere Absicht und Nebenzwecke.

In schärfsten Gegensatz zu dieser echten Poesie trat nach dem ersten Drittel des Jahrhunderts eine Tendenzpoesie, die sich mit bewußter Absicht in den Dienst der Tagesströmungen stellte und ohne Begeisterung und Herzenswärme einen maßlosen Übermut und eine schonungslose Zerstörungslust gegen alles Ehrwürdige, Heilige und Altbestehende zur Erscheinung brachte. Das Kraftgefühl, das man der Jugend so gerne nachsieht, artete leider auch zu bubenhafter Frechheit aus.

Die Geistesströmung, welche den Anlaß zur Bewegung gab, war teils philosophischer, teils politischer Art. Wie um die Wende des Jahrhunderts die Rousseauschen Ideen, welche die Deutschen mit der alten Devotion gegen alles Fremdländische aufnahmen,

Digitized by Google

und die mächtige französische Revolution, die einen Schauder durch die schwächliche Politik der deutschen Kleinstaaterei jagte, in der Litteratur den Tumult der Sturm- und Drangperiode erregt hatten, so verursachten die absoluten Herrschaftsansprüche der Hegelschen Philosophie und die Julirevolution die unruhige und störende Erscheinung im deutschen Geistesleben — und nicht nur der Litteratur, — deren Träger man mit dem Sammelnamen des „jungen Deutschlands" belegt.

Nachdem der alte Kant die Beschaffenheit und Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens bestimmt und die Moral als wesentliche Grundlage aller vernünftigen Religion aufgestellt hatte; nachdem Fichte von dem Kantschen Kriticismus zum reinen Idealismus übergegangen war, der das Ich als das Erste und Ursprüngliche setzt; nachdem auch Schellings auf intellektueller Anschauung beruhende Identitätslehre eine nur vorübergehende Befriedigung gewährt hatte, trat Hegel auf und gestaltete die Schellingsche Anschauung zum reinen Begriff um, von dem alles ausgeht und zu dem alles zurückgeht. Er machte den Gedanken absolut und erhob die Anschauung zum Wissen. Er stellte einen Gott hin, der nicht an sich Person ist, sondern erst Person wird durch die Person, die ihn denkt. So konnte denn Hegel ohne weiteres von einem durch das Denken zum Bewußtsein gekommenen Gott sprechen, — eine merkwürdige Erfüllung der von Savonarola ausgesprochenen, von Lenau in seiner gleichnamigen Dichtung in schönen Worten wiedergegebenen Weisagung (siehe oben S. 32). Daß dieser von Hegel konstruierte Gott nicht der christliche ist, obwohl sich der Philosoph in seinen Kunstausdrücken, die er der christlichen Glaubenslehre entnommen hat, so gebärdet, liegt am Tage. So war es nur konsequent, wenn seine Schüler in derselben Richtung einen Glaubensartikel nach dem andern auflösten und ihren absoluten Begriff in alles verzehrendem Denkprozeß an die leeren Stellen setzten. Dazu kam, daß ein Grundgedanke des Hegelschen Systems der war, es gebe nichts, was nicht die dialektische Methode erfassen, was nicht der Gedanke beherrschen könne, — ein Grundsatz, durch welchen das Denken zur vollsten Unabhängigkeit vom Thatsächlichen gelangte. Wie mußte das eine junge Generation zum taumelnden Hochmut verlocken! Mit ihrem Denken glaubten sie nun alles erfassen und neu aufstellen zu können. Kam doch nach Hegel durch ihr Denken Gott

Digitized by Google

in ihnen erst zustande! So rühmten sie denn auch viel von ihrer eigenen Göttlichkeit und machten, den persönlichen Gott aufgebend, die Menschheit selbst zu Gott.

An diese gefährlichen Konsequenzen seines Systems hatte der Meister vielleicht kaum gedacht. Aber sie traten folgerecht hervor; und je blendender und zerstörungslustiger sie sich in den Demonstrationen eines Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge, eines David Friedrich Strauß, eines Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach zeigten, desto feuriger jauchzte das junge Volk Deutschlands ihnen zu und suchte wo möglich noch über sie hinauszugehen.

Was das Hegelsche System und die Jung-Hegelinge auf dem geistigen Gebiete anregte, das zeigte die Julirevolution von 1830 mit jenem wunderbaren Parallelismus des Denkens und Geschehens in der Zeitgeschichte. Der Aristokratismus wurde im Staat wie in der Litteratur aus seinem sicheren Besitz geworfen und die Souveränität des Volkes geschichtlich-politisch in einem sogenannten Bürgerkönige, litterarisch mit Verdrängung der Poesie durch die Tendenz des Feuilletonismus auf den Thron gehoben. Wenn es auch der Staatskunst gelang, die alten Zustände und Formen wiederherzustellen, so waren doch die Ideen demokratisiert. Das wäre kein Schade gewesen, auch nicht für die Poesie, die an Kühnheit und Schärfe dadurch hätte gewinnen können. Das Elend war der seichte, flache Liberalismus, der nur verneinen, aber nichts schaffen konnte.

Das war der Boden für jene Schriftsteller, die man unter dem Namen „das junge Deutschland" zusammenfaßt. In religiöser und ethischer Hinsicht zeigte sich ein Nihilismus, der seine Lust daran hatte, die Fundamente des christlichen Glaubens zu unterwühlen, und folgerecht zum Umsturz aller Sittlichkeit fortschritt. Nach der politischen Seite regte sich ein zum Radikalismus erstarkender Oppositionsgeist, der alles Bestehende im Staatswesen bekämpfte und die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen drohte. Beide Strömungen verbündeten sich in vernichtender Tendenz und machten sich die Dichtkunst und Litteratur unterthan.

Kein Wunder, daß die Vorfechter dieser zersetzenden und vernichtenden Ideen, Börne und Heine so großen Anklang fanden! Sie sprachen offen aus, was in den innerlich zerfressenen Gemütern nach Herrschaft verlangte.

Digitized by Google

Beide, Ludwig Börne wie Heinrich Heine, von jüdischer Abkunft und von gleichem schneidendem Witze, waren im Grunde sehr verschiedene Naturen. Börne war ein entschiedener, ungebrochener, geradsinniger Charakter mit starker Einseitigkeit, als dessen Motto das Wort gelten könnte: „So bin ich, und das denk ich, und das will ich." Heine dagegen ist ein haltungsloser Mensch, dessen Charakter nur den schillernden Wechsel der Empfindungen zeigt. Börne hatte immer noch etwas von Religiosität, eine gewisse Ehrfurcht vor dem Göttlichen behalten, und blieb auf diesem Gebiete immer Herr seines Witzes. Heine dagegen, längst zum Sklav seines Witzes geworden, hatte eine Lust daran, alles Heilige, dessen Schönheit und Hoheit er zu Zeiten wohl verstand und verehrte, frech herunterzureißen, und erging sich in schändlichsten Blasphemien. Börne, so einseitig er in seinem strengen Republikanismus war und die Schäden seiner Zeit wie die Schwächen Deutschlands immer nur durch die schwarze Brille jüdischer Gereiztheit und Verbitterung sah, meinte es doch mit seinem Schmerze darüber ehrlich und trug wirklich und aufrichtig schwer daran. Heine mit seinem sogenannten „Weltschmerz", der im Grunde nichts weiter als seine eigene innere Zerrissenheit war, trieb nur ein kokettes Spiel damit und war eines tiefen ernsten Schmerzes gar nicht fähig. Börne lauschte trotz seines derben Cynismus noch auf die Stimmen ethischer Forderungen und hielt sich für zu gut, sich wegzuwerfen. Heine wälzt sich in wüster Genußsucht und strebte nach dem Ruhm, dies mit Grazie zu thun. Zwei so verschiedene Streitgenossen konnten nicht auf die Dauer in Freundschaft bestehen. Solange sie in Paris auch unter dem Panier gemeinsamer Feindschaft gegen das alte Deutschland sich gegenseitig angezogen und festzuhalten versucht hatten, so mußte es doch endlich zu jenem offenen Bruche kommen, den Heine in seinem Buche „Über Ludwig Börne" mit schamloser Indiskretion auf dem Markte der Litteratur ausklatschte.

Ludwig Börne, eigentlich Löb Baruch (1786—1837) war am 22. Mai zu Frankfurt a. M. geboren, studierte in Berlin und Halle Medizin, war später Polizeiaktuar in Frankfurt a. M., lebte seit 1830 in Paris und starb daselbst am 13. Februar 1837. In seinen Schriften tritt er als politischer Vorkämpfer demokratischer Grundsätze auf, zeichnet sich aber mehr durch Sprachgewandtheit, stilistisches Talent und kritische Ver-

Digitized by Google

standesschärfe, als durch Gedankentiefe aus. Er hatte seine Schreibart ursprünglich nach Jean Paul gebildet und lieferte anfangs Theaterkritiken und kleine Genrebilder, pikant aber unschuldig, ja selbst leicht und spielend. Dahin gehört sein „Eßkünstler", ein kleines, humoristisches Musterbildchen. Später aber, als seine Hoffnungen stiegen, eine verbissene Energie erreichten, und endlich die Politik jeden Winkel seines Daseins ausfüllte, trat ihm die Galle ins Blut. Sein Humor kehrte die Nachtseite heraus, und sein Stil wurde ätzend und scharfschneidig, schäumend und knirschend, so daß er selbst von sich sagt, er schriebe mit Herzblut. War er schon vor 1830 Revolutionär, so wurde er es nach 1830 noch mehr, weil er in der Julirevolution die Erfüllung seiner idealen Träume zu sehen glaubte; und mit vulkanischer Glut schrieb er nun seine stürmischen „Briefe aus Paris" an die deutsche Nation mit der Tendenz, in den Deutschen eine allgemeine Unzufriedenheit hervorzurufen. In diesen Briefen deckte er alle offenen und geheimen, alle wirklichen oder angedichteten Schäden der deutschen Nationalität auf und zwar mit einer Erbitterung und einem so tobenden Fanatismus, als ob er in den Wahnsinn der Selbstzerfleischung stürzen wolle. Will man den Geist dieser Briefe in eins zusammenfassen, so braucht man sich nur des Refrains zu erinnern, der immer darin wiederkehrt: „Jetzt muß der Kampf losbrechen! Jetzt muß Revolution gemacht werden!"

Er war eine Jakobinernatur, die von einseitigem, leidenschaftlichem Bedürfnis nach Freiheit getrieben, nicht allein die Harmonie und Ebenmäßigkeit der Form bei sich selbst vernichtete und allmählich in ästhetische Barbarei verfiel, sondern die geflissentlich die Brandfackel der Revolution in unser deutsches Volk warf. Mochte das auch aus der wahrhaften Überzeugung hervorgehen, daß es besser mit uns werden müsse, mochte er in vielen Stücken gegenüber den deutschen Schwächen recht haben, wie zum Beispiel in seiner Polemik gegen Kleinstädterei, gegen den überspannten Geniekultus und anderes, so blieb er doch am Ende ein schwarzsichtiger, ehrlicher Narr, der wie Don Quixote gegen Windmühlen statt gegen Riesen kämpfte, eine bizarre, wild-einseitige Natur, die mehr zerstörte, als schuf, und zuletzt innerlich verkohlte. Als die Revolution in Deutschland immer noch nicht losbrach, obgleich er sie oft mit der genauesten Angabe der Zeit prophezeit

Digitized by Google

hatte, begann er, aus bitterstem Grame zu kränkeln, und seine Schriften nahmen einen völlig misanthropischen Charakter, den gehässigen Ton gekränkter Eitelkeit und einen bleichen, furchtbaren Ernst an, der seine Darstellung nur noch als ein schlotterndes Gespenst dessen, was sie gewesen, erscheinen ließ.

War Börne der litterarische Revolutionär auf dem politischen Gebiete, so war es dagegen Heine auf dem religiös-sittlichen.

In ihm tritt ganz besonders die eigentümliche Macht des litterarischen Judentums ebenso blendend als abschreckend hervor.

Einst gab es eine selbständige hochentwickelte jüdische Kultur auf dem Boden des maurischen Spaniens. In den Kulturstaaten des Abendlandes, in Italien, Frankreich und England stand das nationale Bewußtsein so fest, daß die Juden nicht zur selbständig geistigen Macht gelangen konnten. Die politische Zerrissenheit Deutschlands hatte das Wachstum eines gesunden Nationalstolzes verhindert. „Dieser geduldige deutsche Boden hatte schon allen Nationen Europas zum Tummelplatz gedient; hier durfte auch das Judentum noch sein Glück versuchen."

Die tüchtigen Elemente in der jüdischen Bevölkerung Deutschlands zeigten Neigung, wenn ihnen dagegen die volle bürgerliche und gesellschaftliche Gleichstellung gewährt würde, ihre nationale Sonderstellung aufzugeben und mit Deutschen Deutsche zu sein. Erscheinungen wie Moses Mendelssohn in der Philosophie, Felix Mendelssohn-Bartholdy in der Musik, Veit in der Malerei, Neander in der wissenschaftlichen Theologie hatten bewiesen, daß dies Einzelnen möglich sei. Dagegen erwies sich das moderne politische Judentum, welches die Führerschaft des jungen Deutschlands übernahm, mehr und mehr als eine internationale Gesellschaft, insofern sie sich innerhalb des deutschen Volkes und mit dem vollen Anspruch auf alle Rechte desselben außerdem noch als eine besondere Nation gebärdete und deutsch-nationale Pflichten nicht anerkannte. Im deutschen Volke mit seinem mangelhaften Selbstgefühl und der schwächlichen Bewunderung für alles Fremde zeigte sich dieses modern-weltbürgerliche jüdische Strebertum, welches die Vertretung der öffentlichen Meinung dreist an sich riß, ebenso verderblich, wie nach Mommsens Nachweis einst an dem zerfallenden Koloß des römischen Staates.

Digitized by Google

Selbstverständlich erschien diesen vaterlandslosen Politikern unter allen europäischen Staaten der am vortrefflichsten, der mit aller Legitimität und geschichtlichen Pietät gebrochen und sich scheinbar auf dem Boden der allgemeinen Menschenrechte neu gegründet hatte: Frankreich. Die radikale Jugend wurde unter schmeichelnder Anerkennung ihres Weltberufs dahin gelehrt, daß freche Verunglimpfung des Vaterlandes ein Kennzeichen freier und erhabener Gesinnung sei. In Frankreich war alles vortrefflich, in Deutschland alles jämmerlich, namentlich in dem bestgehaßten, zukunftskräftigen Preußen. Als Börne 1822 nach Paris reiste, schrieb er schon von Straßburg aus: „Ich fühle mich frei!“ und aus der Hauptstadt an der Seine: „Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen, ich war nicht mehr in Deutschland.“

Achim von Arnim hatte den alten Namen des „deutschen Michel“ des groben, kampfeslustigen, gutmütig-treuherzigen, in seinem Zorne aber furchtbaren Vertreters der deutschen Volkskraft umgedeutet auf den in der Litteratur geschmacks- und urteilslosen Philister. Jetzt übertrug das junge unreife Geschlecht unter jüdischer Anleitung Bild und Begriff auf den gesamten deutschen Nationalcharakter. Unser Volk, das eben den Übermut der Franzosen heldenkräftig in den Staub geworfen und eine heilige Sühnethat zum Wohle der Welt vollbracht hatte, wurde als ein fauler und feiger Wicht verspottet, der sich die Schlafmütze über die Ohren zieht und von jedermann verdientermaßen höhnen und hänseln läßt. Gegenüber dem deutschen Michel konnte man die ritterliche französische Nation nicht hoch genug ehren, während die Wunden noch nicht geheilt waren, die französische Tyrannei und Brutalität dem deutschen Volke geschlagen hatten.

Auch die Hoheit der deutschen Dichtung flößte diesen Jungen keine Ehrerbietung ein. Über Goethe urteilte Börne, dies Talent habe, begünstigt durch ein beispielloses Glück, sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachgeahmt, ohne entdeckt zu werden. Er ruft aus: „Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urteil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht!“

Welche treffende Schärfe in dieser Charakteristik des Franzosen und welch sittlich schiefes Urteil, das ein Deutscher daraus zieht.

Digitized by Google

Die absolute Dreistigkeit, mit welcher das Hohe und Große heruntergerissen wurde, imponierte der frühreifen Jugend. Man stimmte mit frivolem Selbstgefühl ein und ahmte die übertriebene, witzelnde Ausdrucksweise nach. In unglaublich kurzer Zeit wandelte sich die von Lessing und Goethe gereinigte gute, deutsche Sprache unsrer Litteratur in einen zügellosen Journalistenstil mit gesuchten Übertreibungen und prickelnden Antithesen.

Schlimmer war der Einfluß auf die innerliche Stimmung der Poesie. Ein tragischer Zug an dem vaterlandslosen und von der Ehrlichkeit des Ideals abgefallenen Judentum ist die Selbstverhöhnung. Mit dem Spott über alles fällt die Selbstverspottung zusammen. Der giftige Hohn, der andre peinigt, entspringt der inneren Zerrissenheit und dem Mangel an einer einheitlichen, alles beherrschenden Idee.

In der Poesie wird nun alles zur Absichtlichkeit, und die unbeschränkte Willkür der Subjektivität läßt trotz der wunderbaren und ergreifenden Kraft der Töne einen einheitlichen Eindruck und ein echtes, lauteres Gefühl nicht mehr entstehen. Dieser beklagenswerte Gegensatz tritt vornehmlich an dem Dichter hervor, dessen herrliche und seltene Gaben durch seine Schuld zersplittert und entwertet wurden. Wir stehen mit tiefem Schmerze vor einer dichterischen Schönheit, die ihrem Berufe untreu wurde und sich in Unwahrheit und Unlauterkeit verlor.

Heinrich Heine (1799—1856) wurde am 13. Dezember zu Düsseldorf geboren, nicht am 1. Januar 1800, wie er selbst witzelnd erzählte, er sei „einer der ersten Männer des Jahrhunderts." Sein Vater, der Handelsmann Samson Heine, gab seinem „Henry" eine streng gläubige Erziehung und ließ ihn das Lyceum seiner Vaterstadt besuchen, welche die Hauptstadt des Großherzogtums Berg von Napoleons Gnaden war. Hier lernte der Knabe früh französische Leichtlebigkeit und Leichtfertigkeit kennen und lieben, zumal dies neue Regime den Juden zum ersten Male die volle Gleichberechtigung einräumte. Die französische Sympathie hat ihn sein Leben lang nicht verlassen. Die von der Familie getroffene Bestimmung Henrys für den Kaufmannstand glückte nicht. In Frankfurt konnte er sich nicht fügen und in Hamburg machte er mit seinem vom Onkel Salomon eingerichteten Geschäfte schnell Bankerott. Ohne eine abgeschlossene Gymnasialbildung besuchte er nun Universitäten. In

Digitized by Google

Bonn hörte er juristische Kollegien, auch unter A. W. Schlegels Leitung altdeutsche und indische Vorlesungen. Von Göttingen wurde er wegen eines Duells verwiesen und ging nach Berlin, wo er mit dem diplomatisch fein geschulten, oft bissigen und meist charakterschwächlichen Varnhagen von Ense und dem jüdischen Rechtsphilosophen Gans, einem Schüler Hegels, in dauernde Verbindung trat. Im Jahre 1825 erfolgte zu Heiligenstadt sein Übertritt zum Christentum nach lutherischem Bekenntnis und bald darauf seine juristische Doktorpromotion, die ihm Gelegenheit zu dem Witze gab, er gehöre nun mit zu den vier größten Juristen „Cujacius, Donollus und Goethe."

Seine ersten Veröffentlichungen, die 1822 erschienen, „Gedichte", die den Einfluß von Goethe, Brentano, Tieck, Uhland und Rückert zeigen, die beiden dramatischen Versuche „Ratcliff" und „Almansor" und die unvollendet gebliebene Novelle „Der Rabbi von Bacharach" waren ziemlich unbeachtet geblieben.

Der erste große Erfolg wurde durch das Erscheinen der „Harzreise" bezeichnet. Der übermütige Humor, die schönen Naturbilder in ihrer unmittelbaren Anschaulichkeit ohne alle Sentimentalität und romantische Anfärbung und der gesamte in der Litteratur noch nicht erhörte burschikose Ton entzückte durch seine Neuheit und sprach die Jugend mit tiefem Behagen an. Die günstige Aufnahme veranlaßte Heine, mit diesen Plaudereien fortzufahren. Reisen nach Norderney, durch England, Aufenthalt in München, Züge durch Italien gaben ihm den Stoff zu seinen „Reisebildern". Doch zeigten sich schon die unangenehmen Merkmale einer Entartung seiner jugendlichen Ausgelassenheit zu boshaftem Hohn und frechem Cynismus. Mehr und mehr trat jene schamlose Frivolität hervor, die selbst freidenkerische Persönlichkeiten überraschte und erschreckte durch den Mangel jeder sittlichen Zucht und Mäßigung und es als ein schweres Rätsel erscheinen ließ, wie die wunderbaren Poesien des 1827 erschienenen „Buches der Lieder" mit ihrer tiefen und reichen Lyrik in einem Menschenwesen neben der unbefangenen Gemeinheit entstehen konnten, die namentlich hervortrat, nachdem er 1831 seinen dauernden Aufenthalt in Paris genommen hatte.

War in Börne die Art des finstern, entsagungfordernden und menschenfeindlichen Rousseau auferstanden, so kam in

Digitized by Google

Heine etwas von der zerfressenden Schärfe Voltaires zu Tage, der mit giftigem Witze das Heilige aus der Menschenseele brannte. Mit einer saunischen Lust, ohne Ernst und Würde, am wenigsten im Ehrendienste irgend welcher Wissenschaft untergrub er eine Stütze des religiösen Glaubens nach der andern und hatte seine Lust am Ärgernis der Frommen und an dem Vergnügen der von ihm im Grunde auch verachteten Aufgeklärten. Das Gift, das er bei seiner zersetzenden Thätigkeit, besonders durch seine Aufsätze in der „Revue des deux mondes" vorzüglich unter dem jungen Geschlechte verbreitete, war um so verderblicher, als es, gefällig und berückend, den Tagesgeschmack, jenes Gemisch von sprudelndem Witze und lüsterner Sentimentalität mit Meisterschaft traf.

War dies schon ein schnöder Mißbrauch seines Talents mit mephistophelischem Behagen, so wurde sein Thun noch frevelhafter, wo er das sittliche und sociale Gebiet berührte. Hier zeigte er sich ganz als ein St. Simonist, nur ohne jene täuschenden Flitter von Idealismus, die das System des verrückten Grafen noch an sich trägt.

Ein unverschämtes Zurschautragen nackter Gemeinheit war bisher etwas Unerhörtes gewesen. Ganz ohne Umstände verkündete er in seinem „Salon", seinen „Französischen Zuständen" und seinen „Neuen Gedichten", daß für den Weltschmerz und für den drückenden Ernst des Christentums keine andere Schadloshaltung möglich sei, als die Rehabilitation oder Wiederherstellung des Fleisches in seine alten Rechte. Statt der Ehe, die die Menschheit nur unglücklich mache, ein freies Wahlverhältnis, Emanzipation des weiblichen Geschlechts und ein allgemeines, von keinen sittlichen Satzungen eingeengtes Genußleben: das waren die Forderungen, die er mit einer Unbefangenheit aufstellte, als bringe er damit der Menschheit das Heil. Wir hätten nun lange genug geschmachtet in den Fesseln unsrer socialistischen Pedanterie; wir hätten nun lange genug in der Askese des Christentums unser Fleisch gekreuzigt; nun sei es an der Zeit, dem Fleische wieder zum Regiment zu verhelfen und jene Religion der Freude einzuführen, die allein die Menschen glückselig machen könne.

„Einst," sagt er in seinem „Salon", „wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wiedererlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wiederhergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader,

Digitized by Google

den das Christentum zwischen ihnen gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichen und schönen Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmungen, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmütig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten und durch Abtötung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind. Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir; denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe die Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier, politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel stattfinden soll."

Da haben wir ein Glaubensbekenntnis vor uns, das in der That an die Stimme der Schlange im Paradiese anklingt. Der unglückliche Bekenner, der diesem Bekenntnisse gemäß lebte, hat an sich selbst die furchtbaren Früchte dieser Weisheit geerntet, indem er die Zerstörung an Leib und Seele auf sich herabzog. Aber gerade die Frechheit, mit welcher er das Evangelium des Fleisches predigte, imponierte der damaligen Zeit, die in ihrer raffinierten Sentimentalität empfänglich genug war, über die Maßen. Vielen erschien Heine als ein Märtyrer der berechtigten Sinnlichkeit.

Inmitten der furchtbaren Blasphemien, deren sich Heine schuldig machte, läßt sich keinen Augenblick das innere Gericht der Selbstverachtung und Trostlosigkeit verkennen. Wie Börne vorher und Gans nachher hatte sich Heine aus äußern verächtlichen Rücksichten und ohne jeden Erfolg taufen lassen; dabei redete er wie Börne von seinem großen Judenschmerz. Er beschimpfte das Christentum, wie kaum je ein andrer Mensch, wenn er schrieb: „Es giebt schmutzige Ideenfamilien. Zertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet."

Was er aber über die Juden gesagt hat, läßt an schmutziger Gemeinheit alles zurück, was je unchristlicher Haß eines Christen

Digitized by Google

ersann. Und doch erfaßte er in Augenblicken wahrhaft dichterischer Erhebung die Herrlichkeit des Christenglaubens und konnte auch wie ein gläubiger Katholik vor dem himmlischen Lächeln eines Madonnenbildes in Entzückung geraten. Zugleich vermochte er, mit tiefer Pietät, den geheimnisvollen, hoffnungsseligen Trost des gläubigen Israel in den uralten Riten jüdischen Familienlebens zu empfinden.

Heine ist überall hindurchgegangen, hat alles erfahren und erlebt. Aber alles ist ihm nichts geblieben oder ihm zu nichte geworden.

So hat er auch sein Leben lang zwischen Deutschland und Frankreich gestanden. Heine empfand ganz deutsch. Nur ein Deutscher kann mit dieser sinnigen, echten Naturpoesie erfassen und singen. Trotzdem beschimpfte er das Heimatland seiner Dichtung in empörender Weise und umschmeichelte die französische Nation. In seiner politischen Gesinnung war wohl nur eins ganz echt: der Haß gegen Preußen. Die unaussprechliche Häufung von Schmutz auf das Hohenzollernhaus in der „Schloßlegende" hat ihresgleichen nicht.

Die Herabsetzung Deutschlands übte er teils in witzelnder Form, wenn er zum Beispiel sagte, der Engländer liebe die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, der Franzose wie seine Braut, der Deutsche wie seine alte Großmutter, teils mit plumper Beschimpfung. Mit dem feinsten Verständnis für deutsche Art vollzog er im Dienste der französischen Regierung die tief niederschlagende Thatsache seiner Gesinnungslosigkeit.

Sein Leben in Paris von 1831 bis zu seinem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode bezeichnet einen mit furchtbarer Langsamkeit sich vollziehenden Niedergang der geistigen Persönlichkeit. Nur erhielt sich bis zuletzt der auch durch das langjährige, höchst schmerzhafte Rückenmarksleiden ungebrochene, schlagfertige Witz. Ein Bekannter besuchte den Sterbenden und fragte ihn in wohlmeinender Beunruhigung nach seiner Herzensstellung zu Gott: „Seien Sie unbesorgt," erwiderte der Dichter, „er wird mir verzeihen; das ist sein Gewerbe."

Die große Menge von Heines prosaischen Schriften ist belanglos und jetzt überlebt. Seinem Dichterbilde kann es nur förderlich sein, wenn sie vergessen werden. Thatsächlich sind „Der Salon", „Beiträge zur Geschichte der neuen,

Digitized by Google

schönen Litteratur", „Die romantische Schule", „Französische Zustände", „Über den Adel", und „Lutetia" in den „Vermischten Schriften" völlig zurückgetreten.

Seine hohe Bedeutung, die seinen Namen der deutschen Litteraturgeschichte unvergänglich eingeprägt hat, liegt in der Lyrik. Er hat im Gegensatz zur formalen Veräußerlichung der Poesie mit einem hohen künstlerischen Bewußtsein die große Beweisthat vollbracht, daß die wahre Dichtkunst mit den geringsten Mitteln das Größte erreicht und die unvergängliche Jugendkraft besitzt, zur Einfachheit und Unmittelbarkeit des Volksliedes zurückkehren zu können. Was Herder angeregt und festgestellt, was Goethe und Uhland, ohne deren Vorgang seine Erscheinung unmöglich gewesen wäre, vollzogen hatten, das bewies von neuem Heine mit seinem Hervortreten.

So groß ist die Wahrheit und Schönheit seiner rein lyrischen Dichtungen, daß sie für seine anderweitigen Versündigungen genugthun können. Wendet man sich von dem charakterlosen Menschen, dem undankbaren und abtrünnigen Sohne Deutschlands, dem Vertreter unsittlicher und zerstörender Grundsätze und dem schamlosen Verächter seines bessern Selbst mit trauriger Entrüstung ab, so entzücken uns seine Lieder, in denen er mit Goetheschen Objektivität aus sich heraustritt, immer wieder von neuem. Wir erkennen ihm willig die Herrschaft zu, die er eine Zeit lang unbestritten über die moderne Dichtung übte, und die nur Parteisucht ableugnen könnte. Das größte und schönste Werk, das er darbot, war das „Buch der Lieder". Gerade die kleinsten Lieder in demselben bekundeten des Dichters höchste Meisterschaft. Die ewige Jugend der deutschen Poesie bethätigt sich darin. Wie Blütenduft haucht, wie die Blätter flüstern, wie Wellen rauschen, wie Mondlicht auf dem Wasser spielt, wie der Sturm daherbraust und die dumpfe Brandung donnert, — so erschließt sich in diesen wunderbaren Kundgebungen das geheimnisvolle Einverständnis der Menschenseele und der Natur. Es scheint nicht die Empfindung eines einzelnen ausgesprochen, sondern die Offenbarung des Volksgeistes in diesen kleinen Liedern enthalten zu sein, die mit dem Wohllaut ihrer Sprache eine Fülle von Gedanken und Empfindungen wecken.

Digitized by Google

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Das Gedicht klingt und singt für sich. Man braucht gar nicht erst daran zu denken, wie schön hier die dunkle Sehnsucht einsamer, unverstandener Herzen nach Verständnis und Befriedigung des innersten Verlangens und die Ahnung von der Möglichkeit solcher Befriedigung ausgesprochen ist. In einem andern wird die heiligende Macht geschildert, die Reinheit und Unschuld auf die Seele des Begegnenden üben.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein.
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Solche Lieder sind unmittelbar aus richtigem Gefühl und edler Empfindung geboren. Dem Dichter ist es nicht zu verargen, wenn er ein Bewußtsein davon hat, wieviel köstliche Schätze in seinem Herzen ruhen und wenn er das unbefangen ausspricht.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land.
Komm zu mir und setze dich nieder;
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr.
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Digitized by Google

Die Natur lebt dem Dichter und bietet ihm die schönsten Sinnbilder des innern Lebens mit überzeugender Wahrheit und Anschaulichkeit.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Man kann nur ahnen, was der Dichter mit diesem Liede meint, aber jeder glaubt es zu verstehen. Eben dies Geheimnisvolle verleiht ihm großen Reiz. Mag er darstellen wollen, daß das liebende Herz nur in der innigen Verbindung mit dem auserwählten Seelenverwandten Glück und Leben finde, nie im Verkehr mit innerlich Fremden und erschiene es, wie die Sonne, im blendendsten Glanze, oder soll ein anderer Gedanke zu Grunde liegen: das Lied entzückt an sich selbst. Die Frage nach logischer Klarheit kann gar nicht auftauchen. Überaus lieblich weiß der Dichter überhaupt Blumen und Bäume in Personen umzuwandeln. Er taucht seine Seele in den Kelch der Lilie, daß sie klingend ein Liebeslied haucht. Es flüstern und sprechen die Blumen und schauen ihn voll Erbarmen an. Die Bäume schütteln mitleidig die Köpfe, weil sie ihn klagend im Walde umherirren sehen, oder, getäuscht von den Menschen, sucht der Dichter ein fühlendes Herz bei den Blumen. Überall reizende, zaubervoll belebte Bilder!

Unter diesen Blumenliedern, in welchen der Dichter diesen stillen Kindern der Natur poetisches Leben einhaucht, hat das Lied von der verschämten Wasserlilie eigenartigen Reiz. Es findet sich in den „Neuen Gedichten".

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See.
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Digitized by Google

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen, blassen Gesell'n.

In anmutiger Einfalt stellt hier der Dichter dar, wie dem jungfräulichen Wesen, wenn es sich auch in seiner holden Schüchternheit dagegen wehrt, doch die Liebe etwas Unvermeidliches ist.

Nächst der Blumenwelt ist ihm aber die Märchenwelt lieb und vertraut. Er flüchtet sich gern aus seiner eigenen Zerrissenheit und dem Unfrieden seiner Umgebung in das Reich ihrer Traumbilder, verkehrt mit Feen, Gnomen, Elfen und Alräunchen und baut sich unter phantastischen Pflanzengehängen sein Nest, sanftmütig, schmachtend, liebeflötend. Oder alte Märchen und Sagen klingen auch wohl durch sein Herz, und er kann nicht begreifen, wie sie ihn so wehmütig stimmen. Allgemein bekannt ist sein Gedicht von der „Lore-Lei".

Ein bezaubernder Duft weht durch das Lied und schaffte ihm seine Melodie. Das ist unmittelbare Poesie, nicht Gemachtes oder Anempfundenes. Das Märchen selbst spricht durch den Mund des Dichters und scheint gar keiner andern Darstellung fähig. Und die Sprache ist hier so glücklich und leicht im Volkstone gehalten, daß die Musik sich gerade dieser Dichtung frühzeitig bemächtigen mußte. Ob die Lore-Lei nun die Poesie selbst darstellen soll, — was kümmert's uns? Erscheint doch diese Liederromanze so unbeabsichtigt, daß einem die Frage nach ihrer Tendenz albern und knechtisch vorkommen muß.

Es thut dabei wenig zur Sache, daß der Gegenstand des Liedes in seinen Grundzügen, wie in seiner Anschauung bei Clemens Brentano entlehnt ist, unter dessen Einfluß Heine in hohem Maße stand, nicht nur was die romantische Richtung, sondern auch was die eigentümliche Ironie betraf. Eine alte Volkssage von einer singenden Jungfrau Lorelei giebt es nicht. Dieser Name würde sinnlos sein. Brentano hat diese singende Sirene frei erfunden und auf den „Loren-" oder „Lurlen-Stein" (= Lei) versetzt, an dem nach der Volkssage der grimme Hagen den Nibelungenhort versenkte.

Digitized by Google

Brentano:	Heine:
Was mag dich nur betrüben, Daß du so traurig bist? — — — — — —	Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, Daß ich so traurig bin. — — — — —
Ich träumte hinauf die steile Höh' Auf engen Felsenstufen Und hab mit Ach und hab mit Weh Nach meinem Liebchen gerufen. — — — — — — — —	Den Schiffer im kleinen Schiffe Ergreift es mit wildem Weh. Er schaut nicht die Felsenriffe; Er schaut nur hinauf in die Höh. — — — — — — — —
(Treulieb.)	
Da war mein Herz so schwer, so schwer; Ich schiffte einsam auf den Wogen. Da hat dein Lied vom Felsen her Mich in die Brandung hingezogen. (Schiffer und Sirene.)	Ich glaube die Wellen verschlingen Am Ende Schiffer und Kahn. Das hat mit ihrem Singen Die Lorelei gethan.

Zeigte Heine in diesen Liedern das sinnige Verständnis für die Volkspoesie und die kindliche Zartheit, mit der sie sich in die stille Welt der Blumen und des Märchens träumerisch versenkt, so bekundete er in andern Dichtungen eine reiche, malerische Gabe, die Dinge der Umgebung in einer Fülle beweglicher Bilder wiederzuspiegeln. Dies tritt besonders in den zahlreichen, lieblichen Genrebildern hervor, die sich unter seinen Liedern der „Heimkehr", denen aus der „Harzreise" und denen der „Nordsee" finden. Wie heimelt es uns an, wenn er uns in der trefflichen „Bergidylle", in der sich Sagenhaftes und Idyllisches aufs lieblichste vermischen, in die Hütte des alten Bergmanns führt! Es wird uns dabei, wie dem Dichter selbst, wenn er sagt:

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, — mir ist als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Einen tiefen Eindruck hat er selbst vom Meere und seinen Küsten empfangen und versteht, uns denselben wiederzugeben. Dann entschwebt seine Phantasie über die Wogen zu den Wundern ferner Zonen.

Digitized by Google

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See.
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr.
Das Schiff war nicht mehr sichtbar;
Es dunkelte gar zu sehr.

Herrlich besingt der Dichter das Meer in den beiden phantastischen Cyklen „Die Nordsee". In ihren Tiefen schaut er Wesen aller Art, die ihm die Träume seiner Kindheit zurückrufen, oder er erkennt auf ihrem Grunde die Herrlichkeit versunkener Städte und möchte sich hinabstürzen. Hierher gehört das „Seegespenst", in welchem Heines reiche Phantasie und stimmungsvolle Malkunst sich in ihrer ganzen Meisterschaft zeigen.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser

Digitized by Google

Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarz bemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus',
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Scepter und Schwert.
Unferne vor langen Häuser-Reih'n,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Ist es nicht bei Lesung dieses Gedichts, als ob man ein Gemälde aus der niederländischen Schule vor sich habe? Welche Treue der Auffassung, welche Wahrheit der Darstellung findet sich hier und, was das bewundernswerteste ist, wie ist hier alles aufs innigste mit Lokalfarben gesättigt!

Wie der Dichter in seinen Meerbildern mit Fischern und Seeleuten verkehrt, so hat er es in seinen Genrebildern aus Wald und Flur besonders mit Bergleuten, Pfarrern und Förstern zu thun, in deren Haushalt und Familienwesen er uns blicken läßt. Auch hier, wie in seiner Meeresdichtung, liefert er meistens schauerliche Nachtbilder, wie zum Beispiel die Schilderung der

Digitized by Google

entarteten Pfarrersfamilie, die durch die Erscheinung des toten Vaters zur Ruhe gebracht wird, oder jenes Familienbild aus dem Jägerhause.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer.
Im Wald unter rauschenden Bäumen
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhauf'.
Es soll mich nicht hin verlocken;
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rotköpfiger Sohn
Und wirft an die Wand die Büchse
Und lacht vor Spott und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

Nächst diesen trefflich gelungenen Genrebildern, in denen er die Außendinge mit seinem Geiste durchdringt, so daß sie wunderbar zu den Gestalten passen, sind im „Buche der Lieder" einige Balladen besonders hervorzuheben. Eigentlich ist Heine vermöge seiner Lyrik, die oft ans Musikalische streift und etwas überaus Duftig-Zartes hat, nicht recht fähig zu epischer Dichtung. Dennoch sind ihm besonders zwei Gedichte gelungen, die man mit Recht Balladen nennen kann, „Die Wallfahrt nach Kevlaar" und „Die Grenadiere". Das erstere Gedicht, in welchem der Dichter den Gedanken ausdrücken will, daß nur der Tod die tiefsten Wunden des Herzens heile, ist in jeder Beziehung vortrefflich. Der Ton und die Darstellung sind meisterhaft dem Volksliede abgelauscht und der kindlich gläubige Sinn des Volkes so glücklich ausgedrückt, daß man beinah glauben sollte, diese Ballade sei ein Volkslied. Ein tief poetisches Gemälde stellt sich hier uns dar. Das Herzweh des liebesiechen Jünglings, der

Digitized by Google

fromme Sinn der Mutter, die feierliche Prozession mit den flatternden Fahnen, die altersgrauen Türme von Köln und die grünumbuschten Ufer des Rheins, und auf diesem Hintergrunde die wunderbare Erscheinung der Jungfrau Maria. Noch mächtiger in der Wirkung sind seine „Grenadiere". Auch hier nähert sich die Sprache in glücklicher Unbefangenheit dem Volksliede und hat durch die ihr innewohnende Musik mehrfach Komponisten angezogen. Vor allem aber ist hier die Darstellung der leidenschaftlichen Gefühle ergreifend. Der abgöttische Enthusiasmus, der Weib und Kind aufgiebt, wenn es die Befreiung des gefangenen Kaisers gilt, und zugleich die rührende Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden („Nimm meine Leiche nach Frankreich mit, begrab' mich in Frankreichs Erde") ist hier so wahr geschildert, daß es nicht verwundern kann, wenn der Dichter, der hier einen Grundzug der französischen Nation darstellte, für dieses Gedicht, allerdings auch für andere dem französischen Interesse geleistete Dienstbarkeit das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Auch in der Hymne hat Heine Großes und Neues geleistet. Er gebraucht hier ein ganz eigentümliches, ungereimtes Metrum, das im Grunde bei seinem kaum hörbaren Rhythmus sich nur wenig von der Prosa unterscheidet. Wahrscheinlich ahmte er hierin Goethe nach, der in seiner „Harzreise im Winter" und in „Wanderers Sturmlied" ihm darin voranging. Diese Form scheint bei flüchtiger Betrachtung an Nachlässigkeit zu streifen, verlangt aber gerade die eingehendste Durchbildung. Was den poetischen Gehalten dieser hymnenartigen Dichtungen betrifft, so sind einige unter ihnen, wie „Morgengruß", „Sonnenuntergang", „Erklärung" und „Der Phönix" an Kühnheit der Bilder, an lyrischem Schwung und Reichtum der Phantasie höchst bedeutend. Man denke an den „Sonnenuntergang", in dem der Dichter jene an sich humoristische Ehestandsgeschichte von Sonne und Mond so lieblich-rührend darstellt, oder an die „Erklärung", in der die ganze Glut leidenschaftlicher Liebe in dem grotesken Bilde von der in Ätnas Schlund getauchten Riesenfeder zur Anschauung kommt, mit welcher der Dichter sein Liebesbekenntnis niederschreibt. Das Schönste und Erhabenste bleibt hier das Gedicht „Frieden", worin der nachher so tief gesunkene Dichter zum allgemeinen Erstaunen eine hochpoetische, andachtsvolle Apotheose

Digitized by Google

Jesu Christi und der Segnungen liefert, die das Christentum der Welt brachte.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt.
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er riesengroß
Über Land und Meer.
Es ragte sein Haupt in den Himmel.
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer.
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne.
Das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnten in hochgetürmter
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schaudernd in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

Digitized by Google

Gewiß ist dies Gedicht ein Edelstein unter den Schätzen deutscher Poesie, und so reich an dichterischen Schönheiten, so klar und einleuchtend verständlich, daß es thöricht wäre, eine Zergliederung und Erklärung vorzunehmen.

Wenn man solche Poesien bei Heine kaum vermutet, so traut man ihm Witz, Spott und Ironie, sein Lebenselement, ohne weiteres zu. In ihrer frischen und echten Natur sprechen diese Dichtungen sehr an. Sie setzen oft eine höchst unschuldige Miene auf und thun sanft und sittsam; aber sie wollen doch nicht täuschen, denn der Schalk schaut gleich daneben heraus und zeigt uns, was wir von ihm denken sollen. Dahin gehört das Lied:

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh u. s. w.

und dann die beiden, worin die altmodische Sentimentalität der Naturbetrachtung verspottet wird:

1.

Philister im Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur,
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur,

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht.
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied u. s. w.

2.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang:
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein! sein Sie munter;
Das ist ein altes Stück.
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück."

Die umfassendste Produktion Heinescher Witzpoesie ist das Spottgedicht „Atta Troll", das er während seines Sommeraufenthalts in den Pyrenäen dichtete und 1843 zuerst in der

Digitized by Google

„Zeitung für die elegante Welt" abdrucken ließ. Dieses wunderliche Heldengedicht in 24 Kapiteln — oder vielmehr Bärengedicht, denn der Held desselben, Atta Troll, ist ein Bär — zeigt uns Heine so recht in seiner maliziös-spöttischen Natur. Er thut hier zwar, als ob er nur ein zweckloses, tolles Spiel seiner Phantasie wiedergebe, bezeichnet das Ganze auch selbst höchst unschuldig als das „letzte freie Waldlied der Romantik" und warnt davor, man solle ja keine Tendenzen darin wittern. Aber man merkt es nur zu gut, daß er alle Richtungen, Bestrebungen und hervorragenden Persönlichkeiten in Leben und Litteratur tüchtig persifliert und bei seiner herben Satire besonders deutsche Zustände im Auge hat. Darum läßt er denn auch allen seinen alten Sympathien und Antipathien den freiesten Lauf, kühlt seinen boshaften Übermut an Freiligrath und seinem berühmten Mohrenfürsten, persifliert in der tollen Jeremiade eines reisenden und beherten Schwabendichters die Schwäbische Dichterschule, die ihm wegen ihrer Ehrbarkeit stets ein Dorn im Auge war, und dergleichen. Entlockt das Gedicht an vielen Stellen uns wirklich ein Lachen, weil Heine hier noch besser als sonst versteht, mit der unschuldigsten und trockensten Miene den schlagendsten Witz vorzubringen, zeigt es noch mehr, als manches Frühere, die reiche und bewegliche Phantasie Heines, so geht das Gemüt des Lesers doch völlig leer dabei aus. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß es bei seinem Erscheinen ziemlich kühl ließ und das Prognostikon bald in Erfüllung ging, das der Dichter ihm selbst stellte:

In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Nicht lange nach seinem „Atta Troll", um 1844 erschienen seine „Neuen Gedichte". Wir finden da dieselbe süße und zarte, in der Blumen- und Märchenwelt sich ergehende Lyrik. Wie ein wunderbarer Gruß des schönen, klaren Dichtergeistes berührt uns das Gedicht:

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

Digitized by Google

Das meiste in dieser Sammlung beurkundet aber leider Unsittlichkeit, Zerrissenheit und den bittersten Hohn, der dann in seinem „Deutschland, ein Wintermärchen“ den freiesten Spielraum gewinnt, indem er hier seine Reise nach Deutschland im Winter 1843 und 1844 beschreibt und die Formen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft verspottet.

Das ist das Schmerzliche an Heine, daß wir auch bei dem Schönsten und Besten seiner Lyrik, sobald wir sie im Zusammenhange mit seiner ganzen Poesie betrachten, bald einsehen müssen, daß es ihm selbst an Wahrheit der Empfindung, an Glauben und Überzeugung fehle. So faßt uns denn auch bei dem Ergreifendsten, was er sagt, der Zweifel, ob es ihm rechter Ernst damit sei.

Er zwingt uns dazu, durch seine übermütig-tolle und herzlose Ironie, womit er seine eigenen Gestaltungen vorführt, um sie in völlig launischer Weise zu vernichten. Oft erscheinen seine Gedichte als Engelsköpfe, die sich in Fratzen verwandeln. Denn er steigert bis zum Ende unsere edelsten Gefühle, um nur desto überraschender in einen mephistophelischen Witz, oder, was noch schlimmer ist, in bare Gemeinheit umzuschlagen. Wer hat sich nicht an dem trefflichen Gedicht „Seegespenst“ anfangs ergötzt! Und wie müssen wir aus allen unseren Himmeln fallen, wenn nach der Darstellung jener süßträumerischen und sehnsüchtigen Gefühle gerade da, wo diese ihren Höhepunkt erreichen, plötzlich wie mit einem gellenden Schrei die gemeine Prosa des Lebens eingreift und so den ganzen Eindruck vernichtet, indem der Dichter schließt:

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?“

So kann man sagen, Heine hat sich selbst und seine Leser zum besten, und ehrt die Gottesgabe seiner Dichtung nicht, sondern treibt mit ihr Mißbrauch.

Wie nun diese, die eignen Schöpfungen vernichtende Ironie uns zu keinem reinen Genuß der Heineschen Lyrik kommen läßt, weil sie den Leser mit Zweifel an der Wahrheit und dem Ernst der dargestellten Empfindungen erfüllt, so werden die schönen und edlen Gedichte immer wieder durch Schandpoesien, die daneben

Digitized by Google

stehen, Lügen gestraft. Man sehe, wie nach dem herrlichen Gedicht „Frieden", das bald darauf folgende Gedicht „Die Götter Griechenlands" nicht nur den Untergang des Heidentums bedauert, sondern hämische Seitenblicke auf das Christentum wirft; oder man lese jene Schandverse aus seinem „Deutschland, ein Wintermärchen".

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Wie sieht es in einem Menschengeiste aus, der solche Gegensätze in sich birgt und, was viel schlimmer und schnöder ist, der diese innere Verwüstung schamlos enthüllt!

Nicht besser geht es mit seinen Gedichten erotischen Inhalts. Sein Lieblingsthema, das er bis zur Ermüdung variiert, ist die unglückliche Liebe. Oft überraschen uns auch da Darstellungen von wahrhaft poetischer Form und lieblichem Gehalte. Aber dennoch erscheint auch dieser Jammer über unglückliche Liebe nur erkünstelt und durchaus nicht echt. Denn in andern Gedichten zeigt sich deutlich genug, wie er die Liebe überhaupt als eine bloße Illusion oder, wie er selbst sagt, als eine „blöde Jugendeselei" betrachtet. Was soll man von einer Liebe halten, die ihr Unglück zu Schandmünzen auf den geliebten Gegenstand ausprägt! Was von einer Liebe halten, mit der es soweit kommen kann, daß der Dichter fragt:

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter auch ein schönes Kind.

Das ist doch keine geheiligte Liebe, wie sie jede Sängerliebe sein soll; das ist die wüste Neigung zum Sinnengenuß, der den Stempel eigener Vernichtung und Verachtung in sich trägt.

Es hat gar keinen Zweck, all den sittlichen Schmutz und die sinnliche Frivolität aufzudecken, die sich schon in dem „Buch der Lieder", mehr in den „Neuen Gedichten" vorfindet. Die,

Digitized by Google

welche Heines Poesien vollständig kennen, seien nur an jene Gedichte erinnert, die den im „Salon“ gefeierten Schönen gelten, und deren Namen schon wie Hohn klingen: Seraphine, Angelique, Hortense, Clarisse, Yolante.

Auch auf jene verächtlichen Ausgeburten seines giftigen Hohnes, die er den geachtetsten Männern unserer Nation zum Ärger geschrieben hat, und deren leider nur zu viele sind, lohnt es sich nicht hinzuweisen. Allein sein „Tannhäuser“ in den „Neuen Gedichten“ reicht hin, um zu zeigen, wie weit er es treiben konnte. Nicht nur die Volkssage von Tannhäuser, eine der rührendsten und tiefsten unserer Vorzeit, wurde aufs schändlichste verzerrt, Heine ließ hier auch mit einem bubenhaften Vergnügen seinen persönlichen Haß an der Schwäbischen Dichterschule und an Männern aus, die wahrlich mehr inneren Wert hatten, als er.

Man sollte meinen, seine jahrelangen fürchterlichen Leiden würden das alte lästerliche Wesen und die Frivolität gebrochen haben. Leider nicht so! Seine letzten Produkte, mit denen er als lebendig Toter von dem Publikum Abschied nahm, „Doktor Faust, ein Tanzpoem“ und der „Romancero“ zeigten zur Genüge, daß auch das Grauen des Todes die Frivolität seines Geistes nicht durchdrang.

Ist das erstere Werk „Doktor Faust“ durchaus unerheblich und höchstens dadurch interessant, daß es uns ein Bild von Heines Verhältnis zur Poesie als zu einer Magd des Effekts giebt, so ist der „Romancero“ litterarisch viel bedeutender, aber neben einzelnen Schönheiten lästerlich, schmutzig und skandalös. Zwar versichert Heine in einem prosaischen Nachworte, daß er auf seinem Schmerzenslager in sich gegangen und als verlorner Sohn zu Gott zurückgekehrt sei, und schließt mit der Erklärung, sämtliche „Anzüglichkeiten“ gegen denselben ins Feuer geworfen zu haben, weil es besser sei, daß die Verse brennten, als der Versifex. Aber wie man schon der Sprache dieses Bekenntnisses anmerkt, daß es alles Ernstes und aller Wahrheit bar ist, so beweisen das noch mehr die poetischen Produktionen dieses Buches. Es wimmelt von Blasphemien gegen den Juden- wie gegen den Christengott. Mit schamloser Ungeniertheit wirft der Dichter mit den ekelhaftesten Bildern und Zoten um sich oder beißt sich mit maliziöser Ironie an dem Heiligen und Idealen fest. Er ist immer noch ganz der alte pietätslose und cynische Heine.

Digitized by Google

Auch die übrigen Seiten seiner früheren Natur treten hier aufs grellste hervor. Wie er sonst mit seinem Weltschmerze kokettierte, so hier mit seinem fürchterlichen Körperleiden, das er fast als ein Märtyrertum hinstellt. Wie er sonst durch die schreiendsten Kontraste seinem Publikum gern einen Streich spielte, so auch hier, wo er oft genug aus dem höchsten Pathos in tolle Phantastik oder krasse Gemeinheit umschlägt und sich an den abscheulichsten Zerrbildern belustigt. Da hilft es uns natürlich nichts, daß wir unter all diesem sittlichen Schmutz und dem Wust von Geschmacklosigkeit einige gute Einfälle, einige glänzende Witze, einzelne wohlthuende Gedichte, wie das prachtvolle „Schlachtfeld bei Hastings" oder wohl auch einen Zug wahrer Rührung vorfinden, wie in der übrigens doch verwilderten „Waldeinsamkeit". Das Ganze bleibt immer ein durchaus krankhaftes und peinliches Produkt und kann, zumal als letztes Vermächtnis des kranken Dichters nur zu tiefstem Bedauern stimmen über die jammervolle Verarmung einer sonst so reichbegabten Seele.

Als das traurige Endurteil nach der Betrachtung aller Werke Heines bleibt feststehen, daß dem Dichter, so vollendet auch viele seiner Poesien sind, doch die wahre Weihe des Genius mit der Wahrheit und dem Adel der Gesinnung fehlte, die weder durch die vollendete Form, noch durch den Reichtum des poetischen Lebens ersetzt werden kann. Er muß es vor der Nachwelt büßen, daß er seine Dichtergabe durch Verse schändete, wie das berüchtigte Bekenntnis:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch.
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Er fällt unter das Gericht Schillers, der den Künstlern zuruft:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie."

Lenau sagte über Heines „Neue Gedichte": „Auf dem einen Blatt ist er ein Gott, auf dem andern ein Schwein." Der politisch ganz liberale, grundehrliche Hoffmann von Fallersleben sagte von ihm:

Digitized by Google

„Herrlich schöne Dichtergabe
Lieh Jehovah dir zum Pfande,
Und du hast mit ihr gewuchert
Freventlich zu deiner Schande.
Ja du schwärmtest für das Hohe,
Für das Schöne nur zum Scheine.
Kosher war für deine Seele
Doch zuletzt nur das Gemeine.
Frecher hat noch nie ein Dichter
Seinen Dichterdienst gekündigt,
An Geschmack, an Sitt' und Anstand
Keiner sich wie du versündigt.

Heines Poesie ist voll Berechnung, gleichwie seine Verse, an denen er unablässig feilte, trotz ihres wunderschönen Flusses und ihrer scheinbar naturwüchsigen und volksliedmäßigen Haltung Gegenstand der sorgsamsten Ausarbeitung waren. Zu seiner hohen Begabung traten Fleiß und Betriebsamkeit. Die Zeit wird kommen, wo diese Absichtlichkeit und des Dichters ganze Persönlichkeit vergessen wird, und von allem Staube der Tagesgeschichte gereinigt und der Unsauberkeit, die beigemischt ist, enthoben, die einzelnen Kleinodien seiner Poesie im Schatze deutscher Dichtung strahlen und ungetrübte Freude erwecken werden.

Zunächst war sein Einfluß verderblich und macht wie der Börnes in Wechselwirkung mit der Stimmung der Zeit Schule. Verschiedene, kecke Talente von schriftstellerischer Begabung und Gewandtheit, die sich ein freies Litteratenleben als Beruf gewählt hatten und auf den Ertrag ihrer Feder ihre Existenz gründeten, hatten sich in die beliebt gewordenen Anschauungen, ja in die Ausdrucksweise von Börne und Heine hineingearbeitet und beuteten nach Kräften die Tagesneigungen aus. Diese jungen Männer, die man unter dem Sippschaftsnamen „Jungdeutschland" zusammenfaßt, richteten, ohne jemals tiefere und ernsthafte Studien getrieben zu haben und ohne die Fähigkeit, etwas Gehaltvolles zu liefern, ihr Streben auf die anmutsvolle und reizende Darstellung, die augenblickliches Wohlgefallen erstrebt. Über Hohlheit und Schmutz täuschte ihr Geschick das geblendete und in seinen Lieblingsneigungen angenehm berührte, große Publikum hinweg. Der reichlich ihnen gespendete Beifall erhielt ihre eitle Begierde wach und ließ ihr Streben, immer etwas Neues zu bringen, nicht erlahmen.

Digitized by Google

Darum bemächtigten sie sich vor allem der periodischen Zeitschriften. Sie wurden die Begründer der oberflächlichen und leichtfertigen Journalistik, die seit jenen Tagen bei uns den Geschmack des Lesepublikums zur Flüchtigkeit, Seichtigkeit und Leichtfertigkeit gestimmt und das Verständnis für klassische Litteratur und für das gründliche hingebende Lesen guter Bücher verdorben hat. Sie suchten ihre flüchtigen Gedanken und Urteile, ihre pikanten Schilderungen und Kritiken auch in Taschenbüchern, Sammelwerken, Novellen, Briefen und Reisebeschreibungen niederzulegen und überfluteten mit ihren unreifen und sittlich gefährdenden Erzeugnissen den deutschen Mittelstand.

Männer wie Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Gustav Kühne, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt u. a. fütterten die lesewütige, junge Welt mit dem von ihren Meistern Börne und Heine eingerührten Ideenbrei. Unklare und gespreizte Unzufriedenheit mit den bestehenden Ordnungen in Staat, Kirche und Familie, modernes Heidentum von brutaler Ungeschichtlichkeit, das mit der neuen Freiheitsherrschaft des Fleisches die alte Welt beglücken wollte, zerfahrene philosophische Gebilde, erschlaffende Humanitätsträume, welche eine lüsterne und denkfaule Masse stets entzücken, freche Blasphemie alles Heiligen, offener Krieg gegen das Christentum: das waren die Elemente ihrer geistigen Sphäre. Eine krankhafte Vielgeschäftigkeit, die kein Fach der Litteratur unangetastet ließ, ein wilder Heißhunger nach Erfolg und eine maßlose Fülle von anspruchsvollen und doch nichtssagenden Redensarten kennzeichneten diese Weltverbesserer. Zu gegenseitiger Lobhudelei verbrüdert, entbrannten sie, gleich unreifen Knaben, in Neid und Gehässigkeit gegeneinander und setzten mit unwürdiger Indiskretion und niederer Klatschsucht vor der Öffentlichkeit häßliche Verfolgungen in Scene. Vorlaut und ungestüm schrieen sie ihre Reformideen in die Welt hinaus und nahmen den Mund so voll, daß es ebenso ärgerlich wie lächerlich war.

„Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für!
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt, wie wir."

spottete behaglich über sie der alte Goethe.

Ihre Anläufe zeugten mehr von Unbescheidenheit, als von Geist, mehr von Selbstvertrauen als von Kraft. Sie drohten

Digitized by Google

aber, der deutschen Gesundheit und Tüchtigkeit eine ernstliche Gefahr zu bereiten. Das Bestreben, dem wüsten Treiben Schranken zu setzen, nahm Anlaß an der Veröffentlichung eines Romans von Karl Gutzkow, „Wally die Zweiflerin". In diesem Roman suchte der Verfasser zu beweisen, daß das Christentum eine überlebte Einrichtung sei und für unsere Zeit nicht mehr tauge. Zweifel und Verzweiflung im Bunde mit einer häßlichen, aufregenden Sinnlichkeit sollten den siegreichen Schlag gegen die alte, feste Burg führen. War der Roman, der an die alte „Lucinde" von Schlegel erinnerte, von künstlerischer Seite angesehen, höchst unbedeutend, so daß eigentlich nur die Episode vom Trompeter und Tambour etwas wert ist, so wurde er doch durch seine hämischen Angriffe auf die Religion und den Stifter des Christentums, sowie auf die Ehe, die Basis alles sittlichen, bürgerlichen Lebens zu gefährlich, um nicht starken Rumor zu machen. Da ergriff der Redakteur des Stuttgarter „Litteraturblattes", Wolfgang Menzel, die Gelegenheit, über das junge Deutschland den Stab zu brechen, und zeigte an der Wally, welch einen Landschaden der Sittlichkeit sich Deutschland an diesen jungen Schriftstellern aufgezogen habe. Bald darauf erfolgte von seiten des deutschen Bundestags jenes Interdikt, durch welches sämtliche Schriften des sogenannten Jungen Deutschlands, die bis jetzt erschienen seien, von den Heineschen Schriften aber auch die, die er noch schreiben werde, verboten wurden. Gutzkow kam in eine kurze Haft. Wie die Teilnahme sich stets den Gebannten und Geschädigten zuwendet, und das Unglück gern als Sühne angesehen wird, so fand der Verhaftete von da an ein größeres Interesse, als je vorher. Jetzt erst bekümmerte man sich um Gutzkow und seine Genossen und suchte ihre staats- und religionsgefährlichen Bücher kennen zu lernen. Die bis dahin übersehene „Wally" gab Gutzkow jetzt den Nimbus eines Märtyrers. Die Proskription des „Jungen Deutschlands" hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Nach dem Schlage erhoben jene Schriftsteller abermals ihr Haupt und wirkten litterarisch nach wie vor.

Aber die Heimsuchung hatte sie doch auf eine bessere Bahn gebracht. Sie waren ernster und gemäßigter geworden, hatten sich die Hörner abgelaufen und wandten sich meistens strengerer Arbeit zu. Gutzkow leistete für das Theater Erfolgreiches;

Digitized by Google

Laube that desgleichen, und die andern bewegten sich auf neuen Gebieten oder verstummten allmählich wie Kühne und Wienbarg. So haben sie später einigermaßen den Makel vergessen gemacht, der ihnen anhaftete.

Es ist wahr, daß dies „Junge Deutschland" wohl eine geschichtlich notwendige Ausgeburt der sittlich-entnervten Zeit war, und daß sein Erscheinen wie ein Zugpflaster das Faule und Kranke der Zeit kund machte, ja zur allmählichen Besserung und Gesundung der allgemeinen litterarischen Anschauungen geführt haben mag, aber zunächst war doch der schwer verwüstende Einfluß auf das geistige Leben zu beklagen. Denn jene Schriftsteller riefen nach Heines Vorgange eine Litteratur des Nihilismus und der Genußsucht ins Leben, wie sie kaum in Frankreich unter Voltaire und Diderot zustande gekommen war. Bei der Besprechung der bekanntesten Vertreter dieser litterarischen Koterie ist auch Gelegenheit, ihre späteren, besseren Leistungen kennen zu lernen, und uns nach Möglichkeit mit ihnen auszusöhnen, jedenfalls ein sachlich ganz gerechtes Urteil zu fällen.

Mit einigermaßen bedeutender Physiognomie unter den Nachfolgern Heines trat Heinrich Laube (1806—1884) hervor, ein geborner Schlesier und einer der keckſten, oberflächlichsten, aber auch sprachfertigsten und anmutigsten Schriftsteller dieser Partei. Geboren am 18. September 1806 zu Sprottau, studierte er seit 1826 in Halle und Breslau Theologie. 1831 ging er nach Leipzig. 1834 reiste er mit Gutzkow nach Italien, nach der Rückkehr ward er, in die demagogischen Untersuchungen verwickelt, neun Monate lang auf der Berliner Hausvoigtei in Haft gehalten. Seine Gefängnisstrafe konnte Laube im Amthause zu Muskau „in der angenehmsten Lage" (W. v. Lüdemann, Leben L. Schefers, S. 94) verbüßen. Seit 1850 war Laube artistischer Direktor des Hofburgtheaters in Wien, bis er die Leitung des Theaters in Leipzig übernahm. Er starb am 1. August 1884. Er wirkte besonders als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" durch Kritik der neuen litterarischen Erscheinungen im Sinne des jungdeutschen Liberalismus. Anfangs zeigte er hier mehr Mut als Geist und wußte durch den Mut der Form das zu ersetzen, was ihm an Geist des Inhalts abging. Dieser flotte Stil, diese ursprünglich-sinnliche Heiterkeit seines Gemüts, die ihm eine gewisse Liebenswürdigkeit verlieh,

Digitized by Google

verschaffte ihm Eingang. Auch in seinen Romanen „Das junge Europa", seinen „Reisenovellen" und „Französischen Lustschlössern", in welchen letzteren er eine Geschichte des Königtums in Frankreich von Franz I. bis Ludwig XVI. geben will, zeigt er sich mehr als ein räsonnierendes, denn als ein produktives Talent. Form und Sprache sind hier von Heine und dem früheren Heinse entlehnt, dessen sämtliche liederlich geniale Werke er auch aufs neue herausgab; den Inhalt aber machen weibliche Interessen und Zeittendenzen aus, während überall ein großer Mangel an Studien und an eigentlicher Kenntnis des Materials hindurchblickt. Daß auch vor allem in seinem „Jungen Europa" Spuren von scheinbar liebenswürdiger Üppigkeit und Sinnlichkeit zum Vorschein kamen, war schon nichts Auffallendes mehr; eben das sprach das junge Geschlecht besonders an. Verdienstlicher als seine Romane waren seine „Modernen Charakteristiken", in denen er alle bedeutenden Männer und Frauen des jungen Europas vorführte. Obwohl hier die Auswahl schon verfehlt ist, insofern er uns mehr die Narren und Närrinnen, als die wirklichen Heroen der Neuzeit schildert, und obwohl diese Gemälde sich zu sehr in Darstellung der flachen Äußerlichkeiten auflösen, indem auch der flotte Stil den Inhalt überwiegt, so sind sie doch eine Sammlung von treffenden Bemerkungen und zeigen bisweilen eine überraschende Gabe, mit wenigen Pinselstrichen ein recht anschauliches Bild zu geben. Laube, der überhaupt gern alles auf die leichte Schulter nahm, unternahm auch eine „Geschichte der deutschen Litteratur", worin er seine kritischen Leistungen zu konzentrieren suchte. Aber keiner Aufgabe war er wohl weniger gewachsen, als dieser, da zu ihrer Lösung jener Studienfleiß gehört, zu welchem Laube sich nie entschließen konnte. So kann dies oberflächliche Werk nur als ein litterarhistorisches Lesebuch gelten, das höchstens eine rasche und gefällige Orientierung gewährt.

Später hat Laube sich aus seinem früheren Mißkredit völlig herausgearbeitet durch seine Leistungen für das Theater, dem er auch durch seine Lebensstellung als Direktor des Burgtheaters in Wien angehört. Sein „Monaldeschi", „Rococo", „Gottsched und Gellert", „Die Karlsschüler" und „Prinz Friedrich" sind bekannt genug und erscheinen noch jetzt dann und wann auf der Bühne. Eine unmittelbare Dichternatur giebt sich hier nicht

Digitized by Google

kund. Der Verstand überflügelt die Phantasie, und ohne Tendenzen geht es nun einmal nicht ab. Dennoch ziehen diese Dramen durch die gewandte Behandlung des Dialogs, durch scharfe, wenn auch nicht feine Charakterzeichnung und was für sie sehr bezeichnend ist, vorherrschend durch geschickte Wahl des Stoffes an. Die besten unter ihnen sind wohl die „Karlsschüler“ und „Prinz Friedrich“, obwohl auch diese, wie alle Laubeschen Stücke, von Effekthascherei keineswegs frei sind. In beiden stellt uns der Dichter das Ringen und den Sieg des Genius über die Starrheit der alten, angeblich innerlich zermorschten Zeit dar. Hier sind die Charaktere, die die jüngere freiere Zeit repräsentieren, Schiller und der nachmalige Friedrich der Große, ebenso wie die Vertreter der älteren Zeit, der Herzog von Württemberg und König Friedrich Wilhelm I., ganz im Charakter des modernen Liberalismus und zum Teil, wie der König Friedrich Wilhelm I., mit großer Ungeschichtlichkeit und plumpem Ungeschick gezeichnet.

Durch jene „Karlsschüler“, sowie durch „Gottsched und Gellert“ hat sich Laube noch das eigentümliche Verdienst erworben, zuerst Stoffe aus unserer Litteraturgeschichte dramatisch gestaltet und damit eine neue Quelle für dramatische Stoffe aufgeschlossen zu haben.

Von größerem Einfluß und wirksamerer Thätigkeit war Karl Gutzow (1811—1878), ein Berliner, der wie jener das Studium der Theologie mit der Tagesschriftstellerei und dem Journalistentum vertauschte, später sich ernsthaften historischen Studien zuwandte. Geboren am 17. März als Sohn eines prinzlichen Marstallbeamten empfing er seine Schulbildung in der Residenz. Seine Jugend hat er in einem Buche „Aus der Knabenzeit“ geschildert, seine akademischen Lehrer Hegel, Schleiermacher, Lachmann, Boeckh u. s. w. im zweiten Bande seiner „Lebensbilder“ in pikanter Darstellung vorgeführt. Im Jahre 1830 gewann er einen akademischen Preis mit der Abhandlung De Diis fatalibus. Die Julirevolution riß ihn in das Treiben der Tagespolitik. Einem Rufe Wolfgang Menzels nach Stuttgart folgend, nahm er an der Herausgabe des Litteraturblatts teil, kehrte aber bei der Unmöglichkeit, sich mit dem durchaus positiv gerichteten Menzel einzuleben, schon nach einem Jahre nach Berlin zurück und promovierte als Doktor der Philosophie. Nun folgte eine Wanderzeit, die den Dichter

Digitized by Google

durch Österreich, Oberitalien und Süddeutschland umherführte; dann lebte er abwechselnd in Berlin, Hamburg und Leipzig, mit Arbeiten für das „Morgenblatt“ beschäftigt, später auch in Frankfurt a. M., wo er Mitarbeiter des von Eduard Duller begründeten „Phönix“ war. Die Verurteilung wegen des vorerwähnten Buches „Wally die Zweiflerin“ führte ihn auf drei Monate in eine unfreiwillige Muße, die er zur Ausarbeitung der Schrift „Zur Philosophie der Geschichte“, einer Gegenschrift gegen Menzels „Geist der Geschichte“ benutzte.

Mit einer außerordentlichen Berechnung, wenn auch zugleich mit merklicher Flüchtigkeit stürzte er sich nun in publizistische Arbeiten, wie die „Beiträge zur Geschichte der neusten Litteratur“, „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“, „Zeitgenossen“, „Börnes Leben“, eine Rettung gegenüber H. Heines schmählichen Angriffen, und andere. Mit der von ihm begründeten Zeitung, dem „Telegraphen für Deutschland“, siedelte er von Frankfurt a. M. nach Hamburg über und wandte sich allmählich von den Tagesfragen der dramatischen Poesie zu. Im Jahre 1842 begann ein längerer Aufenthalt in der französischen Residenz, dessen Frucht die „Briefe aus Paris“ waren. Von Frankfurt aus, wo er die erste Ausgabe seiner dramatischen Werke besorgte, folgte er im Jahre 1847 einem Rufe an das Dresdener Hoftheater als Dramaturg. Das Sturmjahr 1848 fand ihn schon soweit beruhigt und gefestigt vor, daß seine Beteiligung stets in Ratschlägen zur Besonnenheit und Mäßigung bestand.

Als er 1850 seine Stellung am Hoftheater aufgegeben hatte, blieb er in der damals mehr als heute künstlerisch und litterarisch bedeutenden schönen Elbstadt, um sich nachdrücklich auf dem Felde des Tendenzromans mit der Ausarbeitung seiner beiden großen Zeitromane zu beschäftigen. In der Zeit gründete er die Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herde“, deren Redaktion er bis zum Jahre 1862 beibehielt, auch nachdem er 1860 nach Weimar gezogen war, um auf vier Jahre Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung zu werden.

Überarbeitung und Überreizung der Nerven, bittere Enttäuschungen wegen mangelnder Anerkennung und innere Zerfallenheit bereiteten ihm entsetzliche Seelenleiden, die von Magen-

Digitized by Google

schmerzen schlimmster Art begleitet waren. Sein Zustand steigerte sich zu solcher Qual, daß der unglückliche Mann im Februar 1865 auf einer Reise nach Frankfurt in dem altertümlichen Städtchen Friedberg einen Selbstmordversuch machte. In der Irrenanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth genesen und durch Aufenthalt am Genfer See gekräftigt erfuhr er die große öffentliche Teilnahme seiner Zeitgenossen durch Begründung eines Gutzkow-Fonds, wodurch er äußerer Sorgen enthoben, namentlich aber seelisch ermutigt und erquickt wurde, so daß eine neue, sehr fruchtbare Periode seines Lebens und Arbeitens begann. Großer beharrlicher Fleiß auf dem Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte trugen ihre Früchte in einer Reihe von Werken, denen doch die rechte Hoffnungskraft und Hoffnungsfreude fehlte. Auch an eine Schilderung des neuen deutschen Reiches trat er noch heran. Aber die neue Zeit hatte ihn als alten Mann vorgefunden, der so wenig Freudigkeit des persönlichen, wie des nationalen Lebens zu empfinden vermochte. Eine trostlose Unzufriedenheit und Verdüsterung hatte ihn mit der Wiederkehr seines alten Leidens ergriffen und wurde durch eine quälende Schlaflosigkeit zur unerträglichen Pein. Nur mit starken Dosen von Opium gelangte er zum Schlafen. Am 15. Dezember 1878 hatte er wieder zu diesem Mittel gegriffen. Während seiner Bewußtlosigkeit brannte das Licht am Bette herab und setzte die Einrichtung des Schlafzimmers in Brand, so daß er im dichten Qualm erstickte.

Im Entwicklungsgange des Dichters, richtiger des Schriftstellers Gutzkow lassen sich drei Richtungen unterscheiden. Der Vorkämpfer aus der Schar des jungen Deutschlands, durchaus ein Mann des reflektierenden Verstandes von mehr entwickelndem als schöpferischem Talente, mehr kritisch als ursprünglich, ja ein starker Verneiner unbefangener und unmittelbarer Empfindung, war von einer heißen Sucht nach dem Beifall des Publikums erfüllt und machte sich der herrschenden Tendenz der Tages- und Gesellschaftspolitik mehr dienstbar, als daß er sie geschaffen oder bestimmt hätte.

Zuerst trat er mit dem anonym erschienenen Buche „Briefe eines Narren an eine Närrin“ hervor, worin er im Börne-Heineschen Stile Rousseaus Socialideen verkündigte. Aber weder dieses, noch der phantastisch-ironische Roman „Maha

Digitized by Google

Guru, Geschichte eines Gottes", nach des Verfassers eigener Bezeichnung ein metaphysisches Gedicht, in welchem er mit fein ausgearbeiteten Charakterbildern aus der tibetanisch-chinesischen Welt europäische Zustände persiflierte, erregten besondere Aufmerksamkeit. Erst die schon besprochene „Wally" machte Sensation, wie sie nur durch ihre Tendenz, nimmermehr durch poetischen Wert oder die Durchführung der Aufgabe verständlich wird. Mit diesem Erfolg trat Gutzkow auf die Höhe der publizistischen Tagesberühmtheit und führte bei seiner großen Geschicklichkeit, der Menge die herrschende Stimmung und Neigung abzulauschen und bei der hervorstechenden Gabe, die Schwächen und Lächerlichkeiten herauszuheben, eine Zeitlang unbestritten das große Wort in der Tageslitteratur, namentlich da eine außerordentliche Leichtigkeit und Flüssigkeit der Behandlung ihm dabei zu Hülfe kam.

Unter seinen zahlreichen Produktionen feuilletonistischer Art heben sich zwei Romane heraus, die auf größere Anlage und Bethätigung der Erfindung schließen lassen. In „Seraphine" zeichnet Gutzkow den Bildungsgang eines ziemlich alltäglichen weiblichen Wesens. In der Einsamkeit, in spießbürgerlichen Umgebungen aufgewachsen, ohne viel Gemüt, aber doch zur Liebe geneigt, von überwiegendem Verstande, voll Sentiment, gewöhnt, sich in Tagebüchern abends von allem Rechenschaft zu geben, eine Verehrerin der Tiedgeschen „Urania", der Witschelschen „Morgen- und Abendopfer", einiger lieben Gräber und der Fest- und Geburtstagsherrlichkeiten, bis zu einem gewissen Moment des Gefühls hingerissen, aber sogleich wieder geneigt, über ihren Gemütszustand zu reflektieren: so erscheint Gutzkows „Seraphine". Außer diesem weiblichen Charakter, der treffend gezeichnet ist, findet man in dem Roman wenig Befriedigendes. Die Liebe erscheint nur in der Form quälerischer Selbstbespiegelung. Der Schluß ist schroff und bizarr, vieles karikiert. Im „Blasedow", wo er Jean Paul nachahmt, will Gutzkow die Mißstände unserer socialen Verhältnisse angreifen, durch die so mancher Strebsame, für das Höchste Berufene in die Alltäglichkeit gebannt werde. Er will in dem Helden einen Menschen darstellen, der durch die Schuld dieser jämmerlichen Verhältnisse sein Leben gänzlich verfehlt. Blasedow ist ein Mann von umfassender Bildung, von tiefem Gemüt und großer Energie, durch die er sich über das Niveau gewöhnlicher

Digitized by Google

Charaktere erheben könnte. Aber er ist Landpfarrer, in einer Stellung, die seinen Wünschen und Überzeugungen zuwider ist, unter Vorgesetzten und Kollegen, denen er überlegen und doch untergeben ist, am Arme eines Weibes, die er als Witwe des Vorgängers wie ein Stück Inventarium übernahm, in unausgesetztem Kampfe mit physischer Not. So fühlt er, daß er sein Leben verfehlt hat, und sucht nun wenigstens seine Kinder so zu erziehen, daß sie anders und glücklicher werden. Aber auch hier fällt er aus der Scylla in die Charybdis, indem er aus seinen Söhnen nur Talente, nicht Charaktere erweckt; sie bleiben unfertige Gestalten. So verblutet Blasedow an dem Zwiespalt zwischen Bildung und Stellung und geht in diesen Widersprüchen zu Grunde. Die ganze Fassung des Romans hat etwas Schiefes und leidet an innerer Kälte, infolge der gezwungenen Tendenz. Ist es auch eine Thatsache, daß manchem Hochberufenen und Begabten sich das Schicksal gleichsam ironisch in den Weg stellt und ihn in ein gewöhnliches Dasein zurückwirft, so liegt die Schuld daran ebensosehr in dem Individuum selbst, als in der socialen Ordnung. Hier wird diese allein ungerechterweise verantwortlich gemacht. Der rechte Mann bricht sich seine Bahn.

Hatte sich Gutzkow schon durch diesen Blasedow Eingang in die größere Lesewelt verschafft, so eroberte er diese vollends durch seine nachfolgenden großen Romane, von denen später bei der Entwicklung des deutschen Romans zu reden ist. Auf diesem Felde hat er Bedeutendes geleistet. Zwischen der jugendlichen Sturmperiode und der fleißigen, mehr gediegenen Thätigkeit seines Lebens aber hat er auf dem dramatischen Gebiete sich bewährt und Werke geschaffen, die noch zum bleibenden Bestande der deutschen Bühne gehören. Bei der Betrachtung der deutschen Dramatik im Zusammenhange wird auch hiervon noch eingehender zu sprechen sein.

Nach Überwindung der ersten Heftigkeit zeigte Gutzkow zwischen seinen krankhaften Bitterkeiten und tendenziösen Schärfen dann und wann mildere Seiten, wie zum Beispiel in dem Buche „Vom Baume der Erkenntnis“; „Denksprüche“. Doch vermißt man dafür Kraft und Frische.

Die den neusten Schriften, namentlich den Lebensbildern eingeprägten Sentenzen haben mehr unmittelbares Leben und wärmere Überzeugung. Wenn auch über die zersetzende und feind-

Digitized by Google

selige Art, mit der Gutzkow das Bestehende anfeindete, allmählich das dramatische Geschick und die gründliche Art des Romanschriftstellers sich emporhob, so blieb doch seiner ganzen litterarischen Persönlichkeit eine unerfreuliche und herzenskalte Eigenart anhaften, die in krankhaften Zuständen ihre Erklärung finden mag, aber doch der rechten Liebe des Volkes nie teilhaftig ward.

Ein viel gediegenerer Charakter, der deshalb von Gutzkow und seinem gewesenen Freunde Theodor Mundt auch viel bittere Angriffe erfuhr, ist Ferdinand Gustav Kühne (1806—1888). Er wurde am 27. Dezember zu Magdeburg geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studierte daselbst unter Hegel und Schleiermacher. Nach Erlangung der philosophischen Doktorwürde ging Kühne 1835 nach Leipzig und redigierte dort bis 1842 die „Zeitung für die elegante Welt". Seit 1846 gab er in Leipzig die bis dahin A. Lewald gehörige Zeitschrift „Europa, Chronik der gebildeten Welt" heraus und starb am 22. April 1888 in Dresden.

Er hat mit seinen „Klosternovellen" die am sinnigsten durchgeführte und zugleich die reinlichste und an historischen Charakteren reichste Produktion geliefert, die aus dem Kreise des jungen Deutschland hervorgegangen ist. Der durchlaufende Faden in dieser Dichtung ist die Darstellung der Zerrüttungen, welche die Askese in den Gemütern und das starre klösterliche Gesetz in den äußeren Verhältnissen anrichten. Aber die Anlage ist nicht scharf durchgeführt, indem die historischen Gestalten und Vorgänge allmählich sich vordrängen, so daß der novellistische Stoff in den Hintergrund tritt. Das Werk ruht auf einer tüchtigen Grundlage geschichtlicher Studien und hat seine Glanzpartien in der Charakteristik historischer Personen, wie des Juden Thomassin, des Königs Heinrich und seines Freundes Sully, des Königsmörders Ravaillac und anderer, sowie in der Schilderung historisch-gefärbter Ereignisse, wie die Volks-, Gerichts- und Hinrichtungsscenen. Obgleich Gutzkow aus persönlicher Antipathie gegen den Verfasser auf diesen Roman loszog und ihn unter die bloßen Unterhaltungsromane hinunterwarf, hat er doch offene Anerkennung gefunden und ist von leidenschaftslosen Kritikern gewürdigt worden. Weniger Anklang fand Kühne mit seinem unbedeutenden Drama „Kaiser Friedrich in Prag", weil es zu sehr auf Reflexion

Digitized by Google

und Tendenz beruhte; aber das eingeflochtene „Lied deutscher Studenten in Prag", das im humoristisch-wehmütigen Volksliederton das zerrissene Deutschland als ein Abstraktum ohne wahre Existenz darstellt, wird seinen Namen länger erhalten, als alle seine Prosawerke.

Wie G. Kühne, so kann unter allen Schriftstellern des jungen Deutschlands auch dem ebenso wissenschaftlich gebildeten Holsteiner Ludolf Wienbarg (1803—1866) Ehrlichkeit nachgerühmt werden. Er wurde zu Altona geboren und studierte in Kiel und in Bonn. Nachdem er an ersterer Universität ein Semester lang über Ästhetik und deutsche Litteratur gelesen hatte, begab er sich nach Frankfurt a. M., um mit Gutzkow die „Deutsche Revue" herauszugeben, die jedoch nicht zum Erscheinen gelangte. Darauf an der „Hamburger neuen Zeitung", dem „Altonaer Merkur" und den „Litterar-kritischen Blättern" bis 1847 thätig, beschloß er 1848 nach Amerika auszuwandern. Doch der Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges hielt ihn davon zurück. Wienbarg beteiligte sich 1848 als Stabsadjutant im Freicorps, 1849 als freiwilliger Jäger an jenem Kriege. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode in Altona. Wienbarg lieferte unter andern auch „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen". In seiner Richtung liegt allerdings ein sittlich-gefährliches, einseitiges Hinstreben nach der altgriechischen Lebensherrlichkeit, die, mit der Weltanschauung des Volkes vermählt, den modernen Zuständen die Harmonie des Kunstwerkes zurückgeben sollte, welche die alte Welt besaß. Auch er trat durchaus negativ gegen die alte Weltanschauung auf, aber in seinen Forderungen lag neben vielem Unhaltbaren doch manches künstlerisch Beherzigenswerte, und auch seine ganze schriftstellerische Haltung war viel edler und maßvoller, als die der andern Mitstürmer. Seine Hauptideen, mit welchen er sich scheinbar zu Plato und Schleiermacher bekannte, legte er vor allem in seinen „Ästhetischen Feldzügen" nieder, in deren Vorrede er, ohne zu ahnen, welche Bedeutung als geflügeltes Wort diese Anrede gewinnen sollte, die deutsche Jugend apostrophierte: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden." Er fordert in diesem Werke, das keineswegs eine wirklich wissenschaftliche Ästhetik, sondern mehr ein Aufbau schöner, künstlerischer Stilistik ist, vor allem, daß unser Leben selbst ein Kunstwerk

Digitized by Google

werde. Dazu hält er ein europäisches Hellenentum für nötig und prophezeit eine Entwicklungsstufe Europas, auf der das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige aber durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommen werde, so daß Körper und Geist sich das Gleichgewicht halten.

Natürlich gehen diese Anschauungen bei Wienbarg aus einer tiefen Verkennung des wahren Christentums und einer Verwechselung des Wesens desselben mit seinen zeitlichen Formen hervor. Keine Religion dringt ihrem Wesen nach mehr darauf, das Irdische mit dem Himmlischen in Harmonie zu bringen, als das Christentum. Wenn wir dies als seinen Grundirrtum ihm zu gute halten, so muß man gestehen, daß die Forderung, das Leben selbst zu einem harmonischen Kunstwerke zu gestalten, durchaus richtig ist. Sie wird leider von vielen sonst braven Christenmenschen unserer Zeit durchaus nicht beachtet. Übrigens ist in diesem Buche trotz seines fließenden, gebildeten und oft hinreißenden Stils die Beweisführung phrasenhaft und sophistisch. Poetisches Schwärmen und glänzende Paraden verdecken nur zu sehr die sittlich und praktisch schiefen Ansichten des Verfassers. Was Wienbarg in seinen Kritiken und Reisebeschreibungen, unter welchen sein „Tagebuch von Helgoland“ klassisch zu nennen ist, geleistet hat, gehört nicht in die Grenzen einer Litteraturgeschichte. Nur so viel sei gesagt, daß auch hier die Sprache immer von außerordentlicher Schönheit ist und einen rhetorischen Schwung hat, durch welchen dem Gedankeninhalt nichts vergeben ist. Umsomehr ist es schade, daß Wienbarg in diesen und andern publizistischen Schriften Ansichten zu Tage fördert, die, wie die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, seine starre Einseitigkeit bezeugen. Die Frauen sollen nach seiner Meinung nicht bloß anstatt des Mannes Romane schreiben, sondern sie sollen auch die Weltgeschichte machen. Weil dies bis jetzt von den Männern vollbracht ist, erklärt er sie geradezu für ein Konglomerat von Albernheiten. Der jung-deutsche Idealismus hat sich stets in Widersprüchen verzehrt und ist nur zu oft in Tollheit ausgeartet.

Eifriger und hitziger als Wienbarg hat das Thema von der Emancipation des Weibes der Potsdamer Theodor Mundt (1808—1861) behandelt, der selbst eine emancipierte Frau, Luise Mühlbach, eigentlich Klara Müller aus Neubrandenburg, Verfasserin einiger unsittlicher und zahlloser langweiliger,

Digitized by Google

geschichtlich angefärbter Romane, heiratete. In seinen Novellen erscheint gern irgend eine abenteuerliche Weibsperson, die alle Schranken der Weiblichkeit durchbricht, als Lieblingsfigur des Dichters, so daß er sich nach dieser Beziehung in unendlich vielen Variationen wiederholt. Sehr bekannt ist in dieser Beziehung „Mutter und Tochter". Daß daneben auch das Thema von der Emancipation des Fleisches, auf das Mundt einen starken Nachdruck legt, seine Vertretung findet, läßt sich nicht anders erwarten. Es klingt vorzüglich durch seine vielberufene „Madonna" hindurch, worin seine tendenziös reflektierende Muse ihren Gipfelpunkt ersteigt. Eine fratzenhafte Produktion Mundts ist seine Charakteristik der Charlotte Stieglitz. Diese reichbegabte Frau, die Gattin des mittelmäßigen Dichters Heinrich Stieglitz, hatte ihren Mann in der stolzen Hoffnung geheiratet, an ihm ein poetisches Genie zu haben, das die größten Erfolge beim Publikum haben würde. War dies ein Zeichen thörichter Eitelkeit, so gab sie auch noch einen tragischen Beweis jener krankhaften Überspannung, wie sie damals in den vornehmen Kreisen Berlins zu Hause war. Ihr Mann nahm, von Mißmut und Verstimmung gelähmt, immer mehr an poetischer Kraft ab und täuschte ihre eitlen Hoffnungen so sehr, daß sie glaubte, auf Mittel sinnen zu müssen, wodurch er zu neuer Begeisterung angespornt werde. Da kam ihr der tolle Gedanke, es sei ihm nur durch einen tiefen Schmerz zu helfen. So nahm sie sich eines Tages während seiner Abwesenheit das Leben durch einen Dolchstich am 29. Dezember 1834. Freilich wurde ihr Gatte tief erschüttert durch ihre That, aber zu größerer Produktionskraft ist er dadurch auch nicht gelangt.

Man empfindet eine gewisse Scheu der Beurteilung bei solchen Selbstmorden, deren Grund das Bestreben nach Lösung eines wirklichen Zwiespalts ist. Das Gericht wird durch verständnisvolles Mitleid zurückgehalten. Hier aber, wo eine selbstgemachte, eingebildete Kollision das Verbrechen motivieren sollte, darf man wohl offen aussprechen, daß dieser Selbstmord nur der letzte Ausbruch einer langen Reihe sittlicher Verdrehungen und Verirrungen war. Theodor Mundt sah aber die Sache in ganz anderem Lichte. Er pries in jenem Buche diese That als einen Akt des edelsten Märtyrertums, als eine nachahmungswürdige That der Aufopferung und gab der Thäterin den Nimbus des Heiligen-

Digitized by Google

scheins. Das sei ein freies, über alle Schranken der Kleinlichkeit erhabenes Weib gewesen, meinte er, ein Weib, allein beherrscht von der großen Idee dichterischer Unsterblichkeit, eine Heldin, wie sie unsere Zeit nicht so bald wieder hervorbringen werde. Bei der bewußten Abkehr des jungen Deutschlands von Gottes Geboten und sittlichen Forderungen ist leicht zu begreifen, wie Theodor Mundt zu so aberwitziger Illusion und heidnischer Verkehrung sittlicher Principien kommen konnte. Später lenkte er von dieser Fährte des Wahnes ab und begab sich auf das mehr objektive Gebiet des historischen Romans, indem er seinen „Thomas Münzer“ und „Mendoza“ schrieb. Aber auch hiermit machte er wenig Glück. Er versuchte es dann wieder mit seinem Zeitromane „Die Matadore“, der in den Jahren 1849 und 1850 spielte und alle Interessen der Gegenwart, die politischen und socialen, wie die künstlerischen und pädagogischen umfassen sollte. Trotz eines großen Humors und vieler Gewandtheit hat er bei seiner aufdringlichen Tendenz einen bleibenden Lorbeer nicht errungen.

Die Geschichte hat die Schriftsteller des jungen Deutschlands gerichtet. Ihre Ideen, die wie ein flackerndes Feuerwerk aufprasselten, sind ebenso wieder in Finsternis versunken und ihre Schriften wie Meteore nach kurzer, blendender Bahn verschwunden. Die Litteraturgeschichte verzeichnet historisch ihr Dagewesensein, aber sie leben nicht mehr. Nie ist eine geistig bedeutende Richtung so unfruchtbar geblieben. Ihre hervorragenden Vertreter überlebten ihre einst so lärmend vorgetragenen Tendenzen und versuchten selbst, sie durch Bestrebungen und Arbeiten auf andern Gebieten vergessen zu machen. Wer im Rückblick das Treiben dieser Jungdeutschen überschaut, dem erscheinen sie jetzt wie ein zerflatterndes, mißfarbenes Gewölk, das sich um den Glanz der echten deutschen Poesie zusammenballt, ohne sie dauernd verdüstern zu können. Sie konnten sich rühmen, einen wahrhaftigen Dichter als Führer zu haben, Heinrich Heine. Aber was an seiner Poesie echt und wahr ist, dankt seine Schönheit dem großen Meister Goethe, dem Schwaben Uhland und den Romantikern, welche alle er mit jungdeutscher Frechheit verhöhnte. Zu dem, was als eine vergängliche und unsaubere Entstellung von seinem bleibenden Dichterruhm einst abfallen wird, gehört das, was ihn mit dem jungen Deutschland verband.

Digitized by Google

Politische Dichter revolutionärer Tendenz.

Das junge Deutschland hatte der im Stande der Gebildeten gärenden Unzufriedenheit und Ungeduld einen bittern und übermütigen Ausdruck gegeben. Aber der philosophisch gefärbte Dünkel, die rücksichtslose Willkür ihrer Forderungen und namentlich der Mangel an jeder Pietät gegenüber dem geschichtlich Gewordenen, dem sittlich Berechtigten und dem religiös Allgültigen ließ das Alarmgeschrei der leichtfertigen und in ihren Leistungen sehr seichten Genossenschaft ohne Zustimmung des Volks bald verhallen. Es dauerte nicht lange, da war diese einst so glänzende, funkelnde Phalanx zerstoben und die kräftigsten Rufer im Streite hatten sich unter andere Feldzeichen begeben.

Die unruhige Erwartung auf dem Gebiete des politischen Lebens, die Sehnsucht nach einem geschichtlich begründeten, an sich berechtigten und vernünftig durchaus gebotenem Fortschritt regte sich mit einer natürlichen Kraft im Volke. Mit den internationalen Phantastereien und herzlosen Konstruktionen des jungen Deutschlands der dreißiger Jahre hatten die dichterischen Zeugnisse dieser zehn Jahre später sich erhebenden Bewegung nichts mehr gemein. Hegelsche Phraseologie war abgethan. Ein lebensvollerer Begriff des Vaterlandes brach allmählich hervor, und eine heiße Begeisterung machte sich fühlbar.

Allerdings war ein ganz ungesunder und verkehrter Zug dabei; dennoch spricht daraus ein echtes Gefühl und legte Zeugnis für sich selbst ab. Das wurde schon am Tone und in der Form ihrer Dichtungen kund. An Stelle des überreizten und auf blendende Effekte gespannten Feuilletonstils, der bombastische Deklamation mit kaltem Cynismus verband, gab es die gesunden und schönen Töne einer echten Lyrik zu hören. Und diese Poesie

Digitized by Google

wandte sich den lebendigen Tagesfragen einer Wirklichkeit von Fleisch und Blut zu. Das mußte packen.

Tendenzpoesie an sich ist ein innerer Widerspruch. Aber die Absicht dieser Poeten und ihre unharmonischen und tollen Forderungen traten hinter ihre wahren, ästhetisch richtigen Empfindungen so weit zurück, daß es möglich wurde, die Schönheit dieser Poesie zu würdigen, obgleich man die verherrlichten Ziele verwerfen mußte.

Der Hauptfehler ihres Strebens war die negative Richtung, und die, wenn auch mit der Unbefangenheit echter Poeten vorgetragene Zerstörungslust. Helle Köpfe, die ihre Zeit verstanden hätten, sind sie allesamt nicht gewesen. Sie arbeiteten sämtlich den heilsamen Kräften entgegen und bemühten sich, die Strömungen aufzuhalten, die Deutschland zum großen Ziele getragen haben. In ihren Revolutionsgelüsten gab es in keiner Hinsicht eine auferbauende Kraft. Das wohlklingende Sprichwort, daß Poeten Propheten sind, haben sie ihresteils gründlich zu schanden gemacht. Aber gesinnungslose Deklamatoren und Spekulanten sind sie auch nicht gewesen. Die unmittelbar ansprechende Gewalt ihrer Dichtung war Frucht und Lohn ihrer Aufrichtigkeit.

Sie standen mit ihrer Empfindungswelt in der Mitte zwischen dem jungen Deutschland und der alten Burschenschafterei. Darf man sie mit jenen weder nach ihrer sittlich religiösen Stellung noch nach ihrer Dichterkraft zusammenwerfen, so muß man ihnen doch die Ebenbürtigkeit mit jener treuherzigen und schwärmerischen Lauterkeit der Gesinnung und namentlich die religiöse Wärme — wohl mit einer Ausnahme! — absprechen, welche jene armen Märtyrer einer kurzsichtigen und engherzigen Politik auszeichnete.

Wie rührend und voll deutscher Einfalt klangen die Burschenschaftslieder des wackern A. Binzer (1819)!

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
So innig, so frei:
Den Schlechten ward es graulich.
Wir hielten gar treu.

Digitized by Google

Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht'.
Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen;
Man täuschte sich sehr.
Die Form kann zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr

Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Rot und Gold.
Und Gott hat es gelitten.
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!

So schlicht und einfach hatte auch H. F. Maßmann (1820) sein „Gelübde" dargebracht:

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand,
Dir Land voll Lieb und Leben
Mein deutsches Vaterland!

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt,
Du Land der Freien, Frommen,
Du herrlich Hermannsland!

Will halten und gläuben
An Gott fromm und frei,
Will Vaterland dir bleiben
Auf ewig fest und treu.

Ach Gott, thu erheben
Mein jung Herzensblut,
Zu frischem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frommen Mut.

Laß Kraft mich erwerben
Zu Herz und in Hand
Zu leben und zu sterben
Fürs heil'ge Vaterland.

Digitized by Google

Mag nach H. Heines schnödem Beispiel die Burschenschafterei mit unsauberem, aber billigem Spott verhöhnt sein, mochte bureaukratische Böswilligkeit jene Bewegung verdammen und ächten, die schlichten Klänge und reinen Gedanken erweisen sich noch heute als eine geschichtliche Richtermacht über die verruchte Polizeiherrschaft jener jammervollen Zeit, in welcher die edle Jugend unseres Volkes mit ihren Idealen stumpfsinnig zertreten wurde.

Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die wiederkehrenden Freiheitsgedanken sich immer gröber und roher erzeigten und wenn die politische Dichtung in undeutsche Revolutionsträumerei ausartete, deren Kraft nicht mehr auf den hohen Gebilden einer großen Zukunft beruht, sondern in Bitterkeit und Rachsucht, blutigem Hohn und verleumderischer Schimpferei sich darstellte — oft genug im schneidenden Gegensatze zu ihrer gefälligen Form und schönen Darstellung.

Diese Dichter, Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Ludwig Seeger, Adolf Schirmer, Titus Ulrich, Johann G. Deeg und andere, und mit ihnen, wie früher ausgeführt ist, eine Zeitlang auch Kinkel und Freiligrath, wandten sich vorzüglich an die niederen Leidenschaften des Volks, um es gegen Fürsten und Regierungen, Adel und Geistlichkeit, gegen alle Bevorzugten an Stellung und Besitz zu verhetzen. Aus ihren schönen Versen loderte unversöhnliche Parteileidenschaft. Sie ersehnten die Wirkung der Sturmglocken und Lärmtrommeln, die ein furchtbares Heer von Rebellen auf die Beine bringen sollen.

In ihrer Schilderung vom Elend der Proletarier, in ihrer Ironisierung der Genüsse und Lebensfreuden, welche Reiche und Vornehme sich gönnen, in ihrer zornigen Klage über die Verkehrung aller menschlichen Verhältnisse, kam eine solche Fülle von Haß, von wilder zerstörender Wut zu Tage, daß sie bei den erregten Massen ungeheuren Anklang fanden und als Herolde der im Jahre 1848 ausbrechenden Revolution angesehen werden müssen. Sie sind die Propheten jenes Klassenhasses, der das größte Elend unsrer Tage bildet, und die Prediger des Vernichtungskrieges aller gegen alle. Alle Machthaber und Regierenden, die ihnen als solche schlechthin verhaßt waren, stellten sie als Bedrücker und Vampyre des Volks dar, die nur darauf ausgingen, sich auf Kosten desselben zu bereichern. Vorzüglich schossen sie ihre giftigen

Digitized by Google

Pfeile auf die Geistlichen, die sie als geflissentliche Förderer der Verdummung und Versumpfung ausschrieen und entweder als zurückgebliebene Finsterlinge oder als Fürstenknechte aus Standesinteresse, Heuchler, gleisnerische Pfaffen bezeichneten. Dabei predigten sie nicht selten einen krassen Kommunismus.

Aller Besitz und Reichtum galt ihnen als eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern, auf die alle Klassen der Menschen gleiche Ansprüche hätten. Um der besitzlosen Masse dies recht einleuchtend zu machen, stellten sie in den grellsten Farben das Elend der Armut dem Luxus der Reichen gegenüber und zeigten die große Kluft zwischen beiden, die als die große Schuld der Reichen erscheinen mußte. Was aber das Gefährlichste für das Volksleben geworden ist, da es auch notwendig mit diesen sittlich zerstörenden Grundsätzen zusammenhing, das war die furchtbare Glaubenslosigkeit und der Religionshaß dieser Poeten. Um die Besitzlosen zur Ergreifung des Augenblicks, zum tollkühnen Handeln zu entflammen, stellten sie den Glauben an Unsterblichkeit und an ein ewiges Leben als einen bloßen Wahn dar, den die Pfaffen ersonnen und die Fürsten gepflegt hätten, um den Vorwand eines Jenseits zu haben, an das man die Unglücklichen mit ihren Anforderungen von Lebensglück und Genuß verweisen und sie hinhalten könne, bis alles vorbei sei.

Was die Prediger des Umsturzes heute in wüster und unsauberer Form unter das Volk werfen, haben jene Dichter mit bestrickendem Wohllaute vorgesungen und so die Unvernunft bezaubert.

So war denn ihre Poesie durchaus rein revolutionär und drohte dem Staate wie der Kirche, der Sittlichkeit wie der Religion die höchste Gefahr. Wenn es wahr ist, daß die Poesie der Abglanz einer göttlichen Harmonie, und daß ihre Heimat das Ideal ist, mit dessen Kraft sie unsre geplagten, weltmüden Herzen erquickt, wenn sie den unbefangenen Genuß des Schönen bieten soll, wie kann man da eine Dichtung als die wahre gelten lassen, die ausschließlich mit dem Staate und seiner Gestaltung zu thun hat, worin Leidenschaften und Parteien miteinander kämpfen, die Herzen erbittern und die schöne Unbefangenheit künstlerischer Anschauungen zerstören. Und wenn ebenfalls zugegeben werden muß, daß alle wahre Poesie ihren Zweck in sich selbst hat und keine Tendenz außer sich dulden kann, wie soll sie ihre wahrhaftige

Digitized by Google

Gültigkeit inmitten eifernder Parteisucht und hadernder Leidenschaften bethätigen!

Am meisten Aufsehen erregte, der beinahe den Charakter einer historischen Erscheinung errang, Georg Herwegh (1817—1875), geboren zu Stuttgart am 31. Mai. Anfangs studierte er in Tübingen Theologie, widmete sich aber noch vor Beendigung seiner Studienjahre einem freien Litteratenleben, wurde Mitarbeiter an Lewalds „Europa" und verschiedenen anderen Zeitschriften und übersetzte Lamartines sämtliche Werke. Da er bald darauf während seines Militärdienstes einen Offizier beleidigte, ergriff er die Flucht und wandte sich nach Konstanz, wo er als Teilnehmer an der von Dr. Wirth redigierten „Volkshalle" sein Leben kümmerlich fristete. Bald trat er hiervon zurück, weil ihm die gemäßigte Richtung dieses Blattes nicht mehr zusagte, denn seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840) und der kriegerischen Haltung Frankreichs zeigte er sich als radikalen Republikaner und machte sich in seinen „Gedichten eines Lebendigen" und den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz", die ihnen nachfolgten, auf eine höchst lärmende, aber wirksame Weise Luft. Durch diese Gedichte gewann er vorzüglich den Beifall der Süddeutschen, und die öffentliche Aufmerksamkeit wurde so entschieden auf ihn gelenkt, daß seine Reise durch Deutschland im Jahre 1842 für ihn ein wahrer Triumphzug war. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. ließ ihn sich durch Schönlein vorstellen, erkannte aber bald, daß er ein starkes Versehen begangen. Wie erzählt wird, hat er in seiner Unterredung mit dem Dichter gesagt: „Wir wollen ehrliche Feinde bleiben."

Als später das Verbot einer von Herwegh beabsichtigten Zeitschrift diesem als ein Widerspruch dieser Zusage erschien, schrieb er von Königsberg aus einen höchst taktlosen Brief an den König und veröffentlichte das Schriftstück. Da verwies ihn der König aus Preußen und, zum zweiten Male flüchtig, begab er sich in die Schweiz, hatte aber große Not, das Asylrecht zu bekommen. Die kleine Gemeinde Basel-Augst nahm ihn endlich auf. Durch seine Verheiratung mit einer jüdischen Kaufmannstochter in günstige Verhältnisse versetzt, ging er bald nach Paris, wo er bis zum Ausbruch der Februarrevolution 1848 lebte. Im März schloß er sich der von Hecker und Struve geleiteten Insurrektion des

Digitized by Google

badischen Oberlandes an, soll aber mehrmals sich so feig bewiesen haben, daß er die Wirksamkeit seiner Lieder auch bei den Parteigenossen vernichtete. Einmal verbarg er sich vor einem Soldatentrupp in einer Tonne und ließ sich durch seine als Mann verkleidete Frau verteidigen; zuletzt entfloh er in einem von seiner Frau gelenkten Wagen versteckt über die Schweizer Grenze. Einmal machte er noch von sich reden, als er bei Gelegenheit einer ihm auferlegten Eidesleistung offen vor Gericht einen schroffen Atheismus bekannte. Aus seiner Vergessenheit trat nur noch einmal die Mitteilung hervor, daß er sich an der von Bodenstedt herausgegebenen Shakespeare-Übersetzung beteilige; „König Lear", „Die beiden Veroneser", „Wie es euch gefällt" und noch einige andere Stücke sind von ihm. Er starb am 7. April 1875 in Baden-Baden. „Los von Gott, keck im Wort, feig in der That", hat man ihm als Motto seines Lebens nachgesagt.

Seine bedeutendste Leistung waren seine „Gedichte eines Lebendigen", denen er im Gegensatz gegen den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", den bekannten Weltwanderer, Reisebildner und Lobredner Mehemed Alis, Fürsten von Pückler-Muskau, diesen auffallenden Titel gab. Sie erlebten viele Auflagen und nährten wie kein anderes Buch das Feuer der Revolution, das schon unter der Asche glomm. In dem ersten Bande dieser Gedichte zeigte sich Herwegh als ein reich begabter Sänger, der mit flammender Leidenschaft eine seltene Zartheit und Anmut zu verbinden wußte und selbst den politischen Zerwürfnissen oft eine poetische Seite abzugewinnen verstand. Ein treffliches Gemälde, vom ästhetischen Standpunkte aus angesehen, ist „Der Gang um Mitternacht", wo der Dichter nachts durch die Gassen wandelt und uns die Bilder aus dem Kerker, dem Palast des Reichen, der Hütte des Armen und endlich aus dem Hause des Liebchens vorführt. Überall schläft und träumt man, aber die Träume sind sehr verschieden. Der Gefangene träumt von Freiheit, der Reiche von seiner Sündenschuld, der Arme von Fülle des Besitzes, das Liebchen endlich von Tauben und Schmetterlingen, während der Dichter nur an Freiheit denkt. Diese Gegensätze sind ästhetisch schön, und der Refrain, worin der Dichter Gott bittet, daß er sie alle so weiter träumen lassen möchte, ist poetisch höchst wirksam, indem der Gegensatz der Wirklichkeit

Digitized by Google

zu den im Traume hervortretenden Wünschen um so schärfer wird. Freilich kommen auch hier die einseitigen Ansichten Herweghs zum Vorschein, nach welchen der Reiche ein für allemal ein Sündenknecht, der Arme als solcher ein Schuldloser sein muß. Über dem Ganzen liegt aber ein Hauch der Wehmut, der etwas Mildes und Versöhnendes hat und die echte Dichtergabe bewährt.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten, stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt.
Die vollsten Becher hörten auf zu schäumen;
Es zog der Kummer mit der Sonne fort.
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!
— — — — — — — — — —

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger teilen drin das Bette,
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Ängsten rette.
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armut, laß die Armen träumen!

Dies Gedicht bleibt wohl das schönste von Herwegh. Schön sind auch die tief elegischen, formschönen Strophen aus der Fremde: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot", sowie die frischen Lieder „Rheinweinlied" und „Reiterlied", die diesem an Reinheit des Inhalts und Wohllaut der Sprache gleichen. Die meisten übrigen aber, so schön ihre Form ist, machen doch durch die darin zu Tage kommende persönliche Leidenschaft und den Fanatismus des Hasses einen unharmonischen Eindruck. Dahin gehört das wilde „Lied vom Hasse", worin der Refrain: „Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen" dahertobt und der Haß förmlich heilig gesprochen wird. Das Gedicht „Vive la république", worin der Dichter im Anblick des Alpenglühens die Republik herbeiwünscht, und der „Aufruf", worin er den Aufruhr predigt und mit dem Refrain:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn" —

Digitized by Google

der Rebellion sogar eine religiöse Weihe zu geben versucht. In diesen Liedern schmettert's und wirbelt's wie wüster Straßenkampf, und auf der Sprache liegt ein blutroter Schein. Man wird dieser Poesie leicht müde, zumal auch die Ideen immer dieselben bleiben! Dies Anschreien der Dichter, sie sollen doch nicht mehr von Liebe, Wein und Natur, sondern vom Groll gegen die Tyrannei singen, diese Klage über Deutschlands Zerrissenheit und der Wunsch, daß „die neununddreißig Lappen unseres Vaterlandes", wie der Dichter sagt, „doch wieder besser klappen" möchten und ein Heldenpurpur sein, diese frevelhaften Aufschreie zu Gott, er möge ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle geben und einen Rächer erwecken, die plumpe Verhöhnung derer, die sich von dem Tumult unserer Zeitwirren abwenden, das kommt immer wieder und nimmt gar kein Ende. Es läuft auf die große Ideenarmut der Verneinung hinaus. Alles, alles wollte er nicht. Was er wollte — darüber wußte er nichts zu sagen. Woher sollte auch ein junger Mensch der Halbbildung wissen, wie den Mängeln der Gesellschaft abzuhelfen und der Menschheit Jammer zu heilen sei.

Die Hauptsache ist gespreizte Renommage. So sagt er in einem Gedichte „Leichtes Gepäck": „Ich bin ein freier Mann" und gleich darauf folgt ein Gedicht mit dem Anfangsvers:

Der ist allein ein freier Mann,
Und seiner sei gedacht,
Wer sie sich selbst verdienen kann,
Die Freiheit in der Schlacht,
Der mit der eignen Klinge
Sie holt herbei,
Der Mann ist's, den ich singe,
Der Mann ist frei.

Dazu gaben die Berichte von seinen kriegerischen Heldenthaten bedenkliche Illustrationen.

Wenn ferner der Dichter in dem Gedichte „Arndts Wiedereinsetzung" diese That des Königs von Preußen, die ihm doch hoch erfreulich sein mußte, verdrießlich und nörgelnd beurteilt und darüber jammert, daß man einen starken Mann einst weggenommen und nun einen Greis zurückgebe, der die junge Welt nicht mehr erleuchten könne, so ist das doch ein arges Beispiel von engem Urteil und galliger Verbitterung. Der König

Digitized by Google

konnte doch nichts Besseres thun, als gleich nach seiner Thronbesteigung dem Unrecht ein Ende machen, das Arndt unter einer andern Regierung erlitten hatte. Aber hier lag der Grund wohl tiefer. Arndt war ein edler Vertreter echt christlicher Freiheit und Wahrheit. Der alte Glaube an den alten Gott war aber bei Herwegh eine abgethane Sache. Arndt war ihm veraltet, nicht bloß durch der Jahre Zahl.

Wohl möcht' er stehn, wie wir noch, und nicht wanken
Im heißen Pulverdampf;
Doch rufen andre Fahnen und Gedanken
Und andre Götter uns zum Kampf.

Auch das berühmte Gedicht „An den König von Preußen", so sehr es den Schein edlen Freimuts hat, ist nicht frei von verhaltener, persönlicher Bitterkeit. Der Dichter beruft sich auf Platen, der auch einst mit seinem Liede vor den König getreten sei, und fordert ihn auf, der deutschen Jugend das Schwert in die Hand zu geben und den Kampf zu beginnen.

Führ' aus den Städten sie ins Lager
Und frage nicht, wo Feinde sind.
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager.

Dann folgt nach einer kurzen Schmeichelei desto mehr versteckter Tadel gegen des Königs Verfahren und eine nochmalige Aufforderung an ihn, sich an des Kampfes Spitze zu stellen, worauf der Dichter in der stolzen Meinung, eine große That gethan zu haben, schließt:

Gleichviel — wie er auch immer schmollt,
Ich hab gethan, was ich gesollt.
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Ohne auf die logische Verbindlichkeit dieses Schlusses näher einzugehen, muß man sicherlich die darin ausgesprochene sittliche Folgerung als unzulänglich begründet bezeichnen. Solche Gedichte machen den Dichter ebenso lächerlich, wie seine Versuche, im Kriege den Helden zu spielen. Eine so echauffierte Sinnesart verliert über dem bombastischen Pompe der Darstellung leicht den geistigen Inhalt ihrer Worte. Es ist doch eigentlich albern, vom Könige

Digitized by Google

zu verlangen, er solle nur schlechtweg einen Krieg anfangen, und nicht erst fragen, wo Feinde sind; die Feinde würden sich wohl finden. Wie voreilig und unreif in seiner Leidenschaft Herwegh war, beweist auch das früher erwähnte Schmähgedicht an Anastasius Grün.

Im ersten Bande erreicht wenigstens der Dichter mit seinem Schwunge noch eine gewisse Höhe der Anschauung. Im zweiten erkennt man, wie blinde Leidenschaftlichkeit ihn gänzlich hinabgestürzt hat. Hier ist fast alles persönlich, kleinlich, bissig. Wenn es früher wenigstens den Anschein hatte, als ob er großartig zürne, so huldigt er hier ganz dem Tone des Tagesgezänks. Wenn er früher die edle Form hoch hielt, so gefiel er sich nun in gehässigem und dabei wohlfeilem Spott. Er versank sogar in die tiefste Gemeinheit und den frivolsten Hohn gegen das Heilige. So hat er sich vor allem in seinem schändlichen „Heidenliede" gezeigt, das in Gehalt und Ausdruck an Heinesche Frechheit und Unsauberkeit erinnert, aber keine Spur vom Heineschen esprit hat.

Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und so froh!
Das war ein Volk von Seiden
Wir sind ein Volk von Stroh. — —

Sie thaten, was sie mochten,
Die Freiheit war enorm;
Sie siegten, wenn sie fochten,
Auch ohne Uniform.

Sie hatten keine Polizei
Und tranken lieber Wein als Bier.
Wie waren doch die Heiden frei,
Die Heiden! — aber ihr?

Und den Pfaffen wußten sie die Tatzen abzuhauen, und den Prinzen erging es schlecht bei ihnen — denn — sie sind keine Christen!

Drum lebe hoch das Heidenpack
Und jeder echte Heidenstrick,
Homerus mit dem Bettelsack
Und ihre Republik!

Die Zuchtlosigkeit des Lebens, die Straflosigkeit des Unrechts und die Allgültigkeit des Genusses haben andre Dichter wohl

Digitized by Google

ebenso rücksichtslos, aber doch geistvoller und formenschöner gepriesen. Herwegh begründet diesen herrlichen Urzustand:

„Weil das Neue Testament noch nicht erfunden war!"

Das harte Urteil der Zeitgenossen und der Späteren, das den Dichter teils des Frevels, teils der Lächerlichkeit zieh, sei schließlich durch eine geschichtliche Erinnerung gemildert. Er gab in einem dichterischen Streite durch ein schönes Gedicht Veranlassung zu einem schöneren.

Freiligrath hatte 1847 — es war noch in seiner besten Zeit — ein ergreifendes Gedicht gemacht auf Diego Leon, einen edlen Spanier, der im Bürgerkriege wider die Königin Christine von seinem ehemaligen Kampfgenossen Espartero gefangen genommen wurde, um standrechtlich erschossen zu werden. Zum Motto nahm Freiligrath das bekannte Wort der Dido, Virg. Aen. 4, 526, mit dem auch einst der große Kurfürst seinen Unmut niederzwang, als er den Frieden von St. Germain 1679 unterzeichnen mußte:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!
(Einstmals soll aus unserm Gebein uns ein Rächer erstehen!)

Der Platz ist leer; das Volk hat sich verlaufen.
Der Dampf verflog; die Schüsse sind verhallt.
Nur hier und da steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt.
Husaren ziehn; ein Tag der Schmach war euer:
Ihr goßt das Blei, das seine Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab. Euch galt sein Ruf: Gebt Feuer! — —
. . . . . Exoriare aliquis!

Die Salve fiel — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel — sein Auge zuckte nicht.
„Legt an, gebt Feu'r!" Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht.
So war sein Tod; ich nenn' ihn einen schönen:
Es war ein mut'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse tönen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört, frei hab' ich sie verkündigt;
Ob jedem recht — schert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.

Digitized by Google

Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei.
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei.

Wäre Freiligrath auf diesem höheren Standpunkt stehen geblieben, wie ganz anders wäre seine poetische Entwicklung, wieviel glücklicher sein Leben und wieviel reiner sein Nachruhm geworden! Aber jener Diego de Leon hatte ja auf Seiten der jungen Königin gestanden und war ein Royalist gewesen. Daher durfte auch der Held in ihm nicht geehrt werden nach dem Codex des intoleranten Liberalismus. Freiligraths Gedicht erregte bei den Genossen Anstoß, und diesem Worte zu verleihen, fühlte sich Herwegh gedrungen in einem Liede, das an sich gewiß eines seiner besten ist.

An Freiligrath.

Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die landesflücht'ge — Dame
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß.
Ich will ihm den Cypressenkranz nicht wehren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei.
Für ihn den milden Regen deiner Zähren,
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar!
Nur offen, wie ein Mann! — Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympus nieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen;
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen;
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei.
Ich hab' gewählt. Ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Darauf erwiderte ihm ein Mann, von dem gilt, was er selbst einmal von Uhland gerühmt hatte: er habe nie ein Wort

Digitized by Google

gesprochen, das seines Volkes nicht würdig war: Emanuel Geibel. Hier folgen einige Strophen aus diesem Gedichte, das man in späteren Sammlungen Geibelscher Gedichte vergebens sucht.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr,
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär aus seiner Gruft empor
Getaucht ein alter Dichterkönig.
Und doch — ich weiß' es nicht von mir —
Ich muß dich in die Schranken laden.
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf dir, Poet von Gottes Gnaden.

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste darf aus ihnen deuten?
O nein, das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue,
Ums Freiheitsbanner dicht geschart.
So stehn auch wir! — Doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht;
Der Morgen tagt, wo wir's erringen.
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht;
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten.
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dränend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten!

Ich sing' um keines Königs Gunst.
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren.
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flamme deines Brandes.
Und ob die Welt den Stab mir bricht,
In Gottes Hand ist das Gericht.
Gott helfe mir! Ich kann nicht anders.

Dem armen Herwegh hat die Partei keine Lorbeern geflochten, sie hat ihn kaltherzig fallen lassen, als sein Toben und

Digitized by Google

Poltern ihr keinen Vorteil mehr brachte. Ich sollte meinen, daß ein Geibel ihn hoch gewürdigt hat, indem er ihn auf solche Weise bekämpfte. Das bringt ihm größere Ehre, als alles Lob seiner Partei. Zu Herweghs gerechter Beurteilung sollen diese Verse Geibels hier stehen. Ob er's durchaus verdient hat? Die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Gedichte mußten wegen ihrer lästerlichen Anstößigkeiten verboten werden.

Robert Eduard Prutz (1816—1872), geboren am 30. Mai in Stettin, studierte in Berlin, Breslau und Halle Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte und erlangte auf letzterer Universität 1838 die Doktorwürde. Auch er hatte infolge seines freiheitstrunkenen Gebarens mancherlei Übles zu erfahren. Aus Jena, wo er sich vergeblich um eine Professur bewarb, wurde er wegen Umgehung der Censurgesetze bei der Herausgabe eines Gedichtes „An Dahlmann" Landes verwiesen, und als er sich darauf nach Berlin begab, konnte er auch dort, da er durch seine „Politische Wochenstube" die preußische Regierung beleidigt hatte, nur unter mancherlei polizeilichen Hemmnissen litterarhistorische Vorlesungen halten. Er zog es vor, als Dramaturg des Stadttheaters nach Hamburg zu gehn. Im Jahre 1849 siedelte er von dort nach Halle über, wo er bis 1859 Professor der Litteraturgeschichte war. Aber auch hier hatte er mannigfache Konflikte mit Kollegen und Behörden. Er legte deshalb 1859 sein Amt nieder und begab sich nach seiner Vaterstadt Stettin, wo er zuerst mit Wolfson, dann allein die angesehene Zeitschrift „Das deutsche Museum" redigierte. Er starb dort nach langer Kränklichkeit, den 21. Juni 1872.

Es war gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., daß der französische Minister Thiers Deutschland mit Krieg bedrohte. Da sang ein sonst nicht bedeutender Dichter in Köln, ein Gerichtsbeamter, Nikolaus Becker, das „Rheinlied", welches, weil es so zeitgemäß war, zum allgemein gesungenen Volksliede wurde. In einer deutschen Litteraturgeschichte verdient und behauptet es seinen Platz.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein,

Solang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
Solang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt.

Digitized by Google

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Solang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein,

Solang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
Solang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Solang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n,

Solang die Flosse hebet
Ein Fisch in seinem Grund,
Solang ein Lied noch lebet
In seiner Sagen Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein.

Prutz vermochte es von der Höhe seines Dichterstolzes nicht als berechtigt anzuerkennen und stimmte ein Lied an, wie es sich nach seiner Meinung für Deutsche geziemte, „Der Rhein". Darin heißt es:

Wer hat ein Recht, zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, vom freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so mutig klingen,
Beim ew'gen Gott, sie dünken mich wie Hohn!
Ja, wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersenken
Mit bittern Thränen, voller Zorn und Scham!

Diese Frage, dieser Vorwurf sollte nicht dem Sänger gelten, der das stolze Wort vom freien deutschen Rhein gesungen hatte. Der that wohl recht, aber:

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt.
Euch Deutschen gilt es nah und fern, euch allen,
Soweit ein Hauch vom deutschen Munde fliegt.
Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen.
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei.

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrein!
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebt's ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei — uns selber macht zum Richter.
Das Volk ist frei! Ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größeres vertraut!

Digitized by Google

Daß damals die Fürsten nicht gerade auf die Herren Herwegh, Kinkel, Freiligrath und Prutz großes Vertrauen setzten, können wir ihnen auch heute nicht verdenken. Die Geschichte hat sich als eine hohe und ernste Lehrmeisterin erwiesen. Den Revolutionshelden unter den Dichtern hat sie nicht recht gegeben. Vielmehr haben sich die Besseren unter ihnen belehren und auf andere Bahnen führen lassen.

Prutz erregte durch sein „Rheinlied" großes Aufsehen. Er wurde sofort unter die Reihen der namhaften Dichter gerechnet, und sein Glück war gemacht. Ein Jahr darauf erschienen seine ersten Gedichte. Die meisten derselben waren freilich nur schöngeformte, aber nüchterne Gedankenarbeiten, viel zu tendenziös, zu reflektierend und breit, als daß sie den Eindruck echter Poesie hätten machen können. Einige jedoch, die in unbefangener Herzlichkeit erklangen, wie die tiefempfundenen Lieder: „Abends", die „Nachtstille" und „Um Mitternacht", erwarben volle Anerkennung. Auch unter den erzählenden Stücken muß die „Mutter des Kosaken" und „Der Renegat" hervorgehoben werden; ja, das auf deutsche Auswanderer in Amerika bezügliche Gedicht „Die erste Saat" bleibt eins unserer schönsten Zeitgedichte. Die Ballade „Bretagne" verdient darunter den ersten Preis. Es ist schwer zu begreifen, wie der Revolutionsdichter Prutz ein solches Lied hat dichten können.

Unter der blutigen Freiheitstyrannei, die der aus freien Volkswahlen hervorgegangene Konvent den Franzosen gebracht hatte, befand sich in der Bretagne eine kleine, fromme Gemeinde von alter Sitte, in deren Mitte Gott und König, Kreuz und Krone noch etwas galten, die aber die Freiheit nicht haben sollte, ihrem Glauben zu leben. Nichts ist ja intoleranter als jene Toleranz, derer die Freiheitsfanatiker sich rühmen. So begeben sich denn in dunkler Nacht die frommen Beter aufs Meer, um auf den Booten ihre Andacht zu halten.

Flinke Ruder hör' ich rauschen. Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.
In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, frischen Weihrauch auszuspenden, —

Digitized by Google

und sie sind glücklich in ihrer Andacht. Freudig klingt der Choral. Da erhebt sich ein erschreckliches Ungewitter. Anfänglich auch noch durch der Wogen Gebrause und der Blitze wildes Zucken schallt der Lobgesang. Aber es wird ärger —

Herr, du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden;
Laß das Meer, das wild empörte, eine sichre Kirche werden!
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder — pfeifen Kugeln ohne Zahl.

Diese Kugeln kommen von den Freiheitsmännern am Ufer, die so lange auf die Beter ihre Geschosse richten, bis alle Schiffe versunken sind. Bei der Feinde Hohngelächter klingt, — verklinget der Choral.

Fahret wohl ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder.
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder.
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein
Schwamm das Kreuz, das wunderselge, bei des Frührots Rosenschein.

In seiner zweiten Gedichtsammlung, die 1843 erschien, wandte Prutz sich von der tieferen Gemütspoesie gänzlich ab und trat ausschließlich als politisch agitatorischer Dichter auf. Auch hier legte er noch eine große Gewandtheit der Form an den Tag, wenn auch nicht in dem Maße, wie Herwegh, zeigte sich aber im ganzen weniger wütig und wild, als dieser, und wandte sich neben dem grollenden Ernste auch der bittern, kalten Satire und dem Witze zu. Dabei erscheint er allerdings so absichtlich, daß er dadurch schon ästhetisch verliert. In dieser Sammlung erhebt er gleich anfangs eine leidenschaftliche Verteidigung der politischen Poesie in dem Gedichte „Rechtfertigung". Um alle Freunde der Dichtkunst, die von der politischen Poesie abraten und auf Natur, Liebe und Wein hinweisen, will er sich nicht kümmern; nur für die deutsche Jugend, die unbefangene, naturwüchsige will er singen. Wahre Poesie suchen wir eigentlich vergeblich in diesen Gedichten. Das Beste in künstlerischer Beziehung ist immer noch das Satirische. Dahin gehört vor allem das „Lügenmärchen", worin der Dichter wie in einer Vision von einem Berge herab in ein Land sieht, das seinen Wünschen und politischen Ansichten entspricht, aber in allen Stücken zur Wirklichkeit in traurigem Gegensatz steht. Am Schlusse wird alles Vorhergehende zusammengefaßt und zum Haupteffekt gesteigert.

Digitized by Google

Und nun zum letztenmal hinan!
Was sah ich da?
Ein jeder durft' auf eignem Bein
Die ew'ge Wahrheit suchen.
Kein Pfaffe durfte: „kreuz'ge" schrein
Und von der Kanzel fluchen.
Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßvisieren
Und Chikanieren?
Ohne Spione
Denkt euch nur: ohne!
Ganz ungenierte
Volksdeputierte,
Freie Autoren
Ohne Censoren?
Die Philosophen
Noch hinterm Ofen?
Kein Pietismus,
Kein Servilismus?
Sanfte Theologen —
Das ist gelogen,
Unterdessen nimmt mich's Wunder!

Heutzutage sind viele dieser Wünsche erfüllt. Aber es ist doch alles anders gekommen, als der Dichter meinte. Der Weg zum Besseren ging gegen seine Überzeugung und über ihn hinweg.

Ein anderes gelungenes, satirisches Gedicht ist das „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", wo er zum Schein sich wünscht, ein Türke zu sein, und nun, die Gegenwart im Vaterlande verhöhnend, erzählt, wie er da in Haus und Staat leben würde. Übrigens zeigte sich bei ihm dieselbe Ideenarmut, die alle Sänger dieser Haßbegeisterung in einen engen Kreis bannt. Die freie Presse im Gegensatz gegen die Censur, Spott über die Alten, die die junge Zeit nicht verstehen können, über die Gelehrten, die über ihren Büchern die Bewegungen der Geschichte vergessen, Aufruf zum Kampfe in Bildern, die dem Heiligsten entlehnt sind, Lobhudelei der Geistesverwandten, die in dasselbe Horn blasen, das sind die landläufigen Themata, die auch Prutz behandelte. Auch er hat nicht verfehlt, sich an den König von Preußen zu wenden, indem er zum Kölner Dombaufest

Digitized by Google

in der Form von Ratschlägen den Monarchen belehrt und bemängelt.

Nicht Dome bloß, nicht Burgen und Paläste —
Bau fort, o Herr, an einem andern Haus!
Bau fort, bau fort an einer andern Feste;
Den Dom der Freiheit, bau ihn aus!

Daran knüpft er seine Bitte um Konstitution und freie Presse, das Hauptziel aller seiner Wünsche, das er in dem Gedichte „Was wir wollen" mit Recht sein ewiges A und O nennt. Derartige Keckheiten, die doch immer noch einen Zug von Aufrichtigkeit und Freimut haben, könnte man Dichtern liberaler Tendenz recht gern nachsehen, wenn sie ihre rücksichtslose Willkür nur nicht auf das heilige Gebiet der Religion hinüberspielten und die Überzeugungen anderer kränkten und verhöhnten. Hierin aber zeigt sich Prutz fast ebenso rücksichtslos als Herwegh.

Mit dem Reformationsjubiläum des Jahres 1817, durch den Weckruf der Harmsschen Thesen, durch Schleiermachers und Neanders allmählich belebende und erwärmende Theologie trat eine schöne Erneuerung des kirchlichen Lebens hervor. Der vulgäre Rationalismus der Röhr, Dinter und anderer wurde durch eine Schar echt christlicher Prediger siegreich bekämpft. Diese in den Gemeinden neu erweckte christliche Religiosität, die mit Freuden zu begrüßen war, stellte Prutz in seinem Gedichte „Die neue, freie Zeit" bloß als ein Machwerk künstlich erfundener Mittel dar, um die Zeit auf den Standpunkt der Chinesen zurückzuschrauben. In seinem Gedichte „Sonntagsfeier" spricht er offen aus, daß der kirchliche Glaube ein bloßer Jugendwahn sei, und er jetzt als Mann und Patriot nicht mehr teilnehmen könne an der kirchlichen Andacht.

O Wahn des Glaubens, süße Stille,
Zu der das Herz sich selbst verlor,
Du meiner Kinderwelt Idylle,
Was steigst du heute mir empor?

Und würde mir die Welt zu eigen,
Und neigten alle Sterne sich:
Ich könnte doch mein Knie nicht beugen:
Nicht deine Psalmen rühren mich!

Und warum nicht? Weil ihm andre Glocken tönen, Sturmglocken, und statt der Lieder frommer Andacht ihm Drommetenklang

Digitized by Google

ins Herz dröhnt. Er glaube auch an einen Sonntag, aber es sei der Sonntag der Freiheit. Er bete auch, aber sein Gebet sei die That, und der freie Geist, den er verehre, sei auch ein Gott. Dennoch giebt er, wenn auch wider Wissen und Wollen, durch jene Strophen ein thatsächliches Zeugnis, daß der alte Glaube eine beseligende, friedenbringende Kraft habe, die sein neuer Gott an ihm nicht bewähren kann. Wie hätte er sonst den Verlust des alten Glaubens so offen und schmerzlich beklagt!

In seinen „Neuen Gedichten", einer dritten Sammlung, finden wir ein buntes Gemisch von politischen Gelegenheitsgedichten und lyrischen Ergüssen aus des Dichters eigenem Leben. Auf dem politischen Gebiet ist alles von einer beißenden Satire überwuchert, die sich hier bereits in einer fast bänkelsängerischen Form ergeht und in Reimereien, Wortspielen und Schlagwörtern gefällt. Dahin gehören seine „Fünf neuen Lieder auf den kläglichen und höchst betrübenden Hingang des edlen Prinzen, genannt Held Carneval", worin er auf den Minister Bodelschwingh loszieht, der gegen den Carneval zu Düsseldorf Schritte gethan hatte, und seine „Neuspanischen Romanzen von einem, dem Verschiedenes heutzutage spanisch vorkommt". In dem letzten Gedichte macht er sich über das Frankfurter Volksparlament lustig, das er und seine Partei früher doch eifrig herbeigesehnt und gefordert hatte, bespottet zuerst die Kaiseridee desselben und hechelt dann die hervorragenden Mitglieder desselben durch, wobei er die Anklänge ihrer Namen oft recht geschickt benutzt, so daß es unter seinen damaligen Lesern an Lachern nicht gefehlt haben mag. So singt er z. B.:

O Bassermann, o Bassermann,
Was bist du für ein Wassermann!
Du siehst ja Wein für Wasser an!

oder:

O Veneden, o Veneden!
Da wird mir ja ganz weh dabei.
O sei doch wie ein Mann dabei,
Und laß die viele Schwärmerei,
Die Nebelei und Schwebelei,
Die alte Burschenschafterei,
Und dies und das und mancherlei.
Sonst wirklich, guter Veneden,
Sonst wird uns wirklich weh dabei.

Digitized by Google

Unter diesen politischen Gedichten befindet sich auch noch eins auf Robert Blums Tod, worin derselbe als eine Idealgestalt des deutschen Volks gepriesen wurde. Das geht denn doch zu weit, wie milde man auch urteilen möge. In der „Hausstafel" tritt uns noch einiges Lyrische anmutend entgegen, obgleich der Dichter selbst offen bekennt, daß er der eigentlichen Lyrik entfremdet sei, seitdem es ihm auf die That ankomme. Es sind meistens nur treugemeinte Gelegenheitsgedichte, die sich auf den Ehestand des Dichters beziehen ohne eigentliche poetische Fülle. Sehr hübsch ist „Ein Märchen", in dem er seinen Kindern in Form einer Geschichte sein eigne Brotnot schildert.

Er hat später noch mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte herausgegeben: „Aus der Heimat" 1858, „Aus goldenen Tagen" 1861, „Herbstrosen" 1864 und „Buch der Liebe" 1870, die noch manches Schöne enthalten, aber Verwunderung erwecken, wie ein Mann, der dem Greisenalter nahe ist, noch Liebeslieder von solcher Sinnentrunkenheit zu dichten in seinem inneren und äußeren Leben Veranlassung finden konnte.

Mehr Beachtung verdient seine satirische Komödie „Die politische Wochenstube", in der er eine „anspielungsreiche Stachelkomödie von politischem Genre" liefern wollte. Nach Platens und Gruppes[1]) Vorgange hat er Form und Wesen der aristophanischen Komödie in unsere Zeit übertragen. Hier herrscht eine Ungebundenheit des Witzes, eine Freiheit der Anspielung, ein Übermut der Laune, eine Nacktheit der Bezeichnung, die mit unsern modernen Zuständen allerdings in Widerspruch stehen mag, die aber in dem Organismus der antiken Komödie ihre Begründung und in dem poetischen Idealismus, zu dem er sich hier bekennt, einige Verzeihung findet. Der Grundgedanke des Dichters ist auch hier durchaus revolutionär, denn er will den politischen Zustand Deutschlands unter der Person der „Germania" als schmachvoll, die verantwortliche Leitung dieses Zustandes, also die Fürsten und Regierungen, unter der Maske des „Schlaukopfs," als selbstsüchtig und verächtlich, das deutsche Volk unter dem Bilde des „Sklaven" als bedrückt und gefesselt, und somit die verkommenen Zustände als dem verdienten Untergange durch die entfesselte Gewalt des Volks verfallen darstellen. Da aber das

[1]) „Die Winde". Eine Satire auf die Hegelsche Philosophie.

Digitized by Google

Werk seiner antiken Form nach doch nur dem gebildeten Publikum zugänglich war, so konnte es bei weitem nicht die schlimmen Folgen haben als die politisch-lyrischen Gedichte des Verfassers. Das Werk ist voll der keckſten Anspielungen auf die Gegenwart und natürlich nach dem üblichen Schema der Demokratie vornehmlich auf die damaligen preußischen Zustände. Das junge Deutschland und die Tieckſche Romantik, die Schellingſchen Vorlesungen über Urmythologie, die Halmſche Griseldis und, selbstverständlich die kirchliche Orthodoxie — kurz fast alle irgendwie beachtenswerten Mächte bekommen hier Hiebe. Vor allem aber hat der Dichter sich erfrecht, ohne die Entschuldigung des berechtigten Humors zu haben, wohlgemeinte Unternehmungen des Königs von Preußen, wie den Kölner Dombau, die Wiederbelebung des Schwanenordens, den Bau einer deutschen Flotte und anderes in unpassender Weise ins Lächerliche zu versetzen, indem er die Patengeschenke aufzählt, die das Kind der Germania bekommt. Viel Ungerechtes und Übertriebenes kommt darin vor. Doch kann man dem Gedichte den poetischen Wert nicht absprechen. Nicht nur die äußere Haltung des Aristophanes ist viel besser getroffen, als von Platen, es geht auch durch das Ganze viel mehr kerniger Witz. In Bezug auf unsere litterarischen Zustände enthält es manche derbe Wahrheit, die zwar zur Karikatur verzogen ist, aber jedenfalls zutrifft. Wahres und Falsches, Gerechtes und Übertriebenes findet sich im bunten Gemisch.

Prutz hat außer diesem satirischen Drama auch die beiden Trauerspiele: „Karl von Bourbon“ und „Moritz von Sachsen“ geliefert. Beide Stücke geben indes Zeugnis davon, daß die Tragödie nicht das Feld sei, auf welchem er zu Hause ist. Fehlt es ihnen schon an geschichtlicher Objektivität, insofern sie ganz den Tendenzen der Gegenwart dienen, sowie an dem rechten organischen Zusammenhang der einzelnen Partien, so versagte dem Dichter auch die anhaltende Begeisterung, die ein tragischer Stoff erfordert. So viel Gutes an Charakterzeichnung und Disposition sie in den ersten Akten enthalten, so sinken sie in den folgenden zu Mattigkeit und Kälte herab, so daß sie nur den Eindruck des Gemachten zurücklassen. Auch streitet im „Moritz von Sachsen“ der Charakter des Helden wider die Geschichte in einer Weise, die dem dramatischen Dichter nicht gestattet ist.

Was endlich Prutz's dreibändigen socialistischen Roman „Engelchen“ betrifft, so läßt sich auch diesem keine erfreuliche

Digitized by Google

Wirkung nachsagen. Hier, wo er uns ins Fabrikdorfleben einführt und das sittliche Unglück der geknechteten Volksklassen schildert, zeigt die Häufung von Verbrechen und Mysterien, die Maßlosigkeit der Erfindung und die ungesunde Deklamation nur zu deutlich, wie er die innerlich hohle und faule Kriminalpoesie Eugen Sues kopiert hat. Das war Tendenzpoesie schlimmster Art, Dünger für die Aussaat der heutigen Socialdemokratie mit ihrer Lüge und Verhetzung.

Prutz hat außerdem noch eine Anzahl unbedeutender und wenig bekannter Romane geschrieben.

Nur in einzelnen seiner Poesien kann man jene frische Unmittelbarkeit finden, die das gültige Zeugnis wirklichen Dichterberufs ist. Man würde ihn aber ungerecht beurteilen, wenn man ihn nur als Poeten betrachtete. Der eigentliche Schwerpunkt seiner Wirksamkeit fällt in seine wissenschaftliche Thätigkeit, in der es ihm, wie wenigen, gelungen ist, die Wissenschaft mit den Interessen der Gegenwart zu verbinden. Natürlich kann hier auf diese Leistungen nicht näher eingegangen werden. Es sei nur an die besten derselben, seinen „Göttinger Dichterbund", das „Litteraturhistorische Taschenbuch", die „Geschichte des deutschen Theaters", die unvollendete „Geschichte der Journalistik" und die von ihm redigierte Zeitschrift „Deutsches Museum" erinnert.

Heinrich August Hoffmann, genannt von Fallersleben (1798—1874), ward daselbst am 2. April geboren, besuchte das Gymnasium zu Helmstedt und 1816 die Universität Göttingen, wo er Litteraturgeschichte und deutsche Philologie studierte, Fächer, in denen er sich später als Bibliothekar und Professor in Breslau große Verdienste erwarb. In seiner etwas weitschweifigen Selbstbiographie (fünf Bände 1868) erzählt er, daß er gegen die Vota der philosophischen Fakultät in Breslau 1835 zum ordentlichen Professor ernannt sei, indem sie ihm „eindringenden philosophischen Geist, Studienassiduität und Vorlesungsgabe" absprach. Jedenfalls war er eine unstäte Natur; sein ganzes wissenschaftliches und poetisches Wesen und Wirken hatte etwas Fragmentarisches, wie sein Leben ein rastloses Hin- und Herwandern war. Schon als Professor in Breslau hatte er es nicht anders getrieben. Jedenfalls hat er als Germanist Bedeutendes geleistet.

Digitized by Google

Er entdeckte die altdeutschen Gedichte „Merigarto“ und das „Ludwigslied“; er durchforschte allerorten Kloster- und Stadtbibliotheken und veröffentlichte seine mannigfachen glücklichen Entdeckungen in seinen „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur“ und in seinen „Horae belgicae“. Er gab eine vortreffliche „Geschichte der Kirchenlieder bis auf Luther“ heraus und bereicherte noch durch manches andere die Wissenschaft. Zahllos sind seine Liedersammlungen: „Gedichte, Liebeslieder, Soldatenlieder, Kinderlieder“ ꝛc. In einigen Bücherkatalogen sah ich vierundzwanzig verschiedene Publikationen solcher Art aufgezählt. Dort finden sich zum Beispiel noch: „Salonlieder, Hoffmannsche Tropfen, Deutsche Gassenlieder“ ꝛc. ꝛc.

Mißliebig hatte er sich den Behörden längst gemacht, bevor er 1840 seine „Unpolitischen Lieder“ herausgab, welche allerdings sehr giftige Ausfälle auf Censur, Polizei, Adel, Titel, Orden, Fürsten enthielten. Sie hatten epigrammatische Schärfe und einen gewissen Schwung, der besonders dann wirksam hervortrat, wenn der Dichter selbst seine Lieder vortrug. Sie bildeten einen verderblich wirkenden Gärungsstoff in vormärzlicher Zeit und wirkten zersetzend. Es konnte nicht ausbleiben, daß er im Jahre 1842 seines Amtes entsetzt wurde. Nun wanderte der unglückliche Mann mit dem Knotenstock des Volkssängers von Stadt zu Stadt, vom Schloß des Edelmanns zum Hof des Bauern, anfangs überall wohl aufgenommen und in jener Zeit der Demonstrationen mit Fackelzügen, Ovationen und Festessen begrüßt und gefeiert. So entwickelte er sich allmählich zu einem echten „fahrenden Manne“ und büßte nur allzuviel von der Würde ein, zu welcher ihn seine wissenschaftliche und poetische Bedeutung unbedingt berechtigten. Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer erteilte ihm damals in komischer Weise auf seinem Gute das Heimatsrecht. Nach 1848 wurde er im Preußischen rehabilitiert, ging 1854 nach Weimar, nachdem er sich kurz vorher mit seiner Nichte Ida zum Berge verheiratet hatte, und erhielt 1860 vom Herzog von Ratibor ein Asyl in der alten Abtei Corvey als Bibliothekar. Er starb daselbst am 19. Januar 1874. Sein Begräbnis war ein ungemein glänzendes und zeugte von der allgemeinen Beliebtheit des Mannes als eines echten Dichters.

Aus dieser Lebensübersicht wird schon klar, daß man einen

Digitized by Google

Unterschied machen muß zwischen der Hoffmannschen Poesie vor dem Jahre 1840 und der späteren. In dieser ersten Periode ist Hoffmann ein echter Dichter, ein Lyriker, der sich Goethe, Eichendorff und Wilhelm Müller ebenbürtig anschließt. Das deutsche Lied ist seine Seele, und keiner der Neueren hat den heimlichen, herzigen und doch so muntern und frischen Ton des Volksliedes so zu treffen gewußt wie er. Wenn man seine Lieder liest, sollte man fast meinen, einen echten, alten Minnesänger zu hören. So sehr hat alles bei ihm die Art des Mittelalters, etwas Unmittelbares, sorglos Hingeworfenes und Leichtes, etwas kindlich Ausgelassenes und daneben doch so viel Innigkeit und sinnvollen Ernst, — gerade wie es unseres deutschen Volkes Schmuck ist, wenn es seiner schönen Ursprünglichkeit getreu bleibt. Alles ist klar, rund und voll, ein im Herzen fertiger Klang, der wieder zum Herzen klingt. Der Bauer wie das Kind, der einfältige Bursche, wie der größte Gelehrte, wenn er nicht verbildet ist, können sich an diesen Liedern ergötzen. Wenn ein Herder jetzt wieder aufstände und sie läse, er würde seine schönsten Wünsche erfüllt sehen. Hier ist wahre Dichtkunst! Hier ist die Einfalt und Natur der Volkspoesie. Auch in Hinsicht der Form und Sprache, der Reime wie des immer neuen Strophenbaus ist alles meisterhaft. Das wurde einem Dichter möglich, der durch das Studium der älteren deutschen Poesie die Gottesgabe seines Talentes nährte und frei erzog. Lesen müßte man diese Lieder gar nicht; sie wollen gesungen sein. Es schallt und rauscht und klingt durch sie hindurch, als ob sie alle von frischen Tönen von innen heraus beseelt wären. Hier ist auch alles deutsch. Man braucht nur das Register einmal aufzuschlagen, um zu sehen, wie da der Frühling, die Heimat, die Liebe, der Wein und der Gesang, das Volksleben, die Wanderlust, die Sängerfreude und das Kinderglück miteinander wechseln — ein treues Abbild vom Wesen und Reichtum des deutschen Gemüts.

„Frühlingsleben" eröffnet die Liedersammlung, und in diesem Abschnitte jauchzt es von frischer, heller Frühlingsfreude, die überall neues Leben empfindet und genießt.

Nach diesen trüben Tagen,
Wie ist so hell das Feld!
Zerriss'ne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt.

Und Keim und Knospe mühet
Sich an das Licht hervor,
Und manche Blume blühet
Zum Himmel still empor.

Digitized by Google

Ja auch sogar die Eichen
Und Reben werden grün.
O Herz, das sei dein Zeichen!
Herz, werde froh und kühn!

Nun klopft der Schwager Frühling an die Fensterladen:

Heda, holla, aufgemacht,
Weiber, Frau'n und Mädchen!
Längst vorbei ist Mitternacht.
Öffnet schnell das Lädchen.
Schaut heraus und seht mich an!
Bin fürwahr ein schmucker Mann,
Bin der Schwager Frühling!

Er teilt seine Geschenke aus, ein Briefchen, ein Lied, ein Busenbändchen. Der Winter macht sich von dannen, denn der Tag wird ihm zu lang, und der Vögel Gesang schreckt ihn, und da er plötzlich sieht, daß ihm sein silberweißes Kleid schwindet, so schämt er sich und läuft davon, was er nur kann. Aber hinter ihm her scherzt jung und alt. Der Kibitz schreit ihm nach, und der Kuckuck ruft, und damit es ihm nicht an Spott und Hohn fehlt, quakt auch tapfer der Frosch. Und nun jubelt alles und weiß sich vor Freude nicht zu lassen.

Ja wär's nicht jetzo Frühling just,
Wir würden ihn gleich machen.
Wir sind so voll von Freud und Lust,
So voll von Scherz und Lachen.

Aber die Freude steigert sich zur Wonne — zur Andacht.

Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde.

In dieser Stimmung singt denn auch das Herz vor allem morgens und abends seinem Herrn ein fröhliches Lied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güldnen Schein.
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall.
Auf frisch betauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Digitized by Google

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben.
Ihr Kindlein, fürchtet nichts.
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

In dem zweiten Abschnitt „Wein und Gesang" kommt der ganze Humor der deutschen Zecherlust zu Tage. Bald wird der Wein gepriesen im Gegensatz gegen das Wasser, bald der Pfropfenzieher, der den Wein von seinen Banden befreit. Bald halten die Zecher Zwiesprach mit dem Wirt; bald jubeln sie über ihre fröhliche Gemeinschaft. So geht es lustig fort in Saus und Braus, bis der Dichter uns im dritten Abschnitt „Vaterland und Heimat" wieder höhere Klänge vernehmen läßt. Des Vaterlandes Dank und eine Anerkennung, größer als die der „Wacht am Rhein", hat er mit dem bekanntesten seiner patriotischen Lieder gefunden.

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand.
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Der Dichter ist oft in der Fremde gewesen, aber sie hat ihn nur still und traurig gemacht. Sie konnte ihm das Herz nicht abgewinnen.

Fern in fremden Ländern war ich auch.
Bald bin ich heimgegangen.
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei.
Nur nach Deutschland, nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Digitized by Google

Ist ein Land, es heißt Italia.
Blühn Orangen und Citronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang nach Norden hin:
Nur in Deutschland, nur in Deutschland
Da muß mein Liebchen wohnen.

Vor allem hängt er an seiner engern Heimat. Darum thut es ihm um so mehr weh, verbannt zu sein.

Kein schöner Land, als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!
Jetzt hab ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd' in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.

Der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland hat er den wahrhaft klassischen und köstlichen Ausdruck gegeben:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit,
Mit der That will ich erwidern
Dir in Not und Kampf und Streit.

In der Freude, wie im Leide
Ruf ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

In den folgenden Abschnitten „Kriegsleben und Volksleben" treten wir in eine bunte, reichbewegte Welt ein, wo Freud und Leid des Menschenlebens uns in den verschiedensten Formen entgegentritt. Zuerst die Soldatenlieder voll Keckheit, Frische und Munterkeit. Es ist, als sähe man die Soldaten abziehn mit klingendem Spiel, als hörte man die Trommeln und Pfeifen ertönen. Der rasche Abschied von der Braut, der Marsch und die Schlacht, die alles andere vergessen macht, das Zechgelage im Quartier, die Freiheit der Husarenart — das alles tritt uns lebendig vor die Seele. Wo der Dichter sich in das

Digitized by Google

Einzelleben des Volks hineingefühlt hat, ist er erst recht am Platze. Der Alpler bläst sein Heimwehlied. Das Mädchen trennt sich von dem Wanderburschen und singt ihm süßen Abschiedsgruß. Der Jäger läßt sein Hifthorn schallen. Der Bauer singt zum Erntekranz. Die Bergleute grüßen mit ihrem Glückauf. Die Studenten toben sich aus. Auch der Matrose draußen auf dem Meere, ja der Galeerensklave und die Zigeuner fehlen nicht in diesem umfassenden lyrischen Drama. Und dazwischen tönt das Lied des alten Leiermanns, dessen Lebensegen das Mitleid ist, oder die unbeschäftigten, ordnungsmüden Spitteleute klagen ihre Not: „Wir armen Spitteleute, was haben wir zu thun", und die armen Damastweber in Schlesien singen:

Ach könnten wir doch leben
Nur einmal sorgenfrei.
Wir weben stets und weben
Und bleiben arm dabei.

Wie manches Fädchen schießen
Wir in den Aufwand ein,
Eh uns daraus will sprießen
Ein farblos Blümelein.

Blüht Freud' in Dorf und Städtchen,
Im Wald und auf der Flur,
So hängt an einem Fädchen
Doch unsre Freude nur.

Doch wie auf weißem Grunde
Schneeweiß manch Blümchen blüht;
So soll zu jeder Stunde,
Auch blühen das Gemüt.

Ist farblos unser Leben,
So ohne Frühlingsschein,
Gott wird einst Frühling geben.
Wir alle warten sein!

Gleich nach diesen Klagen klingen uns wieder die Scherzlieder der Fastnacht und Kirmeß entgegen. Da lockt die Fiedel zum Tanz. Da sehen wir in die Dorfschenke mit den schwarzen Brettwänden, mit den braunen Mädchen und den schnalzenden Burschen, und das ganze liebe, ländliche Deutschland thut sich vor uns auf. Die kleinen, friedlichen Thäler mit ihren grünen Abhängen liegen vor uns. Wir sehen die weißen Häuschen. Wir hören die Klarinette, und unter der großen Linde vor dem Wirtshause sieht man die Bauern sitzen um den Krug. Da ist alles Leben, Gesundheit und Frische.

Nun folgen „Wiegenlieder", eins lieblicher als das andere. Das trällert und säuselt so süß, anheimelnd und kindlich, daß man nicht weiß, welchem Klange man den Vorzug geben möchte. Nur eins sei mitgeteilt; verdient hätten das viele — alle.

Digitized by Google

Alles still in süßer Ruh —
Drum mein Kind, so schlaf auch du.
Draußen säuselt nur der Wind:
Su, su, schlafe ein, mein Kind.
Schließ' du deine Äugelein;
Laß sie wie zwei Knospen sein.
Morgen, wenn die Sonn' erglüht,
Sind sie wie die Blum' erblüht,
Und die Blümlein schau' ich an,
Und die Äuglein küss' ich dann,
Und der Mutter Herz vergißt,
Daß es draußen Frühling ist.

Auch vom „Friedhof" läßt der Dichter uns Klänge herüberwehen, lind und weich und voll hoher Weihe. So das Abendlied:

Abend wird es wieder.
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh.
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist mein Herz auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Wie meisterhaft der Dichter den Ton des alten deutschen Volksliedes zu erwecken versteht, davon geben seine Lieder den Beweis, wie zum Beispiel „Landsknechte unter Frundsberg" und „Des fahrenden Schülers Lieben und Leiden". Sie seien immer von neuem zur Kenntnis und Beschäftigung allen empfohlen, die echte deutsche Art lieb haben. In den „Frühlingsliedern in Artikona" reicht er mit Liederkraft, mit Leichtigkeit der Darstellung und vorzüglich mit der eigentümlichen Befähigung, aus allen unscheinbaren Dingen einen wertvollen Kern zu erheben, nahe an Goethe heran.

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freun und möchte weinen;
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!

Digitized by Google

Welch schönes Los ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär.
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh
Und hab in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: Lebt' ich wie du!

Vor allem reich an lyrischen Schönheiten ist das „Buch der Liebe". Es sind meist nur Liedchen von wenigen Zeilen, aber oft ist in diesem kleinen Rahmen mehr enthüllt, als in langen Gedichten anderer Poeten. Man thut hier einen tiefen Einblick in das Wesen echter Poesie, die nicht der breiten Ausmalung bedarf, sondern mit blitzartigem Aufleuchten Höhen und Tiefen zeigt. Kurze Grüße, hingehauchte Seufzer, dämmernde Bilder, die mehr ahnen lassen, als aussprechen, — das findet sich hier zu Hauf.

Ich reih auf meiner Sehnsucht Schnur
Der Liebe Perlen dir.
O fordre solche Perlen nur
Und solche Schnur von mir.

In dieser Welt des Trugs und Scheins
O daß dich Gott behüte,
Daß nie sich trübe deines Seins
Jungfräulich schöne Blüte!

Du bist so schön von Angesicht,
So schön, und schöner von Gemüt.
Wer dich nicht sieht, der glaubt es nicht,
Daß solche Blum' auf Erden blüht.

Ihr lichten Sterne habt gebracht
So manchem Herzen schon hienieden
Der Engel Eigentum, den Frieden,
Ihr lichten Stern' in dunkler Nacht.
Wie ihr zu meinen Freuden lacht,
So lächelt auch zu meinen Leiden.
Laßt mich von euch nicht trostlos scheiden,
Ihr lichten Stern in dunkler Nacht!

Digitized by Google

Ich liebe dich in Gott und Gott in dir.
Wo du auch bist, du bist bei mir.
Je mehr ich bin vereint mit Gott dem Herrn,
Je mehr mit dir, und wärst du noch so fern.
Du kannst ja ohne Gott nicht sein.
Mein mußt du sein; denn Gott ist mein.

Hinaus auf deine Matten,
Du grüne Frühlingswelt!
Hinaus in deine Schatten,
Du kühles Waldgezelt!
Getaucht in euren Frieden
Und euer heitres Sein,
Fühl ich erst recht hienieden
Der Liebe Sonnenschein.

Endlich sehen wir den Dichter mit ganzem Herzen der lieblichen „Kinderwelt" zugewandt:

Schön, wie's Lied der Nachtigallen,
Schön, wie eines Sternes Licht,
Ist des Kindes süßes Lallen,
Ist sein lächelnd Angesicht.

Aus den blauen Augen schauen
Himmelsfried' und sel'ge Ruh.
Heiter wie voll Gottvertrauen
Lächelt es uns allen zu.

So in Reden und Gebärden
Sei auch du den Kindern gleich.
Ihnen gab schon hier auf Erden
Gott der Herr das Himmelreich.

Was eine Kinderseele
Aus jedem Blick verspricht,
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündet
Ein Veilchen schon im März,
So war dein Kind ein Frühling
Für dich, o Mutterherz.

Es wird zur Rose werden
In Zucht und Sittsamkeit
Und dir erneu'n auf Erden
Die eigne Frühlingszeit.

Hoffmann hat eine ganze Reihe solcher Lieder geliefert, die alle Stufen und Bilder der Kindheit berühren und die herzige, einfältige Sprache derselben sprechen. Da sehnt sich das Kind nach dem Frühling und freut sich des Kuckucks, der Botschaft von ihm bringt. Da ruft es dem Schmetterling nach, daß er sich doch haschen lassen möchte. Da singt es von seinem Gärtchen, seinem Eichhörnchen, seinen Blumen, hält Zwiesprache mit dem Kreisel oder den Maikäfern oder freut sich auf den Weihnachtsmann und

Digitized by Google

träumt vom Christbaum. Alle Wonnen der Kinderjahre, aller Frühlingsduft kindlichen Naturgenusses und die Seligkeit einer von kalter Klugheit noch nicht getrübten Unbefangenheit schaut uns wie ein beglückender Traum aus diesen Liedern an. Ich wollte, wir hätten noch viel von solchen sogenannten Kindereien in unserer Poesie. Die machen jung und halten frisch! Dabei zeigt sich aufrichtige Frömmigkeit.

Die Welt dem flücht'gen Schatten gleicht,
Dem Gaste, der zu Nacht entweicht.
Sie gleicht dem schönen Traumgesichte,
Das uns verläßt beim Morgenlichte.

Schenk nicht dein Herz der jungen Braut,
Die dir so hold ins Auge schaut!
Sie ist noch niemand treu geblieben —
Gott sei dein Leben und dein Lieben.

So zeigte sich der Dichter in seiner von der Politik noch nicht vergifteten Periode — treu und echt, lieblich und gesund, hell und wahr: ein zweiter Walther von der Vogelweide. Hoffmann hat dieselben Stoffe, dieselbe Leichtigkeit des Strophenbaues und Reims, dieselbe Unbefangenheit und Kindlichkeit, gepaart mit männlichem Ernst, dieselbe Vaterlandsliebe, dieselbe Anschauung von der Frauenminne, wie dieser größte unserer mittelalterlichen Minnesänger. Diese Geistesverwandtschaft mit Walther von der Vogelweide schien Hoffmann auch bezeugen zu wollen, als er im Anhang seiner „Unpolitischen Lieder" Dichtungen dieses Minnesängers abdrucken ließ.

Diese zweideutig so genannten „Unpolitischen Lieder", mit denen er auf einen ganz andern Schauplatz trat, und von einem ganz andern Geist erfüllt schien, verhalten sich zu seinen früheren Dichtungen, wie gebrannte Wasser zu edlem Wein. Es ist ein ganz unglaublicher Gegensatz!

Ohne sittlichen Ernst hat er hier die politischen Ansichten und Antipathien des großen, umsturzlustigen Haufens in epigrammatische Gedichte gefaßt, die überaus keck, späterhin scharf verletzend, ja bösartig gehalten sind. Dieser bittere Haß gegen den Adel, der bei Hoffmann fast lächerlich wirkt, weil er nicht nur seinen Dichternamen adlig klingen ließ, sondern mit Eifer adligen Umgang suchte und adligen Schutz genoß, dieser Groll gegen die Geistlichkeit, dieser wohlfeile Spott über die Kirchlichgesinnten, denen er die Titel

Digitized by Google

„Mucker und Lammsbrüder“ anhängte, diese Verhöhnung preußischer Zustände im Militär-, Polizei- und Beamtenwesen, diese gehässigen Aus- und Umdeutungen königlicher Erlasse, dies Aufhetzen gegen Fürsten und Regierungen, diese Anschauungen, welche gar keine Poesie, sondern nur persönliche Leidenschaft und blinden Wahn von der Souveränität des Volkes enthalten, werden mitunter mit scharfem Witz, doch meistens im nachlässigen Bänkelsängerton vorgetragen. Diese Dichtungen machen weder dem Charakter, noch dem Talente des Dichters Ehre. Gut, daß sie vergessen werden!

Man kann sich nur von Herzen freuen, daß Hoffmann aus der politischen Verirrung und der Unruhe, die sie in sein Leben brachte, sich zurückgefunden und seine früheren lyrischen Gänge wieder eingeschlagen hat. In seinen „Liebesliedern“, dem „Leben am Rhein“ und den „Heimatsklängen“ hat er seine alte Meisterschaft des Liedes neu bewiesen. Wir finden fast durchweg dieselbe Frische der Anschauung, dieselbe Leichtigkeit und Melodie der Form, wie in seinen ersten Dichtungen.

Das ist der Segen einer großen Zeit, daß nicht nur die guten und schönen Thaten dem Herzen des Volkes in seiner Erhebung eingeprägt werden zu unauslöschlicher Dankbarkeit, sondern daß die Verirrungen derer gern vergessen werden, die umkehren. Auch in unserer Litteraturgeschichte, in der unseres Volkes Werdegang sich spiegelt, wird dieser versöhnende Zug offenbar. Die Überzeugung aller, die es wahrhaftig und ehrlich meinen, gesteht zu, daß jener alte Irrtum ein allgemeiner war, indem von rechts und von links gesündigt wurde, und daß der wunderbare Erfolg alle in gleicher Weise überrascht und beschämt hat. Wenn irgendwo, so soll im Reiche der Poesie eine allgemeine Amnestie für die gelten, die einander wieder gefunden haben.

Aus dem Leben eines Kinkel, eines Freiligrath sind die dunkeln Schatten für uns getilgt. Um wieviel mehr aus dem Bilde eines Hoffmann von Fallersleben, dessen reine, schöne Dichtungen es unglaublich erscheinen lassen, daß er lange Jahre seine Kraft in den Dienst der Zerstörung und Verneinung stellen konnte — ein kaum zu fassender Widerspruch! Denn wenn den Dichtern der revolutionären Tendenz die Poeten der Vaterlandsliebe und Frömmigkeit gegenüber gestellt werden, so kann dieser unser Dichter mit Fug und Recht auch unter diesen das herrliche Banner erheben, dem er mit der schönsten Bethätigung seiner gottbegnadeten Dichtergabe

Digitized by Google

zugeschworen war. Wir nehmen einen ungetrübten Genuß von ihm mit hinweg.

Einen ähnlichen Weg, nur nicht durch ganz so scharfe Gegensätze hindurch, hat ein Dichter zurückgelegt, der ebenfalls seiner Zeit revolutionäre Tendenzen vertrat, dann aber der Politik absagte und ausschließlich der Dichtung, namentlich der dramatischen Kunst seine reiche Begabung darbot.

Franz Dingelstedt (1814—1881) war geboren am 30. Juni zu Halsdorf bei Marburg. Er studierte hier Theologie, ward 1836 Gymnasiallehrer in Kassel, aber wegen liberaler Gedichte zur Strafe nach Fulda versetzt. Im Jahr 1840 legte er sein Amt nieder und wurde Litterat. Als solcher hielt er sich einige Jahre in Augsburg und dann in Wien auf, wo er sich mit der gefeierten Kammersängerin Jenny Lutzer vermählte. Im Jahr 1843 ward er Bibliothekar des Königs von Württemberg und 1846 Dramaturg des Hoftheaters in Stuttgart, dazu Hofrat und Legationsrat. Dieses Amt vertauschte er 1857 mit einer ähnlichen Stellung in Weimar, wo er durch seine Bühnenleitung sich große Verdienste um das Theater und auch sonst allgemeine Anerkennung erworben hat. Der König von Bayern verlieh ihm den Adel, und an Orden und Auszeichnungen mancher Art fehlte es ihm nicht. Er hat mit besonderem Geschick Shakespeares Dramen für die gegenwärtige deutsche Bühne bearbeitet. Später übernahm er als Nachfolger Halms die Generalintendantur des Burgtheaters in Wien.

Franz Dingelstedt's erstes, glückliches Auftreten geschah im Schatten der Anonymität. Aber das Werk „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" fand so allgemeinen Beifall, daß der Dichter gern die Hülle sinken ließ. Er unterschied sich von Anfang an wesentlich von den andern politischen Sängern der Zeit. Ein geistreicher Sarkasmus bewahrte ihn vor Maßlosigkeiten. Allerdings war ihm dafür auch die Wucht der feurigen Begeisterung versagt. Die vielseitige Bildung und Gedankenfülle wies ihm seine Wirksamkeit im Kreise der höher Gebildeten an. Die Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben und ihre Gefolgsleute bauten die Wege, auf denen die rote Demokratie in das öffentliche Leben einzog und es in Besitz nahm. Dingelstedt hatte, der landläufigen Treiberei feind, einen Zug von Exklusivität. Von dem großen Troß schied ihn zum Beispiel

Digitized by Google

sein selbständiges, unerschrockenes Urteil über die Juden und ihren Einfluß auf das öffentliche Leben.

Dingelstedts Buch beginnt mit des „Nachtwächters Stilleben", der sein Amt dazu gebraucht, sein „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen" den Leuten ins Ohr zu schreien. Sie aber wagen nicht, es zu verstehen, und vergessen es alle Tage wieder. Er erhebt an sich ganz berechtigte Vorwürfe über die verkehrten Menschen und ihr Treiben, natürlich vor allem über das feine vornehme Pack, die heuchlerischen Pfaffen, die ungerechten Richter, die hartherzigen Minister, die ihre vier Schimmel abends bei grimmiger Kälte in Sturm und Wetter frieren lassen und nicht bedenken, daß sie es mit vier Hengsten zu thun haben, und „daß das keine Bürger seien".

Der Nachtwächter steht auch wehmütig hinter dem Fenster eines Sterbenden. Er sieht empor zu dem Dachkämmerlein eines Dichters, der als Reimschmied Füße zählt und Silben berechnet — und vielleicht noch dafür ins Gefängnis geworfen wird. Er hütet sich auch, ein „verlorenes schönes Kind" zu arretieren, denn es könnte ja „eine Distinguierte" sein. An dem Schlosse des Königs weiß er ganz gewiß, daß derselbe in seinem goldenen Bette unruhig schläft, denn sein Volk ist ja nicht glücklich. Inwiefern dieser König daran schuld ist, sagt der Nachtwächter nicht; es muß ja wohl sein. Er ist ja ein König! Am Tollhaus und am Gefängnis stellt er sehr richtige, empfindungsvolle Betrachtungen an, und da ihm endlich klar wird, daß sein Mariandel, das recht brav aber „gar zu garstig ist", sich um ihn nicht besonders grämen wird, so — läuft er in die weite Welt.

Wir bekommen nun „Des Nachtwächters Weltgang" zu lesen, worin uns dargestellt wird, was wir einst schaudernd selbst erlebt haben. Zuerst führt er uns nach Frankfurt. Aber auf diese große Stadt, wo doch damals noch kein König herrschte, ist er auch gar nicht gut zu sprechen. Man hatte ihm verheißen, dort werde er Wunder zu sehen bekommen, wenn er durch die Gassen ginge.

Und ich suchte nach dem Wunder,
Fand nur aber Waren-Plunder,
Lange Waren, kurze Waren,
Und Verkäufer, ganze Scharen.
Alle Häuser voll Assischen,
Geld auf allen Wechslertischen,

Digitized by Google

Jeder Winkel eine Bude,
Und die dritte Nas' — ein Jude.

Frankfurt, „die deutsche Stadt am Main sollte unter allen Städten die erste sein", aber sie hat über Herbst- und Ostermessen ihrer alten Glorie ganz vergessen. Die Straßen zwar verschönern sich, aber das Herz schrumpft ein. Nur einer ist ihr Hort, ihr Licht, ihr Stolz, ihr Wohlthäter.

„Sie glauben nicht, was so ein Mann
Alles unsrer guten Stadt frommt,
Was er will, und was er kann,
Ganz vornehmlich, wenn's ins Blatt kommt."

und wie er

„Für jedwede fremde Not mild
Stets bereit zu helfen ist:
Pater patriae, von Rothschild."

Bei der ganzen großen Schar politischer und negativer Dichter aus jenen Revolutionszeiten sehen wir fast niemals einen auf die Gefahr hinweisen, die dem deutschen Volke von seiten des Judentums drohte, das seit Jahrzehnten die Kapitalmacht Deutschlands und was fast noch mehr sagen will, auch die sechste Großmacht, die Presse, zumal die journalistische, beherrschte. Von der liberalen Höflichkeit gegen Israel und der mehr und mehr hervortretenden Seelenverwandtschaft der Demokratie mit dem Judentum hat der Nachtwächter nichts. Seine heutigen politischen Genossen würden ihn entartet schelten und seine Auslassungen als groben Antisemitismus denuncieren. Denn wenn er auch beim Anblick des Judenviertels in die gerechte Klage ausbricht, wie abscheulich man einst die Juden behandelt habe, so fährt er doch fort:

Sie sind dahin, die vielgeschmähten Tage.
Das Blättlein hat schon leise sich gewandt,
Und Juda ringt uns unter ew'ger Klage
Listig das Heft aus ungeschickter Hand.

Emancipiert, wie ihr es einst verrammelt,
Dies zähe Volk! Die Mode wechselt ja.
Es hat schon längst zu Haufen sich gesammelt
Und steht als Macht, euch gegenüber, da.

Den Landmann drängt es hart aus seinem Sitze;
Den Krämer scheucht es von dem Markte fort,
Und halb um Gold und halb mit Sklavenwitze
Kauft es dem Zeitgeist ab sein Losungswort.

Digitized by Google

Wißt ihr, wie tief sein Zauber schon gedrungen?
Schaut um, die ihr von Menschenrechten träumt.
Sie reden drein mit den metall'nen Zungen,
Wo scheu der Christ verstummt und zagt und säumt.

Was kann dem Stamm Emancipieren frommen,
Der nie vom Schacher sich emancipiert?
Was ihr ihm schenken wollt, hat er genommen,
Dieweil ihr um Principien disputiert.

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn.
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperrn!

Allerdings muß man ihn hier zur Ordnung verweisen, den alten Revolutionär, der Ungerechtigkeit durch Ungerechtigkeit bekämpfen will. Es wäre schlimm, müßten wir zur Verteidigung unserer alten, heiligen Rechte antijüdisch sein: wir haben nur nötig, echt deutsch zu sein. Darin liegt der Sieg.

Übrigens wird hier sehr klar, weshalb für Dingelstedt nie die große Lobposaune des Journalismus so laut ertönt hat, wie für Hartmann, Meißner und Beck oder auch nur für Prutz und Herwegh. Vielmehr wurde die erste beste Gelegenheit ergriffen, um ihn als einen Abtrünnigen zu denuncieren. Die Partei hat ihm seinen Lorbeer nicht geflochten. Wie hat man ihm seinen Hofratstitel, sein adliges Von zum höhnenden Vorwurf gemacht!

Des „Nachtwächters Weltgang" führt ihn ferner an den Rhein. Hier sieht er ein Dampfschiff, damals ja noch etwas Neues, den Rhein hinauffahren. Hoch oben am Maste hing es, wie ein Stern, darin sieht er den Stern einer neuen Zeit, denn das Schiff fährt ja wider den Strom.

Stern! Auf und nieder schwinge deine Fahnen;
Trag hin und her dein Feuer durch die Welt!
Sei mit den eisernen Gedankenbahnen
Der Blitz, der uns die graue Nacht erhellt,
Das Band, das uns Geschiedene vereinet,
Die Hand, die uns durch Rad und Ruder lenkt —
Dann wird er (der Rhein) frei, doch freier, als ihr meinet:
Dann wird er deutsch, doch deutscher, als ihr denkt!

Von diesen schönen Träumen ist schon ein großes Stück erfüllt, wenn auch, wie ja der Dichter es vorausgesehn, sehr viel anders, als das Volk — und vielleicht er selbst — es sich vor-

Digitized by Google

gestellt hatte. Denn auch Eisenbahnen und Dampfschiffe stehen im Dienste des kommenden Gottesreiches. Davon hat Dingelstedt auch wieder eine Ahnung, denn das schöne Gedicht schließt mit der Verheißung:

Der freie Rhein — Ja, frei nicht bloß von Franken,
Der deutsche Rhein — Ja, deutsch, nicht bloß zum Spaß.
Gut Nacht! Ich will dem alten Herrgott danken,
Daß er — Genug, ich weiß noch nicht, für was!

Anziehend ist, was der Dichter dann über München, über die kleinen Höfe, über die Lüneburger Heide, über Helgoland sagt, wohin ihn sein Weltgang geführt hat. In Hannovers Gassen sprengt der König stolz an ihm vorüber, zu seiner Seite der blinde Kronprinz, dem ein Diener sein Tier heimlich am Zügel hält. „Das arme Fürstenkind, so jung, so gut, so klug — und blind; kann's größeren Jammer geben?" Dann hört er der Soldaten Zapfenstreich, und immer lauter erschallt's: „God save the king." Abends sieht er den alten König in seinem Palast beim Mahl. Die Schar der Großen drängt sich um ihn her; der Becher kreist, und während unten am Portal der Chor immer lauter: „God save the king" schreit, ergreift der König sein Glas und rühmt es trotzig-klar mit lauter Stimme: „Da seht ihr's, ein deutsches Volk ist ein gutes Ding; am Morgen Aufruhr und Getobe, und abends mir und ihm zum Lobe: „God save the king!" — Plötzlich aber hört draußen das Rufen auf, „es schwiegen just die Klänge, und das Volk verlief sich."

Da schauerte ein plötzlich Schweigen
Und Totenstille durch den Saal.
Ein kahles Haupt sah man sich neigen,
Und manche Wange wurde fahl.
Der blinde Knabe nur im Kreise,
In dessen Aug ein Tropfen hing,
Stand auf und schritt zum Fenster leise
Und flüsterte für sich die Weise:
„God save the king."

Wir werden bis hierher mit dem Dichter übereinstimmen können. Er rügt überall wirkliche Mißverhältnisse; er beklagt überall wirkliche Schäden und wünscht deren Abhülfe. Aber, wodurch soll diese herbeigeführt werden? Darüber giebt er uns Aufschluß in einer Romanze, die er „Überall und nirgends" überschrieben hat.

Digitized by Google

Er befindet sich im Traum in einem Königreich, wo überall Wohlsein herrscht, ein reicher Gottessegen in Haus und Hof und Stadt und Land. Dort giebt's auf den Straßen keine Kriegsmilizen, aber viele Bürger, Schiffe im Hafen, Wagen auf der Chaussee, keine Polizei- und Amtsverbote, keine Schlagbäume, kein Tarif- und Brückengeld. Dort herrscht ein Glaube ohne Pfaffen und Priesterstand, leuchtend wie einst die Taube des heiligen Geistes, keine Spur von Mysticismus; Luthertum und Katholicismus gelten für einerlei. Freie Presse, und ein König, von dem nicht viel zu sehen ist; Maitressen und Spione sind nur noch Raritäten. Es giebt hier Stände mit just dem rechten Redemut, und Dichter, die da sangen, was sie wollten. Daher denn Freiheit und grünender Friede und Überfluß und Lebenslust im ganzen Lande.

Hier hat sich der nachtwächternde Poet als ein schwacher Prophet erwiesen. Die geträumten Glücksbedingungen sind eingetroffen, aber nicht das Glück. Hier ist die schwache Stelle aller Revolutionsweisheit, auch bei Dingelstedt.

Er wird es wohl noch eingesehen haben, gleich wie sein Vorbild, Anastasius Grün, den er, wie Rudolf Gottschall treffend gesagt hat, gleichsam ins Kurhessische übersetzte. An ihn richtet der Nachtwächter eins seiner schönsten Gedichte:

Wie du einst, im Arm die Harfe, gingest deine Dichterpfade
Durch die Kaiserstadt und längs der Donau lustigem Gestade,
Bin ich jüngst dir nachgeschritten, treulich und mit frommem Fuß,
Dich im Munde, dich im Herzen, edler Anastasius.

Das ist wahrer Dichtersegen: auch den Schutt in Brot verwandeln,
Brunnen zaubern aus dem Felsen, und wo andre reimen, — handeln.
Ein Poet in Wort und Werken, thatest du, wie keiner that.
Dafür reist auch rings im Lande tausendfältig deine Saat.

Daß Anastasius Grüns „Schutt" gerade Brot geworden, möchte man freilich nicht behaupten, wohl aber zustimmen, wenn Dingelstedt ihn verteidigt gegen die Verleumdung und den „Verdacht, der mit Lauerblicken sein Haus umschlich".

O sie will es nie begreifen, ihre Prosa und Gemeinheit,
Daß ein Geist wie du, ein Name, bürgt für der Gesinnung Reinheit.
Nur das Schlechte glaubt sie willig, und wo wer zu wanken droht,
Zerrt sie ihn mit frechem Jubel zu sich nieder in den Kot.

Digitized by Google

Aber er solle nun auch nicht mehr schweigen, sondern hervortreten.

Nicht der Muße kann gehören, wer der Muse angehört,
Und schon Schweigen ist Verbrechen, wenn zum Reden sie beschwört. —
Reiß dich aus dem Schoß Armidas, säumender Rinaldo, los!
Glücklich kannst du nicht mehr werden. Warum warst du einmal groß?

In seinen späteren „Gedichten" hat Dingelstedt auch „Spaziergänge eines Kasseler Poeten" gegeben. Von seiner oben erwähnten Kunst der „Übersetzung ins Kurhessische" finden wir dort eine echte Probe: „Der große Christoph". Der Herkules auf der Wilhelmshöhe verläßt seine stolze Pyramide, kommt nach Kassel und verlangt Arbeit. Es ist aber keine lernäische Schlange, kein nemäischer Löwe, keine Amazone zu finden. Der weise Rat versieht ihn deshalb mit Paß und Karte, um sich selbst Arbeit zu suchen. Lange vergebens; endlich spürt er Löwen auf.

Denn der Löwen viele fand er prangend über Wirtshausthüren,
Züngelnd auf Accisepoften, auf Papier mit Stempeltatzen,
Ausgeprägt auf Hessengroschen, die da heißen: Strebekatzen.

Da bitten ihn denn die weisen Herren, er solle ihnen denselben Dienst leisten, den er einst dem Augias erwiesen habe. Nach fünfzig Tagen aber kommt er heim unverrichteter Sache.

Hier, so sprach er klaren Mutes, wollt euch einen andern dingen.
So viel Mist, als ich gefunden, kann auch Herkules nicht zwingen.

In seiner dritten Sammlung, „Nacht und Morgen", in welcher auch die viel besprochenen „Fresken aus der Paulskirche" enthalten waren, die in der neusten Auflage fehlen, giebt er häufig seiner Verstimmung über die revolutionären Auswüchse der politischen Bestrebungen des tollen Jahres 1848 Ausdruck. Später ist noch viel Schönes hinzugekommen. Bei Gelegenheit der Schlacht von Königgrätz schließt er ein Lied an den König von Preußen:

Wag's um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn.
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Digitized by Google

Das eine ging in Erfüllung ohne daß das andre zu geschehen brauchte. Die alten Revolutionäre waren schnell bei der Hand, alle alten Rechte abzuthun und auf Unrecht neues Recht zu bauen. Der Dichter wird eingesehen haben, daß es so besser ist. Auch seiner kann man sich als eines Heimgekehrten freuen.

Daß es bei einem Dichter wie Dingelstedt nicht an blühenden, echt poetischen Liebesliedern fehlt, versteht sich von selbst. Schon im Nachtwächter bildet den Schluß ein Liederkranz: „Letzte Liebe", der in ergreifenden Tönen Absage enthält an ein einst heißgeliebtes Mädchen, dem er, als sie ihn halten will, offen erklärt: „dir kann ich nicht und nicht mir selbst gehören." An die „Mariandel", die ja „leider gar zu garstig war", sind sie nicht gerichtet; also an eine andere. Aber sie war nicht die Letzte. Die späteren Liebeslieder bezeugen das Gegenteil. Der Geist, der in diesen Gedichten herrscht, ist nicht der von Rückerts „Liebesfrühling", auch nicht der der Goethe-Lieder an Friederike. Eher wird man an dessen „Venetianische Epigramme" erinnert. In Dingelstedts Liebesliedern findet sich ein Intermezzo: „Ein Roman", dessen Heldin eine exotische Schönheit ist.

Properz hat ihn zu diesen Gedichten begeistert, die allerlei epische und dramatische Züge enthalten und durchaus nicht als reine Lyrik zu bezeichnen sind. Daß er „der Heuchelei dürftige Maske verschmäht", mag für ihn eine Entschuldigung sein; die Dichtung macht es nicht unschuldiger.

Dingelstedt hat eine große Zahl von Romanen, Novellen und Erzählungen geschrieben und teilweis in Sammlungen vereinigt. Einen beträchtlichen Teil derselben bilden „Salonromane", die uns in die hohlen Zustände der fashionablen Welt einführen, in welcher er sich wohl bis zum Überdruß bewegen mußte. Andre Sammlungen heißen: „Badenovellen, Künstlernovellen, Bunte Reihe" ꝛc. Ein großer Teil derselben stammt schon aus seiner frühen Zeit. Auch Autobiographisches finden wir im fünften Band der gesammelten Schriften.

Endlich hat Dingelstedt noch ein einziges, aber ganz ausgezeichnetes historisches Trauerspiel „Das Haus der Barneveldt" geschrieben. Das Stück ist dadurch merkwürdig, daß der erste Akt, als anschauliche Exposition des

Digitized by Google

Ganzen, doch schon für sich eine erschütternde Tragödie bildet. In den inneren Kämpfen der Niederlande unter Moritz von Oranien hat dieser seinen großen Gegner Oldenbarneveldt mit tyrannischer Willkür zum Tode verurteilt. Am Tage der Hinrichtung kommt Moritz zur Gattin des Verurteilten und verheißt Gnade, wenn derselbe einen Widerruf leisten wolle. Die Gattin aber weist ihn stolz zurück, und Oldenbarneveldt wird hingerichtet. Da schwören die Söhne, des Vaters Sache fortan zu führen. Hier beginnt erst die Haupthandlung. Der mildere Sohn Rainer will Recht; der leidenschaftliche Wilhelm fordert Rache. Er stiftet eine Verschwörung gegen Moritz an; aber der gedungene Mörder wird zum Verräter. Rainer, der ohne Mitverschworner zu sein, doch seinen heftigen Bruder zu retten versucht und ihm zur Flucht verhilft, wird gefangen und gerichtet. Walburg, die Gattin Wilhelms, die ihren Schwager liebt und ihn doch, um ihren Gatten zu retten, ins Unglück gestürzt hat, vermag ihm nur mit Mühe einen ehrlichen Soldatentod bei Moritz zu erwirken. Da stellt sich Wilhelm selbst dem Gericht; er ist bereit, den Tod von Henkershand zu leiden. Was aber der Stolz der Gattin nicht vermochte, das bewirkt die Liebe der Mutter. Frau von Oldenbarneveldt, die für ihren Mann zu bitten verschmäht hatte, erbittet sich jetzt vom Statthalter das Leben ihres Sohnes. Wilhelm nimmt nur widerstrebend die Gnade an, läßt sich aber endlich von der Mutter bewegen, fortan für die Seinen zu leben. Er zieht mit ihnen in die Fremde.

Sicherlich hat Dingelstedt seines Lebens Aufgabe darin gesetzt, die deutsche Bühne wieder zu heben, nicht nur durch dramatische Dichtung, sondern durch ästhetische Einrichtung und sittlich-hohe Leitung. Er wollte sie wieder zu einem Tempel der Poesie und des geistigen Genusses machen. Sie sollte, wie einst Schiller wollte, eine moralische Anstalt werden. Schlegel sagte mit Recht: Wir verlangen von der Bühne einzig und allein wahre Kunst und wahre Poesie. Sie soll weder ein Ersatz noch eine Rivalin der Kirche werden. Ihre Aufgabe ist das Schöne; das möge sie pflegen. „Dann wird von selbst die Dichtung Gutes lehren."

Beim Rückblick auf diese zu Ende gelangte Periode der Litteratur fragt man sich erstaunt, wie es möglich gewesen, daß sich eine solche Masse von Unsinn und Unverstand, Roheit und

Digitized by Google

Ungerechtigkeit im deutschen Volk geltend machen und selbst viele der Besseren und Edleren in ihren Strudel fortreißen konnte. Es wäre nicht möglich gewesen ohne die Nachwirkungen der französischen Frivolität von 1780 bis 1813 und des rationalistischen Unglaubens, der in derselben Zeit in unserem Vaterlande zur Herrschaft gekommen war. Im Grunde waren es nur die letzten Konsequenzen, welche die zweite und dritte Generation von den Verirrungen ihrer Väter gezogen hatte.

Digitized by Google

Dichter religiöser und vaterländischer Gesinnung.

Diese Bezeichnung darf nur im allerweitesten Sinne verstanden werden, nämlich im Gegensatz zu den verneinenden und auflösenden Mächten in der Dichtkunst. Es würde eine ganz äußerliche, ja geistlose Anschauungsweise sein, einen wahren Dichter zum Vertreter einer bestimmt abgegrenzten Partei zu machen und ihn nach einer politischen oder konfessionellen Tendenz abzustempeln. In jedem echten Dichter spiegeln sich, wie in jedem echten Menschen, die Ereignisse und Aufgaben seiner Zeit, aber sie zwingen ihn nicht in ihre Knechtschaft. Aus seinem Wesen leuchtet alles heraus, was er nur mit seiner Dichterkraft liebend aufnahm und sich zu eigen gewann, Himmel und Erde, Überirdisches und Sinnliches, Kunst und Natur. Er bezwingt es und schafft es wieder aus seiner gottbestimmten Sonderart heraus.

Shakespeare sagt in seinem wunderbaren, phantastischen Spiel „Ein Sommernachtstraum", indem er die Allmacht der poetischen Einbildung feiert:

Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und giebt ihm festen Wohnsitz.
So gaukelt die gewalt'ge Einbildung.
— — — — — — — — — — —

Nach Goethes universell bedeutsamem Vorgang finden wir auf allen Gebieten wirklichen Lebens wahre Dichter heimisch. Sie aus ihrer Eigentümlichkeit hinauszuwerfen vermag niemand, und niemand darf es. Wir müssen sie in ihrer Freiheit gewähren lassen, aber ebenso frei darf unser Urteil über sie sein.

Digitized by Google

Wir sprechen den politisch-revolutionären Dichtern nicht das Recht der unbeschränkten Entfaltung auf dem Felde der Dichtung ab, aber wir freuen uns, daß sie ihre tapferen und wohlgerüsteten Gegner gefunden haben, die teils in klarer, religiöser Bestimmtheit und in vaterländischer Begeisterung, teils in der treuen Pflege deutscher Eigenart erhoben und schirmten, was jene in ihrem ungeschichtlichen und fremdschwärmerischen Drange umstürzen wollten.

Im bewußten Gegensatz zu den zersetzenden Strömungen der Zeit hatte Geibel sein mannhaftes Zeugnis abgelegt. Ihm nach erhoben Männer wie Redwitz, Weber, Sturm, von Meyern, Viktor von Strauß, Annette von Droste-Hülshoff ihre Stimmen, ohne gerade die geistliche Dichtkunst im specifischen Sinne zu pflegen. Ebenso entschieden gegen die Revolutionäre verherrlichten in der erzählenden Dichtung Wilibald Alexis, Gustav Freytag, Th. Fontane und andere die Geschichte des Vaterlandes in einem gesund historischen und meistens, den geschichtlichen Thatsachen entsprechend, im royalistischen Sinne. Vor allen Dingen zeigten sich auf diesem Gebiete die beiden wirklich großen Dichter der Zeit Friedrich Hebbel und Otto Ludwig.

Aber die dichterische Freiheit, welche den Genius nicht fesseln läßt, oder — vielleicht richtiger — die unbändige Gewalt der schöpferischen Vorstellung hielt auch nach dieser Richtung jede zwingende Schranke fern. Wie zu Zeiten aus den Reihen der Revolutionssänger süße Stimmen sich erhoben, um wahre Frömmigkeit und echte Vaterlandsliebe zu preisen, so sind auch diese Freunde der am Alten haltenden Treue und des pietätsvollen Sinnes hin und wieder auf andern Bahnen gewandelt. Der mystisch-sentimentale Sänger des römisch-katholischen Kirchentums, Oskar von Redwitz, schwenkte in das liberal-rationalistische Lager ab. Gustav Freytag ließ, je näher seine Muse der neuen Zeit kam, den religiösen Glauben zurücktreten, und der anfänglich von einem idealen Feudalismus bestimmte Theodor Fontane wurde der würdigste Vertreter jenes feinen Realismus, der niemals der Religion zersetzend gegenübertritt, wenn er auch in seiner modernen Objektivität von der Betonung des Pietätsgebotes oder gar von einer christlich-germanischen Begeisterung weit entfernt ist.

Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz (1823—1891) stammte aus einem alten fränkischen Rittergeschlecht und

Digitized by Google

wurde am 28. Juni zu Lichtenau bei Ansbach im bayrischen Mittelfranken geboren. Sein Vater war Vorsteher der dortigen Strafanstalt. Seine Mutter, Anna von Miller, war eine Nichte des Ulmer Dichters Johann Martin Miller, der durch seinen, jetzt nur noch in den Lehrbüchern der Litteraturgeschichte spukenden „Siegwart" gewissermaßen der Pate des „jungen Werther" wurde. Oskar verlebte seine Kindheit anfangs in Kaiserslautern, wohin sein Vater als Direktor des dortigen Centralgefängnisses versetzt war, später in Speier. Nachdem er hier und im elsässischen Weißenburg seine Schulbildung vollendet hatte, bezog er im achtzehnten Lebensjahre die Universität München, auf der er, mit Ausnahme eines Semesters in Erlangen, fünf Jahre lang Philosophie und Jurisprudenz studierte. Seit 1848 hielt er sich als Rechtspraktikant teils in Speier, teils in Kaiserslautern auf, widmete aber den größten Teil seiner Zeit der Dichtung seiner „Amaranth", die er schon in München unter fortwährendem heftigen Konflikt zwischen Brotstudium und Poesie begonnen hatte, und bei täglicher neunstündiger, strenger Bureauarbeit völlig zu Ende brachte — ein Beispiel zähen Fleißes neben unleugbarem, großem Talente. Im Jahre 1848 verlobte er sich mit Mathilde Hoscher, einem einfachen, häuslichen und frommen Mädchen, in der er das Ideal seiner Amaranth völlig verwirklicht fand. Der Sommer 1852 führte ihn dann nach Bonn, wo er unter Karl Simrocks Leitung mittelhochdeutsche Litteratur studierte. Hier erhielt er, vorzüglich „wegen des christlichen Geistes seiner Dichtung", von der Universität Würzburg das Ehrendiplom der philosophischen Doktorwürde und vermählte sich bald darauf. Schon nach einigen Monaten erhielt er von Österreich aus den Ruf als Professor der deutschen Litteratur an die Universität Wien. Doch blieb er dort nur kurze Zeit. Schon im folgenden Jahre zog er sich nach dem ererbten Gute Schellenberg zurück. Zunehmendes asthmatisches Leiden nötigte ihn, seinen dauernden Wohnsitz in Meran zu nehmen, wo er sein stilles Dasein in seinem Hause, dem Schillerhof, führte. Er starb am 6. Juli 1891 in der Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth. Ein katholischer Geistlicher, „der Diamant eines Freundes", hat besonderen Einfluß auf seine Poesie ausgeübt.

Im Jahre 1849 trat er mit seinem romantischen Epos

Digitized by Google

„Amaranth“ zuerst an das Licht, erntete mit demselben außerordentlichen Beifall und errang mühelos einen Dichterruhm, der sehr unverdient war und keinen Bestand haben konnte. Der Inhalt ist dieser: Auf einem Schlosse im Neckarthal lebt zur Zeit des Rotbarts ein junger Ritter, Namens Walther, der nach seines Vaters frühem Tode von seiner Mutter in alter, ehrlicher Sitte und treuem Glauben erzogen wird. Sein Vater hatte mit einem am Comersee ansässigen Waffenbruder vom Kreuzzuge her die Verheiratung der Kinder Walther und Ghismunde eidlich festgestellt. Da diese zur Jungfrau herangewachsen ist, zieht Walther auf eine Ladung nach Como zur Freite. Unterwegs im Schwarzwalde nötigt ihn ein Unwetter, in einem einsamen Hofe einzukehren, wo ein alter „Sängerwirt“, der sein Weib wegen Untreue verstoßen und ihren Buhlen erschlagen hat, mit seiner einzigen, jungen Tochter Amaranth wohnt. Sie hat — frei nach dem Käthchen von Heilbronn — Walther am Morgen vor seiner Ankunft im Traume geschaut, erkennt ihn sogleich wieder, und in beider Herzen erwacht innige Liebe zu einander. Als Walther ihr den Zweck seiner Fahrt mitteilt, überkommt sie natürlich tiefer Schmerz, aber der Glaube verleiht ihr Kraft, völlig zu entsagen, und sie kann den Geliebten ruhig scheiden sehen. Walther kommt nach Como. Anfangs läßt er sich von der strahlenden Schönheit Ghismundes verblenden. Indes bald erkennt er ihren Unglauben und ihre Herzlosigkeit, denn sie ist eine ganz moderne Atheistin, wie wenn sie Strauß, von Hartmann und Darwin studiert hätte. Er sucht sie zu bekehren, aber es ist alles vergeblich; ihr Hochmut bleibt unbeugsam. Trotzdem ist er entschlossen, des Vaters Eid zu erfüllen. So redet er sich wenigstens ein; aber es riecht doch nach Jesuitismus, wie er sich der drückenden Fessel entzieht. In dem Augenblick, als er mit der Braut in feierlicher Versammlung am Altar steht (!), verlangt er plötzlich von ihr, sie solle bekennen, „daß Christus Gott sei.“ Bei dieser dogmatischen Vernehmung schweigt sie trotzig, und der Erzbischof erklärt ohne weiteres den Bund für aufgelöst. Walther zieht zum Kaiser, kehrt ruhmgekrönt zurück, erbittet sich der Mutter Segen und führt die schlichte, aber gläubige Amaranth als Weib heim.

Fräulein Ghismunde ist eine ganz unmögliche Person und reichlich sieben Jahrhunderte vordatiert. Sie bildet sich ein, aus

Digitized by Google

Überzeugung atheistisch zu sein, und bringt ein Unglaubensbekenntnis vor, das den albernsten Pantheismus von heute enthält. Man lese diese gereimten Geschmacklosigkeiten:

Um die Lende, blendend weiß, (!!)
Falte der Vernunft Talar!
Der Erkenntnis Siegesreis
Flecht in dein gesalbtes Haar!
Ach, und ein Naturgeweihter
Schwinge dich, ein Bahnbefreiter
Aus der Mythe Nebelthale
Mit mir auf zum Berg der Wahrheit!
Sieh, dein eigner Menschengeist
Wird ein Ton im Riesenpsalm,
Der sich einzig selber preist,
Und es fällt die dunkle Schranke,
Die dich trennt von der Natur.
Bist nun selber ein Gedanke
Aus der Schöpferkraft Erguß,
Nimmer ein Erschaffner nur,
Der vorm Schöpfer zittern muß.
Nur Natur giebt dir Gesetze,
Reicht den Becher ird'scher Wonnen
Dir zum willigen Genießen.
Frei, ja frei sollst ganz du sein.
Denn du kehrst im Todesschlafe
Wieder zu der Urkraft ein —
Weil du selbst dein Schöpfer bist.

Auf dieses hohle Gewäsch antwortet Jung Walther, wie eine verzückte Klosterschwester, mit einer über vierzehn Seiten langen Rede, die bei der verrückten Dame sehr unangebracht ist und ohne jeden Erfolg bleibt. Ghismunde schläft in der folgenden Nacht sehr unruhig, tröstet sich aber in langen Terzinen und zahlreichen Sonetten, sie werde den guten, deutschen Jüngling wohl zwingen, wenn er nur erst ihr Mann sei. Walther hingegen schläft sehr ruhig, hat wundervolle Träume von Gott und Christus und allen heiligen Engeln, namentlich aber von Amaranth. Der Traum führt ihn in ihr Schlafkämmerlein, an ihr Bett, wo sie soeben noch für ihn gebetet hat. Als er erwacht ist, betet er für sie.

Ich glaub's gewiß, im Himmelreich
Dort schloß sich unser Bund der Treue.
Drum laß uns lieben, Engeln gleich,
Daß sich auch Gott an uns erfreue.
Und alle Menschen sollen schau'n,
Welch Glück in unserm Hause wohne,
Weil wir's im Glauben auferbau'n,
Beschirmt vom Vater und vom Sohne.

Weiteren Versuchen der Bekehrung der widerspenstigen Braut entweicht er und führt den vorerwähnten Knalleffekt herbei, indem er, von Überzeugung absehend, die „Unterwerfung" unter das Glaubensgebot seiner Kirche fordert. Wie soll denn die Atheistin an die Gottheit Christi glauben! Nun hat er, was er sucht, denn die Kirche löst ihn zur Bestrafung ihres sündigen Trotzes von dem verbindlichen Eide.

Diese Scene hat in ihrer christlichen Unwahrhaftigkeit etwas Empörendes. Man kann sich auch in Amaranths süßliche

Digitized by Google

Frömmigkeit nicht finden. Dies Schwebeln und Nebeln in verzückten Gefühlen wird zuletzt ganz mechanisch, und die frommen Worte, wenn sie anfangs noch so ernst gemeint sind, müssen am Ende zur Phrase ausarten. Daß übrigens in dem Gedichte ungemein viele schöne Stellen sind, daß hie und da auch eine keusche, innige Liebe sich auf erquickliche Weise ausspricht, gestehen wir gern zu.

In der „Amaranth" offenbarte sich Redwitz wenigstens als christlicher Katholik. In seinem zweiten Werk, „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum", das eine völlig unvorstellbare Allegorie von Quellen, die von einem Tannenbaum ausfließen, dem Leser aufdringt, enthüllte er sich ganz als exklusiv katholischer Christ. Wenigstens läuft das Ganze hinaus auf eine durchaus nicht poetische, wenn auch ernstlich gemeinte Verherrlichung der Mutter Maria, und daß sie bald die ganze Welt beherrschen möge.

Sei uns gegrüßt, du Magd des Herrn,
Du gnadenheller Morgenstern,
Dreimal gegrüßt, Gebenedeite,
Du Licht vom Licht, das uns erschienen,
In Streiterdemut dir zu dienen,
An dich als allerhöchstes Gut
So ganz und gar sich anzuketten
Mit himmelsehrnem Glaubensringe.
Dann wird als demutsvoller Freier
Mit der vom Herrn erkornen Braut
Die ganze Christenheit sich trauen.
Es wird ein Hirt und eine Herde.
Du arme Erde, nun frohlocke!
O sieh, o sieh, in einen Strom
Versöhnet naht die Christenschar.
Und alle ruft nur eine Glocke,
Und alle ziehn nach einem Dom,
Und aller harrt nur ein Altar.

Natürlich wird jeder Leser leicht finden, daß der verschwiegene Reim auf Strom und Dom kein anderer sein kann, als Rom. Später warf sich Herr v. Redwitz in die Dramatik. Sein erstes Produkt „Sieglinde" 1854 war gänzlich verfehlt und triefte von einer so pointelosen Sentimentalität und gesuchter Kasteiung, daß man es kaum noch ernsthaft nehmen konnte. Trotz des bedenklichen „Tannenbaums" hatte man doch etwas so Unfaßliches nicht erwartet.

Besser, wenn auch nicht aufführbar, war sein „Thomas Morus" 1858. Hier bewies er, daß er dramatisches Talent hat, wenn auch gar kein Geschick und keine Technik. Das Stück würde wohl acht Stunden dauern. Der Hauptmangel ist: Morus stirbt als völlig Unschuldiger. Es fehlt alle tragische Gerechtigkeit, die nur an Cranmer und Anna Boleyn geübt wird; denn die sind mit Recht hingerichtet worden, weil sie vom Papsttum abgefallen sind. So wird die Tragödie ein bloßes Tendenz-

Digitized by Google

stück gegen den Protestantismus. Gegen Heinrich VIII., den erbitterten Feind Luthers als Vertreter unseres Protestantismus müssen wir aber energisch protestieren.

Redwitz' historische Schauspiele: „Philippine Welser" 1859 und „Der Zunftmeister von Nürnberg" 1863 haben Beifall gefunden und durch dramatisches Leben auch verdient; aber sie sind bald von den Bühnen verschwunden und als Lesedramen nicht inhaltsvoll genug. Unbedeutend ist „Der Doge von Venedig".

Nach dem Kriege von 1871 trat er mit einem seltsamen Buche auf: „Das Lied vom neuen deutschen Reich". Es ist die Erzählung von einem einst drangsalierten Studenten der Demagogenzeit, der nun als Greis voll Freude über Deutschlands Siege mit Gott und der Welt und den Regierungen Frieden macht. Aber — man begreift's kaum — das Buch besteht aus: schreibe vierhundertundfünfzig (!) Sonetten, von denen übrigens nur sehr wenige ganz richtig gebaut sind. Und für diese Kunstform ist eben die Form das Unerläßliche. Roepe sagt von dieser Dichtung: „Zur Siegesfeier ein Epos in Sonetten ist wie zum Siegesmahl das Hauptgericht in Koteletten." — Immerhin muß man aber anerkennen, daß seine Begeisterung für den Sieg der römischen Kirche inzwischen dem Bekenntnis deutscher Vaterlandsliebe gewichen war. Er hatte sich auch wohl an seiner eignen Süßigkeit den Geschmack verdorben. Nun lief er Gefahr, ins andere Extrem zu fallen.

Schon vor dem Kriege — 1869 — war der dreibändige Roman aus der Gegenwart „Hermann Stark" erschienen, voll von manchen anmutigen Bildern und Bethätigungen deutschen Lebens, aber ohne tiefe Erfassung der lebendigen Gegensätze und im ganzen etwas schwächlich liberal. Zum offenen Gegensatz gegen Rom steigerte sich seine Anschauung in der Tendenzdichtung „Odilo" 1878. Verherrlichung freien Menschentums gegenüber dem Mönchswesen, Preis der Naturwissenschaften gegenüber dem Christentum, Verherrlichung des Arztes gegenüber dem Geistlichen: auf den Trümmern des Klosters Mariagnaden steht ein Irrenhaus! Was ist aus dem psalmodierenden Minstrel der Amaranthen und Sieglinden geworden? Mit dem katholischen Kirchendienst, den er für den wahren Gottesdienst hielt, hat er das biblische Christentum weggeworfen, das er nicht kannte.

Digitized by Google

Ein wohlgemeinter, etwas flacher Philanthropismus war das Ende dieser an sich hochachtbaren und ehrenwerten Dichternatur. Der himmelnde und weihrauchduftende, jugendliche Schwärmer ward zum hausbackenen Staatsbürger — allerdings tausendmal besser, als wenn seine Mystik zum Fanatismus ausgeartet wäre, wozu die beste Anlage vorhanden war:

Und möcht' die Lügen all erdolchen,
Und möcht' auf den erschlagenen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten.

Im gemäßigt liberalen und patriotisch herzlichen Sinne bewegen sich auch seine letzten Werke, die Dichtungen „Ein deutsches Hausbuch" und „Hans Wartenberg".

Neben Redwitz finde ein anderer katholischer Dichter, F. W. Weber (1813—1897) seinen Platz. Geboren am 26. Dezember zu Alhausen in Westfalen, konnte er als Sohn eines ganz unbegüterten Försters nur mit Mühe die Gymnasialjahre in Paderborn und die Zeit des medizinischen Studiums in Greifswald und Breslau durchkämpfen. Später wurde ihm dann Gelegenheit, die Träume seiner Jugendzeit zu verwirklichen, indem er Östreich, Italien und Frankreich durchwandern durfte. Zuerst Brunnenarzt in Driburg, später in Lippspringe, zuletzt in Thienhausen bei Pyrmont, teilte er seine Zeit zwischem dem ärztlichen Berufe und den Arbeiten eines Centrumsabgeordneten im preußischen Landtage. Er starb am 5. April zu Nieheim bei Höxter.

Ein streng orthodoxer Sohn seiner Kirche, aber ohne Überschwenglichkeit und Gehässigkeit tritt er in seinem spät herausgegebenen Epos „Dreizehnlinden" mit Kraft und wohlthuender Wärme als ein selbstbewußter und daseinsfroher Sachsensproß auf. Bei der bekannten Zähigkeit des Zusammenhaltens der heutigen Katholiken wurde der Dichter von seiner Partei, vor der die großen Klassiker so wenig Gnade finden, mit sehr starken Übertreibungen gefeiert. Heinrich Keiter schrieb zu seiner Verherrlichung ein eigenes Büchlein und sagte unter anderem „zur Entschuldigung der etwas eintönigen und mangelhaft gebauten Verse" ganz offenherzig: „Oft genug findet man einen Versfuß zu viel, dadurch entstanden, daß der Dichter eine häßlich klingende Abkürzung nicht anwenden wollte. Der Leser nimmt sie gern in den Kauf."

Digitized by Google

Das Gedicht behandelt den Zusammenstoß der Franken und Sachsen im neunten Jahrhundert und den Sieg des Christentums über das Heidentum. Eine Liebesgeschichte spielt als versöhnendes Element zwischen den hadernden Parteien, und Licht und Schatten sind mit geschmackvoller Gerechtigkeit verteilt. Kräftig und männlich heben sich heidnischer Trotz und christlich tapferer Bekennermut voneinander ab. — Auch Webers „Gedichte, die 1881 erschienen, fanden vielen Beifall in ihrer, aller Weichlichkeit abholden und gesund anmutenden Art.

Tiefer in seiner Religiosität und höher in seinem dichterischen Schwunge ist Julius Sturm (1816—1896), der am 21. Juli zu Köstritz im Fürstentum Reuß geboren, nach seinen theologischen Studien in Jena und einem zweijährigen Aufenthalt im Schwabenlande Erzieher des Erbprinzen Reuß Heinrich XIV., später Pfarrer in dem einsamen Walddorfe Göschitz bei Schleiz war und als Geheimer Kirchenrat am 7. Mai in seinem Geburtsorte starb.

Erst im Jahre 1850 ist er mit seinen ersten Poesien, die er unter dem einfachen Titel „Gedichte" herausgab, ans Licht getreten. Wenn einer unserer neueren Dichter eine weitere Verbreitung verdient, so ist er es. Die lyrische Tiefe und Innigkeit, die er in dem ersten Buche seiner Gedichtsammlung beurkundet, gilt dem Leben der Liebe. Die mehr balladenartigen Erzeugnisse des vierten[1]) Buches seiner Gedichte behandeln einzelne Gestalten der deutschen Geschichte und Sage, wie Graf Eberhard, Otto III., Luther, die heilige Notburga und andere. Dazu giebt er höchst gelungene Darstellungen aus dem unmittelbarsten Leben, wie in dem trefflichen Gedicht „Die alte Jungfer". Wir fassen vorzüglich die Gedichte des zweiten und dritten Buches seiner Sammlung ins Auge, in denen er sich hauptsächlich den politischen und religiösen Zuständen der Zeit zuwendet. Hier zeigt er sich, wie Geibel, als ein Mann, der durchaus kein Verächter der Freiheit und des gesunden Fortschritts ist, und der, von keinem Vorurteil geblendet, die Schwächen und Gebrechen unseres Staatslebens wohl erkannt hat, der aber auch weiß, daß nicht von wildem Umsturz des Bestehenden, nicht von dem völligen Bruch mit dem Geschichtlich-

[1]) In der 3. Aufl. (Leipzig 1862) sind die Gedichte in drei Bücher eingeteilt: 1. Leben der Liebe. 2. Zeitgedichte. 3. Lyrisch-epische Dichtungen.

Digitized by Google

gewordenen, sondern allein von einer inneren Wiedergeburt des Lebens das ersehnte Heil zu erwarten ist. Auch er bedauert in seinem „Barbarossa“ und „Aus der Schulstube“, daß damals Deutschland die äußere und innere Einheit fehlte. Auch er preist den freien Mut, der mit des Wortes Schwert jeden Despotismus befehdet. Auch er erkennt in seinem „Simson und die Philister“ die Macht des Gedankens als unbestritten an und kämpft gegen das Philistertum des alten behaglichen Schlendrians, wie auch gegen die Romantiker, die sich von den Aufgaben der Zeit ganz abwenden. Er scheute sich nicht, die Obrigkeit bei allem Zugeständnis der Macht, die sie von Gott besitze, vor blutiger Zwangsgewalt zu warnen. Aber er ist weit entfernt von der Ungeduld und fliegenden Hitze demokratischer Gewaltthätigkeit und züchtigt nicht nur die Luftgebilde derselben, sondern setzt ihrer Lüge die volle Wahrheit leuchtend entgegen. Die wahre Freiheit will er, nicht ihr Trugbild.

O hör', mein Volk, nicht auf die Lugpropheten!
Laß nicht ihr Wort in deinem Herzen zünden,
Wenn sie des Fleisches Freiheit dir vertünden
Mit giftgenährten, schlangenklugen Reden.

Das Reich der Freiheit ist kein Reich der Sünden.
Es muß der Geist das trotz'ge Fleisch befehden
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.

Freiheit des Fleisches ist ein sündig Grollen
Mit allem, was die Lüste hält gefangen,
Ist frevelhaftes, trotz'ges Gottverneinen.

Freiheit des Geistes ist thatkräft'ges Wollen,
Geführt von einem heiligen Verlangen
Zum kühnen Wettlauf nach dem höchsten Einen.

Und wie allein diese wahre Freiheit errungen werden könne, das zeigt er treffend und schön in seinem Sonett „Eins ist uns not“:

Eins ist uns not, und ohne dieses Eine
Sind unsre Hoffnungsträume Selbstbethörung
Und unsre Worte falsche Edelsteine
Und unsre Thaten nichts als Glückzerstörung.

Digitized by Google

Eins ist uns not. Mit ihm nur im Vereine
Trägt unser Flehn in sich die Gotterhörung,
Und für dies höchste Eine, das ich meine,
Ihr Brüder, ruf ich auf euch zur Verschwörung.

Wir wollen kämpfend mit des Geistes Waffen
Rastlos den eigennütz'gen Haß bedrängen,
Mit glüh'nden Kohlen ihm das Haupt versengen,

Bis wir der Liebe vollen Sieg verschaffen,
Der Liebe, die, entstammt der Gottheit Schoße,
Am Herzen trägt der Freiheit Alpenrose.

Aber um der Liebe diesen vollen Sieg zu verschaffen, dazu gehört auch jenes „Stille Heldentum" der Selbstüberwindung, das freilich das demütigste Heldentum ist, das es giebt.

Der ist ein Held und würdig hoher Ehre,
Wer mit dem blanken Schwert in kühner Hand
Sich mit dem Ruf: Für Gott und Vaterland!
Stürzt todesmutig in der Feinde Heere.

Ein Held nicht minder, wer mit freier Lehre,
Und wird er auch gesteinigt und verbrannt,
Was er im Geist für wahr und recht erkannt,
Verteidigt mit des Wortes scharfem Speere.

Doch giebt es auch ein stilles Heldentum.
Das krönt zwar seinen Helden nicht mit Ruhm
Und stellt sein Bild nicht auf in goldnen Hallen;

Doch ist sein Held der edelste von allen,
Weil er aus Liebe für sein Vaterland
Den eignen stolzen Willen überwand.

Daß es einem Dichter dieser Gesinnung, der das Heil der Zeit nicht im Äußern, sondern in der Wiedererweckung sittlicher Mächte und, wie er sebst sagt, im „stillen Sichentfalten, im freundlichen Sichfügen und kräftigen Sichgestalten" sucht, nicht an Hoffnung auf bessere Zeiten gebrechen konnte, versteht sich von selbst. So singt er denn auch, ähnlich wie Geibel, im Anblick des Frühlings, der nach langen, winterlichen Kämpfen endlich sich durchringt:

Drum hoff', mein Herz, nur unverzagt,
Wie heiß der Kampf entbrannt,
Daß noch ein Frühlingsmorgen tagt
Dem deutschen Vaterland.

Digitized by Google

In „Deutschland für immer“ fügt er dann die Bedingung hinzu, unter welcher allein diese Hoffnung sich erfüllt:

Deutschland für immer! Stimmt mit ein
In Freuden und in Schmerzen.
Das Vaterland wird einig sein,
Sind einig erst die Herzen.

Worin nun bei dem Dichter die Tiefe und Wahrheit der politischen Grundansicht wurzeln, das zeigten deutlich die trefflichen Lieder, in denen er die volle Freudigkeit christlichen Glaubens, vor allem in der Form des festen Vertrauens auf Gottes Gnade und Allmacht und des aller Welt und Kreatur trotzenden Mutes aufs herrlichste an den Tag legt. Wollen wir sein Grundbekenntnis hören, so finden wir das wohl am besten zusammengefaßt in jenem schönen Gedichte, worin er bekennt, trotz aller Weisheit, Lust und Macht der Welt doch nicht vom Evangelium ablassen zu wollen.

Wir schämen uns des Evangeliums nicht.
Die Weisheit dieser Welt macht uns nicht bangen.
In unserm Herrn ist uns der Wahrheit Licht,
Ist uns der Gnade Sonne aufgegangen.
Den Blick gewendet nach der Sonne Strahl,
So gehn wir sicher durch das Erdenthal.

Solch treues Festhalten an den ewigen Grundlagen des Lebens ist nicht möglich, wenn der Herr selbst nicht alles tilgt, was von ihm trennt. Darum betet der Dichter:

— — — — — — — — — —
Rede, Herr, ob wie ein Schwert
Auch dein Wort ins Herz uns fährt.

Dankend wollen wir dich ehren,
Ob die Wunde zuckt und brennt,
Wenn die Schmerzen nur verzehren
Alles, was von dir uns trennt.
Herr, mach' unser Herz gesund,
Schneid' und brenn' bis auf den Grund.

In solchem heiligen Umgange mit Gott immer fester geworden, tröstet der Dichter mit kräftigem Vertrauen die zagenden Seelen. Herrlich, echt lyrisch sind die Gedichte: „Lied vom Stillesein“, „Auf Gott allein“, „Sorge nicht“ und vielleicht das schönste:

Digitized by Google

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen.
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen.
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein,
Kannst ruhig sein:
Er läßt es nicht zerschellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wut
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Mut, nur Mut! mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen.
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten.
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht.
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wildempörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

Seine Lieder sind von tiefer und klarer Frömmigkeit beseelt, daneben voll gesunder Kraft und Ermunterung zur That. Allerdings wäre eine größere Sichtung seiner überreichen Produktionen und die Beschränkung der Herausgabe für seinen Dichterruhm vorteilhafter gewesen.

Weniger bekannt als Sturm, aber in engeren Kreisen sehr geschätzt ist Viktor Friedrich von Strauß (1809 bis 1899). Er wurde am 18. September zu Bückeburg als der Sohn wohlhabender Bürgersleute geboren und verlor frühzeitig beide Eltern. Namentlich hatte die Mutter durch ihre Frömmigkeit auf ihn Einfluß gehabt. Unbefriedigt von der damaligen rationalistischen Theologie, obgleich selbst ohne feste Überzeugung,

Digitized by Google

wandte er sich der Jurisprudenz zu, deren Studium er neben der Beschäftigung mit der Poesie und Philosophie auf den Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen trieb. Erst als er, durch die Namensverwandtschaft auf den Tübinger David Friedrich Strauß aufmerksam gemacht und durch dessen „Leben Jesu" zu der Urkunde des wahren Lebens Jesu geführt wurde, um dann auf selbständigem Forscherwege immer tiefer in die Fülle christlicher Theologie einzudringen, trat eine entscheidende Wendung in seinem innern Leben ein. Er trat aus tiefster Überzeugung auf den Grund des kirchlichen Lehrbegriffs, den er auch gegen die damaligen „lichtfreundlichen" Angriffe tapfer und geschickt verteidigte. Dabei wirkte er im Dienste seines Fürsten, in dessen Kabinett er berufen war, mit großem Eifer und zeigte sich als einen der eifrigsten Bekämpfer der Revolution. Im Jahre 1850 wurde er von seinem Landesherrn zum Bundestag und später zu den Ministerialkonferenzen in Dresden abgeordnet. Er wurde zum Geheimen Kabinettsrat ernannt und in den Adelsstand erhoben. Im hohen Alter von neunzig Jahren starb er am 1. April 1899 zu Dresden.

Obgleich er sich auch als weltlicher Dichter durch seinen Roman „Theobald", sowie durch sein Epos „Richard", seine „Gedichte" und seine Dramatisierung der „Gudrun" und anderes gerechte Anerkennung[1]) erwarb, ist er doch als geistlicher Dichter von größerer Bedeutung. Schon in den religiösen Liedern, die seine „Gedichte" enthalten, lieferte er Treffliches, und zeigte bei wahrhaft tiefer und echt gläubiger Empfindung eine schöne Kraft des lyrischen Ausdrucks. Allerdings wäre hin und wieder größere Klarheit und Knappheit zu wünschen. Aber einzelne Lieder wie: „Ein holder Liebeston hat sich erschwungen" „O Liebe, die die blut'gen Hände" und: „O mein Herz, gieb dich zufrieden", gehören zu unserer besseren subjektiven geistlichen Poesie. Vor allem ist das letzte Lied der Sammlung unter der Überschrift „Beruhigung" als sehr gelungen hervorzuheben.

[1]) Ich erwähne ferner von Viktor v. Strauß: „Katharina. Ein Trauerspiel." Halle 1828. — „Des Sophokles Antigone. Übersetzt." Bielefeld 1842. — „Polyxena. Tragödie." Frankfurt a. M. 1851. — Besonders hervorzuheben ist „Robert der Teufel. Eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen." Heidelberg 1854.

Digitized by Google

O mein Herz gieb dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will.
Harre nur! Vertraue still!
Geh des Wegs, den er dich sendet.
Er begann und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing ihm aus der Nacht.
Sieh, er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Not und Sorg umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —
Dank ihm! O der Herr ist freundlich
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank ihm! Er schickt seinen Segen
Auf geheimnisvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen.
Kennst du nicht sein Morgenrot?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten seines Willens sind.
Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

Strauß's eigentliche Bedeutung beruht darin, daß er die ruhige Objektivität des Kirchenliedes zu erreichen suchte. Zeugnisse davon sind seine „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr." Die altkirchliche Art mit ihrer einfachen Form und ihrem großen, auf den Thatsachen des Evangeliums beruhenden Gehalt ist hier ernstlich gesucht und zum Teil wiedergefunden. Die Kraft, wenn auch nicht immer der Tiefsinn der biblischen Sprache ist mit der volksmäßigen Ausdrucksweise der Gegenwart innig verschmolzen. Einzelne wie: „Bereit uns Herr, dich zu empfahen", „Gieb uns Glauben, Herr und Gott", „Seht den Herrn am Kreuze schweben", „Vom Himmel schaut der Herr herab" hätten wohl die Aufnahme in kirchliche Liedersammlungen verdient. Sein schönstes Lied ist wohl:

Bist du, Herr der Meere,
Nur mit uns im Nachen,
Wenn des Himmels Stürm' erwachen,
Wenn die Wellen wüten
Und das Schiff bedecken,
Dann soll uns ihr Grimm nicht schrecken.
Denn zu dir
Rufen wir,
Und dein Wort und Winken
Heißt die Wogen sinken.

Wenn wir dich nur haben,
Mag die Erde zittern,
Türm' und Mauern niedersplittern,
Mag der Flamme Wüten
Wider uns sich kehren,
Häuser, Hab' und Gut verzehren.
Menschenwut,
Mord und Blut,
Haß und Feindestücken
Mögen auf uns rücken.

Digitized by Google

Laß den Höllenfürsten
Unsern Frieden stören,
Fleisch und Blut in uns empören;
Laß die Hand des Todes
Seine Sichel schärfen
Und den Leib zu Boden werfen.
Laß verzagt,
Angeklagt
Ihrer Sünd' und Fehle,
Zittern Herz und Seele:
Wenn wir dich nur haben
Und in solchen Tagen
Glauben als ein Senfkorn tragen,
Wirst auf unser Rufen
Du in Eil' erwachen
Und des Kampfs ein Ende machen.
Auf dein Wort
Ist sofort
Jeder Sturm geschieden,
Ringsum Still' und Frieden.

Herr, auf deinem Schiffe
Laß mit dir uns fahren,
Dräu'n auch Stürme mit Gefahren.
Die auf dich vertrauen,
Nie mit Kleinmut zagen,
Werden dennoch staunend sagen:
Wie ist der
Hoch und hehr,
Dessen Wort und Dräuen
Erd und Himmel scheuen.

Außer diesen „Liedern aus der Gemeinde", die 1843 erschienen, gab Strauß zwei Jahre später unter dem Titel „Das Kirchenjahr im Hause" noch eine Reihe religiöser Betrachtungen in gebundener Rede heraus, die sich eng an die Perikopen anschließen. Sie haben aber als eigentliche Liederpredigten weniger poetischen, als erbaulichen Wert und sind nur zur eigentlichen Hausandacht zu empfehlen.

Viel höher und bedeutender als alle zuvor Genannten stellt sich uns Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff (1792—1848) dar, Deutschlands größte, man muß wohl sagen, einzige Dichterin. Geboren am 12. Januar auf dem Rittergute Hülshoff bei Münster, wuchs sie in der tiefen Stille und Abgeschlossenheit des ländlichen Lebens auf. Ihre Kränklichkeit hielt sie von äußerem Verkehr fast gänzlich zurück. So konnte sich ihre poetische Begabung ganz ungehemmt entfalten und ihr reiches Innenleben erschließen. Schon im achten Jahre begann sie zu dichten, und im vierzehnten schrieb sie ein Gedicht in drei Gesängen zum Geburtstag ihrer Mutter. Dabei erhielt sie eine strenge, sorgfältige Erziehung. Den wissenschaftlichen Unterricht teilte sie mit ihren Brüdern, lernte sogar Latein und wurde früh zur Musik angehalten. Tanzunterricht

Digitized by Google

empfing sie nie, und bis zum siebenundzwanzigsten Jahre blieb ihr der Verkehr mit der sogenannten großen Welt durchaus fremd. Erst in diesem Alter kam sie in städtische Kreise, nämlich nach Köln zu ihrem Oheim mütterlicherseits, dem Grafen von Hartshausen, und später nach Bonn, wo sie im Hause ihres Vetters, des geistvollen Professors Clemens von Droste, lebte und mit Johanna Schopenhauer, Karl Simrock und andern namhaften Persönlichkeiten bekannt wurde. Nach dem Tode ihres Vaters brachte sie dann die meiste Zeit ihres Lebens bei Münster auf dem Landgute Rüschhaus, dem Witwensitze ihrer Mutter, zu. Hier, unter den Heideblumen, zwischen den grünen Hecken und Büschen Westfalens, führte sie ein eingezogenes, häusliches Leben, das nur durch den traulichen Verkehr mit den Freunden in Münster bisweilen unterbrochen wurde. Ihre liebste Beschäftigung war hier die Vermehrung ihrer mannigfachen Naturalien- und Kunstsammlungen. Einsam wanderte die blonde, blauäugige Jungfrau mit ernstem Antlitz, den Hammerstock in der Hand, durch die Heide, um Mineralien zu suchen. Von den äußeren Stürmen der Zeit, wie von aller Litteratur, die den modernen Tendenzen huldigte, hielt sie grundsätzlich den Blick fern. Bei ihrem echt weiblichen Charakter, ihrer katholischen Rechtgläubigkeit und ihrer sittlichen Reinheit fühlte sie sich von dem allen innerlich verletzt und bedrängt. In den letzten Jahren ihres Lebens trat ihre frühere Kränklichkeit wieder hervor. Sie zog deshalb mit ihrer Mutter von dem geliebten Rüschhaus an den Bodensee, wo sie auf dem altertümlichen Schlosse Meersburg bei ihrem Schwager, dem gelehrten und verdienstvollen Germanisten Baron von Laßberg lebte. Schon hatte sie von dem Honorar ihrer 1844 bei Cotta erschienenen Gedichte ein idyllisches Landhaus in der Nähe gekauft, das sie später zu beziehen gedachte, da trat der Tod dazwischen und endete eines der edelsten Frauenleben. Sie starb am 24. Mai 1848 an einem Herzschlage.

Ihre Dichtungen sind eigentlich nur den Gebildeten bekannt. Die große Masse kennt sie nicht einmal dem Namen nach. Das hat keineswegs seinen Grund in fremdartiger Abstraktion oder in poetischem Unwerte, sondern in der durchgängigen, kühnen Originalität derselben. Während die Dichtungen anderer Frauen uns meistens durch Gemütsinnigkeit und Anmut der Form anziehen,

Digitized by Google

übrigens aber geistreiche Kombinationen schon sonst gebrauchter Wendungen und Anschauungen darbieten, zeigt sich bei ihr keine Spur von Nachahmung oder Anlehnung. Ihre sämtlichen Schöpfungen sind von eigentümlichem Gepräge, reich an neuen Gedanken und Bildern, fern von der gewöhnlichen Denkart und Ausdrucksweise und oft von wunderbarer Tiefe. Nie den Leidenschaften des Tages huldigend, ganz unberührt von moderner Zerrissenheit, freilich auch eine kühle Haltung gegenüber den berechtigten Forderungen der Gegenwart bewahrend, hat sie unbekümmert um den Beifall der Menge geradeaus den Weg verfolgt, den ihre herbweibliche Natur und ihre innere Selbständigkeit ihr anwies. Als Grundcharakter ihrer Poesie tritt am meisten ein konservatives und beschauliches Element hervor. Aber wie das letztere frei ist von aller krankhaften Gereiztheit, so ist das erstere auch durchaus fern von aller aristokratisch-politischen Färbung und macht sich lediglich in den Sphären des Gemüts und der Sitte geltend. Nur in der Pietät für das Alte und Bestehende gegenüber der pietätlosen Neuerungssucht und Zerstörungslust unserer Zeit und in der elegischen Wehmut über den raschen Wechsel menschlicher Dinge hat es seine Quellpunkte.

Auch in der künstlerischen Darstellung zeigt sie ein ganz außergewöhnliches Talent, eine ursprüngliche Fülle und Kraft der Gedanken wie des Ausdrucks, Kühnheit und Lebendigkeit der Schilderung, scharfe, aber liebevoll eingehende Beobachtungsgabe, und bei allem Markigen ihres Wesens doch auch zarte, frauenhafte Milde. Freilich merkt man den Mangel an harmonischer und vollständiger Ausbildung. Man kann ihr mit Recht oft eine sibyllinische Unklarheit der Gedanken vorwerfen, die von unzureichender Durchdringung des Stoffes zeugt. Dafür entschädigen die frischen, unnachahmlichen Schönheiten der Form und die durchaus edlen und bisweilen großartigen Stoffe selbst.

Mit weiblicher Sinnigkeit ist sie der Natur zugewandt, namentlich der Natur ihrer westfälischen Heimat. Wie sie in der scheinbaren Reizlosigkeit derselben mit scharfem, verständnisinnigem Blick die verborgenen, geheimnisvollen Schönheiten aufzufinden weiß, das beweisen ihre „Heidebilder“. Es sind Meisterwerke landschaftlicher Schilderung, die in ihrer bis ins Kleinste dringenden Ausführung ihre tiefe Wirkung nicht verfehlen. Welch eine sehnsüchtige Vaterlandsliebe lebt in der Ausmalung jener einsamen,

Digitized by Google

unübersehbaren und nur vom Abendrot begrenzten oder hier und da von Hirtenfeuern beleuchteten Flächen mit den verfallenen Vogelhütten, den schwarzen Moorgründen, den rosenfarbigen Buchweizenfeldern und den vereinzelten, traurigen Tannengruppen!

Auch die Geschichte zog ihren tiefernsten und verständnisvollen Blick auf sich. Eigentlich hat sie mit epischen Darstellungen begonnen. Daß sie hier manchesmal mit strauchelndem Fuße durch die Dämmerung tappt, beweist die Unklarheit ihrer Sprache, die gerade in ihren Balladen am meisten hervortritt. Dennoch zeigen auch diese, in denen sie mit Vorliebe die anziehenden Reize der Feudalwelt feiert, eine Objektivität der Auffassung, eine Kraft und Keckheit des Ausdrucks und ein dramatisches Leben, daß man bewundern muß, wie diese Größe der Anschauung einem weiblichen Talente möglich war. Eine meisterhafte Schöpfung dieser Art heißt „Die Krähen", worin eine uralte „Krähenfrau" ihrem Nachwuchs von dem „tollen Christian von Braunschweig," dem Champion der stolzen und unglücklichen Elisabeth von der Pfalz, erzählt, was sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges selbst auf diesem Schlachtfelde sah. Es ist ein Schlachtstück, mit dem breiten und saftigen Pinsel eines Wouvermann gemalt, das der Dichterin auch zuerst in England Anerkennung verschaffte und vom Capitain Medwin ins Englische übersetzt wurde.

Könnte man nach diesen Balladen, zumal nach denen, wo ihre behaglich schauernde Neigung für das Dämonische und Grauenerregende auftaucht, wie in ihrem „Spiritus familiaris des Roßtäuschers", etwa zu der Meinung kommen, sie habe einen zu männlich schroffen Charakter, so wird man bald eines andern belehrt, wenn man episch-lyrische Dichtungen liest, in denen sie die tiefsten Erlebnisse der menschlichen, der reinen, weiblichen Seele darstellt. Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung, unterstützt von dem echt frauenhaften Talente, das Leben in seinen geheimsten Regungen und die Wirklichkeit in ihren zartesten Beziehungen zu beobachten und wiederzugeben, ist sie Meisterin und steht dem in dieser Beziehung so ausgezeichneten Chamisso fast gleich. Solche Ruhe der Darstellung, solche wahrhaft Shakespearesche Versenkung in die Rätsel jedes Gemütszustandes, solche Klarheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die nie überraschen wollen und doch die tiefsten Erschütterungen hervorbringen, das

Digitized by Google

alles findet unter den weiblichen Erscheinungen unserer Litteratur ihresgleichen nicht. Diese Gedichte Annettens, unter denen sich vorzüglich „Vor vierzig Jahren", „Die Bank", „Junge Liebe" und „Die beschränkte Frau" auszeichnen, können unsern Frauen und Jungfrauen mit Recht empfohlen werden. Sie müßten sie liebgewinnen. Von wunderbarer Schönheit und psychologischer Wahrheit, poetischer Tiefe und rührender Schilderung des Alltäglichen ist „Die junge Mutter".

Im grau verhangnen, duftigen Gemach,
Auf weißem Kissen liegt die junge Mutter.
Wie brennt die Stirn! Sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht. „Mein armes Tier",
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen.
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen.
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall, o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

„Wie mag er zierlich liegen! — kleines Ding." —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen.
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum; sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen. —
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

„Madam, wir haben heut Marientag."
So hoch im Mond? Sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach.
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen. In dem Strahle, kümmerlich,
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten.
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.

Digitized by Google

„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier.
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen, heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zu Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz."

„Du duftest Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom.
Schlaf Kind," und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme, junge Frau!

Und daneben zeigt sie die frische, warme Neigung eines gesunden, liebesstarken Herzens in einer Reihe von Gedichten von wunderbarer, lyrischer Kraft. „Das vierzehnjährige Herz" und „Der Brief aus der Heimat" sind mit ihrem Humor, wie mit der Kraft der Empfindung herrliche Zeugnisse der Kindesliebe. Ein Gedicht voll elementarer Liebesglut ist

Brennende Liebe.

Und willst du wissen, warum
So sinnend ich manche Zeit,
Mitunter so thöricht und dumm,
So unverzeihlich zerstreut?
Willst wissen auch ohne Gnade,
Was denn so Liebes enthält
Die heimlich verschlossene Lade,
An die ich mich öfters gestellt?

Zwei Augen hab ich gesehn,
Wie der Strahl im Gewässer sich bricht.
Und wo zwei Augen nur stehn,
Da denke ich an ihr Licht.
Ja, als du neulich entwandtest
Die Blume vom blühenden Rain
Und „Oculus Christi" sie nanntest,
Da fielen die Augen mir ein.

Auch giebt's einer Stimme Ton,
Tief, zitternd, wie Hornes Hall,
Die thut's mir völlig zum Hohn,
Sie folget mir überall.
Als jüngst im flimmernden Saale
Mich quälte der Geigen Gegell,
Da hört ich mit einemmale
Die Stimme im Violoncell.

Auch weiß ich eine Gestalt,
So leicht und kräftig zugleich,
Die schreitet vor mir im Wald,
Und gleitet über den Teich.
Ja, als ich eben in Sinnen
Sah über des Mondes Aug'
Einen Wolkenstreifen zerrinnen,
Das war ihre Form, wie ein Rauch

Und höre, höre zuletzt!
Dort liegt, da drinnen im Schrein,
Ein Tuch mit Blute genetzt.
Das legte ich heimlich hinein.

Digitized by Google

Er ritzte sich nur an der Schneide,
Als Beeren vom Strauch er mir hieb.
Nun hab ich sie alle beide,
Sein Blut und meine brennende Lieb'.

Die Tiefe ihres religiösen Gefühls hat sie noch mehr, als in ihren „Gedichten", in ihren specifisch-geistlichen Dichtungen dargelegt, die unter dem Titel „Das geistliche Jahr" aus ihrem Nachlasse durch Vermittlung ihrer Freunde herauskamen. Hier enthüllt sie uns die ganze Geschichte ihres Innern und legt, an die Zeiten des Kirchenjahres anknüpfend, ihre religiösen Kämpfe und Siege, Schmerzen und Entzückungen in einer Weise dar, daß sie die tiefste und innigste Achtung vor ihrer Wahrheit und Aufrichtigkeit erwecken. Für alle, die Gott suchen, welcher Kirche sie auch angehören mögen, und die das ernste Ringen einer Seele nach dem Höchsten verstehen, wird dieses geistliche Liederbuch der heimgegangenen Dichterin, in dem ein durchaus origineller Ton angeschlagen ist, bedeutsam und wertvoll sein.

Im Jahr 1862 gab Levin Schücking über ihr Leben ein interessantes, mit Liebe geschriebenes Buch heraus: „Annette von Droste, ein Lebensbild," das noch manches bisher Ungedruckte enthält.

Eine Geschichte, „Die Judenbuche", und noch zwei nicht vollendete Arbeiten: „Bei uns zu Lande" und „Bilder aus Westfalen", zeigen eine meisterhafte, tief eindringende Behandlung von Land und Leuten auch in prosaischer Form.

Friedrich August von Heyden (1779—1851), geboren am 3. September zu Nerfken in Ostpreußen, nahm als Knabe, in den traurigen Zeiten von 1806, in Königsberg an den Unterrichtsstunden des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV. teil. In seinen Studienjahren zu Berlin und Göttingen kam er in förderliche Beziehungen zu F. A. Wolf, Niebuhr und andern bedeutenden Männern und erwies sich später in verschiedenen Ämtern als tüchtiger und bewährter Staatsdiener. Als man ihm aber das Amt des Censors übertragen wollte, wehrte er sich entschieden dagegen; er wollte seinen Kindern einen unbefleckten Namen hinterlassen. Ein Gedicht, „Censur" betitelt, lautet:

Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt, —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,

Digitized by Google

So sollen nicht, um alles in der Welt,
Von mir errötend meine Kinder sagen,
Daß ich die Forderung meiner Zeit verkannt,
Und Werkzeug war, den Völkergeist zu knechten.
Sie sollen den, so Vater sie genannt,
Mit edlem Stolze zählen zu den Echten.

Man muß diese Ansicht nach damaliger Zeit beurteilen. Ein Ehrenmann, wie von Heyden, würde mit aller Kraft heutzutage auch das Seine thun, den verderblichen Wirkungen einer schandbaren Presse zuvorzukommen, ohne den freien Geist der Wahrheit und Überzeugung zu dämpfen. Im Anfang seiner litterarischen Laufbahn gehörte er zu den Liberalen, aber nicht ohne von der romantischen Schule beeinflußt zu sein. Späterhin wurde er politisch viel gehaltener. Denn ihm konnte es ja nicht verborgen bleiben, wohin die Freiheitsbestrebungen der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts führen mußten. Er hat auch das tolle Jahr 1848 noch erlebt, und starb am 5. November 1851.

In seinen Liedern und Epen, die eine große Formvollendung, einen geistvollen Gedankenausdruck und vor allem eine deutsche Gesinnung bewähren, zeigt sich auch eine religiöse Lebensanschauung, die innig wohlthut. Wir haben außer lyrischen Gedichten von ihm vornehmlich fünf epische Dichtungen: „Die Gallione“ 1824, „Reginald“ 1866, „Das Wort der Frau“ 1843, „Der Schuster von Ispahan“ 1850 und „Die Königsbraut“ 1851. Von diesen hat ihm „Das Wort der Frau“, von dem schon 1868 die 16. Auflage erschien, eine ehrenvolle Stelle in der deutschen Litteratur für immer gesichert. Dies Gedicht soll geliebt und gelesen werden, solange in Deutschland für vaterländische Geschichte, für sittiges, häusliches Leben, für dankbares Selbstbewußtsein gegenüber fremder Frivolität, für Frauenwürde und Jungfrauenschönheit noch Herzen schlagen. Durch das Ganze weht ein Hauch leisen, lieblichen Humors, der das Lesen zu einem reinen Genuß macht.

Der Stoff ist einer wichtigen und anziehenden Zeit der deutschen Geschichte entnommen und im wesentlichen historisch treu behandelt. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe haben bei Gelegenheit einer früheren Versöhnung eine Verlobung be-

Digitized by Google

schlossen zwischen einem Sohne des Löwen, Heinrich, und Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Barbarossas, der in Stahleck am Rhein, nicht weit von Bacharach haust. Konrad hat zur Gattin Irmingard, eine Gräfin von Hennegau, eine edle, treue und charakterfeste Frau. Wenn sie einmal das Wort gesprochen hat: „Es bleibt dabei," so wissen alle, daß es nun dabei sein Bewenden behält. Selbst ihr heldenmütiger Gatte, der sonst nicht minder stark ist, als sein Bruder Barbarossa, hat gewaltigen Respekt vor diesem Schlußwort seiner Hausfrau. — Aber, und das ist der Kernpunkt in dem ganzen Gedicht, sie wirft auch nicht leicht um sich mit diesem Worte. Sie spricht's nur, wo sie fest und sicher dasteht in der Selbstgewißheit eines edlen, wohlwollenden Frauen- und Mutterherzens. Die einst geschlossene Verlobung ist nun längst vergessen. Barbarossa ist tot. Der leidenschaftliche, grausame Heinrich VI. herrscht in Deutschland und hat soeben einen Reichstag nach Mainz berufen, um für die Zeit seiner Abwesenheit in Italien Anordnungen zu treffen. Zugleich wird auf diesem Reichstag eine Gesandtschaft aus Paris erwartet. König Philipp August hat seine edle dänische Gemahlin Margareta schmachvoll behandelt und verstoßen und wirbt nun um Agnes, die Hohenstaufin. Konrad ist gar nicht abgeneigt, seine Tochter mit der Königskrone geschmückt zu sehen. Er beabsichtigt, mit Weib und Tochter auf dem Reichstage zu erscheinen. Aber als sie von der Werbung Philipps hört, versagt die Mutter entschieden ihre Einwilligung, und nach längerer Verhandlung schließt sie mit ihrem: „Es bleibt dabei." Der Dichter erzählt:

Der Vater, wie gewöhnlich, treibt mit dem Kinde Scherz,
Denn froher Sinn belebet sein zärtlich Vaterherz.
Die Tochter ist sein Kleinod, und ihre Heiterkeit
Macht holder noch die Wärme, die sie dem Vater weiht.

Sie sprechen — es ist in der Morgenstunde vor der Abreise beim Frühstück — über den Putz, die Mäntel und Mieder, die Perlen und Spangen, die sie mit auf die Reise nehmen werden. Da meint der Vater:

Es sei für ihre Zukunft all dies nicht redenswert.
Am Hofe mög ihr werden, was sie noch nie begehrt.
Ein Königsmantel möge dort sein für sie bereit,
Das Diadem von Lilien in Strahlenherrlichkeit.

Digitized by Google

Kaum daß der Ausdruck „Lilien" von Konrads Lippen fällt,
Sinkt aus der Hand der Gräfin die Gabel, die sie hält,
Verblüht zu Leichenblässe der Wange Rosenlicht,
Entschlüpfet ihr ein Seufzer, wie wenn das Herz ihr bricht. —

Der Pfalzgraf reicht der Gattin die Rechte freundlich dar,
Zum Aufbruch sie zu führen, wie vordem zum Altar.
Doch sie? — Sie weicht zurücke mit schwankend mattem Schritt
Und spricht: „Fahrt wohl. Die Reise, wir machen sie nicht mit."

„Wie?" ruft er, bleich vor Schrecken. — „Ich sagt' es," fährt sie fort.
„Wißt, weder ich noch Agnes betreten jenen Ort.
Eh'r, als gen Mainz, zum Grabe, bleibt solche Wahl uns frei.
Agnes, zu mir! — Gott mit Euch! Lebt wohl! Es bleibt dabei!"

Vergeblich, daß im Zorne der Gatte sie beschwört,
Daß er auf Knieen bittet. Sie läßt ihn unerhört.
Vergeblich, daß auch Agnes zur Mutter weinend fleht.
Sie bleibt die Güte selber, doch ihr Entschluß besteht.

Nach längerem Verhandeln — Schweigen. In Konrads Auge stiehlt sich eine Thräne. Die Gattin fällt weinend an sein Herz: „Ihr seid mein Alles; ich will Euch als Magd dienen — ich will vor Euch im Staube knieen. Indes, geliebter Gatte, nach Mainz kann ich nicht ziehen!"

„So bleibt!" Mit weicher Stimme giebt er das Wort zurück.
„So folget Eurer Seele, mein Stolz, mein höchstes Glück.
Wenn ich Euch jemals liebte, lieb ich Euch zehnfach heut
Um dieser Stunde Feier: sie werde nie bereut."

Und sie wird auch nicht bereut, denn die edle Frau behält Recht. Konrad zieht allein auf den Reichstag, der prächtig geschildert ist. Die französische Gesandtschaft, deren Schilderung ein Muster deutschen Ernstes in sarkastischem Humor ist, wird abgewiesen, und Konrad erträgt in treuer Vaterliebe geduldig den Hohn seines kaiserlichen Neffen, der doch noch die französische Verschwägerung durchzusetzen beschließt und am andern Tage sich zu diesem Zweck zu seinem Oheim auf Stahleck zu Gaste ladet. Unterdessen ist Heinrich der Löwe, kühn trotzend dem Zorn des Kaisers, auf der Fahrt zum Reichstag begriffen. In der Nähe von Stahleck bittet ihn sein Sohn um kurzen Urlaub. Der Jüngling möchte in Stahleck sich einmal nach seiner einstigen Verlobten umsehen. Der Löwe erwartet ihn in einer Mühle, wo er vor einem grausen Unwetter Unterkunft gefunden. Dort ist eine Hochzeit. Die Tochter des reichen Müllers freit den

Digitized by Google

Sohn des reichen Meiers, die bisher in Streit gelegen haben um einen Wassergraben, nun aber die Versöhnung durch eine Vermählung ihrer Kinder besiegeln. Das ganze Dorf hatte sich darüber in zwei Parteien geteilt. „Hie Welf! Hie Waibling!" waren auch hier die Losungsworte der Parteien gewesen, und beim Hochzeitmahl, dem der Löwe aus der Kammer zusieht, bricht der grimme Streit wieder aus, den Heinrich hervortretend durch ein lautes Herrscherwort beschwichtigt; nicht ohne selbst im Innern eine ernste Mahnung empfangen zu haben. Die Scene ist prachtvoll geschildert:

Der Lärm ist sinnverwirrend. Man schimpft, man schreit, man stöhnt.
Von dem Gestampf der Füße der feste Boden dröhnt.
Das Fest scheint aufgehoben von rasender Gewalt.
Da rufet eine Stimme, wie Donner, plötzlich: „Halt!"

„Was soll euer Schreien von Welf und Waibling. Um euretwillen ist der Kampf der Großen nicht geschehn. Der Welf hat Kämpfer für freies Reich sein wollen. Es war doch nur ein Kampf um Fürstenmacht; von beiden keiner dachte dabei an euch. Ihr solltet lieber an eure Sachen denken!

Wohlan, ich will euch lehren, eh daß mich einer bat,
Wie sich dazu der Bauer wohl anzustellen hat.
Er muß mit Gott beginnen, der Groß und Kleines hegt,
Dann sehn, daß mit dem Nachbar er bieder sich verträgt.

Auf, gebt mir einen Becher, doch diesen nicht zu klein!
Füllt mir ihn bis zum Rande mit eurem besten Wein.
Hier heb ich diesen Becher mit einer Hand empor,
Die wohl in dreißig Schlachten nicht ihre Kraft verlor.

Mein Trinkspruch lautet also: Seid einig allezeit,
Damit ihr stark bestehet der Fürsten guten Streit.
Seid klug in euren Zwecken, seid ganz in Lieb und Treu,
Seid fest im Guteswollen und traget keine Scheu!

Und weil vom Volk der Bauer das Herz ist und das Mark,
So sei durch ihn und mit ihm das Volk in Prüfung stark.
Er sei der Fürsten Stütze, die keine Schickung bog.
Den Becher nehmt zum Munde. Der Bauer lebe hoch!"

In dem Augenblick ist der junge Heinrich zurückgekehrt. Zunächst ergreift er das Glas und ruft in vollen Tönen:

Digitized by Google

„Und weil vom Volk die Fürsten das Haupt sind und der Geist,
Und weil die süße Liebe den Geist zum Himmel weist,
Sei Liebe stets der Zauber, dem Fürstentrotz sich bog,
Den Bauern zum Exempel. Die Liebe lebe hoch!"

Er ist im seligen Gefühl heiliger Liebe heimgekehrt. Er hat während des Gewitters Irmengard und Agnes in einer Waldkapelle getroffen. Die kluge und liebreiche Gräfin hat die Gelegenheit benutzt. Es kommt alsbald zur Vermählung der beiden Verlobten, und als nach einigen Tagen der Kaiser in Stahleck erscheint und den Pfalzgrafen und die Gräfin ernstlich bedräut, führt sie ihn ins Seitengemach und zeigt ihm die beiden Vermählten. Wie sie sich darüber vor dem Kaiser verantwortet, ist ein herrlicher Beweis, wie sanfte, edle Weiblichkeit bei festem Charakter bestehen kann. Der Kaiser wird zum Schluß überwunden durch die Macht starker Liebe und giebt freudig seinen Segen.

„Was ich im Zorn gesprochen, ich nehm es froh zurück.
Des edlen Herzens Stimme bestimme Völkerglück.
Das Wort der Frau bezeichne, was rein und menschlich sei.
So ward ein Gottesurteil ihr mild: Es bleibt dabei!"

Ohne betonte christliche Überzeugung, aber im Geiste einer reinen, schönen Frömmigkeit und Ergebung in den Willen der himmlischen Mächte dichtete Ferdinand Gregorovius (1821 bis 1891), geboren am 19. Januar zu Neidenburg in Ostpreußen. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Gumbinnen, studierte seit 1838 zu Königsberg Theologie und Philosophie und widmete sich dann historischen Studien. Im Jahre 1852 begab er sich nach Italien, das er nach allen Richtungen durchzogen hat, und nahm dann seinen Wohnsitz in Rom. Seit 1874 lebte er in München, wo er am 1. Mai 1891 starb.

Er war ein bedeutender Gelehrter und hat epochemachende Werke über Italien, so die ausgezeichnete „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" 1859 ff. 5 Bände und „Wanderjahre in Italien" (Sicilien, Neapel, Korsika, Süditalien 2c.) geschrieben. Der fünfte Band 1877 behandelt die Apulischen Landschaften. An poetischen Werken gab er „Polen- und Magyarenlieder", einen komischen Roman und ein Drama „Tiberius" heraus. Vornehmlich ist hier sein Gedicht „Euphorion" hervorzuheben,

Digitized by Google

eine der lieblichsten Dichtungen unserer Zeit. Das Gedicht ist in ausgezeichneten Hexametern geschrieben, voll lebendiger, künstlerisch empfundener Einzelschilderungen, enthält tiefe Gedanken und stellt eine allgemein menschlich erfassende Handlung dar. Euphorion, der geschätzte griechische Haussklave eines reichen Römers in Pompeji, ist ein meisterhafter Bildner in Erz und legt — es ist gerade am Tage vor dem furchtbaren Ausbruch des Vesuv und der Verschüttung von Pompeji — eben die letzte Hand an einen kunstvollen Kandelaber, den er zum Geburtstagsgeschenk für die liebliche Jone, die Tochter seines Herrn, gebildet hat, als diese nach längerer Abwesenheit von Rom ins Vaterhaus zurückkehrt. Ein ägyptischer Schiffsherr, der ihn lange kennt und seine Kunst bewundert, beklagt ihn um seinen Sklavenstand und rät ihm, heimlich mit ihm nach Alexandria zu entfliehen, wo er als freier Mann erst recht seiner Kunst leben könne. Euphorion trägt allerdings seinen Sklavenkittel schon lange mit Unmut, aber er erklärt, wenn ihn sein Herr nicht frei lasse, etwa zum Lohn für seine Kunst, — fliehen wolle er nicht. Ihn fesselt auch die schöne Jone, der einst seine Mutter Amme und geliebte Pflegerin gewesen, und mit der er aufgewachsen ist. Man hatte einst die schönen Kinder Amor und Psyche genannt. Bei der ersten Begegnung der beiden Liebenden, da sie ihrer schönen Kindheit gedenken und seines ersten Kunstwerks, das er ihr einst zum Abschied geschenkt hatte, erwähnt er, wie ihr Vater ihn damals gleich eigenem Sohne ans Herz gedrückt habe.

„Und da nahm ich zuerst das schimpfliche Sklavengewand wahr.
Ketten erfühlt ich um mich, und es sank mein Herz in die Knechtschaft.
Laß mich schweigen der Zeit, denn jetzt ja ist sie verwunden.
Nimmer, Jone, geschehʼs, nie zieh ich das Sklavengewand aus.
Wäre die Freiheit doch gleich Tod mir, ja wahrlich die Welt mir
Rings wie verödete Nacht und ein sternlos dunkles Gefängnis."

Er wisse wohl, daß ihr Vater sie bald einem reichen Bewerber vermählen werde, aber dann wolle er ihr das Haus mit seinen Kunstwerken zieren. Während die Liebenden so reden — da dünkt ihnen plötzlich die zuckende Erde zu taumeln:

Aber es donnerte dumpf, dumpf auf, allwärts in den Tiefen.
Rollend am Himmel erscholl es, und rollend im Schlunde des Berges.
Dann wie ein Krampf zogʼs an, mehrmals, und es klirrte die Wohnung,
Klirrten die Mauern erschaudernd, und schütterten dröhnend die Säulen
Helle mit klingendem Klang, und der Flut gleich wallte der Boden.

Digitized by Google

Köstlich ist es hier dem Dichter gelungen, durch die dumpfe Vokalisation und den Bau des Verses, durch geschickt angebrachte Cäsuren eine dem Inhalt völlig entsprechende Tonmalerei zu geben. Vor Schreck sinkt Jone ohnmächtig an die Brust des Sklaven, den der herbeieilende Vater herrisch hinwegweist.

Am andern Tage, da wieder rollende Donner im Berge und drückende, schwere Luft eine allgemeine Beklemmung erregen, aber doch ohne die Furcht vor drohender Gefahr zu erwecken, ist die glänzende Geburtstagsfeier Jones. Auch Euphorion bringt seinen Kandelaber. Von einer schlanken korinthischen Säule, die auf blanker, figurenreicher Basis sich erhebt, strecken sich vier kunstreich gebildete Arme aus, an deren Ende je eine reich ausgebildete Lampe hängt. Aber über den Lampen erheben sich vier wundersame Gebilde. Über der ersten Oneiros, der Gott des Traumes, über dem zweiten Amor und Psyche, über dem dritten Pallas Athene und über dem vierten Thanatos und Eirene, Tod und Frieden. Der Dichter hat einen Kandelaber, wie er hier beschrieben wird, in den Ausgrabungen von Pompeji gesehen. Das hat ihm den Anlaß zu seiner Dichtung gegeben. Jone selbst füllt die Lampen mit köstlichem Öl und zündet sie an, und „um ihr Gesicht fliegt goldig verklärender Lichtglanz." Ein neidischer Bildner in Marmor schmäht Euphorions Kunst als ein Handwerk. Euphorion aber verteidigt sein Werk in feurig poetischer Rede:

„Handwerk ist es, o wohl! doch Kunst auch, Menschen erfreuend.
Denn wie der zwiefach strinige Gott, nach doppelten Sphären
Blicket es auch; es vermählet in Anmut Gutes dem Schönen.
Zwei sind köstlicher Welten der Seele des Menschen gegeben.
Göttergenossin, im Himmel verkehrt sie; Gefährtin des Staubes
Wandelt im Endlichen sie, und es ist ihr wechselnd die Wohnung,
Tempel und Haus ihr schön zur Stätte bereitet."

Es ist eine hohe Eigentümlichkeit dieses schönen Gedichts, daß es überall eine reine Frömmigkeit ausspricht. Das Walten und Wirken der Gottheit blickt immer hindurch. Nun wird der anwesende Sänger Ismenos aufgefordert, die zarte Symbolik des Kandelabers zu deuten. Dies ist die Perle des Gedichts. Im Sinnbild wird das ganze Menschenleben dargestellt. Oneiros, der Traum, bedeutet die hoffende, sehnende Jugend. Gaukelnde Träume führen ins Leben ein. Im Herzen

Digitized by Google

beginnt die Welt uns zu keimen. Dann kommt Amor mit der Fackel, und ein Himmel voll neuer Welten erschließt sich dem Jüngling. Das Mädchen aber wandelt einsam in ahnender Stille des Herzens. Das dritte Bild bedeutet die Zeit des reiferen Lebens. Die Weisheit lehrt ihn Pallas und sühnende Thaten der Arbeit und es ruht in der Brust ihm göttlich begriffen das Schicksal. Endlich das vierte:

„Sei mir gegrüßt denn du, o Fackel des lösenden Todes!
Matt sinkt nieder die Hand und das Herz nach Stürmen des Lebens,
Windstill nun. Nicht regt sich ein Wunsch mehr, nirgend ein Hoffen.
Heimwärts neigt sich das Haupt. Da priesterlich nahet Eirene.
Auch die Erinnerung kommt mit ihr, die verschleierte Mutter
Heiliger Schmerzen; es kommen die lange verschwundenen Horen.
Aber mit Wehmut schaut sie der Greis, und mit hoher Betrachtung
Blickt er zurück aufs Leben und seine genossenen Güter.
Gern von den Göttern empfängt er als beste der Gaben den Tod nun.
So auch nahe der Tod einst dir, o Arrius, freundlich,
Spät in purpurner Nacht, wenn schön dein Leben sich ausspann.
Aber es sehnt sich heim mein Herz. Still ward es und stiller,
Und mir ist, als rauschten um mich hier Thanatos' Flügel."

Still wird's nun im Saal. Die Jungfrau aber springt auf und erklärt den Geliebten für frei. Da plötzlich bricht das Erdbeben los. Das Haus stürzt ein — man muß die gewaltige Schilderung der furchtbaren Begebenheit lesen — Arrius und Ismenos werden erschlagen. Euphorion rettet seine Jone und ihren kleinen Bruder Jon aufs Schiff, und in Alexandria finden sie ein neues, der Liebe und der Kunst geweihtes Leben. — Und der Kandelaber? „Dereinst wohl," sagt Euphorion:

„Wenn hingingen die Zeiten und manches der Menschengeschlechter,
Wenn wir alle verweht auch sind und verschüttet im Staube,
Findet die Nachwelt ihn; dann unter dem späten Geschlechte
Wird er ein Fremdling stehn und als ein göttlich Geheimnis.
Und dann wird mein Erz dem bestaunenden Enkel erzählen
Auch von Pompejis Geschick und von uns die melodische Kunde."

Die bisher erwähnten Dichter vertreten den aufbauenden, das Daseinsberechtigte, Ehrwürdige, Alte bewahrenden Sinn der Treue, Gottesfurcht und sittlichen Schönheit. Ihnen schließen sich diejenigen an, welche in den Stürmen der Zeit namentlich an dem Geschichtlichgewordenen festhalten und die Gerichte Gottes in den Ereignissen als Mahnungen für die Nachwelt verstanden und be-

Digitized by Google

tonten. Sie wollen Vertreter eines sittlichen Patriotismus und einer vaterländischen Begeisterung gegenüber fremdländischer Untreue sein.

Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, hier den Dichter voranzustellen, der in zäher Liebe zu seiner brandenburgisch-preußischen Heimat die eigenartigen und seltsam spröden Reize der märkischen Natur enthüllte und mit verständnisvoller Hingebung die Geschichte der Hohenzollern zum Gegenstande mannigfaltiger Darstellung und anziehender Schilderung machte. Fern von aller Schönfärberei und Liebedienerei stellte er diese kraftvollen, lebendigen Gestalten dem Volke hin und ließ, trotzdem die Ecken und Kanten unverhüllt hervortraten, uns unmittelbar empfinden, mit welcher heißen und tiefen Liebe er Brandenburgs Fürsten, Volk und Land umfaßte.

Wilibald Alexis, mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Häring (1798—1871), geboren am 29. Juni 1798 in Breslau, gestorben am 16. Dezember 1871 in Arnstadt, gab die Anregung, im vaterländischen Roman dem Volk einen Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten zum Verständnis seiner Geschichte und zur Erklärung seines Verfalls. Die Einsicht in seine Verirrungen sollte zur Beschämung führen und den Hinweis auf die hohen Ziele geben.

Sein erstes Werk diente noch nicht der großen historischen Anschauung, sondern war eine heitere und kühne Mystifikation. Er schrieb in der Manier Walter Scotts einen Roman „Walladmor", den er für eine Übersetzung aus dessen Werken ausgab, und fand Glauben, selbst bei der Kritik. Dann folgten zwei teils phantastisch-romantisch, teils kriminalistisch getönte Familienromane „Zwölf Nächte" und das „Haus Düsterweg". Als Herausgeber des „Neuen Pitaval", einer Sammlung interessanter Rechtsfälle, hat der Dichter von einer Vorliebe für Verbrechergeschichten tragischen oder humoristischen Stils sich zuweilen etwas stark beeinflussen lassen.

Sein erstes bedeutendes Werk patriotischer Romandichtung war „Cabanis". Es spielt im siebenjährigen Kriege und giebt lebendige Bilder vom Leben im Felde, im Salon und im Bürgerstande zu jener Zeit. Überraschend gelang es ihm, in charaktervollen Stimmungsbildern die Landschaften des brandenburgischen Landes, ihre Sandstrecken und Kiefernwälder, wie die Sitte und Art ihrer Bewohner zu schildern. Der ge-

Digitized by Google

priesene moderne Realismus in seiner heutigen Erscheinung hat nie etwas Besseres geschaffen, wie diese kräftig gefärbten Gestalten der knorrigen Märker, diese zierlichen, wohlanständigen Glieder der französischen Kolonisten von Berlin und diese verwegene Soldatengesellschaft des alten Fritz. In diesem Roman findet sich das prächtige Soldatenlied:

Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen.
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls," sprach Seine Majestät,
„Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit dem Franzosen alliiert,
Und das römische Reich gegen mich revoltiert.
Die Russen sind gefallen in Preußen ein.
Laßt uns zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Zieten sind allemal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement —
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt!"

Nun adjö, Lowise, wisch ab das Gesicht;
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht.
Denn träfe jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsre Artillerie hat ein vortreffliches Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über.
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld;
Wer weiß, ob der Östreicher besseres hält?

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König.
Wir kriegen alle Woche bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz Sakerment,
Wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament!

Friedericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach! hättst du nur öfters zu plündern permittiert!
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt.

Digitized by Google

Im „Roland von Berlin“ 1840 giebt der Dichter ein wundervolles, überzeugendes Bild des alten Städtetrotzes, um den das Haus Hohenzollern mit der selbstlosen Heldenart echten Fürstenberufes wirbt. Wundervolle Charakterfiguren sind der Bürgermeister von Berlin Johannes Rathenow und der Raubritter Köpkin Zarnekow.

„Der falsche Waldemar“ 1842 führt in die furchtbare Zeit, als das unselige Land Brandenburg von den Wittelsbachern versäumt, vom Banne des Papstes geschlagen und von den heidnischen Sarmatenschwärmen verwüstet, mit dem Vertrauen zu seinem alten, guten Regiment nach der Auferstehung desselben schrie und eine seltsame Erhörung zu finden schien. Wie ein hohes Lied der Dankbarkeit und Treue geht es durch die wilde, urkräftige und gesunde Geschichte. Die Aufopferung des alten Uchtenhagen und seiner Söhne und selbst die seltsame Schwärmerei des falschen Markgrafen Jakob Rehbock geben Zeugnis von der ergreifenden Liebe zu Fürst und Vaterland.

Eine besondere Kraft historischer Auffassung bringt das Wehen des Reformationsgeistes, das die Romane „Die Hosen des Herrn von Bredow“ und „Der Wärwolf“ durchzieht. Von besonderem Reiz ist hier das trauliche, wenn auch entsprechend dem Geiste der Zeit zuweilen wüste Leben der schloßgesessenen Adeligen und der Haushalt, den eine tapfere, gottesfürchtige Hausmutter, wie die Frau von Bredow, führt.

Der Gegenwart näher und darum auch näher dem allgemeinen Verständnis kam Wilibald Alexis mit dem im Jahre 1854 erschienenen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und seiner Fortsetzung „Isegrim“. Er gab darin eine ergreifende Schilderung der Sünden von hoch und nieder vor 1806, des furchtbaren Niederganges und nachher der Erhebung des politischen und sittlichen Lebens in unserem Staate. Mit scharfer Geschichtserkenntnis sind die Persönlichkeiten der Zeit geschildert, und namentlich das alte Berlin ersteht mit größter Anschaulichkeit vor unsern Augen. Die nüchterne Gesundheit des Dichters drückt sich in manchen Lieblingsgestalten, namentlich den Nebenpersonen, mit köstlichem Realismus aus. So zum Beispiel das Glaubensbekenntnis des Kutschers Lamprecht, der dem verständigen Hauslehrer sein Herz ausschüttet:

Digitized by Google

„Sehen Sie, Herr Kandidat, unser Christentum ist, daß einer soll gut sein und sich anständig aufführen. Und soll nicht immer besoffen in der Schenke liegen und seine Frau nicht ohne Not prügeln, und nicht betrügen und nicht Schulden machen, die man nicht bezahlen kann. Undankbarkeit ist auch unchristlich, und seine Steuern soll man bezahlen und seinen Nächsten lieben als sich selbst. Und den Herrn Christum lieben wir auch, denn er ist unser Heiland und Seligmacher. Aber weiter soll man uns nichts daraus machen, und von dem Augenverdrehen und dem vielen Beten halten wir schon gar nichts. Wenn man immer beten soll, kann man nicht arbeiten. Und dies ist auch wohl ein Boden danach, daß man faulenzen sollte! Der liebe Gott düngt den Sand nicht von selbst. Das ist alles bloß katholischer Aberglaube. Ja drüben, über der Elbe, wo es von selbst zuwächst, da mögen sie ihr apartes Christentum haben und Festtage und Erbsünden, so viel sie wollen; wir aber wollen gar nicht katholisch sein. Das ist gut brandenburgisch!"

Daneben kommt aber eine durchaus abweichende Neigung des Dichters zur Geltung, nämlich seine alte Liebe zur Romantik, die sich in den bunten Gestalten der Abenteurer und in Familientragödien geltend macht.

Das alles dient nur als Beiwerk und Verbrämung des großen historischen Zuges, der den Schriftsteller zum Dichter macht und Alexis hoch über die große Schar der nachfolgenden historischen Romanschreiber erhebt, von denen später zu reden ist, neben Gustav Freytag, der ihn durch Vielseitigkeit übertrifft. Im Jahre 1856 gab Alexis den überaus feinen und gedankenreichen Roman „Dorothee" heraus, der seinen Titel von der herben, vielverkannten zweiten Gemahlin des großen Kurfürsten hat und neben der Hauptsache, der Erbteilung für die nachgeborenen Prinzen aus zweiter Ehe, interessante Hofintriguen und Erbschaftsprozesse enthält. — Alexis' letztes Werk „Ja in Neapel" ist sehr unbemerkt geblieben.

Man muß sagen, daß der Dichter seine verdiente Anerkennung noch nicht gefunden hat. Für den märkischen Patriotismus und für die Dankbarkeit der Stadt Berlin ist es kein rühmliches Zeugnis, daß der Name Wilibald Alexis an den Stätten, die er mit dem verklärenden Glanze der Dichtung schmückte, nicht die gebührende Ehrung gefunden hat, weder im

Digitized by Google

Leben noch nach seinem Tode. In der Geschichte der deutschen Nationallitteratur bleibt sein Ehrenplatz gesichert.

Gustav Freytag (1806—1895) wurde am 13. Juli zu Kreuzburg in Schlesien geboren, besuchte das Gymnasium zu Öls, studierte Philosophie und germanische Philologie in Breslau und Berlin und habilitierte sich hier als Privatdozent 1839. Im Jahre 1844 gab er sein Lehramt auf und zog nach Leipzig, dann nach Dresden zu theatralischen und litterarischen Studien. Im Jahre 1848 übernahm er mit Julian Schmidt die „Grenzboten" und gab sie bis 1870 heraus. Dazu hatte er Leipzig als Wohnsitz wählen müssen. Er verlebte aber die Sommerzeit meistens auf seinem Landgute Siebleben bei Gotha, in stetem Verkehr mit dem Herzog Ernst. In späteren Jahren wohnte Freytag in Wiesbaden, wo er am 30. April 1895 starb.

Seine ersten Erfolge hat er als Dramatiker errungen — mit großem Glück, aber weniger mit jenem Verdienst, das zum bleibenden Bestande berechtigt. „Die Brautschau oder Kunz von der Rosen" zeigt zwar Talent, aber keine dramatische Kraft. „Die Valentine" und „Graf Waldemar" unterscheiden sich nicht von den Durchschnittsleistungen moderner Lustspieldichter, die mit elegantem Dialoge prunken, uns aber keine Wahrheiten zu sagen haben. Dagegen gelang ihm der große Schlag und Treffer mit dem Lustspiel „Die Journalisten" (1852). Diese höchst gelungene politische Humoreske spiegelt die hauptsächlichen Elemente der politischen Bewegung seiner Zeit in engem Rahmen wieder. Parteienkampf, Wahlumtriebe, fabelhafte Redeorgien der Liberalen, beschränkte Eitelkeit des selbstsüchtigen Reaktionärs — eine Fülle köstlicher Genrebilder, aus denen sich die Heroen der Journalistik, vor allen der joviale Virtuose der freien Presse, Bolz, „der gelungenste Narzissus des Freytagschen Humors" als Centralpunkte der einzelnen Gruppen ergeben. Der Verfasser ist ehrlich genug, auf beiden Seiten unwürdige Elemente in ihrer Lächerlichkeit und Gemeinheit darzustellen; aber er braucht sie nur als Folie zur besseren Beleuchtung der anständigen Vertreter. Dem gesinnungslosen, hungrigen Reporter steht die prächtige Gestalt des Humoristen gegenüber. Die große Wirkung dieses Lustspiels setzt sich in seinem bleibenden Werte fort. Es ist ohne Zweifel eines der besten Lustspiele unseres Jahrhunderts geblieben. Sein

Digitized by Google

Verdienst ist die lebensvolle Darstellung eines für die Neuzeit hochbedeutsamen Standes und die Versöhnung schroffer Gegensätze in der Autonomie des Humors.

Sehr schön und edel im Aufbau und in der Sprache, aber von einer merklichen akademischen Kühle und Leidenschaftslosigkeit ist das Drama „Die Fabier". Es hätte aber doch mehr Anerkennung verdient und ist gar zu schnell in Vergessenheit geraten.

Höheres als auf dem dramatischen Gebiete hat Gustav Freytag für den deutschen Roman geleistet, namentlich durch sein herrliches Werk „Soll und Haben".

Riehls „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft" (1851) hatte auf die socialen Verhältnisse der verschiedenen Stände, die auch nach den lokalen Einflüssen sich mannigfach ausgestalten, mit großem Erfolg hingewiesen. Überraschend war es, wie er nachwies, daß es auch ein Proletariat im Frack gäbe, denn wesentlich Proletarier sei jeder, dessen möglicher Erwerb ihm keine Gewähr für Deckung seiner Bedürfnisse biete. So redete er von einem Künstler-, Schulmeister-, Litteraten-Proletariat und fand Genossen dieser Kategorie selbst unter den Abkömmlingen apanagierter Prinzen. Dann wies er auf die Bedeutung des deutschen Bürgertums hin und bezeichnete es als den Träger jener universalen, ausgleichenden, rein menschlichen Bildung, in welcher die Kraft der Neuzeit wurzele. Schön sagte Kreyßig von diesem Bürgertum im Jahre 1871: „Im sechzehnten Jahrhundert erzeugte es Luther und Shakespeare; im siebzehnten erhielt es Deutschland geistig am Leben; im achtzehnten schuf es unsere Dichtung und Wissenschaft; im neunzehnten unsere Industrie und die Grundlagen unseres beginnenden Wohlstandes. Und jetzt ist es dabei, unsere Freiheit zu begründen."

Durch Riehls Schriften wurden Romanschriftsteller wie Romanleser auf diese kulturgeschichtliche Aufgabe hingewiesen. So ist der Erfolg von „Soll und Haben" nicht minder durch die herrschende Zeitrichtung, als durch des Dichters hohe Kunst erklärt. Kaum hat ein Roman in Deutschland so viele Auflagen erlebt. Der Herzog von Gotha hatte dem Verfasser, den er zu seinem Hofrat machte, einmal die Aufgabe gestellt, das Volk aus seiner Mutlosigkeit aufzurichten und ihm ein Bild seiner eigenen Tüchtigkeit zu zeigen. Dem entsprechend führt uns dieser Roman zum „Volke bei seiner Arbeit".

Digitized by Google

Freytag stellt uns den inländischen Großhandel vor Augen, und zwar an der Gestalt eines tüchtigen Breslauer Kaufmanns und seines Geschäftshauses. Er zeigt das Leben des Fleißes und der treuen Zuverlässigkeit im Gegensatz zu einer in Verfall geratenen, aus traditionellem Zwange genußsüchtigen Aristokratie und zum spekulierenden Judentum, das von fremdem Gute und von fremder Arbeit lebt. Hier hat der Dichter das volle, wahrhaftige Leben erfaßt und ein Kulturbild von bleibendem Werte für sein geliebtes Deutschland geschaffen.

Das läßt sich nicht auf seinen zweiten Zeitroman anwenden, der mit den größten Erwartungen begrüßt, aber nicht mit ähnlicher Befriedigung genossen wurde, „Die verlorene Handschrift". Hier sollte das deutsche Volk bei der Arbeit der Gelehrten besucht werden. Aber diesen wichtigen Bestandteil dieses Volkes fand man nicht zu Hause bei sich selbst. So fand man sich enttäuscht. Während man in „Soll und Haben" aus verhältnismäßig kleinen und engen Verhältnissen des Verkehrs — denn was ist solch ein Breslauer Handelsgeschäft in den Augen der Handelsherren von Hamburg und Bremen! — hinaufgehoben wurde, um das große Gebiet deutscher Tüchtigkeit und Arbeit freudig zu überblicken, wird hier das Riesenfeld, geheißen „die deutsche Wissenschaft", in die krähwinkelige Universität eines Duodezstaates eingezwängt, in der alles enge und kleinlich zugeht und jeder seinen Zopf trägt. Dieser Held, der gelehrte, junge Professor auf seiner abenteuerlichen Fahrt nach einer verlorenen Tacitushandschrift ist vielfach die Karikatur, nicht der Typus des deutschen Gelehrten. Von verhältnismäßig kleinen Dingen hingenommen, blickt er mit Verachtung auf das Wichtigste im Menschenleben, die Frage nach dem Ewigen, hinab. In der blinden Verehrung für seine wissenschaftliche Specialität übersieht er die sittlichen Gefahren für seine schwer bedrohte Frau und zeigt eine Gleichgültigkeit gegen seine männliche Ehre und Würde, die mit wahrhaftiger Geistes- und Herzensbildung schwerlich vereint gedacht werden kann. Sein Freund, der mit einer gewissen Absichtlichkeit als Philologe zweiten Grades gezeichnete Gymnasiallehrer, ist vollends eine schwache und abnorme Figur, die nicht ernst genommen kann noch will. Wo bleibt die achtunggebietende, ernste Gestalt, von schlichtem Äußern und innerer Größe, der wahre Gelehrte, wie wir Deutschen sie so wohl kennen und mit freudigem Stolze unser nennen?

Digitized by Google

Hier hat der hochbegabte Schriftsteller, dessen Zeit es an lebendigen, verehrungswürdigen Beispielen nicht fehlte, doch sich vom schwächlichen Geiste dieser Zeit beirren lassen, so daß unter seiner Hand die Verherrlichung des Gelehrtenstandes zu einer Glorifizierung des Professorentums wurde, indem zu den trefflichen Eigenschaften der historischen Gewissenhaftigkeit und des idealen Wissensdurstes auch die eigentümlichen Schwächen doktrinärer Weltentfremdung und blinder Selbstgefälligkeit traten.

Das Freytagsche Meisterwerk sind die fünf Bände der „Bilder aus Deutschlands Vergangenheit", welches die Schätze der Geschichtswissenschaft dem deutschen Volke als köstliches Vermächtnis zum bleibenden Eigentum übergeben hat und das mit Riehls herrlichen Büchern vom Volke, vom Hause und von der Familie den Grundstock unserer häuslichen Bibliotheken bilden sollte. Diesen auf Originaltexten beruhenden Darstellungen von der Alemannenschlacht bei Straßburg, vom altdeutschen Bauernleben, vom jungen Meier Helmbrecht als Schnapphahn, von den hagestolzenden Junkern, vom Bürgerleben in den alten Städten, vom alten Fritz als Kolonisten und Volksvater, vom preußischen Soldaten- und Beamtentum, vom Entstehen eines lebendigen Vaterlandsgefühls ꝛc. können in ihrer Wiedergabe der Ursprünglichkeit und in ihrer stilistischen Vollendung im Wohllaut unserer Sprache nur mit Vilmars klassischer Umschreibung des Nibelungenliedes und der Gudrun verglichen werden.

Die Dichtung ist ein nationales Gut, das zur Erhebung und Veredlung des Volkes, zum Schmuck des Hauses und zur Freude und Förderung des einzelnen dienen soll. Gustav Freytags Muse ward dieser hohen Aufgabe gerecht. Die Größe und Herrlichkeit ihres Volkes war ihre Ehre. Als ein stiller, edler Gast trat sie in das Haus, dankbar begrüßt und willkommen geheißen, denn sie hielt des Hauses Brauch und Sitte heilig. Jedem einzelnen bot sie trauliche Erquickung und Labung und schuf zwischen den Stunden der Arbeit und des Kampfes Augenblicke sinnender Ruhe und kräftigen Behagens. Der erzählende Dichter Gustav Freytag ist zahllosen deutschen Herzen ein persönlicher Freund geworden. Was wir an ihm hatten und behalten, erkennen wir am Gegensatz, den die heutigen Stimmführer der Romanschriftstellerei bilden.

Von Vaterlandsliebe und nationalem Hochgefühl kann bei den ganz ergebenen Schülern der Franzosen, Norweger und

Digitized by Google

Russen selbstverständlich keine Rede sein. Hochachtung vor häuslicher Zucht und Art ist ihnen ein gänzlich überwundener Standpunkt. Ihre Muse, wenn eine derartige ästhetische Personifizierung und Bezeichnung hier nicht zum blutigen Hohne würde, paßt nicht ins Haus. Sie sprengt die geheiligten Schranken, verleugnet alle Rücksichten, bricht mit jedem Herkommen und ist für die Familie „eine unmögliche Person".

Und das Schlimmste von allem: der einzelne hat von diesem geistigen Umgange weder Sammlung noch Erhebung. Hin und her gerissen zwischen wüster Fleischesvergötterung und blasierter Menschenverachtung, bald aufgeregt, bald angeödet, aber stets unbefriedigt und von fremdartigem Einfluß in seinem eigenen Wesen beengt, leidet der Leser Gewalt von dem Autor, der bald mit kleinmeisterlichem Naturalismus, bald mit nervöser Sinnlichkeit oder auch mit Schmutz- und Leichenmalereien an jedem unbefangenen Gemüte wie an einem corpus vile seine Experimente macht.

Man darf der schönen Zuversicht sein, daß diese häßliche Modekrankheit aus dem kraftvollen Körper unseres Volkes weichen und alte, echte Liebe über alberne und ungesunde Liebhabereien siegen werde.

Gustav Freytag wird ein Wegweiser aus solchen Verirrungen zur Dichtung echter deutscher Art bleiben.

Und doch war er im eigentlichen Sinne des Worts — kein Dichter. Ihm fehlte der unmittelbare und urkräftige Ausdruck des Gefühls, das unbefangene Singen und Klingen des Gemüts. Allerdings, wer die Ingo und Ingraban in den „Ahnen" reden hört, könnte leicht zu der Vermutung gelangen, hier handle es sich um blühende, treibende Dichterkraft, deren Wogen und Wallen nur mühsam gebändigt wird, daß es nicht im klingenden Strom der Verse sich ergieße. Wer dann aber die Freytagschen Gedichte liest, muß über die kühle Zurückhaltung und Bedachtsamkeit erstaunen, mit welcher der sorgsame Autor seine Gedanken in Reime setzt.

Freytag bleibt stets der gelehrte und lehrhafte, zielbewußte Denker, der aus einer reichen Fülle des Wissens und Erkennens schöpft und jedem davon mitteilt, welchen nur die nötige Bildung dafür empfänglich macht. Denn die warme und wahre Liebe zu Freytags Werken kann nur auf einer ganz bestimmten Bildungsstufe erwachsen. Das große, liebe Lesepublikum suchte eigentlich immer,

Digitized by Google

wenn es ungeniert seiner Neigung folgen darf, unterhalb derselben, nämlich soweit es sich um geschichtliche Romane handelt, bei Dahn, Ebers und Eckstein, soweit der soziale und psychologische Roman in Betracht kam, bei Spielhagen und Auerbach seine Befriedigung. Gustav Freytag hat ein unleugbar vornehmes Wesen, bei welchem den Durchschnittsleuten nicht so leicht wohl und warm wird.

Sehr bezeichnend hat er das selbst in einem jetzt von der „Breslauer Morgenzeitung" veröffentlichten Sinngedicht oder Albumblatt aus seinem letzten Lebensjahre ausgesprochen:

Im Glücke zweifelnd hören
Der Freunde stolzes Lob;
Die Arbeit sich nicht stören,
Schallt auch der Tadel grob;
Den Mantel um sich schlagen,
Wenn wild das Wetter brüllt;
Das größte Leid ertragen
Still und das Haupt verhüllt;
Sich würdig gern verneigen
Dem lieben Publikum;
Doch wenigen nur zeigen
Der Seele Heiligtum;
Die Liebe treu bewahren
Im wohlverschlossnen Schrein
Und unter lauten Scharen
Gern summen: „Doch allein" —
Das, vielverehrte Freunde, war
Mein Lehr- und Trostspruch alle Jahr.

In diesem Bekenntnis ruht der Schlüssel zur Beurteilung der Freytagschen Persönlichkeit als des schönen Bildes eines harmonisch ausgestalteten und eine Fülle der liebenswürdigsten Dichtergaben in sich vereinigenden Kulturmenschen, aber nicht eines großen, charaktervollen Dichters. Nie verletzt uns in seinen Werken ein Zug der Roheit oder Niedrigkeit. Aber nirgends springt uns auch das Überwältigende mit elementarer Kraft entgegen.

Es ist sehr bezeichnend, wie ihm, dem Kenner und Meister auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, gerade das geschichtlich Gewaltige sich versagt, wenn er es dichterisch gestalten und hinstellen will. Den Krieg gegen Frankreich machte Gustav Freytag im Gefolge des Kronprinzen mit. Die große Thatsache,

Digitized by Google

daß die geeinten deutschen Stämme zur Abwehr und Sühne jahrhundertalter Kränkungen den gerechten Heereszug unternahmen, ergriff ihn tief und regte ihn zu dichterischer Schaffenslust an. Die innigste Liebe zum deutschen Volke und das tiefste Verständnis deutscher Eigenart sprachen aus dem Entwurf, aber von der nationalen und heroischen Erhebung der Zeit zeigte sich in der Ausführung keine Spur. Es sollte die Geschichte einer Familie werden, die durch anderthalb Jahrtausende hindurch ihre Lebenskraft und Gabe bewahrt. Auch in diesem Rahmen war es möglich, die hervorragenden Ereignisse und Persönlichkeiten innerhalb häuslicher oder geschlechtermäßiger Erfahrung sich spiegeln zu lassen.

Im Anklange alten Heldenliedes beginnt die Geschichte. Geschickte Einführung des alten Brunhild- und Krimhildmotivs bereitet einen ernsten Lauf der Ereignisse vor. Stets erneuter Geschlechtshader bildet den Rhythmus und bezeichnet den Weg der Geschichte, über welchen die Gestalten von Römern, Karolingern, Sachsenkaisern, Hohenstaufen, Reformatoren und preußischen Königen ihre Schatten werfen.

Aber nun machte sich die Freytagsche Eigenart geltend — der Mangel des heroischen Elements. Die größten Gestalten fallen am schwächsten aus. Prachtvoll ist der Zusammenstoß des römischen und germanischen Volkstums gezeichnet, aber ein eigentlicher Held fehlt. Bonifatius, Heinrich II., der große Hohenstaufe Friedrich II. und nun gar Luther sind ganz leere und nichtssagende Umrisse. Buntfarbige und greifbare Darstellungen geschichtlicher Erscheinungen wie der Christianisierung und Germanisierung der Grenzgebiete gegen die Slaven, der Klosterschulen, der Kreuzzüge, der fahrenden Ritter, des Landsknechtswesens, des dreißigjährigen Krieges, des Hexenwahns, des deutschen Kleinbürgertums — aber nirgends die machtvolle Persönlichkeit. Mehr und mehr tritt das Genrehafte und Intime hervor. Der Anfang deutet auf ein Epos; das Ende wird zum Feuilleton. Der Sproß des vandalischen Heerkönigs ist schließlich ein Journalist, und der anderthalbtausendjährige Geschlechtshader, der Kampf der Vandalen und Thüringer, der in einer Mensur mit akademischem Humor ausklingt, findet seine Lösung darin, daß die geeinten Sippen gemeinschaftlich eine politische Zeitschrift — etwa die „Grenzboten“? — herausgeben.

Digitized by Google

Allerdings muß mit großem Nachdruck hervorgehoben werden, daß, was in der Anlage und Zusammenstellung des Ganzen befremdlich und seltsam erscheinen mag, der Vortrefflichkeit einzelner Zeitbilder und ihrem hohen künstlerischen und kulturgeschichtlichen Werte keine Beeinträchtigung bringt. Jeder einzelne Roman aus dieser ganzen Reihe gehört zu den besten unserer Zeit, wenn auch eine gewisse Ermattung der Dichterkraft unverkennbar ist, je mehr Freytag sich mit seiner Darstellung der Gegenwart nähert.

In der achtunggebietenden und liebenswerten Gestalt des deutschen Gelehrten und Kulturhistorikers, des sinnigen und humorvollen Erzählers, des treuen Sohnes seines Vaterlandes, des dankbaren Verkünders ruhmreicher Vergangenheit und zuversichtlichen Vertreters der großen Weltaufgabe des germanischen Stammes bemerken wir einen gewissen weltfremden Zug, der ihn Naheliegendes wohl übersehen und in Dingen des praktischen Lebens erst auf eine gewisse zeitliche Entfernung zum klaren geschichtlichen Urteil kommen ließ. Daraus erklärt sich das nicht ganz Feste und Begründete, auch wohl einmal ganz Unbegreifliche seiner Stellung in politischen und Tagesfragen.

Da muß man die Gesamtheit seiner litterarischen Persönlichkeit ins Auge fassen. Wer z. B. die typischen Figuren „Ehrenthal, Pinkus und Veitel Itzig“ leibhaftig vor uns hinstellen konnte, hat in der Judenfrage sein entscheidendes Wort gesprochen. Er braucht nichts mehr zu sagen. Spätere Äußerungen ändern an der Sache nichts.

Zeigte das wertvolle Charakterbild des badischen Staatsmannes Karl Mathy den klaren, gesunden Blick des Verfassers, so mußte die späte, kleine Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ in der prüfungslosen Vermischung thatsächlicher und ganz unwesentlicher Momente Befremden erregen, ein Befremden, welches allerdings durch die Erinnerung an den mißglückten Versuch Freytags, sich als Mitglied des norddeutschen Reichstages als praktischer Politiker zu bethätigen, wesentlich erklärt wird. Die Bewegung im thatsächlichen Leben war nicht sein Gebiet.

Wir haben es nicht mit einem Politiker Gustav Freytag zu thun, sondern mit dem deutschen Schriftsteller. Darum gehören auch die biographischen Besonderheiten seines Lebens nicht in das Gebiet unserer Betrachtung. Für seine öffentliche Bethätigung genügt es uns, seiner als des gerechten und edelsinnigen Mannes zu gedenken, der weit entfernt von Parteisucht und tendenziöser

Digitized by Google

Bitterkeit, seinen gemäßigt liberalen Standpunkt vertrat und dabei seiner persönlichen Neigung für konservatives Wesen Raum gab, wie in seinen schönsten Werken deutlich hervortritt.

Dem deutschen Schriftsteller aber legen wir dankbar und liebevoll den wohlverdienten, vollen Ehrenkranz auf sein Grab.

Wie Gustav Freytag erweckend und befruchtend gewirkt und nach Art großer Meister eine große Schülerschar von sehr verschiedener Kraft und Begabung hinter sich her gezogen hat, wird bei der späteren Übersicht über den deutschen Roman zu betrachten sein.

Eine ganz deutsche und selbständige Art, obwohl in seiner dichterischen Entwicklung sehr verschiedene Gebiete und Anschauungen durchmessend, zeigt Theodor Fontane (1819—1898), geboren am 30. November 1819 zu Neu-Ruppin. Er ist aus schlichten, bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen und wurde auf einen durchaus praktischen Lebensberuf hingewiesen. Seine Schulzeit in Swinemünde und Berlin bereitete ihn auf die Lehr- und Arbeitszeit als Apotheker in Leipzig und Dresden vor. Seine Reisen nach England gaben den Ausschlag, sich auf das Feld der Litteratur zu wagen — nach fleißigen Vorstudien und nicht ohne große Bedenken und gewissenhafte Selbstprüfung. Aber bis zu dem Augenblicke der Entscheidung that er seine Pflicht. In seiner Biographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ (1898), womit er seine Jugenderinnerungen „Meine Kinderjahre“ fortsetzte, sagt er: „Der Tag selbst gehörte mit verschwindenden Ausnahmen dem an, für das ich da war und für das ich bezahlt wurde. Ja mehr, ich setzte meine Ehre darein, alles Dahingehörige nach bestem Vermögen zu thun, und segnete die Tage, wo's so viel Arbeit gab, daß ich an andere Dinge gar nicht denken konnte, je mehr, desto besser. Das war dann keine Qual, das war eine Lust, und wenn die Arbeitsstunden hinter mir lagen, konnt ich die Freistunden um so freier genießen, je mehr ich das Gefühl hatte, vorher meine Schuldigkeit gethan zu haben. Das Bedrückliche liegt immer in der Halbheit, in dem ‚nicht hüh und nicht hott.‘ — Ich kann dies Verfahren, alles, was man an Geschäftlichem zu betreiben hat, immer ganz zu betreiben, allen jungen Leuten, die sich in ähnlicher Lage befinden, nicht dringend genug empfehlen. Es ist das einzige Mittel, sich vor Unliebsamkeiten und eigenem Unmut zu bewahren, von dem ich denn auch in all

Digitized by Google

jenen Tagen, wo mein Beruf und meine Neigungen auseinandergingen, keine Spur empfunden habe."

Dieser Ausspruch ist überaus charakteristisch für Fontanes menschliche und dichterische Persönlichkeit. Der Zug einer pflichttreuen Genügsamkeit und Selbstbescheidung charakterisierte ihn in seiner ganz bestimmten, alten Preußenart, die in der Wahl seiner Stoffe sich bekundete. Seine Vorliebe für die Geschichte der Hohenzollern, für die vaterländische Größe, für den märkischen Adel, für die stillen Kreise religiösen und geselligen Lebens auf dem Lande, für die Pfarrhäuser und für die Originalität Berliner Typen ließen daran nicht zweifeln. Dieselbe Eigenart hat auch sein Stil. Er meidet alle stark aufgetragenen Farben, macht keine Versuche zum Erhabenen und spricht sich selber allen „Sinn für Feierlichkeit" ab.

Seine ersten dichterischen Leistungen schienen allerdings nach einer andern Richtung hinzudeuten. Drei deutlich abgesetzte Perioden lassen sich in seinem Streben und Dichten unterscheiden. Zuerst trat er vornehmlich als Balladendichter mit Glück auf und konnte teils an Bürger, teils an den Grafen Strachwitz erinnern. Seine „Acht Preußenlieder" (1850), „Von der schönen Rosamunde" (1850) und „Balladen" (1861) hatten einen kernigen Klang und packten namentlich durch ihren knappen Ausdruck.

Durch die deutsche Jugend hat er das Herz des Volkes erobert. Sie hat den Dichter von Herzen lieb gewonnen aus seinen Liedern, die in unsern Schulbüchern ihren Ehrenplatz fanden, wie „Der alte Derfflinger", der den Spöttern mit seiner Elle das Maß nimmt, das Lied vom „Zieten aus dem Busch", vom „Seidlitz" mit dem echt volkstümlichen Treffer:

Das waren Seidlitz's Späße:
Bei Zorndorf gab es Zorn.
Als ob's im Namen säße,
Nahm man sich da aufs Korn
Das slawische Gelichter.
Herr Seidlitz hoffte, traun,
Noch menschliche Gesichter
Aus ihnen zuzuhaun.

und ein treffliches Gedicht: „Ferdinand von Schill".

Digitized by Google

Die Anregung, die er auf seinen wiederholten Reisen nach England von der altenglischen Poesie empfing, sowie von den alten Burgen und Edelsitzen Schottlands, haben seine Selbständigkeit in keiner Hinsicht gestört. Er ist seiner Natur immer ganz treu geblieben.

In seinen „Gedichten" (1851) findet sich manch ernster Klang:

Sag an! Es fällt von deinem Haupt
Kein Haar, von welchem Gott nicht weiß.
Und was der Tag uns Größers raubte,
Das fiele nicht auf sein Geheiß?

Trag es, wenn seinen Schnee der Winter
In unser Hoffen niederstiebt.
Ein ganzer Frühling lacht dahinter:
Gott züchtigt immer, wen er liebt.

Laß in dem Leid, das er beschieden,
Den Keim uns künft'gen Glückes schaun.
Dann kommt der Tag, wo Freud und Frieden
In unserm Herzen Hütten baun.

Es entspricht auch ganz seinem stillen, gerechten und im tiefen Grunde religiösen Wesen, wenn er nicht nur in seinen Romanen der Kirche und dem Pfarrstande ihre geschichtlich und social berechtigte Stellung anweist und in mannigfachen Typen die hohe Bedeutung ihres Berufes anerkennt, sondern auch die bekannten Geistlichen seiner Zeit, einen Büchsel, Kögel, Fournier, Schulz von Bethanien und Müllensiefen in seinen Lebenserinnerungen mit Verehrung und treffend skizziert. Ein bemerkenswerter Gegensatz zu den jungdeutschen wie zu den modernen Schriftstellern, die mit knabenhafter Überhebung Christentum und Kirche als überlebte Institutionen beseitigen und sich sehr hehr und groß vorkommen, wenn sie besudeln, was andern heilig ist, die höchstens die großen, letzten Fragen mit dekorativer Sentimentalität behandeln, so daß ihr radikaler Sinn sich lieber mit dem mystischen Romanismus umarmte, als daß er sich vor dem kategorischen Imperativ des Protestantismus beugte!

Eine zweite Periode in Fontanes Dichterleben begann damit, daß er im Jahre 1860 Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" wurde und unter die Journalisten und Berichterstatter ging. Namentlich als Kriegsberichterstatter hat er fleißig gearbeitet, und

Digitized by Google

seine Geschichten von 1864, 1866 und 1870/71 sind patriotisch wertvoll, ohne daß die deutsche Litteratur gerade einen Gewinn dabei gehabt hätte. Von allgemeinem Interesse wurde das Büchlein „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870."

Der Dichter hatte dem Drange nicht widerstehen können, eine etwas vorwitzige, poetische Wallfahrt nach dem Geburtshause der Jungfrau von Orleans zu unternehmen, war dabei von Franctireurs abgefangen und als Kriegsgefangener abgeführt. Seine Erlebnisse sind höchst amüsant geschildert. Dagegen verdient ein Werk von ihm ernsthafte Beachtung und hohe Wertschätzung. Das sind die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", die von der liebevollsten Versenkung in Geschichte, Kultur und Art seiner engeren Heimat mit ihrer Bevölkerung, namentlich mit ihren alten Geschlechtern, Zeugnis geben. Die künstlerische Ruhe und Gemessenheit dieser echten Lebensbilder wirken überaus wohlthuend.

Vom Jahre 1876 an war Fontane wieder poetisch thätig. Die drei Romane: „Vor dem Sturme", Roman aus dem Winter 1812 auf 1813, „Grete Minde", eine ergreifende Tangermünder Geschichte aus der Reformationszeit, und die kriminelle Dorfgeschichte „Ellernklipp", entsprechen im ganzen nach Anschauung und Behandlungsweise den Schöpfungen aus der ersten Periode, den althergebrachten Geschichts- und Gesellschaftsromanen und andern zeitgenössischen Unterhaltungswerken. Später erschienen und wohl tiefer und feiner ausgeführt sind die Romane von 1883—1891: „Schach von Wuthenow", der vor den Freiheitskriegen spielt, „Graf Petöfy", dann wiederum zwei dörfliche Verbrechergeschichten: „Unter dem Lindenbaum" und „Quitt", und der dänische Verhältnisse behandelnde Zeitroman „Unwiederbringlich".

Eine ganz andere Bahn betrat Fontane in seiner dritten Periode, indem er sich unter die Modernen begab. Vorläufer war der bereits 1882 erschienene Roman aus der Berliner Finanzwelt „L'Adultera", eine sehr unerfreuliche Ehebruchsgeschichte, die eine Sühne durch Fleiß und Treue darstellt, und die einen Abfall des Schriftstellers von seiner guten Bahn zu bedeuten schien. Sie beginnt die Reihe der Berliner Romane, die sich in der feingeschriebenen, aber auch bedenklichen „Cécil" (1887) fortsetzt, um dann in zwei geradezu widerwärtigen Ge-

Digitized by Google

schichten „Irrungen, Wirrungen“ (1888) und „Stine“ (1890), in ganz schlechte und schmutzige Gesellschaft hinabzusteigen. Man fragt sich vergeblich, warum? Der Dichter schildert mit einer gewissen kühlen Harmlosigkeit, was ihm entgegengetreten ist, und scheint sich keine Gedanken darüber zu machen, ob es ästhetisch oder sittlich schön sei, ob nicht. Weit davon entfernt, für irgend etwas Unlauteres Partei zu ergreifen, begeistert er sich auch nicht im mindesten für das Ideale oder Allgemeinmenschliche. Er schildert mit einer Meisterschaft der Realistik die Wirklichkeit und hat sein Genügen daran.

Mit einer bewundernswürdigen Entschiedenheit und Jugendfrische im Greisenalter hat er sich über diese Vorarbeiten zu dem bedeutendsten seiner Berliner Romane erhoben, „Frau Jenny Treibel“ (1892). Mit einer klassischen Feinheit schildert er das begüterte Berliner Bürgertum in seiner wohlredenden Behaglichkeit und selbstgenügsamen Halbbildung, wie es den Ernst der Empfindung und die rechte Herzlichkeit durch eine bequeme Sentimentalität ersetzt. Er läßt diese Gesellschaft sich mit dem Kreise der Gymnasiallehrer berühren und die geistigen Bedürfnisse ihrer Geselligkeit, wie es thatsächlich der Fall ist und in vielen Häusern der Wirklichkeit entspricht, von dort aus beziehen. Mit der feinsten Ironie führt er die charaktervollen Typen vor, ohne jede Übertreibung und Aufdringlichkeit, indem er die Vorgänge in greifbarer Lebendigkeit auf die Gegend zwischen Molkenmarkt und dem Berliner Gymnasium zum grauen Kloster lokalisiert.

Tief ergreifend trotz der lächelnden Ruhe und Parteilosigkeit ist „Effi Briest“ (1895), wohl der feinste und reifste von Fontanes Romanen, der hier sein glücklichstes Milieu, den Märker Adel, wiedergefunden hat. Die seltsame und so überzeugend natürliche Gleichgültigkeit der Eltern, die ihr unerzogenes, haltloses Kind unbedacht in die Ehe mit dem älteren Manne treten sehen, die Gleichgültigkeit der Gesellschaft gegen die Verfehlungen, sobald sie nicht eine bestimmte äußerliche Grenze überschreiten, die Gedankenlosigkeit der Heldin gegenüber dem Glück und der Pflicht und dann auf einmal der Zusammenbruch und das unbarmherzige Gericht über die Sünde gegen den Anstand. Und gegenüber dieser eisigen Gesellschaft von Aristokraten und Bureaukraten die hündische Treue und Trauer, hündisch teils in des Wortes engster Bedeutung, teils bei der alten Dorfmagd! Wie ein plötzlicher

Digitized by Google

Schrecken des Gerichts durchfährt es den Leser, wenn am Schluß die alten Herrschaften von ihrem behaglichen Platze auf dem herbstlichen Rasen hinüberschauen nach dem Grabe ihres Kindes, wo der alte Hund liegt, und die Mutter die Bemerkung macht, sie seien doch wohl selbst schuld an dem Elend ihrer Tochter gewesen.

Ein kleines, aber überaus anheimelndes Werk ist „Die Poggenpuhls" (1896) mit feiner, humorvoller Schilderung des wahrhaft adligen Wesens einer armen Offiziersfamilie, die in ihrer Genügsamkeit ihrem Stande Ehre macht.

Die Höhe dieser drei Dichtungen hat Fontanes letzter Roman „Stechlin" nicht erreicht, obwohl der Ausblick weiter und der Schauplatz ein großer, zeitgeschichtlicher ist. Aber auch dieser Roman hat die Vorzüge der eigentümlichen Fontaneschen Schreibweise, die feine Beobachtung und Auffassung und die klare Wiedergabe.

Am 20. September 1898 ist Fontane in seiner geistigen Heimat Berlin, der er nicht mehr untreu geworden ist, entschlafen, indem ihm ein Herzenswunsch erfüllt wurde, den er in einem seiner Gedichte ausgesprochen hat.

Der Jäger.

Ich kenn' ein'n Jäger, man heißt ihn Tod.
Seine Wang' ist blaß, sein Speer ist rot.
Sein Forst ist die Welt. Er zieht auf die Pirsch.
Er jaget Elenn und Edelhirsch.

Im Völkerkrieg auf blutigem Feld
Ist's, wo er sein Kesseltreiben hält.
Haß, Ehrsucht und Geizen nach Ruhmesschall
Sind Treiber im Dienst des Jägers all.

Nicht fürcht' ich ihn selber, wie nah er auch droht,
Doch wohl seine Rüden, Gram, Krankheit und Not,
Die Meute, die stückweis das Leben zersetzt
Und zögernd uns in die Grube hetzt.

Fontane ist aus einem glücklichen Familienleben abgerufen und hat bis in seine letzten Tage das Geschenk seiner Geistesfrische behalten.

Haben wir bisher in der Betrachtung dieser Dichtergruppe die schönste Leistung in der lyrischen Dichtung bei Annette von Droste-Hülshoff, die meisterhafteste Bethätigung auf dem Felde des Romans bei Gustav Freytag und Theodor

Digitized by Google

Fontane gefunden, so dürfen wir auch in der Bethätigung der höchsten Form der Poesie, in der dramatischen, hier zwei wahrhaft große Dichter betrachten, die größten seit Goethes Tagen: Otto Ludwig und Friedrich Hebbel. Beide Kinder eines Jahres, beide von der Höhe des Lebensweges bald nacheinander abgerufen und beide bei Lebzeiten nicht nach Gebühr erkannt und gewürdigt. An beide diese Ehrenschuld des deutschen Volkes abtragen zu helfen, ist eine Aufgabe dessen, der das schöne Feld der deutschen Dichtung durchwandert, um unseres Volkes Kindern ihren Reichtum zu erklären.

Otto Ludwig (1813—1865) ist eine überaus anziehende, aber von einem durchaus schwermütigen Hauche umflossene Persönlichkeit. Die Schatten, die sein Leben verdüsterten, seine Entwicklung hemmten und sich zu einem für unsere Litteratur nur allzu frühen Tode verdichteten, fallen auf seine Schöpfungen teils als düstere, kraftvolle Leidenschaftlichkeit, teils als eine tief schmerzliche Entsagung. Was in ihm schlummerte als köstlicher Humor, das wird in seinen beiden urgesunden Dorfgeschichten offenbar. Er wurde am 12. Februar des patriotischen Ruhmesjahres 1813 in sehr günstigen Vermögens- und Umgangsverhältnissen geboren zu Eisfeld in Thüringen, mußte aber nach einer verwöhnenden, fast verzärtelnden Jugend den Niedergang der äußeren Verhältnisse und ein schmerzliches Sinken seiner Leibeskraft und Gesundheit erleben. Nach dem vorbereitenden Jugendunterricht in der Heimat besuchte er eine kurze Zeit das Gymnasium zu Hildburghausen 1828, bis ihn seine überzärtliche Mutter — den Vater hatte der Knabe in seinem zwölften Lebensjahre verloren — nach Hause holte und in das Geschäft seines Oheims, eines wohlhabenden Kaufmanns brachte. Als nach drei Jahren die Mutter starb, unternahm der schon sehr gereifte Knabe noch einmal den Besuch eines Gymnasiums zu Saalfeld, gab den Versuch aber bald wieder auf und fing in der Heimat ein selbständiges Leben und Schaffen an. Seine große Begabung und Ausbildung für die Musik brachte ihn auf die Bahn der Dichtung und Komposition. Diese Versuche für die Oper — „Die Geschwister“ und „Die Köhlerin“ — schienen keinen besonderen, selbständigen Wert zu besitzen, brachten ihm aber vom Herzog von Meiningen ein Stipendium zum Besuch des Leipziger Konservatoriums ein. Dort verbrachte

Digitized by Google

er ein Jahr mit musikalischen Studien unter Mendelssohns Leitung, aber ohne diesem näher zu treten, und ging enttäuscht und entmutigt nach Eisfeld zurück, um sich fortan ganz der poetischen Thätigkeit zu widmen (1840). Aus dieser Zeit datieren seine ersten Dichtungen, die er dann zuerst wieder in Leipzig und dann später bei dauerndem Aufenthalt in Dresden seit 1843 fortsetzte. In Meißen verbrachte er dazwischen auch einige Jahre.

Von jenen Erstlingswerken sind die romantischen Novellen „Die wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen" und „Maria" zu nennen, ferner sein großes Schauspiel, im Tone der altdeutschen Schwänke gehalten, „Hans Frei". Diesem schlossen sich dann das satirische Fragment „Die Bergauer Heide", die Familienstücke: „Die Rechte des Herzens" und „Die Pfarrrose" an. Die romantische Art wurde hier zu Gunsten eines kräftigen Realismus, allerdings unter bedenklicher Beimischung des Gräßlichen verlassen. Der seltsame und ungeheuerliche Stoff der Hoffmannschen Novelle „Das Fräulein von Scuderie" fand in Otto Ludwig einen hoch talentvollen Bearbeiter, der namentlich die an sich kaum glaubliche Figur des diamantensüchtigen und mörderischen Goldschmieds Cardillac psychologisch gestaltete und von der zierlichen Rococofigur der alten Dichterin wirkungsvoll absetzte.

Hoch über alle diese Versuche ragt das am 4. März 1850 zum ersten Male im Dresdener Hoftheater unter Eduard Devrients Leitung aufgeführte Trauerspiel „Der Erbförster".

Der künstlerische Aufbau dieses Stückes ist ohne Zweifel minderwertig. Die erschütternde Handlung vollzieht sich nicht nach den Gesetzen der Tragödie aus dem Innern der Persönlichkeiten heraus und durch das Recht der einzelnen Persönlichkeit erklärt und gestützt, sondern lediglich nach der Bestimmung des Zufalls und des Mißverständnisses. Die Gestalten des Dramas thun nicht, was sie nach ihrer Überzeugung sollen oder nach bewußter Absicht wollen, sondern sie handeln unter der Blendung äußerlicher Irrtümer oder im günstigsten Falle unter Belastung mit fixen Ideen. Dagegen sind diese Individualitäten mit einer hohen Meisterschaft charakterisiert und als wirkliche, volle Menschen hingestellt. Der Leser und Zuschauer hat aber das unbehagliche und beängstigende Gefühl, daß alle diese Menschen mit einer

Digitized by Google

großen Blindheit, ja fast mit Tollheit geschlagen sind und nicht wissen, was sie thun. Man möchte ihnen immer zurufen, sie aufwecken und über ihren Irrtum aufklären. Jenes bange Gefühl, das uns angesichts des Shakespeareschen Othellos in den Krallen Jagos ergreift, wird hier zum lähmenden, peinlichen Druck und Eindruck des Pathologischen. Das tragische Mitleid ist vorhanden, nicht die Furcht; denn das Benehmen dieser so naturwahr gezeichneten Menschen bleibt doch zu unwahrscheinlich und unverständlich. Die Reinigung durch eine erlösende Idee fehlt gänzlich. Der Held lebt und stirbt als eigensinniger Thor.

Der Erbförster stellt, ähnlich wie der Hofschulze in Immermanns „Münchhausen", eine Verkörperung des natürlichen Rechtsgefühls gegenüber der Gültigkeit des formalen Rechts dar, das er von seinem sichern, unmittelbar empfundenen Standpunkt aus leugnet. Er hat die Vorstellung: weil seit Geschlechtern das Amt in seinem Hause erblich war, er könne nie abgesetzt werden. Der Gutsherr ist sein lieber Freund, wenn beide auch beständig miteinander zanken, und die Kinder sollen sich heiraten. Da kommt es zu einem tiefen Bruche aus Veranlassung eines an sich geringen Umstandes. Der Gutsherr setzt seinen alten Förster ab und überträgt sein Amt einem andern Jäger, während der Erbförster an der Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden verzweifelt. Der neue Förster wird von einem Wilddiebe erschossen, der dem Sohne des Erbförsters, dem jungen Andres, das Gewehr gestohlen hat, und schießt auf den ihn verfolgenden Sohn des Gutsbesitzers, Robert. Durch ein Mißverständnis erfährt der Erbförster, sein Sohn sei von Robert erschossen, und macht sich auf, diesen dafür zu töten. Er spürt ihn auf und erschießt an seiner Stelle aus Versehen seine eigene Tochter, Roberts Braut, die mit dem Geliebten die Versöhnung der entzweiten Väter beriet. In der Verzweiflung tötet der Alte sich selbst. Es ist bezeichnend, wie Otto Ludwig, der innerlich streng konservativ gerichtete Mann und entschiedene Gegner des jungen Deutschlands sich diesen Stoff des allgültigen, über Menschensatzungen siegreichen Rechtes erwählte, aber die Betonung dieses Rechtsstandpunktes durch lauter Thorheit und Unrecht vollzog. Unbestritten geht aber durch alle tollen Vorgänge der große Zug des packenden Genius.

Voll großartiger historischer Tragik ist das zweite hoch-

Digitized by Google

bedeutende Werk Otto Ludwigs: „Die Makkabäer“. Es ist eine im großen Stil gehaltene Darstellung der jüdischen Heldengröße auf Grund der apokryphischen Berichte über die Erhebung Israels gegen die Bedrückung und Verfolgung der Seleuciden und gipfelt im Martyrium der Mutter mit den sieben Söhnen. Wenn auch die Geschlossenheit der Handlung und damit der Gesamteindruck darunter leidet, daß keine Hauptgestalt der Träger der Idee ist, sondern der Vorrang zwischen dem Helden Judas, der Mutter Lea, der liebenden Naemi und dem reumütigen Eleazar geteilt ist, so ist doch die Fülle der einzelnen Bilder so groß und abwechslungsreich, daß die innere Teilnahme beim Anblick und Mitempfinden nicht erlahmt. Das Werk darf sich den Dramen unserer großen Klassiker anschließen.

Im ersten Bande von O. Ludwigs „Nachlaßschriften“ finden sich an dramatischen Fragmenten noch der „Engel von Augsburg“, eine neu aufgefaßte Geschichte der Agnes Bernauerin, und „Tiberius Gracchus“, — beide von großem Tiefsinn, aber etwas mühsamer Herstellung, die das Fließende und Naturgemäße der Erfassung und Wiedergabe vermissen läßt. Der zweite Band der Nachlaßschriften enthält „Shakespearestudien“, in denen er sich mit einer leidenschaftlichen Liebe und Bewunderung in die Dramatik des großen englischen Dichters versenkt und ihn mit etwas doktrinärer Ausschließlichkeit als Ideal des dramatischen Schaffens schlechthin aufstellt.

Auf einem andern Gebiete hat sich O. Ludwig noch als geniale Kraft erwiesen, nämlich als Erzähler. Hier zeigt er eine Ruhe und breite Behaglichkeit der Darstellung, die einen hohen epischen Reiz in sich schließt. Die Geschichte „Zwischen Himmel und Erde“ (1856) zeigt uns das Leben des kleinen deutschen Bürgerstandes und Gewerkes im engen Rahmen eines Thüringer Städtchens. Die Helden sind Dachdecker. Alle Aufgaben, Pflichten und Eigenheiten dieses Handwerks, seine Bewährung in Not und Gefahr werden in der schlichten Objektivität realistischer Schilderung vorgeführt. Aber allmählich erhebt sich die Darstellung mit den einfachsten Mitteln psychologischer Feinmalerei zu einer furchtbaren tragischen Höhe. Mit dramatischer Kraft vollzieht sich der Wendepunkt des Strafgerichts, und dann läuft die Erzählung wieder in großer und breiter Gelassenheit

Digitized by Google

dem Ende entgegen, das als das Höchste im Menschenleben die Pflichterfüllung bei stiller Entsagung erkennen lehrt. Dieser Friede nach allen Stürmen ist ein wohlthuender und starker Protest gegen die moderne Zerrissenheit, die als das Höchste und eigentlich Menschenwürdige die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden proklamiert.

Dieselbe Festigkeit der in sich ruhigen Überzeugung zeigt Ludwig in seinem herzlichen und erquickenden Humor, der seine Dorfgeschichten durchzieht, „Thüringer Naturen" (1857). „Die Heiterethei" ist das Lebensbild eines kraftvollen Landmädchens, das auf sich selbst gestellt, treu die Lebensarbeit thut und in einem Übermaß des Kraftgefühls und der selbstbewußten Sprödigkeit sich ihres kraftvollen Liebsten und der Liebe erwehrt, bis sie endlich in Beschämung über ihre zu weit gehende Herbigkeit vor sich selbst erschrickt und dem sanften Empfinden nicht mehr wehrt. Um das Liebespaar her steht ein Kreis von köstlichen Charaktergestalten. Die „großen Weiber" in der „Wachstube", das heißt, die begüterten Bauerfrauen, die mit neugieriger Herzlosigkeit das Verfahren des seltsamen Liebespaares beobachten und richten, sind von einer höchst wirksamen Komik. In einer andern Dorfgeschichte giebt Ludwig ein sehr ergötzliches Gegenstück in einem überaus sanften und geduldigen Mädchen, der treuen Geliebten eines kleinen Schneiders, der immer auf der Flucht vor seiner bösen Mutter ist. Merkwürdig steht der gutherzige Optimismus dieser Geschichten zu der finstern Tragik des „Erbförsters" und der grüblerischen Phantasie der meisten dramatischen Entwürfe des Dichters.

O. Ludwig und F. Hebbel sind fast gleichaltrig. Dieser hat aber früher mit seinem poetischen Schaffen begonnen, so daß man sagen könnte, seine Werke haben dem später gereiften Dichtergenossen eine Anregung und Richtung gegeben, doch ohne seine Selbständigkeit im mindesten zu beschränken. Er ist aber ohne Zweifel der Größere von den beiden.

Friedrich Hebbel (1813—1863), ein herber Dithmarse, am 18. Mai zu Wesselburen geboren, war der Sohn eines armen Maurers und hat eine schwere Kindheit verlebt. Aus der bittern Not, in die des Vaters früher Tod die Familie versetzte, arbeitete er sich in hartem Kampfe um das tägliche Brot empor als Hausbursche und Schreiber seines Kirchspielvogtes. Die

Digitized by Google

düstere und harte Eigenart wird aus diesem Gange durch das für andere so sonnige Land der Jugend verständlich. Mit einer zähen Strebsamkeit eignete sich der nur auf der Volksschule unterrichtete junge Mann eine unfertige und lückenhafte Bildung an. Seine Gönnerin Amalie Schoppe, die Herausgeberin der „Pariser Modeblätter", zu Hamburg, ermöglichte es ihm, sich unter ihrem Schutze dort weiterzubilden. Im März 1835 begann er seine von Felix Bamberg bis 1887 herausgegebenen „Tagebücher", die herrliche Zeugnisse seiner Bedeutsamkeit geworden sind. Im nächsten Jahr 1836 ging er nach Heidelberg auf die Universität, um das juristische Studium zu beginnen, dann aber unter großen Entbehrungen der Poesie und dem Streben nach allgemeiner Bildung zu leben. Im selben Jahre begab er sich nach München, wo er bis 1839 verweilte, um dann mit einem Schlage aus der unsicheren und gequälten Werdezeit auf die Höhe eines Erfolges zu gelangen. Schnell nacheinander erschienen seine Dichtungen „Judith" und „Genovefa", das Lustspiel „Der Diamant" und die erste Sammlung seiner „Gedichte". Der König von Dänemark, sein Landesherr, gab ihm auf Öhlenschlägers Verwendung ein Reisestipendium, das ihm den Besuch von Paris und Rom ermöglichte. In Paris vollendete er die „Maria Magdalena".

Ein heftiges, erregendes Liebesverhältnis von der Heimat her, von dem seine Briefe mit ihrer Schilderung innerer Kämpfe und Qualen einen erschütternden Eindruck geben, fand während dieser Reise seine Lösung. Auf der Heimkehr 1845 lernte er in Wien die Schauspielerin am Hofburgtheater, Christine Enghaus, kennen und heiratete sie im nächsten Jahre, indem er in Wien seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Manche poetischen Arbeiten entstanden hier, so das „Trauerspiel in Sizilien, Julia" und der Anfang von „Herodes und Mariamne" nebst einem neuen Bande von „Gedichten". An den revolutionären Bewegungen war er mit Mäßigung beteiligt, doch ohne seine Zukunft zu gefährden. Allerdings verschlossen sich seinen Werken die Pforten des Burgtheaters, doch lähmte das sein Schaffen nicht. Außer dem romantischen Spiel „Der Rubin", dem unvollendet gebliebenen „Moloch" und dem „Michelangelo" ließ er „Agnes

Digitized by Google

Bernauer" (1851) und „Gyges und sein Ring" (1854), das Epos „Mutter und Kind", das den Tiedgepreis erhielt, und die Gesamtausgabe seiner „Gedichte" erscheinen. Sein größtes und bedeutendstes Werk „Die Nibelungen", in Form einer Trilogie, schuf er in der Zeit von 1855 bis 1860; es wurde 1861 zum ersten Male in Weimar gegeben und errang den Schillerpreis. Die trostreiche Nachricht erreichte ihn, als er auf seiner kleinen Villa in Orth am Gmundersee auf dem Totenbette lag. Am 13. Dezember 1863 ging er heim, nachdem er seinen „Demetrius" fast vollendet hatte.

Friedrich Hebbel ist von einer wunderbaren Eigenart und Selbständigkeit. Man kann kaum ein Werk von ihm, ausgenommen etwa einige lyrische Gedichte, mit dem reinen Behagen poetischer Befriedigung lesen, wie es doch bei vielen unter ihm stehenden und im allgemeinen minderwertigen Dichtern der Fall ist, wenn sie nur einen harmonischen Grundgedanken zur poetischen Anschauung bringen. Doch muß man Gottschall recht geben, wenn er behauptet, die Litteraturgeschichte werde über den Wesselburener Bauernsohn nie zur Tagesordnung übergehen können. Er ist wirklich und wahrhaftig ein Dichter. Hebbel gebot über eine ganz ungewöhnliche Begabung, seine große Fülle von Gedanken und Anschauungen zu packen und hinzuwerfen, daß alles an seinem Ort stand und blieb. Aber er gefiel sich auch darin, mit überschäumender Genialität und treibendem Kraftgefühl seltsame Probleme, ungeheuerliche Fälle und unerhörte Situationen darzustellen. So gelang es ihm selten, die volle Liebe der erschrockenen und beängstigten Leser und Hörer zu gewinnen. Im Grunde können nur solche Lebensverhältnisse uns anziehen und fesseln, die wir mit unserm eigenen Denken, Fühlen und Handeln in Einklang zu setzen vermögen. Darum fand schon seine erste gewaltige Tragödie „Judith" (1841) trotz ihrer vielen schönen und imposanten Einzelheiten im ganzen keinen rechten Eingang in das allgemeine Verständnis. Zur Bewunderung mußte sich bei ihm stets das Entsetzen gesellen. Das apokryphische Buch Judith behandelt einen scharfen, hochtragischen Konflikt. Daß Unzucht und Meuchelmord Sünde sind, mußte beim Volke Israel unbedingt feststehen. Judith begeht beide Sünden, um ihre Vaterstadt aus dem entsetzlichsten Elend zu erretten, und dieser Zweck heiligte die schauerlichen Mittel in den Augen eines Volkes, dem der alte Glaube zum nationalen

Digitized by Google

Fanatismus entartet war. Wie Christen diese Schrift für Gottes Wort haben erklären können, die aller Heiligkeit des göttlichen Gesetzes widerspricht, bleibt uns Evangelischen unbegreiflich. Man sollte meinen, es wäre des Dichters Aufgabe gewesen, diesen tragischen Konflikt poetisch zu lösen, indem etwa in die selbstvergessende Vaterlandsliebe die große, sühnende Entschuldigung gelegt wurde. Hebbel sieht davon ab. Er betont in seiner Judith ganz andere Motive. Sie wird in ihrer schmachvollen Erniedrigung zwischen Liebe und Haß gegen den brutalen Großmann hin und her geworfen, und um sich aus dem fürchterlichen innern Zwiespalt zu erretten, mordet sie ihn. Das Gespräch der Judith mit ihrer Dienerin Mirza unmittelbar nach vollbrachter Blutthat stellt den Grund klar.

Mirza: Du sprichst von Rache? Eins muß ich dich fragen: Warum kamst du im Glanz deiner Schönheit in des Heidenlager?

Judith: Warum ich kam? Das Elend meines Volkes peitschte mich hieher, die dräuende Hungersnot, der Gedanke an jene Mutter, die ihren Puls aufriß, um ihr verschmachtendes Kind zu tränken. Dies alles hatt' ich über mich selbst vergessen!

Mirza: Du hattest es vergessen? Das also war's nicht, was dich trieb, als du deine Hand in Blut tauchtest!

Judith (langsam, vernichtet): Nein, das war's nicht, du hast recht; mich trieb nichts, als der Gedanke an mich selbst.

Dieser Übermensch Holofernes mit seiner unbändigen Kraftrenommage scheint aus der alten Sturm- und Drangperiode entsprungen und unterwegs von Jungdeutschland angehaucht zu sein. Und doch liegt Kraft und Größe in diesem maßlosen Riesenpaar des Schauspiels. Es packt und schüttelt uns.

Ähnlich steht es mit seinem Drama „Genovefa" (1843), in dem die Hauptperson, der schöne Golo, mit einer Zuversicht und Apotheose der Leidenschaft sein Recht des Genusses fordert, daß die tugendhafte Gräfin wegen ihrer ablehnenden Haltung fast um Entschuldigung zu bitten hat. Bei Tieck fand sich schon ein schüchterner Anfang zu dieser Verkehrung, indem hier der verführerische Bösewicht zum Gegenstand des Mitleids gemacht wird, denn er erscheint mindestens als „belastet". Aber der Hebbelsche steht auf einem gebietenden Standpunkt.

„Maria Magdalena" (1844) ist ein bürgerliches Drama, für dessen Art der Verfasser in einer langen Einleitung eifrigst plädiert. Die Hauptperson ist eine Jungfrau, die sich

Digitized by Google

einem ungeliebten Manne, dessen gemeine Natur sie erkennen mußte, mit überschwenglicher Absicht hingegeben hat. Entehrung, Diebstahl, Duell, Untreue, Ehrlosigkeit, Selbstmord und Kindesmord sind die haarsträubenden Zuthaten in dieser entsetzlichen Dichtung. Aber die technische Anlage ist vortrefflich, die Charaktere sind scharf gezeichnet. Jeder Vorgang ist richtig und ungesucht begründet, und im einzelnen giebt's wieder des Schönen in Menge.

Ebenso absonderliche Dinge bietet „Herodes und Mariamne" (1851). Der liebende Wüterich giebt beim Antritt einer Reise nach Rom den Befehl, falls er nicht wieder heimkehre, Mariamne zu töten, damit sie keines andern werde. Tief gekränkt spielt sie die Ungetreue und wird geopfert. Diese Unnatur entbehrt jedes mitfühlenden Verständnisses.

Das trifft fast alle andern Dramen Hebbels, und doch sind sie kraftvoll und bedeutend. „Julia" (1851) behandelt einen aufgeschobenen Selbstmord. Die Heldin hat sich mit Antonio, einem Räuber, vergessen. Um sich vor Schmach zu bewahren, nimmt sie den Vorschlag des ganz blasierten Grafen Bertram an, der schon fest entschlossen ist, sich zu töten, mit ihm eine Scheinehe einzugehen. Er will den Selbstmord so lange vertagen, bis Antonio wiederkommt. Und so geschieht's auch. Der glückliche Ausgang befremdet. Man ist das bei Hebbel nicht gewohnt.

In dem Lustspiel „Der Diamant" handelt es sich um Wiedergewinnung eines kostbaren Steines, den ein Jude verschluckt hat. Das Märchenspiel „Der Rubin" (1851) ist ein Edelstein, in den eine Prinzessin verwandelt ist, die nur erlöst werden kann, wenn der Besitzer ihn freiwillig wegwirft, denn die Resignation hat eine erlösende Kraft. Seine „Agnes Bernauer" ist ein Versuch des Dichters, in einem bekannten, oft dramatisierten Stoff allgemein ansprechende Verhältnisse zu behandeln. Hier ist die Charakteristik treffend und besonders der starre Eigensinn des Herzogs Ernst ergreifend dargestellt.

Das Trauerspiel „Gyges und sein Ring" ist wieder durch seine Fabel höchst absonderlich. Der König Kandaules von Lydien hat ein schönes Weib und einen unsichtbar machenden Ring. Letzteren überreicht er seinem Diener Gyges, um ihm im albernen Stolze des Besitzes die unverhüllte Schönheit der Königin zu

Digitized by Google

zeigen. Als Rhodope die ihr angethane Schmach erfährt, bringt sie den Gyges dazu, den König zu töten; dann tötet sie ihn und bringt sich selbst um.

Auf eine Höhe, die kein anderer Dichter seiner Zeit erstiegen hat, trat Hebbel mit seinen „Nibelungen", dem Werke, an das er fünf Jahre seines Lebens wandte. Nie ist dieser Stoff großartiger behandelt worden. Aus den Sagen der Edda, die auf einen halb historischen Boden gepflanzt sind, wächst die Geschichte auf. Nicht die der romantischen Behandlung zuneigende ritterliche Poesie, die in unserm Nibelungenliede vorherrscht, giebt die entscheidende Färbung. Wir sehen nach der selbstzerstörenden Umwälzung unter den deutschen Stämmen den Sieg der Germanen über das erobernde und niederdrückende Slaventum, und mehr als das! nämlich den Sieg des Christentums über die heidnische Welt der Zauberei, des blindwaltenden Geschicks und der maßlosen Überhebung selbstsüchtiger Leidenschaft. In poetischer Verklärung geht über den Gräbern des „letzten Riesen" und der „letzten Riesin", Siegfrieds und Brunhildens, das neue Reich des Gehorsams, der Selbstüberwindung und der dienenden Liebe auf, dessen Träger Dietrich von Bern ist. Zur dichterischen Rechtfertigung des untergehenden Heidentums gehören Hagens großartiger Trotz und unerschütterliche Herrentreue, sowie Krimhildens Maßlosigkeit, die aus der Liebe zum alles verschlingenden Haß wird. Die beiden sind äußerlich Christen, wie alle Personen außer Brunhild und Etzel, aber sie alle sind innerlich gegen Gott empört.

Mit dem gewaltigen Akkorde eines Bekenntnisses zum Heiland der Welt schließt das wilde Gewoge ab und kommt zur Ruhe. Etzel, der die Welt mit menschlicher Ordnung meistern wollte, ist matt geworden. Er ruft dem starken Dietrich zu: „Schleppt Ihr die Welt auf Eurem Rücken weiter." Und der demütige und darum unverzagte und glaubensstarke Held nimmt die Last auf sich mit den Worten: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich."

Durch den Gang des Stückes zieht sich mit dem herrlichen Glanze des in bunte Steine eingesprengten Goldes gegenüber dem strahlenden, weltlustigen Außenleben und der Dunkelheit von Sündenschuld und Jammer die suchende Barmherzigkeit des Christentums.

Wie ein dunkler Schatten verschwindet Brunhild, die Odinstochter, aus der sichtbaren Handlung des Dramas, nachdem sie

Digitized by Google

den ganzen Jammer des Menschenlebens gekostet hat und der Schmach durch Siegfried erlegen ist, mit dem Verzweiflungsruf an die alte Amme Frigga: „Mein Leben oder auch das Seine! Ich ward nicht bloß verschmäht, ich ward verschenkt, ich ward wohl gar verhandelt. Ihm selbst zum Weib zu schlecht, war ich der Pfennig, der ihm eins verschaffte! Das ist mehr als Mord!

Und dafür will ich Rache! Rache! Rache!"

Aber dem Unglück naht tröstend der Diener des Evangeliums und mahnt die gleichfalls rachefordernde und die Mörder verfluchende Krimhild:

Fluche keinem,
Du armes Menschenkind, aus Staub und Asche
Geschaffen und vom nächsten Wind zerblasen.
Wohl trägst du schwer und magst zum Himmel schrein.
Doch schau auf den, der noch viel schwerer trug!
In Knechtsgestalt zu uns herabgestiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen. —
Er aber war gehorsam bis zum Tode,
Er war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.
Dies Opfer bracht' er dir in seiner Liebe,
In seinem unergründlichen Erbarmen.
Willst du ihm jetzt das deinige verweigern?

Zu dieser Schönheit des Zeugnisses gesellt sich in der Scene der Grablegung die Erhabenheit des kirchlichen Berufs in Gericht und Gnade über die gebrochene, schöne Blüte des Menschentums, den toten Siegfried. Und dann die merkwürdige Episode vom büßenden, bettelnden Herzog beim Kriegsmahl, den Hagen verlacht und Dietrich bewundert! Hier thut man einen Blick in die wunderbare Gemütstiefe Hebbels und in sein ergreifendes Verständnis für das Schuldgefühl und die versöhnende Kraft der Selbsterniedrigung.

Das letzte Werk Hebbels war eine Tragödie „Demetrius".[1]) Sie war bis auf wenige Schlußscenen vollendet,

[1]) Es haben viele Dichter in neueren Zeiten versucht, das Schillersche Fragment „Demetrius" zu vervollständigen. Wir nennen Maltitz, Bodenstedt, Kühne, Hermann Grimm, Gruppe und neuerdings Laube. Gruppe hat seine Demetrinsdichtung 1861 mit einer höchst interessanten Abhandlung begleitet, in welcher er über die bisherigen verschiedenen Bearbeitungen eine vergleichende Beurteilung anstellt. Berlin 1861.

Digitized by Google

als der Tod den Dichter abrief. Ein langes Siechtum war vorhergegangen. Hebbels „Demetrius“ ist keine Fortsetzung des Schillerschen Bruchstücks. Von Anfang an ist's neu gedichtet. Demetrius ist wirklich des Zaren Iwan Sohn und hält sich auch dafür. Aber er ist nicht das Kind, das die Zarin Marfa geboren hat; seine Mutter war eine Buhlerin des Zaren und hat die Kinder vertauscht. Im Bewußtsein seiner angeborenen höheren Natur hegt er von Jugend auf starren Trotz gegen die Beschränkungen seiner in niedriger Knechtschaft bei einem stolzen Woiewoden verbrachten Jugend. Ein Spiegelbild seiner eigenen Jugendschicksale konnte der Dichter in dieser Tragödie geben. „Das ist der Fluch der Armut,“ schrieb er einmal in sein Tagebuch, „daß alles, was Selbstgefühl verrät, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Anmaßung, Hochmut und Lächerlichkeit erscheint.“ So habe er einst als Bursche auf einem Bauernhofe ein Pferd umherführen sollen, aber sich beharrlich gegen dies Ansinnen gesträubt. Beim Sohne des Reichen ruft man: Angeborener Adel! bei dem des Armen: Bettlereitelkeit! So sagt auch sein Demetrius im Vorspiel:

Ich setz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern; trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und such mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich schwelge, wo der Bettler zecht.

Das Stück ist von großer psychologischer Feinheit, vermag aber nicht mit der Größe der Empfindung den Leser zu erfassen, wie die früheren Dramen.

Das kleine, liebliche Epos „Mutter und Kind“ wurde sehr günstig aufgenommen, konnte aber mit seiner gezwungenen Anlage auf die Dauer keine warme Teilnahme erhalten. Reiche, kinderlose Eheleute wünschen ein Kind anzunehmen. Anstatt nun ins Waisenhaus zu gehen oder sonst auf irgend eine Weise zu wählen, kaufen sie — unerhörterweise — einer armen Frau das Kindlein, das sie erwartet, im voraus ab gegen reichen Kaufpreis. Als aber die Zeit kommt, wo die Mutter ihr Kind abtreten soll, geben die armen Eltern in erwachter aufrichtiger Liebe willig alles zurück, um das Kind zu behalten. Schließlich erkennt auch das reiche Paar seine Thorheit, und alles schließt in Freude.

Digitized by Google

Als Lyriker ist Hebbel weniger begabt. Ihm fehlt die reiche, fließende Anmut und die Schmiegsamkeit der Form. Doch ist in den beiden Bänden seiner Gedichte auch Schönes enthalten. Die zahlreichen Balladen haben fast alle einen grausigen Inhalt. Das „Vaterunser" ist ein Nachtstück schauerlichster Art, und „Der Heideknabe" ist nur eine unangenehme und rohe Mordgeschichte in Versen. In den zahlreichen Epigrammen lebt viel Geist. Wir treffen auf tiefe Gedanken über Poesie und Leben. Es ist besonders interessant, daß fast bei jedem Epigramm das Datum der Entstehung angegeben ist. Wer Hebbels schwer bedrückte Jugend kennt, dem wird der Abschnitt: „Dem Schmerz sein Recht" viel Ergreifendes sagen. Die von Emil Kuh herausgegebene Biographie des Dichters ist eine schmerzlich anfassende Lektüre.

Manches aus seinem Leben mahnt an Bürgersche Verhältnisse; ja fast noch Schlimmeres ist darin. Hebbel ist nach seinem Geständnis glücklicher gewesen im Dienst des strengen Kirchenvogts in Wesselburen, als nachdem man seine Talente erkannt hatte, als hungernder Student in Hamburg, Heidelberg, München. Auf einer Reise 1852, als er schon berühmt war, dichtete er in dem Münchner Park: „Ein Geburtstag auf der Reise":

Drum erst zum kleinen Hause,
Das mich beherbergt hat.
In dieser dunklen Klause
Reift' ich zur Dichterthat.
Viel litt ich da im stillen,
Viel hat's in mir geschafft,
Von Gott den reinen Willen —
Vom Teufel jede Kraft.

Hier zeigte wie im Traume
Sich mir die Judith schon.
Dort unterm Tannenbaume
Sah ich den Tischlersohn.
Da drüben winkte leise
Mir Genovefas Hand.
Und in des Weihers Kreise
Fand ich den Diamant.

Die Biographie von Kuh stellt uns den unglücklichen Mann dar in seinem selbstverschuldeten, schneidenden Weh des Schuldgefühls, das ihn auch in der glücklichen Ehe mit der strahlend schönen und herzensguten Christine Enghaus nie verlassen hat. Hier liegt der Schlüssel zu dem dunkeln Rätsel seiner Dichtung. Ein Leben des Leids und der schmerzlichen Erkenntnis mußte geführt werden, um sich „eine Grabschrift zu erkämpfen." Das Lied „Dem Schmerz sein Recht" enthält ein herzerschütterndes, wahrhaftiges Gebet. Denn von pantheistischer

Digitized by Google

Gottentfremdung und Gottesleugnung findet sich bei Hebbel kein Schatten. Er betet zu Gott: wenn irgendwo in einer niedern Hütte ein Jüngling, von Armut und Roheit bedrängt, weil Kraft schöpferischen Bildens ihm verliehen sei, nach Hülfe sich sehne, so möge Gott ihm einen der Edelsten entgegen senden, der ihm die Hand reiche, ihn aus dem Bann zu erlösen.

Kannst du aber keinen solchen finden,
So verschließe dich vor seinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in seiner Brust zurückgehalten,
Langsam, aber sicher ihn verzehren.
Und dann mag er mit dem All sich mischen,
Bis verstärkt in langer Ruhepause
Ihn die eigne Schwere wieder ablöst
Und ihm neu das Thor zum Dasein aufsprengt.
Also bet' ich, weil ich schmerzlich wünsche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Mensch gebetet hätte.

Digitized by Google

Die geiſtlichen Dichter.

Der Erweckung neuer Dichtungskraft durch die hiſtoriſch und volkstümlich wirkſamen Ströme der Romantik war eine Zeit der Dürre vorausgegangen, die ſich namentlich auf dem religiöſen Gebiete ſchmerzlich fühlbar machte. An die Stelle wahrer Herzensreligion war einerſeits trockene und langweilige Moral, andrerſeits phraſenreiche Gefühlsſeligkeit getreten. Es fehlte nicht nur die lautere und echte Tiefe der Empfindung, ſondern auch die innere ſittliche Wahrheit. Man beſang die einzelnen Tugenden, docierte gegen Laſter, ſetzte Standes- und Unterthanenpflichten in breite Reime und dichtete nach aufgeſtellten Kategorien ganze Exercitien in langweiligen Paragraphenverſen zuſammen. Ganz arglos wurde zur Erbauung der Soldaten angeſtimmt:

Nie werde Tugend euer Spott;
Selbſt Kriegern ſoll ſie heilig ſein.

Das Schlimmſte war die Feindſchaft gegen die guten, alten Kernlieder, die in den Stürmen und Verödungen Deutſchlands während der Kriegsſchrecken des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Quellen des Troſtes für unſer Volk geweſen waren. Man veränderte und verſchlimmbeſſerte in einer Weiſe, die uns heute unſäglich komiſch berührt, damals aber ſehr unheilvoll wirkte. Nicht einmal die Kleinodien unſeres geiſtlichen Minneſängers Paul Gerhardt blieben verſchont.

In der Zeit der Aufklärung hatte man an dem wunderbaren, friedeſeligen Abendliede

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menſchen, Städt' und Felder;
Es ſchläft die ganze Welt.

Digitized by Google

Anstoß genommen. Diese Berücksichtigung des Viehs vor den Menschen wurde nicht angenehm empfunden, die unklare Vorstellung, daß Städte und Felder schliefen, stark bemängelt und namentlich der Mangel an geographischer Klarheit bekämpft, daß in der ganzen Welt gleichzeitig der Schlaf herrschen solle, während doch bekanntlich auf der andern Hemisphäre dann Tag sei. So sang man denn mit großer Befriedigung:

Es schläft die halbe Welt.

Allerdings gewährte dem klaren Denker auch diese Änderung noch keine volle Befriedigung. Auch hier schlief doch niemals die ganze Bevölkerung. Sollte man denn nicht des immer wachen Auges des Gesetzes und der nie rastenden Aufsicht der Polizei gedenken? Namentlich der Nachtwächter? — Solche Skrupel löste durch eine entschiedenere Umgestaltung das Berliner Gesangbuch vom Jahre 1829, indem die Kommission zunächst mit decentem Taktgefühl das „Vieh" beseitigte und dann den Schlaf mit logischer Entschiedenheit auf wirklich lebendige Wesen beschränkte, so daß der klar denkende Bürgersmann nun ohne Ärgernis singen konnte:

Nun ruhet in den Wäldern,
In Städten und auf Feldern
Sanft schlummernd, was da lebt.

Mit jenem merkwürdigen Unverstande für Gesundheit und Schönheit der Dichtung, wie sie unter dem Bildungsfirnis der Großstädte und der Zwangsvorstellung von Vernunft und Wissenschaftlichkeit so gut gedeihen, wurde noch bis in die neunziger Jahre so gesungen. Man mußte sich durch einen Anhang zum Gesangbuche vor diesen Verwässerungen retten, um zu Liedern zu gelangen, die wie Luthers: „Vom Himmel hoch", und die Lieder: „Seelenbräutigam, Jesu Gottes Lamm", „O süßer Stand" keine Aufnahme gefunden hatten.

An den trockenen Liedern der Verfallzeit hatte man nichts auszusetzen, und eine gemütliche und rührende Einteilung nach der Liebe zu Gott, zu den Menschen, zu sich selbst und zu den Tieren fand Beifall, nicht minder auch wenn die geistliche Dichtung sich gegen Baumfrevel wandte. Die Hauptsache blieb der Preis einer ganz äußerlichen moralischen Pflichterfüllung. Die menschenfreundliche Gemeinnützigkeit feierte ihren poetischen Triumph. Von göttlichen Dingen wurden in Betracht gezogen das Dasein Gottes, seine

Digitized by Google

Weisheit, Güte, Allmacht in der Natur, die Vorsehung als eine verehrungswürdige und wohlthätige Macht, ferner die Unsterblichkeit der Seele, die Würde des Menschen und manche wohlredende Umdichtung Kantischer Lehrsätze für das „denkgläubige Gemüt".

Vorherrschend waren ein langweiliger und schulmeisterlich belehrender Ton, der jede Beziehung auf den Lebensgrund aller christlichen Wahrheit, auf Jesus Christus vermied, und hohler Phrasenschwall abstrakter Reflexion, die jedes bestimmte, konfessionelle Bekenntnis vermeidend, den positiven Gehalt des Christentums verflüchtigte. Diese seichte Nüchternheit kultivierten Männer wie August Hermann Niemeyer, Zollikofer, Abraham Teller und andere, während die schwülstige, rationalistische Sentimentalität Tiedges in seiner „Urania" und Witschels in seinen „Morgen- und Abendopfern" nach der andern Seite den Verfall der geistlichen Poesie zeigte.

Da brachten erschütternde Ereignisse einen Aufschwung. Das deutsche Volk war gerade, wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, dessen Drangsal und Hitze eine geistliche Liederpoesie zur Blüte trieb, durch den Druck der Fremdherrschaft in Not und Trübsal gekommen und sah auch nach der Befreiung von denselben noch keine Besserung seiner Zustände. Es kamen die Hungerjahre 1816 und 1817. Not war von jeher die Mutter der Psalmen. In einer Seelenangst, welche die äußerliche Welt nicht befriedigen kann, flüchtet sich der Mensch am liebsten in ein Innenleben, um vor dem Vergänglichen das Ewige, und unter dem Druck der Leiden die grundlose Barmherzigkeit zu umfassen. So thaten nicht nur die lyrisch sinnlich gestimmten Romantiker. Wie die Edelsten unter ihnen, beengt von den damaligen kläglichen nationalen Zuständen, zu der Herrlichkeit des Mittelalters zurückkehrten, so zogen sie sich auch, von der Welt der Erscheinungen überhaupt getäuscht, in das Heiligtum des inwendigen Menschen zurück, um in der Stille mit ihrem Gott und Heilande zu verkehren. So kam es, daß dem geistlichen Liede wieder die Macht und Innigkeit des religiösen Gefühls zurückkehrte, und daß anstatt der Moral und Naturreligion wieder jene edle Gottseligkeit zur Geltung kam, die der innerste Kern des Christentums ist. Sie führten in der geistlichen Poesie wieder eine tiefere poetische Anschauungsweise ein, die in dem Mutterschoß der Gottseligkeit, im Gemütsleben wurzelte. Das ist das wesentliche Verdienst der Romantiker. Sie haben

Digitized by Google

die religiöse Lyrik wieder in die rechte Bahn gelenkt. Hatte man früher nur die Kapitel der Sittenlehre durchgesungen oder sentimentale Betrachtungen über Natur und Jenseit angestellt, so wurde jetzt durch Novalis, als den Bahnbrecher des neuen Aufschwungs, die persönliche Hingabe an den Herrn, die tiefe Sehnsucht nach dem Himmlischen, und das gläubige Eingehen auf die Geheimnisse der Erlösung wieder der Grundton des geistlichen Liedes, den nun ein Schenkendorf und Eichendorff in elegischer Weichheit und Duftigkeit, Fouqué mit zarter Sinnigkeit, Eduard von Schenk und von der Malsburg mit südlichem Sprachwohllaut, Brentano und Graf Otto von Löben glühend, wenn auch oft formlos verschwimmend, und in ihrer besonderen Weise auch die schwäbischen Dichter Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab fortsetzten. Mit christlicher Genialität und aus der Tiefe evangelischer Erkenntnis heraus stimmte der kindlich-fromme, hochbegabte Bischof der Brüdergemeine, J. B. von Albertini ein.

Diese Wiederbelebung des religiösen Gefühls für die geistliche Lyrik hatte aber auch ein dunkle Kehrseite. Nicht allein, daß einige dieser Dichter im Gegensatz zu der frühern flachrationalistischen Anschauung sich in die tiefe, aber auch gefährliche pantheistische Mystik versenkten, wie das bei Novalis eigentümlich fesselnd hervortrat. Ihre überwiegende Neigung nach der Seite des Gemütslebens machte sie auch so subjektiv, daß bei ihnen vom eigentlichen Kirchenliede, das heißt vom bekennenden Gemeindeliede keine Rede sein konnte. Freilich trug daran ihre Zeit Schuld. Das Glaubensleben war mehr in einzelnen oder in zerstreuten Häuflein und vor allem wohl durch Schleiermachers „Reden über die Religion“ unter den Gebildeten erwacht, keineswegs aber in der Gemeinschaft der Kirche, in welcher der fadeste Rationalismus herrschte. Die geistliche Poesie der romantischen Schule diente meistens nur zum religiösen Genusse auserwählter Seelen. Denn eine feine Geschmacksbildung war zur Würdigung dieser Lieder notwendig.

Da trat 1819 Ernst Moritz Arndt mit seinem trefflichen Büchlein „Vom Wort und vom Kirchenliede“ auf, in welchem er dreiunddreißig seiner eigenen Lieder mitteilte und in Gemeinschaft mit den Romantikern nicht nur gegen die poetische Nüchternheit des Rationalismus ankämpfte, sondern auch mit Lehre und

Digitized by Google

That auf die Kraft und Größe des alten Kirchenliedes hinwies. Zugleich begann unter Anregung von Männern wie Tholuck, Neander und andern ein gläubiges Schriftstudium sich geltend zu machen, und das christliche Leben breitete sich nun auch nach und nach von den engern Kreisen auf die Gemeinden aus, so daß damit die beiden Hauptbedingungen eines werdenden Kirchenliedes gegeben waren.

Von jetzt an trat eine Schar geistlicher Sänger hervor, deren Verdienst es ist, die ersten Anläufe zu einer Neugestaltung des Kirchenliedes gemacht zu haben. Sie suchten die lebendigen Anschauungen der Schrift, sowie die Fülle und Kraft der biblischen Sprache sich wieder anzueignen. Sie stellten die kirchlichen Thatsachen wieder in den Vordergrund und dichteten mehr aus dem Bewußtsein der Gemeinde, als aus der eigenen Subjektivität heraus. Leider müssen wir bekennen, daß trotz der schönen Anstrengung und Hingebung dieser unserer neuesten geistlichen Sänger, trotz ihrer Geistesfülle und Innigkeit, doch nur wenige wirkliche Kirchenlieder zustande gekommen sind, von denen man sagen könnte, sie seien wie die Lutherschen und Paul Gerhardtschen Herzstücke des deutschen Volkes geworden.

Die staatliche Gebundenheit, der Mangel an Selbstvertrauen, die Ungunst der Politik und die Gleichgültigkeit ihrer Glieder lassen die evangelische Kirche arm und schwach erscheinen neben der eroberungssüchtigen Überhebung der römischen Kirche in ihrer von einer ängstlichen Politik anerkannten Weltmacht. Unser kirchliches Leben ist jetzt ein Notstand. Dennoch ist dies Leben voll innerer Zuversicht und Glaubensstärke. Die Not weckt Hoffnung. Jede gute Sache siegt auch durch Unterliegen. Das Unglück von 1806 ist nicht bloß Ausgangspunkt, sondern auch Ursache der Erhebung Deutschlands geworden. Auch die evangelische Kirche wird Ähnliches erfahren. Dann wird wieder ein wirklich kirchliches Volkslied zu hören und eine neue Morgenröte der deutschen geistlichen Lyrik zu schauen sein.

Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß wir Neueren schon jetzt eine reiche Fülle schöner Blüten geistlicher Poesie besitzen. Die namhaftesten kirchlichen Liederdichter der Neuzeit sind unter vielen Genossen die Schwaben Knapp und Gerok und die Norddeutschen Spitta und Knak.

Albert Knapp (1798—1864), am 25. Juli zu Tübingen als Sohn eines Justizrats geboren, studierte auf der Universität

daselbst Theologie unter eifriger Beschäftigung mit Klopstock, Goethe und Shakespeare (1816—1820), versah mehrere Vikariate und wurde 1825 Diakonus zu Sulz am Neckar. Schwere innere Kämpfe, die zu dem Entschluß führten, sich ganz dem Herrn zu weihen, führten ihn in seinem jugendlichen Radikalismus dazu, die Manuskripte seiner Dichtungen, als sie gerade geordnet dem Verleger eingesandt werden sollten, zu verbrennen. — „Opfere für ihn! Lodere heidnischer Dichterruhm. Ich muß alles hingeben, um ihn zu gewinnen!" — Auch seinen geliebten Flügel that der hochbegabte Musiker damals hinweg, um nicht in seinen Gedanken gestört zu werden.

Seine Freunde bedauerten herzlich diesen Schritt und beklagten namentlich die Vernichtung seiner dramatischen Dichtungen, in denen sich ein bedeutendes Talent gezeigt hatte und zu deren Wiederholung und Belebung er sich nie wieder entschloß. Entsprechend seinen hohen musikalischen Gaben war ihm eine bestrickende Schönheit der Form und ein perlender Strom des Wohllautes in seinen Versen gegeben. Von der reizgeschmückten Schwelle der Natur trat er mit verklärter Freude in das Innere des Heiligtums und betete die göttliche Herrlichkeit an. Aus der Fülle seiner Naturlieder sei nur einiger Frühlingsklänge gedacht. So die jubelnde „Lenzfreude".

Dort aus italischer Himmelsferne
Tauchen silberne Wolken auf
Wie Siegesfahnen:
Der Frühling, der Frühling kommt!
Gesiegt hat die Sonne.
Aus Lorbeerwäldern
Hebt sich Hesperiens Sonnenkind
Gekrönt empor
Über der Alpen Haupt
Und nordischen Nebel.
O Frühling! Wie sehnt nach dir
Sich des Sterblichen Seele!
Wenn der Winter den Tod uns verkündiget,
Bist du der Unsterblichkeit
Thränentrocknender,
Jubelbringender
Liebesbote
Allen Geschlechtern.

Digitized by Google

Und dann der weihevolle Ton der wunderbaren „Morgenfeier im Frühling".

In dein glänzendes Himmelblau
In die Frühlingslüfte
Hebe ich frühe die Arme empor:
Mach mich selig,
Mach mich selig o Jesu!

Zu dir hin zieht's mich,
Wenn der Morgen aufgeht.
Und je klarer die Sonne steigt,
Je lieblicher tönt's im Herzen mir:
Mach mich selig,
Mach mich selig o Jesu!

Nur ein armer Vorhof
Ist der Erdenfrühling vor deinem Haus,
Da du wohnst mit den Deinen.
Selig, wer ewiglich wohnet bei dir!
Nimm, Herr, auch meine Seele hinein.
Mach mich selig,
Mach mich selig o Jesu!

Du liebest die Kinder:
O laß mich werden wie ein Kind!
Mit des Frühlings Sprossen erweck in mir
Gesunde Knospen der Liebe,
Der Demut und Treue,
Der Taubeneinfalt!
Und gieb ein keusches Herz,
Das dir sei ein offener Garten.
Komm herein und pflanze, du Liebender!
Mach mich selig,
Mach mich selig, o Jesu!

Eine ergreifende Kraft der Reflexion zeigt seine „Herbstliche Wanderung". Der Dichter steht auf einem einsamen Kirchhof am Bergeshange bei sonnigem Glanze des Abends. Wehmütig gedenkt er der Zeit, da er hier als fröhlicher Jüngling Lieder leichter Lebenslust gedichtet hat. Sie konnten seinem Geiste nicht genügen. „Wer ewig ist, will Ewiges haben und sich laben an dem Strome des ewigen Lebens, der von Gottes Throne sich ergießt." Er gedenkt der dort Begrabenen:

Mit ihren Sorgen, ihrer Freude,
Betraten einst sie diese Höhn
Und haben in dem Sonnenkleide
So manchen Frühlingstag gesehn.

Nun sind sie arm hinabgebettet.
Nichts haben sie mit sich gerettet,
Als wem vom ewigen Altar
Ein Funken in der Seele war.

Digitized by Google

Und laß die Weisen aller Zeiten,
Laß aller Helden stolze Reih'n,
Versammelt aus der Erde Weiten,
Auf diesem Berg versenket sein:
Hier sind sie arm hinabgebettet.
Nichts haben sie mit sich gerettet,
Als wem vom ewigen Altar
Ein Funken in der Seele war.

Mit goldner Sternenkrone schimmert
Hoch über uns die Ewigkeit.
Schaut wie die Menschheit Särge zimmert
Und emsig spinnt ihr Sterbekleid.
Und Keiner wird im Lichtgewande
Eingehn in ihre Friedenslande,
Als wem vom ewigen Altar
Ein Funken in der Seele war.

Nur einer stehet an der Pforte,
Der einst mit heil'gem Feuer kam
Und diese Welt mit sanftem Worte
Versöhnend in die Arme nahm.
Wer will, soll auf zum Kreuze sehen;
Denn keiner wird zum Himmel gehen,
Als wem von diesem Brandaltar
Ein Funken in der Seele war.

Der Dichter jauchzt und dankt, daß ihm dieses Heil beschieden sei. Er will es den Brüdern verkünden. Im Geiste der alten Meister erhebt er seinen formenschönen Gesang und trifft wie kein andrer der neuen Kirchenliederdichter auch den rechten Kirchenton. Aus dem erhabenen Liede „An Christus als Hohenpriester" lauten der zweite und der letzte Vers:

Hoherpriester ohne Tadel,
Lebensfürst von großem Adel,
Licht und Herrlichkeit entfalten,
Segnen heißt dein hohes Walten.
Segnend trittst du mir entgegen,
Und so wünsch ich einen Segen,
Einen Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich dich geliebet habe.

Lieben wirst du, flehn und loben,
Bis der Vorhang weggeschoben.
Dann zu dir, du Ewigreiner!
Jesus Christus, denke meiner!
Eines schenke mir hienieden,
Deinen Geist und deinen Frieden
Und den Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich dich geliebet habe!

Die erste Sammlung seiner Gedichte gaben seine Freunde heraus, während er still bescheiden auf seiner ersten Pfarre saß. Sie erschienen 1829 in Basel. Im Jahre 1831 wurde er nach Kirchheim und 1836 nach Stuttgart berufen, wo er verschiedene Ämter bekleidete, zuletzt an der St. Leonhardskirche bis zu seinem Heimgange am 18. Juni 1864 nach schwerem Herzleiden. Von seinen „Christlichen Gedichten" hinterließ er fünf Bände, außerdem „Herbstblüten" 1859 und „Bilder der Vorwelt".

Digitized by Google

Im Jahre 1836 gab er die große Arbeit des „Liederschatzes“ heraus. Seine große Freude war diese hymnologische Arbeit, und seine Gabe fand bis zum Tode immer neue Bethätigung in den nötig werdenden, neuen Ausgaben des Werkes. Das Einleitungsgedicht zur ersten Ausgabe schloß:

Ich danke dir! Ich will es nie vergessen,
Daß du mich auf die Morgenflur gesandt,
Den Tau zu sehn, der glänzend, unermessen,
Doch kaum beachtet, netzt dein Christenland.

Zu der schönen Vielseitigkeit des Dichters gehörte der Zug geschichtlich gegründeter, brennender Vaterlandsliebe, die in den 1839 erschienenen „Hohenstaufenliedern“ ihren herrlichen Ausdruck fand. Der Philosoph Schelling schrieb 1841 darüber: „Welche Freude, in der Zeit wie Scheidemünze abgegriffener poetischer Redeweisen — solche Kraftworte! Welcher Reichtum der Empfindung, alle Saiten anzuschlagen, die beim Gedanken an Hohenstaufen erzittern! Sie haben die Lieblingsbahn meiner Jugend mit einem elegischen Goldschimmer umzogen.“

Knapp lebte in seiner Berufsarbeit — Schriftauslegung in Predigt, Konfirmandenunterricht und Volksschullehre — ein freudiges Leben aus, und dem entsprechend ergoß sich der Strom seiner Dichtung tief, frei und ganz ohne Mühe der Technik. Niemals empfängt man den Eindruck des Gezwungenen. Niemals müssen Andacht und Erbaulichkeit der poetischen Kraft aufhelfen. Er ist ein wahrhaftiger Dichter von Gottes Gnaden, der aus Herzensbedürfnis Gott zu Danke singt.

Unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit ist er der einzige geblieben, der jenen vollen Ton des Chorals getroffen hat, der vor dem Klang der Orgel nicht zu schanden wird.

Seine Lieder: „Einer ist's, an dem wir hangen“, „Sohn des Vaters und der Ehren“, „An dein Bluten und Erbleichen“, „Eines wünsch ich mir vor allem andern“ sind teure Besitztümer der Kirchengemeinden geworden. Kaum wird heutzutage ein Missionsfest gefeiert, bei dem nicht die Knappschen Lieder erklingen:

Hier stehen wir von nah und fern
In einem Geiste vor dem Herrn.

Digitized by Google

oder

Gottes Winde wehen,
Gottes Ströme gehen
In den Ocean.

Vor allen Dingen der wahrhaftige Königssang:

Der du zum Heil erschienen
Der allerärmsten Welt
Und von den Cherubinen
Zu Sündern dich gesellt,
Der da mit frechem Stolze
Verhöhnt für seine Huld,
Als du am dürren Holze
Versöhntest ihre Schuld;

Damit wir Kinder würden,
Gingst du vom Vater aus,
Nahmst auf dich unsre Bürden
Und bautest uns ein Haus.
Von Westen und von Süden
Vom Morgen ohne Zahl
Sind Gäste nun beschieden
Zu deinem Abendmahl.

Das Lied enthält die vollsten Klänge evangelischer Begeisterung für Gottes Reich.

Drum kann nicht Friede werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt,
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt.

Im Jahre 1833 hatte er die „Christoterpe" begründet, ein Jahrbuch, das in einundzwanzig Jahrgängen die geistliche Dichterblüte der Zeit mit hervorragenden Arbeiten christlicher Gelehrten vereinigte. Männer wie Franz Theremin, Heinrich Puchta, J. J. Banga, J. Peter Lange, Wilhelm Meinhold, G. H. v. Schubert, Ed. Eyth, Ch. G. Barth, Christ. Palmer, Heinrich Kurz und andere standen ihm darin zur Seite. Als eine fortwirkende Kraft seiner Bestrebung sei erwähnt, daß im Jahre 1879 R. Kögel, W. Baur und E. Frommel die „Neue Christoterpe" als christliches Jahrbuch im entsprechenden Geiste wieder belebten, — seit 1897 wird sie von Max Vorberg herausgegeben.

Damals höhnten gegenüber dem entschiedenen christlichen Bekenntnis des hochbegabten Knapp seine früheren Studienfreunde, David Strauß, wie „knapp" es mit dem Dichter geworden sei, und Friedrich Vischer: „Es ist doch schade, daß Homer keine Pfarre besaß und Virgil keinen Konfirmandenunterricht erteilte. Es riecht nun bei Albert Knapp, an dem wir einen Prachtkerl verloren haben, alles muckerhaft und pastörlich; mit „Terpentinöl"

Digitized by Google

ist alles geschmiert." Aus diesen ärgerlichen, an Witzgehalt allerdings sehr genügsamen Spöttereien ergiebt sich deutlich das Gewicht der Knappschen Persönlichkeit.

Viel Aufsehn machte das im ersten Jahrgang der alten Christoterpe enthaltene Gedicht auf Goethes Tod, worin er seine hohe Liebe und Bewunderung und dabei, in voller christlicher Unbefangenheit gegenüber dem tyrannischen Geniekultus der Zeit, seinen tiefen Schmerz aussprach, daß der große Dichter an Christi Kreuz vorübergegangen sei. Ich gebe den Anfang und eine spätere Strophe wieder.

Um dich einst feuchteten die Jünglingswange
Mondhelle Thränen der Bewunderung,
Wenn überweht von deinem Harfenklange
Zum Himmel strebte meiner Seele Schwung.
Ein andres ward's; sie sind versiegt schon lange.
Doch heute wird die Wehmut wieder jung.
Vergessen kann ich nicht der Jugend Thränen,
Und klarer nur hier innen ist das Sehnen.
— — — — — - — — —

Was du gefehlt, o es sei tief beklaget!
Was herrlich war, es bleib' uns ewig schön.
Was du gebahnt und ahndevoll gewaget,
Fort blühen soll's und einst in Garben stehn.
Dann wenn die Neugeburt der Himmel taget,
Wann Jesus tritt, zu richten, auf die Höhn:
Nur eins ist not! durchhallt es dann die Lüfte.
Nur eins ist not! antworten dann die Grüfte.

Knapps weitere litterarische Thätigkeit bestand in Herausgabe von „Zinzendorfs geistlichen Liedern mit Lebensskizze von Ludwig Hofacker", von „Puchtas Gedichten" und den „Liedern einer Verborgenen" (Meta Heußer).

Schön und treffend zeichnete einst die ganze Persönlichkeit des Dichters sein junger Freund und Schüler Gerok.

Nicht Knapp, nein Rittersmann seit Jahr und Tag,
Ein Streiter Christi sonder Furcht und Tadel,
Begnadigt mit des Geistes Ritterschlag,
Legitimiert durch alten Asaphsadel:
So übe ferner gute Ritterschaft
Und fahre fort im frohen Zeugenlaufe
Mit Harfenklang wie mit dem Lanzenschaft,
Mit Kindeseinfalt und mit Manneskraft,
In Christi Reich ein edler „Hohenstaufe".

Digitized by Google

Einen bemerkenswerten Gegensatz zu dem Württemberger Sänger bildet der Hannoveraner Karl Johann Philipp Spitta (1801—1859). Er wurde am 1. August zu Burgdorf geboren und wirkte dort als Pfarrer, zuletzt als Superintendent. Leider starb er verhältnismäßig früh, nämlich am 26. September seines achtundfünfzigsten Lebensjahres. Kaum wurde ein geistliches Liederbuch so schnell verbreitet, als sein „Psalter und Harfe", das nicht nur gleich bei seinem ersten Erscheinen (1833) ungewöhnlichen Beifall fand und in einem Zeitraum von neunzehn Jahren 16 Auflagen erlebte (1877 die 35.), sondern das auch durch Männer wie C. W. Fliegel und C. F. Becker längst in die geistliche Musik übergegangen ist. Was ihm die seltene Aufnahme verschaffte, war der echte, innige Glaube, der sich mit ruhiger Entschiedenheit aussprach, und zwar mit solcher Herzlichkeit und faßlichen Sprache, daß jedes einfache Gemüt unmittelbar angesprochen wurde. Auch der poetische Wert ist von nicht geringer Bedeutung. Freilich sind die Lieder der zweiten, erst 1842 erschienenen Sammlung weniger gelungen, als die der ersten. Die Sprache hat hie und da rhythmische Unebenheiten, und bisweilen tritt mehr die erbauende Überzeugung des Christen, als die Gefühlsmacht des Dichters hervor. Im ganzen herrscht aber tiefe Innigkeit der Empfindung und schöner Wohllaut der Form.

Vor allem gehören dahin das milde, tröstliche Lied: „Es zieht ein stiller Engel", das ernst mahnende „Stimm an das Lied vom Sterben" und das Abschiedslied „Was macht ihr, daß ihr weinet", in welchen sich die rührendste Glaubenszuversicht mit hoher Melodie der Sprache vereinigt. Offenbar eignen sich Spittas Lieder, wie der Dichter das auch auf dem Titel von „Psalter und Harfe" angedeutet hat, weniger für die kirchliche Erbauung, als für die stille häusliche Andacht. Für diese sind sie warm zu empfehlen. Das stille, klare Bild eines im Glauben seligen Bewußtseins ist hier in der Sprache und Empfindungsweise neuerer Zeit anmutig dargestellt. Dabei finden wir auch den Segen frommer Gemeinschaft und christlichen Familienlebens lieblich geschildert. Ich gebe eins seiner schönsten Lieder.

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der Gefeiertste und Liebste bist,

Digitized by Google

Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn.

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In deiner Liebe deines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt.
Wo beide unzertrennlich an dir hangen
In Lieb und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten, wie am bösen Tag.

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt.
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland du.

O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen,
Und wissend, wessen Augen auf sie sehn,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag geschehn,
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demut willig und in Liebe frei
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu.

O selig Haus, wo du die Freude teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt,
O selig Haus, wo du die Wunden heilest,
Und aller Arzt und aller Tröster bist,
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie endlich alle ziehen aus
Dahin, woher der Vater dich gesendet,
Ins große, freie, schöne Vaterhaus.

Sehr gesund ist die Thatsache behandelt, daß die Seligkeit, welche Christus seinen Gläubigen verheißt, keineswegs nur etwas Jenseitiges ist, sondern im Siege der Barmherzigen, der Friedfertigen, der treuen Nachfolger Jesu schon in dieser Welt, trotz aller Verfolgungen, Kämpfe und Leiden sich kundgiebt. An Spitta kommt in Gesinnung, Ausdrucksweise und Glaubenszuversicht nahe

Digitized by Google

heran ein weniger bekannt gewordener, aber doch bedeutsamer Dichter.

Adolf Moraht (1805—1884), geboren zu Hamburg, seit 1837 Pastor zu Mölln im Lauenburgischen. Außer ziemlich zahlreichen wissenschaftlichen, homiletischen und kirchlichen Schriften gab er 1840 eine Sammlung christlicher Gedichte heraus: „Harfenklänge", 2. Auflage 1866, und 1871 „Patriotische Harfenklänge", zwölf Zeitgedichte. Seine Sprache ist nicht ganz so anmutig, als Spittas, doch vielfach noch wärmer. Man merkt seinen Gedichten das Erlebnis, namentlich die innern Kämpfe an. Er gehörte noch zu denen, welche sich aus der Enge einer rationalistischen Jugendbildung herausarbeiten mußten. Er besuchte das Hamburger Johanneum unter Gurlitt und studierte noch unter Wegscheider und Gesenius zu Halle 1825—1827. Die Ehrlichkeit seiner christlichen Überzeugung tritt uns darin entgegen, daß er die Leute, welche jedes entschiedene Christentum als „Orthodoxie" und „Muckertum" bekämpften, nicht ohne weiteres als Feinde der Wahrheit ansah. Er kannte nur zu gut die Macht der Erziehung und des Gewohnheitszwanges, ehe durch Erfahrung und Forschung die freie Überzeugung erlangt wird. Er war selbst durch diesen Kampf hindurchgegangen, der auch seine äußerlichen Prüfungen bot, denn ein christlich gläubiger Kandidat erhielt damals so leicht keine Predigerstelle von den aufgeklärten Kirchenbehörden und Magistraten.

Morahts Lieder haben besonders für suchende, kämpfende Christen und angefochtene Seelen anziehende Kraft.

Seine „Zeitgedichte" schließen mit dem gut optimistischen Aufruf:

Wohlan in vollen Chören,
Mit hellem und mit hohem Klang,
Laß alle Welt ihn hören,
O Deutschland, deinen Lobgesang.

Den Herrn sollst du bekennen,
Verkünden seinen Ruhm,
Und sollst dich selber nennen
Sein Volk und Eigentum.

Dann wirst du seine Hände,
Wie sie dich segnen, schaun,
Und wie sie vor dem Ende
Noch einmal Zion baun.

Karl Bernhard Garve (1763—1841) wurde geboren zu Jeinsen in Hannover am 24. Jan. Von seinem Vater den Bildungs-

Digitized by Google

anstalten der evangelischen Brüdergemeine übergeben, studierte er und ward Prediger an verschiedenen Gemeinden derselben, namentlich von 1810—1816 in Berlin, dann zu Neusalz an der Oder, zuletzt bis zu seinem Tode am 21. Juni zu Herrnhut. Er zeigt sich in seinen „Christlichen Gesängen", die über dreihundert meistens von ihm gedichtete Lieder enthalten, sowie in seinen „Brüdergesängen", einer Sammlung von fünfundsechzig Liedern, die ihm durchweg angehören, als einer der begabtesten geistlichen Lyriker unserer Zeit. Weniger als andere Mitglieder der Brüdergemeine ließ er das Herrnhutisch-Typische und für uns oft Befremdliche im Ausdruck sichtbar werden. Er ist überhaupt im Gebrauch der bildlichen Sprache der maßvollste Dichter dieser Gemeinschaft, während er trotz dieser Nüchternheit in Form und Darstellung eine große Innigkeit der Empfindung und daneben große Kraft der Anschauung zeigt. Davon zeugen vor allem die schönen Lieder: „Wie wird dein Schiff von Stürmen", „Ihr aufgehob'nen Segenshände", „Liebe, du ans Kreuz für uns erhöhte" und das „Weit durch die Lande", das ich als sein Meisterstück hier mitteile.

Weit durch die Lande
Und durch die Inseln weit,
Ja bis zum Strande
Des Mittags ausgestreut,
Singt unser Bund in vielen Zungen
Psalmen dem Meister und Huldigungen.

Weit ausgebreitet
Ist unser Streiterfeld,
Und mit uns streitet
Der starke Gottesheld,
Der siegreich bis ins Land der Toten
Löst mit dem Schwerte der Hölle Knoten.

Ein Herr und Meister
Ist unser Haupt und Hort.
Er prüft die Geister
Und braucht sie da und dort.
Doch alle, fest auf ihn verbunden,
Stehen vor ihm in geweihten Stunden.

Wo wir auch wohnen,
Verknüpft uns seine Hand.
Durch alle Zonen
Reicht unser Bruderband.
In ihm und seines Geistes Frieden
Bleiben Entfernte noch ungeschieden.

Gruß euch, ihr Lieben,
Dort über Land und See!
Teil nehmt ihr drüben
An unserm Wohl und Weh!
O dankt dem Herrn! in seinen Händen
Ruhn wir getrost an den Erdenenden.

Zieht ihr in Frieden,
Die ihr zu scheiden scheint.
Im Norden, Süden,
Fühlt euch mit uns vereint.
Mit Blicken und mit Herzensflammen
Treffen wir immer in ihm zusammen.

Es wäre übrigens nur eine Bereicherung für die deutsche Dichtkunst, wenn die klassischen Versmaße unter der germanischen

Digitized by Google

Zuthat des Reimes mehr geübt würden, wie Rudolf Gottschall gefordert und bethätigt hat. Man denke an den wunderbaren Choral von Hermes

Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt
Und hätte gerne mein Herz vorangeschickt
Und hätte gern mein müdes Leben,
König der Geister, dir hingegeben!

Karl August Döring (1783—1844), geboren zu Markt Alvensleben im Magdeburgischen, anfangs Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg, dann Prediger zu Eisleben und später zu Elberfeld, wo er 1844 starb. Schon als siebzehnjähriger Jüngling begann er seine dichterische Thätigkeit, gab 1814 „Christliche Gesänge“ heraus, ferner 1821 ein zweibändiges „Christliches Hausgesangbuch“, worin er außer eigenen Liedern auch Bearbeitungen nach den holländischen Liederdichtern da Costa und van Alphen lieferte, und endlich den „Christlichen Hausgarten“, der nur Originallieder von ihm enthält. Bei dieser Fruchtbarkeit unterstützte ihn eine außerordentliche Gewandtheit und Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache, wobei allerdings nicht selten Nachlässigkeit in der Form und Ungleichartigkeit in Ton und Ausdruck erscheinen, welche die wirklich künstlerische Vollendung hemmen. Bei alledem zeigt er Tiefe und Innigkeit der Empfindung, die uns für etwa störende Einzelheiten im äußern entschädigt. Manche seiner Lieder, wie das treffliche Adventslied: „Jauchze, Seele, dem entgegen“, und „Deine Lieb' ist ohne Ende“, „Ich habe sie gefunden, die längst ersehnte Ruh“, sowie „Seele, willst du selig ruhn“ dürfen als sehr gelungen gelten. Das letztere erinnert fast an die ruhige Innigkeit des alten Tersteegen, den doch noch kein studierter Liederdichter übertraf.

Seele, willst du selig ruhn?
Ruh allein in Gottes Willen.
Eignes Sorgen, Wirken, Thun
Wird den Geist dir nimmer stillen.
Übergieb Gott alle Last,
Was du bist und was du hast.

Glaube, Gott ist Liebe nur.
Willst du dich mit ihm vereinen
Fern von Welt und Kreatur,
O so schwindet bald dein Weinen.
Gieb mit ganzem Kindessinn
Dich nur ihm, dem Vater hin.

Gleich dem Kind im Mutterschoß
Will in deinem Schoß ich liegen.
Ruhig, innig liebend bloß
Mich an dich, o Liebe, schmiegen.
Zieheſt du mich ganz in dich,
Leb ich selig ewiglich.

Digitized by Google

In der süßen Einsamkeit
Will ich oft die Seele stärken,
Will vergessen dieser Zeit,
Nur auf deine Winke merken.
Selig, wer in dir nur lebt,
In dir fühlt und liebt und webt!

Johann Friedrich von Meyer (1772—1849), geboren in Frankfurt a. M. als der Sohn eines vom Kaiser Joseph II. geadelten Kaufmanns. Nach seinen Studien der Rechte zu Göttingen und Leipzig trat er in die diplomatische Laufbahn und bekleidete später die höchsten Staatsämter in seiner Vaterstadt, wo er in allgemeiner Verehrung als juristischer und theologischer Doktor starb. Er war in der That ein gründlicher Theologe voll philosophischen Tiefsinns und Glaubensgeistes, was sich besonders in seinem verdienstvollen Bibelwerke „Luthers Bibel in berichtigter Übersetzung" und in den von ihm herausgegebenen „Blättern für höhere Wahrheit" zeigt, die viel zur Weckung und Förderung religiösen Lebens beigetragen haben. Als geistlicher Dichter in der letztgenannten Zeitschrift, sowie in seinen „Hesperiden" vertritt er unter den religiösen Sängern unserer Zeit die Mystik edelster Art. Wenn seine Lieder, die vorzugsweise die Liebe Christi besingen, auch in der Form nicht immer klar, in der Haltung vielleicht stark subjektiv, in der Sprache auch wohl zu modern und blühend sind, so tönen uns aus ihnen doch tiefe und zarte Herzensklänge entgegen. Vorherrschend ist, obwohl es nicht an Liedern des Friedens und der Glaubensfreude fehlt, das Kreuzesweh vor dem Glaubensjubel, und gerade da, wo er die innern Schmerzenswege des Gläubigen und seine Hingabe an des Herrn treue Führung besingt, spricht sich Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Reichtum des Gedankens aus.

Ich habe viel gelitten,
Doch Jesus litt noch mehr.
Was er so hart erstritten,
Ist mir nun Kraft und Wehr.
Hinan zu seinem Hügel,
Du müder Sinn, hinan
Und lern' in diesem Spiegel,
Wie man ertragen kann!

Geh ein in seine Leiden,
Geh ein in seinen Tod,
Und laß dich willig scheiden
Von aller deiner Not.
Sei dir in ihm gestorben,
So weicht, was dich betrübt:
Der hat die Ruh erworben,
Der sich sein selbst begiebt. —

Digitized by Google

Nur eines, was ich heische,
Sei mir noch hier gewährt:
Hilf, daß der Welt Geräusche
Nicht meine Seele stört.
Doch kommt's nach deinem Willen,
So laß mich, kindlich, klein,
Auch dann dein Bild erfüllen
Durch Harren und Verzeihn.

Ich hab ein neu Verlangen:
Was du willst, will auch ich.
Nicht rauben, nur empfangen
Mag ich mein Wohl durch dich.
Gott wohnt in meiner Seele,
Erquickt mich täglich viel.
Umsonst, daß ich mich quäle.
Sein Himmel ist mein Ziel!

Johann Peter Lange (1802—1884), geboren am 10. April zu Sonnborn bei Elberfeld als Sohn eines Landfuhrmanns, gelangte erst auf vielfachen Umwegen zum theologischen Studium. Später evangelischer Pfarrer zu Duisburg, ward er 1840 zu der für David Strauß bestimmten Lehrstelle nach Zürich berufen und wirkte dann als hochgeschätzter Professor der Theologie zu Bonn bis zum 8. Juli des vorgenannten Jahres. Wie er sich als Theologe durch großen Geistesreichtum, vielseitige Bildung und eine tiefphilosophische, auch wohl phantasiereiche Weltanschauung auszeichnete, so treten diese Eigenschaften auch bei ihm als christlichem Dichter hervor, was seine „Biblischen Dichtungen", seine „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung" und sein didaktisches Gedicht „Die Welt des Herrn" genugsam beweisen. Wo er biblische Aufgaben mit Tiefsinn behandelt, Natur- oder Geschichtsbetrachtung mit der religiösen Anschauung verschmilzt, hat er Bedeutendes geleistet, und wenn wir darin auch weniger die lyrische Unmittelbarkeit des Dichters als die Gedankentiefe und großartige Auffassung des Denkers finden, so liegt in dem Versuche, das Weltliche religiös zu durchdringen, viel Anregendes für den Gang unserer geistlichen Dichtung. Nachstehendes Lied ist aus der Tiefe eines sinnigen und religiös begeisterten Gemüts entsprungen.

Laß sie schwinden, laß sie schwinden
Die gepriesne Rosenzeit!
Fliegt die Wonne mit den Winden,
Gieb den Winden auch das Leid.

Laß verschweben, laß verschweben
Deiner Feste süßen Klang!
Denn die Zeit verzehrt dein Leben,
Und dein Ach! ihr Sturmgesang.

Laß ihn fallen, laß ihn fallen
Deiner Pläne runden Bau!
Tausend Trümmer hoher Hallen
Stehen nicht umsonst zur Schau.

Laß sie ziehen, laß sie ziehen
Alle Freunde, Herz um Herz!
Auch der letzte wird einst fliehen,
Auch der alte treue Schmerz.

Digitized by Google

Laß es brechen, laß es brechen
Dieses Herz, das in dir schlägt!
Viele nagende Gebrechen
Werden mit ins Grab gelegt.

Laß im Feuer, laß im Feuer
Die entweihte Erde stehn!
All die alten Ungeheuer
Müssen mit ihr untergehn.

Laß dir g'nügen, laß dir g'nügen
An der Gnade deines Herrn.
Deine grünen Auen liegen
Allzumal in diesem Stern.

Wir verdanken Lange eine wissenschaftliche gründliche Schrift über das „Leben Jesu", welche nicht wenig dazu beigetragen hat, die Willkür der Kritik zu bekämpfen. Er ist Herausgeber eines theologisch-homiletischen Bibelwerks in sechsunddreißig Bänden, durch das er sich große Verdienste um die christliche Theologie erworben. Er hat dogmatische und kirchenhistorische Schriften von großer Bedeutung herausgegeben. Dennoch sollte neben dem allen ein ganz kleines Schriftchen von vierundvierzig Seiten nicht vergessen werden. Es heißt: „Kleine polemische Gedichte" (1835) und schwingt die satirische Geißel mit energischer Kraft über die Unwahrhaftigkeit des damaligen Rationalismus, der im intellektuellen Gaukelspiel von Ja und Nein auf Kanzel und Katheder den Schein christlichen Glaubens noch zu wahren suchte und dabei vor den „aufgeklärten" Leuten ganz „freisinnig" sich bewähren wollte. Sehr schlagend ist hier der „Monolog eines neologischen Pfarrers am Gründonnerstage".

Das ist entsetzlich: Stund auf Stunde flieht;
Noch will kein Thema, noch kein Text sich finden!
Bald sitz' ich da und wühle durch die Schrift,
Als wären alle Blätter weiß und leer,
Im ganzen, dicken Buch kein Körnchen Gold,
Das ich breitschlagen möcht' zum Flittergolde.
Bald steh' ich auf und renne durchs Gemach,
Als sollt' ich morgen selbst am Kreuz verscheiden.
Zerkaute Federn, weit verspritzte Tinte,
Zerrissener Entwürfe Quark am Boden,
Ein Chaos offner Predigtmagazine
Und obenüber dicke Tabakswolken:
Das sind die Zeugen meiner Herzensangst. —
Führwahr, das Kreuz des großen Lehrregenten
Ist uns, den Mitregenten, auch ein Kreuz.
Ihm macht' es einmal, uns macht's jährlich Not. —
Ja wahrlich doch, es ist ein saures Amt,
So mit gespaltener Zung', geteiltem Herzen,

Digitized by Google

Mit innerem Vorbehalt, halbiertem Wort,
Die heil'ge Rednerbühne zu besteigen,
Im Mittelton von Wahrheit und von Wahn,
Im Äquilibrium von Ja und Nein
Zum alt- und neugesinnten Volk zu reden.

Er gesteht sich selbst, das sei eigentlich jesuitisch, aber da er kein „Generalpächter-Vermögen" habe, so müsse er sich doch wohl zur Akkommodation bequemen am schwülen Tage seines Kreuzestodes! — Jesus habe sich ja wohl auch mitunter akkommodiert. Aber nein, Akkommodation und Kreuzestod sei doch ein offenbarer Widerspruch. „Akkommodiert ans Kreuz — das klingt ironisch"!

Ist er mein Vorbild — und von seinem Blut
Spräch' ich ein Heuchelwort im Blütenstil?
Ist er der Heil'ge, und vor seinem Kreuz,
Dem ew'gen Denkmal seines Heldenmutes
Und seines Königsadels in der Wahrheit,
Ständ' ich mit hohlen Reden vielgeschmeidig
Als feiger Affektant des alten Glaubens. —
Das Privilegium des ärmsten Menschen,
Das, was er meint, so wie er's meint, zu sagen,
Soll mir die falsche Kunst es vorenthalten? —
Graunvolle Nacht, da er verraten ward,
Du brichst herein, ich will ihn nicht verraten.
In deinen Schauern will ich betend wachen
Mit meinem Schmerz vor seinem Angesichte,
Auf daß die heiße Schmerzensfrage mir
Entschieden sei beim nächsten Glockenton:
Ob ich sein Kreuz verkünde der Gemeine,
Ob ich ihr künde meinen Hirtendienst.

Rudolf Stier (1800—1862), gleichfalls ein bedeutender Theologe, hat sich auch den Reihen christlicher Sänger angeschlossen. Er war am 17. März zu Fraustadt in Posen geboren und starb als Superintendent zu Eisleben am 16. Dezember. Seine exegetischen Schriften über das Alte wie über das Neue Testament führen uns in die Tiefen der göttlichen Wahrheit ein. Die Laien verdanken ihm eine Lutherbibel, nach dem Grundtext berichtigt. Ferner hat Stier sein Lebenlang einen Kampf geführt wider die „Gesangbuchsnot". Der Rationalismus hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Einführung neuer Gesangbücher betrieben und dabei die alten Gesänge unter dem Vorwande, sie von sprachlichen und poetischen Flecken zu reinigen, wo es irgend

Digitized by Google

möglich war, ihres biblischen Inhalts beraubt. Über diese Entstellung der alten Gesänge hat Stier in seinen Schriften haarsträubende Thatsachen zur Kenntnis gebracht. In seinen „Christlichen Gedichten" 1825, Neue Sammlung 1845, findet sich eine Gruppe, die er „Umdichtungen" nennt. Sie sind in Form der Parodie, aber voll heiligen Ernstes, Übertragungen Schillerscher Gedichte in das Christliche. So wenig dergleichen an sich zulässig ist, so ist doch hierdurch unter der Führung des geistvollen Mannes manch einer zu tieferem Verständnis — auch Schillers — angeregt worden.

Nicht so bedeutsam einwirkend als Theologe, wie Stier, aber sehr segensreich als Verfasser einer ausführlichen, populären und doch gründlichen Geschichte der christlichen Kirche in neun Bänden war der in weiten Kreisen bekannte und hochangesehene

Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874), geboren zu Basel am 4. Mai und gestorben daselbst als Professor der Theologie am 7. Juni. Als Gelehrter und Lehrer, als Gatte und Vater, als Geistlicher und Bürger, vor allem als wahrer Christ ein reich gesegneter Mann, hat er ein stilles, heiteres, arbeitsames und freudenreiches Leben geführt. Ihm war dabei die schöne Kunst gegeben, daß ihm stets im Liede wiederklang, was sein Leben an Freud und Schmerzen ihm brachte. So liegt denn sein ganzer Lebenslauf, sein Glauben und Lieben, sein Fürchten und Hoffen, sein Seufzen und Weinen, seine Lebensfreude und seine Sterbenszuversicht in den zwei Bändchen „Gedichte" vor den Augen der christlichen Leser. Den schönsten Kommentar dazu bietet das Büchlein von Eppler: „Karl Rudolf Hagenbach, eine Friedensgestalt aus der streitenden Kirche der Gegenwart."

Der erste Band der Gedichte enthält Geistliches, Festlieder, Lieder zu Bibeltexten und Kirchenlieder zu besonderen Anlässen. Es ist Hagenbachs Weise, daß ihm jedes einzelne, oft nur geringfügige Erlebnis zum Ausgangspunkt eines Liedes von allgemeiner Bedeutung wurde, wie ja Goethe alle seine Gedichte im rechten Sinne für Gelegenheitsgedichte erklärt hat. Dann enthält der erste Band noch eine zahlreiche Sammlung von erzählenden Gedichten, in welchen Luther und seine Zeit dargestellt wird. Sie haben großenteils schon ihren Weg in Gedichtsammlungen gefunden. Der zweite Band spiegelt des Dichters eigenes Leben nach Analogie des Goetheschen Wortes:

Digitized by Google

Was ich litt und was ich lebte,
Was ich irrte, was ich strebte,
Sind wie Blumen hier im Strauß.

Natur- und Wanderlieder, aus dem Hause und der Kinderwelt, auch Totenkränze, edlen Freunden, lieben Kindern gewunden, finden wir hier, und es giebt zu denken, wenn man sie mit den Rückertschen Kindertotenliedern vergleicht, welche die Hoffnung erst nach Kämpfen zu erfassen vermögen, mit den Eichendorffschen, welche im stillen Schmerz sich ergeben, und den Heyseschen, welche gar keine Hoffnung haben. Es spricht sich hier in dem tiefsten Schmerze die seligste und trostreichste Zuversicht aus. Er werde fortan um seine Kinder weinen an den Plätzen, wo sie einst spielten, an ihren schneebedeckten Gräbern, und wenn der Frühling sie wieder mit Blumen ziert. Ja auch

Weinen, wenn im heilgen Dunkel
Sich das Weihnachtsfest erneut,
Wo beim milden Lichtgefunkel
Sich die Schar der Kinder freut;

Weinen, wenn in ihrem Kreise
Unschuldvoller Jubel lärmt,
Weinen, wo nach Mutterweise
Still ein Mutterherz sich härmt;

Aber weinen nicht, wie jene,
Denen keine Hoffnung grünt,
Weinen nur die stille Thräne,
Die des Kummers Leid versühnt;

Weinen mit dem freien Blicke
Nach dem freien, bessern Land,
Und dann legen mein Geschicke
Demutsvoll in Gottes Hand.

Er wird wischen alle Thränen
Von den feuchten Wangen ab.
Er will stillen jedes Sehnen
Hier und drüben überm Grab.

Er will lindern alle Schmerzen,
Alle Wunden heilen aus.
Herz, wein' dich an seinem Herzen,
An dem Vaterherzen aus!

Am Jahrestage singt er ein Lied: „Es jährt sich und es verklärt sich". Da heißt's am Schluß:

So will ich mich denn nicht beschweren,
Ob jährlich sich mein Schmerz erneut.
Noch heute muß er sich verklären,
Dieweil sich's eben jähret heut.
Noch heute bring ich dir im Geiste
Das Opfer, das du mir begehrt,
Mein Gott, und was ich zagend leiste,
Durch deine Liebe sei's verklärt.
So mache weiser mich und freier
Und von der Sünde Schlacken rein.
Dann wird auch meine Totenfeier
Von Jahr zu Jahr verklärter sein.

Heinrich Möwes (1793—1835), geboren zu Magdeburg, bezog zuerst die Universität Göttingen, studierte dort

Digitized by Google

Theologie, aber als eine „tote Wissenschaft", ohne dabei, wie er selbst sagt, auch nur im geringsten christliche Eindrücke empfangen zu haben. Dagegen flammte der Patriotismus in ihm auf. Er trat mit seinem Freunde Karl Blum in ein westfälisches Jägerkorps und kämpfte bei Ligny, Belle-Alliance und vor Paris. Nach dem Feldzuge besuchte er noch die Universität Halle. Aber die kalte Verstandestheologie, die damals dort herrschte, befriedigte ihn nicht, und er verließ Halle, reich an Kenntnissen, aber noch immer arm an Glauben. Ein Jahr darauf erhielt er das Pfarramt in Angern und Wenddorf, und verheiratete sich mit der Schwester seines Freundes Blum. Zwar vom evangelischen Geiste berührt, doch keineswegs gläubig, begann er gleichwohl mit großem Eifer für Äußeres zu wirken und that besonders viel für das Schulwesen. Indes bald fühlte er das Bedürfnis, tiefer in das Evangelium einzudringen. So fing er an, eifrig in der Schrift zu forschen und ein Leben innerer Gottesgemeinschaft zu führen und kam auf stillen, heimlichen Wegen ohne alle fremde Hülfe in ruhiger Entwicklung zum Glauben an seinen Erlöser. In dieser freudigen Gewißheit wirkte er als Prediger zu Altenhausen und Ivenrode mit großer Kraft der Predigt, bis Krankheit ihn überfiel und zur Niederlegung seines geliebten Amts nötigte. Unter schweren Kämpfen der Entbehrung schrieb er eine kirchenhistorische Novelle „Der Pfarrer von Andouse". Da schien es, als solle er genesen. Er zog nach seinem lieben Altenhausen zurück, um in der Mitte seiner Pfarrkinder seine Tage zuzubringen, und fühlte sich dort so gekräftigt, daß er sich sogar um die Superintendentur Weferlingen bewarb. Schon hatte er die Probepredigt hier gehalten, als ihn der letzte heftigste Anfall erfaßte und auf das Sterbebett warf. Als seine Bestätigung kam, starb er am 14. Oktober in großer Gottergebenheit.

Wie das Leben Möwes' uns das Bild eines vielgeprüften aber bewährten Christen zeigt, so finden wir es auch in seinen „Gedichten" wieder, die nebst einer mit großer Liebe geschriebenen Biographie von seinem Freunde und Amtsnachfolger Appuhn 1836 herausgegeben wurden. Es fehlt diesen Gedichten meistens an der vollendet schönen Form. Man fühlt gewissermaßen, daß sie unter schweren körperlichen Schmerzen und innerlichen Kämpfen entstanden sind. Aber trotz dieser Knechtsgestalt, in der sie auftreten, ist ihr Kern wertvoll und zeugt von einer

Digitized by Google

tiefen Innerlichkeit und einer warmen, christlich starken Gesinnung. Sie umfassen alle höheren Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, Königtum, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk mit warmer Begeisterung und mögen sich besonders an vielen Leidenden schon aufs beste bewährt haben. Namentlich sind das wohl die Lieder: „Mit allen meinen Sünden" und „O Tag, so schwarz und trübe", sowie das todesmutige Lied: „Der Himmel hängt voll Wolken schwer", das bereits in das neue Württembergische Gesangbuch übergegangen ist. Diesem steht an poetischen Wert zunächst das folgende Gedicht.

Reich möcht' ich sein
Und als ein Reicher weit und breit bekannt.
Der Reiche hat viel Menschen in der Hand.
Dann ging' ich hin mit allen meinen Schätzen
Dem lieben Herrn zu Füßen mich zu setzen. —
Reich möcht' ich sein:
Ich zöge Arm' und Reiche hinterdrein.

Groß möcht' ich sein,
Groß vor der Welt, gleich einem mächt'gen Herrn.
Den Großen glaubt und folgt die Welt so gern.
Dann ging' ich hin mit allen meinen Ehren
Dem lieben Herrn in Demut zuzuhören. —
Groß möcht' ich sein:
Ich zöge Groß' und Kleine hinterdrein.

Klug möcht' ich sein,
Begabt mit Engels Weisheit und Verstand.
Ich hätt' ein Heer von Jüngern bald im Land.
Dann ging' ich hin mit allen meinen Gaben,
Um an des Herren Liebe mich zu laben. —
Klug möcht' ich sein:
Ich zöge Klug' und Thoren hinterdrein.

Es mag drum sein,
Ich hab' nun einmal Gold und Silber nicht;
Doch zieh ich fröhlich fort auf meinem Pfade,
Und nehme von dem Herren Gnad' um Gnade. —
Es mag drum sein:
Ich ziehe doch wohl einen hinterdrein.

Gustav Friedrich Ludwig Knak (1806—1878). Geboren am 12. Juli zu Berlin, begab er sich nach seines Vaters Tode zu seinem Oheim, dem Propste Straube zu Mittenwalde, von welchem er unterrichtet wurde. Hierauf besuchte er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin und bezog 1826

Digitized by Google

die Universität daselbst. Nach vollendeten Studien ward er Lehrer zu Wusterhausen, dann Prediger zu Wusterwitz und zuletzt Amtsnachfolger Jänickes und Goßners, als Pastor an der Bethlehemskirche zu Berlin, wo er am 27. Juli gestorben ist. In seinen geistlichen Liedern, die er unter dem Titel: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ herausgab, findet sich unstreitig mit das Lieblichste und gewissermaßen Zärtlichste unserer heutigen religiösen Lyrik. Bei ihrer außerordentlichen Innigkeit, von der sie durchgängig beseelt sind, und ihrer durchgebildeten Form, die oft schönen, weichen und musikalischen Wohllaut in sich birgt, erinnern sie einerseits an das Beste der herrnhutischen Poesie, andrerseits an Novalis' Lieder, von denen sie durch christliche Klarheit und Bestimmtheit echt evangelischen Geistes sich unterscheiden, ohne deren geheimnisvolle Tiefe zu erreichen. Sie sind eigentlich alle der Heilandsliebe gesungen. Lieder, wie „Prüf', Herr Jesu! meinen Sinn“, „Quält mich Angst in Schmerzen“, „Wenn Seelen sich zusammenfinden“, „Nah ich dir mit meinen Schwächen“ oder „Wer ist das hohe Wesen“ gehören zu den innigsten Herzensklängen, welche die Gegenwart vernahm. Wir finden sie vornehmlich in seiner 1840 herausgegebenen „Zionsharfe geistliche Lieder und Sonette“, die oftmals gedruckt, auch 1849 mit einem „Nachtrag“ vermehrt ist. Aus letztgenanntem Liede stehen hier einige Strophen:

Wer ist das hohe Wesen
In armer Knechtsgestalt,
Das Lieb' und Treue suchend
An uns vorüberwallt?
Aus seinen Blicken leuchtet
Der Gnade sel'ges Bild.
Sein Arm ist jedem offen,
Sein Gruß so wundermild.

Doch viele sehn ihn nahen
In seiner Herrlichkeit
Und wollen ihm nicht trauen
Und bleiben fern und weit,
Und ihre Brust, so trübe,
Verschmäht des Lebens Licht.
Sie müh'n sich ab und finden
Den sichern Hafen nicht.

Sie haben ihn vergessen
Und seine Freundlichkeit,
Wie viel er uns gegeben,
Wovon er uns befreit;
Daß er für uns gefühlet
Des tiefsten Schmerzes Pfeil,
Daß er den Tod erduldet
Für unsrer Seelen Heil.

Doch wenn wir niederfallen
Von heißem Gram durchbebt,
Dann tönt auch uns die Stimme:
Christ, euer Heiland, lebt!
Er tritt uns selbst entgegen
Mit seinem Friedenswort —
Wir haben nichts als Thränen,
Und unser Leid ist fort.

Digitized by Google

Am bekanntesten und wirklich segensreich ist seine Dichtergabe uns durch das Lied geworden, welches heutzutage im kirchlichen Volksleben die weiteste Verbreitung hat.

Laßt mich gehn, laßt mich gehn,
Daß ich Jesum möge sehn!
Meine Seel ist voll Verlangen,
Ihn auf ewig zu umfangen
Und vor seinem Thron zu stehn.

Ach wie schön, ach wie schön
Ist der Engel Lobgetön!
Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel,
Flög ich über Thal und Hügel
Heute noch nach Zions Höhn.

Süßes Licht, süßes Licht,
Sonne, die durch Wolken bricht,
O wann werd ich dahin kommen,
Daß ich dort mit allen Frommen
Schau dein holdes Angesicht!

Wie wird's sein, wie wird's sein,
Wenn ich zieh in Salem ein,
In die Stadt der goldnen Gassen!
Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen,
Was das wird für Wonne sein.

Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen.
Bring uns, Herr, ins Paradies.

Wilhelm Hey (1789—1854), als Meister der Kinderpoesie allgemein bekannt durch die von ihm gedichteten, von Speckter in Hamburg trefflich illustrierten und mit Unrecht fast nur nach diesem Künstler so genannten Speckterschen Fabeln, war am 26. März zu Leina im Gothaischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war, studierte in Jena Philologie und Theologie, wurde dann Pfarrer zu Töttelstädt, später Hofprediger zu Gotha und starb am 9. Mai als Superintendent in Ichtershausen. Seine geistlichen Lieder finden sich unter seinen Gedichten, zum Teil auch zerstreut in Knapps „Christoterpe", Plieningers „Weihnachtsblüten" und anderen geistlichen Sammelwerken. Leiden sie bisweilen an Gedehntheit, sie zeigen doch viel Gemüt, echt christliche Gesinnung, eine große Leichtigkeit des Versbaues und enthalten Einzelnes von wahrhaft dauerndem Werte. Vor allem wird sein schönes Lied „Wenn je du wieder zagst", das Bunsen bereits in sein „Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch" aufgenommen hat, unvergeßlich bleiben. Sehr schön sind auch „Wo ist so arme Hütte" und „Wenn auch vor deiner Thür einmal", das hier seinen Platz finden soll.

Digitized by Google

Wenn auch vor deiner Thür einmal
Wohl Arme seufzend stehn,
Merk auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungesehn.

Auch wenn ihr Ruf so weh und bang
Erschallt zu dir hinein,
Horch auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte drunter sein.

O, nicht so fest und eng verschließ'
Die Thüren und das Herz!
Denn wer den Heiland von sich stieß',
Was träfe den für Schmerz!

Und ehe du ihn noch erkannt —
So arm erschien er dir, —
Erhebt er seine heil'ge Hand
Zum Segen für und für,

Zum Segen über deinen Tisch
Und über all dein Gut,
Und über deine Kinder frisch
Und deinen frohen Mut,

Zum Segen über deine Zeit,
Die du hienieden gehst,
Und über deine Ewigkeit,
Da du dort oben stehst.

Dort oben, wo er dann die Thür
Dir auf mit Freuden thut,
Wie ihm und seinen Brüdern hier
Du thatst mit frommem Mut.

Peter Friedrich Engstfeld (1793—1848). Geboren zu Heiligenhaus im Regierungsbezirk Düsseldorf, war er seit 1811 Lehrer und Organist in Duisburg und starb daselbst am 4. Oktober des Revolutionsjahres. Sein Leben war ein fortwährender Kampf mit der Not. Aber gerade in dieser Leidensschule sollte ihm das Heil aufgehen. Aus dem Rationalismus gelangte er zur Herzensruhe festen Glaubens.

Seine geistlichen Gedichte, deren erstes Heft er selbst, deren zweites E. W. Krummacher nach seinem Tode herausgab, erschienen unter dem Titel: „Zeugnisse aus dem verborgenen Leben". Aus allen spricht lautere Aufrichtigkeit und große Wahrheit des Gefühls allerdings auch bei manchen Mängeln der Form. Ein frischer, mächtig erbauender Charakter ist ihnen eigen, durch den sie schon so manchen erquickt und gestärkt haben. Mehrere, wie „Auf, empor mit Adlersflügeln", „Ganz in dich versenkt, mein Heil", die im ersten freudigen Gefühl der erfahrenen Gnade gedichtet sind, oder „Gesegnet sei das Kreuz", „Nur du, o Herr, nur du allein", und „Gieb mir Frieden", in denen die große Angst eines notbedrängten Herzens, sowie die rückhaltlose Ergebung in Gottes Willen sich ausspricht, sind wahrhaft ergreifend und fordern zum innigen Miterleben auf.

Digitized by Google

Nur tiefer hinein!
Es wird doch das Unglück nicht bodenlos sein.
Und will dich ein grauender Schwindel umfließen,
Dann darfst du die zagenden Augen nur schließen.

Nur tiefer hinein!
Du trägst ja die Sorgen mit nichten allein.
Und wenn dir auch Menschen die Hülfe versagen,
So hört doch der Vater im Himmel dein Klagen.

Nur tiefer hinein!
Und trachte nicht, selbst dir ein Retter zu sein!
Denn was du beginnest, es wird dir zerrinnen.
Nur Glaub' und Vertrauen kann Hülfe gewinnen.

Nur tiefer hinein!
Am Ende wird's endlich geendigt doch sein.
Und hast du den Kelch deiner Leiden geleeret,
Dann wird dir nach Traurigkeit Freude beschéret.

Nur tiefer hinein!
Am Boden erglänzet ein himmlischer Schein.
Und gehst du geduldig ins nächtliche Grauen,
So wirst du die rettende Vaterhand schauen.

Nur tiefer hinein!
Da strahlet dir endlich das Edelgestein.
Und bist du im eigenen Nichts dir entschwunden,
Dann hast du in Jesu dein Alles gefunden.

Nur tiefer hinein!
Zur Tiefe muß der, der erhöhet will sein.
Lern glaubend geduldig vertrauen — und bete,
Dann wird dir der Abgrund zur himmlischen Stätte.

Auch der als trefflicher Volksschriftsteller noch zu erwähnende Gustav Jahn (1816—1888) kann hier als geistlicher Liederdichter seine Stelle finden, sofern er unter dem Namen Gustav Frisch eine Sammlung „Gedichte“ herausgab, in denen sich manches schöne Lied findet, und dann sein eigentümliches Werk „Das Hohelied in Liedern“ folgen ließ 1848. Die eigentümlich geheimnisvolle Art dieses Bibelbuches verträgt kaum für unser evangelisch-germanisches Gefühl eine durchgehende lyrische Behandlung und Erörterung. Doch bietet er darunter auch manches für jedermann Verständliche und Wohlthuende, zum Beispiel:

Digitized by Google

Da fand ich den meine Seele liebt.

Nicht weil er Fried' und Freude in reicher Fülle giebt,
Will er, daß meine Seele den Freudegeber liebt.
Nein, weil ich in mir selber so elend und gering,
Daß, wo er je mich ließe, ich ganz verloren ging.

Drum nicht in träger Ruhe soll ich mich seiner freun.
Ich soll in seinem Dienste nicht Kampf und Mühe scheun.
Ich soll mich ihm ergeben ohn' Aussicht auf Gewinn.
Genug, daß ich errettet und freigesprochen bin.

Das ließ er mich erkennen. Das hat er mir gezeigt.
Ich gebe mich mit Freuden; sein Joch ist sanft und leicht.
Und ob's auch schwere Stunden in seinem Dienste giebt:
Ich habe doch gefunden, den meine Seele liebt.

Mit Dankbarkeit geziemt es sich, auch des Mannes zu gedenken, der durch seine Vorträge über die deutsche Litteratur das vorliegende Buch ins Leben gerufen und dadurch das Verständnis für die vaterländische geistliche und weltliche Dichtung wesentlich gefördert hat.

Karl Barthel (1817—1853). Er wurde zu Braunschweig am 21. Februar als ältester Sohn des Malers und Kupferstechers Friedrich Barthel geboren, besuchte das Gymnasium und das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt, studierte von 1836—1839 in Göttingen Theologie, unterrichtete während seiner Studienzeit die Kinder von Wilhelm Grimm, wurde Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig, war von 1839—1841 Lehrer am Benderschen Institute zu Weinheim an der Bergstraße und trat daselbst in ein nachhaltiges Freundschaftsverhältnis zu Friedrich Ehrenfeuchter. Die Jahre 1842—1845 verlebte er in Weferlingen unweit Magdeburg. Vom Jahre 1845 an wirkte er in Braunschweig schriftstellernd, predigend, unterrichtend, hielt Bibelstunden, stiftete einen Lesezirkel für christliche Volkslitteratur, war Mitbegründer des braunschweigischen Missionsvereins und des Rettungshauses vor Braunschweig. Von Neujahr bis Ostern 1850 hielt er vor einem zahlreichen und dankbaren Publikum Vorlesungen über deutsche Litteratur der Gegenwart. Sein Standpunkt dabei war der sittlich-religiöse, und da Darstellungen der Litteratur der Neuzeit von rein-ästhetischem, belletristischem und nichtchristlichem Charakter hinlänglich vorhanden waren, hielt er sich gedrungen, wie es seiner

Digitized by Google

innersten Natur nach auch nicht anders möglich war, neben der ästhetischen Beurteilung das hervorzuheben, was in religiöser und sittlicher Beziehung besonders förderlich ist. Diese Vorlesungen gab er auf dringendes Bitten seiner Zuhörer im Jahre 1850 heraus. Das Buch fand überall so erfreulichen Eingang, daß bis 1871 davon acht starke Auflagen erschienen sind. Leider war ihm nicht beschieden, diese erfreuliche Thatsache zu erleben, daß seine Arbeit von großem Erfolg und Segen begleitet wurde. Er starb, als er eben an der vierten Auflage arbeitete, schon am 22. März 1853 im Alter von 36 Jahren an der Lungenschwindsucht, zum großen Verlust nicht bloß für die Seinen, sondern ganz besonders auch für die poetische Litteratur und das geistige und kirchliche Leben seiner Heimat. Seine wissenschaftlichen Arbeiten: ein Grundriß der mittelalterlichen Formenlehre 1854, ein Aufsatz über das Leben und Dichten Hartmanns von Aue 1854, sein treffliches Buch über die klassische Periode der deutschen Poesie im Mittelalter, herausgegeben von J. G. Findel, mit einem Porträt des Verfassers, werden ihren Wert behalten. Für die Förderung christlichen Sinnes und Lebens hat er treulich gewirkt durch eine schöne Schrift über „Monika, die Mutter Augustins, als ein Muster der Weiblichkeit" 1847, eine andere über „Das Leben Tersteegens" 1853 und eine Auswahl geistlicher Lieder und Dichtungen desselben 1853. Hier aber möchten wir ihn auch namhaft machen als Dichter frommer Lieder, die leider noch nicht vollständig gesammelt sind. Vieles findet man in Dr. J. W. Hanne: „Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel, nebst einer biographischen Charakteristik des Verfassers 1853." Mehreres ist noch in Zeitschriften und Anthologien zerstreut. Wir entnehmen die folgende Probe aus Brümmer „Hausschatz der Lyrik" 1877.

Laß du in allen Sachen
Den lieben Gott nur machen.
Wie er es macht, ist's gut.
Dein Sorgen, Thun und Treiben
Muß doch vergebens bleiben,
Wenn er nicht stets das Beste thut.

Drum Seele, halte stille.
Ist's deines Herren Wille,
So schafft er bald dir Ruh.
Wo nicht, sei auch nicht bange
Und frag nicht stets: Wie lange?
Nein, frage lieber: Herr, wozu?

Und sollt' er auch nicht eben
Sogleich die Antwort geben,
Weil noch dein Sinn nicht klar,
Wart' nur, eh' Tage schwinden,
Wirst du's mit Staunen finden,
Daß alles lauter Gnade war.

Digitized by Google

Ja Gnade will er, Gnade,
Am meisten dann gerade,
Wenn er uns hüllt in Nacht.
Drum wolle nicht verzagen.
Er wird auch dich wohl tragen
Mit stillverborgner Liebesmacht.

Diesen „Vorlesungen" Karl Barthels hat lange Jahre hindurch die treueste Sorgfalt gewidmet sein Bruder, Gustav Emil Barthel, geboren 1835 zu Braunschweig, bis anhaltende Krankheit ihn veranlaßte, zurückzutreten, und die Fortsetzung in die Hände des Professor Roepe zu legen, von dem sie nun auf den jetzigen Herausgeber übergegangen sind.

Auch Emil Barthel war poetisch reich begabt und hat der deutschen Litteratur treu und erfolgreich gedient. Wir verdanken ihm neuerdings eine erweiterte und besonders korrekte fünfte Ausgabe von Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur. Als Dichter ist er voll heiteren Humors und doch auch voll andächtigen Ernstes, wie wir dies bei aufrichtigen Christen oft vereinigt finden. Er hat eine ganze Bibliothek humoristischer Dichtungen, elf Bändchen, unter dem Namen Gustav Haller herausgegeben, ferner: „Scherz und Humor", Gedichte, 1875. Mehr aber zieht uns an und gewährt ihm hier seine Stelle sein: „Heiliger Ernst", Gedichte von Emil Barthel, 1876, aus dem ich hier eine gewiß jeden ernsten Leser erfreuende Probe wähle: „Das Rosenblatt", entnommen den Erzählungen des Mönchs Caesarius von Heisterbach.

Ich hörte dich im Zorn von deinem Bruder sagen:
„Des Menschen Treiben läßt sich länger nicht ertragen!
Das Maß der Schuld ist voll und voll das Maß der Duldung,
Nun komme über ihn die Folge der Verschuldung."
Ich aber ging hinweg und ließ den Zorn sich legen,
Und mahnend bring ich nun ein Gleichnis dir entgegen:
Sieh dieses Glas gefüllt, gefüllt zum Überfließen,
Du wähnst, es sei nicht mehr ein Tropfen zuzugießen.
Ich aber brach ein Blatt aus jener Rose Gluten,
Gebogen, wie ein Kahn, und setz' es auf die Fluten.
Und in den kleinen Kahn laß ich manch Tröpflein fallen,
Die Flut im Glase trägt's und wird nicht überwallen.
So faßt das Maß der Schuld, ob auch gefüllt zum Rande,
Gar manchen Tropfen noch, und nichts zerrinnt im Sande.
Nur sorge, daß die Hand mit weiser Schonung schiebe
Als Tragkahn auf die Flut das Rosenblatt der Liebe.

Digitized by Google

Der eigentlich moderne geistliche Dichter, der in den breitesten Schichten des kirchlichen Publikums seine Anerkennung und Liebe fand, ist der verständnisvolle und neidlose Bewunderer und Sangesbruder Albert Knapps, der liebenswürdige Württemberger

Karl Gerok (1815—1890), geboren am 30. Januar zu Stuttgart, wo er lange Jahre als Nachfolger Schwabs und Knapps in hohem geistlichen Amte stand. Er starb dort am 14. Januar 1890. Seine Gedichte „Palmblätter", „Pfingstrosen", „Blumen und Sterne", seine „Kriegslieder vom Jahr 1871" und vieles andere ist allgemein bekannt und in unzähligen Auflagen verbreitet. In Wohlklang und Pracht seiner Sprache, in Anmut der Empfindung, in durchsichtiger Klarheit der Gedanken, in der Darstellung des Einzelnen und was sonst an Form zum Dichter macht, steht er Geibel nahe. Der Unterschied ist nur der, daß Geibel vom weiten und mannigfaltigen Gebiet der Weltpoesie, die um den Tempel Gottes her gelagert ist, die Menschen mit der Kraft des Gesanges bis an die heilige Pforte führt. Gerok steht auf der Schwelle, ruft mit lautem Wohlklange zur Anbetung zusammen und wendet sich als Chorführer in das Innere des Heiligtums, um Lob und Dank als Opfergabe der empfänglichen und gerührten Seelen darzubringen. Am Altare, wie sein verehrter Meister Albert Knapp, hat er nicht gestanden. Dafür ist aber die Schar seiner Freunde und Bewunderer auch unvergleichlich größer. Die Christen Norddeutschlands und Süddeutschlands feiern ihn mit gleicher Liebe als ihren Sänger.

Von seiner Stellung aus ist bei seinen Gaben die größte Mannigfaltigkeit, der größte Reichtum der Stoffe möglich geworden. Es ist erstaunlich, wenn man die Fülle seiner Dichtungen überschaut, wie es kaum eine menschliche Angelegenheit giebt, die er nicht in den Kreis seiner dichterischen Anschauungen gezogen und besungen hätte. Das ist ein Zug von jener Freudigkeit des Christentums, das alles Menschliche durchdringt und heiligt und als Unterpfand der kommenden Herrlichkeit ansieht. Das ist die ewige Jugend, die er sich erfleht, das kindliche Herz, die kindliche Lust an allem Schönen, den Kinderzorn wider alles Schlechte, die Kindesthräne bei eignem und fremdem Leiden, den Kindestrieb zu lernen und zu wachsen in dem, was schön und gut ist.

Digitized by Google

Und eins, mein Gott, das keine Zeit mir raube,
Nicht mit Gewalt und nicht mit leisem Trug,
Das bleibe mir, der fromme Kinderglaube,
Der himmelan sich schwingt mit frohem Flug;
Der hundertmal sich frisch erhebt vom Staube,
Wenn hundertmal die Welt ihn niederschlug,
Der Glaube an ein heilig Walten droben,
Wie auch die Feinde spotten oder toben.

In solchem Glauben wurzle mir die Liebe,
Die kindlich warm, was Mensch sich nennt, umfaßt;
Die, ob die Welt mit unbarmherz'gem Hiebe
Ihr abgehau'n manch schönen Blütenast,
Nur stärkre Zweige treibt und bess're Triebe,
Und lächelnd segnet, wo man sie gehaßt,
Und sterbend noch den Samen um sich streuet
Zu Saaten, deren sich die Nachwelt freuet.

Drauf bitt ich noch: laß mir ein kindlich Hoffen,
Das hellen Auges in die Zukunft schaut,
Das über Wolken sieht den Himmel offen,
Dem hinter Bergen noch ein Eden blaut,
Das, wenn der Blitz sein irdisch Haus getroffen,
Im Himmel kühn sich bess're Hütten baut
Und fröhlich spricht: ob ich gleich fall' und sterbe,
Dort oben glänzt mein ewig Teil und Erbe.

— — — — — — — — — —

So bleib ich Kind. So sprech ich zu den Jahren:
Fahrt hin. Mich streift nur eurer Flügel Schwung.
Ein Jüngling blüh ich noch in Silberhaaren,
Denn Gottes Gnade macht mich täglich jung.
Und einst mit Flügeln will ich aufwärts fahren
Am großen Tage der Verwandelung.
Da wird mein Gott mir Leib und Seel verjüngen,
Ein Kind des Lichts mich himmelan zu schwingen.

Das ist ein Adventsevangelium, welches auch unserer Poesie eine schöne Zukunft verheißt. Nur unverzagt und Gott vertraut, es muß doch Frühling werden! Dieser Frühling kommt, wenn das wahre Christentum wieder anerkannt wird. Unseren modernen Dichtern fehlt nichts, als das Verständnis des Evangeliums. Die deutsche Philosophie ist schon lange auf der Umkehr zum lebendigen Gott. Der rohe Materialismus ist geistig längst überwunden. Durch den Pantheismus leuchtet ein warmer Schein religiösen Frührots. Was man begrifflich noch nicht auszusprechen wagt, das deutet man poetisch schüchtern an.

Digitized by Google

Aber jede neue gute Zeit thut sich mit gesundem Optimismus kund. So ist Gerok der liebevolle, hoffnungsreiche Zeuge, der den fruchtbaren Segen der „Trauerstunden“ versteht und preist.

Ein Dichter, der das erlebt hat, ist der Zukunft sicher und blickt getrost in das wüste Getümmel des Tages. Der Pessimismus der ewigen Verneinung bleibt das Trauerreich der Hoffnungslosigkeit und ohnmächtigen Feindschaft.

Wie der Altmeister Goethe im Anfang des zweiten Teils seines Faust bei der Darstellung der triumphierend aufgehenden Sonne und ihres Sieges über alle Schatten des Elends sich nicht genug thun kann, sondern zur Kraft der Anschauung naiv gewaltig noch den mächtigen Sinn des Gehörs herzunimmt, indem er — ganz unverständlich für die trockene Philisterart und den modernen Realismus — schreibt: „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne,“ so hofft, glaubt und sieht der siegreiche Optimismus des wahren Dichters das scheinbar Unmögliche als vollendete Thatsache und erhebt sein Jubellied.

Sei willkommen, Friedenskönig,
Hosianna tausendtönig!
Dir ist alles unterthänig.

Unter deinen reinen Fahnen
Zeig den Völkern ihre Bahnen
Zu dem Heil, das alle ahnen!

Laß den Tag des Friedens kommen,
Daß dir jauchzen alle Frommen,
Weil das Reich du eingenommen!

Daß es schallt von Heer zu Heere,
Daß es hallt von Meer zu Meere:
Christus herrscht, gebt ihm die Ehre!

Ohne diese sonnige Freude, vielmehr mit einem leisen Schatten der Sentimentalität erscheint eine liebenswürdige Dichterin, Luise Hensel (1798—1876), in der Mark Brandenburg zu Linum am 30. März als Tochter eines evangelischen Pfarrers geboren, später 1849 Erzieherin in Nonnenwerth bei Bonn, veröffentlichte eine größere Anzahl ihrer Lieder, ohne ihren Namen, in Diepenbrocks geistlichem Blumenstrauße und hat in ihnen unstreitig Lieder geliefert, die zu dem Zartesten und Innigsten gehören, was die neuere Zeit seit Novalis und Schenkendorf auf dem Gebiete christlicher Poesie aufzuweisen hat. Schon

Digitized by Google

das einzige Lied von ihr „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", das durch seine echtlyrische Einfachheit und Tiefe bald Volkseigentum wurde, ehe man die Verfasserin nur dem Namen nach kannte, hat sie unvergeßlich gemacht. Unter ihren von Diepenbrock zusammengestellten Poesien findet sich noch eine große Anzahl ebenso inniger und formschöner Lieder, von denen das herrliche „Immer muß ich wieder lesen in dem alten, heil'gen Buch", in das neue Württemberger Gesangbuch übergegangen ist. Sie ist am 18. Dezember 1876 zu Paderborn gestorben. J. H. Reinkens, der Bischof der altkatholischen Gemeinden, der lange Jahre bis zu seinem Übertritt zum Altkatholicismus ihr Beichtvater war, hat eine Schrift über „Luise Hensels Leben und ihre Lieder" veröffentlicht. Der Zauber der Romantik lockte sie vom nüchternen und gesunden Glauben ihrer Kindheit in den innigen Verkehr mit dem ebenso schwärmerischen wie übermütigen Romantiker Clemens Brentano. Im Jahre 1818 trat sie in aller Stille zur katholischen Kirche über. Zuerst soll sie den hochbegabten, maßlosen Dichter wieder zum guten Katholiken gemacht haben; dann aber hat er auf sie „bekehrend" eingewirkt. Was in dem tiefen Innenleben einer so gefühlig angelegten Natur, wie Luise Hensel war, vorgegangen sein mag, um sie zum Abfall vom evangelischen Christentum zu verleiten? Wer könnte es nachweisen? Wer wollte richten? Es ist aber sehr zu beklagen. Das tiefverborgene Lebensverhältnis zu dem lebendigen Christus, der alle Tage bei uns ist bis an der Welt Ende, hätte sie auch als evangelische Christin beseligen können, und ihre zum Teil köstlichen Lieder wären dann nicht untermischt mit so vielen anderen, in denen unbiblischer Mariendienst und fast sinnlich lautende Mystik die Freunde gesunder christlicher Frömmigkeit verletzen. Auch ihre Schwester Wilhelmine Hensel, geboren 1802, war Dichterin. Beider Werke sind herausgegeben von Kletke 1857, und von C. Schlüter 1869.

Ihr ebenbürtig in der Form, ihr überlegen an innerem Gehalt ist die Verfasserin des Buches „Aus den Papieren einer Verborgenen". Sie hieß Cäcilie Zeller, geborne von Elsner aus Halberstadt. Von ihrer Schrift erschien die zweite Auflage 1876 in zwei Bänden bei Brockhaus. Bethmann-Hollweg hat dazu eine Vorrede geschrieben. Die Dichterin hat uns in dem genannten Werke teils in Form der

Digitized by Google

Dichtung, teils in der Fassung von Briefen, Aphorismen und Tagebuchblättern anziehende und tief-erbauliche Spiegelbilder ihres inneren Lebens gegeben, dessen Halt und Mittelpunkt unter allem Wechsel von Freude und Schmerz der stille Verkehr mit dem Erlöser bildete. Mit einer Geistesklarheit, wie sie allein das Evangelium zu geben vermag, mit einer schönen Gesundheit und Reife christlicher Erfahrung, wie sie nur in der Schule treuer Selbstzucht erworben wird, verbreitet sie sich in den prosaischen Stücken über alle Fragen, die ein gläubiges Herz in Anspruch nehmen, und weiß auch das Weltliche und Natürliche von dem Standpunkte christlicher Anschauungsweise aus so frei und heiter zu beleuchten, daß der Geist des Lesers zum tiefen Nachdenken angeregt wird. So ist ihr Buch vielen Seelen eine reiche und freundliche Mitgabe fürs Leben geworden. Rat und Trost, Erleuchtung und Stärkung und zugleich der reinste und edelste Genuß wird darin geboten. Vor allem erquicklich sind die Lieder, die mehr als die Hälfte des Werkes einnehmen.

Bei großer Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses und ungemeiner Innigkeit und Tiefe der Empfindung sind sie der oft vollendet schöne, frauenhaft zarte Ausdruck der mannigfachsten Stimmungen des evangelischen Glaubenslebens. Es weht aus ihnen der Geist der Demut und der stillen Seligkeit in Gott, so daß man sich willig und dankbar ihrem heiligenden Zuge überlassen kann. Man lese nur Lieder, wie „Nimm mich in deine Zucht, du Geist der Gnaden", „Gieb du mir nur den sel'gen Sinn", „Wenn ich auf meinem Lager liege", „Das Kreuz ist gut", oder die zahlreichen schönen Abend- und Morgenlieder, und man wird dies Urteil bestätigt finden. Eins, das sich durch Einfachheit und Wohllaut auszeichnet, möge hier seine Stelle finden.

Abend ist.
Jesus Christ,
Sprich zum Tagwerk deinen Segen,
Daß ich mich getrost kann legen,
Auszuruhn in deinem Schoß.

Stückwerk bleibt,
Was man treibt
Bei der Pilgerfahrt auf Erden,
Bis wir einst vollkommen werden,
Aufgewacht nach deinem Bild.

Digitized by Google

Was ich thu'
Decke zu
Mit dem hochzeitlichen Kleide,
Mit dem köstlichen Geschmeide
Deiner Treue bis zum Tod!

Wie die Dichterin auch rein menschliche Liebe ins Himmlische und Ewige verklärt, zeigt uns das schöne Gedicht „Liebesbitte".

Wo ich geh' und stehe,
Denk' ich doch an dich,
Still ich für dich flehe,
Mehr noch, als für mich.

Mitten in Geschäften
Meinen Blick auf ihn,
Für dich bittend, heften,
Ist mein steter Sinn.

Liebe ohne Schranken
Bittet Nacht und Tag.
Schweigen die Gedanken,
Ist ihr Seufzen wach.

Ohne Wort und Werke
Hat die Liebe Kraft,
Hat verborgne Stärke,
Die das Leben schafft.

Zu vergessen ist auch nicht die zarte und fromme Schlesierin Agnes Franz (1794—1843), die Verfasserin vieler gottergebener Lieder, hübscher „Parabeln" und des sinnigen Romans „Führungen".

Digitized by Google

Das deutsche Drama.

Es wäre ein trostloser Standpunkt für die Betrachtung vaterländischer Litteratur, wenn an den dankbaren Stolz auf die Meisterleistungen der klassischen Vergangenheit sich die hoffnungslose Beschämung knüpfen müßte, daß nun alle Größe und Schönheit der deutschen Dramatik vorüber sei, da wir uns mit einem kärglichen Epigonentum bescheiden müßten. Schon darin liegt ein Beweis von Kraft und Gesundheit, daß aus den Ausartungen der romantischen Schule in den Schicksalstragödien eine echte Dichternatur wie Grillparzer sich vollständig befreien und so reife und wahrhaft poesievolle Werke bringen konnte, wenn er auch die Kraft des mannhaften Genius, wie Hebbel und Ludwig, nicht besaß. Diese beiden bleiben uns die Zeugen dafür, daß in unserm Volke der Strom der Dichtung kräftig dahingeht und daß nach der majestätischen Herrlichkeit, mit der er durch die Erhabenheit des Hochgebirges brauste, die langweilige Eintönigkeit der Niederungen mit Seichtigkeit und Versandung nicht ohne weiteres befürchtet werden muß. Wenn auf die großen, selbständigen Talente naturgemäß die Nachahmer folgen, so kann sich doch jederzeit auch aus dem Hergebrachten und Alltäglichen wieder ein Großer erheben. Was von der Zukunft zu hoffen ist, nimmt man weniger an der gelungenen Nachbildung schöner Muster in besonnener Beschränkung wahr, als vielmehr an den kecken Griffen jugendlicher Maßlosigkeit nach hohen Zielen.

Allerdings wird das ungezügelte Talent ohne Fleiß und Selbstzucht sich selbst zum Verderben, wie das traurige Beispiel des hochbegabten, unglücklichen Christian Grabbe beweist. Aber der wirklichen Genialität eignet etwas Hohes und Siegreiches, das nach Lessings Forderung und Goethes Bewährung auch den Fleiß

Digitized by Google

einschließt und trotz alles Schäumens und Sprudelns doch endlich die Verheißungen der Klarheit und Gesundheit erfüllt.

Von dem Mittelgute der dramatischen Leistungen sei eingehender derer gedacht, deren Dichtungen noch heute auf der Bühne leben, während bei anderen die kurze Erwähnung genügt.

Franz Grillparzer (1791—1872), geboren am 15. Januar 1791 zu Wien. Es kommt häufig vor, daß ein Dichter bei seinem jugendlichen Hervortreten mit Begeisterung und überschwenglicher Erwartung begrüßt, dann aber kühler betrachtet, schärfer beurteilt und endlich schier vergessen wird. Das aber gehört wohl zu den größten Seltenheiten, daß ein solcher im späten Alter wieder emporgehoben, gewissermaßen neu entdeckt und von warmer Bewunderung zu einem schönen Lebensabend getragen wird. So war es Grillparzer beschieden.

Sein Vater war ein höherer Staatsbeamter in Wien, der in den Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts sein Vermögen verlor. Er war ein schroffer Mann von hartem Charakter, der diesen Verlust nicht zu tragen vermochte, und der, als nun noch der Presburger Frieden 1809 sein östreichisches Vaterlandsgefühl aufs schmerzlichste verletzt hatte, gebrochenen Herzens starb. Die Mutter blieb mit vier Söhnen in verschämter Armut zurück. Franz, als der älteste, unterbrach seine Studien, ward Hauslehrer in einem vornehmen Hause und trat dann in die Beamtencarriere, in welcher er unter mancherlei Zurücksetzung nur ganz allmählich aufrückte — wirklich nach Schillers Gleichnis ein Pegasus im Joch.

Einige Reisen nach Italien und England, nach Berlin und Weimar warfen Lichtstrahlen in sein Leben. In späteren Jahren schloß er sich verstimmt und verdüstert von allem Verkehr ab. Er war vom Hofconcipisten zum Archivdirektor aufgestiegen und wurde als Hofrat 1856 mit geringem Ruhegehalt pensioniert. Die Behörden hatten niemals Veranlassung zu einer Rücksichtnahme auf den größten Dichter Östreichs gehabt. Dennoch hatte sein stiller, treuer Fleiß seinen Lohn in sich getragen. Er blieb davor bewahrt, in Hunger und Kummer sich über seine Vergessenheit zu erbittern und dem Größenwahn zu verfallen. Daß er willig morgens mit der Aktenbürde in die Kanzlei wanderte, brachte ihm abends den trostreichen Besuch und Genuß der Poesie. Friedlich erreichte er den Lebensabend, der ihm Ruhm, Ehre und

Digitized by Google

Anerkennung in reicher Fülle brachte. Er hatte seinen ersten Ruhm überdauert, erlebte dafür aber auch die schöne und schönere Auferstehung desselben. Zu seinem achtzigsten Geburtstage spendete ihm sein Vaterland im engern und im weitern Sinne, Östreich wie Deutschland, die vollen Ehrengaben und legte ihm, als er ein Jahr darauf am 22. Januar verschied, Ruhmeskränze der Dankbarkeit aufs Grab.

Grillparzers maßvolle, formenschöne und geisteshohe Art, die ihn zum Nachfolger der beiden großen klassischen Dramatiker Schiller und Goethe berief, entbehrte allerdings der charaktervollen Männlichkeit in der Erfassung des Stoffes und der beherrschenden Energie der Durchführung. Ein entsagungsvoller Schmerzenszug trübte die heitere Ruhe und siegreiche Zuversicht seines Schaffens. Ihm fehlte die eigentliche Kraft der Leidenschaft und die unbekümmerte und sichere Entschiedenheit.

Von der hohen Schönheit seiner Rede zeugte schon das tolle, früher erwähnte Jugendwerk, „Die Ahnfrau“, mit dem er der herrschenden Strömung und Zeitkrankheit der Schicksalstragödien opferte. Welch ein dankbarer Jubel des Glücks liegt in den Worten der Braut!

Fort auf den Söller! Wie lastet das Haus!
Dort von den Stufen will ich es rufen
In die schweigende Nacht hinaus.
Und naht der Treue, dem ich mich weihe,
Künd' ich ihm jubelnd das frohe Geschick.
An seinem Munde preis' ich die Stunde,
Preis' ich die Liebe, preis' ich das Glück!

Und dann wieder eine unheimliche Meisterschaft in der Schilderung des Grauens, welches ein schuldbeladenes Herz umgiebt.

Müde, ruhelechzend steig ich
Schnell das hohe Bett hinan,
Und das Licht ist ausgethan.
Süße Ruhe fesselt mich. —
Da durchzuckt es meine Glieder —
Laut wird's in dem öden Zimmer.
Rauschend wogt es um mich her,
Wie ein wehend Ährenmeer.
Seltsam fremde Töne wimmern,
Zuckend hohle Lichter schimmern.
Schleppende Gewänder rauschen
Durch das Zimmer auf und nieder.
Hör' es weinen, hör' es klagen,
Und zuletzt in meiner Nähe
Wimmert es ein dreifach Wehe!
Da reiß ich des Bettes Vorhang
Auf mit ungestümer Hast.
Und mit tausend Flammenaugen
Starrt die Nacht mich glotzend an.
Lichter seh ich schwindelnd drehen,
Und mit tausend fahlen Ringen
Schnell sich in einander schlingen,
Und nach mir streckt's hundert Hände,
Kriecht mich an mit hundert Füßen,
Fletscht mich an mit hundert Fratzen.
Und an meines Bettes Füßen

Digitized by Google

Dämmert's auf wie Mondenlicht,
Und ein Antlitz tauchet auf
Mit bekannten holden Zügen,
Ja mit deinen, deinen Zügen.
Jetzt reißt es die Augen auf,
Starrt nach mir hin — und —

Nach solchen Leistungen eines fünfundzwanzigjährigen Dichters glaubte man Hohes und Höchstes erwarten zu dürfen. Grillparzer wandte sich bald entschieden von der Gemeinschaft mit dem Tagesgötzen ab, um fortan teils in der Wahl antiker Stoffe, teils in echter Vaterlandsbegeisterung auf den Spuren der Klassiker zu wandeln. Allerdings blieb ihm auf dem einen Felde der hohe Schwung erhabener Leidenschaft, auf dem andern der freie Blick über die Weltbühne und den Gang der weltbewegenden Völkerschicksale versagt. Seine Welt blieb Östreich, das schöne Land behaglichen Genusses und innerer Haltlosigkeit.

Daß „Sappho" (1819), die vom ganzen Griechenland zu Olympia verherrlichte Sängerin, von dem schönen Jüngling Phaon, den sie liebte, verschmäht, sich vom Leukadischen Felsen ins Meer stürzte, ist eine altbekannte Erzählung. Mit bewunderungswürdigem Geschick hat Grillparzer diesen einfachen Stoff zum ergreifenden Seelengemälde ausgestaltet. Glänzend und siegesfroh kehrt Sappho von Olympia nach Lesbos zurück, von Phaon begleitet, der auf die überwallenden Liebesergüsse des Weibes nur mit demütiger Verehrung der Dichterin antwortet. Bald gewinnt die liebliche Sklavin Melitta des Jünglings Herz, und Sappho, die es mit Schrecken erkennt, gerät zuerst in leidenschaftlichen Zorn und herbe Bitterkeit gekränkter Liebe. Sie will Melitta übers Meer entsenden; das wird von Phaon gehindert, und beide stoßen hart aneinander. Sie nennt ihn „Betrüger", denn er hat ja ihre Liebe getäuscht. Doch er erwidert:

Nein, fürwahr, ich bin es nicht.
Wenn ich dir Liebe schwur, es ist nicht Täuschung.
Ich liebte dich, wie man die Götter wohl,
Wie man das Gute liebet und das Schöne.
Mit Höhern, Sappho, halte du Gemeinschaft.
Man steigt nicht ungestraft vom Göttermahle
Herunter in den Kreis der Sterblichen.
Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
Er ist geweiht. Er fasse Niedres nicht.

Das ist die wahre, eines echten Dichters würdige Auffassung von jener Entsagung, die das Schicksal von dem echten Dichter fordert, während Freiligrath sie mit Bezug auf Grabbe zu

Digitized by Google

der Behauptung verzerrte: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel."

Es ehrt die Grillparzersche Muse, daß sie es verstand, den Phaon, der kein großer und bedeutender Mensch sein durfte, doch stets edel und würdig zu halten. Erhaben aber steht Sappho da, nachdem sie ihr Herz überwunden und sich selbst wiedergefunden hat.

Erhabne heil'ge Götter,
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt.
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
Und Kraft, zu bilden, was ich neu gedacht. —
Ich dank euch!

Ihr habt der Dichterin vergönnt zu nippen
An dieses Lebens süß umkränztem Kelch,
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O seht! Gehorsam einem hohen Wink
Setz' ich ihn hin, den süßumkränzten Becher
Und trinke nicht.

O gebt nicht zu, daß eure Priesterin
Ein Ziel des Hohnes werde eurer Feinde.
Laßt mich vollenden, so wie ich begonnen.
Erspart mir dieses Ringens blut'ge Qual.
Zu schwach fühl ich mich, länger noch zu kämpfen.
Gebt mir den Sieg — erlasset mir den Kampf!

Nun legt sie segnend Melittas Hand in die des Phaon und stürzt sich herab vom Felsen ins wogende Meer. Etwas vom Geiste der Iphigenie lebt in diesen schönen Worten, wenn auch der Selbstmord um verschmähter Liebe willen anstatt der hohen Entsagung und Befriedigung an der Gabe der Gottheit nicht klassisch, sondern romantisch ist.

Noch bedeutender ist Grillparzers zweites Stück aus der antiken Welt „Das goldene Vließ" (1821), eine Trilogie. Poetisch steht es der Sappho mindestens gleich, ist aber dramatisch noch packender. Die charaktervolle, aber überaus unliebenswürdige und in ihrem unbändigen Wesen immer furchtbarer sich ausgestaltende Barbarin Medea neben dem schwächlichen und schwankenden Jason ist von tiefer Wirkung. Noch heute bewährt das Stück seine Kraft mit der echt tragischen Wirkung der Furcht und des Mitleids.

Digitized by Google

Sehr betrübend und eigentlich nicht leicht zu erklären war der gänzliche Mißerfolg, den der Dichter mit seiner Dramatisierung der „Hero und Leander"sage, nämlich mit dem Trauerspiele „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1831) hatte.

Eine rechte Handlung fehlt allerdings dem Stück. Es sind wunderschöne lyrische Scenen voll tiefer Empfindung und bei einer heißen Sprache der Zärtlichkeit vom edelsten Ton. Der tragische Vorgang, daß Leander in der Flut umkommt, ist allerdings nicht dramatisch, sondern nur episch verwendbar, und die Auffindung seiner Leiche ist ein Vorgang, dem die voraufgehende Steigerung der Spannung fehlt. Dennoch kann man es kaum verstehen, wie die Wiener Bevölkerung, für die Grillparzer dichtete und lebte, damals ihren Lieblingsdichter fallen lassen konnte. Seine Popularität hörte auf und ging in Gleichgültigkeit und Vergessenheit unter. Nach Grillparzers Tode hat das Stück für das Theater Deutschlands eine erneute Lebenskraft gewonnen und gehört noch heute zum festen Bestande großer Bühnen.

Noch vor dieser „Hero" hatte Grillparzer einen historischen Stoff bearbeitet: „König Ottokars Glück und Ende", 1825. Es feiert die Begründung der Habsburgischen Dynastie in Östreich. Er hatte dazu sorgfältige geschichtliche Forschungen angestellt und mit großer Kunst zu lebendiger Darstellung und Anschauung gebracht. Das Stück atmete einen reinen Patriotismus und hatte noch das Eigentümliche, daß es auf die Gegenwart unverkennbar Bezug nahm. Im Ottokar soll dem Dichter eingestandenermaßen die Gestalt des ersten Napoleon vor Augen gestanden haben. Der erste Akt stellt den König von Böhmen in seiner überschwenglichen Glücksperiode dar, wie ihm alle Fürsten seiner Zeit huldigen und sich unterwerfen. Ihm fehlt nichts als ein Erbe. Deshalb scheidet er sich von seiner treuen Gemahlin Margareta und schließt eine zweite Ehe, die sein Unglück wird. Durch Übermut und Ungerechtigkeit stößt er alles von sich zurück. Der verschlagene und ländersüchtige Biedermann der Geschichte Rudolf von Habsburg, den Grillparzer mit östreichischer Lokalbegeisterung als den gerechten und väterlichen Idealregenten feiert, wie er noch heute in manchen Jugendschriften spukt, demütigt den stolzen, wilden Mann, der kniend sein Böhmen von ihm zum Lehen nehmen muß. Dadurch beschämt und erbittert, bricht er den beschworenen Frieden, und im erneuten Widerstand wird er in

Digitized by Google

der Schlacht besiegt und getötet. Allerdings hätte der erste Napoleon sprechen können, wie der besiegte Ottokar sterbend bekennt.

Ein jeder ist ein Held nun wider mich.
Der Zahltag ist erschienen, und sie zahlen.
Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott. Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren.
Du aber bist's allein, der stürmen kann,
Denn du allein kannst heilen, großer Gott.
Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen!

Beinahe wäre durch die Censur dies bedeutende Werk ernster Poesie und inniger Vaterlandsliebe der Gegenwart und der Nachwelt völlig verloren gegangen. Das Manuskript mußte der Censur übergeben werden. Grillparzer war schon von früher her wegen eines harmlosen lyrischen Gedichtes, das man arg mißverstanden oder wohl eigentlich mit Absicht mißdeutet hatte, übel angeschrieben. Ein historisches Trauerspiel, ein poetisches Werk, das der Gegenwart den Spiegel vorhielt, war etwas ganz Neues und Unliebsames. Das Volk sollte gar nichts Politisches denken, auch nicht einmal beifällig über Staatsverhältnisse urteilen — natürlich! Denn wer heute sich zu loben berechtigt fühlte, könnte sich ja morgen auch berechtigt halten zu tadeln. Das Manuskript dieses Trauerspiels wurde zwei Jahre lang von der Censurbehörde zurückbehalten und wäre schwerlich je wieder zu Tage gekommen, wenn nicht einst die Erzherzogin Sophie, die Mutter des jetzigen Kaisers, behufs einer neuen Lektüre sich an die Direktion des Burgtheaters gewendet hätte. Da wurde ihr, — es wird wahrscheinlich Grillparzers Freund West (Schreivogel) vermittelt haben, — der „Ottokar" überreicht, der den vollen Beifall der Fürstin gewann. Nun stand plötzlich der Aufführung nichts mehr im Wege. Es ward gedruckt, und am Tage der ersten Aufführung wurden von dem Buche sechshundert Exemplare verkauft. Nichtsdestoweniger wurden die Aufführungen bald seltener, und für siebzehn Jahre verschwand das Stück gänzlich. Erst Laube erneuerte als Intendant die Aufführung, und noch jetzt erscheint es ziemlich regelmäßig.

Aber nicht bloß in Wien wurde dem Dichter der Erfolg geschmälert; auch im übrigen Deutschland raubte ihm allzuscharfe Kritik den wohlverdienten Ehrenkranz. Anstatt die echt deutsche Gesinnung

Digitized by Google

anzuerkennen, die ihn bewegt hatte, sprach man von specifisch österreichischem Patriotismus, und da Österreich wegen des Metternichschen Regiments in Norddeutschland damals nicht mit günstigen Augen angesehen werden konnte, übertrug man diese Abneigung auch auf den Dichter und sein Drama. Er galt fortan nur als „ein österreichischer Lokaldichter".

Höchst eigentümlich ging es mit dem zweiten historischen Drama unseres Dichters: „Ein treuer Diener seines Herrn". Es handelt sich hier um den Zwiespalt zwischen Lehnspflicht und persönlicher Würde, vor allem um die Treue, die ein Diener seinem Herrn hält, auch wenn er selbst treulos und schändlich behandelt wird. Bankbanus ist ein alter Mann und hat ein junges Weib, welchem der Bruder der Königin nicht aus Liebe, nein aus frevelhaftem Mutwillen nachstellt. Der König zieht in den Krieg und übergiebt dem Bankbanus die Fürsorge für sein Reich, seine Königin und seinen Sohn. Jener Prinz bemächtigt sich der Gattin des Bankbanus, die sich selber tötet, um der Schmach zu entgehen. Da erhebt sich Empörung. Die Großen und das Volk verlangen nun von dem beleidigten Gatten Auslieferung des Verbrechers. Bankbanus aber will dem Könige sein Recht erhalten. Er widersteht den Empörern, obgleich sie seine eigene Sache führen, um des dem Könige gegebenen Wortes willen. Als das von den Feinden umzingelte Schloß in Brand gerät, giebt er alles preis und trägt selbst, der Greis, den königlichen Erben durch die Flamme und durch Feld und Wald, bis er ihn gerettet hat. Der Charakter des Bankbanus ist von dem Dichter mit einer seltsamen Unmännlichkeit behaftet worden. Diese zähe Treue hat etwas Orientalisches, fast Hundemäßiges.

Das Stück passierte ungehindert die Censur. Loyaleren Inhalt konnte doch auch kaum ein Drama haben! Kaiser Franz wohnte der ersten Aufführung bei und spendete persönlich dem Dichter seinen Beifall. Was wollte dieser mehr? Aber am andern Tage erschien bei ihm ein Abgesandter des Kaisers: Grillparzer solle fordern, was er für sein Stück haben wolle, der Kaiser wünsche es allein für sich zu behalten, so daß es nie wieder gegeben noch gedruckt werden sollte. Empfand man hier eine unliebsame Beziehung auf Zeitereignisse, oder was lag sonst vor? Jedenfalls schien das Werk zur Vernichtung bestimmt zu sein. Grillparzer rettete es nur dadurch, daß er antwortete,

Digitized by Google

es wäre längst aus den Soufflеurbüchern abgeschrieben und an andere Bühnen verkauft, der Wunsch des Kaisers könne also nicht mehr erfüllt werden. So ließ man fortan die Aufführung frei. Aber die rechte Freudigkeit daran fand sich im weiteren Kreise nicht mehr.

Solche Erfahrungen verstimmten den Dichter. Er entzog sich und seine Werke immer mehr der Öffentlichkeit. Vereinsamt, ohne Weib und Kind, ohne Umgang und Verkehr lebte er zuletzt fast vergessen in Wien bis 1856 den Geschäften seines Amtes, später allein der Wissenschaft und der Poesie. Ein früher begonnenes Stück: „Der Traum ein Leben" hat er später noch vollendet. Es ist ein geistvolles Gegenstück zu Calderons „Das Leben ein Traum" und schildert, wie ein Jüngling das stille Glück seiner weltentrückten Heimat verlassen will, um hingerissen von den Schilderungen des heißblütigen Sklaven Sanga in der großen Welt und auf dem Kriegsschauplatze Aufregung und Genuß zu suchen. In der Nacht vorher träumt er, wie er auf dieser gefährlichen Bahn zu Glanz und Ruhm, aber auch zu Schuld und Verbrechen fortgerissen wird und in Verzweiflung untergehen soll. Aus Todesangst erwacht, sendet er den Verführer hinweg und bleibt in der stillen Heimat. Die traumhafte Stimmung der hochpoetischen Bilder ist vortrefflich durchgeführt und mit ungemeinem scenischem Geschicke ausgenützt.

Die ausgearbeiteten Dramen „Libussa" und die „Jüdin von Toledo", sowie das Fragment „Esther" hielt er verschlossen in seinem Pult. Erst die nach des Dichters Tode erschienene Ausgabe der Werke hat sie mitgeteilt und dadurch Zeugnis gegeben, daß die Muse den reichbegabten Gefolgsmann unserer großen Klassiker nicht verleugnet hatte. Als Lyriker ist er nicht bedeutend gewesen. In späteren Jahren haben sich besonders Laube, Goedeke und Geibel das Verdienst um die deutsche Poesie erworben, daß sie Grillparzer wieder hervorgezogen und zur verdienten Anerkennung gebracht haben. Durch Einführung der Tantième erlangte er zuletzt auch noch einigen äußeren Ertrag von seinen Dichtungen, was ihm, der sein Lebenlang nur kärglich sein Brot gehabt hatte, sehr zu gönnen war. Seinen achtzigsten Geburtstag, den 15. Januar 1871, feierte nicht bloß Wien, sondern ganz Deutschland mit freudigen Ehrenbezeugungen, und ein Jahr später wurde ihm ein Begräbnis zu teil, wie es nach Klopstock keinem deutschen Dichter bereitet worden ist.

Digitized by Google

Viel unglücklicher, aber dazu mit schwerer Selbstverschuldung belastet ging der hochbegabte, aber wilde und zuchtlose Christian Friedrich Grabbe (1801—1836) seine Bahn. Er wurde am 11. Dezember zu Detmold geboren, wo sein Vater Beamter am Zuchthause war, und bezog nach erlangter Reife für die Universität die Hochschulen Leipzig und Berlin, um Jura zu studieren. Sein Jugendwerk, das er mit einundzwanzig Jahren veröffentlichte, „Der Herzog von Gothland", erfüllte die litterarische Welt mit Erstaunen, aber auch mit Entsetzen. Die Gedanken sind von einer genialen Größe, aber zugleich von einer schauerlichen Unmenschlichkeit. Die Bilder sind ergreifend, aber durch ihre grausame Geschmacklosigkeit abstoßend. Die Ausgeburten einer überhitzten, in Scheußlichkeit schwelgenden Phantasie beängsten den Leser, wie ein entsetzlicher Traum. Denn eine überwältigende Kraft der Anschauung pulsiert darin. Es ist tief zu beklagen, daß dieses in wüstem Sieden und Schäumen begriffene Edelmetall nicht den weisen, geduldigen Meister fand, der ihm liebevoll zur Klärung geholfen hätte. Es war allerdings kein Wunder, daß dieser Schwarm und Drang der Urkraft bei dem großen Publikum weder Verständnis noch Beifall fand. Doch der junge Dichter war tief empört und verbittert.

Zunächst warf er die poetische Arbeit beiseite und wandte sich mit gutem Erfolge seinen Berufsstudien zu. Nachdem er seine Staatsprüfungen abgelegt hatte, erst Advokat, dann Auditeur in Detmold geworden war, konnte er sich verheiraten. Aber seine wilde, unstäte Natur konnte nicht zur Ruhe kommen. Er stieß überall gegen die geordneten Verhältnisse, geriet in heftigen Zwiespalt mit seiner Umgebung, ergab sich einem wüsten Leben des Trunks und mancherlei Ausschweifungen und zeigte eine bizarre, teils maßlos übermütige, teils verzweifelte Stimmung, wenn die unwiderstehliche Lust des Dichtens ihn ergriff.

Ein ganz einzigartiges, man muß wohl sagen verrücktes, aber unleugbar witziges und geistvolles Possenspiel ist: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", worin der Teufel auf einer seiner Weltfahrten erscheint — eine Reihe der tollsten, doch von echter Komik gewürzten Scenen. In seltsamen Kontrast dazu trat das anmutige Märchenspiel „Aschenbrödel".

Eine wilde Kraft der Romantik lodert in der Tragödie „Don Juan und Faust", in der er diese beiden Über-

Digitized by Google

menschen, den Heros des unbändigen Wissensdranges und den des unersättlichen Genusses, miteinander als Rivalen um denselben Preis der Liebe ringen läßt. Der Gegensatz dieser Mächte und einzelne Momente des Kampfes sind mit glänzender Darstellung zur Erscheinung gebracht. Natürlich fehlt die Versöhnung in einer siegreichen Idee. Man taucht in ein Chaos und wieder empor. Die Tiefe läßt uns der Dichter nicht ergründen. Aber der Wellenschlag echter Poesie ist vorhanden.

Reicher und schöner entfalteten sich seine Gaben in den beiden Dramen aus der Hohenstaufenzeit. „Friedrich Barbarossa" bietet ein Helden- und Zeitbild in einer verhältnismäßig klaren Abrundung. Es ist tief zu beklagen, daß in unserer Periode der dramatischen Ausgrabungen und Wiederbelebungen noch von keiner Bühnenleitung der Versuch gemacht ist, diese Grabbeschen Hohenstaufendichtungen zur Aufführung einzurichten. Es wäre kein zu großes und dabei ein überaus dankbares Werk. Diese kraftvolle Begeisterung für deutsches Wesen, diese glühende und bewundernde Liebe zur alten Kaiserherrlichkeit würden die meisten unserer modernen historischen Dramen als blasse Schemen verdämmern lassen. Was ist das für eine wesenhafte und in sich berechtigte, vollüberzeugte Kämpferstellung dieser Welfen und Ghibellinen gegeneinander! Mit welcher wundervollen, sinnlichen Plastik und Lebenswahrheit treten uns diese riesigen sächsischen Speermänner inmitten der phantastischen Scenerie am Vesuve entgegen! Wie herbe und dann wieder wie herzlich ist dieser Humor!

Grabbe hat gegen die „Shakespeareomanie" geeifert, obwohl er selbst mit seinem Erstlingswerk dem grauenhaften Jugendwerke des großen Dichters „Titus Andronicus" blutige Gedenkopfer brachte. In seinen geschichtlichen Volks-, Rüpel- und Massenscenen gebietet er frei und ganz selbständig über einen herzhaften, gesunden und großen Humor, wie ihn kaum ein anderer Dichter so „shakespearehaft" getroffen hat.

Prachtvoll ist namentlich in Grabbes bestem Werke „Kaiser Heinrich VI.", dem zweiten Hohenstaufendrama, die Zeichnung dieses hochbedeutendsten, aber grausamen und gewissenlosen Hohenstaufen, die prachtvolle Episode des Richard Löwenherz, die Heimkehr Heinrich des Löwen, die Zerstörung von Bardewieck, die frische und gesunde Liebesgeschichte der Hohenstaufentochter und des Welfensohnes und der Tod des alten Löwen. Man muß mit voller

Digitized by Google

Überzeugung auf diese so wenig bekannten Kleinodien hinweisen, die unter dem Staube begraben und vergessen liegen.

Die späteren Schöpfungen Grabbes sind gar keine zusammenhängenden Dramen mehr, sondern eine Häufung hochgenial hingeworfener Skizzen. Die Einheit des Orts wird mit humorvoller Souveränität preisgegeben. Von verschiedenen Punkten her bei schier meilenweiter Entfernung hört man die handelnden Personen reden. An eine thatsächliche Darstellung auf der Bühne wird gar nicht mehr gedacht. Aber als große historische Züge, als gewaltige Improvisationen voll von Wahrheit und überraschendem Lichte — so treten uns diese erhabenen, vom Standpunkte landläufiger Bühnenpraxis angesehen, paradoxen Fragmente entgegen, wie Bruchstücke von Riesenbauten, die einen wunderbaren Plan verraten, aber als fertig nicht zu denken sind. So „Napoleon und die hundert Tage", so „Hannibal", „Christus" und andere Entwürfe.

Dieser Unordnung des Schaffens entsprach sein zerrütteter Lebensgang. Sein Amt mußte er aufgeben. Der Plan, in die Armee als Offizier einzutreten, zerrann. Er verließ seine Frau und die Heimat und begann ein Wanderleben, hielt sich in Frankfurt a. M. und einige Jahre unter Immermanns Protektion in Düsseldorf auf und kehrte endlich gänzlich an Körper und Geist zerrüttet nach Detmold heim.

Kaum war zu erwarten, daß er hier noch ein Drama, seine „Hermannsschlacht", vollenden würde. Auch dies wild zusammenkomponierte Gebilde zeigt prachtvolle Partien, die eine mächtige Wirkung auf der Bühne haben würden, und daneben weite, verschwommene, nur episch vollziehbare Geschichtsphantasien, aber immerhin ergreifend, anziehend und von echt deutscher Kraft. Die römische Gerichtssitzung mit dem unversöhnlichen Gegensatz des fremden Rechts gegen die altgermanische Art ist ein Meisterstück. — „O welch ein edler Geist ist hier zerstört!" — Bald darauf starb er am 12. September 1836.

Ein excentrischer Dramatiker, aber in seiner urwüchsigen Kraft gedämpft durch Theorien und Tifteleien auf Grund eines ausgebreiteten Studiums war der Ungar Julius Klein (1810—1876), der durch seine doktrinäre Bewunderung und Nachahmung Shakespeares in Schwulst und Verworrenheit geriet. Er nahm seine Stoffe aus der französischen, spanischen, englischen, mittelalterlichen und altrömischen Geschichte. Gehäufte Scheußlichkeiten

Digitized by Google

finden sich neben einem forcierten Humor. Sein bestes Stück dürfte „Maria“ aus der Zeit Kaiser Otto III. sein.

Zwei Revolutionsdramatiker, der Hesse Georg Büchner (1813—1837) und der Schweizer Robert Griepenkerl (1810—1868), später in Braunschweig seßhaft, verwerteten die Schreckensmänner „Danton“ und „Robespierre“. Griepenkerl bearbeitete dann „Die Girondisten“ und endlich „Napoleon auf St. Helena“. Die Stücke blieben aber ohne nachhaltige Wirkung. Die Dichterin und frühere Schauspielerin Elise Schmidt wandelte mit ihren kraftgeschwollenen, ehemals hochgepriesenen Dramen „Judas Ischarioth“ und „Der Genius und die Gesellschaft“ auf ähnlichen Pfaden einer nahen Vergessenheit zu. Länger wird ihr vielleicht Albert Lindner (geboren 24. April 1821) mit seinem preisgekrönten Drama „Brutus und Kollatinus“ und dem Trauerspiel „Die Bluthochzeit“ widerstehen.

Besser traf den Geschmack der Zeit der Berliner Michael Beer (1800—1833), Bruder des musikalischen Modekönigs seiner Zeit Meyer-Beer, mit seinen Dramen „Klytemnestra“, „Der Paria“ und vornehmlich mit der jammerseligen Tragödie „Struensee“. Der überaus fruchtbare Dramatiker Joseph von Auffenberg ist mit Recht als ein „Raupach von Süddeutschland“ bezeichnet worden und mit ihm von der neuen Generation bis auf wenige Reste abgethan. Sein „Ludwig XI. in Peronne“ bietet aber noch heutzutage eine dankbare Rolle für virtuose Charakterdarsteller.

Bedeutender trat Friedrich Halm (1806—1871) mit seinem eigentlichen Namen Eligius Franz Graf Münch-Bellinghausen hervor. Am 2. April zu Krakau geboren und nach den Traditionen seiner Familie für die höhere Beamtenlaufbahn bestimmt, erstieg er eine ihm zusagende Lebensstellung und wurde Intendant des Kaiserlichen Hoftheaters. Trotz seiner Frühreife — mit neunzehn Jahren war er Beamter, mit zwanzig Jahren verheiratet — hielten ihn Unsicherheit und Schüchternheit davon zurück, irgend jemand von den Proben seiner Dichtung etwas mitzuteilen, die ihn bei seiner leidenschaftlichen Liebe für das Theater von Jugend auf zu dramatischen Versuchen trieb. Da gewann sein Lehrer, der geistreiche und hochgebildete Kapitular des Benediktinerstifts Melk, Professor Michael Enk von der Burg, sein Vertrauen und wurde der Berater und Führer seiner Dichtung.

Digitized by Google

Ein vielbelesener Kenner der Poesie, vorzüglich des spanischen Dramas, machte er Halm auf Lope de Vega und Calderon aufmerksam und stellte ihn schon früh unter den Einfluß dieser südlichen Poetik, von welcher Halm, wie das seine Dichtungen deutlich genug ausweisen, sich auch nie hat ganz frei machen können. In dieser Richtung liegen offenbar alle Mängel der Halmschen Dichtung. Bei dem äußerlichen Fluß und der Anmut dieser romantischen Südländer fehlte ihm ihre Gemütstiefe und die Beziehung auf das Ewige und Religiöse, das jenen den eigentümlichen Reiz und Wert verleiht. Bei Halm bleibt nur die Weichlichkeit und Sentimentalität übrig. Der arme Michael Enk nahm übrigens einen traurigen Ausgang. In unheilbarem Zwiespalt mit seinem geistlichen Beruf endete er sein Leben als Selbstmörder in den Fluten der Donau. Im Jahre 1835 ermutigte er den schüchternen jungen Dichter mit seinem Erstlings-Drama „Griseldis" vor das Publikum zu treten. Der Erfolg war ein ganz unerhörter. Auf dem Wiener Burgtheater wurde das Stück unter rauschendem Beifalle zuerst aufgeführt. Dann machte es schnell die Runde über alle großen und kleinen Bühnen Deutschlands und erwarb sich bei dem Theaterpublikum, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, überschwengliche Teilnahme. Der pseudonyme Halm wurde allgemein als echter Dichter begrüßt, und die meisten knüpften die glänzendsten Hoffnungen an ihn und hofften, er werde dem Drama das Gebiet der wahren Poesie, von welchem es durch politisch-sociale Tendenzhascherei verdrängt schien, wieder erobern helfen. Um zu begreifen, weshalb diesem Stücke solch ein Enthusiasmus folgte, muß man es näher betrachten.

Parcival, ein Held aus Artus' Tafelrunde, hat sich mit Griseldis, einem armen Köhlermädchen, vermählt. Von der Königin Ginevra deshalb verspottet, vergißt er sich so weit, sie bitter, eigentlich pöbelhaft zu beleidigen. Da versucht die gekränkte Ginevra ihn zu demütigen. Sie verlangt von ihm, er solle ihr Proben geben, daß Griseldis so treu, so liebevoll und tugendsam sei, daß, wenn es nach Recht und Verdienst ginge, sie eigentlich Englands Königin sein müsse. Dazu solle er ihr zunächst ihr Kind nehmen und es an Artus Hof liefern, dann aber sie selbst vor allen Lehnsleuten verstoßen und hülflos arm und nackt heimsenden, wie er sie aufgenommen. Wenn sie dann immer noch

Digitized by Google

die gleiche Liebe gegen ihn bewahre und weder ihre Treue in Haß, noch ihre Geduld in Erbitterung verkehre, sondern noch wärmer als zuvor an ihm hänge, dann wolle sie vor Griseldis knien. Wenn nicht, solle er vor der Königin knien. Parcival geht im Vertrauen darauf, daß Griseldis diese Probe bestehe, und im Gegensatz zu seiner früheren Schroffheit auf diese Brutalitäten ein. Er nimmt der Griseldis das Kind und verstößt sie. Sie duldet beides mit tiefem Schmerz. Als sie von dannen zieht, erscheint Ginevra. Parcival meint, schon gewonnen zu haben, aber diese erinnert ihn, daß der Beweis noch nicht gegeben sei, ob Griseldis auch ihre Liebe gegen ihn bewahrt habe. Um dies zu erproben, soll er scheinbar als Verbannter und Flüchtiger zu ihr gehen und sie um Schutz anflehn. Wenn sie ihm den gewähre, dann werde Ginevra von seines Weibes Größe überzeugt sein. Griseldis nimmt ihren Parcival auch wirklich liebevoll auf und ist sogar bereit, als Ginevra kommt, um zum Scheine ihn auszuspähen, als Opfer für ihn zu fallen. Endlich im fünften Akte löst sich der Knoten. Ginevra staunt über Griseldis Seelengröße und leistet ihr willig und ergriffen den verwetteten Kniefall. Als diese aber erfährt, daß alles nur Trug gewesen, und daß man mit ihrem Herzen gespielt habe, scheidet sie auf immer von Parcival und kehrt in ihr Waldesdunkel zurück — die einzige anständige und wahrhaftig empfindende Persönlichkeit der ganzen edlen Tafelrunde und des Hofstaats.

Mein Herz war dein. Du hast es nie verstanden;
Es brach in deiner Hand. Du konntest spielen
Mit seiner reinen Glut. Du konntest prahlen
Mit seiner Treue, seinem Opfermut!
Du hast mich nie geliebt. — Und ohne Liebe
Wär' ich je würdig, dein Gemahl zu sein,
Wenn ich es bliebe? Parcival, du weißt,
Ich hab' allein, allein an dir gehangen!
Zum Haus der Niedrigkeit, das mich gebar,
Kehr' ich zurück, in meiner Wälder Schatten,
Und wie ihr Flüstern Wiegenlied mir war,
Soll rauschend mich ihr Grabgesang bestatten.

Das ist der Inhalt des Stücks. Es ist kein schönes Zeugnis für den Geschmack des Theaterpublikums, daß ein solches Stück vom allgemeinen Beifall emporgehoben werden konnte. Der

Digitized by Google

Dichter gefiel sich hier in quälerischen Gefühlsexperimenten. Die Wette, die dem Stücke zu Grunde liegt, und die Ausführung derselben ist nichts anderes, als eine langsame und raffinierte Folter für Zuschauer und Leser. Wie gediegen die beiden Hauptpersonen auch erscheinen sollen, Menschen im rechten Sinne sind sie nicht. Ein Parcival, der, nur um eine Beleidigung nicht widerrufen zu müssen, solch eine Wette eingehen und sein Weib bis aufs äußerste martern kann, ist, so sehr der Dichter ihm auch den Schein des Mitleids verleihen möchte, doch von einer ganz empörenden Roheit und plumpen Selbstsucht, und jene Griseldis, die den grausamen und ungerechten Forderungen des Gemahls Genüge leistet, ob das Herz auch darüber brechen möchte, bietet nur ein Zerrbild des weiblichen Gehorsams, so sehr der Dichter sich auch müht, ein Ideal der Weiblichkeit daraus zu machen. So erweist sich das Stück in der Grundlage seiner Fabel wie in den Hauptcharakteren als Ausgeburt einer unnatürlichen und geschmacklosen Spielerei. Aber dies leidende Weib erregte die fade Sentimentalität der Zuhörer im höchsten Maße und entfesselte die Wollust billiger Thränenbäche. Wieviel leichte Effekte waren in den Jammerscenen verborgen, wo ihr das Kind entrissen und sie verstoßen wird! Am meisten ließ man sich wohl durch die Form des Stücks gewinnen, durch die schöne, gebildete Sprache, in der sich ein edler, vornehmer Geist auszusprechen schien, durch die folgerechte, wenn auch herzlose Konsequenz, mit der sich hier alles im ruhigsten und einfachsten Gange entwickelte, und durch das unverkennbare Talent, das der Dichter in Benutzung des Bühnentrumpfs zeigte. Als man das Mißverhältnis zwischen Form und Gehalt endlich erkannte, gab man den ersten Enthusiasmus für eine Selbsttäuschung aus und entschädigte sich, wie es oft nach Selbsttäuschungen geschieht, durch pharisäischen Tadel.

Fast noch mehr Glück, als mit seiner „Griseldis“ machte Halm, nachdem er „Den Adepten“ 1836, „Camoëns“ 1837, „Imelda Lambertazzi“ 1838 und andere hatte nachfolgen lassen, mit seinem romantischen Drama „Der Sohn der Wildnis“, der seit 1842 nicht nur im Sturmschritt alle Bühnen Deutschlands eroberte, sondern auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes drang und in die meisten lebenden Sprachen, in manche sogar mehrfach übersetzt wurde. Auch hier zeigt sich das große Bühnengeschick des Verfassers.

Digitized by Google

Parthenia ist die Tochter des armen, alten Waffenschmieds Myron in der griechischen Pflanzstadt Massilia. Mit heiterm, neckischem Freiheitssinn, aber dabei liebevoll, weist sie die Ermahnungen ihrer Mutter, den reichen, alten Polydor zu heiraten, zurück. Nur die Schilderung, welche die Mutter von dem sorgenvollen Leben des Vaters entwirft, beklemmt ihr kindlich fühlendes Herz. Allein gelassen, ist sie beinah entschlossen, ihren Träumen zu entsagen und ihre Freiheit zu opfern. Da tritt Polydor auf, der geizige Krämer, der sich in seiner Albernheit einbildet, von den Göttern abzustammen, und um das Weib wie um eine Ware feilscht. Nicht von seiner Liebe will sie hören, sondern den Preis will sie kennen, um den sie sich opfern soll, den Lohn, den sie ihrem armen Vater für sich selbst bieten könnte. Da aber Polydor mit der ganzen Gemeinheit und Anmaßung des Geldmenschen hervortritt, weist sie ihn mit Hohn und edlem Unwillen ab. Nun giebt sie ihm den Rat, für seine Kinder sich einen wohlfeilen Pädagogen zu kaufen, sein Haus durch Schloß und Riegel zu bewachen und, wenn er krank sei, bei der Hökerin sich Kraut und Wurzeln zu holen; ihr aber sei sein Anblick das bitterste Kraut auf Erden.

Plötzlich bricht aber die drängende Not über sie herein. Ein Fischer meldet, daß Myron von den wilden Tektosagen gefangen und als Sklave ins Gebirge fortgeschleppt sei. Als Lösegeld verlangen die Barbaren dreißig Unzen Silber. Parthenia will die Bürger zu den Waffen rufen — vergebens. Selbst der Timarch weigert sich, ihr zu helfen, weil nach alter Satzung die Stadt ihre Bürger nur soweit schütze, als der Schatten ihrer Mauern falle. Auch Myrons reiche Hausfreunde sind keine Freunde in der Not. Da wirft sie sich verzweifelt, zerknirscht dem Polydor zu Füßen. Um das Lösegeld will sie sich dem Götzen opfern und seine Sklavin sein. Er aber erinnert sie mit Schadenfreude an ihren guten Rat und verspricht ihr höhnend, ihn zu befolgen: „Du aber verkauf' dich den Barbaren; thu was du willst."

Da tagt es in ihr; sie fühlt, daß die Götter selbst durch den Mund dieses Unmenschen geredet haben. Mit der Dämmerung flieht sie hinaus in die Nacht der Wildnis, zu den Barbaren, um ihren Vater zu retten. Im zweiten Akte finden wir Myron im Lager der Tektosagen. Die Barbaren würfeln um sein Schwert, indes er ihnen Met kredenzen muß. Als er im Schmerz über den Verlust der Freiheit und Heimat in Thränen ausbricht, straft ihn

Digitized by Google

Ingomar, der Häuptling, mit harten Worten; denn er begreift seine unmännlichen, feigen Klagen nicht. Da erscheint Parthenia als ein rettender Engel. Ein Haufe Tektosagen kehrt ohne Beute heim, hat aber ein reizendes Mädchen gefunden, welches als Lösegeld für Myron kommt. Dieser will das Opfer trotz der Bitten und Vorstellungen seiner Tochter nicht annehmen, wird aber von den Barbaren dazu gezwungen. Nach dem herzzerreißenden Abschiede zwischen Vater und Tochter bricht bei dieser das zurückgepreßte Leid in Thränen aus. Ingomar wird unwillig, und Parthenia bekämpft sich. „Ich will nicht weinen mehr!" ruft sie mit kindlichem Heroismus. Ingomar gefällt der Trotz des Kindes, aber sie übt auch einen geheimen, tiefen Zauber auf ihn aus. Denn er verachtet die Weiber seines Stammes, das Sklavengeschlecht, das um den Herd kauert, die junge Brut füttert oder mit schnöden Künsten den Herrn umschmeichelt. Er weiß nicht, woher es kommt, daß er diesem Mädchen auf den Wink folgen möchte, und meint, es sei ihre Ähnlichkeit mit seinem verlornen kleinen Bruder Folko. Wie der täppische, großmütige Löwe der unschuldigen Hand des Kindes schmiegt er sich unter ihren Willen und läßt sich von ihr erklären, was Liebe sei — eine unglaublich alberne und platte Scene!

Der dritte Akt zeigt uns Parthenia erhoben und beglückt von der wilden Freiheit in den Wäldern. Auch Ingomar ist verändert. Die Tektosagen murren über seine Thatlosigkeit. Nur in Parthenias Nähe ist ihm wohl. Da er sie noch immer als Sklavin betrachtet und ihre Liebe erzwingen will, erhebt sich in ihr der Stolz der gebildeten Griechin gegen den Barbaren. Sie zeigt ihm die Kluft, die ihn, obgleich einen Fürsten, von ihr trenne, und droht ihm, sich zu töten. Noch einmal, wie sie das Wort der Verachtung ausspricht, empört sich sein wilder Trotz gegen die Stimme seines Herzens, und er zückt das Schwert gegen sie. Aber ein Blick aus ihrem Auge entwaffnet ihn. Beschämt wirft er das Schwert weg und bricht zusammen. Allmählich ermannt er sich; er schenkt ihr die Freiheit, damit sie seinen Frieden nicht länger störe, und verläßt sie. Parthenia ist gerettet. Aber noch hält sie etwas zurück. Sie hat den Sohn der Wildnis achten gelernt und will nicht ohne Lebewohl von ihm gehen. Indessen kommen einige Tektosagen und schleppen sie fort, sie an die Karthager zu verkaufen. Ingomar befreit sie mit dem Schwerte in der Hand. Aber die Horde empört sich gegen ihren Führer, weil er den

Digitized by Google

Räuber Parthenias erschlagen. Er bändigt sie durch seinen Mut; dann aber sagt er sich auf immer von seinem Stamme los. Ihm soll Parthenia bleiben, den andern die übrige Beute. Er verläßt die Tektosagen und will nach den Pyrenäen ziehen. Parthenia erinnert ihn an das gegebene Wort, an die geschenkte Freiheit. Er muß ihr Recht geben, und wehmutsvoll hört er die Äußerungen ihres Heimwehs an, ja er beschließt, selbst sie bis vor die Thore ihrer Vaterstadt zu begleiten.

Im vierten Akte stehen die beiden vor Massilia, sie in das Wiedersehen der Heimat verloren, er in Trauer über das Ende der Reise. Er beschwört sie, die Seine zu werden und mit ihm in die freie Wildnis zurückzukehren. Noch einmal, nur sanfter, aber mit entschiedenen Worten, erklärt sie ihm die Unmöglichkeit, unter Barbaren zu leben. Er glaubt sich verachtet. Sie aber dankt ihm mit rührenden Worten für seinen Schutz, seine Großmut und entläßt ihn mit einem bedeutungsvollen Andenken. Jetzt, da er sie verlassen will, empfindet sie, was sie an ihm verloren. Sie sieht in ihrer Heimat eine trübe Zukunft vor sich. Sie denkt an Polydor und erkennt, wie hoch der edle Barbar über den unedlen Kindern einer weichlichen Bildung stehe.

Da kommt Ingomar zurückgestürzt und erklärt, nicht mehr ohne sie leben zu können. Er will alles opfern, Freiheit, Trotz und heimische Sitte; er will Grieche werden ihr zu Liebe. Nun begegnen sie Myron, der mit den Fischern ins Gebirge ziehen will, Parthenia zu befreien. Der alte Waffenschmied zählt dem Sohne der Wildnis die Bedingungen her, unter denen er ihn in Massilia einführen und in sein Haus aufnehmen wolle. Ingomars Liebe will auch diese Probe bestehen; er giebt sein Schwert an Parthenia ab und tritt an ihrer Hand in die Thore Massilias.

Am Anfange des fünften Aktes ist eine geraume Zeit verstrichen. Ingomar, der nur das Schwert geschwungen, schwingt jetzt den Hammer und schmiedet Waffen statt des greisen Myron. Nur die Liebe Parthenias bietet ihm Ersatz für den Verlust seiner Freiheit. Als die Tektosagen plötzlich Massilia bedrohen, um Ingomar, den sie für gefangen halten, zu befreien, wird er in der Stadt für einen Verräter gehalten. Der Timarch fordert ihn auf, durch nächtlichen Überfall und treulose Späherlist die Tektosagen zu vernichten; sonst habe er das Leben verwirkt. Er weist den schnöden Vorschlag mit Entrüstung zurück. Jetzt ist die Reihe an ihm, zu verachten, und an Parthenia, sich ihrer heimischen Art zu schämen.

Digitized by Google

Er will zurück in seine Wildnis und sein Teuerstes nicht durch Verrat erkaufen. Parthenia will ihm nun die Heimat opfern und ihm bis ans Ende der Welt folgen. So vergilt sie, was er um ihretwillen erduldet. Beide stehen sich nun gleich. Eins ist des andern wert; aber beide stehen hoch über ihresgleichen in der gesitteten wie in der Barbarenwelt. Nun wendet sich das Schicksal, welches sie so hart geprüft. Boten der Tektosagen erscheinen. Ingomar rettet die Stadt durch seine Vermittlung und den Einfluß, den er auf seine einstigen Brüder ausübt. Diese schließen Freundschaft mit Massilia und lassen dem glücklichen Paare ihre friedlichen Wünsche zurück.

Die Grundidee des Stückes soll wohl den auf dem Löwen reitenden Amor darstellen, nämlich den Triumph edler Sitte und Liebe über die Kraft der wilden Größe. Augenscheinlich sollten die rauhe Natur, die Ingomar darstellt, und die geistige Hoheit, die in der Parthenia auftritt, einander entgegengestellt werden. Dem Scheine nach ist das auch gelungen. Blickt man aber tiefer in das Wesen des Stücks, so kann man doch nicht davon loskommen, daß die rauhe Natur Ingomars ebenso gesucht und gemacht erscheint, wie die Zartheit der Parthenia, die an die Bildung einer höheren Töchterschule gemahnt. Es mangelt auch diesem Stücke an Wahrheit und Natur. Man kann es durchaus nicht freisprechen von moderner Gefühls-Koketterie, die insbesondere in dem damals hoch berühmten zweiten Akte hervortritt. Wie Parthenia während des Kränzeflechtens dem Ingomar erklärt, was Liebe sei, und das schrecklich fade Lied mit seiner unpoetisch breiten Theorie recitiert: „Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe, sag'", wandelt den Zuschauer doch allzusehr das Gefühl des Gemachten und Beabsichtigten an, als daß man in Entzücken geraten könnte, wie das damals die Frauenwelt that.

Was die Technik betrifft, so überflügelt das Stück noch die „Griseldis". Die Entwicklung der Handlung bekundet hohes Geschick, indem jeder einzelne Vorgang im Drama entweder als notwendige Folge eines vorhergehenden oder als Motiv eines späteren erscheint. Die gesamte Richtung beider Stücke ist ungesund und forderte den derben Spott heraus, mit dem Robert Prutz in seiner „Politischen Wochenstube" diese Verirrung abstrafte.

Auch die Griseldis krönet ihr, das Ding aus Dreck und Butter,
Griseldis nicht: Grisette — doch für euch das rechte Futter!

Digitized by Google

Und fandet äußerst tragisch es, daß Parcival, der Grobe,
Fünf Akte durch sein Weib aufs Rad läßt flechten bloß zur Probe.
Und krönet auch den Ingomar und sahet voller Rührung
In dieses Doppelviehs Dressur der Liebe holde Führung,
Den Ingomar, halb Bär, halb Schaf, der lieber ohne Klage
Ein Lump auf griechisch ist, als ein honetter Tektosage.
Unglaublich wär's, wie solch ein Spuk die Herzen kann bewegen,
Trät' nicht in diesen Schatten euch eu'r eignes Bild entgegen.

Nachdem noch einige Stücke Halms, „Die Pflegetochter", „Sampiero" und ein recht geistreiches Lustspiel „Verbot und Befehl", in welchem die treffende Satire sich gegen die Vielregiererei und Inspektionstendenz der Behörden richtet, erschienen waren, trat er 1854 mit seinem „Fechter von Ravenna" vor das Publikum und erregte wiederum allgemeines Aufsehen. Der Inhalt ist folgender: Thumelicus, der Sohn des großen Cheruskerhelden Arminius, der einst den Varus besiegte, ist mit seiner Mutter Thusnelda als Kind in römische Gefangenschaft geraten und, ohne seine hohe Abkunft zu ahnen, zum Gladiator erzogen. Er ist so sehr entartet, daß er in seinem Stande sich glücklich fühlt. In Deutschland hat man ihn und sein Geschick ausgekundschaftet. Man will ihn befreien und sendet ihm eine Gesandtschaft, um ihn aufzufordern, als Führer an die Spitze des Kampfes wider Rom zu treten. Seine Mutter, die ihm seine hohe Abkunft kund gethan hat, bittet ihn, sich seinen elenden Verhältnissen zu entreißen. Aber jeder edle Trieb ist in ihm erstorben. Nichts vermag ihn in seiner niedrigen Gesinnung zu erschüttern. Er hängt an Lycisca, einer von ihrem Vater zur Buhlerin erzogenen Fechterstochter, und ebenso an seinem rohen Beruf und bleibt trotz alles Flehens seiner Mutter, trotz aller Aufforderungen der deutschen Abgesandten bei seinem Wort: „Ich bin ein Römer, will ein Römer sein!" Thusnelda überwindet in ihrer heldenhaften Größe die Mutterliebe und ersticht den Sohn, um dem Geschlechte Hermanns und dem deutschen Vaterlande die unerhörte Schmach zu ersparen, daß der Sohn des großen Siegers und Befreiers als bezahlter Blutknecht des Erbfeindes dient und stirbt.

Man muß annehmen, Halm habe eine große Anklage gegen das deutsche Volk durch seine Dichtung aussprechen wollen. Sonst ist nicht zu leugnen, daß das Stück alle Vorzüge Halmscher Poesie im erhöhten Grade besitzt. Der Gang der Handlung ist

Digitized by Google

meisterhaft angeordnet, die Charaktere sind in scharfen Umrissen gezeichnet, die Sprache ist — besonders im zweiten Akt — eine ganz andere, als man sonst an Halm gewohnt ist, nämlich knapper, schärfer, energischer und, wie Hermann Markgraff in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1857 Nr. 35 sich darüber aussprach, fast an die Sprache Shakespeares in „Julius Cäsar" erinnernd. Eine Hauptperson im Stück ist Kaiser Caligula. Der Römer Cajus charakterisiert ihn folgendermaßen:

Caligula ist krank. Du weißt, er war
Ein feiner Kopf sonst, faßte schnell und prüfte
Und wog die Dinge, war der Rede mächtig,
Den Künsten wohlgeneigt. Doch nun seit Wochen,
Es sei nun beim Geschäfte, im Gespräch,
Versinkt er plötzlich in traumähnlich Brüten,
Starrt vor sich hin, fährt jählings jetzt empor,
Jauchzt, tanzt und springt, dann ächzt er kläglich wieder:
Er habe Gift, man wolle ihm ans Leben.
Und schwankt und taumelt, bis erschöpft, ohnmächtig
Er in sich selbst wie tot zusammenbricht.
Nachts irrt er schlaflos durch die Hallen, sieht
Gespenster da und dort in allen Ecken
Und tritt hinzu und spricht die Wände an,
Erwidert Geisterreden, die nur er
Vernimmt.

Und noch schärfer charakterisiert sich Caligula selbst in einem Gespräch mit seiner Gemahlin Caesonia, die er erst eben ihrem Gemahl Piso entrissen hat.

Du aber strahlst, wie Aphrodite selbst:
Das reizende Gewand, die edlen Glieder
Mehr zeigend als verhüllend, dieses Haupt,
Das stolz sich auf dem weißen Nacken wiegt!
Und denk' ich erst, daß dieses schöne Haupt —
Caesonia.
Daß dieses Haupt? Nun?
Caligula.
Daß es fallen muß,
Wenn ich's befehle, so entzückt mich's doppelt.

Aber nicht bloß reichen Beifall hat dem Dichter sein „Fechter von Ravenna" bereitet, sondern auch einen ärgerlichen Verdruß. Er hatte es zuerst anonym an die Bühnenleitungen eingesandt. Natürlich erriet man bald den Verfasser, als welchen sich Halm

Digitized by Google

denn auch bekannte. Da erhob der bayrische Schulmeister Bacherl aus Pfaffenhofen plötzlich den Anspruch, er sei eigentlich der Dichter des „Thumelicus", er habe ein Stück ganz gleichen Inhalts bei der Wiener Theater-Intendanz eingereicht, und Halm habe ihm also eigentlich seinen Dichterruhm gestohlen. Etwas gewunden waren leider die Abweisungen dieses Vorwurfs von seiten der beiden Herren Laube und Halm-Münch, so daß die Möglichkeit für das Publikum nicht ganz ausgeschlossen blieb, beim Durchblättern des gänzlich abgeschmackten Stücks von Bacherl (es ist später gedruckt worden) sei jemand auf den Gedanken gekommen, dieser „Thumelicus" sei für einen wirklichen Dichter ein günstiger Vorwurf, und habe dann den Stoff in Benutzung genommen oder gegeben. Die Sache erregte ungeheuren Skandal; denn der hocharistokratische Dichter hatte natürlich viele Gegner und Neider. Das schlimmste war, daß dem armen Münch-Bellinghausen dieser Vorwurf nicht zum erstenmal gemacht wurde. Man hatte schon früher einmal wissen wollen, daß alle Dramen, die er unter seinem Namen bekannt gemacht hatte, von seinem Lehrer und Freunde Enk verfaßt gewesen wären. Dieser unglückliche Selbstmörder hatte aber keine Manuskripte hinterlassen.

Die ersten sechs Bände der „Gesammelten Werke" Friedrich Halms sind in den Jahren 1856 und 1857 erschienen. Sie enthalten dreizehn Theaterstücke und einen Band Gedichte. Inzwischen hatte der Dichter unermüdlich fortgeschaffen, unbekümmert um die gegen ihn heranwachsende Ungunst der Zeit. Darüber konnte er sich ja mit den Klassikern trösten. „Iphigenia" und „Tasso", ja selbst „Wallenstein" wurden nicht selten vor einem gelangweilten Publikum oder leeren Bänken gespielt, während Possen, Rührstücke und Ausstattungs-Komödien vom gedrängten Publikum wütend beklatscht wurden. „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, so liegt die Schuld nicht immer an dem Buche," sagt der alte Claudius. Auf das Theaterpublikum kann man das erst recht anwenden. Dazu kam noch Halms Verhältnis zur Bühnenverwaltung in Wien. Damals war Laube achtzehn Jahre lang Direktor des Burgtheaters. Er leitete diese Kunstanstalt mit rastloser Energie, leidenschaftlicher Hingebung und seltener Verbindung von litterarischem Geist und praktischer Sachkenntnis. Allerdings hat er wohl die französische Dramatik oft sehr bevorzugt. Einflußreiche Gegner

Digitized by Google

wollten ihn verdrängen. Da meinten die maßgebenden Auktoritäten dem Übel abzuhelfen, wenn man den vornehmen Freiherrn von Münch-Bellinghausen dem Direktor als General-Intendanten vorsetzte. Das gab erst recht Mißverhältnisse, durch welche Laube bewogen ward, seine Stellung in Wien aufzugeben und nach Leipzig überzusiedeln. Später kam er wieder nach Wien als Direktor des Stadttheaters. Dem Dichter Halm wurde durch die mannigfachen Streitigkeiten, die er als General-Intendant zu bestehen hatte, das freudige Schaffen erschwert. Er starb am 21. Mai 1871. Nach seinem Tode erschienen aus seinem Nachlaß der neunte und zehnte Band seiner Schriften, von denen der erstere Gedichte enthält, der zweite aber noch dramatische Arbeiten, von denen die beiden noch bei seinen Lebzeiten aufgeführten „Wildfeuer“ und „Iphigenie in Delphi“ beachtenswert sind, während die indische Tragödie „Begum Somru“ als minderwertig zurücktritt.

„Wildfeuer“ könnte man fast ein Lustspiel nennen. Eine Gräfin hat, weil ihre Güter nur im Mannesstamme erblich sind, ihr nach des Vaters Tode geborenes Töchterlein für einen Knaben ausgegeben und als solchen erzogen. Das Mädchen wächst heran und hält sich selbst für einen Knaben. Der eigentliche Anerbe kommt durch seltsame Verkettung der Umstände als Waffenmeister des jungen Grafen in das Haus. Nun entsteht ein allerdings höchst unwahrscheinliches, aber nicht minder geistreiches Spiel der Verhältnisse. Die Mädchennatur des vermeintlichen Knaben, der wegen seines excentrischen Wesens allgemein „Wildfeuer“ genannt wird, bricht alle Augenblicke hervor. Dazu kommt, daß Wildfeuer eine seltsame Liebe in dem Herzen des Waffenmeisters anregt. Das giebt eigentümliche Verwicklungen und sehr spannende Situationen, bis sich natürlich zuletzt alles aufs schönste zu einer fröhlichen und vorschriftsmäßigen Verlobung entwickelt. Ganz fein ist's vom Dichter erfunden, daß zuletzt der vermeintliche Knabe um den geliebten Lehrer aus einer Gefahr zu retten, zu einer Verkleidung veranlaßt wird, so daß bei der endlichen Liebeserklärung „Wildfeuer“ schon in Mädchenkleidern dasteht. Es ist dem Dichter gelungen, den nicht unbedenklichen Stoff zart und unanstößig zu behandeln. Der Beifall, den das Stück auf vielen Bühnen gefunden hat, ist wohl begreiflich; aber ein etwas feiner und raffinierter Zug bleibt unverkennbar.

Digitized by Google

Schon einige Jahre früher, 1856, hatte Halm seine „Iphigenie in Delphi" auf die Bühne gebracht. Sie ist wohl die bedeutendste und gelungenste unter seinen Dichtungen. Sie will etwa eine Fortsetzung von Goethes „Iphigenie" bilden, wie Goethe selbst sie schon im Auge gehabt hat. In seinen Annalen (Ausgabe in 40 Bänden, XXIII. S. 125 Bologna den 19. Okt. 1786) giebt er uns einen Entwurf zu einer „Iphigenie in Delphi", den der große Dichter damals im Geiste gemacht hat, und den wir mannigfach umgestaltet in dem Halmschen Drama wiederfinden. Nur der Hauptgedanke dieses letzteren ist in Goethes kurzer Darlegung nicht ausgesprochen, daß es sich einzig um den Glauben an das Wort der Götter handelte. Die Götter lügen nicht, so oft es auch so scheinen mag, und wer ihnen den Glauben versagt, stürzt sich ins Verderben. Eine neuere „Iphigenie in Delphi" erschien übrigens von Ernst Koppel, Leipzig 1874.

Bei Halm ist der Inhalt folgender: Orest ist mit Pylades und seiner Schwester Iphigenie glücklich von Tauris nach Griechenland zurückgekehrt. In Mykene aber, wo ihm die Herrschaft gebührt, hat sich unterdes Aletas, der Bruder des Ägisthus, der Herrschaft bemächtigt und hält Elektra gefangen. Auf diese Kunde bringt Orest vorläufig Iphigenie nach Delphi und übergiebt sie dem Schutze der Pythia, ohne jedoch seinen und ihren Namen zu nennen, welchen geheim zu halten er von der Schwester dringend verlangt, obgleich diese anfangs aus Wahrheitsliebe ernstlich dagegen protestiert. Sie beruft sich mit Recht darauf, daß sie durch ihr: „Zwischen uns sei Wahrheit" bei Thoas in Tauris die schlimmsten Verwicklungen zum glücklichen Ende gebracht habe. Diese Verleugnung der Wahrheit wird hier Ursache zu den schwersten und schmerzlichsten Gefährdungen für die Geschwister. Während Oreste sich unerkannt nach Mykene begiebt, ist Elektra der dortigen Gefangenschaft glücklich entflohen und kommt nach Delphi. Sie trägt das Beil in der Hand, mit dem einst Oreste seine Mutter ermordet hat, um es dem delphischen Gotte zu weihen. Das hat ihr der Gott im Traum durch eine Erscheinung ihrer Mutter Klytämnestra geboten und ihr dabei die Verheißung gegeben, Oreste werde wiederkommen. In gewaltiger Aufregung, schwankend zwischen Hoffnung und Sorge, trifft sie am kastalischen Quell mit Iphigenie zusammen, die dort einstweilen priesterliche Dienste verrichtet. Ohne die Schwester zu kennen, flößt Iphigenie

Digitized by Google

ihr durch ihr wundersames Wort und Wesen Frieden und Hoffnung in das bange Herz. Aber Narses, der treue Diener Elektras, erscheint mit der Botschaft, Orestes sei in Tauris von einer griechischen Priesterin den Göttern geopfert worden. Da verlangt Elektra, schwankend geworden in ihrem Glauben an das göttliche Wort, von der Pythia, dieselbe solle die Götter noch einmal befragen. Da die Priesterin dies der heftig Fordernden entschieden versagt, denn man müsse den Göttern glauben, was sie einmal gesprochen haben, gerät Elektra in leidenschaftliche Wut:

Du weigerst mir's? Es ziemt sich nicht, den Gott
Zu doppelten Verheißungen zu drängen?
Er spricht nur einmal, aber doppelsinnig,
Vieldeutig spricht er! — Das geziemt sich wohl?

Pythia.

Wie faß ich dich? Du wagst es, Rasende,
Betruges wagst Apoll du anzuklagen?

Elektra.

Das wag ich, ja, du hast das Wort genannt.

Pythia.

Vertrauend ziemt's den Göttern sich zu nahn.

Elektra.

Bürgschaften fordert, wer sie besser kennt.

So geht es fort bis Elektras Rede sich gipfelt zu Prometheischem Zorn:

Hie bin ich, schleudre deinen Blitz, Kronion!
Trefft, Letos Kinder, mich mit euren Pfeilen.
Reiß Hades mich in deinen Pfuhl hinab.
Ich biet euch Trotz! Thut euer Schlimmstes, Götter!
Dem Schlimmsten biet ich Trotz! Der Leib ist euer.
Zerstückelt ihn; verstreut ihn in die Winde.
Doch innen lebt ein Geist, unsterblich wie
Ihr selbst, ein unvertilgbarer Gedanke,
Ein Wille, ehern, wie des Himmels Wölbung,
Und bent euch Trotz und fordert kühn sein Recht.
Und wenn ihr's ewig weigert, ewig ihn
Verleugnet, ewig, ewig fordert er's
Und bent euch Trotz, ihr Götter!

Im vierten Akt erscheint Iphigenie der mit den Göttern Hadernden und senkt ihr Frieden ins bange Herz. Man müsse der Götter heilgen Friedensstimmen, die Maß und Milde und Versöhnung spenden, das Herz öffnen.

Digitized by Google

Elektra.

Und du, vernahmst du sie, der Götter Stimme,
Und bieten sie dir Heil?

Iphigenie.

Sie hauchten Ruhe
In mein zerrissnes Herz. Sie lehrten mich,
Daß Leid nicht Fluch, nein Segen sei, nicht Strafe,
Nur Läutrungsglut, ans unsern Seelen Schuld
Und Irrtum wegzutilgen. Mäßigung
Und fromme Demut flößten sie mir ein
Und hefteten mir Flügel an die Seele.

So gewinnt sie das Herz der Unglücklichen, daß diese bittet: Lehre mich dir gleichen und gieße mir den Frieden deiner Seele ins Herz. Das verheißt Iphigenie. Wer gerettet sein wolle, der sei schon gerettet; nur müsse er dem Wort der Götter glauben und sich sammeln und nach Ruhe ringen,

Denn nur der stillen, klaren Seele senkt
Das Göttliche sich mild erlösend nieder.

Allerdings hat nun Elektra noch eine schwere Probe zu bestehen. Ihr Glaube wird noch einmal heftig erschüttert; denn sie erhält eine nochmalige, scheinbar unzweifelhafte Botschaft, daß Orestes tot sei, daß sie also doch von den Göttern betrogen worden. Das regt ihre Leidenschaft so heftig auf, daß sie mit dem Mordbeil gegen Iphigenie ausholt — es droht ein Schicksalsbeil zu werden — und sie erschlagen hätte, wenn nicht im letzten Augenblick Orestes herbeigekommen und mit dem Ruf „Iphigenie"! seiner Schwester zu Hülfe gekommen wäre. So werden durch gegenseitige Erkennung die Verzagenden gerettet, und die Götter behalten recht.

Das Motiv der gegenseitigen Verhehlung des Namens, welches alle Verwicklungen verursacht, also das Mißverständnis ist allerdings als ein kleinliches und im Grunde nur für ein Lustspiel — etwa mit dem Titel „Weh dem, der lügt" — passend, doch für ein Drama unglücklich und unzureichend gewählt. Es stellt sich auch als eine etwas ärmliche Wiederholung aus Goethes herrlichem Werke dar. Sonst aber bleibt dieses Drama Halms sein bestes. Der Grundgedanke ist wahr und gesund. „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Von diesem Gedanken werden beide Dichtungen getragen, Goethes, wie Halms

Digitized by Google

„Iphigenia“. Ihn stellen beide poetisch und ethisch dar in der Gestalt der geweiheten Priesterin Apolls, wie das Christentum ihn religiös-historisch erfüllt hat in der unvergleichlichen und einzigartigen Persönlichkeit Christi. So sind beide Dramen, obwohl in heidnischer Form, im Grunde echt christliche Gedichte.

Zu Halms besseren Stücken, obwohl es nicht so rauschenden Beifall erfuhr, gehört auch noch das einaktige Spiel „Camoëns“, in welchem das nüchterne Alltagsleben mit seinem beleidigenden Übermut sehr gut und wirksam zum idealen Leben des Dichters in Gegensatz gestellt wird.

Das Gesamturteil über Halm wird lauten: Er war ein hochbegabter, glücklich organisierter Dichter, der den Hauptquell dichterischer Kraft und Leidenschaft, innere Kämpfe und Gegensätze allerdings nicht kannte, aber in edler Form und mit Behagen seine poetischen Gedanken ausklingen ließ, ohne sie von der Süßlichkeit romantischer Einwirkungen und dem Tagesgeschmack der Sentimentalität frei halten zu können.

Ein so erfolgreiches modernes Talent wie Halm mußte viele strebsame Nachfolger züchten. So sehen wir denn auf seinen Spuren den Schweizer Joseph Widmann, ebenfalls mit einer „Iphigenie in Delphi“, die Östreicher Otto Prechtler mit der „Rose von Sorrent“ und den begabteren Joseph Weilen mit den Dramen „Tristan“, „Edda“, „Rosamunde“ und andere. Der Mecklenburger Hans Köster, geboren 1818, folgte anfänglich der historischen Richtung der Ernst Raupach und Joseph von Auffenberg in ihren Haupt- und Staatsaktionen und historischen Massenschlächtereien mit eingestreuten Gefühlsräuschen. Von seinen „Maria Stuart“, „Konradin“, „Paylo“ und „Francesca“, „Luisa Amidei“ ꝛc. wandte er sich mehr einer nüchternen und nervigen Geschichtsdramatik zu, wie in seinen Dramen „Der große Kurfürst“ und dem charaktervollen „Ulrich von Hutten“.

Formenschön, wie in allen seinen Leistungen, zeigte sich auch auf dem dramatischen Felde der bei der „Münchener Schule“ besprochene Paul Heyse. Der sprachbeherrschende Lyriker, der farbenreiche, ja glühendfarbige Novellist, der fein und mannigfaltig charakterisierende Romanschreiber ist auch ein anmutender Dramatiker. Aber hier, wie auf allen andern Gebieten fehlt ihm eins, das Höchste — die überzeugende, zwingende Kraft der Wahr-

Digitized by Google

heit und Leidenschaft. Er ist überall geschmackvoll, aber nirgends überwältigend. Sein „Meleager“ machte noch einen unfertig-dilettantenhaften Eindruck.

Das preisgekrönte Schauspiel „Die Sabinerinnen“ ist akademisch kühl. Hübsche Episoden hat „Elisabeth Charlotte“. Die deutsche Prinzessin, deren historische Derbheiten mit modernem Takt, aber sehr zur Beeinträchtigung der Heldin auf ihre Kammerjungfer übertragen sind, und ihre schwachen Versuche, Deutschland am Throne des Erbfeindes zu vertreten, erwecken Sympathie. Mehr kann man nicht sagen. „Maria Moroni“, eine dramatisierte italienische Novelle zeigt, wie bei Heyse zu erwarten, anziehende Lokaltöne, wirkt aber aufdringlich unangenehm. „Hans Lange“ ist mit meisterhaft gezeichneten Nebenfiguren von derbem Pommerschlag ausgestattet. Der schlaue, brave Bauer Hans Lange ist die bestgelungene Gestalt, sonst nur der Namensheld. Held und Heldin, die Herzogin und ihr Sohn, sind ganz verzeichnet und inhaltlos, so daß die ernsten Scenen peinlich wirken. Wärmer ist „Kolberg“ mit den patriotisch eindrucksvollen Figuren des Nettelbeck und seiner braven Mitbürger. Vom Geist der Gegenwart verständnisvoll getragen wurde es zu einer Bereicherung des heutigen Theaters. Einen hohen Aufschwung nimmt „Die Göttin der Vernunft“ mit ihrem thatsächlichen Bekenntnis der Unbesiegbarkeit des Gottesglaubens und des Gottesgeistes in der Geschichte; aber die Kraft des Dichters erlahmte dabei und verlief in historischer Kühle.

Die beste seiner dramatischen Arbeiten bleibt „Hadrian“, hoch und edel im anempfundenen Geist der Antike — von geistvoller und ahnungsreicher Tiefe; aber die edle Schönheit kommt bei dem Mangel allgemeinen Verständnisses für ein so fernabliegendes Problem nicht zu genügender Anerkennung. Eine spätere Arbeit behandelt den „Grafen Königsmark“. Die grauenhafte Ermordung des schönen, leichtfertigen Kavaliers, ein untilgbarer Schandfleck in der Geschichte des Königshauses von Hannover, die Vereinigung der höfischen Etikette mit brutaler Grausamkeit in der widerwärtigen Gestalt der Gräfin Platen, der nur kriminalistisch bemerkenswerte Ausgang — das alles wirkt zu abstoßend, als daß man den technisch anerkennenswerten Aufbau des Stücks zu würdigen vermöchte. Die Tragödie „Elfriede“ hat eine Menge von phantastischen, romantischen und sensationellen

Digitized by Google

Zügen, die das äußere Interesse erregen. Die düstere Hauptgeschichte ist trostlos ohne tief zu sein.

Von den letzten dramatischen Werken Paul Heyses ist namentlich das Lustspiel „Wahrheit“ für ihn charakteristisch. Im Gegensatz zu dem rücksichtslosen Wahrheitsapostel Ibsen bemüht sich der Dichter, etwa vom ethischen Standpunkt einer vorsichtigen Dame des gebildeten Mittelstandes, zu zeigen, wie man aus konventioneller Schonung, Zartgefühl und Menschenfreundlichkeit die Wahrheit öfters verhüllen müsse, und erreicht dadurch gerade das Gegenteil seiner Absicht.

Zu den Lyrikern, welche ihre hohe Begabung auch zu dramatischen Schöpfungen zwangen, ohne bei diesem Ringen zu einem großen Erfolge zu gelangen, gehörte auch Geibel. Mit der schwerwiegenden Bedeutsamkeit seiner Stoffe tritt das Unvermögen, sie mannhaft zu beherrschen und einheitlich auszugestalten, immer peinlicher hervor. Eine leichte, mit Wort und Witz spielende Handlung, wie sie das dramatische Gedicht „Meister Andrea“ bietet, gelingt ihm noch ganz wohl. Es ist ein Künstlerscherz. Eine lustige Gesellschaft von Malern, Bildhauern, Kupferstechern und Musikern bringt einen zerstreuten Kunstgenossen durch ein listig verabredetes Spiel dazu, an seiner eigenen Persönlichkeit irre zu werden und sich für einen andern zu halten.

Ein ernster historischer Vorwurf, „König Roderich“ aus der farbenreichen Zeit des Einfalls der Mauren in das spanische Westgotenreich zeigte nicht nur große Schwächen, sondern hin und wieder geradezu geschmacklose Plattheit. Der gewaltige Nibelungenstoff der Tragödie „Brunhild“ in seiner Herbheit und Sprödigkeit widerstand vollends der Geibelschen Behandlungsweise. Der Dichter hat die Begebenheiten aus dem Dämmerreich der übernatürlichen Sphäre mit heidnischen Gottheiten und der Walkürenschaft, mit Stärkegürtel, Tarnkappe und Zaubertränken auf den festen Grund einheitlicher Wirklichkeit geschoben und alles Zauberische und Wunderbare durch psychologische Motivierung zu ersetzen versucht. Dabei ist ihm aber das Große und Heldenmäßige verloren gegangen. Was ist das für ein Zerrbild von Siegfried, der, ehe er das starke Weib im dunkeln Gemach an Gunthers Stelle bezwingt, auf dem Balkon, wo er warten muß, sentimental das arme Opfer seiner Überkraft bedauert, aber dann doch ganz ergeben an sein Geschäft geht, wie ein gutmütiger Schlächter oder

Digitized by Google

Henker! Diese urkräftigen Gewaltthaten der Nibelungengeschichte gehen über das Maß unserer sittlichen Begriffe weit hinaus und sind nur dadurch ästhetisch zu ertragen, daß sie in voller Harmlosigkeit und Unbefangenheit geschehen. Versucht man sie dem modernen Empfinden auf psychologischem Wege nahe zu bringen, so erscheinen sie roh und gemein. Und sollen sie gar mit Wehmut aufgefaßt werden, so wirkt diese Zumutung läppisch und geschmacklos. Bei Geibel fehlt es natürlich niemals an einzelnen schönen Stellen, wie zum Beispiel Brunhilds Jammer an Siegfrieds Leiche:

Ha, stolzer Mann,
Lernst du nun Demut? Hat die Norne dich
Nun selbst gebändigt, Jungfraunbändiger?
— — — Nun liegst du hier,
Ein schwächlich Bild von gestern, mir zu Füßen,
Staub bei dem Staub, und siegreich über dir,
Frohlock ich und — — O Lüge! Lüge! Lüge!
Ich trag es nicht. Verflucht die Lippe, die
So trostlos prahlen wollte. Hier ist nichts,
Nichts, nichts als grenzenloses Weh. — —
So wißt es alle: diesen Mann hab ich
Geliebt! Von Anfang ihn und keinen sonst!
Hab ihn geliebt trotz Schicksalsschluß und Sternen.

Die preisgekrönte Römertragödie „Sophonisbe“ schildert die alte, viel benutzte Geschichte in neuer Abwandlung. Die Jungfrau schwankt mit ihrer Liebe zwischen Syphax und Massinissa, bis ihr der rechte Gegenstand der Liebe im jugendlichen Sieger Scipio Africanus aufgeht. Die Lösung des Konflikts bietet, wie in allen akademischen Römerdramen, der selbstmörderische Dolch. Trotz vieler großer Schönheiten im einzelnen läßt die Dichtung kalt.

Viel tiefer als der Dramatiker Geibel steht der ihm auch sonst nicht ebenbürtige Julius Grosse von der Münchener Dichtergruppe. Außer dem schon früher erwähnten Trauerspiel „Cola di Rienzi“ hat er klassische Stoffe behandelt, wie zum Beispiel „Der letzte Grieche“, altnordische, wie die „Ynglinger“ und „Gudrun“, und deutsche wie „Johann von Schwaben“ und „Friedrich von der Pfalz“. Es finden sich Färbungen sehr verschiedentlicher Art in romantischer, heroischer und antik-klassischer Richtung — alles wohltönend, zum Teil sogar in prächtiger Sprache, aber ohne einheitliche Wirkung und menschlich

Digitized by Google

ergreifende Wärme. Den Charakteren fehlt die Vertiefung und Lebenskraft. Ganz absurd ist das satirisch-phantastische Spiel „Die steinerne Braut“ voller Anspielungen auf Münchener Zustände.

Diese Werke sind mit ihrer Zeit verschwunden.

Kräftiger und gediegener tritt der historische Sinn in einer Reihe von Dramatikern hervor, die von Sentimentalität und Schönrednerei sich entschlossen abwandten, um der Wahrheit der Charaktere und den Anforderungen wirklichen Menschenlebens gerecht zu werden. Dahin gehören Heinrich Kruse, Arthur Fitger und Adolf Wilbrandt, während nach Vorgang von Laube, Gutzkow, Prutz die mehr chronikmäßige, teils anekdotenhafte, teils tendenziöse Behandlung der Geschichte ihre dem praktischen Bühnenbedürfnis dienenden Vertreter in Salomon Mosenthal, Emil Brachvogel, Gustav zu Puttlitz, Heinrich Hersch, Gustav von Meyern, Robert Giesecke, Friedrich von Üchtritz, Karl von Holtei und andere fanden. Das bürgerliche und Familien-Schauspiel unter dem nachwirkenden Einfluß der alten Dynastie Iffland-Kotzebue, sowie Raupachs und der neueren Strömung, wie sie Ludwigs „Erbförster“ und Hebbels „Maria Magdalena“ energisch ausübten, hatte nur geringen Ertrag aufzuweisen. Hierher gehören die beiden Freitagschen Stücke „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“, Alfred Meißner mit seinem „Reginald Armstrong“, Paul Lindau, Hugo Bürger und andere.

Geschichts- und Familiendramen in unverwüstlicher, fleißiger Technik und unerschöpflicher Fruchtbarkeit sandte Charlotte Birch-Pfeiffer in alle Welt, während im Gegensatz zu dem geschäfts- und fabrikmäßigen Treiben dieser Neueren Rudolf Gottschall seinen festen Standpunkt des Idealismus und der klassischen Tradition bewahrte und die lebendige Verbindung mit der großen Vergangenheit darstellte.

Das Lustspiel hat eine viel stärkere Bearbeitung gefunden und zugleich eine größere Lebenskraft bewiesen. Die Namen der Toepfer, Blum, Bauernfeld, Benedix, Hackländer, Wichert, L'Arronge, Moser, Wehl und anderer ihrer Genossen und Gefolgsleute beweisen ihre Lebenskraft, und die alten Possendichter Angely, Louis Schneider, Kalisch Salingré, Röder sind fast noch ebenso frisch, wie ihre Ahnherrn Raimund und Nestroy.

Digitized by Google

Eine ernsthafte und vornehme Dichtergestalt ist Heinrich Kruse. Am 15. Dezember 1815 in Stralsund geboren, verlebte er seine Schuljahre in der Heimat, um dann in Bonn und Berlin seine philologischen Studien zu vollenden. Nach einem längeren Aufenthalt in England wurde er 1844 Gymnasiallehrer in Minden. Von dem Drange erfaßt, sich am politischen Leben zu beteiligen, gab er 1847 seine Stellung auf und wurde Litterat. Zuerst trat er in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" ein, übernahm 1848 die Redaktion der „Deutschen Zeitung", die Gervinus begründet hatte, und kehrte nach einem Jahre zur „Kölnischen Zeitung" zurück, der er von 1849—1884 ununterbrochen angehörte. Von Berlin zog er sich nach Bückeburg in ein stilles Privatleben zurück.

Kruses Eigentümlichkeit besteht in einer streng historischen Betrachtungsweise der Ereignisse. Die Motivierung tritt bei ihm hinter die Thatsächlichkeit zurück. Ein epischer Zug geht durch den Aufbau seiner Stücke. Und dennoch empfindet man nichts von einem chronikartigen Verlaufe der Handlung, wie er so viele historische Stücke leblos und wertlos macht. Er zeigt uns ganze Menschen, welche handeln, wie sie müssen. Und wenn es uns an Voraussetzungen und gegründeten Erwartungen für ihr Thun fehlt, so glauben wir es ihnen, daß sie wissen, warum, und sind damit zufrieden.

Er war schon fünfundfünfzig Jahre alt, als er sein erstes Trauerspiel „Die Gräfin" herausgab und damit den Schillerpreis von 1870 gewann. Die Geschichte ist derb und hart, die Gestalten von einer kernigen Rauheit. Wenig Lieblichkeit, aber viel Kraft tritt uns entgegen. Die Sprache ist gesund und naturwüchsig, von frischem Humor, auch von Bilderreichtum geadelt. Die moorige Heide und der Strand von Friesland rahmen den Schauplatz ein. Die Trägerin der Handlung ist eine heldenmäßige, harte Frau aus einem Dynastengeschlecht, das die Oberherrschaft an sich gerissen hat, um Adel und Volk zu knechten, allerdings auch das Recht des Starken übt, Land und Leute gegen fremden Einbruch zu schützen und Ordnung und Recht im Reiche zu erhalten. Diese Gräfin von Friesland Theda verweigert in ihrem Stolze ihre Tochter Almuth dem ritterlichen Vasallen Engelmann von Horst, und da er ihre Tochter entführt, läßt sie ihn mit Kriegsmacht verfolgen. Im Schlosse Friedeberg hält sich das junge Paar, bis Hunger zur Übergabe zwingt. Engelmann wird auf

Digitized by Google

der Flucht erschlagen, und die gefangene Almuth tötet sich durch einen Sprung aus dem Fenster. Die harte Mutter stößt noch ein anderes Kind ins Elend, indem sie den werbenden jungen Grafen von Oldenburg abweist und die Tochter aus starrem Eigensinn ins Kloster steckt. Die ernste, herbe Schönheit der Dichtung und die hineinragende düstere Natur ziehen nicht nur den Zuschauer und Hörer, sondern auch den Leser sofort in ihren Bannkreis.

Nicht minderen Beifall errangen sich die späteren Dramen, deren der alternde, innerlich jugendkräftige Dichter noch elf erscheinen ließ, ohne daß eine Abnahme der Erfindung und Ausgestaltung zu spüren gewesen wäre. Sie zeigen durchgehends dieselbe Reife, allerdings auch keinen Fortschritt, und bewähren die Vorzüge und die Beschränkungen des ersten Werkes, nämlich den vorwiegend epischen Charakter der Entwicklung ohne charakteristische Spannung und ohne dramatische Zusammenfassung zur einheitlichen Wirksamkeit.

Die nächste Dichtung Kruses „Büllenweber“ würde vielleicht noch größeren Eindruck als die „Gräfin“ gemacht haben, wenn diese als die erste nicht den Reiz der überraschenden Neuheit für sich gehabt hätte. Offenbar besitzt hier die Handlung, die den echt deutschen, wohlberechtigten Stolz und Trotz des hanseatischen Bürgertums schildert und Lübecks große Vergangenheit leuchten läßt, eine allgemeinere Anziehungskraft, als jene Vorgänge in einer weltentlegenen Landschaft. Der bis zur Verwegenheit und Überhebung steigende Mannesmut des streitbaren Bürgermeisters kommt in der knappen, echt männlichen Sprache zur packenden Wirkung.

Wenig angenehm, trotzdem hier eine feinere und sorgsamere Psychologie in den Fußstapfen der vorwärts drängenden Handlung wandelt, als sonst bei diesem straffen Autor der Thatsachen sich zeigt, ist „König Erich“ 1871. Der blutige Erbe Gustav Wasas, der zwischen Bosheit und Wahnsinn schwankend immer der leidenschaftliche Liebende der schönen Karin bleibt, bietet ein merkwürdiges Seelenbild, ist aber eine zu abstoßende Persönlichkeit. Das war der Beurteilung des Stückes auch als Kunstwerk ungünstig.

Eine glückliche Wahl seiner Stoffe voll dramatischen Lebens und tragischer Kraft unterstützte den Dichter im Gebrauche seiner

Digitized by Google

hohen Begabung, die er niemals zu gesuchten Effekten oder hohlem Gerede herabgewürdigt hat. „Moritz von Sachsen" (1872) zeigt einen lebensfreudigen und entschlossenen Mann gegenüber dem überklugen politischen Denker Karl V. Der Charakter des Helden in der Tragödie „Brutus" (1874) entsprach ganz besonders der Eigenart des Dichters. Man muß sich eigentlich wundern, daß dies Drama nicht mehr Beachtung fand. In „Marino Falieri" (1876) spielen Zufall und Mißverständnis vielleicht für eine Tragödie etwas zu verwirrend in die an sich schon sehr abenteuerlichen Vorgänge hinein. „Das Mädchen von Byzanz" (1877) behandelt den Fall des ehrgeizigen Spartanerkönigs Pausanias infolge eines nicht mit voller Zurechnung begangenen Mordes. „Rosamunde" (1878) ist der Name der geschichtlichen, wohlbekannten Longobardentragödie. Sehr originell ist die Motivierung, welche den Leibwächter des Königs Alboin, den Jüngling Peribeo, zur Vollziehung des beschlossenen Mordes treibt. „Der Verbannte" (1879) ist ein etwas breit geratenes historisches Spiel, welches die Rache des dänischen Grafen Corfiz Ulfeld behandelt. „Raven Barnekow" (1880) ist wieder eine Bürgermeistertragödie und führt den Kampf des kraftvollen Stadthauptes von Stralsund, Otto Voge, gegen den Herzog von Pommern vor. „Witzlav von Rügen" (1881) zeigt den Freiheitskampf der Stralsunder gegen Bedrückung durch fremde Fürstenmacht. Sehr grauenhaft und barbarisch geht es in dem letzten Trauerspiel „Alexei" zu, das 1882 herauskam. Peter der Große erscheint im Verhältnis zu seinem unglücklichen Sohne von unbegreiflicher Unnatur.

Übrigens zeigte sich Heinrich Kruse noch nach einer ganz andern Seite bedeutend, indem er in seinen „Seegeschichten" ein reizvolles und humoristisches Erzählertalent bekundete.

Arthur Fitger, geboren am 4. Oktober 1840 zu Delmenhorst, hat sich als Lebensberuf die Malerei erwählt und Bremen als Wohnsitz. Von dort aus ließ er 1873 sein erstes Drama „Adalbert von Bremen" ausgehn, das wenig bekannt geworden ist. Dafür erntete aber das 1876 erschienene Trauerspiel „Die Hexe" einen ganz bedeutenden Erfolg, der sich zu einem Teil auch auf den günstigen Umstand stützte, daß die Meininger Hofschauspieler auf ihren Kunstfahrten es in einer ganz hervorragenden Aufführung dem Publikum darboten. Das

Digitized by Google

erhöhte den Eindruck ungemein, den die Dichtung durch sich selbst ohne Zweifel macht. Der Inhalt ist von einer leidenschaftlichen und effektvollen Gewalt, die durch eine knappe und kernige Sprache gehoben wird. Fitger verschmähte den Jambus. Seine Prosa läßt in ihrem edlen Schwunge den Rhythmus des Verses nicht vermissen.

Zwei Schwestern leben im ostfriesischen Herrenhause beim Ausgange des dreißigjährigen Krieges. Die ältere harrt der Heimkehr des Geliebten, der im Felde weilt. In der langen Zeit der Trennung hat sie sich zum Troste dem Studium der Naturwissenschaften unter Leitung eines Juden ergeben. Dabei hat sie mit der Jugendlichkeit den mädchenhaften Reiz und den frommen Glauben verloren und kommt beim Landvolk in den Ruf der Hexerei. Nur der viel jüngern Schwester gegenüber zeigt sie tiefes, warmes Gefühl. Dies schöne Verhältnis ist ihr Trost im Hoffen und Harren. Der Zuschauer kann sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wenn er an die Heimkehr des Geliebten denkt. Wird er die Braut nicht sehr verändert finden? — Die ersehnte Stunde kommt. In einer tief ergreifenden Scene unter dem Geläute der Glocken, die den Abschluß des Friedens verkündigen, zieht der Ersehnte ein. Das Gefürchtete geschieht. Die Braut ist ihm fremd geworden, und er wendet sich der jüngern Schwester zu, in der er das frühere Bild der Geliebten wiederfindet. Die jetzige Erscheinung stößt ihn ab. Erschütternde Auseinandersetzungen zwischen den Schwestern und mit dem schwankenden beiderseits Geliebten folgen. Aber die Ehre und Ehrlichkeit siegt über die Leidenschaft. Der Bräutigam führt die erste Braut, die ihrer bedenklichen Wissenschaft willig entsagt hat, zur Trauung in die Kirche. Da regt sich in ihr die edelmütig entsagende Liebe, und noch vor der Thür tritt sie zurück, um der Schwester den Bräutigam zu überlassen. Das Volk aber meint, sie könne als Hexe die Kirche nicht betreten, und stürmt auf sie ein. Der Pfarrer reicht ihr die Bibel, damit sie darauf ein Bekenntnis zum Christenglauben ablege. In ihrer augenblicklichen Erregung, dazu in ihrer schroffen, starkgeistigen Verachtung alles dessen, was sie für Aberglauben hält, erklärt sie, daß sie die Bibel liebe, aber sie nicht als Fessel dulde, sondern alle Fesseln sprenge. Sie zerreißt das heilige Buch, und das Volk will sie steinigen. Der kriegerische Bräutigam haut sie mit seinen Leuten heraus und verteidigt das

Digitized by Google

von der Menge belagerte Schloß. Während er im tapfern Kampfe steht, wird die Hexe von einem wütenden reformierten Eiferer meuchlerisch niedergemacht. Aus diesem blutigen Getümmel steigt die Hoffnung einer glücklichen Zukunft für das schwergeprüfte Paar empor, dessen Vereinigung nun nichts mehr im Wege steht. Ein gewisser, wilder und schonungsloser Zug geht durch das Stück. Die Scene mit der Bibel — wenn auch bei der Aufführung die Hexe sie nicht zerreißen darf, sondern nur eine Bewegung macht, als wollte sie das Buch fortschleudern — muß als tief verletzend empfunden werden. Aber eine gewaltig erfassende, hochdramatische Handlung tritt durchweg hervor. So ist es von mächtiger Wirkung, wie der Fanatismus eines Jesuiten mit dem seines Todfeindes, jenes reformierten Schwärmers, zur Ausrottung der gottesfeindlichen Zauberin sich verbindet, und wie nun die beiden erbitterten Gegner, jeder nach seiner Art und jeder in seiner Sprache, gleichzeitig den Himmel anrufen, das gute Werk zu segnen, auch wie sie durch das Lied „Wir glauben all' an einen Gott" das Volk aufhetzen wider das vielgestaltige Heer aller derer, die trotz aller Zerrissenheiten und Verschiedenheiten untereinander in dem Bekenntnis eins seien: „Wir glauben all' an keinen Gott."

In das harte Wesen und Treiben klingen einzelne tief ergreifende und innige Töne echter Empfindung hinein, wie zum Beispiel der Dankesjubel der Braut beim Einläuten des Friedens und die Nachtscene mit dem Gesang der Wächter vom Turme des belagerten Schlosses. Eine geistige Verwandtschaft des Dichters mit Otto Ludwig ist übrigens unverkennbar.

Im Jahre 1884 ließ Arthur Fitger das Drama „Von Gottes Gnaden" folgen, worin er den Untergang eines kleinen deutschen Staates in der Sturmflut der französischen Revolution behandelt. Das Stück hat trotz des viel weiteren Schauplatzes doch nicht den kraftvollen Schwung des ersten Trauerspieles und erreichte auch niemals die gleiche Wirkung.

Ein drittes Drama „Die Rosen von Tyburn" zeigt uns ein Bild aus den Wirren der englischen Revolution, nämlich den Zusammenstoß von Kavalieren und Puritanern. Das Hauptinteresse des Zuschauers wird von der lebenslustigen, leichtfertigen Gestalt des Stuarts Karl des Zweiten angezogen. Übrigens ist hier wie in der „Hexe" die Kraft und düstere Leidenschaft mehr

Digitized by Google

auf Seiten des schönen Geschlechts, das dadurch viel von seiner Liebenswürdigkeit verliert. Das starke Geschlecht zeigt sich weichlicher in den entscheidenden Herzensfragen.

Die lyrischen Dichtungen Arthur Fitgers nämlich „Fahrendes Volk“ und „Winternächte“ sind frisch und naturwahr mit feinem Verständnis für das Volkstümliche und Märchenhafte. Dabei findet sich auch viel Düsteres und ausgesucht Trübes, das den Leser abschreckt.

Gegenüber den beiden Genannten erscheint mit geringerer Tiefe, aber in größerer Vielseitigkeit und Farbenpracht Adolf Wilbrandt. Er ist am 24. August 1834 zu Rostock geboren, wandte sich erst der Rechtswissenschaft, dann dem Studium der Philosophie und Geschichte auf den Universitäten Berlin und München zu, um den freien litterarischen Beruf zu wählen, indem er in die Redaktion der neubegründeten „Süddeutschen Zeitung“ trat. Nach einem Jahre gab er auch diese Beschäftigung wieder auf und lebte lange Zeit in Südfrankreich und Italien. Dann kehrte er 1865 wieder nach München zurück, war bis zum Jahre 1871 in schriftstellerischer Arbeit thätig und begab sich darauf nach Wien. Dort wurde er 1881 an Dingelstedts Stelle Direktor des Wiener Hofburgtheaters. Im Jahre 1887 legte er dies Amt nieder und zog sich nach seiner Heimatstadt zurück.

Wilbrandts erste dramatische Arbeiten waren geschickte und feine Lustspiele ohne tiefere Bedeutung, „Unerreichbar“, „Jugendliebe“, „Die Vermählten“ und andere, die als anerkennenswerte und geistreiche Leistungen wohl bemerkt wurden, aber weiter keinen besonderen Eindruck machten. Das an sich anziehende Problem des dritten Stückes, wie ein Paar, das ohne Liebe geheiratet hat, später in der Ehe zu wirklicher Liebe gelangt, war nicht tief und herzlich genug erfaßt, um dem frivolen Gericht des naheliegenden Scherzes zu entgehen:

Si on n' a pas ce qu' on aime,
Il faut aimer ce qu' on a.

Einen ganz anderen Eindruck und Erfolg gewann das aus diesen leichtbeschwingten Werken plötzlich im rasselnden Schmuck mittelalterlichen Rittertums hervorstürmende Drama „Der Graf von Hammerstein“ (1870). Der treue und tapfere Graf Otto muß bis zum fünften Akte für und um die Geliebte Irmgard kämpfen,

Digitized by Google

nämlich bis sein Verfolger, der sich ziemlich widerwärtig gebärdende „heilige" Kaiser Heinrich der Zweite stirbt. Damit bricht für die Liebenden die gute Zeit an, und alle Plage hat mit einem Schlage ihr Ende erreicht. Am Schluß einer Oper würde solch ein Faktum genügen, um ein geschmackvolles Tableau und allgemeine Befriedigung herbeizuführen. Ein Drama verlangt doch aber eine größere innere Vorbereitung der entscheidenderen Wendung und darf sich nicht ohne weiteres an der billigen Logik der Thatsachen genügen lassen.

Heiter und dichterisch bedeutsamer zeigte sich Wilbrandts Talent in dem 1872 erschienenen Lustspiel „Die Maler". Er führt hier den hübschen und anmutigen Gedanken durch, wie eines liebenswürdigen Mädchens allmählich sich entfaltender Reiz im täglichen Umgang und Verkehr mit den Kunstgenossen gar nicht beachtet wird, bis er bei einer besonderen Veranlassung, als die jugendlich Blühende einmal im festlichen Schmuck erscheint, plötzlich siegreich hervortritt. Daneben giebt er in einer geschickt dargestellten bunten Mannigfaltigkeit von Künstlertypen ein Bild vom gesamten Leben und Treiben der Maler in einer Kleinstadt, namentlich von dem harmlosen und übermütigen Verkehr in ihren Ateliers — ein reiches und erfreuliches Genrebild.

Leider führte der Wiener Aufenthalt den Dichter aus dieser gesunden Richtung seiner Poesie auf eine fremdartige Bahn. Seine Charakterzeichnungen wurden übertrieben bis zur Verzerrung, und maßlose Leidenschaftlichkeit, zum Teil auch lodernde Sinnlichkeit trugen seinen Gestalten glühende, bis zur Unnatur gesteigerte Farbentöne auf. Von den drei der römischen Geschichte entnommenen Dichtungen hielt sich „Gajus Gracchus" (1872) noch in jenen Schranken der ästhetischen und sittlichen Würde, die man der tragischen Leidenschaft zur Entfaltung ihrer Kraft schon recht weit ziehen darf. Dieser sociale Volkstribun ist ein maßloser und heftiger Mensch, der sich selbst nicht beherrschen kann und demgemäß schon lange nicht Manns genug ist, der gärenden, wogenden Verhältnisse Herr zu werden, die sein Bruder und er in Fluß gebracht haben. Die gebietende Hoheit der Muse ist auf dem Wege des Dichters nicht mehr zu finden; aber Feuer und Leben treten uns entgegen. Das Werk erhielt den ersten Preis der Grillparzerstiftung.

Ein Bild der Zügellosigkeit und wollüstigen Schwelgerei mit

Digitized by Google

Scenen von Üppigkeit und Blutdurst herrscht in dem bekanntesten der Wilbrandtschen Dramen, man muß fast sagen in dem berüchtigten Drama „Arria und Messalina“ vor (1874). Diese schmählich entartete Kaiserin in ihrer frechen Verachtung von Weiblichkeit und Menschlichkeit ist ein Typus jener wild sinnlichen und wüsten Geistesart, die einst das sinkende Römertum, wie die vergifteten Blüten der italienischen Renaissance und die verrotteten Kreise der bourbonischen Hofgesellschaft kennzeichnete, und die man heutzutage nicht ganz logisch, aber gemeinverständlich mit dem Ausdruck „fin de siècle“ abzustempeln pflegt. Wilbrandts Fehler und sittlich-ästhetische Schuld liegt darin, daß er eine Persönlichkeit wie Messalina mit grellen Effekten und prickelnden Reizungen schmückte und schminkte, so daß diese Rolle des Stückes zur Bravourleistung moderner Tragödinnen werden mußte, während die von der edlen Matrone Arria vertretene weibliche Tugend weniger lieblich und gar nicht anziehend sich erweist.

Wir sehen in diesen bühnengeschickten Leistungen Wilbrandts etwas von jenem Virtuosentum, das stets den Niedergang der Kunst bedeutet. Im dritten Römerstück „Nero“ (1876) soll uns der thatsächliche Beweis geführt werden, wie unter dem Einfluß schlimmer Verhältnisse ein empfänglicher Jüngling ohne besondere eigene Schuld zu einer Plage der Menschheit werden muß. An die Stelle der poetischen Gerechtigkeit ist hier eine etwas anrüchige Sentimentalität getreten.

Auch des gefährlich lockenden Stoffes der Nibelungensage hat Wilbrandt sich bemächtigt, indem er eine „Kriemhild“ dichtete. Das Werk erschien 1879 und erhielt den Berliner Schillerpreis, — eine Entscheidung, die durch Geschmack und Liebe unseres Volkes keine Bestätigung fand. Das Drama, dem man übrigens einen geschickten Aufbau, eine effektvolle Handlung und eine über Kraft und Lieblichkeit gebietende Sprache nachrühmen muß, ist ganz ohne Eindruck geblieben. Diese Kriemhild giebt sich gewaltsam Brunhilds Züge und sucht, da alles Heidnisch-Mythologische aus den Ereignissen gestrichen werden soll, diesen großen Defekt auf psychologischem Wege zu ersetzen. Das bringt sie nicht fertig. Leser und Zuschauer vermögen den großen Sprung nicht mitzumachen, wie aus dem holdseligen Mägdlein so schnell die Megäre wird. Wie anders bei Hebbel, wo der breite, tiefe Strom der langen Klage und Trauer um Siegfried die Cäsur der

Digitized by Google

Handlung bildet und die große und schreckliche Umgestaltung glaubhaft macht!

Neben anderen Schauspielen geringerer Bedeutung, wie „Robert Kerr“ (1880), „Johann Ohlerich“ (1887), ist „Die Tochter des Herrn Fabricius“ (1883) eine moderne Familiengeschichte, voll ungesunder Unruhe, gewaltsamer Effekte und rührseligen Edelmuts von weit über Lebensgröße, — darum ganz ohne menschliche Überzeugungskraft.

Eine sinnreiche Tiefe und gewinnende Schönheit zeigt das seltsame Spiel „Der Meister von Palmyra“ (1889). Die symbolischen Gestalten von Leben und Tod strecken ihre Hand nach einer Seele aus, die nach der Theorie der Palingenesie in fünf Lebensbildern — in den fünf selbständig in sich abgeschlossenen Akten des Dramas — in beständiger Wiederkehr sich auslebt und endlich voll befriedigt und lebenssatt in den Schoß des Todes sinkt.

Viel feiner und sorgsamer gehalten als die Schauspiele Wilbrandts, welche eigentlich die selbständige Ausführung und Ausfeilung durch virtuose Darsteller nötig machen, sind seine Romane und novellistischen Leistungen.

Harmlos und heiter ist „Fridolins heimliche Ehe“ (1876), ein großer Roman, der den einsichtsvollen Kenner des modernen Schauspiels verrät, und „Meister Amor“ (1888).

Eine echte Theatergeschichte ist auch das letzte von Wilbrandts Werken „Der Sänger“ (1889). Solange der Erzähler sich hier auf bekanntem Boden und in seinem wohlverstandenen Milieu bewegt, bleibt er natürlich und somit auch treffend und überzeugend. Denn seine Welt ist das Theater. Geht er mit seinen Problemen über diese Grenzen hinaus in das bürgerliche, tägliche Leben hinein, so wird er theatralisch und ganz phantastisch. Es ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, wie ein hochgeistiger Marburger Professor und seine ganz hervorragende Tochter sich um die Wette dem zum Opernsänger emporgestiegenen Schlossergesellen in die Arme werfen. Hier fehlt die psychologische Motivierung durchaus. Bis zur grausamen Roheit verletzend ist aber die Scene, wo ein gutmütiger Lüdrian in Gegenwart seines Halbbruders, den er mit seinen letzten zwanzigtausend Mark zu diesem Liebesdienst der Anwesenheit erkauft hat, sich aufhängt.

Wilbrandts poetische Kraft und Gabe ist erschöpft. Sein Talent, dem die Bethätigung eines mannhaften Willens fehlte,

Digitized by Google

hat die sprühenden Aufregungen und damit den glänzenden, phantastischen Schaum abgestoßen und übt nun die dem unterhaltungsbedürftigen Publikum willkommene und dem Autor nutzbringende Arbeit des Litteraten für das reichliche und tägliche Unterhaltungsbrot.

Einst hatte Heinrich Laube das nüchterne historische Drama alten Stils durch seine gewandte und anekdotenhafte Behandlung für den Tagesgeschmack angefrischt und populäre Gestalten, wie den straffen Soldaten- und Beamtenkönig Friedrich Wilhelm den Ersten, den Vater des alten Fritz, diesen selbst als genialen Zukunftsprinzen, den bösen Herzog Karl von Württemberg, den pietistischen General Rieger und andere historische Masken zur Freude des liberalen Publikums entsprechend zurechtgemacht und mit einigen massiven Erkennungszeichen über die Bretter geschickt. Mit großer Geschicklichkeit hatte er auch Persönlichkeiten aus der litterarischen Vergangenheit Deutschlands, wie Gottsched, Gellert und Schiller auf der Bühne erscheinen lassen und somit die Schatten der Dichter zur Vermehrung ihres eigenen Ruhmes beschworen. Das Publikum war entzückt, seine litterarischen Schulkenntnisse mit der leichten Hülfe unmißverständlicher Schlagwörter auf dem Theater wiederzuentdecken, und empfand im Vollgefühl seiner Bildung ein selbstzufriedenes und dankbares Behagen.

Geistig bedeutender als diese und voll tieferen Verständnisses für die großen praktischen Aufgaben des Theaters in unseren Tagen als eines Schauplatzes, auf dem wirkliche Menschen sich bewegen sollen, hat Karl Gutzkow in dieser Richtung als Dramatiker sich bethätigt. Sein Streben ging dahin, die Gedanken, die ihn beherrschten, in seine Bühnenfiguren zu legen und sie durch deren Bethätigung auf das Publikum wirken zu lassen. Aber trotz des unleugbaren Ernstes seiner Absichten fehlte seinen Gestalten die überzeugende Kraft der frischen Wirklichkeit. Der doktrinäre Dichter schaut immer heraus. Diese Helden sind gedachte und zerdachte Menschen, nicht recht von Fleisch und Blut, mehr von Schaum, wo autonome Leidenschaft und Lebenswille die Fragen der Menschheit lösen und erfüllen sollten. Und wo das Historische und Litterarische in den Vordergrund tritt, zeigt sich wohl die geistvolle Darstellungskunst eines geschichtlich und kulturgeschichtlich trefflich gebildeten und einsichtsvollen Autors, der sein historisches Material mit dramatischem Geschick verwertet, aber

Digitized by Google

doch auch die tüftelnde Eigenart eines sehr bewußten Kenners, der mit überlegener Einsicht den geduldigen Schüler nach den dem Lehrer zugänglichen Quellen unterrichtet und aufklärt.

Die historischen Erstlingsdramen Gutzkows waren ziemlich zerfahrene und zügellose Geschichtsphantasieen wie „Nero" (1837) und „Saul" (1839). Nach der Richtung des bürgerlichen Rührspiels neigte sich „Richard Savage", „Werner oder Herz und Welt" (1842), „Ein weißes Blatt" (1844) und andere. Dazu kamen später einige andere tendenziöse Lustspiele wie „Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserung" (1855). Der trübselige Schicksalsscherz „Der dreizehnte November" und das excentrische Spiel „Die Schuld der Rächer" waren ganz ohne Eindruck geblieben.

Einen ganz entschiedenen Erfolg hatte aber die in den Bahnen klassischen Stils wandelnde Jambentragödie „Uriel Acosta" (1846), eine Ausführung seiner Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Das Stück sollte die Verherrlichung des reinen Geistes darstellen, der sich über Satzung und Tradition erhebt. Aber der Gegensatz ist abgeschwächt durch dürren Rationalismus und billige Sentimentalität. Anstatt einer rücksichtslosen und heroischen Leugnung treten uns Schwäche, Umdeutung und ausweichendes Gefühlswesen entgegen. Sehr treffend bezeichnet Rudolf von Gottschall die am Schluß scharf hervortretende Pointe des Stückes:

„Nicht was wir glauben siegt, de Santos, — nein,
Wie wir es glauben, das nur überwindet" —

als „eine Ansicht, nach welcher ein ehrlicher Fetischanbeter eine hohe Stelle unter den Gläubigen der Erde einnehmen würde." — Im übrigen ist das Stück mit scenischer Gewandtheit aufgebaut, hat gut gezeichnete Figuren wie den berühmt gewordenen Rabbi ben Akiba mit seinem geflügelten Worte: „Alles schon dagewesen" und entsprach gefälligst dem herrschenden Tagesgeschmack mit seinen reformjüdischen Gedankenschmerzen und schwächlichem Liberalismus. Das Stück erhielt sich auf der Bühne und gab oft Gelegenheit zu virtuosen mimischen Triumphen.

Eine Reihe historischer Trauerspiele wie „Patkul", „Pugatschef", „Wullenweber", Philipp und Perez", „Der westfälische Friede" und „Der Gefangene von Metz" zeigen dramatisierte Geschichte mit charaktervollem Fleiße

Digitized by Google

in ganz moderner Beleuchtung, aber ohne jene allgemein ansprechende Kraft, die das Wesen der dramatischen Dichtkunst ausmacht. Wirklich populär wie der düstere „Uriel Acosta“ sind drei litterarisch-historische Lustspiele des Dichters geworden.

In „Zopf und Schwert“ (1849) wird mit einer massiven Komik die unserm Volke trotz aller Verunglimpfung oberflächlicher Skribenten verehrungswürdige und mannestüchtige Regentengestalt Friedrich Wilhelm des Ersten gezeigt, der als echter, deutscher Hausvater gegen fremdländisches Wesen donnert, den Schauspieler in Uniform, Eckhoff, zur Strafe auf die geliebten weltbedeutenden Bretter zurückschickt und unter den derben Späßen des Tabakskollegiums sein tapferes, biederes Herz enthüllt, in dem die Zuversicht zu Preußens Weltberuf schlummert.

Nicht unter so großem geschichtlichen Gesichtspunkte erdacht, aber feiner und mit wirklich meisterhafter Technik durchgeführt ist „Das Urbild des Tartüffe“, eine Verherrlichung des Theaterdichters und Schauspielers in der Person Molières. Man muß es immer wieder von neuem beklagen, daß der Bann des Jesuitismus, der auf der Zeit des „Sonnenkönigs“ Ludwig des Vierzehnten und seines großen Lustspieldichters lag, so stark war, daß dieser feine Geist, der die Fehler und Schwächen aller Stände mit dem hellen Blick der Wahrheit erkannte und strafte, für das Beispiel gesinnungsloser Heuchelei und Bigotterie seinen Tartüffe nicht unter den gleißnerischen Heiligen des Mätressenhofes und unter den Predigern der Dragonaden, sondern in den Reihen der überzeugungstreuen Hugenottensöhne suchte. Der durchaus modernen Anschauungsweise Gutzkows lag es nun um so näher, dieses Molièresche Urbild des Heuchlers zu einem Zerrbild des frommen Glaubens überhaupt zu machen.

Den größten Beifall fand das Minderwerteste der drei Arbeiten um der anziehenden Aktorenmasken willen. Als Festspiel zum hundertjährigen Geburtstag Goethes erschien 1849 „Der Königsleutnant“, der aus „Wahrheit und Dichtung“ wohlbekannte Graf Thorane, eine sentimental komische Figur, wirksam als zweisprachiges Kuriosum, neben ihm Vater Goethe, Frau Rat und andere aus dem breiten Goethekultus bekannte Gestalten. Sie gaben dem werten Publikum allerlei Anekdoten dramatisch wieder, und der Dichterknabe, eigentlich ein fataler, naseweiser Schlingel, aber eine Bravourrolle für Soubretten, deklamiert seine

Digitized by Google

künftigen Gedichte. Das Stück findet bei besonderen Veranlassungen noch heutzutage willige Aufnahme. „Lorbeer und Myrte“ (1838), auch ein Dichterstück, behandelt einen freierfundenen Vorgang aus dem Leben des Dichters des „Cid“, Corneille, und heftet dem Cardinal Richelieu eine abenteuerliche litterarische Ehrsucht an. Die Dichtung war zu absichtlich gesucht und leblos, um nur einigermaßen zu erwärmen.

Schöner und poesievoller in der Bühnensprache zeigte sich Robert Prutz, dessen geistreiche Satire „Die politische Wochenstube“ schon erwähnt wurde, sowie die beiden historischen Schauspiele „Karl von Bourbon“ und „Moritz von Sachsen“, die in ihrer tendenziösen Zusammengesetztheit trotz einzelner Feinheiten und glücklicher Kraftstellen die unmittelbare Wirkung verfehlten. Denn wie die reichen Dichtergaben sich auch häuften, der Herr Professor schaute doch immer heraus und genierte den harmlosen Genuß des Publikums. Prutz' Tragödie „Ehrich der Bauernkönig“ erwählte sich die undankbare Aufgabe, den blutigen nordischen Wüterich als einen Volksfreund und Beglücker seines Landes hinzustellen, der eigentlich nur aus Begeisterung und gekränkt durch den thörichten Widerstand gegen seine Wohlthaten zum Ungeheuer wird — ein Gedanke, der auch Adolf Stahr bei seinem Rettungswerk „Tiberius“ und moderne Schriftsteller bei ihrer Beurteilung und Darstellung „Neros“ geleitet oder richtiger mißleitet hat. Trotzdem ist diese Arbeit des Dichters noch am besten gelungen. Sie erschien nur gar zu fremdartig.

Ganz sonderbar ist sein erstes Lustspiel „Nach Leiden Lust“ — gewissermaßen ein Anachronismus romantischer Art. Denn die mondbeglänzte Zaubernacht ist vor der ernüchternden Aufdämmerung der Gegenwart unwiederbringlich entwichen. Wir finden uns nicht mehr in sie hinein.

Für einen etwas bescheideneren Bildungsstand, als diese Herrn Professoren verlangten, arbeiteten die nachfolgenden Poeten, die mehr auf Talent, Geschmack und Bühnengewandtheit angewiesen waren, als auf reiches Wissen und gründliche ästhetische Studien, darum nicht so geistreich, aber viel amüsanter für sich und ihr Publikum.

Salomon Mosenthal (1821—1877) wurde am 14. Januar zu Kassel geboren, studierte Rechtswissenschaft, erwarb den

Digitized by Google

Doktorgrad an der Universität Marburg und wurde Erzieher im Hause eines Wiener Banquiers. Seine Jugendpoesien hatten ihn schon früh in Verbindung mit mehreren Sängern der schwäbischen Schule, so mit Justinus Kerner und Gustav Schwab gebracht. Der günstige Erfolg seines Dramas „Deborah" und die dadurch erworbenen jüdisch-liberalen Konnexionen brachten den strebsamen jungen Mann 1857 in den österreichischen Staatsdienst. Er wurde bei einem Hülfsamt des Kultus- und Unterrichtsministeriums angestellt, dann Bibliothekar, später mit dem Titel eines Regierungsrats, dem Orden der eisernen Krone und dem Adel ausgezeichnet. Er starb plötzlich ohne Krankenlager am 17. Februar 1877, dankbar geehrt von seinen Glaubensgenossen, zu deren Hebung in gesellschaftlicher und litterarischer Schätzung er durch geschickte Benutzung seines rührseligen Talents in Wien erfolgreich gearbeitet hatte.

Der glückliche Griff seines dichterischen Strebens war das Volksschauspiel „Deborah" (1850), nach einem ersten erfolglosen Versuche, den er mit dem Drama „Die Sklavin" (1850) gemacht hatte. Ähnlich wie Gutzkow in „Uriel Acosta", aber viel liebenswürdiger und ergreifender wird hier die Sache des Reformjudentums geführt. Hier giebt's keine Forderung der Menschenrechte, keine stolze Gegenüberstellung des erhabenen Gedankens und der unter das Joch gebeugten Tradition und Positivität der Juden und Christen. Hier wird alles mit der schmeichelnden Gewalt der Rührung unter geschickter Benutzung von allerlei Kulissenessekten, Mondscheinbeleuchtungen und lebenden Bildern gemacht.

Die edle, heimatlose Jüdin wird von ihrem charakterschwächlichen Geliebten, einem reichen Bauernburschen, auf Befehl des Vaters im Stich gelassen, scheidet mit einem Fluche von ihm und kehrt später zurück, um die Folgen ihrer Verwünschung zu schauen. Sie findet den schwachblütigen Joseph und seine Familie im besten Wohlsein und zugleich als einen für die Gleichberechtigung der Juden — das hat er von seiner alten Liebe zurückbehalten — thätigen Liberalen. So segnet sie ihn aus dem Hintergrunde bei untergehender Sonne. Nebenher geht die Verkündigung eines kaiserlichen Duldungsediktes, und so strahlt denn am Schluß alles in der herrlichsten Toleranz-Illumination. Eine ganz kleine Kralle streckt das wehmütige Israel auch heraus. Da ist ein Schulmeister, der als getaufter Jude erkannt wird und

Digitized by Google

dem das in den richtigen Zug gebrachte Gefühlspublikum für diesen Verrat am Glauben der Väter und am Herzen seiner Eltern die gebührende Verachtung auszudrücken hat.

Der zweite Treffer Mosenthals war sein Volksschauspiel „Der Sonnwendhof" (1857), ein bäuerliches Sittenbild mit Auerbachschem Bauernkolorit und socialer Doktrin getüncht, aber mit wirkungsvoller Verteilung der Gegensätze von Tugend und Laster und von sehr geschickter Anlage der Handlung — jedenfalls der „Deborah" bedeutend überlegen — trotzdem nicht in entsprechender Weise gefeiert, weil der sentimentale Kitzel dabei nicht so stark war.

Dazwischen und dahinter erschien noch eine Anzahl talentvoller, aber nicht so nachdrücklich einschlagender Stücke. Ein weiteres Volksschauspiel war „Der Schulze von Altenbühren" (1867) mit einem knorrigen Bauernhelden, der dem satten Bürgerpublikum dargeboten wurde, wie Pumpernickel und Käse nach einem reichlichen Diner.

Nach Gutzkows und Laubes Vorgang versuchte sich der Dichter auch in der litterarischen Komödie mit „Bürger und Molly" und den „Deutschen Komödianten". Aber Mosenthal fehlen dafür die scharfen Pointen und geistreichen Schlagworte. Am wenigsten leistete er in seinen zahlreichen historischen Dramen. „Cäcilie von Albano", „Gabriele von Precy", „Düweke", „Pietra", „Isabella Orsini", „Maryna", „Lambertine von Mericourt" unterscheiden sich nicht wesentlich von den Werken der an breiten Zuschneidetischen arbeitenden Massenproduzenten.

Verfehlt sind die phantastische Träumerei „Das gefangene Bild" und die nach modernen Mustern gefertigten „Madeleine Morel" und „Die Sirene".

Kräftiger, aber geschmackloser und unliebenswürdiger als dieser geschickt anempfindende und temperamentvolle Oberdeutsche war der Schlesier Emil Brachvogel (1824—1878), geboren am 29. April zu Breslau unter ärmlichen Verhältnissen. Nach einer lückenhaften Ausbildung war er nacheinander Medailleur, Schauspieler und Dramaturg an mittleren Theatern. Nach vorübergehendem Aufenthalt in kleineren Städten, auch einmal während der ersten Ehezeit in einem schlesischen Gebirgsdorfe, dann für längere Zeit Sekretär beim Krollschen Theater in Berlin,

Digitized by Google

starb er am 27. oder 28. November 1878 in Lichterfelde bei Berlin.

Brachvogel besaß ein instinktives Verständnis für große Bühneneffekte neben einer starken Neigung zum Philosophieren und Räsonnieren, unterstützt durch eine unbefangene und bilderfrohe Sprache, aber gehemmt durch den Mangel an geistiger Durchbildung und geläutertem Gefühl. Die Pointe seines von durchschlagendem Erfolge begleiteten Hauptstückes „Narciß“ (1857) ist von einer unglaublichen sittlichen Roheit.

Es handelt sich darum, die nichtswürdige Maitresse Ludwig des Fünfzehnten, die Marquise von Pompadour, zu beseitigen und den leichtfertigen König in die Arme seiner tugendhaften Gemahlin zurückzuführen. Die gutgesinnte Partei spinnt zu dem Ende ein Komplott, der todkranken Buhlerin ihren ersten Gemahl, den sie einst verlassen hat, in seiner tiefen Verkommenheit plötzlich vor Augen zu stellen und sie durch diesen Schrecken zu vernichten. Der brutale Effekt wird erreicht. Der verlassene und entartete Mann, ein cynischer, sittlich bankerotter Philosoph, der mit seiner Liebe zur verlorenen Frau seine Menschenwürde von sich geworfen hat, ist seltsamerweise von biedermännischem Haß gegen die Pompadour als die Geißel und Pest Frankreichs erfüllt und willigt gern darein, zu ihrem Verderben die Hand zu bieten. Hat er doch keine Ahnung, wer sie eigentlich ist. Die tugendhafte Schauspielerin Quinault, die Vorleserin der Königin, hat unbegreiflicherweise eine sentimentale Neigung zu dem verlumpten Menschen gefaßt, mit dem sie vor der Pompadour in dem ad hoc veranstalteten Festspiele auftreten soll, um die grausame Katastrophe herbeizuführen. Sie sieht mit tiefem Mitleid und Zagen für ihn dem furchtbaren Zusammentreffen entgegen. Wie soll der Unglückliche das Wiedersehen mit der verlorenen und nun unter so furchtbaren Veränderungen wiedergefundenen Jugendgeliebten ertragen? Aber das hilft nun nichts. Die gute, königstreue Sache will es — also nur vorwärts!

So drängt alles einer raffinierten Mordscene entgegen. Der Zuschauer gerät in eine peinvolle, prickelnde Nervenangst und sieht das erlesene, schuldbeladene Opfer — eine Bravourkrankenrolle ersten Ranges für realistische Heroinen — unter dem langsam sich erhebenden und drohend schwebenden Fallbeil ahnungslos im Vollgefühl ihrer Macht und in der Erwartung, Königin von Frank-

Digitized by Google

reich zu werden, am Rande ihres Verderbens. Der päpstliche Dispens ist schon da. Es handelt sich nur noch um einen Schritt. Wenn die Spannung den höchsten Grad erreicht hat, fällt der Streich zermalmend nieder. Die verworfene Heldin der skrupellosen Energie durchschaut inmitten ihres tödlichen Entsetzens sofort den wahren Zusammenhang, enthüllt sich als der eigentliche starke Charakter der Tragödie, schmettert die elende Intriguantengesellschaft — durchaus zum Schaden der guten Sache! — mit einigen Kraftworten zusammen und stirbt mit dem frechen geflügelten Worte: „Nach uns die Sündflut!“ — Der unglückliche Narciß erkennt die ehemals Geliebte und bricht unter der Ungeheuerlichkeit des Erlebnisses sterbend zusammen. Die gute Demoiselle Quinault schließt den Greuel mit einer kurzen trostreichen Abdankung, die durchaus nicht genügt, um das entsetzte Publikum nur einigermaßen beruhigt nach Hause zu entlassen.

Jedenfalls hat Brachvogel hier eine ganz ungewöhnliche dramatische Kraft entwickelt, die nicht nur in der gärenden Leidenschaftlichkeit dieser historisch unglaublichen, aber in der Wucht des dramatischen Augenblicks unwiderstehlich packenden Vorgänge, sondern auch in der reichen Fülle und Mannigfaltigkeit der interessant gezeichneten Nebenfiguren sich bezeugt. Dazu kommt eine sichere, vielgewandte und effektreiche Bühnenkenntnis. Er war ein großes Talent, aber er hat sich nur allzuschnell ausgegeben, ohne zur Reife zu gelangen.

Das 1858 darauf folgende historische Schauspiel „Adalbert vom Babenberge“ ist eine Wiederholung des alten Götz-von-Berlichingen-Motivs, etwas breitspurig und bald verstaubt. Schon im folgenden Jahre erschien „Mon de Caus“, eine interessante und mit einer bunten Fülle von Figuren ausgestattete, aber der rechten Einheit und Folgerichtigkeit entbehrende Leidensgeschichte des unglücklichen Erfinders der Dampfkraft, der ins Irrenhaus gesperrt wurde, bis ihn der Wahnsinn wirklich erfaßte.

Einer schweren Versündigung gegen den Geist der Geschichte machte sich Brachvogel in seinem Drama „Der Usurpator“ (1860) schuldig, indem er Cromwell, diesen schöpferischen Giganten der christlich modernen Staatskunst in ein klägliches Intriguenspiel verwickelte und dessen weltdurchleuchtenden Thaten und Plänen die läppische Verdächtigung persönlicher Rachsucht anheftete.

Digitized by Google

Eine große Willkür der geschichtlichen Behandlung, doch bei der verhältnismäßigen Minderwertigkeit des Stoffes ohne besonders schlimme Verschuldung zeigte der Dichter in seinem beifällig aufgenommenen, der Geschichte der französischen Frondekriege angehörigen Schauspiele „Die Marquise von Montpensier". Der geistige Gehalt steht etwa auf der Höhe des bekannten Dumasschen Romans „Die drei Musketiere".

Durch Keckheit imponierte anfänglich „Die Harfenschule" mit der Darstellung des schwindlerischen Schelmes Beaumarchais in seinen überdrastischen Witzen, die verblüffend in das Publikum schlugen, aber nur allzubald das öde Gefühl ganz seichten Wesens hinterlassen mußten. Einen verhältnismäßig vorteilhaften Abgang von der Bühne nahm der Dramatiker Brachvogel mit seinem Brandenburger Stück „Alte Schweden" (1874), in dem der beliebte Anekdotenheld Feldmarschall Derfflinger mit Glück erschien. Von jetzt ab wandte sich der Dichter mit großer Energie und zäher Beharrlichkeit dem Roman zu.

Eine wesentlich verschiedene Luft weht uns aus den Werken des liebenswürdigen und fein empfindenden Gustav Gans, edler Herr zu Putlitz (1821—1890) entgegen. Er wurde am 21. März zu Retzin in der West-Priegnitz auf dem väterlichen Gute geboren, besuchte das Klostergymnasium zu Magdeburg, wo der feinsinnige Professor Hermann Immermann, ein Bruder des Dichters Karl Immermann, besonderen Einfluß auf ihn gewann, und studierte dann die Rechte in Berlin und Heidelberg. Nach bestandenen Prüfungen arbeitete er einige Zeit bei der Magdeburger Regierung, unternahm eine längere Reise nach Italien und verließ den Staatsdienst, um auf seinem Gute ganz seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Vorübergehend war er Intendant der Hoftheater zu Schwerin und Karlsruhe, dazwischen Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen. Nach schweren Lebenserfahrungen starb der liebenswürdige und allgemein verehrte Mann am 5. September 1890 in seiner Heimat.

Keine Höhenluft, kein stürmischer Zug kennzeichnete seine Poesie. Ein wohlmeinendes und gebildetes Talent spendete uns seine anmutigen Früchte. Zuerst erregte er Aufsehen durch sein hübsches Naturmärchen „Was sich der Wald erzählt" (1850). Man würde heute so etwas nicht mehr schreiben, vielleicht auch nicht mehr lesen. Der jetzt überschrittene Standpunkt der naiven

Digitized by Google

Kindlichkeit und Symbolisierung oder was man dafür hielt, wurde damals voll anerkannt. Die Blumen, die Steine, die Bäume des Waldes erzählen sich Geschichten aus ihrem Leben und aus dem der Menschen, von welchen sie gehört haben. So weiß die Tanne von einem ihrer Vettern, der als Mast eines Schiffes eine weite Seereise gemacht hat, gar manches von der Behausung des Winters am Nordpol zu berichten, aber auch von den Weihnachtsfreuden der Menschenkinder, bei welchen die immer grüne Tanne eine große Rolle spielt; und wie die Kinder betrübt seien, wenn nachher das dürr und trocken gewordene Christbäumchen verbrannt wird. Der Fels giebt eine ganze poetische Geologie, das Waldbächlein eine sinnvolle Naturgeschichte der Thränen. Das Ganze ist voll von sinniger Naturſymbolik, und die Bäume wissen überall gute moralische Lebensregeln zu geben, welche der Leser zu beherzigen hat. Im Nachwort sagt der Dichter:

So nehmt sie hin, die Träume schöner Stunden,
In denen ich vom Rätsel der Natur
Die Lösung in dem Märchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Märchen nur.
Es war kein Trug! — fragt selbst den grünen Hain.
Was ich erzählt — in tausend Lauten spricht er's.
Ich gab's in meines Herzens Wiederschein,
Und also mußt' es wohl ein Märchen sein.
Ist doch ein Märchen selbst das Herz des Dichters.

Das kleine Buch hat an vierzig Auflagen erlebt. Ähnliche, niedliche Sachen sind „Luana“ und „Vergißmeinnicht, eine Geschichte in Arabesken“.

Die Hauptarbeit des Dichters zeigt sich in einer großen Fülle kleiner, harmloser Lustspiele, von denen „Ein Hausmittel“, „Badekuren“, „Familienzwist und Frieden“, „Das Herz vergessen“, „Die blaue Schleife“, „Der Brockenstrauß“, „Seine Frau“, „Die Waffen des Achill“, „Die Liebe im Arrest“, „Um die Krone“, „Das Schwert des Damokles“, „Spielt nicht mit dem Feuer“, „Die alte Schachtel“ die bekanntesten sind — lauter angenehme, leichte Ware von jener Art, daß sie zu jeder Zeit und an jedem Orte von jedermann ohne große Mühe aufgeführt und von jedermann ohne Schaden angesehen werden können, daher für Dilettantenzwecke sehr geschätzt.

Digitized by Google

Putlitz hat aber auch im historischen Schauspiel sich versucht und darin Anerkennenswertes geleistet. Sein bestes Werk ist „Das Testament des Großen Kurfürsten“ (1859). Altpreußischer Patriotismus und ein gegenüber den zersetzenden politischen Parteiungen erstarktes deutsches Vaterlandsgefühl kamen dem Stoff freundlich entgegen, den Wilibald Alexis in seinem Roman „Dorothe“ meisterhaft behandelt hatte. Die arme Kurfürstin Dorothee, die holsteinische zweite Gemahlin des großen Brandenburgers, die sich ihr Lebenlang umsonst um die Gunst der Berliner bewarb, obwohl sie ihnen die Dorotheenstadt gebaut, die Linden gepflanzt und ein der Zeit voraufeilendes uniertes Glaubensbekenntnis verfaßt hat, ist die Heldin des Stückes. Die von alters her berüchtigten, auch von Goethe gekennzeichneten „verwegenen“ Zungen der Berliner redeten der unliebsamen Nachfolgerin der Landesmutter Luise Henriette das Schlimmste nach und führten die mehrfachen verhängnisvollen Todesfälle im kurfürstlichen Hause ohne weiteres auf Giftmischerei zurück. So ist denn auch das theatralisch Wirksame im Stück die dunkle, von Mißtrauen umgebene Gestalt der Fürstin, die in rücksichtsloser Mutterliebe von ihrem alternden Gemahl ein Testament erpreßt hatte, das die Brandenburger Hausmacht teilte und schwächte. Die bedeutende Pointe der dramatischen Handlung liegt nun darin, daß der sonst leicht schwankende Kurfürst Friedrich der Dritte sich aufrafft und durch mannhafte Einwirkung auf die ehrgeizige Frau dem fürstlichen Gewissen zum Siege über zärtelnde Pietät verhilft. Vor den neidischen Blicken der Abgesandten Östreichs und Polens steht das Haus Brandenburg geeinigt und gefestigt da.

„Don Juan d' Austria“ (1863) behandelt den wahrhaft tragischen Konflikt, daß eine Mutter ihren eigenen Sohn, weil sie ihn für den Sohn ihrer Nebenbuhlerin hält, mit unversöhnlichem Haß verfolgt, bis sie ihn auf seinem Sterbelager erkennt und sich als Mitschuldige an seiner Ermordung verdammen muß. Das Stück enthält viel Schönes. Es muß überraschen, daß es schon in Vergessenheit geraten ist.

Seltsam berührt das Schauspiel „Waldemar“ (1863) dadurch, daß der Dichter jenen wiederauftauchenden alten Markgrafen, der in der Zeit der höchsten Not erscheint, um sein zertretenes Volk aufzurichten, als den echten Waldemar beglaubigen will und zu seiner Gemahlin zurückkehren läßt. Nach der Ge-

Digitized by Google

schichte hat diese schon drei Monat nach Waldemars Tode den Herzog von Braunschweig geheiratet. Es hält schwer, den geziemenden Ernst zu bewahren angesichts der beiden alten Herrschaften, die ihren Zwist aus jungen Jahren wieder hervorholen, während der Leser die Not ihrer Zeit vor Augen hat und sich gedrungen fühlt, ihnen zuzurufen, daß sie vor Gott und den Menschen jetzt wirklich Anderes und Besseres zu thun hätten. Wie ehrfurchtgebietend steht dagegen bei Wilibald Alexis der falsche Waldemar da mit seiner schwärmerischen Sehnsucht, das Vermächtnis seines geliebten Fürsten zu erfüllen und seinem Volk auf phantastischem Wege Hülfe zu bringen!

Hat doch selbst der thatsächliche Lauf der historischen Entwicklung in schier rätselhafter Wendung dem abenteuerlichen Doppelgänger die Pforten der Fürstengruft zu Dessau erschlossen und seinem Staube zum Dank die Ruhe bei den Askaniern beschert. Putlitzs Waldemar hüllt seine Echtheit doch in eine gar zu jämmerliche Figur.

Auch die späteren Stücke „Wilhelm von Oranien in Whitehall", das der russischen Geschichte entnommene „Um die Krone" und das bürgerliche Schauspiel „Rolph Bernd" erreichten nicht mehr die frühere Höhe der Wirkung und litten an ungeschickter Führung und schwacher Entwicklung der Ereignisse.

Ein anziehendes Lebensbild des Dichters nach Briefen und Aufzeichnungen von seiner Witwe erschien 1895.

Passend schließt sich hier die Erwähnung des aus ärmlicher jüdischer Lebenssphäre durch reiche Wohlthäter zum akademischen Studium und unter Dingelstedts Protektion zum Theaterschriftsteller gelangten Hermann Hersch (1821—1870) an. Er war zu Jüchen in der Rheinprovinz geboren und lebte, abgesehen von einem längeren Aufenthalt in München, fast immer in Berlin, wo er am 27. Juli starb. Von seinen zahlreichen Dramen „Sophonisbe", „Maria von Burgund", „Merope", „Die Ravensberger", „Die Krebsmühle" und andern ist gerade nur die poetisch wertlose, aber geschickt dramatisierte Anekdote „Anna Liese" (1859) bekannt und durch ihren patriotischen Inhalt, sowie durch das lose darin verflochtene, von Abt komponierte Schwalbenlied populär geworden.

Tiefer und mit größerer Dichterkraft tritt der Patriotismus bei Gustav von Meyern hervor (1820—1878), der im Ver-

Digitized by Google

gleich zu jenen beiden nicht die gebührende Anerkennung und Würdigung gefunden hat. Am 10. Sept. zu Kalvörde in der Altmark geboren, besuchte er das Gymnasium zu Stendal, studierte in Göttingen und Berlin und trat in den Koburg-Gothaschen Staatsdienst, wurde Bundestagsgesandter, Geheimer Kabinettsrat und zuletzt Intendant der Theater. Im Jahre 1874 siedelte er nach Konstanz über und starb daselbst am 9. März 1878. Sein hervorragendes Werk ist das Schauspiel „Heinrich von Schwerin" (1859). Der tapfere, urdeutsche Mecklenburger Held tritt in einen drastischen Gegensatz zum tückischen Dänenkönig Waldemar. Zeitgemäß und wohlthuend, wenn auch nicht von zu starker Tendenz, bricht hier gesundes Nationalgefühl hervor. Die Dichtung „Das Welfenlied" (1854) und die „Politisch-dramatische Studie: Ein Kaiser" hatten ihn schon vorher bekannt gemacht. Neben den Schauspielen „Das Ehrenwort", „Die Kavaliere" (nach Viktor Hugos „Cromwell" bearbeitet) und „Die Maltheser" ist das seltsame Stück „Das Haus der Posa" (1874) zu erwähnen, worin die Jugendgeschichte von Schillers Marquis Posa und seine unglücklichen Familienerlebnisse nachgedichtet werden.

Robert Giseke (1827—1890) wurde am 15. Januar zu Marienburg in Preußen geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Posen und Breslau und studierte hier, dann in Halle Theologie, um sich später philosophischen und geschichtlichen Studien zuzuwenden. Politische Anstöße vereitelten seine Anstellung im Staatsdienste. Er redigierte nacheinander „Die Novellenzeitung", die „Konstitutionelle Zeitung" in Dresden, dann die „Koburgsche Zeitung". Seit 1863 lebte er seinen wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigungen. Einem traurigen Gemütsleiden, dem er 1866 verfiel, machte erst am 12. Dezember 1890 der Tod in der Heilanstalt zu Leubus ein Ende. Von seinen Dichtungen sind die bedeutendsten die „Dramatischen Bilder aus deutscher Geschichte" (1865). Sie zeugen von einer schönen und gesund vaterländischen Gesinnung, haben auch dramatische Kraft und Leben, erwiesen sich aber für den modernen Geschmack zu nüchtern und gedankenmäßig, um gründlich zu erfassen.

„Der Burggraf von Nürnberg" behandelt den Kampf des ersten Hohenzollern in der Mark mit dem aufsässigen Adel im

Digitized by Google

Tone des Volksschauspiels. „Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin", zeigt den Kampf des zweiten Hohenzollern mit dem städtischen Freiheitstrotze, erreicht aber nicht die ergreifende tragische Resignation, die den dem Drama zu Grunde liegenden, meisterhaften Roman von Wilibald Alexis „Der Roland von Berlin" kennzeichnet. „Der Hochmeister der Marienburg" verwandelt den heldenmütigen Gegensatz des Ordens gegen Polen in ein Gewebe unhistorischer Intriguen und Geheimnisse, ist aber fein durchdacht und mit reicher Geistesarbeit durchgeführt. „Moritz von Sachsen" ist ein sorgsam durchgearbeitetes, auch später umgedichtetes Stück, das an dem schlauen und verschlossenen Kurfürsten mit Geschick politisch moderne Gedanken auftauchen und überzeugend sich entwickeln läßt.

Eine zum Teil anziehende, schwerfällige Würde und Plastik, die das heutige Publikum durchaus altmodisch anmuten würde, zeigen die dramatischen Dichtungen des Schlesiers Friedrich von Uechtritz (1800—1875). In seinen Schauspielen „Chrysostomus", „Alexander und Darius" und „Die Babylonier in Jerusalem" war viel Schönes enthalten. Aber sie kommen uns heute vor, als wären sie hundert Jahre älter, als andre gleichzeitige Werke.

In einem ganz besonders lebhaften, fast humoristischen Gegensatz stehen sie zu den Dichtungen seines leichtblütigen Landsmannes Karl von Holtei (1798—1880), des alten, immer junggebliebenen fahrenden Mannes, Schauspielers, Dichters, Schriftstellers und Sängers, der in seinem unruhigen und doch so liebenswürdigen und zuweilen herzlich gemütvollen Wesen eine poetische Ausführung des schlesischen Volkscharakters dargestellt und sich mit Recht treue Liebe und Dankbarkeit in seiner Heimat erworben hat. Sein Leben ist ein Bild des rollenden Steines, der, ob auch goldigen Gehalts, doch „kein Moos" ansetzt. Dafür ist diese echte Dichternatur aber auch unter allen Verhältnissen, in Freud und Leid, immer sich selbst getreu, immer gleich harmlos, freudeverlangend und kindlich anspruchslos geblieben.

Er war am 24. Januar zu Breslau geboren und sollte Landmann werden, fühlte sich aber von einem unwiderstehlichen Drange zum Theater gezogen. Große schauspielerische Leistungen verbot ihm seine persönliche Eigenart, von der er nicht los-

Digitized by Google

kam. Nur in seinen eigenen Stücken trat er mit Glück als Darsteller auf. So arbeitete er denn am Theater nach seinen Gaben als Dichter und Dramaturg. Zweimal war er mit beliebten Schauspielerinnen verheiratet und dadurch in nahe Beziehung zum Breslauer Theater, zur Berliner Hofbühne, zum Königsstädtischen Theater, zum Hoftheater zu Darmstadt und Stadttheater zu Riga getreten. Dazwischen machte er Gastspielreisen und trat mit ganz hervorragendem Erfolge als Vorleser Shakespearischer Stücke auf.

Im späteren Lebensalter erschien er zur allgemeinen Überraschung auch als Romanschriftsteller, nachdem er sich schon lange als lyrischer Dichter im Volkston (1830 und 1850) bekannt und wert gemacht hatte.

Hier sind seine dramatischen Arbeiten zu erwähnen, die teils in sentimental-pathetischer Weise, wie die Schauspiele „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Shakespeare in der Heimat" und andere, teils als anmutige Singspiele mit charaktervoller Lokalkomik, wie die „Wiener in Berlin", „Die Berliner in Wien" und andere, großen Beifall fanden und noch heute nicht vergessen sind. Holtei war eine durchaus behagliche, den Sorgen ebenso wie ziel- und selbstbewußten Bestrebungen abholde Natur, daher auch durchaus unempfänglich für Fragen der Politik. Die Stürme der Zeit ließen ihn gänzlich unberührt. Er hatte überall nur Sinn für das unmittelbar Ergreifende und angenehm Rührende. In seinen beiden besten Volksstücken „Der alte Feldherr" und „Lenore" tritt das ganz naiv hervor. In dem ersten erweckt er mit warmem Tone herzliche Teilnahme für das durch Frankreich gestützte Polen. In dem zweiten, echt deutsch vaterländischen Stücke lebte die Begeisterung der Freiheitskriege. Die eingestreuten Lieder „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka?", „Fordere niemand mein Schicksal zu hören" und „Schier dreißig Jahre bist du alt" erweisen Holtei als echten Volkssänger.

Nach einer langen Zurückgezogenheit in Graz in Steiermark brachte er die letzten zehn Jahre seines Lebens in seiner Heimat zu und starb dort am 12. Februar 1880. Auf seinem Grabstein steht aus einem seiner beliebtesten und gemütfrischen Gedichte in schlesischer Mundart das Wort: „Suste Nischte ak heme" — „Sonst nichts als heim!"

Digitized by Google

Das bürgerliche Schauspiel, dessen Idee zuerst in Lessings „Emilia Galotti“ seinen Ausdruck fand und in Schillers „Kabale und Liebe“ eine vorbildliche Kraft gewann, hatte unter den Händen Ifflands und Kotzebues seine sentimental-behagliche, unter Umständen auch tendenziöse und böswille Eigenart im bewußten Gegensatze zum adligen und bureaukratischen Wesen empfangen und von Raupach auch nach der Seite der niedern Komik eine bestimmte Färbung erfahren. Mit Behagen sahen der deutsche Hausvater und seine Familie auf den Brettern der Verherrlichung ihrer kleinbürgerlichen Moral, ihres selbstgefälligen Familiensinnes, ihres Mißtrauens gegen die andern Stände und ihrer sentimentalen Weichlichkeit zu, unter welcher ihre dürre Selbstsucht und Herzensengigkeit sich verbarg.

Mit der Energie des wahren Dichters rissen Otto Ludwig und Friedrich Hebbel die thatsächlich innerlich vorhandene, schlichte und innige Poesie des Bürgertums in die Höhe idealer Entscheidungen und geistiger Kämpfe. Aber auch dem „Erbförster“ und „Maria Magdalena“ ist nichts Ebenbürtiges gefolgt. Gustav Freytags vorerwähnte dramatischen Werke blieben dem Kerne eines echten Familienlebens doch zu fern und hatten etwas Seltsames und Fremdartiges in ihren Voraussetzungen, und die gesunden und echten Menschengestalten der „Journalisten“ hatten zu viel außer dem Hause zu thun, um ihr Familienleben darzustellen.

Zielbewußt wandte sich nach dieser Richtung der unter den östreichischen Dichtern besprochene Alfred Meißner mit seinem Trauerspiel „Reginald Armstrong“ (1853). Ein für die dramatische Verwicklung und den schweren Konflikt geeigneter Stoff ist vorhanden, auch Kraft und Leidenschaft der Behandlung, aber man vermißt zu sehr die Ausführungen des Lebenskreises und die Anschaulichkeit des Hauses. Wo die bürgerliche Welt sich überzeugend darstellen soll, muß man auf festem Grund und Boden stehen.

Die formale Tüchtigkeit zu solcher Schilderung besitzt in vollem Maße Paul Lindau, wenngleich ihm andre notwendige Eigenschaften fehlen, die den Dramatiker ausmachen, Wärme und Phantasie. Er wurde am 3. Juni 1839 als Sohn eines Predigers zu Magdeburg geboren, besuchte dort das Gymnasium des Klosters Unser lieben Frauen und absolvierte seine philosophischen

Digitized by Google

und litteraturgeschichtlichen Studien auf den Universitäten Halle, Leipzig und Berlin. Fünf Jahre verbrachte er dann in Paris mit dem Studium der neueren französischen Geschichte und Litteraturgeschichte und schrieb für viele deutsche Blätter anziehende Feuilletons. Nach mannigfachen Reisen in Italien, England, Holland und Belgien übernahm er 1864 die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung", dann der „Elberfelder Zeitung". Im Jahre 1870 gründete er in Leipzig „Das neue Blatt", eine illustrierte Familienzeitung, und siedelte im nächsten Jahre nach Berlin über. Nachdem er einige Zeit den unterhaltenden Teil des „Bazar" geleitet hatte, gründete er die politische und litterarische Wochenschrift „Die Gegenwart", deren Redaktion er bis 1881 führte. Desgleichen übernahm er 1878 die Monatsschrift „Nord und Süd". Im Jahre 1891 verließ er Berlin und zog nach Strehlen bei Dresden, von wo er die Vereinigten Staaten Nordamerikas bereiste. Seit dem 1. April 1895 war er Intendant des Hoftheaters in Meiningen und kehrte 1899 nach Berlin zurück, um die Direktion des „Berliner Theaters" zu übernehmen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, wie er durch diese Lebensführung der vielgewandte und vielleicht der bekannteste Feuilletonist von Europa geworden ist, der bei seinen internationalen Verbindungen zum Austausch moderner Geistesarbeit viel beigetragen hat. Leider hat sich dabei als vornehmlicher, praktischer Erfolg herausgestellt, daß der Geist des modernen französischen Sittendramas und Lustspiels in der Berliner Theaterwelt sich mehr einbürgerte, als es im ästhetisch-ethischen Sinne erwünscht ist. Was man Laube bei seiner artistischen Leitung des Wiener Hofburgtheaters vorwarf, daß er sich zu sehr zum Förderer französischen Einflusses gemacht habe, gilt in stärkerem Sinne von Lindau, dessen gesamte dichterische und schriftstellerische Persönlichkeit unter den bestimmenden Eindrücken jener fünf Pariser Studienjahre geblieben war. Das gilt von seinen Vorzügen und seinen Fehlern.

Französisch ist die elegante, leichte Darstellung, der pointereiche, mit treffendem Witz gewürzte Dialog und die geschickte Aufstellung seiner Probleme. Er ist daher ein Muster der witzigen Kritik und fand auf seinen stets amüsanten Fehdezügen großen Beifall. Seine „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", „Litterarische Rücksichtslosigkeiten", „Nüchterne Briefe aus Bayreuth" und andere sind in

Digitized by Google

ihrer Art ganz hervorragende Leistungen. Auch seine litterarischen Arbeiten über französische Stoffe sind sehr anziehend geschrieben, wenn auch nicht besonders tief und gediegen. So „Molière", „Beaumarchais", „Alfred de Musset", „Aus dem litterarischen Frankreich" u. s. w.

Seine dramatischen Arbeiten nach der Richtung des bürgerlichen Schauspiels sind sehr gewandt und im Dialog pointevoll, aber in der Charakterzeichnung schablonenhaft; das ist die Kehrseite seiner französischen Schultechnik. Ein größerer Fehler ist der, daß die Anschauungen, Sitten und Verhältnisse der Familien, in welche uns seine Schauspiele führen, der deutschen Wirklichkeit — Gott sei Dank! — nicht entsprechen, sondern, wenn sie echt und thatsächlich sind, nur einem vom Pariser Lebensgeist durchtränkten Kreise angehören. Das ist nicht nur sittlich beklagenswert, sondern ein künstlerischer Fehler.

Die Zuschauer, die von der geistreichen Form angezogen, sich für die lebensvollen Gestalten auf den Brettern anfangen zu erwärmen, würden sich doch bedanken, in diese gesellige Gemeinschaft einzutreten, und es mit Entrüstung abweisen, diese Welt des Scheins als die ihrige zu betrachten. Um aber als erziehliches oder abschreckendes „Sittendrama" zu wirken, dazu tritt der Dichter zu sehr hinter seine Figuren und dringt seinen Hörern eine gar zu intime Anteilnahme auf. In „Marion" sehen wir den tiefsten Verfall und Untergang haltloser Weiblichkeit. „Maria und Magdalena" (1872) vermischt graciösen Esprit mit deutscher Sentimentalität in einer dramatischen interessanten Novelle. „Diana" (1873) und „Ein Erfolg" (1874) sind behaglicher in ihrer Komik, aber liegen der eigentlich bürgerlichen Anschauung fern. „Tante Therese" (1876) und „Der Johannestrieb" (1877) kommen dem Begriffe des Familienstückes am nächsten. Mit „Gräfin Lea" (1879) und der zeitgemäßen Verherrlichung des Judentums schießt Lindau wieder über die Grenzen hinaus und verfällt einer tendenziösen Geschmacklosigkeit. Sein undeutsches Wesen schwächt auch den Eindruck der meisten seiner geschickt und leicht geschriebenen Romane und novellistischen Arbeiten ab.

Sehr verwandt mit Lindaus Art ist der geschickte und erfolgreiche Hugo Lubliner, mit seinem litterarischen Namen Bürger, ein Breslauer, geboren am 22. April 1846. Seit 1858 wurde er in Berlin heimisch. Obwohl er seit seinem

Digitized by Google

siebzehnten Jahre mit Abfassung von Lustspielen sich beschäftigte, widmete er sich mit Ernst dem kaufmännischen und Fabrikantenberuf. Diese gründliche Arbeit schien seinem Talent nur günstig gewesen zu sein, denn seine Dichtungen gewannen an Lebenswahrheit und Natürlichkeit des Tones. „Der Frauenadvokat" fand Beifall. Das mit den Ansprüchen eines litterarischen Kulturbildes auftretende Schauspiel „Die Modelle des Sheridan" und das Trauerspiel „Die Florentiner" wurden beachtet. Aber die beiden Lustspiele „Auf der Brautfahrt" und „Die Frau ohne Geist" und das Schauspiel „Gabriele" trafen den Ton gesellschaftlicher und Familienstimmung im höheren Grade, wenn man davon absieht, daß der französische Einfluß eine vollgültige Darstellung deutschen Familienlebens nicht aufkommen läßt.

Die Ansprüche des Publikums waren bei der dargebotenen Kost immer bescheidener geworden. So konnte es kommen, daß ein dichterisch so minderwertiges Talent, allerdings auch eine so praktische und erfahrene Bühnenkenntnis wie die der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer (1800—1868) so gewaltige Erfolge des Beifalls und Zuspruchs erlangen, ja jahrzehntelang die deutschen Bühnen beherrschen konnte.

Sie war am 23. Juni 1800 zu Stuttgart geboren und hatte in ihrer langjährigen Thätigkeit als begabte Schauspielerin theatralisches Verständnis und Geschick vielseitig ausgebildet und ihren Blick für den Effekt geschärft. Sie schrieb nach dem Tagesgeschmack für die breite Masse des Publikums und verstand schnell für die herrschende Mode zurechtzumachen, was als Neuigkeit empfehlenswert erschien. Beachtenswerte historische Stoffe, beliebte Romane, alte Anekdoten richtete die fleißige Frau mit sicherem Griff für die Bühne zu und vergriff sich in Berechnung des Beifalls sehr selten.

Ihre ersten Werke zeugten von einer ganz rohen Mache. Von den plumpen Effektstücken „Hinko der Freiknecht" und „Pfefferröschen" an betrieb sie eine unermüdliche und massenhafte Fabrikation teils im alten, historisch gefärbten Papiermaché-Stil aus dem französischen Vorrat von Dumas Compagnie und Nachfolger, teils mit modernem Zuschnitt inländischer und ausländischer Familiengemälde, Rührstücke und Sensationsbilder. Von letzterer Art ist die berüchtigte „Frau in Weiß" und die scheußliche „Clarise Harlowe".

Digitized by Google

Am besten sind wohl die elegante „Marquise von Villette", das naiv aufgeschwänzte „Lorle", die sentimentale „Waise von Lowood", die pikante „Grille" und das unnatürliche Sittenbild „Der Bajazzo und seine Familie" gegangen.

Man hat sie ganz treffend den weiblichen „Raupach" genannt. Auch bei diesen muß man nicht nach dichterischer Kraft und poetischem Werte fragen. Diese beiden litterarischen Tagesgrößen wollten nur geschickte Produzenten und Lieferanten sein, nicht etwa wie Bildhauer für das Bleibende arbeiten, sondern als Zuckerbäcker dem augenblicklichen Bedürfen und Belieben entgegenkommen. Mit ihren Tagen schwanden ihre Werke bis auf einige wenige Reste, aber die Unternehmer haben ihre Zeit ausgenutzt und ihr Gutes dahingenommen.

Das gesunde Verlangen des Volkes nach wahrhaftiger Geistesnahrung wurde durch solche Leistungen nicht befriedigt, sondern mit einer Täuschung zum Schweigen gebracht. Darum wandten sich die Leute mehr und mehr jenen französischen Produkten zu, die allerdings erst recht keine gesunde Nahrung boten, aber doch mit viel mehr prickelnden Reizen geistreicher Unterhaltung und sinnlichem Vergnügen das Hungergefühl anmutig betrogen.

Noch gilt es erfreulicherweise, einen Dichter und zwar wirklich einen Dramatiker zu erwähnen, der abweichend von den eben Genannten die alte, klassische Tradition unbekümmert um die Forderung des modernen Bühnengeschmacks mit Ernst und Kraft festhielt und zugleich auf die gesamte deutsche Litteratur auch als Kritiker, Ästhetiker und litteraturgeschichtlicher Schriftsteller einen höchst bedeutenden, ja man kann sagen: maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. Das ist Rudolf von Gottschall, geboren am 30. September 1823 zu Breslau.

Er verlebte seine Jugend in Mainz und Koblenz, wohin sein Vater, ein preußischer Artillerie-Offizier, versetzt wurde. Als Jüngling war er auch in den Strudel der damaligen revolutionären Strömung hineingezogen, so daß er mehrmals bei den Universitätsbehörden in Königsberg und in Breslau anstieß. In Berlin ward er 1846 Doktor der Rechte. Gegen seine Habilitierung als Privatdocent erhob aber der Minister Eichhorn Widerspruch, und so bestimmte sich Gottschall für ein freies Litteratenleben. An der Leitung der Königsberger Bühne nahm er einige Jahre

Digitized by Google

hindurch thätigen Anteil. Kurze Zeit redigierte er in Posen die „Ostdeutsche Zeitung". Später machte er Reisen durch Frankreich und Italien und hielt sich dann auch einige Zeit in Hamburg auf, wo er sich mit seinem Freunde, dem Schauspieler und Direktor Baison, um die Bühne und ihre Leitung verdient machte. Seit 1863 lebte er in Leipzig als Hermann Marggraffs Nachfolger in der Redaktion der „Blätter für litterarische Unterhaltung" und der neuen Folge von „Unsere Zeit". Der Großherzog von Weimar hat ihn in Anerkennung seiner großen Verdienste um die deutsche Litteratur zum Hofrat ernannt und in den Adelstand erhoben.

Als er in den ersten vierziger Jahren mit in die deutschen Marseillaisen einstimmte, die von Winterthur aus nach Deutschland herüber tönten, ein Gesinnungsgenosse von Prutz, Herwegh und Freiligrath, war er wenig über zwanzig Jahre alt. Damals gab er seine „Lieder der Gegenwart" heraus und sang in den Jahren 1848 und 1849 seine „Barrikadenlieder" und „Wiener Immortellen". Seltsam genug mögen den Dichter, der durchs Leben gereift und geläutert ist, heute seine wilden Lieder von damals anmuten!

In seiner Vorrede zu dem kleinen Schauspiel „Die Marseillaise" — es giebt eine Scene aus dem Leben des Verfassers jenes Revolutionsliedes Rouget de Lisle — sagt der Dichter: „Möge dies dramatische Gedicht überall als ein Versuch betrachtet werden, auf der Bühne die Poesie wieder heimisch zu machen und eine Begeisterung, welche die wesentlichen Interessen der Menschheit zum Inhalt hat. In einer großen Stadt kann die beschränkte Sphäre des Familienlebens, das Unglück der Heiratskandidaten, die Naivetät der modernen „Gurlis" wohl theatralische Effekte erzielen, niemals aber den Kern der Nation erfassen. — — Die Bühne muß das geschichtliche Hoheprieſteramt übernehmen. — Soll unser Schauspiel sich noch länger von der großen Weltbühne beschämen lassen, die uns jetzt Helden vorführt, während dort nur Philister über die Bühne schreiten?"

Den hohen Ernst der Gerichte, welche von der Geschichte dargestellt werden, bemüht sich Gottschall zu erfassen und zu vertreten. Seine beständig ausgesprochene und geltend gemachte Forderung ist die: der dramatische Dichter solle vornehmlich seine Stoffe aus der neueren Geschichte, aus der Zeit nach der Refor-

Digitized by Google

mation wählen, weil diese noch in lebendiger Fortwirkung in unsere Gegenwart hereinragt, weil sie unser gegenwärtiges Leben berührt und darum Verständnis und Teilnahme bei den Zeitgenossen findet. So verwirft er die antiken Römerdramen, die Klytämnestren und Medeen, die Nibelungendichtungen und auch die französischen Wechselbälge unserer Bühne, denen „Vater Laube" in Wien eine so zärtliche Pflege erwies, daß die echten deutschen Kinder oft zurückstehen mußten. In den ersten Forderungen geht er zu weit; in der letzten hat er recht. Er spricht das in einer Reihenfolge von „Theater-Sonetten" aus. (Neuere Gedichte S. 99—122.)

Du deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das Kleine gern und leicht verschmerzen.
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

O leuchte mit des Geistes ew'gem Lichte
Und nicht mit schnell erloschnen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, possenhaftes Scherzen,
Der Tag erschuf's, es wird mit ihm zu nichte.

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten.
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone.

Zeig uns, wie Cäsar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen „Gurli's" und „Eulalien" schwanken!

Also den geschichtlichen Cäsar läßt Gottschall doch auf der Bühne gelten, wenn er auch „keinen Achill und keine Andromache" mehr mag. Im Grunde will er, daß solche Stoffe gewählt werden, die in die Gegenwart lebendig hereinragen. Solche giebt es auch aus dem frühsten Altertum. Es kommt nur darauf an, ob der Dichter die Brücke kennt und zu bauen versteht, die in die Gegenwart führt.

Als dramatischer Dichter stand Gottschall unter seinen Zeitgenossen wohl obenan. An das Drama hat er seine volle Kraft gewandt. Seine ersten Stücke sind von der Bühne verschwunden und vergessen. Das erste bedeutende von 1848 war „Hieronymus Snitger". Es behandelte eine interessante Episode der Hamburgischen Geschichte aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Cord Jastram und Hieronymus Snitger erregen in

Digitized by Google

leidenschaftlicher Wut die Bürgerschaft gegen den Rat, machen ein Bündnis mit den Erbfeinden der Hamburgischen Freiheit, den Dänen, und fallen dann selbst als Opfer ihres leidenschaftlichen Unverstandes. Der Verfasser nahm im Geist der damaligen Zeit mehr Partei für seine Helden, als sie historisch verdienten. In seinem „Ferdinand von Schill" (1850) stellt er den Zwiespalt zwischen dem festen Gesetz des Gehorsams gegen den Kriegsherrn und dem ungeschriebenen Gesetz des Patriotismus in dem Herzen Schills dar, wie dieser Zwiespalt nicht nur ein sittlich begründeter, sondern auch ein historisch wahrer gewesen ist. In der „Lambertine von Mericourt" (1850) idealisiert er diese bekannte Furie der französischen Revolution, welche, um sich zu rächen, einen Edelmann, der sie geliebt und verlassen hat, den Piken der Aufrührer preisgiebt, dann aber in einer edlen Liebe zu dem Girondisten Barbaroux Entsühnung und Untergang findet. Der wilden Tochter des Volkes, Lambertine, ist die Gestalt der Roland, einer gebildeten Freiheitsdame des Salons, gegenüber gestellt. In Wirklichkeit war Madam Roland allerdings nur halb gebildet, jedenfalls aber nicht schuldig wie jene an den Greuelthaten.

In den zehn Bänden seiner dramatischen Werke (1865—1877) finden wir drei Lustspiele und sieben Tragödien.

Zunächst werden historische Lustspiele geboten. „In einem geschichtlichen Lustspiel," sagt der Verfasser, „glaubte ich nicht den Nachdruck auf die Form der feinen Intrigue legen zu müssen, wie es die französischen Muster thun, sondern auf die humoristische Behandlung des sachlichen Inhalts selbst." So enthält das erste Lustspiel „Pitt und Fox", das großen Beifall auf allen besseren deutschen Bühnen errungen hat, in dem Gegensatz der scharf gezeichneten Charaktere der beiden Staatsmänner Fox und Pitt eine Kritik des englischen Parlamentarismus, die am Faden einer frei erfundenen, heiteren Handlung sich ergeht. In der That giebt es in unseren Tagen kaum eine Erscheinung des öffentlichen Lebens, die zu humoristischer Behandlung mehr aufforderte, als der Parlamentarismus, — wenn nicht die satirische Behandlung etwa noch näher läge.

Das zweite Lustspiel „Die Diplomaten" (1865) leidet an etwas verwickelter Intrigue, welchem Fehler die neuere Bearbeitung möglichst abzuhelfen versuchte. Die Gräfin Orsini,

Digitized by Google

welche am spanischen Hofe die Vermählung des ersten spanischen Bourbonen mit einer Prinzessin von Parma erst zu vermitteln, dann zu hindern versuchte, fängt sich in den selbst gelegten Schlingen. „Ich glaubte, der Hafen zu sein für das Glück der Meinen, und bin nur die Klippe, die man ängstlich umschifft.“ In Riperda, dem holländischen Minister, und dem spanischen Alberoni wird Freihandelspolitik und Schutzzoll einander ironisch gegenüber gestellt. Die Männer handeln beide aus persönlichen Interessen. Sie haben zuletzt mit großem Aufwand von Schlauheit nur gegen sich selbst intriguiert. Denn „die Diplomatie ist oft nur die Kunst der feinen Mißgriffe.“

Das dritte Lustspiel „Die Welt des Schwindels“ (1871) behandelt die Aktienschwindelei des bekannten Law unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, 1720. Das später sorgsam umgearbeitete Werk sollte ein Spiegelbild der Zeit sein. Die Welt des Börsenschwindels und des Materialismus aus der Zeit der französischen Regentschaft spiegelt in schlagender Weise nicht nur die Epoche des second empire wieder, sondern leider auch die Zeit des Gründerschwindels in Deutschland.

Die echte Komödie will uns die Sünden und Verkehrtheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite oder in ihrer Unvernunft zeigen. Jedes wahre Lustspiel erweckt daher den höchsten sittlichen Ernst, indem es zugleich zum Lachen reizt. Die Tragödie dagegen zeigt die Sünden der Menschen in ihren verderblichen Folgen, und reinigt dadurch die Leidenschaften, indem sie uns mit Furcht erfüllt vor dem Bösen, das auch in unserem Herzen wohnt, und vor dem Unheil, das demnach auch uns bedroht. Sehen wir in dem Helden der Tragödie ein Bild vom sündlichen Verderben des Menschen, so erscheint uns darin das große gigantische Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Von den fünf großen Tragödien Gottschalls ist die erste „Mazeppa“, die bekannte Geschichte von dem Kosakenhetman, den Peter der Große auf ein wütendes Roß binden ließ, damit er greulich zu Grunde gehe. Aber der aufs Roß gebundene Mazeppa ist nicht bloß die thatsächliche Vignette, sondern das ethische Symbol der wilden und blinden Leidenschaft, die sich ins Verderben stürzt. Der Dichter hat, ohne dem volkstümlich slavischen Kolorit untreu zu werden, doch die alle Zeiten durchwaltende

Digitized by Google

gerechte Vergeltung geschildert, welche der Überhebung des Menschen auf dem Fuße folgt.

Im Trauerspiel „Der Nabob" zeichnet der Dichter den Fluch des Goldes, der selbst edlere Seelen lähmt. Es ist die tragische Geschichte des Lord Clive, der als Gouverneur von Indien von dem Nabob von Bengalen sich unermeßliche Schätze hatte ausliefern lassen. Später 1773 im Parlament deshalb angeklagt, erlangte er freilich von den Richtern die Freisprechung, fühlte sich aber in seinem Gewissen nicht frei und starb bald darauf, wie man behauptete, am bösen Gewissen. In Gottschalls Tragödie erdolcht er sich.

Daß durch Selbstmord eine Schuld gesühnt werde, ist noch immer landläufige Anschauung unserer Tragöden. Zur Zeit des alten Rationalismus fanden sie dabei die Zustimmung des Publikums. Man glaubte an eine Unsterblichkeit, deren Glückseligkeit durch Tugend verdient werden müsse. Aber bei offenbar großer Sünde sollte die Schuld durch frei übernommene Bußleiden und durch Verzichtung auf alle Lebensfreuden, also vornehmlich durch Selbstmord gesühnt werden. Was eigentlich eine pantheistisch oder atheistisch denkende Welt von einem solchen Selbstmord und dessen sühnender Kraft denkt, ist schwer zu sagen. Der Selbstmord führt nach pantheistischer oder materialistischer Anschauung in das Nichts. Wozu die Sühne? Und wenn es keinen heiligen Gott giebt, wer kann die Sühne finden? Der Atheismus hebt die Tragödie auf. Aber der Glaube an einen lebendigen Gott der Macht und Gnade macht den Selbstmord teils unrecht, teils überflüssig. Dennoch spukt er in der Tragödie als notwendiges klassisches Requisit noch heute weiter.

Das Trauerspiel „Katharina Howard" leidet unter der Unklarheit des inneren tragischen Gegensatzes. Katharina war die fünfte Gemahlin König Heinrich des Achten von England, der allein nach seinem eigenen car tel est notre plaisir religiöse wie staatliche Fragen entschied, aber selbst ohne tiefere Überzeugung war. Unter der Bedingung, daß er den Arthur Derham, der sich in eine Katholiken-Verschwörung eingelassen hatte, und den sie heimlich liebt, begnadige, reicht sie dem verhaßten Könige ihre Hand. Ihre fortdauernde Liebe wird verraten, und sie verfällt am Ende dem Richtschwert des wütenden Gatten, wie ihre Vorgängerin, Anna von Boleyn. Wenn der Verfasser von diesem Trauerspiel

Digitized by Google

sagt, es unterscheide sich von den früheren wesentlich dadurch, daß der tragische Konflikt nicht, wie in „Mazeppa“ und dem „Nabob“ durch eine aus dem Charakter des Helden hervorgehende Schuld, sondern durch die Situation begründet werde, welche die Heldin in einen Widerspruch der Pflichten bringt, so übersieht er, daß ein derartiger Ehebund entschieden schon eine Schuld in sich schließt, vor allen Dingen aber, daß, wer sich zu einem Tiger in den Käfig begiebt, wohl immer noch unser Mitleid anrufen darf, aber nicht mehr das Recht hat, von ungerechter Behandlung zu reden.

Viel anziehender ist „Herzog Bernhard von Weimar“ (1871). Der deutsche Held des dreißigjährigen Krieges läßt sich von den Franzosen verlocken, um die Herzogskrone des Elsaß ein unverantwortliches Bündnis mit ihnen einzugehen. Als er sich am Ziele wähnt, stirbt er an Gift, das ihm nach seiner eigenen Überzeugung von Richelieu beigebracht ist, der nun das Elsaß als Beute gewinnt. Das Stück versetzt uns mit lebendigster Anschaulichkeit in die schwere Zeit und die jämmerlichen Verhältnisse des dreißigjährigen Krieges. Da es sich um die Erwerbung des Elsaß, um die kaiserliche Machtfrage und um französische Verräterei handelte, traf es bei seinem Erscheinen 1871 den rechten Zeitpunkt, obwohl es, wie uns der Dichter bezeugt, vor dem Kriege gedichtet ist.

„Amy Robsort“ behandelt eine aus Walter Scotts Roman „Kenilworth“ bekannte Episode. Die Heldin giebt aus ehrgeiziger Liebe zu Leicester ihren bisherigen Verlobten auf, und Leicesters Ehrgeiz wird ihr selbst zum Verhängnis. Das Stück ist im Grunde nicht eigentlich geschichtlich, sondern nur eine Herzenstragödie auf geschichtlichem Hintergrund, aber von spannendem Interesse.

Die Tragödie „Arabella Stuart“ zeigt ein Opfer des mißtrauischen Königs Jakob des Ersten von England, welchem die arme, unschuldige Verwandte bedrohlich erschien.

Es ist ein Verdienst Gottschalls, daß er auf der Bühne nur die großen Fragen des äußern und innern Lebens: Recht und Unrecht, Schuld und Sühne, Trost im tiefsten Leide, Frieden im wilden Kampfe, unverbrüchlichen Glauben im Unterliegen der guten Sache, Sieg der Wahrheit und des Rechts trotz aller Gewalt und Lüge behandeln und gelten lassen will. Er ist ein Dichter des

Digitized by Google

Idealismus und steht innerlich im festen Zusammenhange mit dem Bekenntnis zum waltenden, richtenden Gott, der der Mittelpunkt aller religiösen Vorstellungen wie aller tragischen Aufgaben bleibt. Denn wie könnte ein Mensch an Hamlets Geistestiefe, an Fausts Forschermut, an Posas Menschheitsliebe, an Egmonts dankbarer Lebenslust sich erfreuen, der nicht an einen lebendigen Gott und ein persönliches Leben nach dem Tode glaubte! Das Ewige bleibt doch der Lebensgrund aller zeitlichen Blüte. Die veräußerlichte Kunst verwildert und entartet. Man darf das Paradoxon aussprechen: Wenn die Väter aufhören, in die Kirche zu gehen, finden die Kinder nichts mehr im Theater. Die Schaustätten, wo sie ihre Lust suchen, verdienen jenen Namen nicht mehr. Schaugepränge, Dekorationswunder, Koulissenreißerei, Sinneneffekte und Bravourkunststücke haben mit der Tragödie, mit wahrer Kunst keine Gemeinschaft.

Außer Gottschalls mit Unrecht sehr wenig bekannten „Gedichten" sind von ihm zwei höchst eigentümliche und bedeutende erzählende Dichtungen zu nennen. Das erste unter dem Titel „Die Göttin" (1853) gehört zu seinen früheren Werken und ist 1876, etwas anders gestaltet, neu erschienen. Die anziehende und formenschöne Dichtung zeigt den Weg eines leidenschaftlichen, hohen Strebens und schweren Kampfes, der in einem echt modernen Sinne seinen Abschluß im Selbstgericht der Verneinung findet. In diesem „Hohenliede vom Weibe", wie der Dichter es zuerst nannte, sagt er:

Das nie erschöpfte Lied der Schmerzen
Von Frauenleben, Frauenherzen, —
Von jeder Qual, die Gott beschied
Dem freien kühnen Frauengeist,
Dem Geist, der nimmer müde ringt,
Der Welt Geheimnis zu erschließen,
Der in die dunklen Tiefen dringt,
Wo ew'ge Lebensbäche fließen,
Der kämpft, wie Israel, mit Gott
In banger Nächte Einsamkeit
Und mit der Welt und ihrem Spott
Und jedem Wahn der alten Zeit.

Des Dichters Wunsch lautet ferner:

Daß er mit Feuerwort erzähle
Den großen Kampf der großen Seele.

Digitized by Google

Diese große Seele ist Maria, die einst in der Schreckenszeit, um ihren Gatten von der Guillotine zu retten, die Rolle der Göttin der Vernunft übernommen, aber vergebens sich erniedrigt hat, denn die Anbeter der Vernunft ließen dennoch tückisch ihren Gemahl köpfen. Einst hat sie mit entzückten Gretchenempfindungen zu einem jungen Priester aufgeschaut. Dann wird sie von der bigotten Mutter gezwungen, ins Kloster zu gehen. Wir können bei dieser Schilderung eines erzwungenen Klosterlebens, wie bei Goethes Braut von Korinth, den Ingrimm des Dichters teilen. Maria sieht bei einer Prozession einen jungen Grafen. Es kommt zum Einverständnis, zu einer mißglückten Entführung, zu grauser Mißhandlung der Wiedereingefangenen nach erbarmungsloser Klosterdisciplin. Aber die Revolution bricht herein; die Kirche verliert ihre Macht in Frankreich; Alphons entreißt seine Geliebte dem Kloster und führt sie auf sein Gut an der Loire. Hier ist der Wendepunkt des Gedichts.

Als scheinbare Freiheit bricht ein Dienst „der Vernunft" herein, der sich alsbald als Atheismus und Verhöhnung aller Liebe, Sitte und Bildung, als Vernichtung aller Überzeugung, alles Lebensglücks herausstellt. Ursach und Folge erklärt hier Gottschall, wie Schiller in seinem „Spaziergang", und schildert beides ergreifend. Reformation that not; Revolution brachte das Unheil. Dieser Maria war durch Lossagung von der katholischen Kirche nun des Weibes wahres Glück zu teil geworden: Liebe, Ehe, sogar Mutterfreude und des Hauses, des Familienlebens seliger Frieden. Und — Maria, die glückliche Gattin, wird aus Empörung über ihre grausame Kirche nun Anhänger Voltaires, studiert Spinoza (?) und Bayle und wird, nachdem sie anfangs den Glauben an Gott und Unsterblichkeit standhaft festgehalten hat, zuletzt, als ihr Kind gestorben ist und die Greuel der Schreckenszeit um sie toben, eine wilde Atheistin. In der ersten Ausgabe findet sich die Stelle:

Es wird das höchste Sehnen nicht zum Spott —
Der Bürge meiner Ewigkeit ist Gott!
So wird die Seele nicht im Tod verschmachten.
Lang ist die Fahrt und kurz das Übernachten.
Es muß der Himmel der Verheißung tagen —
Sonst darf die Erde ihren Gott verklagen.
Ich bleib' dir treu, du Glaube aller Zeiten.
Die Seele leert den Kelch der Ewigkeiten.

Digitized by Google

Nachher heißt es:

Sie sucht, oft bang von Qualen durchbebt,
Das Herz, das die Adern der Welt belebt.
Gewaltig zieht's zu der Denkerin
Die kühnen, freien Geister hin.
Wo sie mit dem Hammer pocht aus Gestein,
Da schlagen sie gleich den Felsen ein.
Vom Hauch der Zerstörung angefacht
Ist dieser neuen Gedanken Macht. —
Hinein in die Wirbel des Denkens reißt
Maria der nimmerbefriedigte Geist.
Da wird ihr leer das Himmelszelt,
Und Gott verschwindet ihr in der Welt.

Die Entwicklung ihres Geschicks vollzieht sich mit herber Tragik und in wachsender Schuld. Maria soll ihre weibliche Ehre und Würde hingeben, um das Leben ihres Gatten zu retten. Denn die gepriesenen Freiheitsmänner offenbaren sich in unerbittlicher Konsequenz als bestialische Tyrannen und Auswürflinge der Menschheit. Sie wählt aus Liebe die schmachvollste Profanation ihres Allerheiligsten, anstatt mit dem Geliebten in den Tod zu gehen, und sucht sich als Atheistin über ihre Schmach zu rechtfertigen. Das geschieht folgerichtig dadurch, daß sie sich hochmütig selbst zur Göttin erhebt und im schaudererregenden Wahnsinn endet:

Wenn ich nicht in den Augen trüge
Fackeln ew'ger Begeisterung,
Stellt' ich an den Pranger der Lüge
Des Jahrhunderts erhabenen Schwung.
Nimmer verstünden's die tobenden Horden,
Heilige Wahrheit würde zum Spott:
„Einst ist der Gott zum Menschen geworden,
Jetzt erhebt sich der Mensch zum Gott!"

Wir haben auch hier ein Zeugnis deutscher Dichtung gegen die Unvernunft und das Elend der Gottesleugnung. Besonders das Weib wird elend ohne wahre Frömmigkeit und ist ohne sie wahrer Liebe nicht fähig.

Denn das Göttlichste bleibt auf Erden
Immerdar ein liebendes Weib.

Das zweite größere Gedicht ist „Barabbas". Dieser wilde politische Empörer gegen die Römer steht in Verkehr und

Digitized by Google

zugleich im Gegensatz zu Judas. Sie werden beide von dem Herrn gleichermaßen angezogen und abgestoßen. Unter gleicher Beschuldigung des Aufruhrs stehen Jesus und Barabbas vor Pilatus. Dieser hätte lieber den Barabbas verurteilt. Maria Magdalena ist auf mannigfache Weise in die sinnreich erdachte Handlung verflochten. Alle erfahren und erkennen am Ende den Sieg der Wahrheit in dem sterbenden Heilande. Barabbas wird, wenn nicht gläubig im christlichen Sinn, so doch überwunden durch das Wort des Herrn vom Siege der Wahrheit in der Liebe.

Unter Christi Kreuz treffen Barabbas und Maria Magdalena wieder zusammen.

Da neigt sein Haupt am Kreuz der Menschensohn.
Es ist die Seele, nicht der Geist entflohn.
Zu seinen Füßen weinen schmerzverloren
Maria, jenes Weib, das ihn geboren,
Und Magdalena, die ihr Angesicht
In Thränen neigt und doch verklärt vom Licht. —
Des Tempels heil'ger Vorhang wird zerrissen;
Doch neues Licht entsteigt den Finsternissen.
Die alte Welt muß überwunden wanken
Jetzt vor dem welterlösenden Gedanken.

Nicht der Gedanke, sondern das Ereignis hat überwunden.

An Stelle dieser kühlen Abstraktion steht uns die Thatsache der Erlösung. Man sieht aber auch hier die rechte Weisung dorthin und freuet sich daran inmitten des pessimistischen Irrtums der Zeit.

Neben diesen bedeutenden dichterischen Leistungen und seiner fruchtbaren Arbeit als Romanschriftsteller hat Gottschall als Litterarhistoriker und Kritiker höchst Bedeutendes geleistet. Seine „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ist ein dankenswertes und klassisches Werk, das auch für diese neue Bearbeitung an vielen Stellen grundlegend und mitbestimmend gewesen ist. Nicht minder bedeutend ist seine „Poetik“. Endlich bilden die beiden von ihm redigierten Zeitschriften „Unsere Zeit“ und vornehmlich die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ die zuverlässigen Quellen für die künftige Litteraturgeschichte unserer Tage, da sie mit ernstem und gründlichem Urteil gegen alle Oberflächlichkeit und Maßlosigkeit sich gewandt und pietätsvoll auf dem

Digitized by Google

idealen Grunde unsrer großen Dichter ihren Standort festgehalten haben.

Wendet man sich von der Betrachtung des historischen und bürgerlichen Schauspiels zum modernen Lustspiel, so drängt sich die Wahrnehmung auf, daß hier mehr unmittelbar Ansprechendes und Naturfrisches geleistet ist, wenn allerdings zugestanden werden muß, daß von der vornehmen Höhe der Freytagschen „Journalisten" der Schritt zum possenhaften Wesen sehr schnell und leicht sich vollzog.

Amalie, Prinzessin von Sachsen, die Schwester des durch seine trefflichen Dantestudien wohlberufenen Königs Johann von Sachsen, trat im späteren Lebensalter unter dem Namen Amalie Heiter mit Familienschauspielen auf, die sie Lustspiele nannte, obwohl sie eigentlich mehr nach Iffländischem Muster dramatische Stimmungsbilder waren — überaus harmlos, ohne Schwung und Erhebung, aber trotz der Weichheit und Zerflossenheit der Männergestalten anmutig und sehr freundlich in ihrer Wirkung. „Der Landwirt", „Die Fürstenbraut", „Der Verlobungsring" und andere haben sich eine Zeitlang erhalten.

Karl Töpfer (1792—1871) aus Berlin hat mit etwas verbrauchten Tendenzen gegen Standesvorurteile und bürgerliche Protzigkeit, aber mit unwiderstehlich guter Laune in seinen Stücken „Die Einfalt vom Lande", „Der beste Ton", namentlich in „Rosenmüller und Finke" seinen behaglichen Zweck erreicht, sowie sein Landsmann Karl Blum (1785—1844), ebenfalls aus Berlin, durch seinen „Ball zu Ellerbrunn" und durch den immer noch in der Gunst provinzialer Bühnen blühenden „Vicomte von Letorières" oder „Die Kunst zu gefallen".

Der feinere Wiener Eduard von Bauernfeld (1802—1890), Verfasser von „Industrie und Herz", „Ein Tagebuch", „Bürgerlich und Romantisch", „Großjährig", „Krisen" und „Aus der Gesellschaft" läßt entsprechend dem heimischen Lokalcharakter seinen liebenswürdigen Witz auf einem wehmütigen, oft nicht ganz schuldfreien Hintergrund leuchten, während der gemütvollere Sachse Roderich Benedix (1811—1873) mit seiner thatsächlichen Komik auf unbedenklicher und solider Grundlage für Norddeutschland der beliebteste Bühnenschrift-

Digitized by Google

steller wurde. Seine Lustspiele erwecken noch immer jene gewissensruhige und rückhaltslose Heiterkeit, die zu den gesundesten, geistigen Bewegungen gehört.

Eine ganze Reihe wirklich fröhlicher Lustspiele bilden die Stationen dieses harmlosen Triumphzuges „Das bemooste Haupt oder Der lange Israel", „Der alte Magister", „Doktor Wespe", „Lügen", „Die Hochzeitsreise", „Ein Lustspiel", „Aschenbrödel", „Relegierte Studenten" und andere. Noch heute beweisen „Das Gefängnis" und „Die zärtlichen Verwandten" ihre frische Anziehung, und „Die Dienstboten" mit ihrer unwiderstehlichen Komik sind zu gleicher Zeit ein gesunder Griff in die socialen Verhältnisse unserer Tage, allerdings ohne Pessimismus, kaum mit Ernst, hauptsächlich von der Seite eines sonnigen Humors aufgefaßt.

Friedrich Hackländer (1816—1877), der durch seine Romane weit bekannte Kaufmann, Artillerist, Kriegsberichterstatter, Orientreisende, prinzliche Sekretär und Württemberger Hofrat, hat namentlich durch seine beiden fein erdachten und anmutenden Arbeiten „Der geheime Agent" und „Magnetische Kuren" Glück gemacht.

Etwas trocken im ernsten Ton, aber von anspruchsloser, darum wirklicher Heiterkeit ist Ernst Wichert, geboren am 11. März 1831 zu Insterburg. Seine Schauspiele „Der Withing von Samland", „Das eiserne Kreuz", „Moritz von Sachsen" machten keinen Eindruck. Die Lustspiele „Die Realisten" und „Der Freund des Fürsten" waren sinnige Arbeiten, aber ohne rechten Fluß der Handlung. Jedoch „Ein Schritt vom Wege" mit einer schon ins Possenhafte fallenden Reisekomik brachte einen starken Tageserfolg.

Den entschiedenen Übergang zur Posse stellt Adolf L'Arronge dar, geboren am 8. März 1838 zu Hamburg. Er studierte zuerst Musik, wandte sich dann der Theaterschriftstellerei zu und wurde Theaterdirektor in Breslau und Berlin. Seine ersten Stücke waren Zauber- und Weihnachtsmärchen, wie „Das große Los" und „Die Tannenfee". Dann schrieb er eine Menge von Possen, von denen manche zur besseren Gattung gehören, weil sie volkstümlich gemütliche Saiten anklingen lassen. Am meisten gefielen „Mein Leopold", „Hasemanns

Digitized by Google

Töchter" und „Doktor Klaus". Seine letzten Veröffentlichungen sind schwächer geworden, so zum Beispiel das als Schauspiel bekannte Stück „Das alte Kind". Er arbeitete auch in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern, so mit Hugo Müller „Die Spitzenkönigin" und mit Gustav von Moser „Der Registrator auf Reisen".

Der letztgenannte Schriftsteller schrieb im richtigen Verständnis für den Geschmack eines anspruchslosen und lachlustigen Publikums. Gustav von Moser, geboren am 11. Mai 1825 zu Berlin, stand zuerst als Offizier im Gardeschützenbataillon, ging nach seiner Verheiratung zur Landwirtschaft über und kam in behaglicher Zurückgezogenheit zur Entdeckung seines Talents. Später wurde er Hofrat beim Herzog von Koburg und nahm dann seinen Aufenthalt in Görlitz. Er lieferte eine lange Reihe von Schwänken, die sich durch gesunden, anständigen Witz für das Publikum der guten Gesellschaft als angenehme Kost erwiesen; so in Gemeinschaft mit Benedix „Das Stiftungsfest", ferner den „Elefant", „Ultimo", „Der Hypochonder" und „Der Bibliothekar". Namentlich haben seine soldatischen Possenbilder Glück gemacht, wie „Der Veilchenfresser" und „Krieg im Frieden" — letzteres unter Mitarbeit von Eduard von Schönthan.

Diese litterarischen Kompaniegeschäfte sind ein charakteristisches Merkmal für den Dichtungsstand der modernen niederen Theaterlitteratur.

Der Satiriker und Feuilletonist, zuletzt Stuttgarter Theaterintendant Theodor von Wehlen (1821—1890) nahm auch ganz anerkennenswerterweise Anläufe zum Trauerspiel wie „Hermann von Siebeneichen", „Blondes Haar", „Hölderlins Liebe", wandte sich dann aber neben fein pointierten novellistischen Arbeiten dem Lustspiel zu und zwar leider ohne sich von gelegentlicher französelnder Frivolität freizuhalten. Seine bekanntesten Stücke sind „Alter schützt vor Thorheit nicht", „Die Tante aus Schwaben", „Romeo auf dem Bureau".

Bei all diesen mehr geklügelten Machwerken ist es sehr fraglich, ob sie sich nur annähernd in der Gunst der großen Menge so lange erhalten werden, wie die alten Vorgänger, die

Digitized by Google

mit ihrer größeren Derbheit auch eine ganz gefühlsmäßige Weichheit verbinden, wie sie das Volk liebt — hell und dunkel fest nebeneinandergesetzt.

Wie drastisch stellt Angeli in seinem „Fest der Handwerker" die Vertreter der verschiedenen Gewerbe hin, und wie treffend hat Louis Schneider mit seinem „Kurmärker und Picarde" in volkstümlicher Mischung rührende Vaterlandsliebe und grobe Lokalkomik miteinander verbunden!

Dieselbe Eigenschaft aber mehr verwaschen haben die Berliner Possen von David Kalisch, wie „Fünfmalhunderttausend Thaler", „Berlin bei Nacht", „Doktor Peschke", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Aktienbudiker", „Berlin, wie es weint und lacht", ferner Hermann Salingré mit seinen Possen „Im Wartesalon dritter Klasse", „Pechschulze" und andere.

Alle diese ganz unkünstlerisch zur Belustigung des Publikums zusammengeworfenen Gebilde würden, was poetischen Gehalt betrifft, gar nicht in eine Litteraturgeschichte des deutschen Volkes gehören. Aber sie dienen zur Kennzeichnung des Standpunktes und Geschmacks ihrer Zeit. Die große Anzahl ihrer Nachfolger und Arbeitsgenossen zu erwähnen ist keine Veranlassung.

Eine seltsame Spezialität der Possendichtung betrieb der Dresdener Komiker Gustav Räder mit seinen tollen und märchenhaften Reisebildern „Der Weltumsegler wider Willen" und „Der artesische Brunnen".

Nicht annähernd reicht er an sein Vorbild, den alten Wiener Raimund hinan, von dem bei der Besprechung der östreichischen Dichter die Rede war, der mit seiner treuherzigen, sinnigen Art fest auf dem guten Grund der Wahrheit und Reinheit besteht, an dessen Zaubermärchen mit ihrer fröhlich-einfachen Moral sich unsere Großeltern erfreuten und unsere Enkel sich noch ergötzen werden.

Auch hat keiner der vorgenannten Possendichter die urwüchsige, oft knotige und zotige, aber durchaus volkstümliche Komik Nestroys erreicht. Die neuere Ausgestaltung der Posse neigt immer mehr dazu, die Stelle des Witzes durch zweideutige oder brutal eindeutige Unanständigkeit und den sittlichen Ernst durch klebrige Sentimentalität zu ersetzen. Hier wird der traurige Abweg offenbar, der von der Schaubühne, welche unsere Klassiker zur sittlichen

Digitized by Google

Bildungsstätte für das Volk erheben wollten, und deren Bretter nach der Forderung des großen Dramatikers die Welt bedeuten, hinabführt zu den Tummelplätzen unsauberer Lustbarkeit und ganz niederer Ergötzung. Wie einst am Schluß der großen deutschen Litteraturepoche des Mittelalters die heruntergekommenen fahrenden Sänger als Possenreißer, Gaukler, Seiltänzer und Bärenführer um die Gunst des gemeinen Pöbels warben, so erobern sich jetzt den Besitzstand und Rechtsanspruch des Theaters im Geschmack des heutigen Publikums die sogenannten Spezialitätenbühnen, die Schaustellung des sinnlich Verblüffenden und Anreizenden — nicht nur zum Schaden des Verständnisses für die wahrhaftige Schönheit und Hoheit der dramatischen Poesie, sondern zur Schwächung des gesamten Geisteslebens und der Sittlichkeit des Volkes, das nicht nur der Wohlfahrtspflege und Bewahrung zur tüchtigen Arbeit bedarf, sondern auch für seine geistige Gesundheit die heitere Ruhe und notwendige Erfrischung verlangt. Dies Verlangen wird betrogen. Anstatt der gesunden Freuden kommen ihm Gemeinheiten und Lockungen der Unzucht entgegen.

Das komische Element ist etwas durchaus Berechtigtes in der Dichtkunst. Das Satyrdrama, das sich einst der antiken Tragödie anschloß, war eine notwendige Ergänzung für das gesunde Gleichgewicht der Lebensanschauung. Aber der Ausgelassenheit der Lust muß stets die Anerkennung eines hohen, wahrhaftigen Ernstes beigesellt sein. Ein Gegensatz erklärt und rechtfertigt den andern; sie feiern ihren hohen Einklang im Humor.

Die heutige Posse, verbunden mit den herabgewürdigten Mitteln der Musik, des Tanzes und der Darstellungspracht bieten uns vielfach bei Mangel einer Idee und eines gesunden, leitenden Gedankens nur Gebilde absoluter Albernheit, die für den verdorbenen Geschmack durch Anspielungen auf Tagesereignisse oder durch Unsauberkeiten gepfeffert und mundgerecht gemacht werden.

Digitized by Google

Die Schaubühne der Gegenwart.

Das Drama soll Handlung sein. Sein Leben und seine Kraft erschließen sich in der Darstellung; nur die wirklich aufgeführten Dramen wirken für die nationale Dichtung. Es ist eine Verfehlung der dichterischen Absicht, ein Theaterstück von vornherein als ein „Lesedrama" zu bezeichnen. Wohl werden viele scenische Arbeiten notgedrungen dazu gemacht, und die Autoren müssen noch dankbar sein, wenn ihre Werke in dieser Daseinsform vor dem Tode der Vergessenheit gerettet werden; denn sie sehen mit Recht darin die Anerkennung eines gewissen poetischen Wertes. Jedenfalls liegt darin das Zugeständnis einer ehrenvollen Bestattung.

Die Übersicht über die deutsche Nationallitteratur führt zu der Frage, welche dramatischen Werke überhaupt heute noch über die Bühne schreiten, also überhaupt für das Volk vorhanden sind, sei es wie im Siegeszug, weil sie die Vergänglichkeit überwunden haben, sei es, daß sie jugendlicher Hoffnung voll vor das Gericht über Leben und Tod treten oder schon wie arme Sünder in ihr offenes Grab wanken.

Die großen Meister Lessing, Goethe und Schiller lassen ihre unveräußerlichen Kleinodien nicht in voller Anzahl, aber in steigendem Werte erglänzen.

„Minna von Barnhelm" erfüllt uns noch immer mit urwüchsigem Behagen, „Emilia Galotti" mit unmittelbarer Erschütterung. „Nathan der Weise" ist mehr und nur allzusehr zum Tendenzstück geworden, um noch unbefangene Würdigung zu finden, zieht aber die Gegenwart kräftig an.

Von Goethe herrschen auf der Bühne nur „Götz", „Clavigo", „Egmont", „Tasso", „Iphigenie" und „Faust"; aber diese Herrschaft ist eine wachsende, und der Eroberungszug

Digitized by Google

ist noch nicht auf dem Gipfel angelangt. Das sieht man ganz besonders am zweiten Teile des „Faust", der in Verständnis und Würdigung der Menge wächst und längst die thörichte Vorstellung zu schanden gemacht hat, als sei das Gedicht ein seniles, phantastisches Machwerk eines müden Genius.

Wer nach landläufigem Tagesorakel die beiden herrlichen Perlen „Tasso" und „Iphigenie" als schöne altmodische Lesedramen ohne dramatische Kraft betrachtet, wird erstaunt sein, bei einer guten Darstellung die Frische des pulsierenden Lebens und der hohen Spannung zu empfinden, die den Beweis unverwelklicher Jugend in sich tragen inmitten der unzählbaren Novitäten, die den fürchterlichsten Grad von Kindersterblichkeit darstellen.

Schillers Tragödien haben in der Gunst des Publikums bis jetzt den schönsten Sieg errungen; sie leben alle und wirken in ungeschwächter Jugendlichkeit und Zugkraft.

Der romantisch-patriotische Kleist hat lange nach seinem Tode reiche Ruhmeskränze gefunden. „Die Hermannsschlacht" und „Der Prinz von Homburg" machen dem Vaterlande seinen Namen immer werter. „Der zerbrochene Krug" bleibt in seiner feinen Schlichtheit ein anerkanntes Kunstwerk. „Das Käthchen von Heilbronn" wird als rührendes Denkmal der Ritterromantik liebreich gepflegt, und die wild geniale „Penthesilea" veranlaßt Heroinen mit starken Naturmitteln auf Gastspielreisen mit immer neuer Würze zu beständiger Wiederbelebung unter dankbarer Teilnahme des Publikums.

Ludwigs „Erbförster" und Hebbels „Nibelungen" werden von den Freunden wahrhaftiger Dichtkunst hoch gehalten; aber ihr Kampf ums Dasein ist noch nicht ganz siegreich entschieden.

Grillparzer ist in der Liebe des deutschen Volkes gewachsen. „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Sappho", „König Ottokars Glück und Ende" und „Der Traum ein Leben" sind den besseren Bühnen nicht fremd.

Michael Beers weinerlicher „Struensee", Heinrich Laubes „Graf Essex" mit dem grob zuschlagenden Effekte, seine gespreizten „Karlsschüler", Gustav Freytags köstliche „Journalisten", Paul Heyses „Hans Lange", zahlreiche Lustspiele von Benedix, Töpfer, Bauernfeld, Putlitz und Blumenthal gehen immer wieder über die Bühne. Groß ist die Menge der aus der vorhergehenden Aufzählung noch

Digitized by Google

überlebenden Possen nebst dem unabläßig und pilzartig aufschießenden Nachwuchs. An vielen Orten werden Raimunds „Zaubermärchen“ mit fröhlicher Überraschung gewissermaßen neu aufgefunden.

Herrlich treten neben die Werke unserer großen Altmeister die Stücke Shakespeares, den wir uns auch als unsern Dichter geistig erobert haben und nicht mehr dem englischen Auslande als Alleinbesitz zugestehen können. Angesichts der auf unseren Bühnen heimischen dramatischen Dichtungen „Hamlet“, „Othello“, „Macbeth“, „König Lear“, „Richard der Zweite“ und „Richard der Dritte“, „Heinrich der Vierte“, „Julius Cäsar“, „Antonius und Kleopatra“, „Romeo und Julia“, „Was ihr wollt“, „Die Komödie der Irrungen“, „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Sturm“ und „Sommernachtstraum“ empfinden wir den Gruß eines die Weltlitteratur beherrschenden echt germanischen Dichtergeistes. Südländische Dramen treten in ganz vereinzelten Fällen vor uns hin. Calderons „Das Leben ein Traum“ hat sich Heimatsrecht bei uns erworben. Die andern seit Karl Immermann und Tieck gemachten Versuche mit spanischen Dichtungen haben nur in wenigen Fällen Erfolg gehabt.

Aber viel größer ist Macht und Zahl, Einfluß und Gunst des niederen französischen Sitten- oder vielmehr Unsittendramas, der zuchtlosen Komödien und Possenspiele. Sünden und Strafen einer schnöden Ausländerei zeigen sich gleichzeitig unter uns.

Erfreulich ist es, wenn der offenkundigen Neigung des Publikums gegenüber ein Dichter den Mut hat, klassische Vorbilder mit Begeisterung zu erfassen und ihnen nach für seine Eigenart sich Bahn zu brechen.

Das hat Ernst von Wildenbruch mit Erfolg unternommen. Er wurde am 18. Februar 1845 zu Beirut geboren und führte in seiner ersten Jugend ein Wanderleben, weil sein Vater als preußischer Generalkonsul und später als Gesandter in Beirut, Athen und Konstantinopel stand. Als die Familie 1857 nach Deutschland zurückgekehrt war, besuchte er das Pädagogium zu Halle und dann das Französische Gymnasium zu Berlin. Darauf trat er in das Kadettenhaus ein und wurde 1863 Offizier beim ersten Garderegiment. Da er keine Neigung zum Militärdienst behielt, kehrte er mit anerkennenswerter Energie

Digitized by Google

noch einmal auf die Schulbank zurück, bestand 1867 in Burg bei Magdeburg sein Abiturientenexamen und studierte Jura. Den österreichischen und französischen Krieg hat er als Reserveoffizier mitgemacht. Frankfurt an der Oder, Eberswalde und Berlin bezeichneten die Stätten seiner Thätigkeit als Referendar und Richter, bis er 1876 als Assessor in das Auswärtige Amt trat, in dem er seit 1887 als Legationsrat arbeitet. Seine dramatischen Arbeiten brachten ihm 1884 den großen Schillerpreis und 1892 die philosophische Doktorwürde.

Wildenbruchs Auftreten erzwang sich augenblicklich Anerkennung. Mannhafte Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Tagesrichtungen, schöne, aufrichtige Freiheitsgesinnung und wahrhaftige Begeisterung beglaubigten ihn als echten Dichter. In unmittelbarer, kühner Nachfolge eilte er mit entschiedenen Schritten den Spuren Schillers nach und wagte es, in den Tagen, da wahrer und falscher Realismus das Feldgeschrei ausgaben, die Fahne des Idealismus zu erheben. In dieser Tapferkeit und Entschiedenheit liegt seine Stärke. Seine schöne, edle Sprache voll Manneskraft und Herzenswärme ist ihm bei seinem Streben eine siegverheißende Waffe.

Und dennoch trug seine glänzende litterarische Heerfahrt vom ruhmreichen Anfang an ein schweres Gebrechen an sich, das seiner hohen Begabung ein verhältnismäßig zu niedres Ziel steckte. Seine Freunde und hoffnungsvollen Bewunderer durften mehr von ihm erwarten, als er bisher geleistet hat. Und was die Fülle seiner Dichtungen betrifft, hat er doch schon zu viel geschaffen, um noch auf mehr und Höheres hoffen zu lassen. Es sind verhängnisvolle Kennzeichen, wenn der erste Wurf für lange Zeit, ja zuletzt mußte man sagen: für immer — der beste blieb, wenn der Höhepunkt bei den dramatischen Schöpfungen mehr nach dem Anfange als nach dem Ende liegt, und wenn die Nebenhandlungen und Beigaben meisterlich sind, während die Haupthandlung lahmt und zurückbleibt.

Es kann sein, daß diese Fehler in der stürmischen und leidenschaftlichen Art des Dichters liegen, der ohne sich auf Begründungen seiner Übergänge und psychologische Entfaltungen einzulassen, im gewaltigen Sprunge auf sein unmittelbar empfundenes Ziel stürzt und, wenn er es nicht beim ersten Sprunge packt, als beschämter Löwe beiseite schleicht. Vielleicht liegt es

Digitized by Google

aber auch daran, daß er der bekannten Lessingschen Forderung sich nicht beugt: Fleiß ist Genie.

Die psychologische Teilnahme an seinen Schöpfungen fehlt dem Dichter. Er lebt nicht genug in seinen Gestalten; sonst könnte er sie nicht mit solcher Herzenserkältung fallen lassen, sobald der Höhepunkt der Bethätigung erreicht ist. Es scheint, als hätte der Zuschauer schließlich eine größere Liebe und Teilnahme für diese heißblütigen und leidenschaftlichen Gestalten, als ihr eigener Erzeuger, der sich am Ende so karg und kalt gegen sie erweist. Wie packend und begeisternd sind meistens die ersten Akte, und wie matt verläuft dagegen oft der Schluß! Hätte Wildenbruch keins seiner Dramen vollendet, sondern nach dem Höhepunkt als Fragmente gelassen, würde er unbegreiflich und tadelnswert, aber sicherlich als ein größerer Dichter erscheinen. Allerdings beginnt in manchem Drama der Abstieg von der Höhe schon im dritten Akt.

Als eine gleichartige Erscheinung nimmt man hier und da den Mangel an Schönheitsgefühl und ästhetischer Reife wahr. Es kommen Geschmacklosigkeiten, auch wohl einmal eine kleine Brutalität vor, allerdings bei dem Novellisten Wildenbruch seltsamerweise häufiger wie beim Dramatiker. Die treue und ideale Nachfolge des Schillerschen Genius reicht bei ihm für die Prosa nicht aus. Da ist er modern mit den Modernen. Tüchtige und bedeutende Kraft und Gabe kennzeichnet seine Arbeit auch hier; aber es ist vielfach der Geist eines übertriebenen Realismus, der die Feder führt. Nur bei einem einzigen dramatischen Werke hat Wildenbruch der modernen Strömung nachgegeben.

„Harold" (1875) gelangte erst später und nach mannigfacher Umarbeitung auf die Bühne, nachdem andere Erfolge dem Autor schon Bahn gebrochen hatten. Dies erste Stück gehört aber zu den besten Arbeiten Wildenbruchs. Es behandelt den weltgeschichtlichen, auf Englands Boden ausgetragenen Kampf zwischen Normannen und Sachsen und zeigt eine Fülle charaktervoller Typen dieser beiden Völkerstämme. Der schroffe Gegensatz des eroberungssüchtigen Normannenherzogs Wilhelm und des schwächlichen Frömmlers Eduard setzt sich in den Gestalten ihrer Umgebung, auch sehr plastisch in dem Unterschiede geistlicher Persönlichkeiten fort. Außerhalb dieser Gruppen und darüber steht die zuerst sehr anziehende Gestalt des jugendlichen Harold mit seiner

Digitized by Google

brennenden Vaterlandsbegeisterung und ritterlich romantischen Färbung, die später einer kraftvollen und realistisch bedeutenden Heldenart weicht, aber in einer prachtvollen und glänzenden Scene mit dem Aufruf zum Volkskampfe sich erschöpft und hiermit die Teilnahme des Zuschauers völlig verbraucht.

Die letzte Scene findet in uns schon völlige Ernüchterung vor. Die tragische Schuld des Helden besteht eigentlich darin, daß er in seiner verliebten Träumerei neben Wilhelms Tochter nicht recht Achtung gegeben hat, als ihm der Eid vorgesprochen wurde, der Wilhelms Ansprüche auf den englischen Thron anerkennt. Während der große Zwiespalt und die heroische Schuld bei dem geschichtlichen Harold darin bestand, daß er mit Bewußtsein seinen Eid brach, weil ihm — war es Vaterlandspflicht oder Ehrgeiz? — mehr galt als das persönliche Gewissen, dämmert dieser Held in seine Verschuldung hinein, und uns soll seine liebenswürdige, poetische Gestalt für seine Unklarheit entschädigen.

Höchst brutal ist die dem Eroberer auferlegte Schuld, daß er Harolds kleinen Bruder, der ihm als Geisel anvertraut ist, verhungern läßt. Sehr gedankenlos und verwirrt hat sich der Held allerdings betragen; dennoch empfinden wir es als einen Mangel an poetischer Gerechtigkeit, daß der Dichter die Mutter Gytha den unglückseligen jungen Mann in einer jedenfalls dramatisch wirksamen und glanzvollen Scene verfluchen läßt, weil er ihren Jüngsten nicht wieder mit nach Hause brachte — nur um tragisches Material zu häufen.

„Die Karolinger" (1878) eröffneten zuerst Wildenbruchs große dramatische Erfolge. Das Stück packt in seiner Exposition durch seine breite, große Auslage und den das Vaterlandsgefühl unmittelbar ansprechenden Stoff. — Der schwache Kaiser Ludwig der Fromme läßt das Scepter des Weltreichs aus den Händen gleiten und wird von seiner schönen Gemahlin Judith bestimmt, seinen drei Söhnen den nachgebornen Karl vorzuziehen. Wer aber meint, nun käme der Zwiespalt des Hauses im vaterländischen Sinne zur Lösung und deutscher Sinn triumphiere etwa über welsche Tücke und fremde Einflüsse, der täuscht sich sehr. Der Held und Bösewicht des Stücks in einer Person, Graf Bernhard von Barcelona, erhebt sich über alle, die nur Puppen sind an den Fäden seiner Ränke und schwache Opfer seiner Brutalität. Er verführt die Kaiserin, vergiftet den Kaiser, ermordet seine ihm

Digitized by Google

hinderlich gewordene arabische Geliebte, verdrängt die an sich auch sehr unliebsamen Reichserben und hegt wahnwitzige Großmannssucht, bis die Rache ihn ereilt. Es kommt alles an das Licht, und er wird von den gekränkten Fürsten persönlich geschlachtet.

Eine wüste Großartigkeit der Handlung hetzt diese schlechte Gesellschaft durcheinander und erzeugt im Zuschauer eine peinvolle Spannung. Die Erwägung, daß alle großen Dichter mit Greuelthaten begannen, erweckte dem Autor beim erschrockenen Publikum für dieses zuerst allgemein bekannt gewordene Drama Gunst und große Erwartung, die den nachfolgenden Werken die Bahn brach.

Anfänglich anmutend durch schöne patriotische Begeisterung, dann aber abstoßend durch krasse Effekte und unerquicklichen Schluß ist der schon vor den „Karolingern" entstandene „Menonit" (1877), der die Vaterlandsliebe und jugendliche Kampflust gegen veraltete Vorurteile und geistlose Satzungen — denn besser kennzeichnet der Dichter die Menonitengemeinde nicht — sich erheben und in Empörung dagegen untergehen läßt. Schöne Stellen voll kräftiger Begeisterung und echtem Hochgefühl finden sich darin.

Bedeutender in der künstlerischen Anlage, auch großartiger in der dichterischen Anschauung, aber in Stoff und geschichtlichem Hintergrund dem vorigen Stück verwandt ist „Väter und Söhne" (1879). Die Zeit deutscher Schmach von 1807 bietet den Hintergrund der Handlung in den ersten Akten. Für den Schluß bilden die Siegesthaten von 1813 den Ausblick. Dort herrscht knappes, kerniges, echt dramatisches Leben; hier verklingt die Siegesstimmung etwas festspielartig.

Ein verbissener, in Rachsucht ganz vergifteter alter Schulmeister, dessen Sohn einst bei den Soldaten Spießruten laufen mußte und elend daran starb, wird zum Vaterlandsverräter an der Festung Küstrin, weil der barbarische Richter dieses Sohnes Kommandant der Festung ist. Sein andrer Sohn sühnt später mit heißer Vaterlandsliebe durch seinen Heldentod, was der Haß des Vaters verbrach. Der tiefe Eindruck dieser Dichtung ist noch nicht verwischt und wird bleiben.

Ganz in sich abgeschlossen und ohne den fast durchgängigen Fehler des Dichters, die Haupthandlung außer acht zu lassen, ist die Künstlertragödie „Christoph Marlow" (1883). Der unliebenswürdige altenglische Dichterheld kehrt als totgesagter in die

Digitized by Google

Heimat zurück, entführt die Tochter seines Pflegevaters und erntet dafür dessen stark litteraturgeschichtlich gefärbten Fluch. Es soll ein größerer Geist über ihn kommen und ihn zerschmettern. In London lernt das junge Paar die anonyme Tragödie „Romeo und Julia" kennen. Die junge Frau ist entzückt und schreibt das Werk ihrem Manne zu, der sich von der bittern Erkenntnis seines Unwerts gegenüber dem größeren Shakespeare gestraft und gerichtet fühlt und unter den Händen eines Verfolgers, des früheren Verlobten seiner Frau, endet.

Einen wohlthuenden und bedeutenden Eindruck macht „Das neue Gebot" (1885). Ein treuer deutscher Leutpriester vom Eichsfelde wird durch päpstliches Gebot von seinem geliebten Kaiser Heinrich dem Vierten losgerissen und beugt sich mit blutendem Herzen. Als aber der grausame Papst das Cölibatsgebot mit Gewaltthat durchführt und der treue Mann seinen Ehestand wie eine wüste Buhlschaft zerreißen soll, empören sich Herz und Gewissen dagegen. Er wirft alles von sich, um die Heiligkeit seines Ehebundes zu bekennen. Tief ergreifende und herzbewegende Sprache zeichnet dies Drama aus.

„Der Fürst von Verona" hebt mit prächtiger Charakteristik und leidenschaftlicher Malerei eines Bildes aus dem Welfen- und Ghibellinenkampfe an und ermattet dann in Unruhe und Planlosigkeit, so daß trotz sehr schöner Einzelheiten der Gesamteindruck sehr unbefriedigend ist.

Das unnatürliche und gezwungene „Opfer um Opfer" bedeutete einen Fehlschlag angespannter und an sich bedeutender Kraft.

Besser, aber nicht erfolgreicher schuf der Dichter ein Zeitbild in der „Herrin ihrer Hand", indem er warmherzig und überzeugungsstark, aber mit unwahrscheinlicher Gewaltsamkeit der Vorgänge für die Wahrheit und Echtheit der Liebe gegenüber der Berechnung und Streberei bei Schließung der Ehe eintritt.

Auf die Höhe theatralischer Bedeutsamkeit für das Publikum gelangte Wildenbruch mit seinem ersten Hohenzollerndrama, „Die Quitzows", das von seiner großen Geschicklichkeit in Berechnung der Wirkung Zeugnis gab, aber freilich auch von manchen Sünden gegen guten Geschmack und geschichtliche Größe. Das von patriotischem Sinn getragene, mit großer Bühnenkenntnis aufgebaute und mit packenden Effekten ausgestattete Stück hat die Probe scenischer Darstellung auf der Berliner Hofbühne, also

Digitized by Google

unter dem denkbar günstigsten Sterne bestanden. Der Erfolg des Tages hat das Werk erhoben und gekrönt. Allerdings ist damit für den poetischen Wert und das Recht auf Bestand noch nichts erwiesen. Preußisches Vaterlandsgefühl und Berliner Lokalpatriotismus haben in der Dichtkunst nicht das letzte Wort zu sprechen.

Wenn man auf dem Theater stimmungsvolle Städte- und Burgbilder samt den stilgerechten Trachten des fünfzehnten Jahrhunderts sieht, auch durch den Namen des Stücks auf den Boden einer großen Vergangenheit sich versetzt fühlt, ist es sicherlich ein starker, nicht von jedermann mit der nötigen Fassung aufgenommener Schlag der Überraschung, wenn man den jetzigen ganz modernen, kaum hundert Jahre alten Berliner Jargon nebst Witzeleien, wie sie heutzutage wirklich in der Spandauerstraße und am Molkenmarkte blühen, von dieser würdig ausgestatteten Scene herabklingen hört. Wer sehr viel Behagen mitbringt, läßt sich an billigem Witz genügen und empfindet vielleicht sogar einen prickelnden Reiz dabei, wenn Figuren, die einer Lokalposse entsprungen scheinen, mit edler Dreistigkeit das Bürgerrecht auf dem klassischen Boden des Dramas beanspruchen.

Einem heitern Festspiel- und Gelegenheitsdichter ist alles erlaubt. Aber sollen solche Effekte wirklich im historischen Drama Zulassung finden? Hier handelt es sich ja nicht um einen anerkannten und geschichtlich entwickelten Dialekt, geschweige denn um die vollberechtigte, niederdeutsche Sprache, die damals auf märkischem Grunde herrschte und die heutzutage natürlich kein Mensch verstehen könnte, sondern um eine Sprachunart und gesetzlos willkürliche Verdorbenheit. Verschärft wird die peinliche Empfindung noch dadurch, daß die tragisch angeregten Personen aus den märkischen Volkskreisen, wie zum Beispiel eine unglückliche Ratsherrnfamilie Wins aus Straußberg ihre aufgeregte Rhetorik in gewähltem Hochdeutsch jambisch ergießen. Man befürchtet immer, die vorlauten Kinder der Mark von der komischen Branche, namentlich der kecke Berliner Geselle Köhne Finke — eine Bravourfigur — würden dazu ihre schlechten Bemerkungen machen.

Einen ähnlichen Dialekteffekt hatte der Dichter schon früher versucht, als er in dem „Menonit“ einen französischen Offizier sein jambisches Kauderwelsch stammeln ließ, während alle andern

Digitized by Google

Personen sich in gutem Hochdeutsch und Rhythmus vernehmen ließen.

Die Exposition der Quitzows ist von einer Breite und Zerflossenheit, wie sie den früheren Stücken Wildenbruchs nicht eigen war, während die Lösung übereilt und wortkarg sich vollzieht. Der Hauptfehler ist, daß der tragische Konflikt mit dem Siege der Idee gar nicht zwischen dem alteingesessenen Raubadel unter der Führung der Quitzows und dem Burggrafen als dem Träger der neuen, humanen Gesittung sich vollzieht, sondern daß er in das Haus der Quitzows verlegt wird und — es soll doch kein Familienstück sein.

Der Hohenzoller erscheint als eine liebenswürdige Tableaufigur mit lyrischer Färbung und ist nur der Gegenspieler an zweiter Stelle, etwa wie Prinz Fortimbras im Hamlet. Das heldenhafte Ringen des Burggrafen um das zähe Volk der Mark mit hochedlem Pflichtbewußtsein ist auf die freundliche Aufnahme der vom Raubritter Quitzow ausgepochten und ausgeräucherten Straußberger, sowie auf drei Schüsse der faulen Grethe beschränkt. Damit hat der Dichter es sich und Herrn Friedrich offenbar zu leicht gemacht.

Was war das für ein geschichtlicher Stoff: die beiden trotzigen Brüder Dietrich und Johann von Quitzow, rauh und gewaltthätig, aber dabei stark durch ihr vermeintliches Recht und für ihre Person biderbe märkische Hausväter! Dafür hat Wildenbruch den tobenden, eigentlich sinnlosen Wüterich von älterem Bruder und einen frei erfundenen modern-sentimentalen Jüngling Konrad nebeneinandergestellt, der aus romantischem Patriotismus seinen Bruder ermordet. Solch ein aufgeschwänzter Tendenzmord wirft vollends die geschichtliche Psychologie um und ist auf dem märkischen Grund und Boden des fünfzehnten Jahrhunderts eine unvollziehbare Vorstellung. Allerdings hat die Geschichte des Hauses Quitzow im nächsten Jahrhundert einen Brudermord aufzuweisen gehabt. Man vergleiche dazu Fontanes „Fünf Schlösser", Berlin 1888, aber da war nicht eine Schwärmerei das Bestimmende, sondern die uralte Menschheitssünde: Neid um das Erbe.

Die Schlußscene bekommt durch diese Unthat und die darauf vom alten Knecht Schwalbe mit einer grauenhaften Höflichkeit vollstreckte Blutrache, an der „Teufels-Hoffmann" — man vergleiche Seite 49 — seine Herzensfreude gehabt haben würde,

Digitized by Google

einen phantastisch grotesken und schwülen Anstrich. In Schicksalstragödien war so etwas am Platze; im Geschichtsdrama großen Stils verträgt man es nicht mehr. Hier muß Raum sein für große Züge.

Krankhafte Art zeigt sich auch im unbegreiflichen Liebesverhältnis von Konrad und Jungfrau Agnes Wins, welche vom ersten Auftreten an mit ihren indiskreten Schilderungen erlittener schlechter Behandlung einen keineswegs anmutenden Eindruck macht. Unglücklich ist die Zeichnung der liederlichen Kriegsfurie Barbara aus Polen, welche wie eine von Schiller abkommandierte „Isabeau" erscheint, und namentlich des unglücklichen, beständig gemißhandelten Ratsherrn Wins, der schließlich noch wie ein Nachspuk des alten Mohr aus der Versenkung steigt.

Und dennoch muß man sagen, daß bei diesem, der Zeitstimmung in geschicktester Weise Rechnung tragenden Stücke die Kenntnis der Bühneneffekte und der glatte Verlauf der Handlung von einer erstaunlichen Wirkung sind. Der Dichter kannte sein Publikum. Freilich — ein späteres Publikum wird darin seinen Dichter schwerlich erkennen.

Mit dem „Generalfeldoberst" (1889) that der Dichter einen großen Schritt vorwärts. Er läßt hier die aufdringliche, auf den Effekt sich hinausspielende und darum unechte und täuschende Popularität beiseite, um sich vom Gemisch hohen Jambentons mit Possendeutsch zum volkstümlichen, deutschen Verse, teils nach Hans Sachsischer Art, teils im gänzlich zwanglosen Knüppelverse zu wenden. „Faust" und „Wallensteins Lager" haben uns an diese Form gewöhnt, sowohl für den Ausdruck tiefernster und geheiligter Empfindung als auch des launigen Humors und der derben Komik. In unseren Tagen haben berufene Dichter kaum zu dieser Versform gegriffen. Wildenbruch hat es mit dem besten Erfolge gethan.

Im „Generalfeldoberst" waltet ein gesundes Streben nach Gemeinverständlichkeit und anheimelnder Schlichtheit. Zum Helden der Tragödie hat sich Wildenbruch einen Hohenzollern gewählt, der verhältnismäßig wenig bekannt ist, obwohl er in einer für Deutschland und Kurbrandenburg unglücklichen und demütigenden Zeit mannhaft den Ehrenschild seines Hauses und seines Vaterlandes hochgehalten hat. Johann Georg, Herzog von Jägerndorf und Generalfeldoberst der schlesischen Stände,

Digitized by Google

stand im dreißigjährigen Kriege auf Seite der Evangelischen und verteidigte sein Land gegen die lutherischen Sachsen, die mit dem katholischen Ferdinand verbündet gegen die verhaßten Reformierten zu Felde lagen. Nach der Schlacht am weißen Berge hielt sich der tapfere Mann noch einige Zeit in Schlesien, floh dann zu Bethlen Gabor nach Siebenbürgen und setzte dann wie ein echter Paladin der alten Heldensage gegen übermächtige Gegner den Krieg auf eigene Hand bis zum Tode fort.

Die Herrschaft Jägerndorf hatte der Kaiser an sich gerissen und gab sie weder an Johann Georgs Sohn noch an Kur-Brandenburg heraus. Der Raub blieb ungesühnt, bis der Hubertusburger Friede ihn in die rechte Hohenzollernhand, die des großen Friedrich zurückgab.

Diesen gewaltigen und reichen Stoff eines Heldenlebens, Deutschlands jämmerliche politische und religiöse Zerrissenheit, die treulose Politik der Habsburger, den blutigen Fanatismus der Päpstlichen und die Ränke der Jesuiten, vor allen Dingen den traurigen Zwiespalt der Evangelischen untereinander hat Wildenbruch mit hoher vaterländischer Begeisterung und religiöser Wärme erfaßt. Um dieser Fülle Herr zu werden bedurfte es großer Energie und Selbstverleugnung. Die Schlachtfelder werden zusammengelegt, und das scheußliche Blutgericht von Prag, bei dem die Rachsucht Ferdinands nach listiger Verzögerung und Verdunklung des Gerichtsverfahrens die Blüte des böhmischen Adels, auch den Rektor der Universität Prag, Jessenius, der Folter, der barbarischen Verstümmelung und dem Tode überlieferte, wird in eine sofortige Niedermetzelung der Gefangenen auf dem Schlachtfelde verwandelt. Dabei findet auch der Held seinen Tod.

Die hingebende und kräftige Gestalt desselben ist durch Hinzunahme eines Zuges von alldeutscher Begeisterung geadelt und bereichert, der der damaligen Zeit thatsächlich wohl fremd war, aber in prophetischer Verschmelzung von preußischem und deutschem, ja eigentlich protestantischem Patriotismus ganz besonders stark bei uns anklingt.

Schwierig war die glaubhafte Darstellung eines Helden, der auf mannhafte Reden angewiesen ist, weil er auf der Bühne keine Schlachten schlagen kann, und der noch dazu schutzflehend für seine Glaubensgenossen vor dem hartherzigen Luthertum, wie vor der Gleichgültigkeit ängstlicher Politik sich tief demütigen muß. Doch

Digitized by Google

dient dies gerade sehr wirksam zur Hervorhebung der das Stück beherrschenden Idee. Ein Held, den der Jammer um das Vaterland und die evangelische Kirche auf die Knie wirft, steht höher als konfessioneller Haß und feige Vorsicht. Von künstlerischer Reife zeugt es, daß Wildenbruch die starren Lutheraner in ethischer Größe als Männer treuster Überzeugung gezeichnet hat, wie den Hofprediger Meißner, der lieber Papist als Calvinist sein will. Noch reicher und tiefer ist die verwitwete Kurfürstin „Mutter Anna" ausgestattet, eine der vollendetsten Gestalten des Dichters. Die Schranken konfessioneller Engigkeit durchdringen Herzenswärme und Mutterfreude.

Schön und kraftvoll ist die Scene, wie die alte Fürstin nach der Taufe ihr Enkelkind, den nachmaligen großen Kurfürsten, mit prophetischem Gruße emporhebt.

Im wirksamen Gegensatze dazu stehen die fürstlichen Gäste des Hofes, der seichte und leichte Winterkönig, der schöne Friedrich, und seine Gemahlin, die stolze Elisabeth, die Deutschland verachtet und immer „bei uns in England" sagt. Die Prachtliebe und Lebenslust des Paares findet eine anmutige Ausführung in den Scenen der übermütigen, doch jugendlich gesunden Edelknaben.

Die beiden ersten Akte sind vielleicht das Beste, was Wildenbruch überhaupt geschrieben hat. Aber dann fängt das theatralische und hohle Wesen an, um bald in eine gänzliche Konfusion und Phantasie, endlich in Flachheit zu verlaufen. Die schöne Eva Jessenius weissagt als Nachtwandlerin von Berufs wegen die politische Entwicklung der Zukunft, aber auch andere thun es, am meisten der Held, dieser allerdings in schöner Begeisterung und kraftvoller Sprache.

Ein scheußliches Gegenbild ist der wüste Unmensch, der katholische Graf Dohna mit seinen unsaubern Phantasien von Blutvergießen, Schändung und Folterfreude in majorem Dei gloriam. Im leidenschaftlichen Liebesgespräch mit seiner Braut läßt sich dieses geschmacklose Zerrbild ultramontaner Begeisterung also vernehmen:

Sieh diese Hand,
Die kleine, die weiße,
Die ich so heiß jetzt halte umspannt —
Wie ein Engel im weißen Gewand,
Der uns winket zur ewigen Freude,
Also steht diese süße Hand

Digitized by Google

Vor deiner Schönheit holdseligem Gebäude. —
Nun denn — vom Leibe dir wollt ich sie trennen,
Lieber im Feuer sie verbrennen,
Eh ich es sollte erlauben und dulden,
Daß sie am heiligen Christenglauben
Freveln sollte und sich verschulden!

Das sind grausliche Bräutigamsphantasien. Trotz solcher Brutalitäten und der summarischen Abräumung am Schlusse bleiben doch die hohen und edlen Züge der Dichtung bestehen. Begeisternd, wenn auch nicht ganz frei von Loyalitätsfanatismus läßt der Dichter durch das furchtbare Zeitbild den mahnenden Ruf des Hohenzollernhelden an das Hohenzollerngeschlecht erklingen, dem als heiliges Vermächtnis Deutschlands Heil und künftige Größe anvertraut wird. Poetisch schön, wenngleich stark anachronistisch lauten die Verse:

Deutschlands Seele — wo sind ich sie? —
Sucht sie im protestantischen Glauben!

und ferner:

Hohenzollern, ich rufe dich!
Höre, was Hohenzollern spricht:
Wache auf, bevor es zu spät!
Brandenburg, deutsche Mark,
Mitten im tobenden Meere
Sei der Leuchtturm, ragend und stark!
Sohn meines Bruders, deutscher Fürst,
Greif heut freiwillig zum Schwerte,
Ehe du morgen gezwungen wirst!
Millionen im deutschen Land
Blicken auf dich, harren auf dich, hoffen auf dich
Hohenzollern, recke die Hand.
Sprich: Ihre Lehre ist meine Lehre.
Deutschland ist nicht mehr in Wien.
Deutschland bin ich.
Deutschland ist in Berlin!
— — — — — — —
Georg Wilhelm, fasse Mut.
Von des Nord-Meeres Dünen-Strand
Bis hinunter zur lachenden Donau,
Bis hinab ins Tyroler Land
Wird aufjauchzen das deutsche Blut,
Das seinen Helfer und Retter fand!

„Der neue Herr", das dritte Hohenzollernstück (1891) ist maßvoller wie die vorhergehenden, aber auch enger in seinem

Digitized by Google

Schauplatz und beschränkter in seinem Ziele. Es behandelt den Regierungsantritt des Großen Kurfürsten mit der Beseitigung des unheilvollen Ministers Schwarzenberg und der Niederwerfung eines adligen Trotzes, der sich wider den Monarchen aufbäumt. Das letztere ist bezüglich der Mark Brandenburg unhistorisch, macht aber in der Dichtung einen bedeutenden und glänzenden Eindruck. Der lüderliche Junker von Rochow mit seiner an die Karikatur streifenden Übermännlichkeit ist als vertrauter Freund des sittenstrengen Kurprinzen nicht glaubhaft, bildet aber zu der soldatischen Nüchternheit andrer Brandenburger Offiziere und zu der schlichten Natürlichkeit der Bürgersleute einen frischen Gegensatz.

Die leidenschaftliche Schaffenslust des Dichters legte für seine Phantasie ein glänzendes Zeugnis ab, vermochte aber nicht den unausbleiblichen Fluch aller überhitzigen Thätigkeit, nämlich die Schwäche und Charakterlosigkeit der Erzeugnisse zu vermeiden. Das mit voller Hingabe an den modernen Realismus gearbeitete social getönte Tendenzstück „Die Haubenlerche“ (1891) berührte die bisherigen Freunde von Wildenbruchs dramatischer Muse fremdartig und abstoßend, entsprach aber durchaus einer in seinen Romanen und Novellen rücksichtslos betonten Neigung für naturalistisch krasse Effekte.

Im stärksten Gegensatz dazu trat eine andere Eigenart des Dichters, die phantastisch romantische Neigung in dem Märchenspiel „Das heilige Lachen“ (1892) hervor, das einen hübschen Einfall als Grundgedanken verwertet, aber nach einigen anmutigen Bildern in pointeloser, fast läppischer Weise sich verläuft.

Das Volksstück „Der Junge von Hennersdorf“ (1896) fand wenig Beachtung, und die dem schwungvollen Dichter bei seinem Auftreten so überaus günstige Stimmung begann sich merklich abzukühlen und einem Gefühl des Mißmuts und der Enttäuschung Raum zu geben.

Da schien es, als ob mit einem großen, zeitgemäßen Stoffe die schöne patriotische Gesinnung Wildenbruchs, und auch die alte Gestaltungskraft und überschäumende Begeisterung seiner besten Zeit wieder erwachen wollte.

Das zweiteilige Trauerspiel „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ (1896) wollte jenen alten unvergeßlichen und unausgeglichenen Gegensatz zwischen dem deutschen Kaisertum und der vaterlandslosen Papstherrschaft unserm Volke wieder einmal

Digitized by Google

vor Augen stellen, um vor dem alten Feinde zu warnen, der mit immer neuem Gesichte wiederkehrt. Das von der pfäffischen Geschichtsschreibung verzerrte und dem deutschen Gemüte entfremdete Heldenbild des großen fränkischen Kaisers hob Wildenbruch mit heißer Liebe und einem gewissen divinatorischen Blick aus dem Wuste der tendenziösen Chronistenberichte empor.

Die frische und kraftvolle Einleitung zeigt den stark und wahr empfindenden Kaiserknaben unsrer Teilnahme und Neigung so wert, daß man der weiteren Entwicklung und Erhebung seines Heldenweges zuversichtlich entgegenblickt. Aber bald beginnt die schmerzliche Enttäuschung sich aufzudrängen, daß hier kein großer Mann in der hohen Einfalt wahren Heldentums und ungebrochenen Mutes uns entgegentritt, sondern eine zerdachte und zergrübelte, in sich zwiespältige Natur, die sich als Opfer böser Einflüsse fühlt und erbittert gegen ihr schweres Verhängnis ringt. Jede neue Scene bringt ein überraschendes Ereignis, oft recht packender Art, aber ohne innere Begründung oder folgerichtige Entwicklung aus dem Charakter des Helden heraus. Trotz der gewaltsamen Ausbrüche von Kraft und Wut bleibt dieser angebliche Heldenkaiser ein Spielball der Ereignisse und nimmt traurigerweise neben dem viel besser und durchaus einheitlich dargestellten Papst Gregor dem Siebenten thatsächlich nur die zweite Stelle ein.

Der Papst zeigt persönliche Neigung und Wertschätzung für Heinrich, der ihm weit höher steht, als die andern schwächlichen und unwürdigen Fürsten, die sich vor der Hierarchie bücken, den er aber bekämpfen und verderben muß, indem er die unwürdigen Nebenbuhler erhöht nach dem unverbrüchlichen Zwange des päpstlichen Herrschaftsgedankens. Er erntet seinen Lohn, indem er verlassen und besiegt sein Leben endet. Aber er hat in der Zuversicht, daß seinem Herrschaftstraum dennoch der Sieg gehört, sterbend den Fuß auf die deutsche Kaiserkrone gesetzt — ein unheilvoller Schluß, mit welchem der Dichter seine Überzeugung einem starken Theatereffekt zu Liebe preisgiebt! Denn er verleiht diesem Charakter, der an sich glaubt, die Kraft einer siegenden Überzeugung.

Noch größer wird die Einbuße, die der nationale Gedanke erleidet, durch die entwürdigende Schilderung der deutschen Fürsten. Soll man diese schwächliche und schurkische Gesellschaft von Dutzendbösewichtern, die nicht einmal ausgeprägte Persönlichkeit besitzen, wirklich mit den Gestalten jener tapfern Fürsten und Geschlechts-

Digitized by Google

häupter vermischen, die als feste Säulen des Deutschtums die Grenzen hüteten und ihre Marken wahrten? Das ist eine häßliche Verunglimpfung der Namen eines Eckart von Meißen, Hermann Billung, Otto von Nordheim und anderer.

Allerdings wird Rom für die Verräterei und Nichtswürdigkeit dieser Pseudofürsten verantwortlich gemacht, und im zweiten Teil erscheint Heinrich der Fünfte als Rächer. Auch er — verdorben und vergiftet durch päpstliche Tücke und Lüge — zahlt dem Feinde mit gleicher Münze heim. Die Vollstreckung seiner Rache geschieht in so unedler und niedrer Weise, daß nur das Zerrbild eines bedeutenden Herrschers in ihm erscheint. Anstatt einer Erhebung vaterländischen Empfindens läßt der Schluß nur eine unbefriedigte Ermattung nach allen diesen ungesunden Aufregungen zurück.

In Wildenbruchs neustem Drama „Gewitternacht" erscheint ein historisch richtiges und dichterisch kräftiges Charakterbild des Großen Friedrich als des Eroberers und Befreiers von Schlesien. Im übrigen ist die dramatische Kraft des Dichters nicht auf der Höhe. Eine gewisse Mattigkeit macht sich fühlbar trotz der oft höchst charaktervollen Prosarede.

In seinen Liedern und Balladen zeigt Wildenbruch Kraft und Feuer. Hier reicht die Kraft, die für Durchführung breiter Entwicklungen und Gegensätze der Beharrlichkeit ermangelt, mit augenblicklicher Leidenschaft aus. Vortrefflich ist die Huldigung „An Kleist", sowie das eigenartige „Hexenlied".

Bei der Betrachtung der Schaubühne der Gegenwart dürften auch noch einige neuere Dramatiker in Betracht kommen, die ohne gerade durch Kraft und Selbständigkeit einflußreich und bedeutend zu werden doch wegen ihres Talents und einer gewissen ästhetischen Tüchtigkeit die Anerkennung des Publikums verdienen, um dessen Geschmacksbildung sie sich verdient gemacht haben.

Der Braunschweiger Hans Herrig (1845—1892), erst Jurist, dann Journalist und Litterat, auch fleißiger Theaterschriftsteller — „Über die Bedeutung der ‚Meininger' für das deutsche Theater," „Luxustheater und Volksbühne" — errang mit seinen dramatischen Werken „Alexander", „Konradin", „Nero" einen Achtungserfolg. Bedeutender und dankbarer zeigte sich sein schönes Talent in dem zur vierhundertjährigen Gedächtnisfeier des zehnten November verfaßten Reformationsfestspiel „Martin Luther" (1883), das im echten deutschen Geiste und in der

Digitized by Google

volkstümlichen Form des zwanglosen Reims die großen Ereignisse der Reformation vorführte und sich voll fruchtbarer Anregungen für das Volksschauspiel erwies. Allerdings ist es nicht so reich an packenden und durchschlagenden Effekten, wie das Lutherspiel des Pfarrer Trümpelmann, und erreicht auch nicht die innere religiöse Tiefe und Herzlichkeit der Dichtung des Schauspieles Otto Devrient, die von allen Lutherspielen den Preis verdient. Auch als Balladensänger hat sich Herrig rühmlich bewährt mit seiner „Märe und Geschichte", desgleichen als komischer Dichter — „Die Schweine", „Der dicke König". — Das 1889 erschienene Volksstück „Kolumbus" hat nicht annähernd den Erfolg des „Luther" gefunden.

Auch der Bremer Wilhelm Herzen, zuletzt Dramaturg in Leipzig, der sich als Dichter Fritz von Sakken nannte, geboren am 30. November 1850, wandte sich anerkennenswerterweise dem Volksstücke zu — so „Die heilige Elisabeth", „Deutsche Bürger", „Die Anbetung der Heiligen", namentlich dem reformatorischen. Seinen „Luther" und „Ulrich von Hutten" hat er vollendet. Der geplante „Sickingen" ist nicht fertig geworden. Seine Schauspiele „Die Kypseliden", „Die Lügen des Herzens", „Der Graf von Cartagena", „Bettina de Monk", „Die Pfalzgräfin", „Parzifal", „Der Tod des Tiberius" und andere sind formenschön, aber kühl, wie man es bei einem so herzenswarmen Lyriker kaum erwarten sollte. Günstige Aufnahme fand sein Lustspiel „Im Reiche der Mütter".

Verdienst um die deutsche dramatische Dichtung als Poet und dramaturgischer Schriftsteller hat sich auch ein andrer Bremer erworben, Professor Heinrich Bulthaupt, geboren am 26. Oktober 1849, jetzt Bibliothekar seiner Vaterstadt. Am bedeutendsten sind von seinen Trauerspielen „Die Maltheser", nach Schillers befremdlichem Entwurf vollendet, der aus der wilden Zeit des Bauernkrieges genommene, aber kaum mit der entsprechenden Leidenschaft und Kraft durchgeführte „Gerold Wendel" und „Der verlorene Sohn", ein Bild vom Siege Deutschlands im Jahre 1870 über veraltetes, kleinliches Wesen. Nicht gleichmäßig in der Durchführung und nicht unbedenklich im Aufbau, aber von der größten Anziehung unter allen seinen dramatischen Werken ist „Eine neue Welt" (1885). Sein letztes Werk ist

Digitized by Google

eine freie Umgestaltung des Shakespeareschen „Timon von Athen“ (1894).

Franz Nissels (1831—1893) verleugnete nicht seinen Ursprung aus einer begabten Wiener Schauspieler- und Sängerfamilie. Seine dramatischen Arbeiten zeugten von frischem Bühnentalent. Frühzeitig fand sein Schauspiel „Ein Wohlthäter“ großen Erfolg. „Agnes von Meran“ errang den deutschen Schillerpreis (1878), und seine Dichtung „Die Zauberin am Stein“ erntete verdienten Beifall. Denn Nissels Werke zeichnen sich, wenn auch nicht durch große poetische Kraft, so doch durch anmutendes theatralisches Geschick aus.

Der starken Sehnsucht nach neuen glänzenden Gestirnen am Himmel der dramatischen Kunst schienen die im Anschluß an die ältern Jambenschauspiele klassischer Form gefertigten Bilder immer blasser zu werden, und manch ein schönes Talent erlahmte aus Mangel an Freudigkeit und Vertrauen, weil ihm Liebe und Verständnis nicht entgegenkamen und keine Kraft vorhanden war, die Sprödigkeit zu besiegen und Beifall zu erzwingen, um auch ohne fremde Hilfe oder trotz der Gleichgültigkeit groß zu sein. Dieser Druck der Schwäche lag namentlich auf dem historischen Drama, als dessen Vertreter im vorbezeichneten Sinne zu nennen sind G. Konrad, Dichtername für den Prinz Georg von Preußen („Phädra“, „Marquise von Brinvilliers“), Friedrich Marx („Olympias“), Peter Lohmann („Karl der Erste“), Franz von Werner, eigentlich Murad Effendi („Selim der Dritte“, „Marino Falieri“), Ludwig Schneegans („Tristan“, „Jan Bockhold“), Karl Koberstein („Florian Geyer“, „König Ehrich“), Julius Riffert („Heinrich der Vierte“), B. Rudolf, das heißt Rudolf Bunge („Herzog von Kurland“, „Nero“, „Alarich“).

Aber was sind uns alle diese historischen Masken? „Was ist ihm Hekuba?“ sagt Hamlet von dem Schauspieler, der sich bei der Schilderung der alten, verblichenen Sagengestalt in der Übung seiner Kunst tief erregt. Es war doch nur die Kraft der Abstraktion und die Hingabe an seine Kunst. So ist diese Art der historischen dramatischen Poesie auch etwas lediglich Kunst- und Schulmäßiges, das wohl eng mit dem heutigen Theaterwesen zusammenhängt, für die deutsche Nationallitteratur aber belanglos bleibt. Das Volk hat diese Gaben nicht angenommen, weil der

Digitized by Google

Stoff es kalt ließ und die poetische Kraft an sich nicht stark genug war, Begeisterung zu erwecken.

Darum brach eine vielfach und tief empfundene, berechtigte Sehnsucht nach wirklichem Leben und unmittelbarer Gemeinschaft mit den von der Kunst gebotenen Gaben hervor, aber mit einer Gewaltsamkeit und Maßlosigkeit, daß die Neuheit mehr Schrecken als Bewunderung und Zustimmung erweckte. Diese Dichtergruppe der „Modernen", namentlich auf dem Gebiete des Dramas giebt noch zu besonderer Besprechung Veranlassung.

Digitized by Google

Der Roman.

Die Schaffensluſt in der neueren deutſchen Dichtkunſt zeigt ſich mit großem Erfolge auf dem Gebiete des Romans. Sehr edle Früchte ſind hier erreicht zu unſerm Schmuck und Ruhm im Wettſtreit der Nationen untereinander. Gerade in dieſer Hinſicht bethätigt ſich auch der Begriff einer Weltpoeſie und die internationale Freude an Weltromanen. Andrerſeits macht ſich auf dieſem Felde eine furchtbar flache Seichtigkeit breit.

Die Kunſtform des Romans gilt als die leichteſte und handlichſte. Sie bietet einen beliebten Sportplatz des Dilettantismus. Das unbefangene Selbſtvertrauen gewinnt durch wohlgemeinten Fleiß ein gutes Gewiſſen, und die Anſpruchsloſigkeit und Urteilsſchwäche des großen Publikums verwöhnen um die Wette die kleinen, ſtrebſamen Talente in einer unbegreiflichen Weiſe.

So muß ein tiefer und ſehr beklagenswerter Widerſpruch zwiſchen der Idee des Romans und ſeiner thatſächlichen Erſcheinung entſtehn. Unter anderm wird es faſt zur Unmöglichkeit, feſtzuſtellen, ob der Roman eigentlich zur Poeſie oder zur Proſa zu rechnen ſei.

Allerdings dürfte auch manchen andern Erzeugniſſen der neueren Litteratur gegenüber die Frage: „Iſt das Poeſie oder Proſa?“ recht ſchwer zu beantworten ſein. Der Kritiker Julius Hart ſchlug einmal vor, man ſolle in der Dichtung eines ſehr bekannten epiſchen Minneſängers der Gegenwart die Reimworte durch gleichbedeutende Bezeichnungen erſetzen und den Rhythmus nur um ein Geringes verſchieben, dann würde kein Menſch darauf kommen, das ſeien Verſe — geſchweige denn Poeſie. Das war boshaft aber treffend. Andrerſeits wird der wohlmeinende und aufrichtige Hörer, der unvorbereitet dieſe oder jene Stelle aus

Digitized by Google

Gustav Freytags „Ingo“ oder aus einer der altnordischen Geschichten von Felix Dahn vernimmt, schwer feststellen können, wohin diese wildgewordene Prosa zu registrieren sei. Reim und Rhythmus sind nicht die allgültigen Bestimmungen für das Wesen der Dichtung. Für den Roman ist es aber doch nach seiner Idee entschieden, daß er zur Poesie gehört.

Er soll nicht nur Erzählung von Ereignissen oder Schilderung von Zuständen oder Wiedergabe von Verhältnissen sein. Das alles gehört zum Material. Die Hauptsache ist die freie und schöpferische Erhebung dieser sinnlich aufgenommenen und mit Erkenntnis durchdrungenen Stoffe unter einem beherrschenden, einheitlichen Gedanken zu einem neuen ästhetisch und sittlich berechtigten Leben im Geist. Der Roman darf die schärfste und härteste Naturtreue, die unmittelbar packende Wirklichkeit einschließen, aber alles muß geistig durchdrungen und in seinem wahren Wert und Wesen im gegenseitigen Verhältnis der Bestandteile zu einander erkennbar sein. — Ein Protokoll, eine Photographie, eine Abformung geben die Wirklichkeit wieder, aber sie zeigen kein richtiges Verhältnis zur Gesamtheit, keine Herrschaft des Wesentlichen über das Unwesentliche, vor allem andern kein Entwicklungsleben. Das kann nur das Kunstwerk, das durch eine geistige That entstand.

Wie große Maler und Bildhauer mechanische Wiedergaben, Aufnahmen und Abnahmen benutzen, um das minderwertige Stoffliche geistig neu zu erschaffen, so ist es Aufgabe des Romans, die aufgenommenen Massen von Geschichtsberichten, Naturbeschreibungen, Schilderungen von Menschenkenntnis und persönlichen Erfahrungen mit frei wirkender Einbildungskraft zu verwerten und planvoll zu einem Ganzen aufzubauen. Insofern er hierin schöpferisch thätig ist, bleibt er auf die Meisterschule und den Vorgang des höchsten Schöpfers und Künstlers angewiesen. Je mehr sein Werk von wahrhaftigem Leben, Urteile der Gerechtigkeit und sittlicher Schönheit Zeugnis giebt, desto mehr wird es ein Kunstwerk sein.

In der Natur giebt es viel Häßliches, in den Ereignissen viel Trauriges und Abschreckendes, in den Schickungen viel Herbes und Unbegreifliches. Es bleibt aber der künstlerischen Verantwortlichkeit überlassen, wie der Dichter Licht und Schatten verteilen will. Die einseitige Betonung des Widerwärtigen und Entsetzlichen würde gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit verstoßen; denn

Digitized by Google

es giebt in Natur und Leben auch Schönes und Glänzendes. Andrerseits würde desselben Verstoßes sich schuldig machen, wer Schuld und Sühne leugnen und sie in seiner Darstellung gänzlich unterdrücken wollte.

Unwahr handelt auch, wer zum leitenden Gedanken die dürre Moralpredigt macht. Das ist nicht nur eine poetische, sondern auch eine sittliche Verfehlung des Dichters. Der Roman soll das Leben schildern; sonst ist er unwahr. Und im Leben geht es nicht zu, wie in einer streng gehaltenen Schulklasse oder im Gerichtssaale. Zu den Forderungen der sittlichen Schönheit gehört jene Geistesfreiheit, welche jede Zwangsmaßregel gegen die Ästhetik als etwas Unwahres und Ungerechtes verwirft, und der Roman soll das Leben darstellen, wie ein hoher und edler Menschengeist es ansieht und beurteilt.

Eine Ausnahme davon könnte höchstens nur ein — kurzgesagt — „Ich-Roman" machen. Aber diese Ausnahme würde immer nur eine scheinbare sein, denn hinter dem Selbsterzähler mit seiner rückhaltlosen Offenheit steht doch immer noch der Dichter mit seiner Kunst, welche die Anschauungen und Empfindungen richtet.

Kein helles Auge sieht im Leben der Menschen und Völker nur eine unsinnige und zwecklose Häufung von Ereignissen, eine grundlose Folge von Eindrücken. Wer sich selbst erkennt und versteht, erkennt auch klärende und herrschende Gedanken innerhalb der Thatsachen und besitzt in dieser Anschauung die erste und notwendigste Eigenschaft des Romandichters. Die andre notwendige Gabe ist sein Können, seine Kunst der Darstellung nach der Seite der Naturwahrheit, wie nach der Seite der tausendgestaltigen Schönheit.

Wird man sich dieser Anforderungen bewußt, so ist es nicht mehr erstaunlich, wie breit und schroff die Kluft zwischen der Idee des Romans und ihrer thatsächlichen Verwirklichung sein muß.

Der heutige Roman ist in seiner Erscheinung vielfach zu einem unwerten Hausbedarf und Nahrungsmittel für das Unterhaltungsbedürfnis hinabgesunken und dient der gedankenlosen Träumerei. Zu den modernen Krankheitserscheinungen ist allmählich eine neue psychische Entartung getreten: die Lesewut. In ihr findet die Romanfabrikation ihren Unterhalt.

Am meisten gilt dies wohl von dem *historischen Roman*. Die Freude am Erzählen ist an sich etwas durchaus Natur-

Digitized by Google

gemäßes und Berechtigtes. Singen und Sagen ist eine gesunde Lust für Menschen und Völker im Stande der Kindheit. Die lauschenden Kinder auf der Mutter Schoß oder gedrängt an des Vaters Knie, die Helden im Saale beim Liede des Sängers, die Morgenländer um den Märchenerzähler her, der einsame Mensch vor der alten Chronik, sie haben ihre Freude an den Berichten aus fremder Welt und alter Zeit, und wer die Blüten der Phantasie oder die Früchte seiner Erinnerung austeilt, empfindet dabei einen Reichtum in seinem Innern und eine immer neue, fröhliche Kraft, zu geben, und wären es immer dieselben alten Geschichten.

Sehr spät hat sich aus diesem kindlichen Regen und Wesen, das in seiner Richtung von einem durchaus harmlosen Drange bestimmt wurde, die Freunde möglichst zu erheben und die Feinde zu schwärzen, heraus gebildet die Erkenntnis und Anerkenntnis einer geschichtlichen Wahrheit und die bewußte Pflege der Dichtkunst.

Die mittelalterlichen Chronisten waren keine Männer der verantwortlichen Wahrhaftigkeit. Ihre Berichte unterschieden sich, was die Thatsächlichkeit betrifft, wenig vom Singen und Sagen der Spielleute. Den verehrten Helden und Freunden der Kirche dichteten diese meist geistlichen Schreiber herrliche Thaten in guter — wir würden sagen loyaler — Absicht an und den bösen Feinden des heiligen Stuhles die übelsten Dinge. Diese scheinbar so treuherzigen und schlichten Erzähler waren arge Tendenzschriftsteller, aber mit der größten Gewissensruhe.

Auf den verehrten ersten Kaiser Otto häufte man allen Glanz seines Geschlechts und Thaten, die er nie vollbrachte, wie den Siegeszug bis an den Ottensund, den der zweite Otto ausführte. Seinem Vater dichtete man nachträglich, um ihn zu ehren, unmögliche Hunnenschlachten bei Merseburg an. Und dem bestgehaßten Frankenkaiser Heinrich dem Vierten sagten päpstliche und griechische Pfaffenschreiber im Wettstreit die ärgsten Dinge nach.

Heutzutage hat die gewissenhafte und hochbewußte historische Wissenschaft ihre undurchdringliche Mauer um die sichergestellten Thatsachen gezogen. Aber um diesen wohlbehüteten, reinlichen Acker wuchert der Geschichtsroman in üppiger Fülle, edle naturfrische Pflanzen und ekles Unkraut durcheinander. An die Stelle der alten Götterfagen und Heldenlieder sind in unserm Volke schon längst Erzählungen getreten, und auf das religiöse oder patriotische Epos folgte im breiten Strome der Roman.

Digitized by Google

Der Geschichtsroman gedieh bei uns zur eigentlichen Kunstform unter der Anregung eines Ausländers. Der Engländer Walther Scott hat, getragen von der Begeisterung für die Geschichte seines engern Vaterlandes Schottland, durch seine Verherrlichung der in einer langen, durch Jahrhunderte hindurch sich erstreckenden Reihe meisterhafter, mit Ruhe und Klarheit gezeichneter Geschichtsbilder in Deutschland, Frankreich und Italien, man kann sagen in allen civilisierten Ländern, Anregung und Verständnis für den historischen Roman erweckt. Er hatte keinen großen historischen Blick. Sein Urteil leidet unter Befangenheit und Parteilichkeit. Er kommt nie von seiner Vorliebe für Schottlands Eigenart, althistorischen Feudalismus, die Stuarts und den alten Torystandpunkt los. Aber sein Patriotismus ist so warm, echt und naiv, seine ganze Anschauung ist von so sittlicher Lauterkeit und von so echt menschlichem und tiefen Wohlwollen, daß unzutreffende Urteile über manche große Männer der Geschichte uns nur als leichte Irrtümer berühren ohne dem Gesamtbilde des liebenswürdigen und hochachtbaren Schriftstellers zu schaden. Bekannt ist die gänzlich verzeichnete und unwahre Gestalt des großen Cromwell als eines grausamen und feigen Heuchlers in dem Roman „Woodstock“.

Scotts edle und schlichte Art beseitigte bei den Gebildeten das Wohlgefallen an den wüsten Leistungen der Ritter- und Räubergeschichten der Veit, Weber, Spieß, Cramer und Vulpius, des Verfasser von „Rinaldo Rinaldini“ und Goethes Schwager, der dem Meister durch seltsame Fügung zur Seite gestellt war, wie dem andern großen Klassiker Schiller sein Schwager Leibrock als Verfasser schlimmer Romane. Auch andere Ausländer wie Bulwer mit seinen an sich nicht bedeutenden Romanen „Die letzten Tage von Pompeji“, „Der letzte der Barone“, „Harold“ und anderen, sowie Cooper mit seinen Indianergeschichten und Seeromanen wurden mit Hingebung aufgenommen.

Eine große Beliebtheit fanden bei uns die Romanschriftsteller, die von dieser plötzlich erwachten geschichtlichen Neugierde des Publikums Nutzen zogen und unverzagt sich daran machten, die geschichtlichen Vorgänge aller Zeiten ihrer Bearbeitung zu unterziehen und in ziemlich oberflächlicher Weise das anekdotenhafte Material vorzutragen, ohne sich viel um historische Wahrheit, kulturgeschichtliche

Digitized by Google

Treue oder gar um die jedes Zeitalter beherrschenden Anschauungen und das eigentliche Seelenleben zu kümmern. Die große Mehrzahl ist vergessen. Einige der bekanntesten seien hier genannt.

August von Tromlitz (1775—1839), mit seinem wirklichen Namen Karl August von Witzleben, war erst Offizier und wandte sich dann ausschließlich der Schriftstellerei und mit solcher Beharrlichkeit zu, daß er in mehr als hundert Bänden die großen deutschen Ereignisse vom Ausgang des Mittelalters bis auf die Zeit des großen Kurfürsten herab für den Mittelstand und die Jugend verarbeitete. In Schulbibliotheken und alten Bücherverleihanstalten findet man noch heute die verstaubten unansehnlichen Bände in kleinem Format.

Nicht ganz so oberflächlich wie Tromlitz, aber mehr fremdländisch in der Wahl seiner Stoffe zeigte sich Franz Karl van der Velde (1779—1824). Er besaß Wärme und Farbe der Schilderung und verstand jung und alt anzuziehen, ohne das Gemüt anzurühren oder gar mit einem großen Gedanken zu erfüllen. Auf den heutigen Leser machen alle diese Romane einen unmännlichen und schwächlichen Eindruck, trotzdem unendlich viel darin geschieht. Es fehlt gänzlich der Begriff Vaterland, ohne dessen, wenn auch unausgesprochene, Empfindung wir jetzt nicht mehr bestehen können, gleichviel ob wir heimische oder fremdländische Geschichte betrachten und beurteilen.

Bei einer großen Zahl von Schriftstellern trat zu dem fremdländischen Einfluß die Einwirkung der Romantik, die auf die Vorzeit hingewiesen und die Geschichtsauffassung vertieft hatte, allerdings ohne Fleiß und Stetigkeit der Behandlung mit herzubringen zu können. Die beharrliche Versenkung Walther Scotts in seine geschichtlichen Stoffe und die Ausdauer bei seiner gewissenhaften Arbeit war nur bei einem gewissen Phlegma möglich. In der ungeheuren Menge der Romane des schottischen Meisters, selbst nicht in den beiden echt poetischen Gedichten „Das Fräulein vom See“ und „Marmion“ wird kaum eine Aussprache voll wirklichen, begeisterten Schwungs zu finden sein.

Diesem Mangel halfen die Einflüsse der deutschen Romantik ab. Hat sie selbst keine großen Romane geschaffen — denn Arnims allerdings sehr reizende „Kronenwächter“ sind kaum als Roman im modernen Sinne zu bezeichnen, dazu auch unvollendet — so entstammt ihr doch unverkennbar der warme, echte

Digitized by Google

Hauch der bedeutenden und gemütstiefen Rede, der neben der reichen Fülle hoher geschichtlicher Anschauungen den großen Zauber unseres besten historischen Romanschriftstellers des sogenannten märkischen Walther Scotts nämlich Wilibald Alexis ausmacht, von dessen Werken schon die Rede war, wie auch bei der Besprechung der romantischen Schule von Tiecks wundervollem Romanfragment „Der Aufruhr in den Cevennen", sowie von den geringeren, von ihm beeinflußten Schriftstellern, von Rehfues mit seinem „Scipio Cicala", Rellstab, Spindler und Heinrich König, dessen Roman „Die Klubbisten in Mainz" der Vergessenheit entrissen bleiben müßte.

Die auf dem engbegrenzten Raum der Mark sich bei Wilibald Alexis aufbauende hohe Gedankenwelt, die in tiefstem Ernste wie im Humor stets herrschende sittliche Forderung und namentlich der Reichtum des Dialogs, der bald zu lyrischer Erregung, bald zu dramatischer Kraft sich erhebt, um immer wieder in den breiten, mit Ruhe gesättigten Strom der Erzählung niederzutauchen, unterscheiden ihn von der großen Schar der Männer äußerlich ähnlichen und scheinbar verwandten Strebens. Durch die Beschränkung auf brandenburgisch-preußische Stoffe von dem großen Wettbewerbe um einen allgemein anerkannten Ruhmeskranz ausgeschlossen, reicht er auf seinem Gebiete Theodor Fontane die Hand als dem ihm zunächst stehenden.

Hinter ihm verdient der gewandte, aber in seiner glatten, kühlen Art oberflächliche Darsteller Heinrich Laube genannt zu werden wegen seines in ausgedehnter, biographischer Entwicklung die Leiden Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert schildernden Romans „Der deutsche Krieg".

Ludwig Storch (1803—1881), der unstäte Wanderer und unermüdliche Produzent einer gewaltigen Menge von Romanen, Novellen und andern Dichtungen hat in seinem neunbändigen Roman „Ein deutscher Leinweber" an die Familiengeschichte der Fugger einen oft phantastisch-romantischen Überblick über das Reformationsjahrhundert geknüpft — ein Bild, das nicht der überraschenden und anmutenden Einzelzüge, wohl aber des einigenden großen Charakterzuges entbehrt. Angenehmer wirken die auf ein engeres Gebiet gestellten Arbeiten, wie „Die Königsbraut", „Der Freibeuter" und andere.

Digitized by Google

Näher an Wilibald Alexis mit Streben und Erfolg schloß sich Bernd von Guseck (1802—1871), ein Pseudonym für den Major und Militärlehrer am Berliner Kadettenhaus, auch Professor der Mathematik an der Artillerieschule, Gustav von Berneck. Unter seinen vielen gut und frisch geschriebenen Romanen, Novellen und Erzählungen voll mannhafter und edler Gesinnung ist namentlich „Der Sohn der Mark" bekannt geworden.

Georg Hesekiel (1819—1874), geboren am 12. August zu Halle an der Saale, ging vom Studium der Theologie und Geschichte unter Einfluß des Dichters Fouqué gänzlich zur dichterischen und litterarischen Beschäftigung über. Eben daher entstammt auch die Bestärkung in einer streng christlichen, noch mehr konservativen Lebensanschauung. Später widmete er sich auch der politischen Schriftstellerei und wurde bis zu seinem am 26. Februar 1874 zu Berlin erfolgten Tode Redakteur der „Neuen Preußischen Zeitung". Er war auch Mitbegründer der „Berliner Revue" und schrieb viel für die „Romanzeitung" und das „Daheim". An Ehren und Auszeichnungen hat es seinem wohlgesinnten Fleiße nicht gefehlt.

In der unendlich großen Zahl seiner Romane, Novellen, Erzählungen und Skizzen tritt überall ein energischer, aristokratischer Zug hervor, der ihm so eigentümlich echt war, daß man trotz seiner weitgehenden Betonung desselben nicht den Eindruck des Gemachten empfindet, sondern stets den gesunden Hauch der Überzeugung verspürt. Das Vorherrschende bei ihm ist das stramme Preußentum. Aber er begeistert sich für konservatives Wesen, wo er es findet. Für die alten französischen Legitimisten vermag er ebenso zu schwärmen wie für die Helden von Brandenburg-Preußen.

Seine allgemein bekannten Werke „Von Turgot bis Babeuf" — recht unpopulär gewählte Namen verhältnismäßig unbekannter Staatsmänner — „Von St. Cloud bis Lazienki", „Vor Jena", „Von Jena bis Königsberg", „Bis nach Hohenzieritz", „Stille vor dem Sturm" und so weiter sind nicht die besten. Viel wärmer und herzlicher, namentlich viel künstlerischer berühren die kleineren Romane „Krummensee", „Der Kapitän der Königin" und andere. Sehr verbreitet ist das volkstümliche „Buch vom Grafen Bismarck".

Digitized by Google

Seine älteste Tochter Ludovika Hesekiel (1847—1889), vermählt mit dem Prediger Johnsen, schrieb ganz im Geiste des Vaters. Von ihren zahlreichen Schriften seien als bezeichnend die Romane „Lenz Schadewacht“ und „Fromm und Feudal“ genannt. Ihre große Thätigkeit auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege und für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts erwarben ihr Liebe und Anerkennung vieler.

Eine große Ähnlichkeit mit Hesekiel haben drei andere, straff preußisch gerichtete, guterzählende Romanschriftsteller. Der königliche Schauspieler und Vorleser Louis Schneider (1805—1878) — „Die Queiße oder der böse Blick“ — der Hofrat Friedrich Adami, mit seinem litterarischen Namen Paul Frohberg (1816—1893) — „Aus den Tagen zweier Könige“ — und Georg Hiltl (1836—1878), ebenfalls Berliner Hofschauspieler — „Das Geheimnis des Fürstenhauses“ — „Unter der roten Eminenz“. Man könnte fast Schwierigkeiten haben, innerhalb dieser Gruppe die Autorschaft richtig zu bestimmen. So gleichartig sind sie.

Kräftig und anziehend in seiner charaktervollen Art ist der feste Pommer Edmund Höfer (1819—1882), am 15. Oktober zu Greifswald geboren und sein Leben lang ohne staatsdienstliche Stellung litterarisch sehr thätig, gab mit Hackländer in Stuttgart mehrere Jahre die „Hausblätter“ heraus und starb am 23. Mai 1882 in Cannstatt. Von seinen zahlreichen Romanen und Novellen, die gern einen düstern und abenteuerlichen Charakter annehmen, verdienen besonders „Die Erzählungen eines alten Tambours“ und „In der Irre“ Erwähnung. Er hat auch frische, kernige Gedichte herausgegeben.

Von einem gewissen vornehmen Geistesreichtum, aber ohne Kraft der Phantasie, daher trotz der sehr sorgsamen Darstellung hin und wieder etwas trocken und kalt ist Karl Frenzel, geboren am 6. Dezember 1827 zu Berlin, zuerst Lehrer an dortigen Realschulen, dann ausschließlich Litterat und Feuilletonist. Als Kritiker in der Redaktion der Nationalzeitung und dramaturgischer Berichterstatter hat er sich ausgezeichnet. Ein gründlicher Kenner der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, hat er in einer Reihe von Romanen ausgeführt, wie allmählich aus dem veralteten Wesen zuerst die heimliche Unruhe und dann die

Digitized by Google

Gewalt der Revolution sich erhob. „Charlotte Corday," „Papst Ganganelli", „Watteau", „Voltaire", „Im goldenen Zeitalter", „Lucifer" sind die Namen dieser fleißigen und bedeutenden Arbeiten. Später wendete sich Frenzel dem psychologischen Roman zu, und es wirkt seltsam, wie der alternde Mann mit der geübten Schärfe für historische Vorgänge nun seine Aufmerksamkeit auf das Gebiet der Liebe und Leidenschaft richtet. Ein großer Mangel an frischer, freudiger Naturkraft macht sich dabei geltend. „Frau Venus", „Nach der ersten Liebe" und einige Novellen gehören hierher.

Ein anderer, ebenfalls sehr fleißiger Litterat, der den Vorzug der lebensfreudigen Anschauung und reichen Empfindung besitzt, ist Julius Rodenberg (Levy), geboren am 26. Juni 1831 zu Rodenberg in Kurhessen. Nach Vollendung des juristischen Studiums machte er große Reisen durch Europa und begründete 1874 mit dem durch seine verdienstliche und erfolgreiche Thätigkeit wohl bekannten Verleger Elwin Paetel die „Deutsche Rundschau", welche zu ihren Mitarbeitern die hervorragendsten Romanciers und Novellisten der Gegenwart zählt. Rodenbergs Lyrik hat einen anmutigen, volkstümlichen Zug und verleugnet den Zusammenhang mit der altenglischen Dichtung nicht. Von seinen sehr gut geschriebenen Romanen ist namentlich „Von Gottes Gnaden" erfreulich wegen der treffenden Darstellung der Heldengestalt Cromwells gegenüber den Stuarts. Beifall fand auch der Roman „Die Grandidiers", sowie die trefflichen „Skizzen aus England und Irland".

Rudolf von Gottschall hat wie im Drama so auch auf dem Gebiete des Romans sich bewährt. Gegenüber den für Deutschland so unheilvollen österreichischen Einflüssen, die zur Knechtung echt germanischen Wesens und zur Stärkung päpstlicher Herrschergelüste dienten, läßt der Dichter mit seinem im großen historischen Stil geschriebenen Romane „Im Banne des schwarzen Adlers" in der Person des jungen Königs Friedrichs des Zweiten einen Geist der Befreiung und Hebung an uns vorübergehn. Noch mehr als die Schilderung des geistreichen Hofs von Rheinsberg, dessen thatsächliche Bedeutung und Wertgehalt immerhin einer sehr zwiespältigen Beurteilung unterliegen, nehmen den Leser die Bilder aus dem ersten schlesischen Kriege hin. Hier weht durch die Darstellung der Hauch

Digitized by Google

einer großen Zeit. Sehr viel mehr individuell gefärbt sind die späteren, in ihrer Art mehr als Tendenz- und Zeitromane zu betrachten. Eine besondere, auszeichnende Eigentümlichkeit bei Gottschall ist der sehr lebendig anmutende Dialog. Man erkennt den Dramatiker. „Welke Blätter" behandelt die liberale Bewegung in Ostpreußen während der vierziger Jahre in stark pessimistischem Sinne. „Das goldene Kalb" zeigt die Nachtseiten der innerlich tief verdorbenen Gesellschaft, in der Besitz und Genuß die höchsten Mächte sind. Abenteuerlich gespenstische Vorgänge verstärken die schwüle Stimmung dieses dann und wann grell gemalten Bildes. „Das Fräulein von St. Amaranth" giebt eine Liebesepisode aus der französischen Revolution. Der Schreckensmann St. Just liebt eine Royalistin. Die spätern Romane „Die Papierprinzessin", „Die Erbschaft des Bluts", „Die Tochter Rübezahls", „Der steinerne Gast" bekunden, daß bei der Vielseitigkeit der Gaben auch die Kraft dem Dichter treu geblieben ist.

Ein Sohn der roten Erde, Levin Schücking (1814 bis 1883), geboren am 6. September im Jagdschloß Clemenswerth, wo sein Vater Herzoglich Arembergscher Amtmann war, empfing von seiner sinnigen, reichbegabten Mutter, die als Mädchen in dem Kreise der Fürstin Galitzin, der Freundin Hamanns, der Stolbergs, Jakobis und Claudius verkehrt hatte, ein schönes Erbteil der Poesie. In Münster während der Gymnasialzeit lernte er die vortreffliche Annette von Droste-Hülshoff kennen, die ihm nach dem frühen Tode seiner Mutter eine mütterliche Freundin war und ihn später zum Freiherrn von Laßberg auf die Meersburg als Bibliothekar brachte. Als Erzieher der jungen Fürsten Wrede lernte er seine spätere Gattin Luise von Gall kennen. Seine juristischen Studien hat er sehr bald aufgegeben um sich ganz litterarischen Arbeiten zu widmen. Die hervorragendsten Stellen, die er auf diesem Gebiete einnahm, waren in der Redaktion der „Augsburgischen Allgemeinen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung". Zuletzt wohnte er nach dem Tode seiner Frau in Münster. Er starb am 31. August 1883 im Bade Pyrmont. Bei der ganz ungemeinen Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers ist es sehr wohlthuend, die freudige Liebe zu seinen Arbeiten zu erkennen, die sich in der Sorgsamkeit der Ausführungen und durchdachten

Digitized by Google

Aufstellung kund giebt. Im Gegensatz zu vielen Neueren vermeidet er alles Grelle und Sensationsmäßige. Nur selten trifft man auf etwas Erschreckendes. Er überläßt es gern dem Leser, sich selber die letzte Konsequenz zu ziehen. Man bekommt von ihm den Eindruck: er schreibt nicht immer von Westfalen, aber stets für Westfalen. Alle Extreme müssen nach seiner Neigung vermieden werden. Seine Kraft liegt nicht in der Darstellung, sondern im Werte der Handlung.

Von den eigentlichen Geschichtsromanen ist am bekanntesten und bedeutendsten „Luther in Rom". Um nach Schückings Ansicht die offene That Luthers historisch zu motivieren, muß er in Rom die tollsten Sachen erlebt haben. Daran fehlt es auch nicht, aber sie werden maßvoll — nach heutigen Begriffen — behandelt. Ein großer Fehler des Entwurfs zieht sich durch das Ganze. Denn Luthers That war nicht durch die Eindrücke der Romreise veranlaßt, sondern damals innerlich bereits fertig. Bekanntlich kam nicht einmal der Anstoß zum öffentlichen Bekenntnis seiner Überzeugung daher. Der Dichter sucht aber den inneren, tiefsten Grund in dieser Romfahrt mit den erschütternden Erlebnissen. Er hat sogar ein bestimmendes Ereignis dafür. Eine Jungfrau aus dem alten Hohenstaufengeschlecht übergiebt Luther eine antikirchliche Schrift Kaiser Friedrich des Zweiten und giebt damit den Anstoß. Wahrscheinlich denkt Schücking an die ganz nihilistische Schrift „Von den drei Betrügern", die man früher mit dem großen Hohenstaufen in Verbindung brachte, während sie der Renaissancezeit angehört.

Sehr viel anziehender sind die echt westfälischen Romane mit geschichtlichem Hintergrund und der prachtvollen Anschaulichkeit und Wärme der Schilderung, die „Ritterbürtigen", „Die Heiligen und die Ritter" und „Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück". Sehr beliebt und zu immer größerer Verbreitung gelangt sind „Ein Sohn des Volks", „Ein Schloß am Meer", „Eine dunkle That" und „Der Bauernfürst". — Levin Schücking liebt die alten Zeiten und die alten Verhältnisse; daher seine treue und verständnisvolle Darstellung. Als Sohn einer neuen Zeit trägt er aber eine belebende, verjüngende, auch zerstörende Kraft herzu. Denn seine Kunst ist wahrhaftig und erkennt überall die socialen Rechte der Menschen und Stände an. Man versteht es von seinem

Digitized by Google

Standpunkte, daß er den armen Prätendenten Ludwig den Siebzehnten in dem Buche „Ein Staatsgeheimnis“ verherrlichte. Eine ungewöhnliche Anzahl von Romanen macht seinen Namen noch heute bei jung und alt bekannt. Auch seine Gattin, Luise von Gall, Tochter eines hessischen Generals, war eine fleißige und feine Schriftstellerin, die im Zeitroman Anmutendes geleistet hat; so in dem recht bekannt gewordenen „Gegen den Strom“ und „Neue Kreuzritter“.

Nach einer ganz andern Seite hin bewegte sich der formenschöne, überschäumende, aber vielfach gradezu maß- und zuchtlose Friese Wilhelm Jensen, der Sohn des Landvogts von Sylt. Er wurde am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen in Holstein geboren, empfing seine Schulbildung in Kiel und Lübeck, studierte vier Jahre Medizin, gab dann aber den ärztlichen Beruf auf, um der Dichtkunst zu leben, zuerst in München, dann in Stuttgart, wo er die Schwäbische Volkszeitung redigierte. In die Heimat zurückgekehrt, gab er in Flensburg die „Norddeutsche Zeitung“ heraus und durfte ein friedliches Familienleben führen. Er wechselte noch öfters seinen Wohnsitz. Kiel, Freiburg im Breisgau und zuletzt wieder München ward sein Wohnsitz. Schöne lyrische Dichtungen, oft von träumerischer Weichheit, „Holzwegsaum“, „Ein Skizzenbuch“ und anderes, gesammelt in „Vom Morgen zum Abend“ (1897) und eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen machten ihn schnell bekannt und beliebt. Er versteht es prachtvoll, den Zauber der schweigenden Landschaft, die farbige Freude der Heiden und Wälder, den kräftigen Ernst des Strandes wiederzugeben und das Herzensleben mit dieser Umgebung anheimelnd zu verweben, sei es im hellen Frohsinn, sei es im erschütternden Ernst.

Merkwürdig tritt bei der poetischen Erfassung geschichtlicher Vorgänge ein Zug von Herbigkeit, eine Vorliebe für das Grelle und Furchtbare mit der Wirkung der Dissonanz hervor. Schon seine Balladen zeigen einen starken Gegensatz gegen seine zarte, empfindungstiefe Lyrik; aber dabei wirken sie meist der Sache entsprechend mit rechter Kraft und Männlichkeit.

In den Geschichtsromanen nimmt diese Vorliebe für das Düstere und Grausame überhand. Es ist fast alles anziehend und lebensvoll, was er erzählt. Aber es kommt auch, daß der Leser sich entsetzt, und daß die Fülle der Greuel das ästhetische,

Digitized by Google

ja das sittliche Gefühl empört. Wer so frisch anfassend und doch ergreifend, dabei voll so sonniger Heiterkeit schreiben kann, wie in den Novellen: „Magister Timotheus", „Die braune Erika", „Im Pfarrdorf", „Späte Heimkehr" und anderen, der sollte diese wohlverdiente Schätzung und Liebe doch nicht durch das fürchterliche Wagnis auf das Spiel setzen, in dem Roman „Nirwana" die greuliche Unsittlichkeit und Verkommenheit des französischen Adels um die Wende des vorletzten Jahrhunderts unter Übertreibung der Verallgemeinerung und in unmittelbarem Zusammenhang mit einer wahrhaft teufelsmäßigen Rache und wollüstigen Schwelgerei im Massenmord eingehend dazustellen. Wenn alle diese einzelnen Thatsachen auch ihren geschichtlichen Hintergrund haben, so ist es doch ein Unterschied, ihrer Erwähnung zu thun und sie für den Hauptzweck des Romans mit zu verwerten, oder sie mit Vorliebe in das Hauptlicht der Betrachtung zu stellen und in der Ausmalung von Schlächterscenen seinen Preis zu suchen. Ein Zug berauschender Mordlust geht durch diesen Blutkultus, symbolisch und mit starker Wirkung unter dem Schattenbilde eines sonst unbekannten furchtbaren Keltengottes „Ankou" dargestellt.

Einen ähnlich entsetzlichen Eindruck macht die Geschichte „Aus der Ganerbenburg". Hier wird in einer Fülle von historisch interessanten, teils von tollem Humor, teils von herzlicher Wärme durchzogenen Bildern, die sich aus dem Zusammenleben einer weitverzweigten Sippschaft in einer Burg ergeben, ein so schauderhaftes Ende durch den Überfall einer empörten Bauernrotte bereitet, daß die ganz eingehende Ausführung dieses Massenmordes einen starken, physischen Ekel erregen muß. Kaum dürfte ein Hintertreppen-Kolportage-Roman mit einer solchen Häufung von Greueln aufzufinden sein.

Jensen besitzt eine staunenswerte Mannigfaltigkeit der Töne in seinen Darstellungen. Wie weiß er in seinen Romanen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und nach demselben — „Aus schwerer Vergangenheit", „Über der Heide", „Ein Menschenalter später" — den Gegensatz zwischen dem entmenschten Treiben des Kriegs und dem beruhigenden und wundenheilenden Frieden zum schönsten Aus- und Einklang zu bringen! Aber man muß an andrer Stelle diesen Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung nur um so tiefer beklagen.

Der zur größten Bekanntheit gelangte Roman „Um den

Digitized by Google

„Kaiserstuhl“ (1878) bietet mit der Geschichte des protestantischen Helden Bernhard von Weimar einen sehr anziehenden Stoff. Doch wird hier ganz besonders das Fehlen des großen, einheitlichen Zuges voll wahrhaftiger Hoheit der Geschichte vermißt. Die Teilnahme des Lesers zersplittert sich auf Lieblingsfiguren des Autors, die den Hauptheiden beeinträchtigen. Gleich zu Anfang tritt die bedenkliche Neigung für das Grelle und Gräßliche in den Einzelheiten einer geplanten Hexenverbrennung wieder mit prickelnder Unruhe hervor.

Neben den Geschichtsromanen hat Jensen auch Gesellschaftsromane geschrieben, wie „Über den Wolken“ und das „Asylrecht“, die wie die größere Zahl seiner Arbeiten mit den gegebenen Einschränkungen lesenswert sind. Es seien noch genannt „Drei Sonnen“, „Sonne und Schatten“, „Die Namenlosen“, „Nach hundert Jahren“, „Barthenia“, „Karin von Schweden“, „Das Pfarrhaus von Ellernbrook“, „Fragmente“, „Nach Sonnenuntergang“, „Die Kinder vom Ödacker“, „Im Zwing und Bann“, „Auf der Heimkunft“, „Die Erbin von Helmstede“, „Die Katze“, „Asphodil“.

Von dramatischen Versuchen wie „Dido“ und „Juanna von Kastilien“ ließ Jensen bald wieder ab. Aber doch ist der „Kampf fürs Reich“, ein in der Weltgeschichte nicht seltenes Motiv, durch Doppelgängerei eines großen Helden dem Volke aufzuhelfen, ein eindrucksvoller Gegenstand seiner Dichtung geworden. Hier handelt es sich um einen an den falschen Waldemar erinnernden Freund des Kaisers Friedrich des Zweiten. Er will die Aufgabe der Hohenstaufen gegenüber dem Papstknecht Rudolf von Habsburg vertreten.

Neben die vielfarbige und schaffenslustige, mit reichen Kräften spielende Dichtergestalt Jensens können sich wenige Erzähler seiner Zeit stellen. Doch sicherlich behauptet sich einer in seiner Eigenart neben ihm, der auf ganz anderer Bahn sich die Schätzung und Liebe des Volkes errang. Das ist Wilhelm Raabe mit seinem Schriftstellernamen Jakob Corvinus. Geboren am 8. September 1831 zu Eschershausen in Braunschweig wurde er zuerst Buchhändler in Magdeburg. Da er in dieser Beschäftigung kein Genüge fand, bereitete er sich in Wolfenbüttel zum Universitätsstudium vor und begab sich dann nach Berlin, um

Digitized by Google

philosophische Studien zu treiben. Hier ließ er sein erstes von entschiedenem Erfolge begleitetes Werk, „Die Chronik der Sperlingsgasse“ erscheinen. Er lebte dann, beständig mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, in Wolfenbüttel und Stuttgart, zuletzt in Braunschweig. Ihn zeichnet eine Gabe aus, die dem Volke als die beste gilt, und die es mit der größten Dankbarkeit vergilt. Das ist der echte, warmherzige Humor.

Der oberflächliche Beurteiler bekommt von ihm möglicherweise den Eindruck, als sei Raabe ein kleinbürgerlicher, nur für ein engbegrenztes Feld befähigter Schriftsteller, weil er mit Vorliebe in die Tiefe der Dinge geht und einen kleinen Schauplatz sich erwählt. Und doch erscheinen die hohen und großen Eigenschaften der deutschen Art gerade im engen Rahmen seiner gemütlichen Anschauung und feinen, humorvollen Wiedergabe. Die Flachköpfe der Aufklärung rissen alte gotische Dome als häßliches Gerümpel nieder und erblickten in den engen Gassen der ehrwürdigen Reichsstädte nur einen krausen Wirrwarr von Unregelmäßigkeit und Unordnung, wo wir uns an dem reichen, steinernen Gebilde von Giebeln und Erkern, Türmchen und Säulchen freuen und darin die muntere Entfaltung einer echt deutschen Selbständigkeit und eines auch das niedrigste Handwerk adelnden Kunstgefühls erkennen. Eine ausgeprägte Schlichtheit und Bescheidenheit kennzeichnet diesen Dichter, der eine so herzliche Freude an seiner Arbeit hat, daß er den billigen Effekten mit hohem Selbstgefühl aus dem Wege geht.

In seiner Schreibart zeigt er sich weder von fremdländischen Mustern noch von nahe vor ihm wandelnden, anerkannten Meistern des Erfolgs beeinflußt. Sein begeisternder Dichterfreund ist der alte Jean Paul mit seiner Wärme und Tiefe des Humors in der seltsam überbauten, allein vom Verlangen nach einem ihn selbst befreienden Ausdruck bestimmten Form. Diese stets das Gemüt wiederspiegelnde Darstellung wendet Raabe auf die Erzählung an. Einem wissensdurstigen und unterhaltungsbedürftigen Leser ist damit nicht gedient. Er kommt nicht schnell genug voran. Das ist aber auch Raabes Absicht gar nicht. Er ist kein eilfertiger Tourist. Wo er etwas schön findet, da bleibt er stehn und freut sich daran und fordert seine Freunde — und als Freunde behandelt er durchaus seine Leser — dringend auf, es sich mit ihm wohl sein zu lassen. Dies unbefangene und kindliche Vertrauensverhältnis berührt über-

Digitized by Google

aus wohlthuend — so wenn er mitten aus der Geschichte heraus plötzlich anhebt: „O ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und schreibt nichts, euer Volk zu entmutigen, wie es leider von euch, die ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaft führt, so oft geschieht. Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schmähliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen."

Aus dieser, mit persönlicher Warmherzigkeit die Thatsachen durchdringenden Beherrschung ergiebt sich, daß er, was er erzählt, auch — dichtet. Er begann seine Thätigkeit nicht mit geschichtlichen Dichtungen, aber mit den sammelnden Vorarbeiten dazu. „Unseres Herrgotts Kanzlei" ist Magdeburg im Reformationsjahrhundert. Die Belagerung durch Moritz von Sachsen und Heinrich den Jüngern von Braunschweig giebt den Hintergrund zu der frischen und kraftvollen Erzählung von dem tapfern Magdeburger Markus Horn und der schönen Regine. Die Sammlung „Halb Mär halb mehr" enthält viel Düsteres und Schreckhaftes aus demselben Jahrhundert. — „Nach dem großen Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen" zeigt die schweren Opfer der Einzelnen in der Zeit des Befreiungskrieges.

Daran schloß sich eine große Zahl von einzelnen oder zu Sammlungen vereinten Geschichten „Der heilige Born", „Verworrenes Leben", „Der Regenbogen", „Ferne Stimmen" und anderes. Drei Bände „Gesammelte Erzählungen" legen Zeugnis von seinem Fleiß und seiner liebreichen Versenkung in die alte Zeit ab.

Sein erstes Werk und eine große Anzahl namhafter Schriften bethätigen ihn als den gemütvollen Darsteller des Lebens kleiner Leute, der die unbedeutenden Vorgänge bescheidenen Daseins in ihrer hohen Bedeutung versteht und in seiner Schilderung die große Wahrheit erkennen läßt, daß das Leben aus Kleinigkeiten besteht, daß aber in den geringen und alltäglichen Dingen Seelengröße und wahrhaftiger Menschenwert ebenso klar hervortreten, wie in den gewaltigen Stürmen des Völkermeers. „Die Chronik der Sperlingsgasse", „Ein Frühling", „Die Kinder von Finkenroda", „Die Leute aus dem Walde", „Der Hungerpastor", „Der Schüdderump", „Der Dräumling", „Stopfkuchen", „Der Lar", „Wunnigel"

Digitized by Google

sind solche herzliche und drollige Geschichten. Besonders möchte ich noch aufmerksam machen auf „Horacker“, die Geschichte eines armen, verlassenen und verkommenen Jungen, der von der Kaltherzigkeit und Feigheit kleinbürgerlicher Philister zum Verbrecher gestempelt werden soll, bis wahrhaftige Menschenfreundlichkeit sich des Armen annimmt.

Aus der ungeheuren Zahl der historischen Erzähler, die wohl nennenswert sind, ohne daß ihre Werke ein näheres, erklärendes Eingehen verlangten, hebe ich noch in der Kürze die nachstehenden hervor, die schon zum Teil bei Besprechung ihrer gesamten dichterischen Persönlichkeit Erwähnung gefunden haben.

Theodor Mügge (1806—1861) gab fertige Bilder aus der Geschichte des Auslandes wie „Afraja“, „König Jakobs letzte Tage“ und „Erich Randal“.

Brachvogel schrieb überaus fleißig, aber mit einem polternden Nachdruck, einer Begeisterung, der häufig nur zu sehr die vergeistigende Kraft fehlte — „Friedemann Bach“, „William Hogarth“, „Der blaue Kavalier“, „Der deutsche Michael“.

Moritz Hartmann: „Der Gefangene von Chillon“, „Die letzten Tage eines Königs“.

Franziska von Reitzenstein: „Unter den Ruinen“, „Doge und Papst“, „Unter den Waffen“, „Gebt Raum!“ und andere.

Von Alfred Meißners Romanen ist schon bei der österreichischen Dichtung die Rede gewesen.

Der Oberhesse Otto Müller (1816—1894) schrieb „Charlotte Ackermann“, „Der Professor von Heidelberg“, „Aus Petrarcas alten Tagen“ mit großem Beifall.

Der Schlesier Max Ring geboren am 22. Juli 1817 „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister“, „John Milton und seine Zeit“, erzählt sehr spannend und abwechslungsreich. — Sehr gediegen ist „Haman von Holzhausen“ von Marie Krummacher und „Cajus Rungholt“ von Lucian Bürger (Charlotte Niese). Arthur Stahl (Valeska Voigtel) arbeitete mit anerkanntem Geschick „Isolabella“, „Historische Bilder aus der alten Welt“ und „Novellen und Skizzen.“ Geschmackvoll und anmutig ist die romantische Geschichte „Irmela“ von Heinrich Steinhausen.

Digitized by Google

Unser Weg der Betrachtung hebt sich nun zu Gustav Freytags Geschichtsromanen empor. Als nach dem großen französischen Kriege Freytag verlauten ließ, er wolle in einer Reihe von Romanen die Geschichte eines deutschen Geschlechts durch die Jahrhunderte hindurch seinem Volke vorführen, kam hochgespannte Erwartung seiner Arbeit freudig und förderlich entgegen. Seine kulturgeschichtlichen Bilder „Aus Deutschlands Vergangenheit" zeigten, welch ein Meister sich hier zum Werke anschicke. Und dieses Werk selbst schien von der hohen Begeisterung der Zeit und dem mächtig erstarkten deutschen Selbstgefühl so unmittelbar getragen zu werden, daß ein großer Erfolg mit Sicherheit erwartet wurde. Bei der Besprechung von Freytags Stellung in unserer Litteratur ist bereits ausgeführt, wie es kam, daß die Erwartungen nicht ganz erfüllt wurden. Hier sollen nur noch einige Bemerkungen über seinen Einfluß auf den deutschen Roman Platz finden. Freytags Romane sind durchaus selbständig in ihrer Art. Unbeeinflußt von Vorgängern, hat er im Wege gründlicher, kulturgeschichtlicher Studien seine Kunstform gefunden und Schule damit gemacht. Seine kulturgeschichtlichen Romane entbehren eines einheitlichen Mittelpunkts, eines rechten Helden. Seine Romane sind Zeitbilder, und der Held in allem ist eigentlich das Volk. Von einem harmonisch künstlerischen Aufbau ist darum weniger die Rede, als von der Wiederspiegelung des Volksgeistes in Ereignissen, Sitte und Art einer bestimmten Zeit. Findet der ästhetische Kunstrichter vielleicht zu viel auszusetzen, um einem dieser Werke etwa den Preis des besten deutschen Geschichtsromans reichen zu können, so machen sie doch alle durch große Geschichtsauffassung, edle Sprache und wundervolle Einzelheiten der Schilderung den Namen des Dichters seinem Volke teuer und unvergeßlich.

Der erste Roman des Sammelwerks „Die Ahnen": „Ingo" hatte sehr viel Anziehendes durch die vielen, das deutsche Gemüt erwärmenden Züge. Die Alemanenschlacht von Straßburg erschien wie ein poetischer Gruß aus grauer Vergangenheit an die Sieger von 1870 und 1871. Die schönen deutschen Typen der Helden und Frauen sprachen mächtig an, und die zahlreichen Anklänge an das Nibelungenlied gaben dem Buche etwas Anheimelndes und Ehrwürdiges. Man grüßte vertraute und teure Gestalten der Vergangenheit aus der Gegenwart zurück.

Digitized by Google

„Ingraban“ zeigte eine größere Einheit und Geschlossenheit. Für den Gegensatz zwischen Deutschen und Slaven hat die Gegenwart ein starkes Verständnis, zumal da der Kampf zwischen Christentum und Heidentum damit zusammenfiel. Bezeichnende Eigentümlichkeiten der alten Volkssage werden mit sicherer Hand verwertet, und einzelne Bilder von Ingrabans verborgenem Leben in der Höhle sind von ergreifender Schönheit.

„Das Nest der Zaunkönige“ ist der beste dieser Romane, vielleicht unser bester Geschichtsroman. Dieser sehnsüchtige und lebensfrohe Imo ist in seiner jugendlichen Liebe, wie in seiner treuherzigen Heldenart eine liebenswürdige deutsche Heldengestalt.

Prachtvoll fängt der nächste Roman „Die Brüder des deutschen Hauses“ an. Eine ebenso anmutige als eigenartig überraschende Gestalt ist diese historische Elisabeth von Thüringen in ihrer harmlosen Einfalt und Schüchternheit, noch ohne allen Pomp asketisch heiligen Wesens, und daneben die schöne, schlimme Gräfin von Meran, die den Ritterdienst des treuen Ivo nicht ohne Humor einheimst. Freilich der strahlende und den Deutschen hoheitsvoll anmutende Begriff „Hohenstaufen“ und die uns fremdartige, aber berückende Vorstellung der Kreuzzüge findet eine sehr nüchterne, ja matte Darstellung.

„Markus König“ führt auf fremdartigen Grund und Boden. Die Reformationszeit im Lande Preußen erlaubt keine glanzvollen Bilder. Aber heldenhafte Vergangenheit und große Träume der Zukunft einigen sich auf der Entscheidungsstätte des evangelischen Bekenntnisses. Aber hierin liegt des Dichters Kraft nicht. Er entschädigt durch überaus fesselnde Bilder aus dem städtischen Gelehrtenleben und aus den Kämpfen und Märschen der Landsknechte. Ganz verfehlt ist nur die Gestalt Luthers.

„Die Geschwister“ geben zwei Bilder aus dem Soldatenleben. „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ zeigt düstere Erinnerungen an den politisch und geistig beschränkten Stand deutschen Lebens am Ende des dreißigjährigen Krieges, und die Hineinziehung des Hexenwahns erscheint als eine unnötige Steigerung der vorhandenen Finsternis, obwohl in mancher Hinsicht eine besondere Feinheit der Darstellung daran hervortritt. Erfreulicher wird die Aussicht in der zweiten Geschichte „Der Freikorporal des Markgrafen Albrecht“. Die Andeutungen der künftigen

Digitized by Google

Größe Preußens und die aufkommende Macht des Pietismus hätten schon kraftvollere Farben verdient.

Der letzte Roman „Aus einer kleinen Stadt" enttäuscht als Abschluß des Ganzen am meisten, zeigt aber in der ersten Hälfte charaktervolle Züge aus dem Freischarenkampf in Schlesien von 1806, aus dem Freiheitskriege und aus den Wirrnissen von 1848.

Wenn auch die früher besprochenen kulturgeschichtlichen Romane Freytags, „Soll und Haben" und „Die verlorne Handschrift" größeren Kunstwert haben, so bleibt doch auch diese Sammlung ein herrlicher Schatz unserer Litteratur, und es ist tief zu beklagen, daß die starke Nachahmung, die sie in der Art der Geschichtsbehandlung gefunden haben, so sehr jener echten, deutschen Art entbehrt, durch welche Freytag sich uns unvergeßlich teuer gemacht hat.

Die historische Richtung der Zeit, die Vorliebe für Darstellung geschichtlicher Vorgänge im Kunst- und gesellschaftlichen Leben mit der Treue des Kostüms und der Scenerie, das erweiterte Gesichtsfeld, das die Bürger eines zur Größe gelangten Staates beherrschen, brachte es mit sich, daß dem Geschichtsroman eine Stärkung erwuchs, namentlich wenn geschickte Wahl des Stoffes den Tagesgeschmack reizte. Merkwürdigerweise schlossen sich dem großen Kenner der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte vier Männer der Wissenschaft an, welche aus ihren Fach- und Fakultätsstudien heraus dem großen Publikum Schätze der Vergangenheit mundgerecht machten, und unter Benutzung des dem Mittelstande eignenden Bildungstriebes eine angenehme Belehrung und Förderung verhießen, die freilich in Wahrheit nur Unterhaltung war. Man hat deshalb ganz zutreffend und mit einer leisen Ironie diese Art des historischen Romans als „Professorenroman" bezeichnet. Jedenfalls hat diese Form sich in der Praxis sehr bewährt. Die Autoren fanden willige und fast uneingeschränkte Abnehmer ihrer Werke, und das Publikum fühlte sich außerordentlich in seiner Bildung gehoben. Der erste dieser ebenso geschickten als unermüdlichen Arbeiter war

Georg Ebers (1837—1899). Er wurde am 1. März zu Berlin geboren. Kurz vorher war sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, der aus der Synagoge ausgeschieden war, gestorben, so daß der Knabe von Anfang an eine christliche Erziehung erhielt.

Digitized by Google

Nachdem er seine Schuljahre in der Fröbelschen Anstalt zu Keilhau, in Kottbus und Quedlinburg erledigt hatte, begann er in Göttingen die Rechte zu studieren, neigte sich aber bald mehr der Beschäftigung mit historischen und archäologischen Arbeiten zu. Eine Lähmungskrankheit von dreijähriger Dauer brachte ihm Muße, diese Neigung zu vertiefen. Nach der Wiederherstellung führte er seinen langgehegten Vorsatz aus, indem er in Berlin hauptsächlich Ägyptens Sprache und Geschichte zum Gegenstand seiner Forschungsarbeiten machte. Nachdem er eine Zeit lang Privatdocent und ordentlicher Professor in Jena gewesen war, unternahm er Reisen in den Orient (1869), namentlich nach Ägypten, und wurde als ordentlicher Professor nach Leipzig berufen (1875). Auf einer zweiten ägyptischen Reise hatte Ebers in Theben Inschriften und eine aus dem sechzehnten Jahrhundert vor Christo stammende Papyrusrolle entdeckt. Im Jahre 1889 zog er sich von seiner akademischen Thätigkeit zurück und übersiedelte nach München. Er starb nach langem Leiden am 7. August 1899 in Tutzing am Starenberger See.

Ebers' erster Roman „Eine ägyptische Königstochter" machte großes Aufsehen. Der weit entlegene Stoff, angesichts dessen das unbefangene Publikum in Bewunderung ausbrach, was für eine Gelehrsamkeit dazu gehöre, vom Benehmen der Menschen in so alten Zeiten überhaupt erzählen zu können, und dann wieder das behagliche Erstaunen, daß jene Ägypter, Perser und Griechen sich genau so benahmen, wie Menschen heutzutage, nicht etwa nur insofern, als das Menschenherz immer dasselbe geblieben ist, sondern in der Auffassung von Kunst und Wissenschaft und ästhetischer Anschauung, hatten große Anziehungskraft. Namentlich bei der für das Stilvolle so begeisterungsfähigen Mode des Tages paßte in unser mit Erzeugnissen aller Länder und Zeiten dekorierten Salons auch dieser altägyptische Roman ganz vortrefflich. Eine ganze Menge schätzenswerten Details aus dem Leben einer untergegangenen Welt gab dem Leser mühelos die Überzeugung tiefer Kenntnis, und dabei hatte es etwas so menschlich Rührendes, in jenen altersgrauen, historischen Gestalten, zum Beispiel in einem Kambyses einen so gemütvollen Menschen kennen zu lernen. Obwohl der zweite Roman „Uarda" in seiner Erfindung und poetischen Durchführung wesentlich höher stand, blieb das Übermaß der archäologischen Mitteilungen doch immer sehr drückend und unharmonisch.

Digitized by Google

Gelegentliche Plattheiten trafen die Stimmung des Lesers mit vernichtender Gewalt. So das Zusammentreffen des Dichters Pentaur mit Moses, dessen gewaltige Hoheit und Bedeutung für Christen und Juden ihn nicht davor schützen konnte, hier als eine fade Episodenfigur mit verarbeitet zu werden.

Noch bunter und glänzender wird die Darstellung und die Bewegung des Dichters neben dem redseligen und bewußten Archäologen, wenn zu dem späteren Ägyptervolke die leichte, spielende Griechenart sich gesellt, und wenn die Größe Roms seinen Schatten in das wogende Völkergemisch wirft, wie in dem Roman „Die Schwestern", ein Bild aus der Zeit der ptolemäischen Bildungs- und Unzuchtsperiode. In „Homo sum" führt Ebers einen einheitlichen Gedanken in technisch trefflicher Weise, aber in tendenziösem und auch geschichtlich nicht haltbarem Sinne durch. Der Schriftsteller hat eine menschenfreundliche und milde, durchaus liberale Weltanschauung, die es ihm ermöglicht, dem Heidentum in weitgehender Weise gerecht zu werden, und auch wohl das strenge Sittengesetz mit künstlerisch poetischer Kraft anmutig zu beugen. Gegenüber den historischen Erscheinungen eines starren, weltflüchtigen und weltfeindlichen Christentums versagt ihm die Toleranz. Der Dichter schildert hier die christlichen Anachoreten des vierten Jahrhunderts als Menschen, die großer Selbstverleugnung fähig sind, aber doch immer die alten Menschen bis zu dem Grade bleiben, daß sie beim Geruch von Seefischen schon ihrer alten Tafelfreuden gedenken, ganz sportsmäßig mit ihrer Körperkraft renommieren und in hitzige Balgerei verfallen, namentlich in Todesgefahr zu jammervoller und unwürdiger Angst sich schnöde herabwürdigen. Den Christen im Jahrhundert der letzten großen diokletianischen Verfolgung, Schwärmern, die durch Kirchenerlasse vom Drängen nach Martyrium zurückgehalten werden mußten, dürfte das schwerlich nachzureden sein.

Immerhin ist „Homo sum" wohl als der beste Roman Ebers' zu bezeichnen. Von jetzt ab bewegte er sich, sehr begreiflicherweise, wenn man die Schnellproduktion erwägt, die jedes Jahr einen starken Band auf den Weihnachtstisch liefern mußte, auf einer breiten, seichten, absteigenden Bahn. „Der Kaiser", „Serapis", „Die Nilbraut" „Josua", „Kleopatra" blieben im Lande der Erwählung und ernährten sich von den Rückständen der litterarischen Jugendliebe. Später begab sich Ebers auf deutsch-

Digitized by Google

holländisches Gebiet. „Die Frau Bürgermeisterin", „Ein Wort", „Die Gred", „Im Schmiedefeuer", die garstige Maitressengeschichte „Barbara Blomberg" und „In der Herberge zum blauen Hecht" fanden den alten Beifall nicht mehr. Der Wüstentraum „Elifén" und „Die Märchen für jung und alt" zeigten einen frischeren Zug. Ebers hat sein großes, schönes Erfindungs- und Erzählertalent zu sehr in Form der Specialität und später zu geschäftsmäßig ausgenützt, um es genügend vertiefen und wahrhaft künstlerisch verwerten zu können.

Vielseitiger und reicher zeigte sich das Talent von Ernst Eckstein. Er wurde am 6. Februar 1845 zu Gießen geboren, bestand mit siebzehn Jahren die Reifeprüfung für die Universität, machte Reisen durch Italien und Frankreich und erwarb sich nach vollendetem Studium in Geschichte, Litteratur, alten und neuen Sprachen in Gießen, Bonn und Marburg den Doktor- und Licentiatengrad. Studien in Berlin, erneute Reisen durch die Schweiz und Italien, Frankreich und Spanien füllten die nächsten Jahre aus.

Nach einer Arbeitszeit an der „Neuen freien Presse" in Wien und wiederholten Reisen übernahm er in Leipzig die Redaktion der „Deutschen Dichterhalle", später des „Deutschen Dichterhains". Auch redigierte er einige Jahre das Witzblatt „Der Schalk". Seit 1885 wohnt er in Dresden und giebt die seinen Namen tragende „Humoristische Bibliothek" heraus.

Humoristische Neigung und Begabung treten bei der Übersicht seines äußern Lebens und Strebens und in der Art seiner Jugendwerke sehr stark hervor. Sehr bekannt und beliebt sind diese Äußerungen eines gesunden Pennal-Witzes geworden, wie „Aus Sekunda und Prima", „Der Besuch im Karzer", „Flatternde Blätter", „Humoresken", „Satirische Zeitbilder", „Katheder und Schulbank", „Exercitium Salamandris", „Die Feuerspritze", „Das hohe Lied vom deutschen Professor", „Schulhumor" und viele andere. Überall tritt uns der liebenswürdige Witz jugendlichen Frohmuts, ohne besondere Tiefe, aber in der wohlthuenden Form anständigen Umgangs entgegen, wenn auch zuweilen von starker Ausgelassenheit wie „Schach der Königin". Von angenehmer Wirkung sind seine sehr gut geschriebenen Novellen. In weitern Kreisen ist er erst

Digitized by Google

durch seine historischen Romane bekannt geworden, „Die Claudier", „Prusias", „Aphrodite", „Nero" und andere. Er ist im Aufbau seiner Erzählung gründlicher, gedankenreicher und folgerichtiger als Ebers. Aber auch ihm hängt die archäologische Absichtlichkeit zu sehr an, als daß man den ganz unbefangenen Genuß seiner Darstellung haben könnte. Er kann es nicht lassen, durch allerlei an sich unbedeutende, ganz unwesentliche Äußerungen daran zu erinnern, daß er als Fachmann schreibt und Kenner ist. Unwillkürlich wird dadurch das Niveau seines Leserkreises etwas hinabgedrückt, den der Dichter durch treffende Geschichtsauffassung, glänzende Anschaulichkeit und oft dichterischer Kraft auf eine beträchtliche Bildungshöhe heben konnte. Allerdings kommen zuweilen allzu gräßliche und beleidigend grelle Töne hervor, die auch durch den wilden Stoff nicht genügend gerechtfertigt werden. Sein moderner Roman „Jorinde" verdient die vorher gerühmten Vorzüge nicht mehr, da er leider in sittlicher und ästhetischer Hinsicht nach französischen Mustern abirrt.

Eine gewisse kraftvolle Demonstration liegt in der dichterischen Persönlichkeit von Felix Dahn, von dem bereits bei der Münchener Dichtergruppe die Rede war.

Obschon Dahn sich mit Glück und unter energischer Bethätigung eines hohen germanischen Bewußtseins versucht und seine schönen, gereimten lateinischen Verse, wie „Macte imperator!" an Kaiser Wilhelm und „Macte senex consiliator! Heil dir, alter Ratschlagfinder!" an Bismarck in patriotisch angeregte Kreise getragen hat, so verdankt er seine eigentliche Berühmtheit nur seinen historischen Romanen, namentlich dem Epos in Prosa „Ein Kampf um Rom" (1886).

In dem Zeitrahmen von etwa dreißig Jahren giebt Dahn hier ein Kolossalgemälde von dem Heldenkampfe und dem Untergange der Ostgoten in Italien. Gemäß seiner wissenschaftlichen Bethätigung, die überall als festes Fundament dem künstlerischen Aufbau seiner Darstellungen zu Grunde liegt, besteht das herrschende Thema Dahns in der Schilderung des Zusammenstoßes zwischen dem jugendkräftigen Germanentum und den allmählich dem Untergang verfallenden alten Nationen der romanischen Welt. Daneben zieht sich ein anderes Leitmotiv, nämlich der Zusammenstoß des jungen Christentums mit dem alten Heidentum hindurch. Aus der Umkehrung des Verhältnisses von Schwäche und Stärke, indem

Digitized by Google

fast ständig die Religion der Schwächlinge die Religion der Starken überwindet, ergaben sich hin und her mannigfache tragische Konflikte. Das Gericht der Geschichte über die Goten wird hie und da als eine Strafe dafür angesehen, daß sie den Glauben ihrer Väter verlassen haben. Allerdings erscheint das Christentum nicht durchaus als eine Verstärkung der feindlichen Mächte; denn dieselbe Religion wirkt thatsächlich schon auf beiden Seiten. Hier werden andere Motive, wie Politik, Treulosigkeit, Verweichlichung und dergleichen herangezogen. Eine eingehende Motivierung und psychologisch überzeugende Charakterzeichnung gehört nicht zu Dahns Stärke. Ihm kommt es auf die schöne Plastik der Erscheinung, der Hervorhebung einer bestimmenden Eigenschaft für jeden Helden, sinnlich schöne oder doch packende Massenwirkung, jedenfalls in erster Linie auf die ästhetische Seite der Darstellung an. Wie eine glänzende Reihe von lebenden Bildern mit malerischem Luxus und unverhüllter Kostümfreude strömt diese Fülle der Erscheinungen an uns vorüber. Wenn die Geschichte zuweilen nur den Wert eines verbindenden Textes hat, erhebt sie sich doch auch zum dröhnenden Klange eines Heldenliedes; auch weiche lyrische Töne mischen sich ein.

Gegenüber diesem Not- und Todeskampf des Gotenvolkes mit dem griechischen Kaisertum hat sich der Dichter eine geheimnisvoll wirkende Kraftgestalt in dem „letzten Römer" Cethegus geschaffen, der jene beiden Gegner im vernichtenden Ringen einander verzehren lassen möchte, um das alte Rom zu gewinnen. Bei den großen Ereignissen des Kampfes ist dieser interessante, aber sehr unliebenswürdige Mann die unsichtbare Triebfeder und der tertius gaudens. Für die Einführung solches Faktors in die Geschichte des Gotenkrieges wird sich jedenfalls der Dichter Dahn beim Historiker gleichen Namens Dispens geholt haben, sowie für die Mitteilungen aus den verlorengegangenen Büchern des Geschichtschreibers Prokopius.

Sehr anziehend für den Leser ist die Menge der unter sich sehr verschiedenen, in sich meist sehr einfachen Typen innerhalb der verschiedenen Gruppen. Der politische Scharfsinn Justinians, der brave Belisar, der energische Narses, die ränkesüchtigen, üppigen Frauen des Kaiserhofes und gegenüber die hineinragende Heldengestalt Theoderichs, die Sagenfigur des alten Hildebrandt, der schlichte Witigis, der Sonnenjüngling Totila und der bleiche, düstere Teja, der den Verdacht erweckt, Schopenhauer gelesen zu haben,

Digitized by Google

und dann neben ihnen ihre blauäugigen, blondharigen Schönheiten mit allerlei lieblichen Abschattierungen.

Schön klingt die bunte Schilderung bei dem Abzug und der Heimfahrt der tapfern Heldenschar mit Tejas Leiche unter den Liedern Adalgoths aus.

Den angeschlagenen Ton setzte Dahn nach zwei Richtungen fort. In einer Reihe von „Romanen aus der Völkerwanderung", „Felicitas", „Bissula", „Gelimer", „Die schlimmen Nonnen von Poitiers", „Fredegundis", „Attila", „Die Bataver" gab er in gefälliger romanhafter Form eine eingehende Betrachtung geschichtlicher Vorgänge in geschickter Hervorhebung der Volksunterschiede und mit dem Ziel ethisch-ästhetischer Versöhnung. In einer andern Beziehung malte er mit liebreicher Vertiefung den Gegensatz altnordischen Götterglaubens zum Christentum. Dabei begiebt es sich wohl, daß er in seiner alldeutschen Begeisterung das Christentum gern zurücktreten läßt und dem Heidentum insofern eine überwiegende Teilnahme schenkt, als er bei seiner Neigung für pantheistische Verflüchtigung des religiös Thatsächlichen in der altnordischen Mythologie mehr Anhaltepunkte zu finden glaubt, die Welt dem seligen Nichtsein entgegenzuführen. Sein „Vater Odin" erinnert stark an den „Wanderer" in Wagners „Götterdämmerung" und berührt nur allzuverständlich das moderne Empfinden, wie ein verwöhnter Herr in den allerglücklichsten Verhältnissen, der Schopenhauer gelesen hat und ihn nicht verdauen kann, so daß er nun mit der ganzen Familie grenzenloser Verstimmung und Unlust verfällt. Ganz modern ist auch die Auffassung von Loki als von einem Lucifer, Allvaters heißgeliebtem Sohn, und zugleich dem Erbfeinde der Götter und des Guten nach einem unbegreiflichen Schicksalsspruch, indem die letzte Entscheidung immer eine Instanz höher gelegt wird. Zu diesen düstern, aber unleugbar höchst anziehend geschriebenen phantastischen Romanen gehören „Odhins Trost", „Odhins Rache" und „Sind Götter"?

Dahns Neigung zu epischer Ausmalung und seine schöne Anschaulichkeit bringen, unterstützt durch die reiche, mit Meisterschaft ausgebildete Sprache, meistens eine schöne Wirkung hervor. Zuweilen lockt ihn auch wohl sein plastisches Darstellertalent über die Grenze des Erhabenen hinüber auf die andere Seite. Vor dem Stillleben in der Familie Odhins und der genauen Wiedergabe

Digitized by Google

von der Zubereitung des Frühstücks durch die Göttermutter kann der Leser seine Stimmung nicht halten. Es drängt sich zu sehr das Bild von Großstädtern in der Sommerfrische auf.

Dahns Vorzüge haben bereitwillige Anerkennung gefunden. Seine Werke werden länger wie die von Ebers und Eckstein die Jugend unseres Volkes entzücken und mit der darin liegenden Kraft wohlthuend durchdringen.

Die größte Verstandesschärfe und den am meisten geläuterten Geschmack zeigt unter den gelehrten Schriftstellern dieser Kategorie der Professor der Theologie Adolf Hausrath in Heidelberg, der unter dem Namen George Taylor schreibt. Er ist am 13. Januar 1837 zu Karlsruhe geboren. Früh verwaist, empfing er von seiner Mutter, mit Unterstützung des badischen Ministers von Marschall eine sehr sorgsame Erziehung. Nach dem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt und der Universität Jena wandte er sich, hauptsächlich unter dem Einfluß des Kirchenhistorikers Karl von Hase, der Kirchengeschichte als Hauptaufgabe seiner Lebensbeschäftigung zu. Die schöne Form und die Betonung der ethisch-psychologischen Anschauung hat er wohl von jenem Meister überkommen, auch den religiösen Liberalismus. Als ein scharfer Parteimann nahm er nach Vollendung seiner Studien in Berlin und Heidelberg eine Zeit lang als Privatdocent und Stadtvikar, sowie als Sekretär des Protestantenvereins, teil an den erbitterten Kämpfen um den Alleinbesitz der Universität für die liberale Richtung und redigierte das „Süddeutsche Wochenblatt". Große Überarbeitung und die ihm zu teil gewordene Anerkennung seines Strebens in Form einer Berufung in den badischen Oberkirchenrat veranlaßten ihn, seine Stellung in Heidelberg aufzugeben. Nach einem Zeitraum von mehr als drei Jahren wandte er sich dem Docentenberufe wieder zu und wurde außerordentlicher, im Jahre 1870 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg. Während einer Augenkrankheit, die ihn auf drei Monate ins Dunkle bannte, erfand er seinen ersten Roman. Offenbare Begabung und Neigung hatten ihn unleugbar darauf geführt. Sein großes Werk „Die neutestamentliche Zeitgeschichte" und das als vierter Band sich daran schließende „Leben des Apostel Paulus" konnten mit ihrer schwungvollen und farbigen Sprache, ihrer glutvollen Darstellung und überraschenden

Digitized by Google

Zusammenstellung der Thatsachen den poetischen Zug schon nicht verleugnen.

Dabei überrascht der große Unterschied, wenn man seine Darstellung mit der seiner Genossen Ebers, Eckstein und Dahn vergleicht. Ihm fehlt durchaus der epische Zug. Seine Romane sind feine, aber absichtlich erfundene Geschichtsbilder. Niemals verleugnet er die tendenziöse Stellung zur Sache. Er ist viel logischer, gedankenreicher, vielseitiger und fleißiger, aber er bleibt stets der kühle Meister, der seine Mittel kennt. Eigentümlich ist ihm eine Ironie, die vor dem Gräßlichen nicht zurückschreckt, auch wohl, wie bei einem so hochgebildeten Manne unvermeidlich ist, einmal melancholisch wird, durchgehends aber im philosophischen Lächeln der Überlegenheit ihren entsprechenden Ausdruck findet. Wenn es sich um heilige Dinge handelt, kann uns darum diese Teilnahmlosigkeit wohl verletzend bedünken, wie zum Beispiel in seinem ersten Roman „Antinous“ (1880) die an die Gestalt des „Hermas“ geknüpfte burliske Schilderung christlicher Märtyrer in der Arena, oder das konfessionelle Gezänk in „Klytia“ (1883).

Verhältnismäßig am meisten frei von archäologischer Belehrung und tendenziöser Beleuchtung ist sein Missionsroman aus dem vierten Jahrhundert „Jetta“ (1884).

Im Jahre 1899 hat Taylor ein kleines, witziges Kulturbild aus drei oder eigentlich vier Jahrhunderten ausgehen lassen, welches nach den alten Traummotiven aus der griechischen und arabischen Poesie und nach andern berühmten Mustern dieselben Personen im Spiel der Palingenesie immer wiederkehren läßt. Der alte Gymnasialdirektor soll zur Reichstagswahl abgeholt werden von den konservativen Herren „Pastor Markus“, „Gutsbesitzer v. Mucius“ und „Rittmeister Scipio“. Er will nichts von Politik wissen und entläßt trotz ihrer philologisch anheimelnden Namen die Herren in Ungnade. Dann setzt er sich zum Mittagsschlaf „Unter dem Katalpabaum“ — das ist der Titel — nieder und überlegt, wie schön die Zeit einst war ohne Politik.

Im Traume wird er in diese schöne Zeit versetzt. Er ist Kandidat und bewirbt sich um eine Pfarrstelle. Die drei Peiniger kommen wieder. Der Junker läßt ihn mit Hunden hetzen, weil er dessen alte Geliebte bei der Beerbung nicht mit in den Kauf nehmen will. Der Rittmeister als Werbeoffizier fängt ihn und steckt ihn zu erhörter Pein in die Montur, und der

Digitized by Google

Regimentsprediger donnert ihn an, es sei Gottes heiliger Wille, daß die Fürsten Soldaten fänden, gleichviel wie. Entsetzt erwacht der alte Herr und wünscht nunmehr die Zeit herbei, wo das kräftige Leben des Mittelalters die Menschen umfing und stärkte.

Beim Mittagsschlaf des zweiten Tages wird es in der mittelalterlichen Luft noch schlimmer. In wahnsinniger Liebeswut stellt ein junger Pfaffe der Tochter des Träumers nach. Ein Inquisitorium bedroht Freiheit und Leben, und der kirchliche Richterspruch zwingt die Familie, von dem Vater ins Elend zu fliehen, weil er ein Gebannter ist. — Jetzt ist der alte Philologe sich darüber klar, daß alles Elend nur von der christlichen Kirche stamme, und er sehnt sich nach der Antike.

Der Mittagsschlaf des dritten Tages läßt ihn mit seiner Familie Haussklaven eines vornehmen Römers sein. Sie finden sich allerlei Elend ausgesetzt und kommen in Gefahr, wegen eines im Hause vorgekommenen Giftmordes allesamt gekreuzigt zu werden. Da plündern sie die reiche Villa aus und entfliehen, und nun kommt das Schlimmste. Weib, Söhne und Tochter berauben auf der Flucht den Vater. Im Schlafe mit dem Gespann in den Abgrund geschleudert, im Wachen mit der geheimnisvollen Traumbank zusammengebrochen, liegt der unruhige Schläfer im Staube. Er erhebt sich, um die Segnungen des Christentums zu preisen. Dankbar entschließt er sich, weil eben die Böllerschüsse zur Stichwahl laden, seine Stimme abzugeben, aber weil ihm klar wird, daß die Welt im Vorwärtsschreiten doch immer besser werde, nicht für den „konservativen Agrarier Knollfink", sondern für den „Fortschrittler Rollmops". Der unheimliche Schlummersitz aber wird ermittelt als ehemaligen Bestandteil einer Mumienkiste des Gymnasiums. Der Direktor läßt sie verbrennen, um vor weiteren Rückträumen bewahrt zu bleiben. Eine Menge geistreicher Gedanken, interessanter Scenen, tiefer richtiger Beobachtungen über das Elend der Menschheit, eine Fülle von schlagenden Winken sind hier vereint unter dem Gebot einer alles beherrschenden Ironie.

Überaus wohlthuend berührt daneben die völlig tendenz- und absichtslose, durchaus unbefangene Dichtung auch eines Fachmannes und gründlichen Kenners seines Stoffes, aber eines Gemüts, das unter dem fesselnden Zwange seiner dichterischen Notwendigkeit frei und freudig lebte. Das ist Scheffels „Ekkehard", der bei der Besprechung der „Münchener Dichterschule" schon seine

Digitized by Google

Erwähnung gefunden hat, aber hier mit geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Romanen zusammengestellt werden soll. Lange vor Gustav Freytags „Ahnen“ und von keinem Vorgänger beeinflußt, unternahm es der Dichter, ein volles Zeitbild aus einer uns völlig entschwundenen Geschichts- und Kulturepoche zu geben. Der schwäbische Hegau im zehnten Jahrhundert ist eine für den modernen Durchschnitts- und Bildungsmenschen gänzlich fremde und eigentlich unvollziehbare Vorstellung. Man sollte meinen, nur auf den staubigsten Wegen der Gelehrsamkeit und in der Stickluft der Bücherweisheit könne man hier Zugang gewinnen. Und dabei ist doch das Buch von einer herzergreifenden Frische und trägt den Stempel überzeugender Thatsächlichkeit. Ja, so dachte man damals in den Klöstern des heiligen Gallus. So empfanden die Mönche. So ging es in den Burgen, festen Häusern und Hütten, so in den Bergen, Wäldern und Ufern her. So sahen die schwäbischen Siedler, die Jäger, Fischer und Knechte, ihre Herren und die heiligen Väter an. So empfand eine jugendstarke, zur Witwenruhe verurteilte Herzogin. So sagten die Menschen, und so sangen sie. Woher ist dem Dichter diese poetische, recht eigentlich schöpferische Offenbarung geworden?

Der naturfreudige, wanderlustige Sänger sah die Schönheiten dieser Ufer des schwäbischen Meers. Er empfand die stillgewaltigen Tröstungen, und die Schrecken des Hochgebirges waren ihm kund und hold vertraut, wie wir aus seinen „Bergpsalmen“ (1870) erfahren. Ein echter deutscher Sänger, kannte Wälder und Fluren; nur sind sie nicht still für ihn. Er lebt und webt mit ihnen, in ihnen. Die Natur seiner Zeit ist dieselbe, die uns in seinem Buche durchschauert. Darum erkennen wir sie daraus so klar und wahr.

Und ebenso war es auch mit dem Volke. Der freundliche, in seiner Art sehr schlichte und tief behagliche Wandersmann Scheffel kannte auch seines Vaterlandes Kinder sehr wohl, und sie fühlten sich bei seiner herzlichen Begegnung und Ansprache von ihm verstanden. Das Volk ist in seiner eigentlichen Art und, wo die volksverstörenden Gewalten noch nicht ihr übles Werk gethan haben, auch noch dasselbe wie vor tausend Jahren; denn das eigentlich Volkstümliche ist weiter nichts als das eigentlich Menschliche. Die Leute aus Ekkehards Hegau wohnen heute noch dort.

Digitized by Google

Und nun als eine bedeutsame dritte Quelle der Dichtung erschloß sich ihm das Buch, in dem die Erlebnisse von St. Gallen und Reichenau als casus St. Galli (Pertz, Monumenta Germaniae) im treuherzigen Mönchslatein uns berichtet werden.

Wie menschlich nahe wird uns Geschichte, Sinnesart und Lebensgang einer großen Zahl von Mönchen hier gebracht! Welch eine Fülle von Schwänken, guten und bösen Abenteuern, großen und kleinen Erlebnissen bietet sich hier dar! Und wer einmal mit Behagen in diesen Überlieferungen gelesen hat, der fühlt sich gedrungen, wieder zu erzählen und weiter zu erzählen. Mit seiner besonderen Gabe hat Scheffel diese drei Kräfte sich angeeignet und aus sich heraus unmittelbar wieder erschaffen zu poetischem Dasein. Ihm eignete das, was zum Dichter macht: Vaterfreude und Lebenslust. Weil er Deutschlands Natur, Volk und Geschichte liebte, ist ihm das Werk gelungen. Er fing nicht die nackte Wirklichkeit mit naturalistischer Barbarei ein, um sie unbarmherzig in seine Romane zu sperren. Da würde sie unfrei verstaubt und müßte sterben, so daß man die Spitzmarke „Nach der Natur" nur mit Achselzucken ansehen könnte. Was er aber liebend in sich aufgenommen hatte, das lebte weiter in seiner Liebe, und jeder erkennt für immer willig an: es lebt!

Was er seinem Volke hinterließ, wird genügen, seinen Namen vor der Vergessenheit zu bewahren.

Die Hereinziehung des Waltharliedes in vollem Wortlaut des Textes hat etwas Befremdliches. Soll der ganze Roman nur als historische Einleitung und Einrahmung für das Lied dienen, oder ist im andern Falle das Lied nicht nur Anhängsel oder Beilage? Aber etwas Störendes entsteht doch nicht dadurch; denn in der That ist dieser herbe, mannesstolze Heldensang die gesunde Kost für ein aus dem Gleichmaß gebrachtes kraftvolles Gemüt. Die Lösung des Zwiespalts in dem erbitterten und mit sich selbst uneinigen Jüngling ist keine kunstmäßige im religiösen oder ethischen Sinne, sie ist im engsten Sinne des Worts für Leib und Seele ein Naturheilverfahren.

Gerade diese Einfachheit und Einfalt ist für die Neigung des Volkes ausschlaggebend. Das Leben in der Wildnis als Einsiedler, die trauliche Nachbarschaft mit der Tierwelt, die Arbeit um das tägliche Brot, die Freude an der Väter Heldensagen, die Karl der Große schon bezeugt hatte, indem er die alten Lieder

Digitized by Google

sammeln ließ, und dann endlich mit geheiltem Herzen und hellem Kopfe ein thätiger Dienst zum Wohl des Vaterlandes — das alles ist so gemeinverständlich und natürlich und so fern von romantischer Unklarheit und jeder Gesuchtheit, daß der gesunde Geschmack sich freudig angesprochen fühlt.

Wenn Scheffel in einem tiefen und wesentlichen Gegensatz zu der bewußtgelehrten Art des sogenannten Professorenromans stand, so giebt es noch von einer andern Seite her eine herzlich anmutende und ergänzende Erscheinung des Geschichtsromans, und zwar auch von seiten eines Professors.

August Ebrard (1818—1888) wurde am 18. Januar in Erlangen geboren. Sein Vater entstammte einer alten Adelsfamilie der Sevennen und war zuletzt Pfarrer der französischen Kolonie in der genannten Universitätsstadt. Der Sohn empfing Gymnasial- und Universitätsbildung daselbst, studierte dann noch in Berlin und begann 1841 seine theologischen Vorlesungen in der Heimat als Licentiat. Nachdem er einige Jahre in Zürich als Professor der Theologie gewirkt hatte, wurde er 1847 als solcher nach Erlangen berufen. Im Jahre 1853 folgte er einer Berufung als Konsistorialrat nach Speier. Sein Bestreben, die bestehende Union zu halten und zu pflegen, stieß vielfach auf harte Anfeindungen. Nach acht Jahren kehrte er wieder in die Heimat zurück, um wieder Vorlesungen zu halten und vom Jahre 1873 an auch das Pfarramt der französischen Gemeinde zu führen. Der vielseitige und unermüdlich fleißige Mann starb am 23. Juli 1888.

Ebrard liebte es, je nach Art und Inhalt seine Schriften unter wechselnden Schriftstellernamen zu schreiben. Gewöhnlich nannte er sich Sigmund Sturm, aber auch Gottfried Flammberg oder Schliemann der Jüngere und so weiter. Er hat Gedichte, dramatische Werke und ganz vortreffliche geschichtliche Erzählungen hinterlassen, wie „Die Kreuzeiche“, „Kurt Werner“, „Der Feilenhauer“, „Die Rose von Urach“, „Der goldene Becher“, „Ein deutscher Mann“. Von seiner kraftvollen, echt deutschen Gesinnung geben seine Lieder wider die Dänen, „Schleswig-Holstein“, Kunde. Die Gesundheit seiner tiefernsten Welt- und Lebensanschauung trat besonders an seinem prachtvollen Humor hervor. So in „Cheirisophos Reise durch Böotien“.

Digitized by Google

Der durch Xenophon so allgemein bekannt gewordene spartanische Kommandeur beim Rückzug der Zehntausend ist in den Verlustlisten irrtümlicherweise als „gefallen" bezeichnet. Er war nur schwer verwundet und erhielt nach der Genesung seinen ehrenvollen Abschied als Major. Wie alte Militärs viel Neigung haben, sich in ihrem späteren Alter noch fortzubilden und gemeinnützlich zu machen, so beschließt der alte Herr, die Nachbarstaaten zu bereisen und sich mit ihren politischen, wissenschaftlichen und socialen Verhältnissen bekannt zu machen. So studiert er mit besonderer Gründlichkeit Böotien (Bayern) und giebt uns seine Bemerkungen darüber zum Teil in höchst ergötzlicher Weise. Eine Glanzstelle ist es, wie in einer naturwissenschaftlich-freisinnigen Versammlung von „Bildnern" ein Redner ausführt, es gebe keine Gottheit, und wie darüber ein bescheidener junger Mann, der sich dem Major unterwegs angeschlossen hat, zuerst in peinliche Verlegenheit und Entrüstung gerät, dann aber dem Götterleugner entgegentritt und ihn ohne Worte niederblitzt. Der junge Mann ist nämlich — Helios.

Das bedeutendste Werk Ebrards ist der historische Roman: „Einer ist euer Meister", ein erschütterndes Bild aus der Zeit der Glaubenskämpfe in der Pfalz während des Reformationsjahrhunderts. Der eine große, echt protestantische Gedanke beherrscht als Sammelpunkt die Fülle der kulturgeschichtlich merkwürdigen Bilder, die Verknüpfung seiner persönlicher Beziehungen im Glanze einer hohen, entsagungsvollen Liebe und, was am meisten zu bedeuten hat, das Leben und Streben wirklicher Menschen. — Es ist merkwürdig, wie groß in mancher Hinsicht die litterarische Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland noch immer ist. Ebrard ist im Norden fast ganz unbekannt, obwohl seine Gedankentiefe, die Feinheit seiner Seelenkunde und die Durchbildung seiner gesamten sittlich-litterarischen Persönlichkeit ihm auch hier wohl ein besonderes Verständnis zu erwecken vermöchten. Er ist einer der verhältnismäßig seltenen, begabten Schriftsteller mit ausgesprochen christlicher Überzeugung, die als Schriftsteller zu vornehm sind, um ihre litterarischen Mängel mit Gottseligkeit auszuflicken, und als Christen zu ehrlich, um für ihre Überzeugung mit Poetenruhm Reklame zu machen.

Leider muß die Thatsache konstatiert werden, daß in einer neuerdings stark kultivierten Art des historischen Romans, nämlich im biblischen Roman, Überschwenglichkeit und Geschäftssinn ein

Digitized by Google

häßliches Kompaniegeschäft geschlossen und dann miteinander einen schimpflichen poetischen Bankrott gemacht haben.

Der Anfang geschah mit einer ganz unverfänglichen und aufrichtigen Gesinnung. Wie seiner Zeit der Philologe Becker zur Veranschaulichung der in den klassischen Autoren erwähnten Zeit- und Lebensverhältnisse für die Gymnasien seines Zeitalters „Charikles“ und „Gallus“ schrieb, wie der preußische Oberhofprediger Strauß einst „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ herausgab, um die jüdische Sitte zur Zeit Christi lebendig darzustellen, so machten sich zwei Professoren daran, auch das Leben Jesu recht greifbar und anschaulich in novellistischer Form, gestützt auf archäologische Studien und Ermittlungen vorzuführen.

Der Leipziger Professor der Theologie Franz Delitzsch (1813—1890) gab ein Büchlein heraus: „Ein Tag in Kapernaum“, worin er in gewissenhafter Verwendung archäologischer Wissenschaft und ethnologischer Kenntnisse den Aufenthalt des Herrn in der genannten Stadt uns ausmalt. Da wir heutzutage das Christusbild der Renaissance oder doch klassisch gerichteter Maler vor Augen haben, fühlen wir uns schon durch diese fremdartige Christuserscheinung im gestreiften Kaftan, mit dem turbanartigen Kopftuch kalt berührt, wenn auch der Verstand zugeben muß, daß sie der Wirklichkeit wohl mehr entsprechend sei, als die hellenische Idealgestalt. Und wie geht nun erst die Erbaulichkeit der Thatsachen vor der äußerlichen Schilderung zu Grunde, wenn die körperlichen und geistigen Anstrengungen Jesu beim Predigen und Heilen geschildert werden und gar, wenn das Buch damit schließt, daß im Hause des Petrus abends alles schon schläft, nur noch die Schwiegermutter wacht, bis Jesus allein nach Hause kommt und sie ihn mit dem Vorwurf empfängt, daß er — wie profan — wieder so spät komme!

Nicht besser steht's mit dem „Philippus“ eines Professor Pontus Wickner in Christiania. Die erste Begegnung des Herrn mit diesem Jünger besteht darin, daß er ihn in einer herrlichen Mondnacht auf dem Ölberge vor einem gefährlichen Sturz bewahrt.

Weit bekannt in kirchlichen Kreisen wurde gleich beim ersten Erscheinen das Werk „Priscilla an Sabina, Briefe einer vornehmen Römerin an ihre Freundin“ (1873) von Wilhelm Pressel, Pfarrer zu Waukheim bei Tübingen. Die Absicht des Verfassers ist ohne Zweifel eine tief

Digitized by Google

religiöse. Aber die novellistische Umgießung der biblischen Thatsachen und der unvergleichlichen Bibelsprache in novellistische Form und Sprache tötet die Heiligkeit und Kraft, denn ein nüchterner, oft trivialer Ton herrscht vor. Namentlich vor den Mysterien des Wunders und des Leidens schlägt die Absicht, uns die Evangeliumsgeschichte recht nahezubringen, in das Gegenteil um. Die Vorgänge werden ihrer Hoheit entkleidet. Wir bekommen nicht den Eindruck, daß begeisterte Jünger uns erhebende Wahrheiten berichten, in denen die Hauptsache ihres und unseres Lebens liegt, sondern daß sie uns kleinere, unwesentliche Äußerlichkeiten herbeibringen mit dem freudigen Selbstbewußtsein, alles selbst gesehen zu haben. Der störende Vergleich mit jenen neugierigen Reisenden und Berichterstattern drängt sich auf, die bei allen Haupt- und Staatsaktionen sich vorzudrängen verstehen und kein Mittel scheuen, um als die ersten die Neuigkeiten zu entdecken und dem Publikum zu unterbreiten. Diese reisenden Ausländer haben das Zimmer des heiligen Abendmahls, das doch ganz in der Stille vorbereitet wurde, schon vorher in Augenschein genommen; sie sehen in der Weise den Versucher vor dem Herrn entfliehen; sie umgeben Jesus auf Schritt und Tritt, so daß ihr novellistischer Bericht kläglich neben dem Bibeltext herläuft und durch unermüdliche und unwahrscheinliche Schreibseligkeit dem Leser lästig wird.

Viel tiefer steht und geradezu als eine häßliche Verirrung ist das Buch „Phöbe“ von einer Schriftstellerin Hans Tharau zu bezeichnen. Man mußte sich daran gewöhnen, daß in den heutigen Geschichtsromanen moderne, junge Damen in Kostümen von Griechinnen und Römerinnen, als Germanenmädchen und ägyptische Töchter erscheinen. Das muß aber nicht nur das religiöse Gefühl, sondern auch den guten Geschmack beleidigen, wenn das heilige Gewand des Bibeltextes ohne Scheu für Maskengarderoben und Kostümfeste zugeschnitten wird. Hier bekommen wir einen Briefwechsel aufgetischt zwischen der Diakonissin Phöbe — bekannt aus dem Schluß des Römerbriefes — und ihrer Freundin Julia. Auf der ersten Seite steht: „Als Vorwort ein Empfehlungsbrief: Ich befehle euch aber unsere Schwester Phöbe. Korinth, Anno domini 58 (!?!). Paulus, ein Apostel Jesu Christi.“

Julia erzählt aus Rom von der Gefangenschaft des Apostels Paulus. Phöbe macht Mitteilungen über innere Vorgänge in der

Digitized by Google

korinthischen Gemeinde und gesteht ihre sentimentale Liebelei zu Timotheus. Schließlich kommt noch ein Schreiben des Aquila und gar ein Brief des Timotheus mit der Beschreibung von Pauli Hinrichtung. Tief zu beklagen ist die pietätlose Dreistigkeit, mit welcher derartige Plattheiten auf die Einfalt kirchlicher Kreise spekulieren dürfen.

Noch viel breiter wucherte das Bestreben aus, in frei erfundene Romane das Leben und Sterben Jesu hineinzuarbeiten und dadurch Interesse zu erwecken. B. Hammer bearbeitete den amerikanischen Roman „Ben Hur, eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace, General der nordamerikanischen Bundesarmee und vormals Gesandter in Konstantinopel," ein Buch, das mit einer fürchterlichen Reklamenpauke in allen lebenden Sprachen ausgeboten wurde. — Der Israelit Ben Hur gelangt auf wunderbare Weise zu hoher römischer Ehrenstelle und benutzt sie zur heimlichen Rüstung „galiläischer Legionen" (?!), um Jesus zum Könige zu machen. Jesus weist die Zumutung zurück, und Ben Hur kommt beim Anschauen des Erlösertodes unter einer Menschenmenge „von Hunderttausenden und Millionen" (?!) zur Erkenntnis, daß das Reich Christi kein irdisches sei. Dazwischen giebt es weit ausgedehnte Wettfahr- und Pferdegeschichten, die raffinierte grausame Rache Ben Hurs an seinen Feinden, Abenteuer der liederlichen Tochter eines der drei Weisen aus dem Morgenlande und dergleichen. Endlich legt Ben Hur seine Schätze im Bau der römischen Katakomben an.

Noch zudringlicher erwies sich ein Versuch von Oskar Gutsche, nicht nur die religiöse Teilnahme, sondern auch unsern Patriotismus auszubeuten. „Torald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz" ist der Titel des Romans, in dem die heilige Gestalt Jesu mit dreister Hand vom Lebensgrunde der evangelischen Geschichte losgerissen und auf den dürren Boden geschmackloser Erfindung gepflanzt werden soll. Der edle Gotone Torald macht sich von der Mündung der Weichsel auf, um einen Vetter in römischen Diensten zu besuchen. Mit einer schnell erworbenen Bädekerweisheit studiert er Rom und Athen, findet aber den Vetter nicht, der seine Garnison geändert hat und gerade nach Jerusalem abkommandiert ist. Hier trifft Torald ihn, lernt aber auch Jesus kennen und wird ein Zeuge aller Vorgänge bis zum Tode des Herrn. Er ist der Jüngling, der

Digitized by Google

in der Nacht von Gethsemane, wo Jesus betet: „Du, vor dem die Stürme schweigen" u. s. w., mit Hinterlassung seiner Leinwandhülle bloß entflieht. Zur Kreuzigung borgt er sich ein Pferd und reitet in der Entfernung auf und ab. Dazwischen bringt er der Gemahlin des Pontius Pilatus Bericht, welche den Helden „nicht ungegaftet" entläßt, und kommt zur rechten Zeit zurück, um dem sterbenden Erlöser zuzurufen: „Halte aus, Göttlicher, den letzten großen Schmerz! Trinke voll Mut des Todes bittern Kelch! Schon erhebt sich der Himmelsherr vom goldenen Stuhl, dem durch Leiden Verherrlichten entgegenzugehen." Nachdem er beim Begräbnis des Heilandes Beistand geleistet, empfängt er von Maria Magdalena die Botschaft der Auferstehung und kauft für die Mutter Jesu ein Gut bei Nazareth. Als er darauf infolge einer Verletzung am Fuße krank liegt, schreibt ihm sein Freund Johannes das Evangelium nieder, nicht ohne daß Torald ihm Anleitung giebt und zum rechten Anfang (!?) verhilft.

Torald kehrt nun heim, lernt in Athen die Schiffsbaukunst, absolviert eine langweilige Liebesgeschichte, landet endlich wieder an der Weichselmündung und heiratet die allererste Liebe mit einer großen Aussteuer. Als in späteren Jahren Weib und Kind an einer Seuche gestorben sind, belauscht Torald in müßiggängerischer Langeweile die Waschung des heiligen Nerthusbildes, wird in einem Nachen hülflos den Fluten der Ostsee preisgegeben und verschwindet. An tausend Seiten sind gelesen, und noch hört man nichts von dem angekündigten Stammbaum der Hohenzollern. Da kommt auch das noch.

Es war noch ein Söhnchen übriggeblieben. Den Knaben rettet der treue Waffenträger Heribert zu einer söhnelosen Erbtante auf dem Zolliroberge. So wird Toralds Sohn der Schwiegersohn des Geschlechts Zollern. Der Urenkel ist Siegfried und ein später Enkel — Kaiser Wilhelm. Bekanntlich läßt Wilhelm Jordan im zweiten Teil seiner „Nibelunge" unsern Kaiser Wilhelm von Hildebrand und Hadubrand abstammen. Die Methode solcher Ahnenprobe ist demnach nicht ganz neu. Aber so bequem und graziös wie Oskar Gutsche hat doch wohl noch nie ein Mann einen Stammbaum von zwei Jahrtausenden hergestellt, zumal in dieser umfassenden Kühnheit. Es kommt aber noch etwas. Heribert kehrt aus Furcht vor den Feinden nicht in die alte Heimat zurück, sondern sucht sich bei

Digitized by Google

den Ostfalen eine Siedelung. Und die nennt er, weil dort an der Elbe — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben, aber es steht ja schon so gedruckt! — also weil dort an der Elbe schön zu hausen sei — Schönhausen (!!).

Ein unendlich trauriges Zeugnis für den tiefen Stand religiösen Empfindens, sittlichen Takts und litterarischen Geschmacks in gebildeten Kreisen der Gegenwart! Denn dafür ist das Buch deutlich bestimmt.

Eine nicht minder geschmacklose Profanation ist das Werk „Lazare, komm heraus! eine Erzählung aus Christi Tagen, frei übertragen von M. v. K." — Hier wird die Geschichte des Lazarus zu einer ganz gewöhnlichen Liebesgeschichte verbraucht und unter Zugabe einiger frei erfundenen Wunder Jesu noch eine zweite, sentimentale Liebschaft daneben gesetzt. Und welche Darstellung! Da ist die Rede von „erschlafften Nerven", vom Aramäischen als der „Sprache der Demokraten". Ein Pharisäer sagt von sich: „Als liberaler Mann, der ich immer bin". Dann heißt es: „Lazarus war ein Mann des Fortschritts, der aus seinem Glauben und aus seiner Zeit heraustrat. Seine Stellung war die eines weisen Reformators des Mittelstandes." Ferner: „Maria bediente ihren Bruder bei seinem Mahle und bewegte sich dabei leichten und unhörbaren Schrittes, wie auf einer Wolke wandelnd." — „Kapernaum war für Sommerfrischler und Reisende ein gern gesuchter Aufenthalt."

Mit einer widerlich abgeschmackten Romantik wird erzählt, wie Jesus den Sturm stillt und die versunkene Geliebte des Lazarus aus dem Wasser heraufholt, indem er großmütig dem Freunde die Ehre der Rettung und die vorteilhaften Folgen überläßt. Das glückliche Paar zieht schließlich nach der wunderbaren Auferweckung in eine fremde Gegend, um sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen. Das Buch läuft in einen läppischen Idyllenton aus.

Gleich unwürdig ist „Michol", die Geschichte einer jüdischen Tänzerin und Schwester des Judas Ischarioth, bezeichnet als „Eine Erzählung in Bildern aus der Zeit des Lehrwandels Christi" von Ferdinand Strunck, erschienen 1897. Die Heldin wird bekehrt und stirbt zu Rom den Märtyrertod. Das Buch zeigt eine katholische Tendenz. Es heißt: „Maria, die Mutter, ist die Mittlerin für diejenigen, welche die Wege

Digitized by Google

ihres Sohnes gehen wollen." Dabei tritt leider auch jene Unkeuschheit der Empfindung hervor, welche ein bekanntes, sensationelles Gemälde, „Christus im Olymp", kennzeichnet, und welche eine häufige Erscheinung modernen Empfindens ist. Das innige Verhältnis der bekehrten Michol zu ihrem Heiland wird mit dem Verhältnis verglichen, welches einst Amor und Psyche verband. Nur als eine unwürdige und unsaubere Betrachtung kann es gelten, wenn der Verfasser schreibt: „Allerdings lächelte Claudia Procle, wenn sie den ernsten Nazarener mit dem neckischen Liebesgott Eros verglich, aber darin glaubte sie sich mit vollem Bewußtsein im Recht, daß die Seele Michols, die Psyche, untrennbar mit dem Nazarener verbunden sei."

Bösartiger ist „Jeschuah von Nazarah" von Paul Ador. Der Verfasser giebt an, er stütze sich auf die Ergebnisse „historischer Forschung", und will Jesum als Schüler ägyptischer Weisheit und Sendboten einer Essäerloge hinstellen. Das Ganze wird zu einer schmählichen Karikatur des Heiligen.

Geradezu blasphemisch ist der „Reformator von Galiläa" von Otto v. Möller — eine angebliche Übersetzung. Woher, wird nicht gesagt. Der Verfasser schöpft teils aus den um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts erschienenen Schandschriften jüdischer Tendenz, von welchen das in Hamburg in den fünfziger Jahren wieder neu aufgelegte „Sepher Toledoth Rabbi Jeschuah ben Jossef ha Nozri" das bekannteste ist, und aus Renans „Leben Jesu". Der Einfluß des Franzosen auf Herrn Möller zeigt sich in überaus komischen Symptomen. Renan schildert die bestimmende Macht, welche die Schönheit des Landes auf den Charakter Jesu und somit auf seine Lehre mit Notwendigkeit geübt habe, und spricht dabei von „den runden, sanften Augen der Schildkröten". Herr Möller sagt noch viel schöner: „Die Fröschе in den Flüssen haben einen sanften, freundlichen Ausdruck." Im übrigen ist das Buch eine arge Verletzung gesunden religiösen Gefühls.

Von unbändiger Wildheit der Phantasie ist „Der neue Gott" von Richard Voß. Neben manchen poetisch schwunghaften Stellen findet sich solche Überspanntheit und Häufung von Greueln, daß das Gräßliche anfängt, komisch zu wirken.

Digitized by Google

In gewissem Sinne, obwohl die Gestalt des Herrn nicht selbst darin auftritt, gehört auch ein Bild aus dem apostolischen Zeitalter hierher: „Der letzte Jude" von Karl Edmund Edler. Das Buch ist mit poetischer Kraft geschrieben, wirkt aber abstoßend, weil der Verfasser der profanen Willkür nachgegeben hat, Gestalten der heiligen Geschichte auf den Grund seiner wildglühenden und von stark sinnlichem Hauch erfüllten Romantik herunterzuziehen. Der Held ist der Sohn von Martha von Bethanien, während Maria, die Schwester des Lazarus, die einst zu den Füßen Jesu saß, die Schwiegertochter von Judas Ischarioth wird. Eine tolle Genealogie und Chronologie!

Wenden wir uns von diesen, nur dem äußerlichen, ja dem ungesunden Unterhaltungsbedürfnis dienenden, biblischen Romanen zu solchen Erscheinungen der modernen Litteratur, in welchen das Christusbild in einer tendenziösen Weise beleuchtet erscheint, teils zur Lösung psychologischer Probleme, teils zur symbolistischen Darstellung der erlösenden Gewalt in einem positiven Sinne.

In der ersteren Richtung wird gern Christus in Berührung und Gegensatz mit Judas gebracht. Die große Rätselfrage, wie ein von Jesus berufener, also zum Apostelamt tauglicher Mensch, der offenbar die größten und herrlichsten Anlagen haben mußte, so tief fallen konnte, ist in mannigfacher Weise erledigt. An echt jüdischen Geiz und Habsucht denkt man nicht mehr. Das würde zu einfach und bei der Geringfügigkeit des Verräterlohns zu unwahrscheinlich sein. Mehr Zustimmung hat es in der Neuzeit gefunden, daß man Judas darstellt als den glühenden Fanatiker, der Israel befreien wollte, und den die Verwandlung eines stolzen, israelitischen Königtums in das sanfte, weltentsagende Gottesreich zur wilden Erregung brachte, vielleicht auch zu dem frevelhaften Gewaltstreich trieb, Jesum zur Entfaltung seiner Macht zu zwingen, indem er ihn in die Todesgefahr geraten ließ. Das Allerneuste aber ist, den Judas als einen Menschen aufzufassen, der Jesum in seiner göttlichen Größe erkannte, ihn aber doch nicht mit voller Hingabe zu lieben vermochte und ihn darum hassen mußte. Dieses sonderbare Gemisch von Haß und Verehrung giebt eine Veranlassung zu interessanten Stimmungsbildern, wie sie die moderne Litteratur liebt.

Schon im Jahre 1851 erschien im Verlage der Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt ein dramatisches Gedicht in fünf Ab-

Digitized by Google

teilungen, „Judas Iscarioth“ von einem unbekannten Verfasser. Eine Wiederaufnahme des Problems hat Flor. Hettberg in seinem „Judas, eine Passionsgeschichte“ 1898 gegeben (Berlin bei Albert Ahn). In beiden Werken stößt uns das unangenehme, erotische Verhältnis von Judas zu Maria Magdalena ab. In Hettbergs Werk berührt es eigentümlich, wie eine innere Versöhnung bei Judas platz greift, der durch eine Erscheinung Christi von dessen vergebender Liebe überzeugt wird und zu Ergebung und Frieden gelangt. Seine That wird dadurch gerechtfertigt, daß Judas — nach der Herrenmoral von Friedrich Nietzsche — sich von dem auf ihm lastenden Drucke der Person Jesu frei gemacht hat.

Das seltsamste und in seiner Eigenart jedenfalls bedeutsamste aller bisher genannten Werke ist der Roman: „Das Gesicht Christi“ von Max Kretzer.[1]) Der Verfasser, ein Hervorragender unter den Modernen, hatte früher ein sehr häßliches Buch geschrieben, „Die Bergpredigt“, worin er die Nichtbestätigung eines Predigers seitens des Berliner Konsistoriums unter gehässiger Darstellung bekannter Persönlichkeiten geißelte und sich als einen erbitterten Feind des bestehenden Kirchenwesens offenbarte. Später hat er einen großen, volkstümlichen Roman von harmloser Tendenz und gewissermaßen zur Heilung socialdemokratischer Schädigungen geschrieben, als wollte er zu erkennen geben: „Ich kann auch anders.“ Doch war man auf ein solches Buch, in der die Christusgestalt leibhaftig erscheint und unter den modernen Berliner Menschen umherwandelt, nicht gefaßt. Der Schlüssel für das rätselhafte Unternehmen des Schriftstellers liegt in der Betrachtung jener modernen Richtung in der Malerei, welche, durch Franz Uhde vertreten, das Christusbild mitten in das Treiben unserer Tage hineinstellt.

Wir sind in Berlin am Sonnabend vor Ostern bei Anbruch der Dunkelheit. Durch die Straßen wälzen sich die Menschenmassen, darunter ein arbeitsloser Mann. Die Glocken läuten und erwecken wilde Flüche und Lästerungen des verkommenen Volkes. Auch er will murren. Da zucken die Kinder an seiner Hand, und er hört von ihren Stimmchen: „Herr Jesus!“ Er blickt vorwärts und sieht nun auch selbst leibhaftig Jesus durch die Menge gehen. Alles weicht

[1]) Bei Pierson in Dresden 1897.

Digitized by Google

dem Herrn unbewußt aus. Der Arbeiter fühlt in dem Augenblicke eine große Beruhigung und ist zu seinem eigenen Erstaunen überzeugt, daß die heilige Geschichte, die er als Kind einst lernte, doch Wahrheit sei. Gewissermaßen zwingt er sich, zu glauben, und siehe — eine starke Zuversicht kehrt bei ihm ein. Er sieht nun überall Christum. Aber auch andere sehen ihn. Es folgen Scenen von einem so starken Realismus, wie man etwa in Shakespeares „Heinrich IV.", zweitem Teil, und im Anfang „Heinrichs V." beim Tode Falstaffs findet. Ein socialdemokratisches Schanklokal mit seinen Insassen wüster und lustiger Art, mit Straßendirnen und einer Schwester der Heilsarmee, wird mit großer Meisterschaft in überzeugender Naturwahrheit vorgeführt. Dann sehen wir das Kämmerchen der Armut mit der Leiche eines kleinen Kindes, die Versammlung eines socialdemokratischen Klubs, ein Berliner Küsterbureau, das Geschäftszimmer eines schwindsüchtigen Wüstlings, der als Arbeitgeber seine Gewalt über die armen Mädchen mißbraucht, das Sprechzimmer eines Armenvorstehers, ein Leichenbegängnis tiefster Armut — überall erscheint der Herr, schützend, tröstend, richtend, von seinen Bekennern und Gläubigen gesehen, zuweilen auch von vielen, von allen.

Das Buch ist kraß, ja zuweilen furchtbar abstoßend mit seinen Schreckensbildern von Armut und Verkommenheit, mit der rücksichtslosen Wahrheit der Meisterschaft gezeichnet, und doch wieder anziehend durch die große Liebe des Verfassers zu den Unglücklichen und Leidenden unseres Volks, jedenfalls aber geistesmächtig und hochbedeutend durch die, wenn auch nur symbolistisch hingestellte Thatsache, daß Christus in der Menschheit lebt und wirkt, und auch darin auf dem rechten Wege der Anschauung, daß es keinen Versuch macht, das Christusbild zu individualisieren, sondern unmittelbar die Heilandsgestalt der Bibel in ihrer traditionellen Erscheinung unter uns wandeln läßt. Denn nur die symbolistische Behandlung des Christusbildes ist zulässig.

Der Verfasser läßt seinen Helden, den armen Arbeiter, in seinem dankbaren Entzücken, daß er endlich wieder Arbeit gefunden hat, am Schlusse sagen und damit die Tendenz des Werkes aussprechen: „Das Christentum ist unser aller Gewissen

Digitized by Google

und der Glaube das Salz, welches dies große Lebensgericht erst genießbar macht."

Das Buch von Max Kretzer bleibt das einzige dieser ganzen Kategorie, welches ernsthaft zu nehmen ist. Alle andern dienen dem Wissensprunk modischer Thorheit oder dem seichten Unterhaltungsbedürfnis.

Nach solchen Betrachtungen der Versuche, das Christusbild romanhaft oder novellistisch zu verwerten, kann man auch die Frage, ob überhaupt eine solche, im eigentlichen Sinne belletristische Behandlung richtig ist, klar beantworten.

Die Antwort kann unbedingt nur „Nein" lauten.

Roman und Novelle schildern individuelle Persönlichkeiten. Das Wesen der Individualität aber beruht darauf, daß unter den verschiedenen Charaktereigentümlichkeiten eine die vorherrschende ist und mit ihrem Übergewicht die andern sich dienstbar macht. Aus solcher Ungleichmäßigkeit muß Unruhe entstehen, die dann durch Kampf erst allmählich zum Frieden geführt wird. Zu jedem Roman als Kunstwerk gehören darum als notwendige, bestimmende Punkte: Entwicklung, Zwiespalt, Verfehlung und Sühne. Wo diese gänzlich fehlen, kann den ästhetischen Ansprüchen nicht Genüge gethan werden. Das Christusbild aber zeigt eine vollkommene, nie gestörte Harmonie. Von einer inneren Ungleichmäßigkeit und Entwicklungsbedürftigkeit nach der Seite des ethischen Charakters kann keine Rede sein. Nicht das Drama und nicht der Roman, nur das Epos könnte hier eintreten.

Trotz der vollen, wahrhaftigen Menschheit Christi können wir nicht zugestehen, daß die bei uns mit der naturalistischen Menschlichkeit verbundenen Erscheinungen, Schwächen und Zwecklosigkeiten bei ihm stattfanden. Es widerstrebt uns durchaus, zum Beispiel uns einen lachenden Christus vorzustellen. Jenes philosophisch-humanitäre Bild des richtigen Menschen, dem nichts Menschliches fremd bleibt, ist unvereinbar mit dem sündlosen Bilde, in dem die Fülle der Gottheit heimisch war. Wir können es nur als eine Profanation bezeichnen, wenn der bekannte Kirchenhistoriker Karl von Hase nichts dabei fand, ja es als wahrscheinlich bezeichnete, daß Jesus verheiratet gewesen sei, und daß die Evangelien es nur verschwiegen, entweder als selbstverständlich oder als nicht von großem Belang.

Digitized by Google

Nach göttlicher Führung ist es geschehen, daß wir vom dreiund-dreißigjährigen Leben Jesu sehr wenig Einzelheiten wissen. Nach den Berichten über seine Kindheit folgt ein völlig unbekannter Zeitraum von fast dreißig Jahren, nur unterbrochen durch jene hochbedeutende Erzählung vom zwölfjährigen Knaben im Tempel. Die vorhandenen Berichte über die drei Jahre seiner Lehrwirksamkeit ließen sich ohne Schwierigkeit auf wenige Wochen zurückführen. Nur von der Todesreise nach Jerusalem, den letzten Tagen und namentlich den letzten vierundzwanzig Stunden sind wir auf das genaueste unterrichtet. Das ist kein Zufall. Es ist darin eine Absicht zu erkennen, welche uns über alles, was von ewigem Werte ist, volles Licht ausgießt, dagegen alles nur menschlich und zeitlich Bedeutsame im Dunkeln läßt. Diese großen Lücken eines unvergleichlichen Lebensganges zur Unterhaltung und Ergötzung dichtend auszufüllen, hieße doch nichts anderes, als mit frevelhaftem Spiel den Vorhang vom Allerheiligsten reißen.

Man muß Protest dagegen erheben, daß das heilige Bild selbst zum Gegenstand künstelnder Geistesarbeit und schaffender Willkür gemacht werde.

Im Besitze vieler wertvoller Früchte, die auf dem Felde des historischen Romans uns gereift sind, können wir doch ein gewisses Gefühl resignierender Bewunderung nicht unterdrücken, wenn wir sehen, wie diese Dichtungsform in dem Lande, wo sie zuerst zur Bewunderung aller Kulturvölker ihre Blütezeit hatte, auch noch heute zu solcher hohen Vollendung gedeiht, daß wir uns selbst bei der Vergleichung nicht den höchsten Preis zuzusprechen wagen. Der englische Dichter Charles Kingsley hat in einer wunderbaren Harmonie seiner Gedankenwelt und seiner Form, seines ethisch-religiösen Wertes und seiner Dichterkraft die großen Gegensätze der Vergangenheit in seinen Romanen zu lebensvoller Erscheinung gebracht und zur Versöhnung geführt. So in „Hypatia“ die klassische Welt und das Christentum, in „Hereward der Wächter“ den Gegensatz zwischen Sachsentum und Normannentum, Erbfreiheit und Feudalstaat, in „Westward ho!“ den Kampf des protestantischen Englands und des katholischen Spaniens, in „Vor zwei Jahren“ die naturalistische Weltanschauung gegenüber dem ethischen und reli-

Digitized by Google

giösen Idealismus, in „Alton Locke“ die sociale Frage und so fort.

Nur einen Dichter haben wir in Deutschland ihm an die Seite zu setzen mit hoher Auffassung geschichtlicher Gedanken, zeitbeherrschender Ideen, freier Menschengröße, feiner Enthüllung verborgener Charaktertiefen und geistvoller, reicher Flut einer oft überwältigenden Schönheit, dabei packender Naturwahrheit der Darstellung. Das war Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898).

Am 12. Oktober wurde er als Sohn eines Regierungsrats in Zürich geboren. Dem früh des Vaters Beraubten stand eine hochbegabte, vortreffliche Mutter zur Seite. Da die altangesehene Familie sich in sehr günstiger Vermögenslage befand, konnte der Knabe eine in jeder Hinsicht sorgsame Erziehung empfangen. In Zürich, Lausanne, Genf und Paris vollendete er seine Studien der Jurisprudenz, trieb aber dabei gründlich Geschichte und romanische Sprachen. Seine schwankende Gesundheit durfte er durch größere, ausgedehnte italienische Reisen mit Winteraufenthalten in Rom, Florenz und Ajaccio kräftigen. Er verweilte auch längere Zeit in Graubünden und mehrere Male in Deutschland. Seine von keiner Amtsbürde bedrückte Muße widmete er litterarisch-archivarischen Studien, anfänglich fast ausschließlich vom romanischen und französischen Gebiet, entsprechend den Traditionen seiner Familie, und führte ein ländlich idyllisches Leben in Seehof-Meilen bei Zürich. Nach seinem eigenen Geständnis hat erst der große Krieg von 1870 und 1871 ihn darüber aufgeklärt, wohin sein Wesen von Rechts wegen gehöre. Er erkannte und bekannte sich von da an als einen echt deutschen Mann. Er ist durchaus der Unsrige. Die Universität Zürich verlieh ihm das Doktordiplom, und die allgemeine Liebe und Verehrung umgab ihn in seinem Alter, das er auf seiner schönen Besitzung Kilchberg bei Zürich zubrachte. Die Nachricht von seinem schweren nervösen Leiden erregte die lebhafteste Teilnahme und die nach wenigen Monaten erfolgte Entlassung aus der Heilanstalt Königsfelden hoffnungsvolle Freude. Doch nur allzubald erscholl die Nachricht von seinem am 28. November 1898 erfolgten Tode.

Meyer war eine durchaus historisch veranlagte Natur. Er besaß im höchsten Maße die Gabe, sich in das innere Wesen einer Zeit einzuleben und ihre Art wiederzugeben, nicht in kleinen

Digitized by Google

Außendingen, nicht mit dem ärmlichen Prunk der Anekdoten, geflügelten Worten, Kostümkunde und Sittenschilderungen, sondern in der tief innerlichen Empfindung und Überzeugungskraft. Seine ungewöhnlich vielseitige Vorbildung in Sprache, Geschichte, Litteratur und Sittenkunde ließen ihn als einen selbst in unserm vielwissenden Jahrhundert ganz hervorragend gebildeten Mann erscheinen. Und zwar war sein eigentliches Lebens- und Geistesgebiet das der Renaissance. Die lateinische Klassicität, wie sie ernsten Männern besonders lieb wird in der monumentalen Gediegenheit der Sprache eines Sueton und Tacitus, ist deutlich erkennbar an seiner Sprache, in der er, jede Künstelei verschmähend, nach der äußersten Klarheit und Bestimmtheit rang und dafür gern die Formenschönheit zum Opfer brachte. Seine erstaunliche Kenntnis der Kultur- und Kunstgeschichte giebt seinen Schilderungen eine Kraft der Anschaulichkeit und Wahrheit, daß der Leser sofort bei ihm heimisch wird, mit ihm hört und sieht. Wie es uns bei der seltsamen Fähigkeit der Menschennatur, zweierlei zu gleicher Zeit wahrzunehmen und zu empfinden, oft zum eigenen Erstaunen begegnet, daß wir in hochgestimmten Augenblicken, inmitten des Erhabenen, vermöge der äußerlichen, niedrigen Empfänglichkeit willenlos, urteilslos elende Kleinigkeiten wahrnehmen, ohne dadurch in der beherrschenden Empfindung gehemmt zu werden, so zeigt uns der Dichter bei seinen großen geschichtlichen Vorgängen kleine, untergeordnete Züge, die uns von der Thatsächlichkeit und echten Menschlichkeit überzeugen, aber ohne jede Absichtlichkeit gegeben und angenommen werden — ein künstlerischer Realismus, der hochidealen Anforderungen gerecht wird und die verborgene, zweifellose Herrschaft des Menschengeistes über alle Geschehnisse, namentlich in der stillen Gewalt des Humors, bezeugt.

Diese Gaben des lächelnden Trübsinns, der thränenvollen Freude sind Konrad Ferdinand Meyer im hohen Maße beschieden. Dazu kommt die fein ausgebildete geistige Genußfähigkeit. Überraschend ist bei diesem künstlerischen Sybariten die Erfindungslust, die markige, oft wilde Energie der Charakterzeichnung, mit welcher er Gestalten hinwirft, die uns mit Grauen vor der menschlichen Natur erfüllen und doch auch zugleich die Freude an kraftbewußter Freiheitsthat mitempfinden lassen. Das tiefe Verständnis für das Leben der

Digitized by Google

Natur erhielt ihn frei von der Schwächung durch allzuscharfes und hochweises „Sinnieren", das sonst bei Künstlern häufig ist. Als er sein erstes Werk erscheinen ließ, war er bereits zweiundvierzig Jahre alt. In den Gedichten regt sich derselbe Geist, wie in seinen Romanen und Novellen, und prägt ihnen den großen historischen Zug auf. Mag es an dieser Stelle vergönnt sein, zuvor seiner dichterischen Eigenart gerecht zu werden, ehe seine Romane und Novellen besprochen werden.

Mit einer kraftvollen Wärme besingt er in seinen „Balladen" Männer und Thaten religiöser, vaterländischer, ritterlicher, treu- und liebreicher Bedeutung aus antik-klassischer, mittelalterlicher, Renaissance- und Reformationszeit. Prachtvoll ist „Das Geisterroß", das die Hinrichtung des Vercingetorix bei Cäsars Triumph behandelt, „Das Joch am Leman", wo Divico die Römer durchs Joch sendet. Unheimlich anziehend sind „König Etzels Schwert", „Der Mars von Florenz", derselbe Gegenstand, den die „Hochzeit des Mönchs" behandelt, „Die Ketzerin", „Der Mönch von Bonifacio", dagegen von einer süßen Fröhlichkeit „Thibaut von Champagne", „Die Gaukler", „Bettlerballade"; von einem tiefsinnigen Zuge von Liebe erfüllt ist „Die Söhne Haruns". Am schönsten duften die vom Grunde der Reformation entsprossenen Lieder, sein „Hussens Kerker", „Der Landgraf", „Der Rappe des Komthurs" und die „Spanischen Brüder", worin ein junger Spanier den Bruder ersticht, um ihn davor zu bewahren, evangelisch zu werden. Den Preis verdient das herrliche

Lutherlied (S. 369).

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand.
Gewölke quillt am Himmel auf.
Er blickt empor, er eilt den Lauf;
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht. —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

Schmal ist der Klostermauern Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum.
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei.

Digitized by Google

Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab;
„Luthere," ſingt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält."

Zu Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat.
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt' er nicht die Geiſter aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es iſt der Dämon!" rief. —
Du bebſt vor dieſem ſcharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

Jetzt tritt am Wittenberger Thor
Ein Mönch aus allem Volk hervor:
Die Flamme ſteigt auf ſeinen Wink,
Die Bulle ſchmeißt hinein er flink,
Wie Paulus ſchlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand;
Und über Deutſchland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

Zu Worms ſprach Martin Luther frank
Zum Kaiſer und zur Fürſtenbank:
„Such', Menſchenherz, wo du dich labſt!
Das lehrt dich nicht Konzil noch Papſt!
Die Quelle ſtrömt an tiefrem Ort:
Der lautre Born, das reine Wort
Stillt unſrer Seelen Heilsbegier —
Hier ſteh ich, und Gott helfe mir!"

Herr Kaiſer Karl, du warſt zu fein,
Den Luther fandeſt du gemein —
Gemein, wie Lieb' und Zorn und Pflicht,
Wie unſrer Kinder Angeſicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod. —
Er atmet tief in unſrer Bruſt,
Und du begrubſt dich in Sankt Juſt.

„Ein feſte Burg" — im Lande ſteht,
Drin wacht der Luther früh und ſpät,
Bis endlich er uns Spruch um Spruch
Verdeutſcht das liebe Bibelbuch.
Herr Doktor ſprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutſche Wort ſo voll und ſchwer?
„Das ſchöpft' ich von des Volkes Mund,
Das ſchürft' ich aus dem Herzensgrund."

Digitized by Google

Herr Luther, gut ist Eure Lehr,
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,
Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit! —
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

In Freudenpulsen hüpft das Herz,
In Jubelschlägen dröhnt das Erz,
Kein Thal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein. —
„Ein feste Burg" — singt jung und alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
„Ein feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand und Spott!"

Und daneben das zarte Lied in der warmen Farbenglut der Renaissance:

Der Marmorknabe.

In der Capuletti Vigna graben
Gärtner, finden einen Marmorknaben.
Meister Simon holen sie herbei,
Der entscheide, welcher Gott es sei.

Wie den Fund man dem Gelehrten zeigte,
Der die graue Wimper forschend neigte,
Kniet ein Kind daneben: Julia,
Die den Marmorknaben finden sah.

„Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt."

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: „Er löscht die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

Durch die große Fülle der Liebesgedichte zieht eine wehmütige Hoheit, geknüpft an teure Gestalten aus lachender Jugendzeit und in Persönlichkeiten gefaßt, die nicht scharf umrissen, sondern nur angedeutet sind, aber mit so lebenswarmer Färbung, daß der Leser sich selbst die eindrucksvollen Gebilde erschafft. Dann wieder klingt durch den tiefen Ernst ein jubelndes Lachen.

Digitized by Google

Unruhige Nacht.

Heut ward mir bis zum jungen Tag
Der Schlummer abgebrochen.
Im Herzen ging es Schlag auf Schlag
Mit Hämmern und mit Pochen.

Als trieb sich eine Bubenschar
Wild um in beiden Kammern,
Gewährt hat, bis es Morgen war,
Das Klopfen und das Hammern.

Nun weist es sich bei Tagesschein,
Was drin geschafft die Rangen.
Sie haben mir im Herzensschrein
Dein Bildnis aufgehangen.

Meyers erste größere Dichtung war „Huttens letzte Tage“ (1872), in der sein echt deutsch-protestantisches Wesen im Gewande einer dreihundert Jahre zurückliegenden Zeit und mit den Zügen eines großen historischen Charakters aus der Vergangenheit seinen Ruf für Gegenwart und Zukunft erhob. Die wunderschöne Form wird über dem reichen Geistesgehalt vergessen.

Ein stillerer Geist des überzeugten, glaubensvollen Leidens in der Form einfacher, chronikmäßiger Erzählung selbsterlebter Schrecknisse und Prüfungen spricht aus der ersten Novelle „Das Amulett“ (1873). Es ist ein Bild aus der fürchterlichen Bartholomäusnacht.

Der berühmteste seiner Romane „Georg Jenatsch“ (1874) hat neben hohen Schönheiten etwas Furchtbares. Die ärgsten Greuel der geschichtlichen Wirklichkeit sind von des Dichters Hand getilgt. Dennoch bleibt genug übrig, um sich vor der übermenschlichen, schrankenlosen Größe eines Charakters zu entsetzen, der Liebe, Treue und Ehre und endlich seinen durch ein Menschenalter hin heldenmütig bekannten Glauben verrät um des einen Zieles willen: Freiheit des Vaterlandes, des Bündnerlandes. In diesem einen, alles verschlingenden Streben lebt er sich aus und streut Vernichtung um sich her, ohne Gewissen, ohne Verantwortung, ohne Hoffnung für sich, so daß alle, die ihm zum größten Dank verpflichtet sind, fern von Liebe und Hingebung, nur ein bewunderndes Grauen empfinden und ohne Vergeltung seine Ermordung geschehen lassen. Es ist ein großer Zug des Dichters, daß er diesen Übermenschen den Tod von einst geliebter Hand mit einem Jubelschrei empfangen läßt. Die wilde Tücke der

Digitized by Google

Welschen, die harte, schroffe Art der Graubündtner, die gleißende List der Italiener und die gewissenlos selbstisch berechnende Politik Frankreichs umtosen den furchtbaren Mann, ohne ihn in ihre Abgründe reißen zu können. Er beherrscht die Fluten. Ihm gegenüber steht die stille, vornehme Heldengestalt des edlen Hugenotten, des Herzogs von Rohan, und eine Menge charaktervoller Nebenfiguren wilder, behaglicher, humorvoller oder menschlich niederer Art von überraschender Lebenswahrheit. Die reine Größe einer Heldin von antiker Hoheit und herber Jungfräulichkeit bildet einen erhabenen Gegensatz zu der heißen, in Leidenschaft sich verzehrenden Genuß- und Kraftnatur des Georg Jenatsch. Meisterhaft ist die Wiedergabe der Landesnatur mit ihren gewaltigen Bergfirnen über der üppigen Fülle. — Gewissermaßen einen Nachtrag zu dem harten, gewaltigen Lebensbilde giebt die humorvolle Novelle „Der Schuß von der Kanzel“ (1878), in welcher Herzog Rohans Adjutant als ausgedienter General am Züricher See stattlich hauset und in seiner krausen Laune allerlei Seltsames an Menschen pflegt und züchtet. Das starke Lokalkolorit verdient besondere Beachtung, verlangt aber eine sehr eingehende Kenntnis, um zu einem wirklich genußreichen Verständnis zu kommen.

Das als Meisterwerk allgemein angenommene Werk — es ist schwer, hier die Begriffe Roman und Novelle zu scheiden — „Der Heilige“ (1880) enthält die Geschichte des englischen Kanzlers, späteren Erzbischofs und Heiligen Thomas Becket. Der aus Mauren- und Sachsenblut entsprossene Abenteurer, Gelehrte und Staatsmann macht den kräftigen und üppigen Heinrich Plantagenet eigentlich erst zum König von England, indem er mit List und Gewalt alle Gegnerschaft besiegt. Durch die geheimnisvolle Wandlung, die mit dem Kanzler bei seiner Übernahme des Erzbistums von Canterbury vor sich geht, wird er der Anwalt der von ihm zuvor unterdrückten Sachsen und ein Kämpfer wider die unbedingte Königsmacht für die Kirche, bis der zur Wut getriebene König der Anstifter seines Mordes wird. Für diese schon mannigfach erklärte Wandlung bringt das Buch einen geheimnisvollen Schlüssel. Der König hat das in ein Geheimnis geborgene Töchterlein seines Kanzlers verführt und in den Tod getrieben. Thomas rächt sich nicht durch Verrat und Gewalt, sondern mit der diabolisch fein erdachten und vollbrachten Rache,

Digitized by Google

den König an ihm zum Todsünder werden zu lassen und ihn dadurch für Zeit und Ewigkeit in den Fluch zu stoßen. Die geheimnisvolle Gewalt dieser Geschichte beruht zum guten Teil darauf, daß wir sie als schon wirkende Kraft im Geiste eines Mannes umgehen sehen, der diese entsetzlichen Ereignisse miterlebte, ohne sie ganz zu verstehen, so daß seine dumpfen, ahnungsbangen Schauer vom Leser unmittelbar empfunden werden und wir die Vorgänge in der richtigen, das heißt der unheimlichen und bedrohlichen Beleuchtung erblicken. Dieser Erzähler, Hans der Armbruster, mit seiner wilden Vergangenheit, aber auch mit seinem rohen Sinn für Wahrheit ist ein prachtvoller Typus der Zeit. Neben ihn rittt die unternehmende Schlauheit der Nonnen von Zürich, die sich von den alten Heiligen Zürichs in der Stunde einer großen Not entschlossen zu dem ganz neu aufgekommenen Patron Thomas wenden und einen großen Erfolg erzielen. So wird der tiefe, lebendige Hintergrund der Geschichte aus grauenhaftem Ernste und siegreichem Humor gewebt, so daß die leuchtenden Farben der Darstellung in kraftvollem Leben sich abheben. Welche offenen, gewaltfrohen Sinnenmenschen treten uns in diesen riesigen Normannen entgegen! Und wie wirft auf diese leuchtenden, schillernden Töne der Schatten der Schuld sein wechselndes Grau! Malerisch-plastische Wirkungen erzwingt dieses Dichters spielende Kunst. So der erste Anblick des leuchtenden maurischen Schlößleins auf der regenfunkelnden, einsamen Waldwiese und die Mordscene in der Abtei!

In den „Kleinen Novellen“ berührt uns die seltsame Erfindung der Geschichte „Plautus im Nonnenkloster“ (1882). Wie listig ist hier Pfaffentrug durchgeführt zu schnöden Zwecken! Und vor der hohen Einfalt einer armen Magd wird das alles jämmerlich offenbar. In das jubelnde Lachen über die entlarvte Heuchelei mischt sich ein Zug der Ehrerbietung vor der unbesieglichen Wahrheit. „Gustav Adolfs Page“ bringt die Erzählung vom treuen Knaben Leubelfing, der neben seinem König fiel. Aber man begreift nicht: warum verwandelte der Dichter diesen Sprossen eines evangelischen Adelsgeschlechts, das von Österreich verbannt nach Pappenheim floh, in ein Mägdlein, eines Nürnberger Patriziers Tochter?

Im nächsten Jahre erschien die kleine, überaus ergreifende Novelle „Leiden eines Knaben“, worin ein schönes, edles

Digitized by Google

Kind eines französischen Marschalls von den Jesuiten, den erbitterten Feinden dieses Mannes, in grauenvoller Weise seelisch gemartert und in den Tod getrieben wird. Der Leibarzt Ludwigs des Vierzehnten erzählt die Geschichte dem König und der Frau von Maintenon, und es macht einen grauenhaften Eindruck, wie gleichgültig oder nur mit ganz unwesentlichen Bemerkungen das edle Paar diesen herzzerspaltenden Bericht entgegennimmt.

Ein Meisterstück, das zuerst fremdartig berührt und wegen der künstlichen Anlage einige Besorgnisse erweckt, die um so siegreicher zerstreut werden, ist „Die Hochzeit des Mönchs“ (1884). Am Hofe des Can Grande zu Verona weilt als Gast der große Florentiner Dante. Mißmutig, daß der Hausmeister es an der nötigen Fürsorge fehlen und die Kammer des Gastes ungewärmt ließ, tritt er in die Halle, wo umgeben vom übermütigen Hofgesinde der Mächtige sitzt. Dante wird um eine Geschichte gebeten und erzählt, indem er alle Anwesenden prüfend, warnend, strafend mit ihrer Erscheinung in seine Erzählung verwebt, ein grausiges Ereignis, das sich in Padua unter der Herrschaft des Tyrannen Ezzelino zutrug. Etwas von dem fürchterlichen Ernst und der erhaben waltenden und befreienden Gerechtigkeit, die über dem Schlusse von „Georg Jenatsch“ schwebt, wird auch hier kund. Trotz der Bewunderung der psychologischen und zeitgeschichtlich feinen Durchführung herrscht doch gar zu sehr die Herbigkeit des Stoffes vor, um einen ganz befriedigenden Abschluß zu gewähren.

Noch härter und schier grausam ist eigentlich der Gegenstand der Novelle „Die Richterin“ (1885). Doch ist hier der Gesamteindruck des historischen Gemäldes und die wunderbare menschliche Schönheit der Gestalten derartig im Einklang, daß der Leser nichts Abstoßendes empfindet, sondern vielmehr etwas von jener antiken Ruhe und Ergebenheit, wenn über alles Unheil das Gericht der Wahrheit zur Versöhnung kam. Es erscheint kaum glaublich, den großen Kaiser Karl mit Alkuin und dessen Hofschule, die Zusammenstöße der Langobarden und Franken und diese waltende Richterin des Bündnerlandes so handgreiflich nahe und dabei mühelos überzeugend darzustellen. Von einer ganz gewaltigen Kraft ist die willensstarke Frau gegenüber dem jammernden Gespenst der schuldvollen Vergangenheit und als Gegenspiel die rückhaltlose,

Digitized by Google

jugendschöne Wahrhaftigkeit des Sohnes, welcher berufen wird, ein neues, reines Geschlecht zu begründen.

Es ist ein ganz besonders feiner Zug des Dichters, diese willensstarke kaiserliche Richterin gerade auf den Boden jenes rätischen Landes zu versetzen, wo das Weib so geehrt wurde, daß vor dem Hildebrandschen Cölibatsfanatismus in Chur des Bischofs Weib in Abwesenheit des Mannes den Krummstab führte und rechtsgültige Verordnungen traf, daß ihr Andenken sich noch heute erhalten hat und daß ihr Sohn der Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle seines Vaters — ja, man muß sagen, seiner Eltern — war.

„Die Versuchungen des Pescara" (1887) ist das am meisten durchgebildete und wie vom Abendsonnenschein einer siegenden Ruhe durchleuchtete Werk. Um den Sieger von Pavia, den Feldherrn Karls des Fünften, Marschall Pescara, buhlen der Papst, die italienischen Fürsten und Frankreich, ihn zum Abfall zu verleiten und somit des Kaisers beste, siegreiche Waffe gegen ihn selbst zu erheben. Selbst die edle Gemahlin Pescaras, Viktoria Colonna, wird vom Papst für diesen Plan gewonnen und hofft die Königskrone von Neapel auf der geliebten Stirn zu sehen. Er selber aber trägt sein großes, stilles Geheimnis in seiner Brust, das ihn gegen alle Versuchungen stählt und über die niedrigen, irdischen Wirren erhebt. Eine vor der geliebten Frau sorglich verhehlte Wunde aus der Schlacht von Pavia zieht unaufhaltsam die letzte Stunde herbei und läßt ihn über Drohungen und Verlockungen des Lebens lächelnd hinwegsehen. Der Undank des Kaisers, die Tücke der neidischen Spanier, die Träumereien des Ehrgeizes, die neuen winkenden Lorbeeren für sein altes Geschlecht — das alles kümmert ihn nicht mehr. Er senkt den müden, aber in hoher, edler Gattenliebe aufleuchtenden Blick in Viktorias Augen, dankbar für jede schöne Stunde des frühzeitig hereinsinkenden Abends, und dann liegt er schlafend wie ein junger Schnitter auf der reichen, vollen Garbe seines Ruhmes.

Meyers letztes Werk, reich und tief ausgestaltet, „Angela Borgia" (1891) hat seinen besonderen Reiz darin, daß eine hohe, reine, jungfräuliche Gestalt aus dem furchtbaren Geschlecht der Borgia als Mittelpunkt der Teilnahme erscheint. Es ist dem Leser anfangs kaum möglich, eine derartige Erscheinung anzunehmen, denn die geschichtliche Lucrezia Borgia, deren Erinnerung,

Digitized by Google

theatralisch verzerrt, mit den Wahrzeichen von Gift und Dolch zwischen den Schreckbildern ihres fürchterlichen Vaters, des Papstes, und ihrer grausigen Brüder drängt sich allherrschend hervor. Wunderbarerweise geschieht es auch in diesem Roman, wenn auch in ganz anderm Sinne, daß sie als bestimmende Gestalt in den Vordergrund tritt und mit ihrem bestrickenden Liebreiz und der Unbefangenheit eines Kindes die allergrößte Aufmerksamkeit erweckt. So breit und reich der Fluß der Erzählung auch dahinströmt, wird doch die mannhafte Knappheit, durch welche die andern Werke sich auszeichneten, hier vermißt. Der Meister wird aber auch hier erkannt an der Ruhe und Gelassenheit, mit welcher er allem Prunk der Schilderung aus dem Wege geht und es vermeidet, durch archäologische Beweisstücke sich zu beglaubigen.

Wenn wir an Konrad Ferdinand Meyer die schönste Leistung der Gegenwart im historischen Roman würdigen dürfen, so müssen wir daneben im peinlichen Gegensatz auch die tiefen Entwürdigungen betrachten, in denen nur das seichte, öde Unterhaltungsbedürfnis zu stillen unternommen wird und die zeitgeschichtlichen Vorgänge mit einem schrillen Reklameton vorgetragen werden, nicht ohne die niedrigsten Neigungen der Menschennatur aufzuregen und mit dem Kitzel der Grausamkeit, Verbrecherlist und Unzucht zu wirtschaften. Diese traurigen Erscheinungen sind an die Namen Luise Mühlbach, John Retcliffe und Gregor Samarow geknüpft.

Erstere wurde schon als Gattin des Litteraten Theodor Mundt bei Besprechung des jungen Deutschland erwähnt. Ihre ersten Romane waren für das tiefste Niveau des Lesepublikums berechnet und erstrebten rohe Effekte in Scenen von Mord, Heuchelei, Gewalt und Unzucht unter scharfer Betonung der Gegensätze zwischen Unschuld und Kultur. Dahin gehören: „Erste und letzte Liebe“, „Frauenschicksal“, „Die Pilger der Elbe“, „Der Liebesheiland“, „Zugvögel“, „Glück und Gold“, „Der Zögling der Natur“, „Gisela“, „Ein Roman in Berlin“, „Hofgeschichten“, „Die Töchter einer Kaiserin“, „Aphra Behn“ und andere. Dann fing sie an, die höchsten Herrschaften aus allen Kulturstaaten einzulegen und für die niederen Bildungskreise zurechtzumachen: „Friedrich der Große“, „Heinrich der Zweite,“ „Kaiser Joseph,“ „Napoleon,“ „Köni-

Digitized by Google

gin Hortense," „Erzherzog Johann," „Kaiser Leopold der Zweite," „Kaiserin Josephine," „Maria Theresia," „Der große Kurfürst," „Kaiserin Claudia," „Maria Antoinette," „Kaiser Ferdinand," „Mehemet Ali" und so weiter; sie alle mußten es entgelten, daß die Mühlbach über sie geriet. In niedriger Weise griff sie auch religiöse Fragen an in den Romanen „Die Opfer des religiösen Fanatismus" und „Protestantische Jesuiten." Den sogenannten Königsberger Muckerprozeß behandelte sie im Sinn des bösen, verfolgungssüchtigen Geredes, das bei diesem tendenziösen Vorstoß, an dem die verschiedenartigsten Faktoren sich beteiligten, in verleumderischer und unsittlicher Ausbeutung seinen Ertrag suchte. Seit Schleiermachers herrlichem Votum über das Königsberger Konsistorium, dem aktenmäßigen Werke des Grafen Kanitz und manchen Äußerungen bedeutender Männer wie des Reichsgerichtspräsidenten Simson, der als junger Richter beteiligt war, ist kein Zweifel mehr, daß den verfolgten Pietisten bitteres Unrecht geschehen ist, die durch das Gericht von allen Anklagen freigesprochen wurden, aber doch dem schmutzigen Klatsch preisgegeben blieben.

An dieser Gruppe von Erzählern erscheint die merkwürdige Thatsache, daß, während sonst gewöhnlich Kunstformen mit der Zeit entarten und ins Gemeine versinken, hier der umgekehrte Weg eingeschlagen ist, indem die schlimme und verwerfliche Art der Reklame- und Skandalgeschichte hier aus dem unsauberen Bereiche der Gasse emporklomm und sich den Salon eroberte, um sich darin breit zu machen. So schrieb John Retcliffe, eigentlich Hermann Goedsche zuerst romantische Volksgeschichten wie „Der letzte Wäringer", „Burg Frankenstein", „Die feinen Tänzer" u. dergl., wurde dann aber litterarisch gemeingefährlich in den als historisch-politische Romane bezeichneten „Sebastopol", „Nena Sahib", „Villafranca", „Zehn Jahre", „Magenta" und „Solferino", „Puebla", „Biarritz", „Gaëta", „Warschau" und „Düppel" und so weiter, zum Teil Schauer- und Schandgemälde, in denen unter dem Schein zeitgeschichtlicher Mitteilungen sensationelle Anekdoten und Unsauberkeiten verbreitet wurden.

Fortgesetzt wurde diese Art der Fabrikation durch Gregor Samarow eigentlich Oskar Meding, zuerst preußischer Assessor, dann hannoverscher Regierungsrat und politischer Agent bis zum Wiederanschluß an preußische Politik, der zwar Anstößiges und Un-

Digitized by Google

sittliches mehr vermied, aber in seinen Arbeiten der alten Schablone Goedsche's treu blieb, indem im Zeitungsreporterstil die Thatsachen der Politik, verbrämt mit sensationellen Anekdoten und frei erfundenen Tendenzbildern, unter dem Scheine wichtiger Enthüllungen eines Eingeweihten jenem Publikum vorgetragen wurden, das über Indiskretion stets entzückt und das Unsinnigste zu glauben stets geneigt ist.

Zwischen der hoheitsvollen historischen Anschauung K. F. Meyers und den modernen Tagesgeschichtlern dehnt sich in mannigfaltiger Abstufung die unendliche Reihe meist ernstgemeinter historischer Erzählungen aus, über die nur einigermaßen eine Übersicht zu geben, gänzlich unmöglich ist.

Um nur einige herauszuheben, seien zunächst die Geschichtsromane Brachvogels genannt, mit denen der Dramatiker seine poetische Thätigkeit beschloß. Der zuerst erschienene „Friedemann Bach" ließ bei seinem zuweilen fast genialen Übermut der Behandlung eines dankbaren Stoffes der Annahme Raum, daß aus dieser gärenden Unordnung und Unreife eine gediegene Leistung erwachsen werde. Aber diese Hoffnung ergab sich als trügerisch bei der sehr langen Reihe seiner Romane: die Unordnung und Zerfahrenheit war das Bleibende, während die Genialität sich betrüblicherweise allmählich abstillte.

Ein theatralisches Wohlgefallen an tollen Scenen trat neben der Sucht, hinein- und herauszuräsonnieren, schon im ersten Roman störend hervor. Jener abenteuerliche Organist und Held donnert bei einem Gottesdienste in Halle plötzlich mit allen Registern in die strenge Bußpredigt seines eifernden Pfarrers hinein und bringt ihn erbarmungslos zum Schweigen. Ein solcher Vorgang verträgt nur eine humorvolle Behandlung und fordert sie geradezu heraus, wenn man sich den Kampf des zürnenden Redners gegen das unüberwindliche Tonmeer vorstellt; aber Brachvogel nimmt die That des übermütigen Virtuosen tief tragisch und bedeutend. — Ein ander Mal unterbricht er in seiner Erzählung sich selbst und wendet sich mit einer schwungvollen Anrede an die Leser, um sie vor Pietisten, „Wingolfiten" und dergleichen zu warnen, natürlich mit höchst drolliger Wirkung.

Unter den anderen Werken „Schubert und seine Zeitgenossen", „William Hogarth", „Der Trödler", „Ein neuer Falstaff", „Hamlet", „Der blaue Kavalier", „Die Grafen Barfus", „Der deutsche Michael", „Der

Digitized by Google

fliegende Holländer", „Ritter Leopold von Wedels Abenteuer" ist am interessantesten noch „Hamlet", worin er den später von Georg Brandes maßvoll und einsichtig durchgeführten, früher schon einmal von Karl Silberschlag aufgestellten Gedanken von der Zeitspiegelung der Gestalten des englischen Königshofes, von König Jakob I., Graf Essex, Maria Stuart und anderen in der großen Tragödie mit übertriebener und gequälter Methode anwandte. Immerhin hat die poetische Zeichnung vieler bedeutender historischer Personen und die Hereinziehung so Shakespeares und seiner Figuren etwas Gewinnendes.

Sehr hübsch und anmutig schildert Adolf Glaser, geboren am 15. Dezember 1829 zu Wiesbaden, erst Kaufmann, dann nach einem mehrjährigen Studium zu Berlin Redakteur an den Westermannschen Monatsheften mit Unterbrechung, in seinem Roman „Schlitzwang" den Gegensatz zwischen heidnischen Sachsen und christlichen Franken, der zu der Versöhnung geführt wird, daß ein bekehrter Sachse den „Heliand" dichtet und damit dem Evangelium zum ersten Male in Deutschland den volkstümlichen Ausdruck giebt. Die übrigen zahlreichen Romane wie „Mit dem Strome", „Das Fräulein von Villecour", „Cordula", „Wulfhilde" und andere, sowie seine dramatischen Dichtungen wie „Kriemhildens Rache", „Penelope", „Galileo Galilei" und andere haben ähnliche Bedeutung nicht erlangt. Seine kulturgeschichtlichen Erzählungen „Das Haus des Schulmeisters", „Aus dem achtzehnten Jahrhundert", „Savonarola", „Masaniello" und mehrere andere hätten wohl größere Beachtung verdient.

Beachtenswert sind auch einige Romane von Otto Müller (1816—1894) aus Schotten am Vogelsberge, namentlich „Bürger", „Marlow", „Charlotte Ackermann", „Der Professor von Heidelberg", „Aus Petrarca's alten Tagen", „Der Postgraf" und die im Volkston gehaltenen Geschichten „Der Tannenschütz", „Monika" und andere.

Der überaus fruchtbare Schlesier Max Ring, geboren am 22. Juli 1817, behandelt in seinem Roman „Die Kinder Gottes" die Thätigkeit des Grafen Zinzendorf, in „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister" eine Episode aus der Brandenburger Geschichte, in „John Milton und seine Zeit" das England der Stuarts und Oliver Cromwells, in „Das Haus

Digitized by Google

Hillel" den neuerdings bis zum Überdruß ausgebeuteten Gegensatz der Verwüstung des jüdischen Reiches und des Neronischen Schauerregiments. Er liebt die krassen Schilderungen und grellen Effekte. Die Maßlosigkeit gipfelt in der fürstlichen Mordgeschichte „Ein verlorenes Geschlecht". Seine zahlreichen Zeit- und Gesellschaftsroman leiden auch an dieser Neigung des Verfassers, sind aber natürlich angesichts der lebendigen Vorbilder etwas zahmer.

An Vielschreiberei und Arbeiten auf den Effekt hat eine gewisse Verwandtschaft mit ihm A. Koenig (1833—1888), der Humoristisches und Schauerliches mit gleicher Oberflächlichkeit für den Tagesbedarf der niedern Presse herstellte. — „Im glücklichsten Falle ist es Wasser, im schlimmsten Gift", ist von ihm gesagt.

Neben dem englischen Einfluß her, der von Walter Scott ausgehend in Deutschland für den Geschichtsroman warb und wirkte, zeigte sich noch ein anderer Einfluß von derselben Seite her in verwandter Art, nur auf beschränkterem Gebiet. Die Indianer- und Seeromane des Anglo-Amerikaners Fenimore Cooper und die Marinegeschichten des Engländers Kapitän Marryat zeigten eine ungemein kräftige Beeinflussung.

Den sentimentalen Naturschwärmern sagten diese edlen Mohikaner ungemein zu als Naturmenschen, die gänzlich außerhalb der Polizeiordnung standen. Dazu kam noch, daß sie den Engländern befreundet und den Franzosen durchaus feindlich waren. So traf alles mit den Zeitumständen aufs günstigste zusammen. Einige Schriftsteller fühlten sich durch diese geistige Auslandsströmung mächtig angezogen und versuchten sich sogleich selbst darin. Diese Geschmacksrichtung ist bei uns heimisch geworden und trägt heutzutage zahllose Früchte in einer ungeheuren Ernte von Marine-, Tropen- und Kolonistengeschichten als Fortsetzung der alten Robinsonaden für die reifere und unreife Jugend. Der Wert dieser Begeisterung für Länder- und Völkerkunde wird hin und her durch einige Schattenstreifen der Vagabundenlust und kindlichen Heimatsmüdigkeit durchzogen und herabgemindert.

Charles Sealsfield (1794—1864) hieß eigentlich Karl Postel und stammt aus der Gegend des Mährischen Znaym. Er war bereits Priester bei den Kreuzherrn zu Prag, als er nach Amerika entfloh — man weiß nicht, warum — und dort begann zu schriftstellern. Später kehrte er nach Europa zurück und lebte und starb in der Schweiz. Er hatte ein aus-

Digitized by Google

gezeichnetes Talent der Darstellung und hing mit Begeisterung an Amerika, dessen Eigenart er mit schlagender Natürlichkeit und Anschaulichkeit in den verschiedenartigsten Beziehungen mit Glück wiederzugeben verstand. Von seinen Werken sind die „Transatlantischen Reiseskizzen", „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre", „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", „Der Legitime und der Republikaner", „Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften", „Das Kajütenbuch" und andere zu nennen.

In gewissem Sinne gehört auch der Fürst Pückler-Muskau (1783—1871) hierher, insofern er als brillanter Plauderer die Reize der Fremde enthüllt und fremde Volksbilder mit lebendigen Farben gezeichnet hat. Freilich ist das nur ein untergeordneter Zug seines blasierten, gesucht vornehmen Wesens. Ihm kommt es nicht auf die Schönheit und Eigenart der Natur, auf das Menschliche inmitten des Fremdländischen an. Er will nur seine geistreiche und kokette Persönlichkeit zur Geltung bringen. Der höchst interessante Mann war durch und durch von frivolem Spott durchzogen und durch Abenteuerlichkeit gekennzeichnet. Seine Schriften entsprechen durchaus seinem unnatürlichen Wesen. — „Die Briefe eines Verstorbenen" sind an seine geschiedene Frau gerichtet, die ihn als tot betrachten sollte, um milde seiner zu gedenken. „Semilassos vorletzter Weltgang", „Semilasso in Afrika", „Tutti Frutti", „Der Vorläufer", „Aus Mehmed Alis Reich", „Die Rückkehr" machten als pikante Plaudereien eines hohen Aristokraten stilistisch den Eindruck großer Geschicklichkeit, übrigens aber der ethischen Gleichgültigkeit und Überzeugungslosigkeit.

Hierher gehört auch Friedrich Gerstäcker (1816—1872), eine merkwürdige und originelle Schriftstellerfigur. Am 10. Mai wurde er in Hamburg als Sohn eines namhaften Sängers geboren und kam nach seines Vaters Tode in verschiedene Pflegestätten nach Braunschweig, Kassel und Leipzig. Ohne seine Bildung zu einem Abschluß gebracht zu haben, begab er sich aus seiner Stellung als Wirtschaftslehrling, einem unwiderstehlichen, abenteuerlichen Drange folgend, auf Reisen und führte in Nordamerika ein buntes, wechselvolles Dasein als Handwerker, Gastwirt, Jäger, Koch und anderes. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1843 war er litterarisch thätig und gab Romane und seine Reiseerlebnisse heraus. Im Jahre 1849 trat er eine zweite

Digitized by Google

große Reise auf drei Jahre nach Südamerika, Kalifornien, den Südseeinseln und Australien an, diesmal in halbamtlichem Auftrage, indem das damalige deutsche Reichsministerium ihn mit fünfhundert Thalern unterstützte und mit dem Besuche der deutschen Niederlassungen beauftragte. Der Herzog Ernst von Koburg-Gotha wandte ihm seine besondere Huld zu und gewährte ihm Aufenthalt auf seinen Schlössern Rosenau und Reinhardtsbrunn. Aber den unermüdlichen Weltläufer hielt es nicht daheim. Er bereiste in den Jahren 1860 und 1861 die südamerikanischen Kolonien. Im nächsten Jahre nahm ihn der Herzog mit auf seine große Orientreise. Wieder machte Gerstäcker 1867 und 1868 eine Reise nach Nordamerika und Mexico. Dann wählte er seinen Aufenthalt in Dresden und Braunschweig, wo er am 31. Mai 1872 plötzlich verstarb.

Gerstäckers überaus zahlreiche Erzählungen und Romane haben einen gewissen Vorzug des Anschaulichen und Unmittelbaren, aber zugleich die bedenkliche Eigenschaft des Flüchtigen, Sensationellen und gesucht Abenteuerlichen, darum des Unwahrscheinlichen. Eine Zeit lang fanden sie einen großen Leserkreis und wurden namentlich von der Jugend verschlungen. Viele tolle Unternehmungen, Fluchtversuche und kindliche Robinsonaden sind auf seinen Einfluß zurückzuführen. „Die Regulatoren in Arkansas", „Mississippibilder", „Die Flußpiraten", „Der Wahnsinnige", „Der Flachbootmann", „Gold", „Unter dem Äquator", „Eine Mutter" sind die bekanntesten seiner Werke.

Der sittliche Wert dieser Arbeiten ist durchaus minderwertig und reicht nicht an Coopers oft sentimentale, aber doch heroische Moral. Die flache Freude am Ungewöhnlichen und Gräßlichen herrscht bei Gerstäcker vor. Zuweilen macht sich auch eine bösartige, auf philiströse Unwissenheit und Toleranzfanatismus begründete irreligiöse Tendenz bemerklich, die gegenüber den in den letzten Jahrzehnten weiter fortgeschrittenen Aufschließungen der unbekanntesten Weltteile jetzt nur noch lächerlich und abgeschmackt wirken kann. So stellt er in seinem Roman „Die Missionare" die paradiesische Idylle des Heidentums bei den Südseeinsulanern dem Christentum gegenüber. Die Wilden sind glücklich wie reine Kinder und Engel; nur die bösen Missionare bringen das Unglück und Elend. Die rührende Bitte einer wilden Prinzessin überzeugt die glaubens-

Digitized by Google

eifrigen Missionare endlich davon, so daß sie das Wunderland, das sie verdorben und vergiftet haben, wieder verlassen, damit die nackten unschuldigen Tanzvergnügungen wieder einziehen können.

Ein unendlich fruchtbarer Nachwuchs dieser Fremdlandschwärmerei und Tropensucht ist von Otto Ruppius und Balduin Möllhausen eingeführt und in den Unterhaltungsbüchern für das Volk ausgewuchert.

Gänzlich unabhängig von der Anregung Walther Scotts entwickelte sich der Geschichtsroman auf dem Schauplatz der Gegenwart zum Zeit- und Tendenzroman unter der fleißigen Arbeit und Führung von Gutzkow und Auerbach.

Nachdem Karl Gutzkow aus den Stürmen und Aufregungen des jungen Deutschlands in ein stilleres Fahrwasser eingelenkt war, nahm er sich große Fragen der Zeit zum Gegenstand gründlich gearbeiteter Romane.

Hatte er sich schon durch seinen „Blasedow" Eingang in die größere Lesewelt verschafft, so gewann er sie vollends durch seinen Roman „Die Ritter vom Geiste", der trotz eines Umfanges von neun Bänden mit Begier verschlungen wurde. Jedenfalls war dies Werk ein staunenerregendes Zeugnis von der eifrigen Zähigkeit und Vielseitigkeit seines Talents. Wenn irgend ein Schriftsteller in neuerer Zeit zu zeigen vermag, was die scharfe, sinnreiche Erfindungsgabe einer vorherrschend verstandesmäßigen und kritischen Natur auf poetischem Gebiete leisten kann, so ist es Gutzkow. Mehr aber, als dies Talent feiner Weltbeobachtung, anziehender Darstellung und geistreicher Benutzung der Zeitinteressen, das hier in voller Kraftäußerung hervortritt, konnte man an dem Romane allerdings nicht bewundern; Geist und Inhalt vermögen weder sittlich noch ästhetisch zu befriedigen.

Das Ganze soll ein umfassendes Spiegelbild der Zeit, eine Gesamtanschauung von den Fragen und Bestrebungen der Gegenwart auf allen Gebieten des Denkens und der Arbeit geben. Aber wie unwahr und einseitig ist Gutzkow bei Behandlung dieser Aufgabe zu Werke gegangen! Allerdings muß man ihm zu gute halten, daß die großen politisch-socialen Strömungen damals ihren erziehlichen Einfluß noch nicht bewährt und daß die hohen Anschauungen, die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre unser Volk mehr und mehr ergriffen, ihre reinigende und aufhellende Kraft noch nicht bewährt hatten. Aber

Digitized by Google

in doch gar zu unberechtigter und ungeschichtlicher Weise folgte er dem engherzigen Triebe der Parteisucht. Unter dem Druck seiner demokratischen Anschauungsweise und fortgerissen von seinem hervorragenden, aber unerquicklichen Talente für die Auffassung des Schlechten und Gemeinen, stellte er die ganze Gesellschaft der Zeit fast nur als eine Welt sittlicher Verrottung und Verderbnis, als die fluchwürdige Vertretung eines selbstsüchtigen Konservatismus dar, ohne auch nur einigermaßen den edlen und guten Elementen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die doch auch seiner Zeit angehörten und sich gerade da am meisten vorfanden, wo er mit geflissentlicher Freude nur Schwächen und Blößen zu entdecken verstand. In was für eine schlechte, innerlich gemeine Sippschaft geraten wir unter seiner Führung! Man denke an diesen Genußmenschen, den Justizrat Schlurck, an die intriguante Pauline von Harder, den pfäffischen Propst Gelbsattel, diesen jesuitischen Raffklard und den bis zum Ekel häßlichen, dämonischen Hackert, so wird man sich der sittlichen Martern zu erinnern haben, die einem wirklich teilnahmsvollen Leser erwachsen. Schwerlich kann man glauben, daß solche Menschen in unserer Wirklichkeit so massenhaft existierten, aber zugegeben, daß dies der Fall wäre, so hätte der Dichter, um der Zeit gerecht zu sein, doch neben dieser tiefen Finsternis auch das Licht in seinen mannigfachen Ausstrahlungen hervorbrechen lassen müssen. Aber er kennt nur Schatten. Er malt nur grau in grau, und der Grundton seines Gemäldes ist trostlose Trübung. Das Licht fällt nur auf einige wenige Gestalten wie die der Anna von Harder und des Obertribunalspräsidenten Harder. Das kann uns kaum entschädigen, zumal die übrigen Personen fast alle, wenn nicht schlecht, doch ganz verdreht sind.

Die Helden des Romans, die Gebrüder Wildungen, sind aufgeregte Phantasten, die, von gänzlich unklaren, social-liberalen Strömungen ergriffen, ihre Luftschlösser bauen. Prinz Egon, der Held der politischen Bewegung, ist im Grunde eine sybaritisch aristokratische Natur, die schlaff zurücksinkt, wenn sie sich bewähren soll, während die echt berlinische, geistreichelnde Melanie eine erneuerte Wally, und die liebekranke Olga eine schwächliche und modernisierte Mignongestalt ist. Die Charaktere aus den niederen Ständen sind, bis etwa auf den Fuhrmann Peters und andere mehr idyllische Gestalten, durchaus widerwärtig. Daraus ergiebt sich, daß das Bild, das Gutzkow hier von einer Epoche der deutschen

Digitized by Google

Geschichte hat entwerfen wollen, unmöglich wahr sein kann, da auch diese, wie alle Zeiten, ihre Lichtseiten hatte.

Da die Geschichte nicht wahrhaftig ist, so kann sie auch keineswegs erschöpfend sein. Freilich ist der Roman von politischen, ästhetisch-litterarischen, philosophischen, technischen, merkantilischen und sonstigen Raisonnements bis zur Ermüdung vollgepfropft und sucht alle Interessen der Gegenwart zu berühren, aber ein Element unserer Zeit, das kein Mann der Geschichte, kein Realpolitiker, kein Kenner und Freund des Volks außer acht läßt, wenn er eine Zeit beurteilt und darstellt, das religiöse, ist von dem Dichter auf eine so ungerechte Weise behandelt, daß sich hier abermals zeigt, wie Gutzkow weder für die stille, aber unläugbare Wirkung des wahrhaften Christentums auf unsere Zeit gar keinen Sinn hatte, noch auch jene Ehrlichkeit besaß ohne welche historische Bildung nichts bedeuten will. Wie hätte er sonst, statt das religiöse Grundwesen deutscher Natur auch in einer gesunden Gestalt darzustellen, dieses ausschließlich in so verkümmerten Zerrbildern abspiegeln können, wie in dem Bösewicht Rafflard, in den Modedamen Trompetta und Flottwitz, in denen sich die Frömmigkeit nur in ihrer Ausartung zeigt, oder in dem beschränkten Landprediger Oleander mit seiner armen, alten, verlassenen Pastorwirtin!

Mit welcher ironischen Oberflächlichkeit fertigt er die Bedeutung und erfolgreiche Arbeit der Inneren Mission um einiger Auswüchse willen ab, ohne uns auch zu zeigen, was sie in den Händen wahrhafter Frömmigkeit Heilsames vermocht hat. Doch das sind Anforderungen, die Gutzkow zu erfüllen weder gewillt noch fähig war, da er in unserm Roman deutlich genug an den Tag legt, daß er alle christliche Frömmigkeit unserer Zeit für unwahr und erheuchelt hält und unter andern seinen Dankmar von Wildungen Worte sagen läßt wie die: „Wir haben eine Religion, die christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet — und eigentliche Christen giebt es gar nicht mehr.“ — Wer auf diesem Standpunkte steht, daß er das Christentum als eine bereits überlebte Institution ansieht, der kann die religiöse Seite des Volkslebens weder würdigen noch darstellen, sondern nur häßliche Verneinungen geben. Mit diesem Standpunkte einer demokratisch-antichristlichen Verzweiflung hängt die Tendenz des Romans zusammen, die sich aus der Haupthandlung leicht erkennen läßt.

Digitized by Google

Diese dreht sich um zwei Mysterien der Vergangenheit, um das geheimnisvolle Bild einer verstorbenen Fürstin, hinter dessen Rahmen Memoiren von Wichtigkeit für die handelnden Personen enthalten sein sollen, und um eine auf mehrere Millionen sich belaufende Erbschaft aus der Hinterlassenschaft des Tempelherrnordens, um die schon seit Menschengedenken Staat und Residenzstadt miteinander prozessieren, die aber die Helden des Romans, die Brüder von Wildungen, auf Grund vorgefundener Papiere beanspruchen und endlich auf dem Wege des Rechtes wirklich erhalten. Nachdem sie nun auch jenes geheimnisvolle Bild in ihren Besitz gebracht, daraus die nötigen Aufklärungen gewonnen haben, wollen sie das ererbte Vermögen dazu anwenden, einen Bund der „Ritter vom Geist" zu stiften, der, an die alten Ideen der Templer und Freimaurer zeitgemäß anknüpfend, alle Bessern der Gegenwart in sich aufnehmen und eine Wiedergeburt unserer Zustände heraufführen soll.

Daß Gutzkow diesen Orden im Romane wirklich zustande kommen ließ und mit seiner Begründung schloß, zeigt, daß er ihn oder doch ähnliche, gesellschaftliche Gründungen als wahrhaftige Heilmittel für die Wirren und Nöte unserer Zeit ansah und die Tendenz hatte, einen derartigen Bund der Geistesgemeinschaft zu diesem Zweck in Vorschlag zu bringen. Ein schlechteres Mittel der Rettung für den Staat konnte er wohl nicht empfehlen. Wenn man diesen Bund näher ansieht, so ist er nichts anderes als eine Coterie mit dem leeren Scheine eines liberalen Kosmopolitismus, eine neue Partei, die dem Christentum gegenüber die flachsten Humanitätsideen, dem monarchischen Prinzipe gegenüber einen phantastischsten Demokratismus vertreten will und somit zur Zersetzung des Bestehenden wirken muß, ohne etwas Positives und Festes an die leere Stelle zu setzen. In ethischer Beziehung muß man an diesem Romane völlig verzweifeln. Den Umstand, daß er vorübergehend das Publikum so außerordentlich fesselte, kann man nur aus seiner mit bewunderungswürdiger Kunst zusammengehaltenen Mannigfaltigkeit, vor allem aber daraus erklären, daß sich viele Gestalten darin als Kopien bekannter Größen der Gegenwart ankündigten. Diese Spekulation auf die Neugierde der Lesewelt gelang und half den poetischen Schwächen auf, an denen es dem Romane auch nicht fehlte.

Ist auch hier die herzenskalte, feine Berechnung, die in den

Digitized by Google

früheren Gutzkowschen Produkten stark hervortrat, der hinreißenden Gewalt eines überzeugten, wenn auch irrenden Herzens mehr und mehr gewichen, finden sich auch hier wirklich tiefpoetische Partieen, wie die Schilderung des Zusammenlebens der Brüder Wildungen, die rührende Geschichte des armen Sergeanten Sandrart und die Scene zwischen Murray und Auguste Ludmer, im ganzen bleibt das Werk doch ein Erzeugnis des reflektierenden Verstandes, der alles der Tendenz und dadurch die wahrhafte Lebenskraft opfert, ja der Oberflächlichkeit und Gewöhnlichkeit verfällt. Einen Beweis dafür giebt nicht allein die Geschichte des Prinzen Egon, die mit ihrem greisenhaften Ausgange wohl dem gewöhnlichen Laufe der Wirklichkeit entspricht, aber poetisch angesehen, notwendig ein tragisches Ende forderte, sondern noch mehr die Überfülle von Diebstählen, Morden, Polizeispionagen und Prozessen, die durch den Roman hindurchwuchern und die große Wirkung stören. Auf die Dauer findet kein Leser, wie ihn ein Autor selbst sich wünscht, an diesen kriminellen Stoffen Gefallen. Auch die ungemeine Breite des Romans, die solch eine Aufgabe veranlaßte, bleibt eine Schwäche. So sehr ihr auch durch die romanhafte Verwicklung einigermaßen ein Gleichgewicht gehalten wird, so ermüdet sie doch, weil sie auf einem Mangel an rechter Ökonomie beruht, so daß — namentlich zu Anfang, — minder Bedeutendes unverhältnismäßig ausgesponnen, später aber Bedeutendes zu sehr zusammengezogen ist. So ist dies Gutzkowsche Werk bei seiner Fülle von Witz, an treffender Satire und spannenden Situationen, bei seiner Virtuosität der Darstellung und seinem Aufwand an universeller Bildung doch kein vollendetes, befriedigendes Kunstwerk. Vielleicht bleibt ihm ein kulturhistorisches Interesse, insofern es der erste großartige Versuch ist, eine der Gegenwart nahe liegende Epoche künstlerisch zusammenzufassen und darzustellen.

Im Jahre 1859 gab Gutzkow einen zweiten neunbändigen Roman heraus, „Der Zauberer von Rom". In diesem Roman hat er in seiner Weise ein in der That bedeutendes und lehrreiches Bild des modernen Katholicismus entworfen. Eine unglaubliche Fülle verschiedenartiger Menschen bewegt sich auch hier vor unsern Augen, nur lose verknüpft mit den Schicksalen zweier Hauptpersonen, einer ränkevollen und abenteuernden Konvertitin und eines edlen, gläubigen katholischen Priesters. Wir bewegen uns meistens in den Rheinlanden, zur Zeit des mit Geschick in den

Digitized by Google

Roman verwebten Kölner Streits über die gemischten Ehen. Priester aus der milden Hermes'schen Schule, moderne, rohe Fanatiker der Reaktion, mystische Schwindler, Betschwestern und asketisch hellsehende Jungfrauen, Kirchenfürsten und ehrliche Anachoreten, industrielle Ausbeuter der wiederaufgelebten, weihrauchduftenden Frömmigkeit und unschuldige beschränkte Kinder am Gängelbande der Nonnen, derbe Pfarrersköchinnen mit einer Schar von Kindern in naiver Unverschämtheit und ältliche, feingebildete „Freundinnen", die von Jahr zu Jahr wechselnde, jugendliche „Nichten" aus ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft dem Herrn Dechanten ins Haus führen: sie alle leben und schweben vor unsrer Anschauung neben einer weiteren Masse von Personen aus allen möglichen Ständen und Verhältnissen, mit der ganzen Scala von Vernünftigen, Halb- und Ganz-Tollen, und führen einen unendlichen Wirrwar gegenseitiger Beziehungen vor uns auf, so daß das Gedächtnis oft bei der Mühe erlahmt, die Fäden der Geschichte festzuhalten, während doch die Teilnahme von der wirklich anziehenden Lektüre nicht loskommen kann. Dabei ist das Ganze mit höchst genauer, allerdings nicht irrtumsfreier Kenntnis der katholischen Lehren und Einrichtungen geschrieben.

Der tragische Knoten bei der leuchtenden Idealgestalt des Priesters Bonaventura, welcher bis dahin in kindlicher Gläubigkeit rein seiner Kirche gedient hat, schürzt sich dadurch, daß ein schreckliches Geheimnis über ihm drohend waltet und sich ihm endlich enthüllt. Der Priester nämlich, welcher ihn getauft hat, ist ein jüdischer Konvertit, welcher, innerlich zum Judentum zurückgekehrt, alle geistlichen Handlungen mit der Absicht vollzogen hat, sie nicht zu vollziehen, worüber er eine eigene, geheime Urkunde ausgestellt hat, — ein Umstand, der nach katholischer Lehre, die zur Gültigkeit sakramentaler Handlungen neben ihrer formell ordentlichen Vollziehung auch die darauf gerichtete „Intention" oder Absicht des Vollzuges vom Priester fordert, allerdings alle seine Amtshandlungen ungültig macht. Der gläubige Priester, spätere Bischof Bonaventura lernt zuletzt, daß er nicht einmal getauft, nicht einmal ein Christ ist, und das ganze Gebäude seines Lebens stürzt zusammen. Er findet endlich Trost in einer geheimen Waldensersekte, einem pantheistisch-mystischen Geheimbunde, und wird Papst! Ja das ist wahrhaftig das Ende. — Von dem, was eigentlich die Kirche des Christentums will, von den Grundlehren der Bibel und damit von der eigentlichen Sünde des Katholicismus wider die Kirche Christi trotz

Digitized by Google

seiner entfalteten Gelehrsamkeit weiß Gutzkow nichts. Darum läßt dies an sich sehr bedeutende Buch ein peinliches, unbefriedigtes Gefühl zurück, wenn der Leser es endlich, von dem schrecklichen Gewimmel ermattet, aus der Hand legt.

Die Harmlosigkeit, einen einfach frommen, liberalen Papst den römischen Stuhl besteigen zu lassen in einem Jahrhundert, wo der Jesuitismus in der römischen Kirche bereits die alleinherrschende Macht war, die das Papsttum, die Universitäten, die Politik und die kirchliche Praxis regierte, kann mit ihrer Kühnheit nur ein trauriges Lächeln erwecken.

Später wandte sich Gutzkow wieder dem historischen Roman alten Stils, ja eigentlich der Geschichtsschreibung zu. Aber diese fleißigen und, was Kenntnisse und sichere Beleuchtung betrifft, gediegenen Arbeiten, fanden im großen Publikum keine rechte Beachtung mehr.

Im Jahr 1880 erschien „Die Paumgärtner von Hohenschwangau", eine Umarbeitung von „Hohenschwangau", Roman und Geschichte (1868), ein überaus genau ausgeführtes Bild aus dem Reformationsjahrhundert, und 1871 „Fritz Ellrodt", eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert vom Hofe der Markgrafen von Bayreuth, voll tiefer und genauer Kenntnis der Geschichte jener Hohenzollerschen Nebenlande, deren unbedeutender Art die geistvolle Schwester Friedrichs des Großen, Wilhelmine, durch ihre Hofhaltung einen vorübergehenden Glanz verlieh. Den Denksprüchen „Vom Baum der Erkenntnis" ließ der fleißige Autor drei Bände „Lebensbilder" und „Die schönen Stunden", „Säkularbilder", „Rückblicke auf mein Leben" und andere kleinere Schriften selbstbiographischer und zeitgeschichtlicher Art folgen. Zwei größere Arbeiten heben sich daraus hervor. Der Roman „Die Söhne Pestalozzis" zeigt sich anfänglich von tieferer, pädagogischer Art, wie sein „Blasedow" und lehnt sich mit einem Hauptmotiv an Jean Pauls ersten Erziehungsroman „Die unsichtbare Loge".

Es handelt sich auch hier um ein in Unkenntnis der Welt, ja in Unkenntnis des Tages in geheimem Verließ erzogenes Kind, das mit einem Male den Eindrücken des frischen, unmittelbaren Lebens ausgesetzt wird. Dieses dankbare und verheißungsvolle Motiv wird aber verlassen, um sich in die abenteuerliche

Digitized by Google

und romanhafte Ausbeutung dieser Kaspar Hauser-Geschichte zu verlieren unter sehr tendenziöser Darstellung des Schulwesens, das heißt eines Zerrbildes desselben, wie es angeblich unter dem Einfluß der „Regulative" entstanden sein soll. An die Stelle des würdigen Gehalts tritt der sensationelle Reiz in den Mordversuchen der unnatürlichen Mutter gegen ihr eigenes Kind, den unglücklichen Fremdling. Witzig und anziehend, oft mit genialen Meisterstrichen ist das Nebenwerk behandelt. An sich untergeordnete Gestalten gewinnen die Teilnahme des Lesers in ganz hervorragender Weise. Von besonderer Unliebenswürdigkeit sind die Frauengestalten. Die kluge, tugendhafte, immer das Rechte sagende und treffende Lehrerin Gertrud ist mehr ein Begriff als ein Weib. Dagegen mutet die Verschiedenartigkeit der Lehrertypen mit dem Reichtum der Erfindungskraft wohlthuend an.

Von großem Talent, aber von ebenso großem Mangel an Gestaltungskraft und freudiger Energie zeugte sein letzter bedeutender Roman „Die neuen Serapionsbrüder" (1877). Der Dichter wollte ein umfassendes Zeitbild geben, indem er über die Ereignisse der Neuzeit seit der Gründung des deutschen Reiches einen Kreis von edlen und geistvollen Männern sich unterhalten und richten läßt. Die Schattenseiten, die hier beleuchtet werden, sind thatsächlich vorhanden und verdienen entschiedenen Tadel. Aber die pessimistische Hervorhebung dieser Schwächen, das Verschweigen der guten und tüchtigen Eigenschaften der Epoche und vor allem der Mangel an tapferer Freudigkeit und Zuversicht zu einem, den Weltberuf unseres Volks erfüllenden Siege läßt die weisen Reden doch vielfach als „Nörgeleien" auf uns wirken. Keine größere Gefahr gegenüber den Angriffen der schwarzen und der roten Internationale als diese ingrimmige, negierende Verzagtheit an den Aufgaben unserer Zukunft!

Aus den innerlich gesunden, aber in Verblendung wild polternden Feinden der Regierungen, aus manchem Rebellen und Umstürzler schuf die wahrhaftige, dankbare Freude an dem, wenn auch nicht auf ihren Wegen erreichten Ideale ihrer Jugendträume hellstimmige Sänger, jubelnde Herolde der Größe ihres Vaterlands, und ihre Lieder verkündeten den einstimmigen Preis der einst zerrissenen, nun geeinigten Brüder. Der in sich vereinsamte und verbitterte Gutzkow war zu lange eigenwillig seinen Weg gegangen, um in Gemeinschaft froh zu werden und gestützt auf

Digitized by Google

die großen Fügungen, die ein klarer Geist doch weder als grundlos noch als zwecklos ansehen konnte, an einen vollen Sieg Deutschlands zu glauben. Er erlag dem traurigen Gerichte über die, welche alle gute Gabe ablehnen mit selbstquälerischen, harten Eigensinn emsig die schlechtesten Stellen des Lebenswegs aufsuchen und selbst angesichts einer plötzlich sich enthüllenden Himmelsseligkeit immer noch verdrießlich sagen würden: „Das habe ich mir doch anders gedacht."

Es ist ein gerechtes Urteil, erfüllt uns aber doch mit Wehmut, wenn wir bei der Beurteilung dieses hochbegabten, unermüdlich arbeitenden Mannes feststellen müssen, daß er keine dankbare und liebende Erinnerung bei unserm Volke gefunden hat. Denn die Liebe des Volkes antwortet nur dem Glauben seiner Dichter an das Volk. Wer an seinem Volke verzweifelt, der wird vergessen. Das ist Volkesart — das heißt: Kindesart.

Eine weit freudigere Persönlichkeit, wenn auch seine Freude nicht nur im reichen Schaffen, sondern auch zu einem großen Teil im Anklagen und Zanken bestand, ist Friedrich Spielhagen, der Verfasser vieler sehr unterhaltend, oft ergreifend geschriebener, durchaus tendenziös gehaltener Romane. Er vertritt die Unzufriedenheit, schilt auf die bestehenden Zustände, aber er ist doch nicht mit sich zerfallen, sondern durchaus zufrieden im Vollbesitz glänzender Gaben. Und darauf beruht eine Liebenswürdigkeit, die man auch bei einem gegnerischen Standpunkt gern anerkennt und die es leicht macht, selbst hinter der immer festgehaltenen Angriffsstellung die schönen, dichterischen Gaben zu würdigen.

Er wurde am 24. Februar 1829 in der altberühmten Reformations- und Heldenstadt Magdeburg geboren, gelangte aber frühzeitig durch Versetzung seines Vaters, eines Regierungsbaurats, aus der flachen Bördegegend an den Ostseestrand nach Stralsund. Diese ersten Eindrücke der Natur haben ihn sein Lebenlang begleitet und sich mehr und mehr vertieft. Auf den Universitäten Berlin, Bonn und Greifswald vollendete er mit einiger Abwechslung seine Studien, erst für die Rechtswissenschaft, dann für Philosophie, Philologie und Litteratur. Seit 1854 bereitete er sich auf die akademische Laufbahn vor und war auch eine Zeit lang als Gymnasiallehrer thätig.

Die große Veränderung seiner Lebensverhältnisse, die mit dem Tode seines Vaters plötzlich eintrat, führte ihn 1857 einem

Digitized by Google

litterarisch thätigen Leben zu. Von 1860 bis gegen Ende 1862 redigierte er in Hannover das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland“ und nahm dann Berlin als dauernden Wohnsitz, wo er sechs Jahre bis zum Herbst 1884 die „Westermannschen Monatshefte“ herausgab und seitdem seiner freien litterarischen Beschäftigung lebt.

Sein erster großer Roman „Problematische Naturen“ (1861) mit der Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht“ (1862) machte ungeheures Aufsehn und weckte das lebhafte Urteil über die Vorzüge und Schwächen der Erfindung und Darstellung.

In einen hochadligen Haushalt auf der Insel Rügen tritt der wunderschöne Hauslehrer Oswald Stein, der alle Damen rettungslos bezaubert und alle Kavaliere in den Schatten drängt. Bewunderung und Neid folgen ihm überall. Seine imponierende Persönlichkeit und seine Meisterschaft in nobeln Passionen halten die Gegnerschaft in respektvoller Entfernung. Er schießt wie ein Kunstschütze das Herz aus dem Kartenblatt, denn die Geisterstimme seines verwachsenen Vaters flüstert ihm zu, er solle denken, dies sei das Herz eines Adligen. Die Königin der Schönheit und des Geistes für die ganze Gegend, Baronin Melitta kommt ihm liebeglühend entgegen. Zu den Füßen der Venus von Milo in einem geheimnisvollen Pavillon bringen sie in seliger Weltentrückung ihr Opfer dar. Daran schließt sich die Leidenschaft eines Edelfräuleins aus der Nachbarschaft und seine Liebe zu einer holden Jungfrau, der Schwester seines Zöglings. Leider ist sie nicht mehr frei, sondern mit ihrem Vetter verlobt. Daraus entwickeln sich tragische Vorgänge, die endlich zu einem Zusammenstoß führen, zu einem Zweikampf mit dem Bräutigam der Geliebten.

Nur einer aus der adligen Gesellschaft bringt dem jungen Helden Verständnis und Neigung entgegen, der liberale Baron von Oldenburg, der die ganze Welt durchreist und genossen hat und dadurch um so geneigter geworden ist, bitter zu empfinden und bitter zu urteilen.

Um die Hauptpersonen her sammeln und tummeln sich eine Menge charaktervoller, zum Teil mit wirklicher Anmut, zum Teil mit grober oder feinerer Komik gezeichneter Figuren. Mit wahrhaft künstlerischer Schönheit und lyrischem Schmelz ist die ideale Figur des Knaben Bruno und des alten, treuen Reitknechts gezeichnet. Wald-, Heide- und Strandbilder geben einen pracht-

Digitized by Google

vollen Hintergrund. Der zweite Roman trägt den Charakter einer etwas mühsamen Fortsetzung. Er bringt zur frischen Kraft des ersten Teils nichts Ebenbürtiges hinzu.

Der Held ist für harmlose Leser so liebenswürdig gezeichnet, daß sie seine sonderbaren und zum Teil kindlich-blutigen Tendenzen kaum ganz ernsthaft, jedenfalls ohne besonderen Widerspruch mit in den Kauf nehmen. Beim Erscheinen hat der Roman allerdings dem damals in fröhlicher Blüte stehenden, heutzutage nicht mehr zeitgemäßen Adelshaß der Demokratie kräftig gedient. Wenige sind sich schon damals des heitern Widerspruchs bewußt geworden, daß diesem Haß des Autors insofern etwas von unwillkürlicher Bewunderung innewohnt, als der schöne Oswald selbst den Glanz seiner Erscheinung und sein sicheres, imponierendes Wesen auf einen illegitimen Adelsstammbaum zurückzuführen hat. Überhaupt berühren uns diese in späteren Werken des Dichters oft wiederkehrenden altmodischen Angriffe auf die bevorzugte Stellung des Geburtsadels innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft wie Ausbrüche einer verschämten, unglücklichen Neigung. Spielhagen räumt der Aristokratie so bereitwillig Vorzüge ein, wie es mit der stillbewußten Würde echten Bürgersinns kaum verträglich ist, namentlich wenn er sich eines so hitzigen Vorgehens dabei schuldig macht. Eine große psychologische Unklarheit liegt aber darin, daß der Autor seinen Helden gar nicht mit seiner Überzeugung vertreten, sondern an seinem Lebensgange die Irrwege aufzeigen will. Das wird dem Leser aus der Geschichte nicht klar. Wenn Oswald am Schluß des Doppelromans unter der roten Fahne auf der Barrikade fällt, bleibt es unklar, inwieweit sein Dichter noch zu ihm steht, wenn man auch sieht, daß das anstürmende Militär auch für ihn eine böse, feindliche Macht bedeutet.

Nur aus dem gewählten Motto geht es zweifellos hervor, und von hier aus findet man das rechte Licht für die Beurteilung. Damit könnte der Verfasser sich rechtfertigen, wenn er dazu das nötige nachdenkliche Publikum hat, um das als Motto gewählte Goethesche Wort aus dem Roman herauszulesen: „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß und ohne Nutzen verzehrt.“ Oswald muß doch außer sich und um sich her zu viel fremde Schuld entdecken, um die eigene zu erkennen.

Digitized by Google

Viel greller und mit einer gewissen brutalen Sensationslust wird das Motiv des Adelshasses in dem Roman „Die von Hohenstein“ (1863) variiert. Soll denn diese verrückte und verrottete Gesellschaft, die uns Spielhagen hier als Vertreter der Aristokratie vorführt, wirklich etwas Allgemeingültiges bedeuten? Die einfachste Kenntnis der deutschen und preußischen Geschichte des vollendeten Jahrhunderts muß solche Annahme Lügen strafen.

Zu einer ganz bedeutenden Höhe der Leistung steigt der Dichter in dem Zeitbilde „In Reih und Glied“ (1866) empor. Es handelt sich um einen Lösungsversuch der socialen Frage zu einer Zeit, wo die Marxsche Parole von der Vereinigung des Proletariats noch nicht in der Socialdemokratie ihren großen Erfolg gefunden hatte, so daß der Gedanke der Staatshülfe noch der herrschende war.

Leo der Held hat schon in seiner Knabenzeit wie Hannibal einen Schwur ewiger Feindschaft gethan gegen die Bedrücker und Ausbeuter des Volkes. Sehr glaublich wird geschildert, wie er später unter Anregung eines wilden Fanatikers einen an und für sich sehr unglaublichen Bauernaufstand mitmacht und dann nach Amerika flieht. Hier hätte er während der sieben Jahre seines Aufenthalts Zeit und Gelegenheit genug zu socialen Studien gehabt und namentlich die Frage der „Selbsthülfe“ gründlich erwägen können. Er kommt aber im großen und ganzen heim, wie er ausgegangen war, liebenswürdig und gewinnend, wie Oswald, doch mehr voll geistiger Grazie, und auch etwas problematisch insofern als er, der Einzelne, umgestaltend auf die ungeheuren Verhältnisse einwirken und sie mit dem Selbstvertrauen des stolzen Genius umgestalten will.

Seine eigenartige Persönlichkeit verschafft ihm Zugang und Einfluß an den höchsten Stellen. Es gelingt ihm, die Teilnahme seines leicht entzündlichen Monarchen zu erwecken. Hier erscheint für die Beurteilung Spielhagens eine sehr dunkle Stelle. Mit großem Geschick und zum wirksamen Anreiz für das Lesepublikum hat er einigen Gestalten seines Romans Porträtähnlichkeiten gegeben. Leo wird mit aufdringlicher Deutlichkeit als Ferdinand Lassalle gekennzeichnet. Der Vertreter der Konservativen trägt die Züge eines seiner Zeit sehr bekannten „politischen Generals“, und Leos Landesherr wird als ein preußischer König erkennbar gemacht, aber dabei mit einer so schnöden und

Digitized by Google

niedrigen Entstellung verunglimpft, wie man es in einem Roman höheren Stils vom Jahre 1866, also zu einer Zeit, als die Erregung wüster Parteileidenschaft im allgemeinen vorüber war, doch nicht mehr für sittlich möglich halten sollte.

Leo vermag mit königlicher Hülfe seine Pläne in Kraft zu setzen. Er stützt sich auf die konservative Partei beim Kampfe gegen die Tyrannei des Kapitals und die liberale Geldherrschaft, tritt selbst in das Ministerium ein und verlobt sich mit der koketten Tochter des führenden reaktionären Parteihauptes, indem er die edle Sylvia sitzen läßt.

So schön die Sache nun eingeleitet ist: sie geht nicht vorwärts, und der hohen Theorie will die brutale Wirklichkeit der Praxis nicht entsprechen. Die Staatsfabriken bringen nichts ein. Die Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter erwecken nicht Dank, sondern Unzufriedenheit; Mißtrauen und Unlust erheben sich — alles wahrscheinlich aus demselben Grunde, der an dieser Stelle auch Spielhagens Strom der Darstellung etwas seicht und dünn fließen läßt, nämlich aus Mangel an Sachkenntnis. Mit dem Tode des Königs wird das ganze Unternehmen hinfällig. Die Arbeiter revoltieren, und Leo ist eine unnütz gewordene Größe. Fast scheint der Verfasser selbst seiner überdrüssig geworden zu sein. Anstatt ihm einen guten Abgang zu verschaffen, der mit dem Ziele seines Lebens und Strebens in Verbindung stehen konnte, und ihn für seine Idee wenigstens heldenhaft sterben zu lassen, läßt er ihn fallen — in einem Duell, das mit der Sache des Romans gar nichts zu thun hat. Die Entwicklung ist zu keiner Lösung geführt, sondern abgebrochen, wie die unkünstlerische Wirklichkeit es mit Lassalle wohl that, wie der aber es sich nicht erlauben darf, den sein Poetenberuf verbindlich und verantwortlich für die Ereignisse macht.

Auch das kann in dem vortrefflich geschriebenen, eine Fülle von lebendig geschilderten Gestalten enthaltenden Roman, der durch die verschiedensten Gesellschaftskreise mit sicherer Anschauung führt, nur als ein Mangel empfunden werden.

Wie in den „Problematischen Naturen“ das Motto, so giebt hier der Titel des Dichters eigenen Standpunkt an. Daß nicht die einzelne geniale Persönlichkeit auf socialem Gebiete die Sache ausrichtet, sondern daß nur „In Reih und Glied“ also im Wege des Zusammenschlusses und der Gemeinschaft die leidenden Glieder der Gesellschaft ihre Zustände bessern können, dafür hat der Ver-

Digitized by Google

faſſer genügenden Beweis erbracht. Nur über das Wie? iſt er den guten Rat ſchuldig geblieben. Er kann auch keinen haben von ſeinem Standpunkt aus. Der liberale Leichenredner dociert am Schluß: „Nicht tragen ſollt ihr einander, ſondern ſtützen und ſchützen wie die Bäume im Walde, wie Soldaten in Reih und Glied. Denn wenn jeder redlich ſich ſelbſt zu helfen verſucht, wird er auch dem andern helfen können, wo es not thut.“

Das iſt der Standpunkt des Liberalismus gegenüber dem Socialismus. Abgeſehen von dem forſtwiſſenſchaftlich recht bedenklichen Grundſatz, daß die Bäume im Walde ſo nahe bei einander ſtehen ſollen, daß ſie einander ſtützen und ſchützen — wo bleibt Luft und Licht gegen Drücken und Erſticken? — kommt es doch neben der Vorausſetzung, daß einer helfen kann, vornehmlich darauf an, ob er helfen *will*. Daß es daran fehlt, iſt eben die Klage, und vornehmlich die großen, dicken Bäume wachſen die andern tot.

So führt die Anſchauung des Romans, da auch die Staatshülfe abgewieſen iſt, zu nichts anderm als zur Erklärung der Ratloſigkeit, und der Verfaſſer wird zum negativen Propheten der heutigen Socialdemokratie.

Das poetiſch bedeutendſte und dabei geſundeſte Werk *Spielhagens*, wenn auch weder die Gliederung des Aufbaues noch die Durchführung der aufgeſtellten Pointe ganz klar und durchſichtig iſt, dürfte der Roman „*Hammer und Ambos*“ (1869) ſein. Der Dichter will das Verhältnis des Einzelnen zur Geſamtheit dahin feſtſtellen, daß keine Perſönlichkeit und kein Stand für ſich die herrſchende Stellung einnehmen darf, ſondern daß jeder zugleich Hammer und Ambos ſein müſſe, um in der Wechſelſeitigkeit der Thätigkeit den rechten Platz zu beanſpruchen, daß aber die Bedingung, unter der dies heilvolle Verhältnis ſich entwickeln könne, die Teilnahme an ehrlicher Arbeit ſein müſſe.

Ein friſcher und tüchtiger Knabe wird aus dem Gymnaſialſchatten in das helle, wilde Leben hinausgeſchleudert, um Genoſſe und Mitſchuldiger eines ſehr kühnen, aber anziehend geſchilderten Schmugglerbarons zu werden, der auf ſeinem verrufenen Strandſchloſſe ein tolles Leben führt.

Eine Liebesgeſchichte mit der Tochter des düſtern Hauſes reift den knabenhaften Helden zum Jüngling. Leider bringt ihn ſeine Teilnahme an einem prachtvoll geſchilderten Kampfe von Schmugglern mit Zollwächtern ins Zuchthaus.

Digitized by Google

Hier wird der arme Junge Gegenstand der Fürsorge eines edlen, humanen Direktors, der ihn den Segen der Arbeit kennen lehrt und zu einem andern Menschen macht. Auch hier spricht die Liebe der Tochter Paula ein entscheidendes Wort mit. Später tritt er in eine Maschinenfabrik und steigt zum Schwiegersohn des Besitzers empor. In der Fabrik wird den Arbeitern nicht nur Anteil am Gewinn, sondern auch an der Verwaltung zugesichert. Nach dem frühen Tode seiner jungen Gattin heiratet er die edle Direktorstochter. Durch die ganze Geschichte zieht sich als ein wohlthuender Gedanke das Lob der Arbeit. Wunderschöne Einzelheiten der Erzählung und Schilderung schmücken den Verlauf der Handlung. Sehr packend ist die Schilderung des Aufstandes im Zuchthaus und die Rettungsarbeit der Sträflinge bei der Überschwemmung.

Als Spielhagens Meisterroman wird vielfach „Sturmflut“ (1877) bezeichnet. In der That hat dies breit ausgeführte Gemälde, in dem die Erinnerungen von 1848 und der deutsch-französische Krieg den Hintergrund bilden, während im Vordergrund der Handlung der blendende Schwindel der Gründerperiode und der Zusammenbruch desselben stehen, etwas sehr Bedeutendes, namentlich dadurch, daß als Gegenspiel der Natur zum Treiben der Menschen die große Sturmflut der Ostsee erscheint, welche die furchtbare Aufgabe einer sühnenden Gerechtigkeit vollzieht. Doch laufen die Ereignisse ohne rechte Sammlung und Ordnung nebeneinander und durcheinander hin. Nach Art des Epos werden die Charaktere mehr in ihrem Handeln als in geistiger Entwicklung und Vertiefung dargestellt. Namentlich kommt die anschauliche und sehr eingehende Darstellung des verheerenden Naturereignisses zur vollen künstlerischen Geltung.

Sehr abstoßend wirkt im ganzen „Platt Land“ (1879), eine Anklage gegen die ländliche Wirtschaft in Neuvorpommern mit Schilderungen gewissenlosen, rohen und genußsüchtigen Treibens. Diesmal kommen nicht nur die Adligen daran. Die bürgerlichen Gutsbesitzer verfallen der scharfen Frage und werden fast noch größerer Brutalitäten überführt. Überhaupt finden sich so viel krasse und gewaltsame Ereignisse zusammengehäuft, daß der unangenehme Eindruck gegen das Ende hin sich bis zum Unerträglichen steigert.

Der Roman „Was will das werden?“ (1886) belebt Spielhagens alte Lieblingsmotive von neuem, nämlich die Eigenart von Helden nach Lassalleschem Muster, indem sie einer-

Digitized by Google

seits dem armen Volke helfen wollen und andrerseits für sich ein ausgesuchtes Genußleben führen. Auch hier sehen wir seine Ungewißheit gegenüber der Entscheidung, von welcher Seite die Lösung der drängenden socialen Frage kommen soll.

Zwischen diesen großen Arbeiten und später hat Spielhagen noch eine Reihe von Romanen geschrieben, die weniger bedeutend sind, teils um der mechanischen Wiederholung seiner erst frisch anmutenden, eigenartigen Züge willen, teils durch ein allmähliches Nachlassen der farbenfrischen Darstellung, so daß die zuerst fast allgemeine Teilnahme der Leserwelt zu fehlen begann.

„Ultimo" (1873), eine düstere Unthatsgeschichte, „Was die Schwalbe sang", eine etwas sentimentale Liebesgeschichte inmitten krasser Ereignisse, aber mit schönen Schilderungen der Ostseeküste, „Uhlenhans" mit energischer Zeichnung charaktervoller Besonderheiten, „Noblesse oblige", „Ein neuer Pharao", „Sonntagskind" und anderes.

Viel glücklicher und anmutender erwies sich sein Talent für Novellen. Schon seine allerersten Werke dieser Art vor den Romanen, „Klara Vere" und „Auf der Düne", ließen, obwohl sie nicht zu allgemeiner Schätzung gelangten, Tüchtiges erwarten. Den späteren kam der inzwischen bedeutend gewordene Ruf des Schriftstellers zu Hülfe. „Röschen vom Hofe", „In der zwölften Stunde", „An der Heilquelle" gehören zu den bessern Leistungen unserer Novellistik. Mit besonderer Anerkennung müssen „Das Skelett im Hause" und „Quisisana" hervorgehoben werden. Hier herrscht ein gesunder, milder und tendenzfreier Humor, in der letztgenannten Geschichte eine schöne Resignation. Es handelt sich um die Liebe eines älteren und kränklichen, aber sehr bedeutenden und liebenswürdigen Mannes zu einem jungen Mädchen, das einen frohen, gesunden Jüngling bevorzugt. Der Verfasser giebt sich den Anschein, als sei sie zu tadeln. Aber da muß man doch gerecht sein! Er selbst stimmt doch schließlich insofern zu, als er den vorzüglichen Mann nach der vielbewährten Methode der Beseitigung sogleich sterben läßt.

Lange nicht so scharf wie Spielhagen in seiner politisch-socialen Tendenz ist der psychologisch feinere und die schroffen Gegensätze stets mit einer gewissen wohlredenden Verbindlichkeit umkleidende Berthold Auerbach (1812—1882). Es ist über-

Digitized by Google

aus charakteristisch für ihn, wie einst auf dem Festmahle eines Schriftstellertages, als ein reckenhafter deutscher Dichter evangelischen Bekenntnisses auf die Religion der Zukunft toastete, nämlich auf den Atheismus, der Israelit und Spinozist Auerbach sich dagegen erhob und verwahrte. Und doch lebte in ihm ein bewußter Gegensatz gegen christliches Wesen und die zersetzende, verstandesscharfe Art seines Volkes. Er war aber kein Mann der schroffen Entscheidungen, sondern voll von jenem humanen Gehenlassen, das ein nicht seltenes Kennzeichen universeller Bildungsmenschen ist, zumal wenn ihnen nicht gerade als natürliche Mitgift eine unbefangene Mannhaftigkeit verliehen ist.

Sein schönes Talent wies ihn durchaus auf die Wirksamkeit für höhere Bildungskreise hin. Es ist entschieden eine Verkennung, wenn man auf den Umstand, daß Auerbach Geschichten schrieb, die auf dem Dorfe spielen, die Behauptung gründete, er sei ein Volksschriftsteller gewesen. Daß er seine Stoffe aus Verhältnissen nahm, die er kannte und beherrschte, beglaubigt ihn als einen Schriftsteller von wahrem und echten Talent. Seine Behandlung dieser ländlichen Persönlichkeiten und Verhältnisse ist aber eine tendenziöse und durchaus begriffliche. Er wurde dabei nicht frei von Reflexion und Abstraktion. Je mehr er auf der socialen Stufenleiter aufwärts stieg, desto glaubhafter und anschaulicher wurde seine Darstellung. Im Salon und bei reichen Bildungsmenschen erscheint er uns viel natürlicher und überzeugender. Als er in später Zeit noch einmal der litterarischen Stätte seiner Jugendneigungen einen Besuch machte und die alte Liebe mit seniler Zärtlichkeit litterarisch belebte, wirkte dies Unternehmen sogar widerwärtig. Seiner Schärfe der Beobachtung, seiner kühlen Zergliederung und Kritik der Verhältnisse wohnte ein gut Teil Sentimentalität bei, ohne daß man dabei von einer großen Herzenswärme sprechen dürfte.

Berthold Auerbach stammte aus ganz engen Verhältnissen. Er wurde am 28. Februar in Nordstetten im badischen Schwarzwalde von jüdischen Eltern geboren, die ihn einmal als einen Lehrer der Synagoge zu sehen hofften. Er verließ mit zwölf Jahren sein Heimatsdorf und besuchte die Talmudschule zu Hechingen und dann eine höhere Schule zu Karlsruhe. In den drei Jahren dieses Aufenthalts kehrte er sich von dem aufgezwungenen Berufe ab, dessen tötender Dogmatismus ihn abstieß, und wandte sich einer Thätigkeit für das wirkliche Leben zu. Nach

Digitized by Google

bestandenem Reifeexamen auf dem Gymnasium zu Stuttgart studierte er zuerst die Rechte, dann Philosophie und Sprachenkunde in Tübingen, München und Heidelberg. Als Student geriet er auch in die Burschenschaft. Infolge des Frankfurter Aufstandes mußte der harmlose Mann, der die Vorgänge nur vom Hörensagen kannte, von wegen der Farbenbrüderschaft eine Haft auf dem Hohenasperg absitzen. Freie litterarische Thätigkeit füllte dann sein ganzes Leben aus. Als erstes Werk von ihm erschien (1836) die Monographie „Das Judentum und die neuste Litteratur". Sein erster Roman, den sein Lehrer David Strauß unter seinen Schutz nahm und in den Hegelschen Jahrbüchern empfahl, stand auf streng wissenschaftlichem Grunde, „Spinoza, ein Denkerleben", ein sehr ideal gehaltenes, aber schwerfälliges und sehr lehrhaftes Werk. In ähnlicher Richtung, das heißt im freigeistigen Gegensatz gegen eine dogmatisch begrenzte Weltanschauung schrieb er 1840 einen zweiten Roman, „Dichter und Kaufmann", worin er den Dichter Ephraim Moses Kuh in Breslau zum Helden nahm.

Diese Schriften gelangten über die Teilnahme des liberalen Judentums nicht hinaus. Dagegen fanden die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843), als eine ganz neue Erscheinung der modernen Litteratur, einen ungeheuren Erfolg. Zwar hatten Hebel, Bitzius und in seinem „Münchhausen" auch Karl Immermann prachtvoll das Bauernleben dargestellt, aber Auerbach traf mit kluger Berechnung den Geschmack der Zeit, indem er in diesen ländlichen Bildern das liberale Programm der vierziger Jahre sich spiegeln ließ und mit scharfer Zeichnung die Gegensätze schilderte, welche die moderne Anschauung gegenüber dem zähen, alten Bauernsinn und der bureaukratisch polizeilichen Regierung ins Leben rief. Daß auch Bauern es waren, welche vom Geist der Neuzeit erfüllt gegen die alten Mächte Staat und Kirche Stellung nahmen, hatte einen außerordentlichen Reiz für den Tagesgeschmack. Man kann diese Helden und Heldinnen nicht wie die heute in unzähliger Menge und in zeitgemäßer Nachahmung durch die Unterhaltungsblätter drängenden Bayrischen, Steierschen, Tiroler und Salzburger Burschen und Madeln als Salonbauern bezeichnen. Diese Auerbachschen Gestalten sind Tendenz- und Programmbauern in echtem Kostüm und treu gezeichneter Umgebung. Bei ihnen handelt es sich nicht um die so

Digitized by Google

unendlich einfachen Lebens- und Menschheitsfragen, sondern um Principien.

In lehrhafter Weise zeigt der Dichter nicht nur an seinen Figuren als an lebendigen Beispielen seine Tendenzen, nein, er legt ihnen selbst — was viel befremdlicher und anfröstelnder ist — die Doktrin in den Mund. So kommt es, daß ihm nur die abstoßenden Beispiele hin und wieder naturwahr und anziehend geraten. Denn seine Abneigung ist ganz ehrlich. Wenn er in der Geschichte „Lehnhold" dafür plaidiert, daß jene alte, konservative Einrichtung, die noch den einzigen Schutz bot gegen Ausschlächterei und Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes, die Unantastbarkeit des Hofguts, abgeschafft werde, so bleibt das Beste an der unerquicklichen Geschichte der alte, harte Bauer, der mit seinem Leben an dieser Einrichtung der Väter hängt. Ebenso ist gegenüber den humanen Erscheinungen die grauenhafte und unbarmherzige Selbstsucht des „Wilhelm von Buchenbach" gut durchgeführt. Die moderne, jede Schranke des Standes und der Bildung niederwerfende und dabei der Gemütstiefe entbehrende Leidenschaft eines Künstlers zum Dorfmädchen zeigt das Opfer in der Geschichte „Die Frau Professorin". Die hohle, weibliche Sentimentalität führt mit der männlichen Roheit einen Krieg, bei dem kein Siegeskranz zur Verteilung kommt. Trotz sehr feiner Arbeit wirkt es nur sehr abstoßend, wie das arme Naturkind gewaltsam in das feine, höhere Gesellschaftsleben hineingerissen wird. Die Liebe, die auch der Bildung Mängel deckt, steht Auerbach nicht zur Verfügung. Der „Lauterbacher", der philosophierende Dorfschullehrer, ist vollends ein Zwitterwesen, das nicht lebensfähig, sondern nur romangerecht ist — eine „Kollaborator"-Gestalt mit unendlichem Aussprechungsbedürfnis, für die Auerbach selbst die tiefverwandte Eigenart besitzt.

Der große Erfolg der Dorfgeschichten hielt den Dichter lange Zeit bei verwandter Beschäftigung. Er gab den Kalender „Der Gevattersmann" heraus und ließ über sein ganzes Leben hingestreut noch eine Reihe ländlicher Erzählungen folgen, bei denen die schönfärberische, modegefällige Sentimentalität vorherrschte, darunter das seiner Zeit vielgeliebte und hochgepriesene „Barfüßele" und das mindestens so gut geschriebene und gefällige „Joseph im Schnee", mit dem schon von Kinkel in einer rheinischen Dorfgeschichte geschickt benutzten Motiv, wie die Not eines Kindes den treulosen Vater zur verlassenen Mutter zurückführt.

Digitized by Google

Daß Auerbach sich auch im Drama versuchte, das seiner Natur stracks zuwider war, sei der Merkwürdigkeit wegen noch erwähnt. „Andreas Hofer“ und „Der Wahrspruch“ sind belastende Zeugen dieser Thatsache.

Sein eigentliches Gebiet betrat er mit dem Roman „Auf der Höhe“ (1865), den man als socialen oder Zeitroman bezeichnen kann. Die schöne, stolze Gräfin Irma, die sich durchaus auf der Höhe menschlichen Lebens und Erkennens fühlt, fällt nach einer strahlenden Glanzperiode bei Hofe in Ehebruch mit dem jungen König. Nach einer tiefen sittlichen Erniedrigung, in welcher sie den Versuch macht, irgend einen der von ihr sonst nicht genügend geschätzten Männer zu betrügen, betritt sie in harter, unverbrüchlicher Büßung, indem sie in harter, armseliger Zurückgezogenheit auf der Höhe einer einsamen Alm lebt und stirbt, den Weg der Selbsterlösung und gelangt somit thatsächlich auf die Höhe einer pantheistischen Verzichtleistung auf alles, auch auf die Tröstungen des Bewußtseins von einem persönlichen Gott.

Das Gegenbild zu Irma ist die aus einer Dorfgeschichte in das höfische Treiben verpflanzte Prinzenamme Walpurga, die anfänglich humorvolle Naivetät, bald aber eine mit ihrer Naivetät renommierende und berechnende Bauernschlauheit zur Schau trägt, aber unverdorben den Hof verläßt — eine unwahre, jedenfalls fatale Gestalt — ein schlagender Beweis der ländlichen Unnatur des Dichters, sowie er positiv wirken will. Andere bäuerliche Gestalten des Romans sind sehr gut. Vortrefflich ist namentlich „das Pechmännchen“.

Eine andere charakteristische Schwäche liegt in den langatmigen Predigten des Leibarztes. Auerbach kann es nicht lassen, seinen Figuren dann und wann Spruchzettel aus dem Munde zu hängen. Wir würden gern damit zufrieden sein, sie in der Geschichte sich wie Menschen bewegen zu sehn und sie als Menschen reden zu hören.

Im übrigen bietet der Roman viel Anziehendes und die Fülle der Personen unterliegt einer weisen und geschickten Ökonomie. Wir sehen die Ereignisse sich lebendig vollziehen und werden nicht durch aufdringliche Schilderungen oder gar durch Reflexionen des Dichters gestört. Wir haben ein wirkliches Zeitbild vor uns. Manche ernsten Züge sind gerade um so eindrucksvoller, als sie nur angedeutet und nicht besprochen werden. So die Reue des schuldigen Königs.

Digitized by Google

Hinter diesen ersten Gesellschaftsroman tritt der zweite „Das Landhaus am Rhein“ (1869) sehr zurück, da die beständigen Unterbrechungen der Handlung durch Reflexionen die Ereignisse nicht in Fluß kommen lassen. Besonders bedenklich erscheint dieser Umstand angesichts der Aufgabe, die sich der Autor stellt, nämlich der Lösung des Erziehungsproblems an einem Knaben, auf den Millionen warten. Er hat einen Hauslehrer, wie ihn Auerbachs Freund Spielhagen liebt: schön, geistvoll, Doktor der Philosophie, Hauptmann und geliebt von der Tochter des Hauses. Sein Zögling artet ihm nach und wird ein schöner Ausbund von Edelherzigkeit. Wie der Doktor Erik dies Erziehungsresultat zuwege gebracht hat, sagt uns Auerbach nicht. Es geht alles furchtbar schnell und leicht voran. Der wunderherrliche Knabe Roland ist zu der Zeit, wo unsere Söhne anfangen vor der Abgangsprüfung zu zittern, schon längst glücklich verheiratet.

Der Haupthelb und einzige männliche Charakter unter den weichen Biederseelen des sehr zerflossenen Romans ist der Schurke Sonnenkamp, der seine durch Sklavenraub und -Handel erworbenen Millionen dazu benutzt, von einer prachtvollen Villa am Rhein aus unsern bescheidenen Landsleuten zu imponieren und den Glanz seines reichen Ausländertums bis in das Kabinett des Landesfürsten leuchten zu lassen. Serenissimus ist bereit, ihm den Adel zu verleihen, als der schwarze Leiblakai wie ein toller Hund ihn anspringt. Denn Sonnenkamp hatte einst, als er verfolgt wurde, sich einer Ladung von Schwarzen entledigt und sie kurzer Hand ins Meer werfen lassen. Dabei hatte ihn der Häuptling in die Hand gebissen. Dieser schwarze deus ex machina ist der aufgefischte Neger, der nun diese peinliche Wiedererkennungsscene im Salon des Monarchen herbeiführt.

Da zugleich die Zeitungen Sonnenkamps Vergangenheit entlarven, muß man ihn fallen lassen. Er beruft ein Ehrengericht seiner geschätzten Mitbürger, um sich vor ihnen zu rechtfertigen. Die Komödie, bei welcher der frivole und cynische Schlingel diese von Auerbach sehr ernstgenommenen Moralphilister jämmerlich in Verlegenheit setzt und niederredet, ist von einer sehr zweischneidigen Wirkung. Herr Sonnenkamp sieht aber doch, daß er hier nicht länger imponieren kann und reist zur Teilnahme am Secessionistenkriege auf Seiten der Südstaaten nach Amerika, nicht ohne eine schöne excentrische Gräfin als Genossin und Mitkämpferin mitzunehmen.

Digitized by Google

Beide fallen im Kampfe. Die überlebenden Familienglieder und Liebenden werden glücklich.

Diese abenteuerlichen Vorgänge treten zuweilen in einen innern Gegensatz zur kühlen, doktrinären Darstellung. Dafür entschädigen Vielseitigkeit der Charaktere und geistvolle Gespräche.

Mit diesen Leistungen war die eigentliche Kraft Auerbachs erschöpft. Die spätern Werke des schreiblustigen Autors zeigen zunehmende Ermattung. Der Roman „Waldfried" (1874) wollte die deutsche Einheitsbewegung vom Standpunkt eines Süddeutschen darstellen unter Ausdehnung der Betrachtung bis auf den großen Krieg. Es ist aber nur eine unharmonische, zerfahrene, an manchen Stellen geradezu plaudersüchtige Familienchronik daraus geworden, die den Leser ungeduldig macht und zu der Frage drängt: Was gehen mich denn diese Kinder, Enkel und Urenkel an, die mir die Darstellung der großen Ereignisse zerreißen und verwirren?

Mannigfach tritt es hervor, wie Auerbach trotz seiner volksmäßigen Stoffe und seiner dann und wann liebenswürdig hervortretenden Begeisterung für das geeinigte deutsche Vaterland doch dem echt deutschen Empfinden in sittlich-religiöser Hinsicht zu fern und fremd steht, als daß er zu einem wahrhaft innerlichen Verhältnis mit uns gelangen könnte. So erzählt er in einer Dorfgeschichte vom Besuche des Tanzbodens und unterbricht sich, um darüber zu klagen, daß die Schulkinder an diesen Tanzlustbarkeiten nicht mehr teilnehmen dürften und nennt diese eigentlich von allen Seiten als heilsame gepriesene Maßregel einen „Mordstreich" vom grünen Tisch gegen das Volksleben.

Im „Waldfried" wird vom Tode eines nicht wohlgeratenen Sohnes gesprochen. Eine Tochter, die durch die Heirat mit einem Pastor von dem schönen, freien Geiste der häuslichen Aufgeklärtheit etwas verloren hat, holt die Bibel und liest die Geschichte vom verlornen Sohn. Das darauf folgende, verlegene Schweigen unterbricht der stets wohlredende, ehrwürdige Patriarch des Hauses mit dem befreienden Worte, der Vater des verlornen Sohnes würde wohl in seiner Jugend auch ein lockeres Leben geführt haben, und erklärt damit die barmherzige Verzeihung.

Die spätern Werke „Drei einzige Töchter", „Landolin von Reutershöfen", „Der Forstmeister", „Brigitta" zeigen zunehmende Ermattung und entsprechen nicht

Digitized by Google

mehr den bedeutenden Anfängen. Im Jahre 1873 gab Auerbach ein kleines Heft heraus „Erlebnisse einer Mannesseele", welches man entweder ihm selbst oder einem seiner Zeit als Parlamentarier sehr bedeutenden Glaubensgenossen zuschrieb, obwohl es begründete Zweifel am Geschlechte dieser Mannesseele weckte, weil eine so selbstgefällige Besprechung der bei einer Reihe von Frauenherzen angerichteten Verwüstung kaum auf eine Seele geschweige denn auf die Seele eines echten Mannes schließen ließ.

Sehr trübselig war als litterarischer Exitus der Versuch einer Wiederbelebung seiner Dorfgeschichten. „Nach dreißig Jahren", „Lorle und ihr Reinhard" erschienen noch einmal als verblaßte Schemen mit häßlichem Ausgange. Der junge „Tolpatsch aus Amerika" und das „Nest an der Eisenbahn" wollten zeigen, was aus dem Dorfe geworden ist, in dem die alten Geschichten spielten.

Auerbach hat während seiner litterarischen Thätigkeit sehr oft seinen Aufenthalt gewechselt. Er hielt sich seit 1845 in Norddeutschland auf und wechselte als Aufenthaltsorte Weimar, Leipzig, Dresden, Breslau, Wien. Meistens lebte er in Berlin.

Am 8. Februar 1882 starb er in dem französischen Kurort Cannes und fand seine letzte Ruhestätte in seiner Heimat Nordstetten.

Von einer ganz gewaltigen Einwirkung auf die Ausgestaltung des deutschen Romans und fern von den beiden treibenden Kräften des geschichtlichen Erzählens und der den Tagesforderungen entspringenden Zeittendenz war wie auf allen Gebieten deutscher Dichtkunst seiner Zeit Goethe gewesen. Von seinen beiden großen Romanen „Wilhelm Meister" und den „Wahlverwandtschaften" fällt der erstere teilweis unter die Bezeichnung des Kunst- und Erziehungsromans, obwohl mit seiner köstlichen Fülle lebendiger und in ihrer Kraft typenbildender Menschengestalten fern von absichtlicher und fachmännischer Didaktik. Der andere ist das Vorbild eines psychologischen Romans. Mit einer energischen Selbstbeschränkung zeigt der Dichter die Entwicklung einer auf inneren Zwangsgründen beruhenden Liebe unter der scheinbaren Wahlfreiheit, mit der empfundenen Schuld

Digitized by Google

und ihrer Sühne. Nur um diese Hauptsachen handelt es sich, und er hielt unnachsichtig dies Einheitsgebot fest und schied alles fremdartige Beiwerk aus. Daher die künstlerische Geschlossenheit und der trotz des furchtbaren Gegenstandes gewaltige und klärende Eindruck. Keine Erzählerfreude, keine Zeitverhältnisse, keine Belehrungsabsicht hatte hier mitzuwirken. Menschliche Dinge werden dem Menschen dargestellt. Denn Gegenstand des psychologischen Romans bleibt eben der Mensch.

Auf Goethes Spuren ging, indem er nur allzu absichtlich in die Fußstapfen des Meisters trat, Karl Immermann mit seinem Roman „Die Epigonen". Aber trotz der eifrigen Absicht erlangte er bei seiner Härte, Unruhe und Willkür nicht den ersehnten Erfolg. Mochte der Held noch so treu nach „Wilhelm Meister" zugeschnitten sein, mochte „Flämmchen" als massive Kopie „Mignon's" ihre beängstigenden Streiche machen, mochten social-erzieherische Probleme besprochen und ins Werk gesetzt werden, um große Ausblicke in die Zukunft zu öffnen, das Werk wurde wider Willen des Autors zu einem traurigen Beispiel für den gewählten Titel und blieb ganz epigonenhaft.

Gegenüber diesem groß angelegten Versuche hat im kleineren Maßstabe viel später ein berufener Kunsthistoriker und Goetheskenner Hermann Grimm, geboren am 6. Januar 1828 zu Kassel, Professor der Kunstgeschichte zu Berlin, auf Goethes Pfaden schöne Anfänge gezeigt. Weniger tritt das hervor in seinem größeren Roman „Unüberwindliche Mächte" (1867), der zu weite und wesentliche Verschiedenheiten des Schauplatzes, der Lebensformen und der handelnden Personen enthält, um ganz einheitlich zu wirken. Aber in seinen „Novellen" (1856), namentlich in der neuen Ausgabe vom Jahre 1897 weht uns aus der schönen, nach Goethe gebildeten Sprache etwas von seinem Geiste und von seiner Art an, in der tiefen, stets die Hauptsache festhaltenden, seelenkundigen Erläuterung voll sicherer Ruhe und Klarheit.

In einer andern, hauptsächlich formalen Hinsicht schien anfänglich ein hochbegabter und vielgepriesener Dichter in Goethes Fußtapfen zu wandeln, der bei der Besprechung der „Münchener Dichtergruppe" in seiner poetischen Bedeutung schon dargestellt ist, Paul Heyse. Seine Formenschönheit schließt alles Harte und Häßliche aus — eine Eigenschaft, die jedem Dichter zu

Digitized by Google

wünschen ist, die aber zur Schwäche wird, wenn der feste, edle Gehalt und die schöpferische Willenskraft und Selbstbestimmung fehlt, — also eine wunderschöne Frucht, deren Geschmack dem Aussehn nicht entspricht, sondern die im tiefsten Kern ihres Zukunftslebens statt des gesunden Keims die beginnende Zersetzung andeutet. Karl Bleibtreu's vernichtende Bitterkeit hatte für ihn das schlimme Citat: „Er sagte nie ein unschönes Wort und that nie eine schöne That.“ — Ganz anders beurteilte allerdings der liebenswürdige Geibel seinen Freund. (Vergleiche S. 401.)

Dabei ist zu bemerken, daß die Verschiedenheit des Stoffes auch eine wesentlich verschiedene Haltung des Dichters bedingt. An seiner Lyrik ist viel Schönes und Edles, auch in einzelnen seiner sehr zahlreichen dramatischen Dichtungen.

Von den Schauspielen ist bei Gelegenheit des deutschen Dramas schon die Rede gewesen und ihrer Formenschönheiten nach Gebühr gedacht neben ihrer starken Äußerlichkeit und ihrem Mangel an Handlung und rechtem Leben.

Von den Prosanovellen gewähren viele einen ganz ungetrübten Genuß. Mit den Novellen in Versen fing die Eigenart des allbeherrschenden erotischen Charakters an, bedenklich zu werden. Die späteren Novellen zeigten schon, daß von einem ernsten, klassisch-idealen, darum unbefangenen Kultus der Schönheit gar nicht die Rede war, sondern daß nur irgend ein reizendes, fremdartiges Problem den Dichter beschäftigte und zum Versuch seiner Meisterschaft lockte, bis endlich die Romane, die zum Teil ganz glänzend geschrieben sind, seine Vorliebe für Unwirkliches und Unnatürliches in einer höchst zersetzenden Weise offenbarten. Diesen schönsprachlichen Ausführungen voll der feinsten Seelenmalerei fehlte der gesunde Grund des Volkslebens. Es ist charakteristisch, wie jenen Geschichten als wirksamer Faktor stets die Arbeit mit ihrem Adel und ihrem Segen fehlt.

Heyse's Novellen stellen meist die Menschen im Wohlleben dar, und seine Gestalten sind unbeschäftigt und „nichtsthuerisch“.

Bezeichnend schildert ihn Wilhelm Weigand: „Männer wie Paul Heyse sind bei aller Begabung fast nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie als Pfleger eines gealterten, engen Geschmacks die Bildung neuer

Digitized by Google

Formen mit neuem Gehalt verhindern. Sie sind geborene Epigonen: die Schönheit der übernommenen Form wird zur charakterlosen Glätte, die Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte Künstlerschaft zu seichtem Epikuräertum, und ehe man es sich versieht, ist auch die Manier da, mag sie sich auch nur, wie bei Heyse, in einer süßlichen Form äußern. Ich frage alle aufs Gewissen, ob sie je bei der Lektüre dieses zu fruchtbaren Schriftstellers einen tiefen, unerwarteten Schauer des Göttlichen, einen plötzlichen ungeahnten Einblick in das unermeßliche Reich der Schönheit genossen haben. Da redet man sich dann billigerweise mit der Vornehmheit heraus, obwohl ja gerade dieses trostlose Produzieren, jenes Etwasseinwollen, was man nicht ist, zum Beispiel Dramatiker, durchaus plebejisch genannt werden muß. Auch als Prosaiker hat Heyse nie die ruhige Meisterschaft eines Goethe oder Gottfried Keller erreicht, deren Größe sich gerade darin offenbart, daß sie als große Heroen der Sprache hie und da eine Nachlässigkeit wagen dürfen, was nicht besagen will, daß sie schlecht schrieben, wie es Heyse bisweilen that. Wir bedürfen der Dichter für Männer; ein Schriftsteller, der der Liebling der heutigen Frauen, und nur der Frauen ist, kann nie zu den großen Meistern gehören."

Daß dies Urteil zu hart ist, leuchtet ein, wenn man die Schönheit der Heyseschen Darstellung unmittelbar auf sich wirken läßt. Aber in jeder dieser scharfen Behauptung liegt doch eine Wahrheit. Die ohne weiteres vorausgesetzte Thatsache, daß Paul Heyse der Liebling der deutschen Frauen sei, muß in ihrer Allgemeingültigkeit geleugnet werden. Sie entstammt wohl mehr der Sprechweise buchhändlerischer Reklame, als einer ernstgemeinten Beurteilung. Es wäre wirklich ein hartes Wort über unsere Frauenwelt, wenn man ihr zuschreiben wollte, daß sie unter allen dichterischen Aufgaben der Darstellung der genußfrohen oder genußverlangenden Liebe den höchsten Dank spende, während unsere Zeit mehr als jede andere zuvor der deutschen Frau als hohe Ziele weitgeöffneten Lebens und Strebens zeigt: edle Arbeit, Befreiung aus unwürdiger Enge, Schwesternhülfe im weiten Sinne, Liebesarbeit in Haus und Volk, Vaterland und Freiheit des Evangeliums. Gerade der echten Frau ziemt und gehört liebende Bewunderung der echten Mannesgröße und Geisteshoheit. Sie

Digitized by Google

lieben den Helden im geziemenden Waffenschmuck, den Achilles an den Ufern des erschrockenen Skamander, nicht den in Mädchentracht gehüllten Gespielen der Jungfrauen.

Es ist wahr, daß seine dauernde Beschränkung auf erotische Ziele etwas Enges und Beschränktes bekommt, wie ihn Robert Prutz etwas schwülstig einen „Pegasus im Joche" nennt, „aber leider nicht im Joche des Lebens, das die wahre Kunst nur stärkt und erhebt, sondern in einem Joche aus Rosen und Nachtviolen, deren süßer Duft endlich auch die frischeste Kraft betäubt und erschlafft." Aber die Feinheit seiner psychologischen Ausführungen, die Mannigfaltigkeit seiner Frauengestalten, sein heiteres Lachen voll Sorglosigkeit und die hohe Kunst seiner Anschauung und Bildnerei machen ihn zu einem wahrhaftigen Dichter. Jedenfalls gewähren viele seiner Prosanovellen, namentlich aus der frühen Zeit seines Schaffens, eine ungetrübte und dankbare Freude.

Welch ein prachtvolles Bild herben Mädchentrotzes auf dem leuchtenden Hintergrunde einer südlichen Naturfülle giebt „L'Arrabiata" und daneben die rührende, kindliche Ergebung, die durch „Die Blinden" zu uns spricht! Dazu der seltsame, aber anziehende Stolz der Dankbarkeit in der Novelle „Der Kreisrichter"; der vielseitige und doch zu einheitlichem Helldunkel zusammenwirkende Blick in das schöne, reiche Thal, den die „Meraner Novellen" eröffnen; „Der Vetter Gabriel" wie ein Spaziergang am mondbeglänzten Rhein, mit Ausblicken in das trauliche Innere der Weinschenken, aus denen herzliches Gelächter tönt, und zwischen fernen Weingeländen herüberleuchtende Villen, und der Hauch sehnsüchtig heiterer Romantik über das ganze Bild hin; dann wieder „Das Glück von Rothenburg", ein gesundes Erwachen aus schwülem Traume im Schatten des wunderbaren, alten Nestes. — Da ist die Künstlerphantasie zu Ehren des genialen Malers Genelli „Der letzte Centaur" — allesamt wunderschöne Blüten, entsprungen einer reichen Erfindung, und mit graziösem Verständnis zusammengebunden zu einem anmutigen Strauße, der jedem Unbefangenen gefallen muß.

Allmählich dringt allerdings eine bewußte Abgötterei der äußeren Schönheit hervor, und aus der Übersüßung wird Bitterkeit und verdorbener Geschmack.

Digitized by Google

Mit seinen Romanen betritt Heyse eine Bahn negativer Tendenzen. Er läßt seine Gestalten sich nicht mehr frei ausleben, sondern zwingt sie in eine Schablone hinein, die seine Lieblinge zu unnatürlichen Erscheinungen und die Opfer seiner Intoleranz zu mitleidswerten Schwächlingen oder Schurken macht.

„Die Kinder der Welt" (1873) wollen die sittliche Verherrlichung und den idealen Sieg des Freidenkertums in der heutigen Zeit darstellen — ein abenteuerliches Unternehmen und so abenteuerlich ausgeführt, daß die naive Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse für den Leser fast etwas Versöhnliches und eine Art Entschuldigung gewinnt. Was demokratisch, unkirchlich und gottlos ist, das ist gut. Was positiv im religiösen Sinne sein soll, das ist dumm, falsch und verbrecherisch.

Edwin, ein junger Privatdocent der Philosophie, natürlich ein Apoll von Gestalt und Geist, der durch eine Abhandlung über die Nichtigkeit aller Beweise für das Dasein Gottes bei den Behörden mißliebig geworden, haust mit seinem Bruder Balder, einem holden, schwindsüchtigen Jüngling von reinem Gemüte und treuster, brüderlicher Hingebung in der Hinterwohnung einer Schusterwerkstatt. Ihn umgiebt ein Kreis von Freunden, lauter Atheisten, die täglich mit Selbstmordgedanken umgehen, aber sonst brave, treue Gesellen sind, alle arm wie die Kirchenmäuse, aber hochedel und in der That interessante Charaktere und künstlerisch geschilderte Gestalten. Der junge Dr. Edwin trifft nun einst in der Theaterloge eine geheimnisvolle, wunderschöne Dame, Toinette, die Pflegetochter eines lahmen Ballettänzers, die natürliche Tochter eines Duodezprinzen, die vom Vater her mit sehr aristokratischen Neigungen erblich belastet ist. Mit einem kleinen Kapital von einigen hundert Thalern will sie die Freuden der Vornehmen genießen und dann sich umbringen. Sehr fesselnd ist der Verkehr des Dr. Edwin mit der geheimnisvollen Dame, wie er sie zu bilden sucht und sich natürlich dabei in sie verliebt. Sie weist seine Liebe ab, denn sie bildet sich ein, sie könne nicht lieben.

Eine sonderbar interessante Persönlichkeit ist Katharine, eine sehr häßliche — doch sehr schön gewachsene, ältliche Klavierlehrerin, musikalisch im höchsten Grade, die voll pessimistischer Lebensanschauung Schopenhauersche Philosophie treibt. Nicht minder fordert unser Interesse Lea, die Tochter eines armen Malers König, der klein von Person, aber groß in seiner Specialität ist,

Digitized by Google

Zäune zu malen, und daher „Zaunkönig" genannt wird. Er hat eine Reformjüdin zur Frau gehabt, er, der wahrhaft gläubige Christ, und mit ihr lange Jahre glücklich gelebt — intolerant scheint also sein Christentum nicht gewesen zu sein — und zugegeben, daß sie Jüdin geblieben. Dabei ist denn sein geliebtes Töchterchen Lea früh ungläubig geworden und opponiert tapfer dem bornierten, orthodoxen Pastor, der sie zur Konfirmation vorbereitet.

Außerdem führt uns der Roman noch den Schuhmachermeister Feiertag vor, der auch Schopenhauer liest und auf die Frauen schilt, ein verbissener Demokrat und folglich ein sehr ehrenwerter Mann ist. Der Maler König engagiert den Dr. Edwin, seine Tochter Lea in der Philosophie zu unterrichten, und sie wird entflammt von Liebe zur Philosophie und zu dem Philosophen. Endlich lernen wir noch eine edle Dame, eine Frau Professorin kennen, die als Witwe sich, nach Art der Amalie Sieveking, dem Dienst der Armen hingegeben hat, arme Näherinnen beschäftigt und zu retten sucht, sich dabei aber von einem grundschlechten Menschen, Lorinser, einem Kandidaten der Theologie im Dienste der Inneren Mission betrügen und bestehlen läßt. So stehen in diesem Roman vier Christen: der heuchlerische, nachher verbrecherische Kandidat, der stupide Pastor, der einfältige Maler und die willenlose Professorin dem edlen Geschlecht der geistvollen, atheistischen Leute gegenüber, und die Tendenz des Romans ist der Triumph der Freigeisterei über die Religion.

Wie der Verfasser seine Absicht durchführt, ist überaus spannend, ja überraschend. Denn der Leser traut doch wohl dem Frieden nicht recht. Aber sie werden glücklich, das heißt: sie sind alle solide verheiratet und kommen zu Gelde. Selbst die Musiklehrerin, die eine Gewaltthat von seiten des Kandidaten der Inneren Mission erleidet — eine wenig glückliche Tendenzbrutalität des sonst so schönseligen Verfassers! — und sich dann ins Wasser stürzt, wird gerettet und die glückliche Gattin ihres atheistischen Retters. Mit großer Kunst hat der Poet dieses Figurengewirr zu einer geschickten Komposition vereinigt und als Ehepaare geordnet. Der kranke, ideale Balder stirbt am gebrochenen Herzen, als er entdeckt hat, daß die freundliche Regine, des Schusters Tochter, einen andern, einen demokratischen Buchdrucker liebt, dessen Socialismus übrigens mit seinem guten Besitzstand endet. Inwiefern dies wohlhabende Glück aus dem Atheismus hervorgeht, davon schweigt der Verfasser.

Digitized by Google

Diese notwendige Entwicklung bleibt er uns überall schuldig. Der unvermutet zur Regierung gelangende behagliche und ehestiftende Optimismus dehnt sich großmütig auch auf die armen Positiven aus: der einfältige Zaunkönig heiratet die simple Professorin. Sonderbarerweise zeigten sich die hochbewußten Atheisten, ehe sie durch die Ehe, die man doch nicht als atheistisches Institut betrachten kann, so glücklich wurden, in einer kläglichen und elenden Gemütsverfassung. Sonst würden sie doch nicht in Selbstmordgedanken schwelgen. Thatsächlich tritt als Grundprincip des Romans eigentlich hervor: Alles muß heiraten; dann giebt sich alles andere.

Die nach geistiger Freiheit ringende Lea wird übrigens durch ihr Eheglück so eigentümlich verändert, daß sie bei einer Landpartie verlangt, den Kinderwagen hinten am Omnibus anzubinden. Wahrscheinlich gehört dies mit zu den Realismen, welche Heyse diesem Zeitroman zu widmen sich verpflichtet fühlte. — So öffnet einmal die schöne Schustertochter Regine, um eine Liebeserklärung entgegenzunehmen, zuvor die Fenster der Werkstätte ihres Vaters, weil der Liebende die Luft sonst nicht ertragen könne, in der die Geliebte zu atmen gewohnt ist.

Eine echt Heyseſche Gestalt voll glühenden Genußlebens ist die geheimnisvolle Toinette, die einen Grafen heiratet, aber von plötzlicher Liebe zu dem einst abgewiesenen Edwin ergriffen, ihrem Mann sich versagt und nach allen vergeblichen Angriffen auf den nun schon glücklich verheirateten schönen Philosophen — eine nächtliche Badescene legt ein unzweifelhaftes Zeugnis für Heyses eigenartiges Talent ab — einen abenteuerlichen Tod sucht. Sie wird von dem weisen Rat der denkenden, atheistischen Freunde völlig durch die Entdeckung gerechtfertigt, daß sie die natürliche Tochter eines Fürsten sei. Da konnte sie wohl nicht anders!

Der seltsame, aber in Einzelheiten glänzend geschriebene Roman zeigte den Dichter auf einem fremdartigen Gebiet. Die philosophische Deduktion war offenbar nicht seine Stärke. Die Annahme, daß er wieder zu seiner ihm entsprechenden und naturgemäßen Bahn einlenken werde, bestätigte sich nicht. Er blieb auf dem kühnen Wege der Negation mit seinen großen Zeitromanen.

„Im Paradiese“ (1875) war das zweite Werk dieser Art. War dort die Religion der Angriffspunkt der schönen Menschlichkeit, so handelt es sich hier um die Proklamierung jener

Digitized by Google

freien Künstlermoral, die von altmodischem Sittengesetze nichts mehr weiß und sich nach ihrem frischen Triebe unbeschränkt ausleben muß, denn

„Unsittlich ist nur eins: sein tiefstes Leben
hinopfern und am dumpfen Brauch zu kleben."

War es dort das Freidenkertum, so ist hier die wilde Ehe die berechtigte Forderung. In Einzelheiten ist manches poetisch und künstlerisch, anderes geschmacklos und abstoßend. Häßlich ist es, wie am Weichnachtsabend im Künstlerkreise die edelste Weiblichkeit sich dem Bildhauer mit Myrtenkranz und Schleier als Geschenk beschert.

Die humorvolle Erscheinung des Hundes Homo ist wohl eine allerdings nur schüchterne Anleihe bei Viktor Hugo, der seinen Roman „L'home qui rit" anfing: „Ursus war ein Mensch, homo — ein Wolf."

„Der Roman der Stiftsdame" (1887) kennzeichnete mit schroffer Zeichnung und auf dunklem Hintergrunde Fehler und Schwächen der Aristokratie, hat aber unter den Romanen Paul Heyses das größte Lob abgeschlossener und einheitlicher Handlung gefunden.

Entschieden abwärts bewegt sich die Darstellung in dem litterarischen Roman „Der neue Merlin" (1892), der ein Abbild der geistigen, namentlich der Litteratur-Strömungen der Gegenwart geben will. Es macht einen verwunderlichen Eindruck, Heyse hier auf der Seite des Konservatismus zu finden und ihn gegen die Modernen mit den schärfsten Beschuldigungen losziehen zu hören. Von der Höhe seines Selbstgefühls schleudert er die Naturalisten in die Nacht ihres Wahnes hinab und fordert das Gericht über sie.

Der Held des Romans ist ein idealer Dichter, der den modernen Realismus bekämpft, seine praktische Übermacht anerkennen muß, seinen eigenen, idealen Schöpfungen nur im Irrenhause Anerkennung gewinnt und endlich als Selbstmörder verblutet an einer Weißdornhecke, wie eine solche einst des alten Zauberers Merlin schmählichen Untergang bezeichnete.

„Über allen Gipfeln" (1895) zeigt die Hand eines Meisters, aber eines müdegewordenen, der sich in seiner Zeit vereinsamt fühlt und mit einer unlogischen Erbitterung sich dem Strom der Zeit entgegenstemmen möchte. Auf dem Wege der philo-

Digitized by Google

sophischen Betrachtung hat Paul Heyse — das sah man schon an den „Kindern der Welt“ — niemals sichere Schritte gethan. Wenn er hier Nietzsches krankhafte, aber immerhin doch hohe Genialität bekämpft, macht es einen peinlichen Eindruck, daß er — fast muß man sagen wie ein homerischer Kämpfer — schilt, aber es folgt kein Kampf darauf; es bleibt bei den — Schimpfworten.

Die große Formenschönheit und anmutige Darstellung des Dichters hat nicht genügt, sein Bild tief in das Herz des Volks zu prägen. Eine flüchtige Neigung und Anwandlung fröhlichen Genusses vermochte er wohl zu erwecken. Um ein großer Dichter zu sein, genügt nicht das große Talent. Groß Denken und Wollen gehört dazu.

Ihm zur Seite und doch auch gegenüber trat, der mit ihm um den Ehrenpreis für die deutsche Novelle rang, nach der Landsmannschaft ihm nicht fern, in charakteristischer Eigenart weltweit von ihm geschieden, Theodor Storm (1817—1888). Er wurde am 14. September in der alten, ehemals wichtigen Handelsstadt Husum in Schleswig geboren, besuchte, da ihm sein Vater, Advokat in guten Verhältnissen, eine sorgsame Erziehung zu geben vermochte, die höhere Schule seiner Vaterstadt, das Gymnasium zu Lübeck und die Universitäten Kiel und Berlin zum Studium der Rechte. Im Jahre 1842 übernahm er eine Advokatur in der Vaterstadt, verlor aber dies Amt, als er wegen seiner deutschen Gesinnung bei der dänischen Regierung mißliebig geworden war, und wandte sich 1853 nach Preußen, wo er zuerst in Potsdam, dann in Heiligenstadt als Kreisrichter Anstellung fand. Seinem glühenden, nie erloschenen Heimweh kam der Ruf der Befreiung mit den Siegesbotschaften von 1864, und die provisorische Regierung ernannte ihn sofort zum Landvoigt in Husum. Dort blieb er auch nach der Neuordnung der Justizverhältnisse als Amtsrichter und Amtsgerichtsrat, bis er 1880 zum Ruhestand gelangte und noch stille, schöne Jahre unter ununterbrochenem dichterischen Schaffen verlebte. Ein hoher Feiertag war sein siebzigster Geburtstag für die große Schar seiner Freunde in Heimat und Fremde. Am 9. Juli 1888 starb er in seinem behaglichen Hause zu Hademarschen.

Selten ist ein Dichter ein so treuer und wahrer Ausdruck seiner heimischen Art gewesen wie Storm. Obwohl er nach

Digitized by Google

echter, niederdeutscher und darum standesgebundener Art als Patriziersohn dem einfachen Volke immer fremd blieb, ist er doch stets der anhängliche, zähe Sohn der alten, grauen Stadt am Meere geblieben. Seine Heimatstreue ließ ihn immer wieder als Hintergrund seiner Novellen die harten Umrisse, die düstere Färbung und die engen Verhältnisse Husums erwählen. Sein tiefes, inniges Naturgefühl nahm sich die mit kindlicher Heimfreude verschönte schleswigsche Landschaft mit ihrer kraftvollen Färbung und schlichten Anmut, dazu auch die öde Küste oder die deichgeschützte Marsch zum Gegenstand traulicher oder düsterer Gemälde. Dazu lebte er sein selbständiges, in sich vertieftes Dasein im vollen Verständnis mit jenen derben, ja harten Leuten, die alles in gebrochenen Farben sehen, die Unbefangenheit der Daseinsfreude nicht zu kennen scheinen und mitten im Genuß, wie echte Nebelmenschen, düstere Ahnungen von unbekanntem Zukunftsleide in sich tragen, dabei aber auch unter dem Drucke einer anerkannten Notwendigkeit mit unbeugsamem Nachdruck ihren bestimmten Anteil am Glück des Diesseits fordern und der Sinnenfreude ihren Jubelruf erheben. Von den zartesten, verschwiegensten Empfindungen an ersteigt der Dichter eine wechselvolle Stufenleiter des Gefühls bis zum Jauchzen trunkener Leidenschaft und zum wilden Aufschrei der Empörung, aber das alles nur mit flüchtigen Strichen, um bald wieder in sinnvolle Gemessenheit zu versinken und alles im prüfenden Spiegel der Reflexion, als erlebte der Dichter das alles an einem andern oder erwähne Erzählungen fernabliegender Vorgänge oder frische eine halbverblaßte Erinnerung auf.

Von der ersten Novelle, dem fast überzarten Stimmungsbilde „Immensee“ mit so karger Handlung und so reicher Empfindung an bis zu der letzten, dem prachtvoll herben, düstern Strandbilde „Der Schimmelreiter“ tritt diese Neigung, die Vorgänge reflektiert zu zeigen, hervor. Dort war es die Erinnerung eines einsamen Greises an längst verschwundene, ferne Zeit, hier ein Bericht in dreifacher Einschachtelung als Erzählung vom Hörensagen und aus einer alten Zeitung.

Zunächst herrschte in der Stormschen Poetenart eine ganz entschiedene lyrische Stimmung vor. Die Natureindrücke bestimmten ihn, ließen ihn aber auch die Volksart seiner Heimat scharf und treu erfahren und erfassen. Auf der Universität Kiel gab er mit seinen Freunden Tycho und Theodor Mommsen „Das

Digitized by Google

Liederbuch dreier Freunde" (1843) heraus. Er sammelte auch mit dem zweiten zusammen für den Germanisten Müllenhoff die Sagen seiner Heimat. Damit verband sich naturgemäß eine herzliche Vaterlandsliebe, ja ein starrer und eifersüchtig ausschließender Lokalpatriotismus. Wie ein zehrendes Leiden quälte ihn derselbe in der Zeit seiner frei erwählten Verbannung. Sehr charakteristisch singt er über den Unterschied, wie das Elend des Vaterlandes getragen wird:

Der eine sagt: Was kommt danach?
Der andre sagt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Voll Entrüstung kennzeichnet er die Halben:

Die wollen zum Volke nicht gehören;
Sie sind auch nur die Tropfen Gift,
Die uns im Blute gären.

Und daneben klingt die rührende, tiefe Sehnsucht aus den von Naturfreude mit Heimweh wunderschön gemischten Versen:

Gedenkst du noch, wie in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
Der Sternenhimmel über uns so weit,
Und du so jung: unmerklich geht die Zeit.

Wie still die Luft! Des Regenpfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande.
Und über unsrer Bäume Wipfel sahn
Wir schweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her;
Und eine Heimat haben wir nicht mehr.

Die Schönheit dieser naturseligen Lyrik enthüllt ein tiefinnerliches Einverständnis zwischen dem Leben der Schöpfung und der Menschenseele.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht.
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn.
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Rückhaltslose Leidenschaft und doch zarte, reine Erfassung und Darstellung derselben lebt in den wunderbaren Gedichten

Digitized by Google

„Du willst es nicht mit Worten sagen", „Laß einmal noch, eh sich dein Auge schließt", „Die Stunde schlug, und deine Hand liegt zitternd in der meinen" und andern, die zu den schönsten der in unserer Zeit entstandenen gehören und das thörichte Gerede siegreich widerlegen und zu schanden machen, als sei Storm nur ein sehr begabter „Novellenschreiber." Seine Gedichte (1851—1853) schließen sich vielmehr denen seines von Herzen bewunderten und hochbegabten Freundes Edmund Moerike würdig an.

In seinen ersten Novellen überwog dies lyrische Element vielleicht zu sehr. „Immensee" hatte einen ungemeinen Erfolg. Dennoch würde es heute kaum noch entsprechend geschätzt werden, wenn nicht die lange Reihe der späteren Novellen darauf gefolgt wäre. Aber seine Erfahrungen lassen den Strom seiner Empfindungen tiefer und voller fließen, während anfänglich Wendungen mit vorkamen, die man von Sentimentalität nicht freisprechen kann. Man denke an Elisabeths Hand in „Immensee", die dem still Geliebten das verrät, was ihre Lippen und ihres Angesichts Freundlichkeit verschweigen; es ist der geheimnisvolle „Zug des Schmerzes an jenen Händen, die nachts auf kranken Frauenherzen liegen."

Allmählich tritt die innere Festigkeit und der Trotz des „Marschfriesen" in den Vordergrund, die sich nicht verleugnen, weder im bittern Humor religiöser und politischer Verneinung, noch auch bei der Beugung unter das dunkle Schicksal, von dessen ahnungsvollem Drohen Storms persönliche Lebensanschauungen, wie auch seine schwermütigen Geschichten voll sind. Geradezu bitter und maßlos verhöhnt er jedes schmiegsam heuchlerische Wesen:

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich dessen unverlegen;
Ein frech Gemüt, ein fromm Gesicht,
Herzkinder, sind ein wahrer Segen.
Links nahm von Christi Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene,
Und rechts — du glaubst nicht, wie das deckt —
Rechts von des Königs Hermeline.

Seltsam ist seine Stellung zu dem waltenden Schicksal, das bei ihm die Stellung eines allmächtigen und gerechten Gottes einnimmt, den er leugnet. Teils sinkt es wie eine angeerbte, not-

Digitized by Google

wendige Last auf jeden Unglücklichen nieder; teils fällt es ohne irgend eine geistige, erkennbare Vermittlung plötzlich aus dem Dunkel herab. Denn die großen Grundbegriffe der Sittlichkeit und Religiosität, Schuld und Sühne, erkennt Storm nicht ohne weiteres, nicht durchgängig an. Das menschliche Leben vollzieht sich ihm zwischen Geheimnis und Rätsel. Vorher ist das ewig Unbekannte und nachher das Nichts. Die dunkel waltende Macht kann niemand erhellen, und gegen sie kann niemand kämpfen.

Nach dem Tode seiner Frau spricht er in furchtbarer Trostlosigkeit:

Gleich jenem Luftgespinst der Wüste gaukelt vor mir
Der Unsterblichkeitsgedanke, und in den bleichen Nebel der Ferne
Täuscht er dein Bild. Marterzehrender Hauch der Sehnsucht,
Bezaubernde Hoffnung befällt mich — doch unerbittliches Licht dringt ein,
Und vor mir dehnt es sich, öde, voll Entsetzen der Einsamkeit.
Doch in der Ferne ahn' ich den Abgrund:
Darin das Nichts.

Darum giebt er seinen Helden als ihre Größe die Entsagung. Vielfach geschieht das ohne Bitterkeit. Gegen wen sollte dies persönliche Gefühl sich richten, wo nichts Persönliches, Bewußtes gegenüber steht? Das niederdeutsche Volk des Strandes, das immerfort mit zäher Geduld um diesen kämpfen muß, zeigt die beiden Charakterzüge der rauhen Festigkeit und der gleichmütigen, ja heitern Resignation.

Storm kannte einen alten Seemann, dessen lang verschollner Sohn nach Jahren wieder Kunde von sich sandte; aber er nahm den Brief nicht an, denn er war unfrankiert. Und daneben die freundliche Verzichtleistung „Ehrenfrieds" und der „alten Mamsell auf dem Heidehof", die ihr Lebensziel nicht erreicht, aber nun ihre Ersparnisse dem Neffen vermacht, damit doch eines glücklich werde, und die geduldige „alte Hansen im St. Jürgenstift" mit ihren Schwalben!

Aus der Empfindungs- und Stimmungsnovelle entwickelt sich die seelenkundige Schicksalsnovelle, die vielfach den Ton der Chronik annimmt und endlich wie eine warnende Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vorüberführt.

In den drei Novellen aus früherer Zeit „Ein grünes Blatt" (1850), „Abseits" (1863) und „Unter dem Tannenbaum" (1864), herrscht die patriotisch getrübte Stimmung über das Los von Schleswig-Holstein vor. Das Problem der

Digitized by Google

Seelenkunde, das Adolf Wilbrandt sich zur Aufgabe gestellt und in dem Lustspiel „Die Vermählten“ behandelt hat, löst Storm zarter und anmutiger in „Späte Rosen“ (1859): ein Mann, der sich nach längerem Ehestande in seine Frau verliebt. Hier spielt ein wehmütig lächelnder Humor hinein, wie auch in dem phantastischen Märchen „Hinzelmeyer“ (1856). Es ist unmöglich, die einzelnen Novellen nach ihrem Werte zu ordnen oder einzelne herauszuheben ohne ungerecht zu sein.

Überaus traurig sind „Viola tricolor“ (1873) und das trostlose „Ein Bekenntnis“ (1887). Wie aus einer alten Chronik spricht uns „Aquis submersus“ (1876) an, zugleich an Gottfried Keller erinnernd mit seiner unheimlich humorvollen Episode vom „Merettlein“ im „grünen Heinrich“.

So wohlthuend es ist, daß sein letztes Werk „Der Schimmelreiter“ (1888) nichts von Ermüdung des Alters zeigte, sondern als eine reife, sinnvolle Arbeitsthat noch einmal die Vorzüge seiner edlen Erzählerkunst enthüllte, die frisch blieb bis ans Ende, so unendlich wehmütig bleibt es doch, daß Storm von Jugend auf dem christlichen Glauben entfremdet, unter seinen dunkeln Schicksalsahnungen der freudigen Ruhe und Herzensstille stets entbehrte. Als die Freudenbotschaft seiner Rückberufung in die Heimat ihn erreichte, rief er seiner Familie zu: „Wen von euch soll ich nun dafür hingeben?“

Von einem Besuch in seinem schönen Altersheim, das im Rohbau fertig stand, schreibt er an einen Freund teils lebenslustig, teils sterbensbang: „Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinunterschaute. Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehn und ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen, oder die Sicherheit der Hände oder Augen einen verhängnisvollen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam nur von einem festen Balken zu dem andern, und draußen schimmerte die Welt in mittagstillem Sonnenscheine. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre trotz alledem mir Welt und Leben.“

Hier mildert ein stiller Humor die schmerzliche Erkenntnis lichtloser Vergänglichkeit. Dann tritt aber auch die ganze Trostlosig-

Digitized by Google

keit und Bitterkeit dessen hervor, der nur das Nichts erwartet; „Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: „Fertig!“ — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der graue Kehricht?“

Was seinem feinen, liebevollen Wesen von der ersten Jugend auf das Verständnis für die höchste Liebe und Wahrheit so fest verschlossen haben mag, wird ein Rätsel bleiben. Jedenfalls kann man nur mit tiefem Schmerz die Ablehnung entgegennehmen, an der er bis zum Ende festgehalten hat:

Auch bleib der Priester meinem Grabe fern!
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht;
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, in dem der schwerblütige Sohn des Nordseestrandes zum Sohn der Berge am hellen Schweizersee steht — Theodor Storm zu Gottfried Keller (1819—1890). Und doch waren die beiden nicht nur persönliche Freunde geworden, sondern sie haben eine große, innere Verwandtschaft ihrer dichterischen Naturen: eine an Goethe erinnernde unverbrüchliche Wahrheit des Gefühls, eine liebevolle Unmittelbarkeit gegenüber der Natur und dabei in der Versöhnung von Freude und Schmerz jene tiefe Weltanschauung des Humors, der über alle Farben der Stimmung gebietet.

Gottfried Keller war eine urkräftig gesunde, ungebändigte Natur. Voll starrer Eigenart, die dem Ditmarschentrotze nichts nachgiebt, ist er durchs Leben gegangen, ein Sonderling, zuweilen am Rande des Absturzes, verkannt und niemals bemüht, sich vor Verkennung zu schützen, um seines Wertes willen, dann wieder emporgehoben und bekränzt, von erbarmungsloser Offenheit und bis in seine letzte Lebenszeit nicht abgeneigt, im zwangslosen Verkehr dem rauhen Worte die entsprechende That beizugesellen, aber dabei von einer tiefen Menschenliebe und Treue gegen alles, einmal liebreich Umfaßte. Seine Briefe und Tagebücher sind voll von einem teils barocken, teils sinnigen Witze, und seine Werke erschließen dem, der die sonderbare, oft harte und rissige Rinde durchbricht und dem Eigensinn des abschweifenden Dichters zu folgen sich nicht weigert, ein schön blühendes Jugendland. Wenn

Digitized by Google

seine Art, sich zu geben, zuweilen aus den Tagen von Sempach und Murten herzustammen schienen, so sprechen uns aus seiner Lyrik wunderbare und geheimnisvolle Stimmen an, wie sie in den Landschaften seines Mitbürgers Böcklin tönen. Seine Naturwahrheit, für die das Wort Realismus viel zu schulmäßig und enge erscheint, findet ihre thatsächliche Bewährung darin, daß seine Romane und seine Lebensgeschichte, Wahrheit und Dichtung bei ihm in ganz eigenartiger Weise untrennbar eins sind. Durch selbstverschuldete Ungunst der Verhältnisse zurückgehalten, gelangte er erst spät zur rechten Anerkennung. Aber diese Spätfrucht wird den Winter überdauern und noch in Kraft stehen, wenn der schnell erschlossene oder künstlich getriebene Blütenflor üppiger Jährlinge längst vermodert ist.

Gottfried Keller ist am 19. Juli 1819 als Handwerkerssohn in Zürich geboren. Die früh verwitwete Mutter brachte ihn mit Not durch die Armenschule, das „Landknabeninstitut", und durch die Industrieschule der Vaterstadt. Sie gestattete ihm, seinem kindlichen Wunsche nachgebend, bei einem Malermeister, später bei einem richtigen Kunstmaler in die Lehre zu gehn. Er lebte sich aber dazwischen ungehindert aus in der Erfahrung von Land und Leuten und unternahm es dann, leichtherzig auf die Hülfe der armen Mutter bauend, mit zwanzig Jahren nach München auf die Kunstakademie zu gehn. Diese Jugendjahre sind in dem Biographie-Roman „Der grüne Heinrich" und nach Aufzeichnungen und Äußerungen Kellers von Jakob Baechtold in der großen und kleinen Biographie des Dichters 1893 und 1898 lebendig und eingehend dargestellt.

Obwohl mit entschiedenem malerischen Talent begabt, errang der seltsam zerfahrene und von allen äußeren Eindrücken leicht hingenommene, dabei eigensinnige und geordneter Thätigkeit abholde Kunstschüler keine Erfolge. Nach zwei Jahren kehrte er mit einigen großen Kartonentwürfen in die Heimat zurück. Während er widerwillig die Ausführung versuchte, ergriff ihn die schon früher empfundene poetische Neigung mit gebieterischer Kraft. Er fing an, Verse zu machen, und die durch seine politische Lyrik gewonnene Teilnahme des Dichters A. L. Follen verschaffte ihm thatkräftige Unterstützungen, namentlich ein Reisestipendium des Rats von Zürich, so daß es ihm möglich wurde, in den Jahren 1848 bis 1855 die Universitäten Heidelberg und Berlin zu besuchen.

Jene ersten Gedichte erschienen 1845 in einer Auswahl im

Digitized by Google

„Deutschen Taschenbuch", ein Jahr später vervollständigt und als selbständiger Band. In Berlin wurde sein größtes Werk „Der grüne Heinrich" begonnen, das 1854 erschien. Als er ein Jahr darauf in die Heimat zurückgekehrt war, begann wiederum ein ganz den freien litterarischen Neigungen gewidmetes Leben. Ganz unerwartet wählte man den bei den Vertretern der altbürgerlichen konservativen Partei nicht wohl berufenen, auch durch gelegentliche fröhliche, nicht allgemein liebsam aufgenommene Ruhestörungen bekannten und vierzigjährigen, amts- und vermögenslosen Litteraten zum ersten Staatsschreiber, der bestbesoldeten Stelle des Kantons; dabei wurde er Mitglied des großen Rats. Fünfzehn Jahre trug er das Amtsjoch, nicht ohne erziehliche, heilsame Folgen und erfuhr das Goethewort: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie frei und genießt des Lebens."

Als er 1876 sein Amt niederlegte, konnte er ganz seinen dichterischen Aufgaben leben. Sein letzter Geburtstag brachte ihm die reichsten Huldigungen aus der Heimat und der Fremde. Doch wurde dem Ehelosen, der in seinem Hause eine schwerkranke Schwester hegte, trotz seiner mannigfachen, herzlichen Beziehungen zu Dichtern und hervorragenden Männern der Zeit — Storm, Paul Heyse, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Julius Rodenberg, Böcklin, Konrad Ferdinand Meyer, der „Erinnerungen an Gottfried Keller" (1890) herausgab — kein häusliches Behagen für seinen Lebensabend beschert. Sein „langes, einsames Dahinsterben" endete am 15. Juli 1890.

Den tiefsten Einblick in Kellers inneres Wesen gewähren seine gesammelten Gedichte — zwei Bände, 1892 und 1897. Sie enthalten abenteuerliche Seltsamkeiten und blühende Schönheit durcheinander gemischt. Eine tiefe, wunderbare Erkenntnis des Naturlebens spricht uns daraus an, ein glühendes, gewissermaßen persönliches Leben der Schöpfung erschließt sich dem Dichter aus den einfachsten Vorgängen. Er sieht an einem Totenbette blühende Rosen im Glase stehen. Daraus ergiebt sich das wundervolle Gedicht

Rosenwacht.

Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauß;
Daneben webt ein Jünglingsleben aus.

Digitized by Google

Ins Zimmer bricht der volle Abendglanz —
Welch schönes Bild in einem Totentanz!

Von rotem Golde taut das Sommerland,
Die Reb am Fenster und die Kammerwand,
Der Sterbenskranke und sein Linnentuch,
Das Kirchenmännlein und sein schwarzes Buch.

Du armer Dunkelmann, was suchst du hier?
Die Menschen nicht, noch Blumen lauschen dir!
Nach Westen neigen sie sich insgesamt:
Die Sonne hält das heilge Totenamt.

Wie abendschön des Kranken Antlitz glüht,
Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da blüht!
Sein Nachmahlkelch ist flüssig Sonnengold.
Wie durstig trinkt er diesen Liebessold!

Und scheidend winkt der letzte Sonnenstrahl;
Erkaltet und verglüht sind Berg und Thal.
Das junge Menschenkind ist bleich und tot,
Die Rosen sind geblieben frisch und rot.

So halten die Vergänglichen die Wacht
Beim stillen Manne bis zur dritten Nacht.
Dann legen sie bescheiden ihr Gewand
Dem Herrn des Lebens in die Vaterhand.

Eine seltsame Übereinstimmung seiner Anschauung mit dem Geiste Böcklinscher Bilder tritt uns namentlich darin entgegen, daß das Gebundene, das nach Freiheit verlangt, das unsäglich Traurige und Trostlose des Naturgeistes, das uns an das Seufzen der Kreatur gemahnt, hier wie dort uns anspricht.

Winternacht.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Digitized by Google

Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie;
Immer, immer liegt es mir im Sinn.

Nur fehlte dem Maler, was den gesunden, lebensgewissen Dichter auszeichnete — der dankbare Zug der Lebensfreude und die kernige Kraft, welche die dämonischen Vorstellungen bändigt und siegreich beherrscht. Aus den herrlichen Liedern im Volkston, in denen seine dichterische Meisterschaft mit triumphierender Naivetät hervortritt, sei eins hier angeführt, das in seiner Eigenart hohen Preis verdient.

Ich fürcht nicht Gespenster,
Keine Hexen und Feen
Und lieb's, in ihre tiefen
Glühaugen zu sehn.

Am Wald, in dem grünen
Unheimlichen See
Da wohnet ein Nachtweib,
Das ist weiß wie der Schnee.

Es haßt meiner Schönheit
Unschuldige Zier.
Wenn ich spät noch vorbeigeh,
So zankt es mit mir.

Jüngst als ich im Mondschein
Am Waldwasser stand,
Fuhr sie auf ohne Schleier,
Ohn' alles Gewand.

Es schwammen ihre Glieder
In der taghellen Nacht
Der Himmel war trunken
Von der höllischen Pracht.

Aber ich hab gezeigt
Meine lebendige Brust;
Da hat sie mit Schande
Versinken gemußt.

Der Gegensatz des warmen, kräftigen Menschentums gegen die unheimliche Kälte der Geisterwelt mit ihrem Scheinleben ist ein Gedanke, der auch Konrad Ferdinand Meyer eigentümlich ist und seinen Gedichten eine eigene Kraft verleiht.

Daneben zeigt sich aber auch Kellers herzliche Menschenliebe und der wehmütig lächelnde Humor in den Gedichten „Der

Digitized by Google

alte Bettler" und „Der Taugenichts". Allerdings begegnen uns auch Derbheiten, Härten und schrullenhafte Absonderlichkeiten. „Lebendig begraben" betitelt sich ein Cyklus von vierzehn Gedichten, worin der Dichter das Fortleben der Persönlichkeit im Grabe behandelt — nicht im grauenhaft-sensationellen Sinne des Scheintodes, sondern mit satirisch überlegener Reflexion über diesen Zustand im unterirdischen Gefängnis. Er hört das Zanken des Totengräbers und seines Weibes mit an. Er malt sich aus, wie eine Hyäne käme, ihn auszugraben, und wie er sie erwürgen und mit nach Hause bringen würde, um sie seinem Hausarzte um die Ohren zu schlagen. Dazwischen ißt er eine Rose und bedauert, nicht einmal zu wissen, ob sie rot oder weiß gewesen sei. In einer noch größeren Dichtung nach der Art von Heines „Atta Troll" bringt er diesen Dichter selbst vor, der immer mit seiner Herzlosigkeit renommiert hat und nun zur Strafe seiner unwahrhaftigen Kälte auf dem Montblanc eingegletschert wurde. Manches ist für unser Empfinden wegen der maßlosen Sprünge des Humors ungenießbar.

Immer wieder aber leuchtet uns der kräftig gesunde Sinn des deutschen Mannes entgegen, der durch keine Sonderbündlerei des Geistes eingeengt wird. Warm und erquickend ertönt uns sein Gesang:

Am Vorderrhein.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all die deutschen Frauen
Und lerne ritterlichen Brauch;
Und wenn du wirst die Dome schauen,
Die traurigen Käuze, grüß' sie auch!
Sonst wüßt ich niemand just zu grüßen,
Vielleicht die schlimme Lorelei
Und deiner Reben freudig Sprießen —
Den Vierzigen geh still vorbei!

Digitized by Google

Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
Hoch über mir im Sonnenschein;
Ich werfe eine Alpenrose
Tief unten in den wilden Rhein:
Führ nieder sie, führ sie zu Thale,
Und eh du trittst zum Meeresthor,
Den Vettern halt im Eichensaale,
Den harrenden, dies Zeichen vor!

Während Kellers Lyrik verhältnismäßig unbekannt und den meisten innerlich fremd geblieben ist, hat sein großer Roman „Der grüne Heinrich“ (1854 und 1880) eine Verbreitung und Anerkennung gefunden, die wohl über das rechte Maß hinausgeht. Er macht durchaus den Eindruck des wirklich und tief Erlebten, aber auch der Unordnung und Formlosigkeit. Der schwankende, eigentlich charakterlose Ich-Held, dessen rückhaltlose, aber nicht genügend dem Selbstgericht unterzogene Geständnisse man nicht ganz mit Unrecht den eitlen „Confessions“ Rousseaus an die Seite gestellt hat, während sie andrerseits auch an eine Goethesche Dichterseite gemahnen, zeigen einen unzureichenden Künstler, der endlich und recht spät zu ehrlicher Lebensarbeit sich bequemt, nachdem man ihn schon als einen Schiffbrüchigen hat bezeichnen müssen.

Von einer Charakterentwicklung bei ihm oder andern ist nicht die Rede. Aber eine Fülle der anziehendsten Gestalten umgiebt ihn, und eine Reihe wunderbar lebensvoll und schön gezeichneter Bilder, die, jedes für sich einzeln herausgeschnitten, selbständige Meisterstücke der Schilderung darstellen, sei es, daß es sich um die Naturansicht handelt, sei es, daß einzelne Gruppen in einem gemeinsamen Streben und Zusammenleben gezeichnet werden, sei es auch, daß der Künstlerblick des Autors die schier unübersehbare Masse der Gestalten ordnet und beherrscht und eine große, ruhige Schönheit erwirkt.

Durch alle Irrungen und Wirrungen dieses unruhigen und stockenden Lebensganges bleibt unverrückt und in stiller, erhabener Demut das Bild der treuen Mutter bestehn, die für den Sohn sorgt und darbt und ihm ihr Alles dahingiebt. Diese Thatsache reift allmählich zu einer vernichtenden Anklage und zum Gericht über dessen gedankenlosen Leichtsinn heran.

Der Roman hat viele Wandlungen durchgemacht, Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren. Schon 1843 ist er be-

Digitized by Google

gonnen. Ursprünglich sollte es eine durchaus persönlich geschlossene, gefühlvolle Geschichte werden. Keller füllt sie aber mit dem reichen Stoffe seiner Jugenderinnerungen aus und legte seine künstlerischen und Lebenserfahrungen mit hinein, so daß sich der Held zu einem Typus des jungen Kulturmenschen seiner Zeit verallgemeinerte, an dem die Schwächen der Zeit, der Mangel an Willenskraft, Selbstüberwindung und gesunder Religiosität hervortreten. Eine Eigentümlichkeit der Erzählung ist die überzeugende Wahrhaftigkeit, so daß der Leser unter dem Eindruck steht, die ganze Geschichte enthalte wirklich Keller'sche Erlebnisse.

Bemerkenswert ist es, daß inmitten des Wohlgefallens, ja der Bewunderung der Darstellung wohl kaum ein Leser für den Helden dieses Ich-Romans eine persönliche Teilnahme gewinnen wird. Neben der Liebe für den Stoff und Gegenstand läßt der Autor nicht ab, ihn mit leiser Ironie zu behandeln und seine Schuld darzulegen.

Viel wohlthuender und einheitlicher in ihrer Wirkung sind „Die Leute von Seldwyla" (1856). Die fünf unter diesem gemeinschaftlichen Titel vereinigten Novellen[1]) bilden mit den später (1874) hinzugekommenen fünf Stücken[2]) eine Meisterleistung auf dem Gebiet der deutschen Novelle, nicht so schönheitsselig und sinnenlustig wie die von Paul Heyse, nicht so kunstvoll ausgeführt und mit so feinen Tönen abgestimmt, wie die von Theodor Storm, aber von einer wunderbaren Kraft der Wahrheit erfüllt und mit solcher Anschaulichkeit erfaßt und gegeben, daß mitunter das Lesen fast zum Erlebnis wird. Muß man allerdings, um die ganze Tiefe des Humors zu erschöpfen, bei manchen Geschichten, wie bei „Frau Regel Amrein und ihr Jüngster" und den „Drei gerechten Kammmachern" schon recht schweizerisch erfahren und Keller'sch eingelesen sein, so sind die meisten von einer allgemein menschlichen Bedeutung und allgemein verständlicher Schönheit. Mit Recht wird „Romeo und Julia auf dem Dorfe" als eine der besten deutschen Novellen gepriesen. Sie erzählt das trauervolle Liebesglück und

[1]) Pankraz der Schmoller — Frau Regel Amrein und ihr Jüngster — Romeo und Julie auf dem Dorfe — Die drei gerechten Kammmacher — Spiegel das Kätzchen, ein Märchen.

[2]) Dietegen — Kleider machen Leute — Der Schmied seines Glückes — Die mißbrauchten Liebesbriefe — Das verlorne Lachen.

Digitized by Google

den schaurig phantastischen Tod eines durch Feindschaft der Eltern auseinandergehaltenen Paares.

Unter der zweiten Novellensammlung „Züricher Novellen“ (1877)[1]) ragt der „Landvoigt von Greifensee“ durch reizvolle, humoristisch zarte Darstellung von fünf Frauengestalten hervor. Dieser Salomon Landolt, eine historische Person und seiner Zeit weit berühmt und beliebt, bekannt mit Goethe, auch als schweizerischer Jägerhauptmann in Berlin wiederholter Tischgast beim alten Fritz, bei Zieten, dem Herzog von Braunschweig und andern, lebt bei Zürich als alter Junggesell und hat den humorvollen Einfall, seine fünf alten Liebschaften, von denen er nacheinander Körbe einheimste, zu einem Festmahle bei sich zu sehn. Sie kommen: „Der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Kapitän und die Amsel,“ und der alte Freier legt ihnen die Gewissensfrage vor, ob er, da er jetzt noch heiraten wolle, seine Wirtschafterin, die alte, derbe „Frau Marianne“ oder ein anziehendes, schönes, ganz junges Mägdlein — es ist aber ein verkleideter Junge — nehmen solle. Diese fünf Liebesgeschichten und die Motivierung der einzelnen Entscheidungen sind von der feinsten Anmut.

Die Novelle „Hadlaub“ führt uns auf einen Keller scheinbar ganz fremden Grund und Boden. Ein Züricher Dichter, der Abschreiber der Manessе'schen Liedersammlung der Minnesänger im dreizehnten Jahrhundert ist der Held einer geschichtlich recht treffend getönten Erzählung, die nicht nur treue Forschung, sondern auch echt poetische Erfindung und Durchführung zeigt, wenn auch die Urkraft Kellerschen Humors hier nicht zur Geltung kommt.

Dagegen vereint sich dieser Humor mit einer eigentümlichen Grazie zu der vom reiferen Alter ausgehenden, lichtvollen Mäßigung in dem dritten Novellenkranze „Das Sinngedicht“ (1881). Einen Rahmen für die einzelnen Erzählungen[2]) bot die Geschichte, wie ein junger Naturforscher das Epigramm des Schlesiers Friedrich von Logau:

---

[1]) Hadlaub — Der Narr auf Manegg — Der Landvoigt von Greifensee — Das Fähnlein der sieben Aufrechten — Ursula.

[2]) Regine — Die arme Baronin — Die Geisterseher — Don Correa — Verlocken.

Digitized by Google

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? —
Küß eine blonde Galathee: sie wird errötend lachen"

auf einer Reise als sinnvolles Experiment mehrfach wiederholt, bis er zum erwünschten Schlusse kommt. Die einzelnen Novellen, mit denen die beiden Hauptpersonen eine Art von Erzählerturnier gegeneinander aufführen, bis sie sich innerlich und äußerlich zusammenfinden, sind teils von tragischer, teils von historisch-barocker Stimmung durchzogen und bieten eine ungemeine Klarheit und Reife des Stils.

Neben dieser großen Fülle von Novellen hatte Keller im Jahre 1872 „Sieben Legenden" erscheinen lassen. Dies Werk gilt als sein bestes, was Ton und Sprache betrifft. Es ist ganz frei von Derbheiten, Härten und drolligen Schrullen. Er erzählt nach dem Stoff von Lic. theol. Kosegartens „Legenden" (1804) und ging bei seiner Behandlungsweise von dem jedenfalls ganz richtigen Gedanken aus, daß bei der Abfassung der alten Legenden der katholischen Kirche nicht nur die kirchliche Moral, sondern auch die natürliche Erzählerlust mitgewirkt habe. Demnach führt er die Geschichten auf ihren menschlich poetischen Gehalt zurück. Ohne irgendwie die katholisch-klerikale Anschauung zu verletzen, führt der Dichter die Vorgänge aus dem Weihrauchduft der Kirche in die lächelnde Heiterkeit der Dichtung herüber. Kürnberger bezeichnet in seinen „Litterarischen Herzenssachen" diese Art der Behandlung des heiligen Stoffes: „Nicht höhnisch wie Voltaire, nicht frivol, wie Heine, sondern mit der entzückenden Naivetät Homers oder eines Kindes." Die Sprache des derben Schweizers wird hier zum Wohllaut der Musik.

Von den sieben einzelnen Geschichten[1]) nimmt „Das Tanzlegendchen" eine eigene Stellung ein. Hier erscheint das Altkirchliche am Schlusse von einem modernen Märchengeist durchdrungen. Zu einem Festtag im Himmel werden nach alter Sitte die Musen eingeladen, die sich sonst als Heiden in der Hölle aufhalten müssen. Sie singen vom Glück und Leid des Menschenlebens, so daß alle Seligen Heimweh bekommen und anfangen zu weinen. Darum unterblieb künftig die Einladung; die armen Musen durften nicht wiederkommen.

[1]) Eugenia — Dorotheas Blumenkörbchen — Der schlimm-heilige Vitalis — Das Tanzlegendchen — Die Jungfrau und der Teufel — Die Jungfrau als Ritter — Die Jungfrau und die Nonne.

Digitized by Google

„Martin Salander“ — zu sprechen: „Sálander“ (1886) ist ein politischer Roman, Kellers letztes Werk, schildert ohne Beschönigung die staatlichen Zustände und enthüllt schonungslos die Mängel des schweizerischen Verfassungslebens und der socialen Verhältnisse. Man hat ihm diese Geständnisse in seinem Vaterlande auch vielfach sehr übel genommen. Eine besondere Würze dieses Romans ist der trockene, herbe, oft bittere Humor der Thatsachen, der hier herrscht. Dagegen ist sehr anziehend und wohlthuend die Zeichnung der sanften Erscheinung von Martins Frau.

Auch mit dramatischen Entwürfen hat sich Keller getragen. Unter seinen nachgelassenen Schriften und Dichtungen fand sich das Fragment eines Trauerspiels „Therese“. Bei der energischen Natur des Dichters würde sich auch diese Seite der poetischen Anlage Bahn gebrochen haben, wenn sie in solcher Stärke vorhanden gewesen wäre, wie seine episch-lyrische Gabe. Er ist dieser innern Nötigung mit Wahrheit und Treue ohne Eigensinn gefolgt, und diesem Gehorsam sind herrliche Früchte zu danken. Der poetischen Wahrheit gegen sich selbst entspricht die Wahrhaftigkeit bei der hohen Wertschätzung anderer, ihm persönlich fernstehenden Dichter, wie der beiden andern großen Dichtergestalten seines Vaterlandes, Jeremias Gotthelfs, seines politischen Gegners, und Konrad Ferdinand Meyers, mit dem er den Ruhm der Gegenwart zu teilen hatte. Er ist für uns trotz mancher fremdartigen Eigenschaften und der Neigung seiner Poesie für das Absonderliche und Schrullenhafte, das in seiner Persönlichkeit noch stärker hervortrat, ein hochbedeutender und charaktervoller, liebenswerter Dichter.

Es ist schwer, nach der Betrachtung der Novellenmeister Heyse, Storm und Keller fortzufahren, ohne die tiefe Kluft gar zu stark sich öffnen zu lassen. Vielleicht ist es noch am besten angebracht, die leidenschaftlichen und sinnlich heißen, oft durch rücksichtslosen Naturalismus verletzenden Erzählungen des Dramatikers Ernst von Wildenbruch hierher zu stellen, die durch ihre Selbständigkeit der Behandlung einen Vergleich ausschließen und dadurch selbständiger Bestand finden.

Der Dramatiker Wildenbruch hat dem Genius Schillers Treuschwur und Nachfolge geleistet mit einer einzigen Ausnahme, der ganz modernen „Haubenlerche“. Seine Novellen und

Digitized by Google

Romane sind aber fast sämtlich modern und mitunter gesucht in der Vermeidung des Idealen.

Der erste Anfang ließ sehr Gutes erwarten. „Der Meister von Tanagra“ (1880) zeigt in reiner und wahrer Darstellung einen liebenswürdigen Epigonen, der von der geträumten Höhe des großen Künstlers herabsteigt, um in der Anmut des künstlerischen Gewerbes seine Werke auf die dankbare Nachwelt zu vererben. In den beiden Novellensammlungen von 1882 und 1886 zeigt sich von dieser Ruhe und Gelassenheit nichts mehr. Ein frivoler Zug von Lüsternheit und Abenteuerlichkeit verunstaltet des Dichters schönes Talent. In „Franciska von Rimini“ wird die Unwiderstehlichkeit des Begehrens gefeiert, dem die Tugend nicht zu widerstehen vermag. Die Kriminalnovelle „Vor den Schranken“ enthält physisch widerwärtige Züge, deren plumper Naturalismus abstößt. Ganz maß- und geschmacklos ist die Geschichte der riesigen Akrobatin „Brunhild“, die einen zahmen, sanften Jungen liebt und ihn gelegentlich durch den Rock in die Schulter beißt, um sich an seinem süßen Blute zu entzücken.

Während Wildenbruch in den „Kinderthränen“ (1889) das Schönste und Ergreifendste seiner Erzählungen gab, verletzte er in der zweiten Novellensammlung wieder das gesunde Gefühl durch die empörende Gleichgültigkeit, mit welcher er in der Novelle „Die heilige Frau“ ein anziehend geschildertes Mädchen verführt untergehen läßt und den Verführer als einen sympathischen jungen Mann schildert und behandelt, als seien solche Frevel notwendige Ergänzungen des Studiums gebildeter junger Leute. „Das Riechbüchschen“ ist nichtssagender. „Die Danaide“ ist die bedeutendste und wirksamste dieser Novellen. Eine junge Witwe rettet durch ihr Opfer während des französischen Krieges einen preußischen Soldaten vor dem nächtlichen Morde, der der Einquartierung des ganzen Dorfes zugeschworen ist.

„Der Astronom“ (1887) ist eine fein und sorgsam gearbeitete Geschichte, kultiviert aber eine unangenehme Lüsternheit. Die beiden Romane „Eifernde Liebe“ (1893) — übrigens ein sehr unverständlicher Titel! — und „Schwesterseele“ (1894) sind in gewissem Sinne Künstlerromane, indem der eine einen Künstler, der andre einen Litteraten zum Helden hat. Sie leiden an ähnlichen Fehlern, wie die Novellen, indem trotz des

Digitized by Google

eifrigen Naturalismus die Unnatur der Probleme, wie der Darstellungen, die Freude an der Kunst des Dichters verkümmert und die aufdringliche Sinnlichkeit kein Behagen aufkommen läßt.

Unter den übrigen kleinen Werken fallen namentlich zwei durch seltsame Geschmacklosigkeit unangenehm auf „Die Weidfrau“ und „Glühwürmchen“. Dort hat ein ernst und wissenschaftlich gerichteter Leutnant ein Liebesverhältnis mit einer gereiften Arbeiterwitwe, die als Aufwärterin sein Zimmer reinigt. Hier liest des Dichters Dienstmagd allnächtlich im Kämmerlein seine Werke, träumt natürlich bei Tage und verliebt sich dabei in ihn, der ihr beim notwendigen Abschied eine Thräne nachweint — eigentlich nur verständlich als Huldigung für die unaussprechliche Geduld der Hausfrau! Die Novelle „Das wandernde Licht“ (1893) und die Dichtung „Cyprianus“ zeigen neben dem schwungvollen Talente die unangenehmen Eigentümlichkeiten der schwülen Sinnlichkeit und der gesuchten, krassen Effekte. — Kaum hätte man den fröhlichen Witz seiner „Humoresken“ bei diesem Dichter vermutet.

Eine tiefgehende Verschiedenheit zu Wildenbruchs sprunghaftem und hitzigen Wesen bilden die von feinem Geist durchzogenen Novellen Heinrich Bulthaupts, geboren am 26. Oktober 1849 zu Bremen. Seine Stoffe sind vielfach so tragisch, wie die jenes andern Dichters, aber sie sind mit einer künstlerischen Maßhaltung behandelt und dabei von tiefem Gefühl erfüllt. Höchst phantastisch, aber dabei in sich beruhigt ist die seltsame Geschichte „Ganymed“. Scharfe psychologische Beobachtung zeigt sich in der Studie „Narcissus“. Zu den bedeutendsten Leistungen der Novellenlitteratur gehören „Das Heiligenbildchen“ und die tief humorvolle „Die schwebenden Gärten der Semiramis“.

Der dem Künstlerkreise um den König Ludwig den Zweiten von Bayern angehörige Karl von Heigel, geboren am 25. März 1835 zu München, schrieb außer dramatischen Arbeiten auch eine größere Anzahl von Novellen und Romanen, erst im schöngeistig barocken, später im realistischen Geschmack, darunter „Ohne Gewissen“, „Die Dame ohne Herz“, „Wohin?“, „Der Weg zum Himmel“, „Der reine Thor“, „Baronin Müller“ und andere.

Der düstre Lyriker Hieronymus Lorm, eigentlich Heinrich Landesmann, geboren am 9. August 1821 zu Nikols-

Digitized by Google

burg, der dortigen jüdischen Gemeinde angehörig, wurde durch die schwere Schickung, mit fünfzehn Jahren sein Augenlicht zu verlieren, zu Schopenhauerschem Pessimismus geführt, fand aber entsagungsvollen Trost in seiner Dichtergabe, wie das Preisgedicht „Leid und Lust" zu schönem Ausdruck bringt. Neben seinen Dichtungen hat er Novellen wie „Am Kamin", „Erzählungen eines Heimgekehrten", „Wanderers Ruhebank" und den Roman „Gabriel Solmar" veröffentlicht.

Ein ebenso fruchtbarer, als viel gelesener Romanschreiber ist Hans von Hopfen, geboren am 3. Januar 1835 zu München, erst Jurist, dann Litterat, nach längeren Reisen Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung in Wien, zuletzt in Berlin. Sein energisches und selbständiges Talent zeigt sich weniger in der Phantasie des Entwurfs, als in der anschaulichen, naturwahren Ausführung von Bildern, die sich aneinander reihen, vielfach ohne den notwendigen Zusammenhang der Entwicklung zu zeigen. Die knappe, treffende Ausdrucksweise tritt vorteilhaft in seinen Gedichten hervor, zeichnet aber auch seine Romane und Novellen aus. Berühmt geworden sind seine Romane „Verdorben zu Paris" (1868), „Der graue Freund" (1874), „Verfehlte Liebe" (1876), „Das Allheilmittel" (1885), „Glänzendes Elend" (1893). Humorvoll sind die „Geschichten des Majors" (1879) und von kraftvoller Lebendigkeit seine „Bayrischen Dorfgeschichten" (1877). Die dramatischen Versuche „In der Mark", „Helga", „Die Göttin der Vernunft" und andere lassen trotz seiner sonstigen frischen und entschiedenen Art Hopfen nicht als bedeutsam erkennen.

An dichterischer Kraft viel tiefer, aber durch seine fleißig-freundliche Geschicklichkeit in der Gunst der Menge höher steht der schon früher bei Besprechung des Dramas erwähnte Ernst Wichert, zuletzt Rat am Berliner Kammergericht, bis er 1896 in den Ruhestand trat. Für ernste Dramen reichte seine Gabe nicht aus, aber Lustspiele wußte er in gefälliger und anspruchsloser Form vorzuführen. Das Spiel „Die gnädige Frau von Paretz" versah er mit der entstellenden Bezeichnung „Dramolet". Die Hauptarbeit seines Lebens bestand in einer ungeheuer langen Reihe von Romanen teils historischer, teils familienmäßiger, bürgerlicher Art. Ein guter, klarer Stil und übersichtliche Aufstellung zeichnet sie aus.

Digitized by Google

Doch haftet der Sprache und Schilderung leicht eine etwas flache Nüchternheit an. „Heinrich von Plauen", „Von der deutschen Nordostmark", „Der große Kurfürst in Preußen", „Tilemann vom Wege", „Das grüne Thor", „Die Taube auf dem Dache" sind die bekanntesten aus der großen Zahl.

Einen eigenartigen Zug als Fach- und Standeserzähler zeigte der Rheinländer Friedrich Wilhelm Hackländer, der schon als Lustspieldichter Erwähnung fand. Mit großer Vielseitigkeit und scharfer Beobachtung der äußerlichen Erscheinungen hat er die Eindrücke seines Lebens frisch wiedergegeben. Der Soldaten- und Kaufmannstand boten ihm reichlichen Stoff, den er geschmackvoll zu verwerten wußte in seinen Geschichten „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden", „Wachtstubenabenteuer", „Handel und Wandel". Später gab er aus seinem Leben am Stuttgarter Hofe heraus „Namenlose Geschichten", „Eugen Stillfried", „Europäisches Sklavenleben", „Der neue Don Quixote", „Der Tannhäuser" und anderes. Den Bildern aus der höheren Gesellschaft, deren aristokratische Gewohnheiten und Wohlleben er mit besonderem Behagen schilderte, liebte er, Vorgänge aus den untersten Schichten der Gesellschaft schroff entgegenzustellen. So anschaulich und lebendig er zu schildern weiß, entbehrt doch die Erfindung in seinen Romanen vielfach des inneren Zusammenhanges und der folgerichtigen Entwicklung. Anziehend sind seine Berichte aus dem österreichischen Hauptquartier beim Feldzug Radetzkys in Piemont, später aus dem Hauptquartier des Prinzen Wilhelm von Preußen bei der Niederwerfung des badischen Aufstandes („Soldatenleben im Kriege"). Auch im italienischen Kriege war er einer kaiserlichen Einladung in das österreichische Hauptquartier gefolgt und blieb dort bis zur Schlacht bei Solferino. Er gründete mit Edmund Höfer (1855) die „Hausblätter" und mit Zoller die illustrierte Zeitung „Über Land und Meer".

Den militärischen Romanen schließt sich passend eine Gruppe von Schriftstellern und Dichtern aus dem Offizierstande an. Die geistig ziemlich anspruchslosen Schwänke des fremdsprachlich und geschichtswissenschaftlich sonst sehr tüchtigen Adolf von Winterfeld (1824—1889), die anziehenden Lebensbilder und militärischen

Digitized by Google

Geschichtsromane des weitgereisten und in vielen Ländern kriegserfahrenen Julius von Wickede (1819—1896), eines wahrhaften „Landsknechts der Neuzeit", die Geschichten des bei seiner persönlichen Entschlossenheit und Bewährung harmlosen und leichtgesinnten Johannes von Dewall eigentlich August Kühne (1829—1883), die heiteren Erzählungen des später so unglücklichen Burghards von Bülow (1855—1892) mit seinen fünf Pseudonymen, die Armeebilder des militärischen Bürgermeisters Hermann Ferschke, die flotten Gedichte und Keckheiten Georgs von Ompteda, geboren 1863, der später zu größerer Bedeutung gelangte, die schon erwähnten Lustspiele Gustavs von Moser, die sehr gut geschriebenen militärischen Lebensbilder und Kriegserinnerungen des Generals Friedrich, Freiherrn von Dincklage, geboren 1839, die fröhliche reichsdeutsche Lyrik des Mecklenburgers Georg von Örtzen, geboren 1829, und die vortrefflichen Seegeschichten des Contreadmirals Reinhold Werner, geboren 1825 zu Weferlingen bei Magdeburg, geben ein buntes Bild von dem geistigen Leben und Regen in unserer Armee, das sich auch auf dem Gebiete der litterarischen Arbeiten bewährt, namentlich wenn man dazu nimmt den noch zu besprechenden Detlev von Liliencron, Martin Greif, Alexander Roberts, den Östreicher Ferdinand von Saar, den preußischen Hauptmann Albert Schmidt, den Verfasser vieler Novellen und Romanen (Gettysburg, Manlo) der als militärischer Berichterstatter 1874 von den Carlisten wider alles Völkerrecht in brutaler Weise erschossen wurde, desgleichen den bayrischen Hauptmann Maximilian Schmidt, den Verfasser zahlreicher Alpen- und Bauerngeschichten, auch den Hauptmann Tanera, die Brüder Zobeltitz und Gerhard von Amyntor.

Hanns von Zobeltitz, geboren 1853, gab geschmackvolle Geschichten heraus und übernahm später die Redaktion der Zeitschrift „Daheim". Sein Bruder Fedor von Zobeltitz, geboren 1857, schrieb humoristische und ideale Novellen und die mehr bedeutenden Romane „Der Telamone" und „Das zweite Geschlecht" neben anderen Arbeiten.

Eine besondere Bedeutung gewannen die militärischen, zum Teil auch national-socialen Bilder des früheren Ingenieuroffiziers Alexander Baron von Roberts (1845—1896). Halb englischer Abkunft, in seiner Erziehung zu Luxemburg unter stark

Digitized by Google

französischem Einfluß, zeigt er bei dieser internationalen Bildung, die durch journalistische Thätigkeit in Rom und Reisen in der Türkei, sowie später durch England und Frankreich verbreitert und vertieft wurde, ein echt deutsches Wesen und warmherzige Überzeugung. Nachdem die ersten Werke „Genrebilder", das Prachtwerk „Aus großer Zeit", mit Illustrationen von A. Zick, „Türkische Interne", herausgegeben unter dem Pseudonym Nuredin Aga und „Helgoländer Novellen" keine Beachtung gefunden hatten, machte ihn die von der „Wiener allgemeinen Zeitung" ausgeschriebene und preisgekrönte Erzählung „Es" schnell vorteilhaft bekannt. Spätere Werke rechtfertigten die ihm zugewandte Gunst. Unter seinen Romanen ragen besonders „Revanche!" und „Die schöne Helene" hervor. Im ersteren schildert er den tief eingewurzelten, engherzigen Haß der französischen Gesellschaft an dem schweren Schicksal einer nach Paris verheirateten Deutschen. Der zweite Roman führt uns das in vielen Typen meisterhaft gezeichnete, eigenartige Fundament der deutschen Armee, den Unteroffizierstand, mit einer socialen Einsicht und liebreichen Versenkung vor, die dem Werke eine gewisse klassische Bedeutung geben. Die Schauspiele „Satisfaktion" und „Treue" trafen nicht den Geschmack des großen Publikums.

Der Österreicher Ferdinand von Saar, geboren am 30. September 1833 zu Wien, sei hier waffenbrüderlich angeschlossen. Ihm gebührt eigentlich eine führende Stellung. Sein Trauerspiel „Kaiser Heinrich der Vierte" in zwei Abteilungen „Hildebrand" und „Heinrichs Tod", viel früher erschienen (1863—1867) als das Wildenbruch'sche, ist diesem ohne Zweifel überlegen durch den großen Schwung und einheitlichen Zug, der ungehemmt durch Episoden und Intriguen breit und klar sich entfaltet. Die herbe Charakteristik herrscht vor auf Kosten der Gefühlsweichheit. Machtvoll sind die Kanossascenen. Fast zu schneidend könnte des Papstes unterdrückte Liebe zur Gräfin Mathilde berühren. Äußerlich ist allerdings der Anklagepunkt historisch begründet. Weniger befriedigend und durchaus den Wunsch nach einem dritten Teil mit der Sühne römischen Unrechts in sich tragend ist der Schluß. Die furchtbare Härte des fünften Heinrich droht immer, aber sie gelangt nicht zur richtenden That. Unerfüllt ist nicht nur das Verlangen nach einem dritten Teil,

Digitized by Google

sondern auch nach einer weiteren Bewährung der Saar'schen Dramatik geblieben, denn die späteren Tragödien „Die beiden de Witt", „Tempesta" und „Thassilo" vermochten sich nicht zur Höhe des Erstlingswerks aufzuschwingen. Dagegen gewähren seine novellistischen Arbeiten, „Novellen aus Österreich", „Drei neue Novellen", „Schicksale" und andere einen feinen und ungetrübten Genuß, wenn ein Leser nicht massive Effekte, moderne Zerrissenheit und brutale Färbung sucht, sondern sich an sinniger Lebensanschauung, freundlicher Entsagung und maßvoller Romantik der Thatsachen genügen läßt. Ein ähnlicher, nach schöner Form ringender, idealer Geist erfüllt die „Gedichte". Wohlthuender als sein letztes Werk, das komische Heldengedicht „Die Pincelliade" sind seine „Wiener Elegien", freundliche Erinnerungen eines in sich geruhigen und gereiften Mannes.

Gerhard von Amyntor (eigentlich Dagobert von Gerhardt), geboren 1831 zu Liegnitz, gab die beiden Gedichtsammlungen „Lieder eines deutschen Nachtwächters" und „Der neue Romanzero", dann die kleinen Epen „Peter Quidams Rheinfahrt" und „Ein Priester", eine neue Nepomukgeschichte von der heldenmütigen Verschwiegenheit des Beichtgeheimnisses, heraus. Der Roman „Ein Problem" ist bedeutender. Der vielseitig auch litterarisch gebildete Autor verfügt über einen anerkennungswerten sittlichen Ernst, hat aber eine ausgesprochene Neigung zum Dozieren, so daß er auch in seinen Dichtungen oft darauf verfällt und dann von trockenem Ton sich nicht freihält.

Der Major Joseph Lauff hat epische Gedichte und Romane herausgegeben und versuchte sich dann in mancherlei patriotischen Festspielen.

Gegenüber solchen in Ernst und Scherz stets straffen und wohlgesinnten Persönlichkeiten tritt das Slaventum, namentlich das jüdische, keck und fremdartig hervor in den Romanen und Novellen des Galiziers Emil Franzos, geboren 1848, „Aus Halbasien", „Die Juden von Barnow", „Ein Kampf ums Recht", „Der Wahrheitsucher" und andere — dagegen ohne allen sittlichen Gehalt und geradezu abstoßend in den schwül-erotischen Geschichten von Sacher-Masoch und Mario Vacano.

Digitized by Google

Ein Schriftsteller mit sehr schönen Gaben, der, wie es scheint, seinen eigentlichen Stil noch nicht endgültig entdeckt hat, ist Otto Franz Gensichen, geboren am 4. Februar 1847 im Pfarrhause zu Driesen. Nach mathematischen, philosophischen und philologischen Studien erwarb er den Doktorgrad und lebte als kritischer und politischer Schriftsteller zu Berlin, war auch einmal eine Zeit lang Dramaturg am Weimarer Theater. Sein sehr anmutiges Verstalent bewährte sich in Zeitgedichten und schöner Lyrik, teilweise allerdings oft mit recht weitgehender sinnlicher Keckheit — „Felicitas", „Tamina" — dann wieder mit idyllisch sinnigem Ton — „Pfarrhausegen", „Immortellen". Von seinen zahlreichen dramatischen Dichtungen haben „Euphrosyne", „Aspasia" und „Die Märchentante" am meisten Beifall gefunden. Seine „Erzählungen" (1886) berechtigten zu größeren Erwartungen, die bis jetzt noch nicht erfüllt sind.

Selbstverständlich fand in diesem Wettstreit auf dem Felde der Litteratur, das ergiebig und geduldig ist wie die Mutter Erde, auch das weibliche Geschlecht willkommene Gelegenheit zur Bethätigung.

Zunächst folgte in der Kultur des geschichtlichen Romans der guten alten Karoline Pichler (1769—1843) die würdige, nur allzubreite Henriette Paalzow (1788—1847) mit dem bekannten Roman „Godwie-Castle" und „Thomas Thyrnau" und die höchst moralisch liberale und erschreckend fruchtbare Amalie Schoppe (1791—1858). Manche wandten sich dem bürgerlichen Roman, namentlich in der Schilderung des Familienlebens zu, wie die fein gebildete, aber gar zu schmachtende weimarsche Hofrätin Johanna Schopenhauer (1770—1838) und die fromme, etwas sehr ländlich einfache Predigerfrau Henriette Hanke (1785—1862) die hundertsechsundzwanzig Bände von Entsagungsromanen hinterließ.

Mit weiser Wirtschaftlichkeit verwertete die praktische Ottilie Wildermuth, geborene Rooschüz (1817–1877), in verwandter Richtung ihre Erfahrungen für die schwäbischen Pfarrhäuser, die sie gründlich heimgesucht und deren drollige Vielseitigkeit sie zum Gemeingut gemacht hat. Bei diesen Besuchen erwachte ihr ein hausbackener, aber herzlicher und durchaus harmloser Humor. Man denke nur an „Das gastfreie Pfarr-

Digitized by Google

haus" und an den „Haselnußpfarrer". Ihre Hauptthätigkeit zeigte sich, von einigen fremden Stoffen abgesehen, in „Geschichten aus Schwaben", allerdings in weiterem Sinne verstanden. Ihr gesamtes Arbeiten und Wesen trug das fröhliche Merkzeichen eines in kleinem Kreise friedevollen und in seinem Gott vergnügten Gewissens.

Nicht so gesund, sondern angekränkelt in ihren Anschauungen und poetischen Darstellungen, aber überaus menschenfreundlich ist die Ostpreußin Julie Burow-Pfannenschmidt (1806—1868). Ihr Lieblingsheld in dem seiner Zeit viel gelesenen Roman „Aus dem Leben eines Glücklichen" ist bucklig und steigt aus der Tiefe seiner Resignation unter häufigen, nicht sehr anmutigen körperlichen Vergleichen und Bespiegelungen empor in die Arme der Liebe, die sich ihm einladend entgegenbreiten — mehr zu seiner, als des ahnungsvollen Lesers Überraschung. Als Symbol am Himmel dieses Glückes stellt die Dichterin einen verkrüppelten Weidenbaum in schöner Beleuchtung hin.

Gegenüber dieser ziemlich beschränkten und spießbürgerlichen Art erblicken wir in einer hoch aristokratischen, extravaganten Dame ein Gegenbild. Die aufgeregt phantastische, innerlich ganz hohle und eitle Ida Gräfin Hahn-Hahn wurde am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg geboren. Ihre ersten Eindrücke beförderten die Zerfahrenheit ihres abenteuerlichen Wesens. Ihr Vater, Graf Friedrich von Hahn-Neuhaus, ein sonderbarer, phantastischer Mann, reiste als Dirigent wandernder Schauspielertruppen umher. Er verlor bei dieser Unordnung sein Vermögen. Schon mit einundzwanzig Jahren wurde die Tochter die Gattin ihres Vetters, des reichen Grafen Hahn-Hahn; aber leider währte der Ehefriede nicht lange. Schon nach drei Jahren ließ sich ihr Mann von ihr scheiden. Das warf einen so trüben Schatten in ihr Inneres, daß sie, ohne sonst einen rechten Halt der Seele gefunden zu haben, nur noch in Poesie und Wanderleben ihren Trost suchte. So durchstreifte sie den Norden, Süden und Westen Europas, und weilte auf dem Karmel, an den Ufern des Jordans und des Nils. Ihre innere Unruhe wuchs nur um so mehr. Darauf warf sie sich in die schriftstellerische Laufbahn und ließ es sich in Prosa und Versen eifrigst angelegen sein, berühmt zu werden, was sie denn auch, wenigstens in einer gewissen Salonwelt, erreichte. Denn ihre Romane und ihre Reiseschilderungen trafen

Digitized by Google

nicht nur den feinen, gesuchten Ton der modischen Exklusivität, sondern sie waren auch voll von bizarren Ansichten. In den Romanen „Gräfin Faustine", „Sigismund Forster", „Cecil" und andern behandelte sie mit großer Schreibfertigkeit, aber auch mit phantastischer Willkür Lebensfragen, wie die über das sociale Verhältnis der Geschlechter und den Konflikt zwischen der vornehmen Welt und dem Bürgertum, mit krankhafter Emancipationssucht und überspannt-aristokratischen Tendenzen. Zu wahrhafter Poesie gelangte sie in denselben nicht. Die Grundidee ist immer, daß der Mensch nur aus sich selbst das Leben und seine Gesetze schöpfen könne. Auch ihre Reiseschilderungen, unter denen „Jenseits der Berge" und „Orientalische Briefe" noch am nennenswertesten sind, haben nur einen sehr bedingten Wert, insofern sie nichts wesentlich Neues mitteilen, sondern allein durch die Art und Weise auffallen, wie eine Frau von feiner Bildung ausländische Verhältnisse und Zustände anschaut und auffaßt, während sie übrigens das mildernde, weibliche Element durchaus vermissen lassen. Nicht besser steht es um ihre Lyrik, durch die sie auch, mit Ausnahme des durch oberflächlich anmutende Komposition bekannten, an sich banalen Liedes: „Ach, wenn du wärst mein eigen, wie lieb solltst du mir sein", wenig Beifall errang. Eine gewisse gebildete, edle Sprache findet sich wohl; es fehlt aber an jeder Eigenart. Sie affektierte stets eine seichte, unangenehm wirkende Zerrissenheit.

Im Jahre 1850 griff sie zum letzten Mittel unbefriedigter, sensationsbedürftiger Frauen: sie wurde katholisch. Es war erklärlich, daß sie nun ihr ganzes früheres Leben samt ihrer bisherigen Schriftstellerei öffentlich widerrief. Eine wahrhafte Umwandlung am inwendigen Menschen bemerkte man nicht. Zu einer Zeit, wo sie kaum die Luft der katholischen Kirche eingeatmet hatte, trat sie schon als Schriftstellerin für diese auf. Ihre erste katholische Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" schilderte die inneren Vorgänge, die sie zu ihrem Übertritt bewogen. Es war eine seichte und unwürdige Nachahmung, eigentlich mehr eine Parodie von Augustin's Konfessionen. Die größere Hälfte bot ein verworrenes und schiefes Gerede über das Wesen und die Geschichte des Protestantismus. Ehe noch die Lesewelt diese Schrift aufgenommen hatte, ließ die Gräfin eine zweite „Aus Jerusalem" erscheinen, worin sie in ihrem Fanatismus sich noch

Digitized by Google

überbot. Das diente zum Zeugnis: daß sie gar nicht wirklich vom evangelischen Glauben, sondern nur vom weltlichen Unglauben zum Katholicismus übergetreten sei. Niemand brauchte den Vatikan um diesen Fischzug zu beneiden. Es ist psychologisch sehr erklärlich und nur ein unbewußtes Zeugnis für die gute Sache des Evangeliums, daß fast alle Apostaten sofort feindselig gegen die verlassene Kirche auftreten. Sie fühlen sich getrieben, sich vor sich selbst und vor der Welt zu rechtfertigen, und verfallen damit dem alten derben Sprichwort von den unsaubern Vögeln, die ihr eigenes Nest beschmutzen. Übrigens hat auch der Mensch im gewöhnlichen Leben keine schlimmeren Feinde, als die, welche ihn ungerecht beleidigt haben, denn sie suchen Fehler auf, um sich damit wegen ihrer Feindschaft vor sich selbst zu entschuldigen. Auch den Ruhm einer katholisch-rechtgläubigen Sängerin suchte die ruhelose Frau so schnell als möglich durch ihre Liedersammlung „Unserer lieben Frau" zu erringen, worin sie die Jungfrau Maria in allen jenen Ämtern preist, die ihr die katholische Kirche beilegt.

Im Jahr 1852 ging sie in ein Kloster, trat aber nach einem Jahre wieder in die Welt heraus und hat dann noch zehn neue Romane herausgegeben, die unbeachtet in die Vergessenheit sanken. Später bildete sie mit mehreren alten katholischen Aristokratinnen einen Bund zur Stiftung einer neuen katholischen Universität. Dies Unternehmen ist wie ihre Werke und nahezu ihr Name verschollen. Sie starb am 12. Januar 1880 in Mainz.

Nicht nur im sachlichen Gegensatz zu der Genannten, sondern in offener Feindschaft zu der Vielverhöhnten, an der nur allzu billige Lorbeeren zu verdienen waren, weil sie sich selbst hinreichend lächerlich machte, stand Fanny Lewald (1811—1889), die verstandesscharfe Freidenkerin, welche als eine echte Tochter des damaligen verneinungsfrohen Königsbergs zur jüdischen Verfolgungssucht die poesielose Kälte und Begriffsspalterei fügte, aber mit ehrlichem Fleiße für ihre Ziele eintrat. Mit siebzehn Jahren trat sie zum Christentum über, ohne vorher oder nachher vom Geiste des Christentums ergriffen oder anders als gegnerisch angeregt zu sein. Eine große Energie zeichnete ihr persönliches wie ihr litterarisches Dasein aus. Rücksichtslos, wie sie den Professor Adolf Stahr (1805—1876), der sich als Philologe, Kunsthistoriker und Ästhetiker berühmt gemacht hatte, samt seiner Frau zur Ehe

Digitized by Google

nahm, kämpfte sie unentwegt in ihren Büchern für Frauenemancipation, verhöhnte manche Gegner und Gegnerinnen, wie die Gräfin Hahn-Hahn in „Diogena“, that alles, was ihr zuwider war, namentlich alles Positive mit dogmatischer Sicherheit ab und predigte breit und langweilig, aber mit unentwegter Überzeugung ihren Fortschrittskanon. Hinter ihrer Privatheiligen Rahel Levin, verehelichten Varnhagen von Ense (1771—1833), deren nach ihrem Tode herausgegebene Briefe bei der Lebhaftigkeit des Gefühls und den vorübergehend blendenden Großartigkeiten, aber doch seichtem Urteil den eigentümlichen Typus des pikanten jüdisch-berlinischen Journalistentums darstellten, blieb Fanny Lewald bei ihrer unüberwindlichen Trockenheit weit zurück. Sie vermochte nicht einmal ein Bild einigermaßen fest zu gestalten, als sie in dem Roman „Prinz Louis Ferdinand“ diesen wildwüchsigen Hohenzollernsproß für das Reformjudentum zu verwerten unternahm. Besonders charakteristisch ist ihr Roman „Wandlungen“, worin sie den Untergang des positiven Elements im Freidenkertum feierte. Wertvoller, wenn auch nicht angenehm für die Familie, war „Meine Lebensgeschichte“, eine kulturgeschichtliche Schilderung ihres heimatlichen Kreises von verblüffender Offenheit. Das Beste blieben ihre Reiseschilderungen „Italienisches Bilderbuch“, „England und Schottland“, „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich“.

Die reizlose und harte Abstraktion der Lewald und ihr bitterer Gegensatz gegen die landläufigen Begriffe des großen Publikums von Adel und Christentum, Regierung und Geistlichkeit setzte der verbitterte Geist der Schriftstellerin E. Marlitt (Eugenie John 1825—1887) mit dem bedeutenden, sinnlicherregten Verständnis einer alten, unbefriedigten Jungfrau in die bunten, farbengesättigten Bilder handgreiflichen Lebens um. Ihr charakteristisches Merkmal ist die gallenbittere Beurteilung der ihr unverständlichen und fremdartigen Stände und Gesellschaftskreise. Ihnen setzt sie die erbarmungslose und beschränkte Intoleranz einer liberalen Kaste entgegen, als deren Vertreterin und Vorkämpferin sie sich fühlt. Fühlbar mischt sich in ihre Verdächtigungen ein Zug von Neid auf jene, mit ganzer Kraft der Persönlichkeit verfolgten Typen. Diese Seite ihrer litterarischen Neigung erinnert etwas an Spielhagen, der sich auch inmitten seiner Befehdungen der Bewunderung dieser seiner aristokratischen Feinde nicht erwehren kann und zum

Digitized by Google

Schmuck seiner Helden bei jenen ihre Vorzüge entlehnt. An seine glänzend-lebendige Darstellung und bunte Farbenschönheit erinnerte übrigens die Marlitt im kleinen.

Sie hat eine ganz besondere Vorliebe für einen Entwicklungsgang aus der Unbedeutendheit und Verkennung zu plötzlichem Glanze, der den bisherigen Bedrücker beschämt und aus einem häßlichen, jungen Entlein den stolz daherrauschenden Schwan erstehen läßt. Daneben findet sich gelegentlich ein starker Zug von Genußsucht und Freude am materiellen Wohlleben, das als Lohn der Tugend und glücklich entdeckten Schönheit winkt. Ihre unterhaltenden und spannenden Geschichten erwiesen sich als äußerst geeignet zur Schürung der Unzufriedenheit und des Klassenhasses. Den kleinbürgerlichen Kreisen, in denen sie ihre größten Triumphe feierte, wußte sie es in anmutiger Weise beizubringen: „Ja, so sind die Frommen — so macht es der Adel — das ist das Leben der sogenannten hohen Kreise.“ Als ob alle alten Mamsellen und trübsinnigen Gouvernanten, praktische Ingenieure und Unterförster, vor allem alle Demokraten liebenswürdige und vortreffliche Menschen wären!

Das Geheimnis ihres vorübergehenden, großen Erfolges bestand darin, daß sie meisterlich verstand, den Leuten auf den Leib und in den Mund zu schreiben. Goethe sagt („Erste Epistel“):

> Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du schmeicheln. Sprich du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet, was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehren.

Vielen häßlichen jungen Entlein, unbefriedigten alten Jungfern, widerwillig dienenden und unterdrückten Aschenbrödelchen hat sie das erzählt, was sie zu leben begehren, und sie zugleich mit häßlicher Bitterkeit gegen die andern erfüllt, die es haben oder die ihnen anstatt des äußerlichen Genusses Hohes bieten möchten. Sie sind davon weder schöner noch reicher, weder klüger noch besser geworden, nur unzufriedener und bitterer.

Ihre größeren Romane „Goldelse“, „Das Geheimnis der alten Mamsell“, „Reichsgräfin Gisela“, „Die zweite Frau“ und andere gehen alle aus derselben Tonart und lassen trotz der mannigfach spielenden Phantasie und der frischen Schreibart die plumpe Tendenz mit hartnäckiger Monotonie hervortreten, so daß sie schließlich ermüdend wirken und schneller der

Digitized by Google

Vergessenheit anheimfallen, als man nach der Begabung der Verfasserin gemeint hätte.

Ein verwandter Zug, wenn auch nicht so kleinbürgerlicher und enger Art, tritt bei der Böhmin Ossip Schubin (Lola Kirschner, geboren 1854 zu Prag) insofern hervor, als die Schriftstellerin sich mit Vorliebe und einer gewissen Zudringlichkeit des Lebens der höheren Gesellschaftskreise bemächtigt, um ihre mitunter wie Indiskretionen erscheinenden Mitteilungen dem Lesepublikum darzubieten. Nebenbei haben ihre Geschichten oft ein gewisses unangenehmes Parfüm, dem man in der Wirklichkeit des Lebens gern ausweicht. Von ihren zahlreichen Romanen muten die, dem Leben des Künstler- und Virtuosentums entnommenen natürlicher an, wie die Stoffe voll gesuchter Vornehmheit.

Unweiblich und unnatürlich hat sich die hochbegabte Helene Böhlau, geboren 1859 zu Weimar, die Verfasserin der gesunden und reizvollen „Ratsmädelgeschichten" (1898) zu einer lauten Ruferin im Streite der Modernen gegen die Alten entwickelt. („Das Recht der Mutter", „Der Rangierbahnhof", „Halbtier".) Sie ist aber die bedeutendste ihrer Richtung.

Eine ungeheure Schar von Schriftstellerinnen schließt sich an, auf die näher einzugehen schon wegen des gehäuften Stoffes unmöglich und hinsichtlich der Bedeutung für die Litteratur fruchtlos ist. Im Jahre 1897 gab Ernst Brausewetter einen Band mit sechzehn „Meisternovellen deutscher Frauen" heraus. Im nächsten Jahre erschien wieder ein Band, der die Zahl der Meisterinnen auf zweiunddreißig brachte. Es steht gar nichts im Wege, noch einige Bände folgen zu lassen, denn die Zahl der fleißigen und auch gelesenen Schriftstellerinnen ist noch lange nicht erschöpft.

Es genüge nur einzelne bekanntere noch herauszuheben, ohne damit einen Vorrang von nicht erwähnten zu bezeichnen. Wilhelmine von Hillern, geborene Birch, Tochter der Schriftstellerin Birch-Pfeiffer, schrieb neben andern Erzählungen ganz frisch und anziehend die volkstümliche Geschichte „Die Geier-Wally", zuletzt einen höchst abstoßenden Sensationsroman aus Oberammergau „Am Kreuz". In Lou Andreas-Salomes „Ein Kampf um Gott" sind mächtig erschütternde Züge neben trostlos ödem Pessimismus. Julie Ludwig's und Marie von Hanstein's Erzählungen für die Jugend werden

Digitized by Google

gern auch von Erwachsenen gelesen. Sophie Junghans und Ilse Frapan gehören zu den besseren Arbeiterinnen für Unterhaltungs- und Familienblätter. Weniger bedeutend, aber geschickt und moderecht schreibt Frida Schanz. Ernster nimmt es die vorwiegend verstandeskühle Marie Maul (M. Gerhart) mit ihren meist im heimischen Ostpreußen spielenden Romanen. Gabriele Reuters „Kolonistenvolk" zeigte ein lebensvolles Bild des Deutschtums im Tropenlande; die späteren Arbeiten, wie „Aus guter Familie" kranken bei teilweiser Wahrheit an Überbürdung mit moderner Unzufriedenheit und Verachtung bestehender Sitte. Außerordentliches Talent zeigte die in jungen Jahren bei einem Rettungswerk verunglückte Margarete von Bülow mit ihrem vortrefflichen energischen und herben Roman „Jonas Briccius". Ihr nach strebt ihre Schwester Frida von Bülow, ohne sie zu erreichen. Anmutige Heiterkeit und Harmlosigkeit zeichnen die Novellen der unter dem Namen Hans Arnold schreibenden Frau Bertha von Bülow aus.

Eine entschieden christliche Richtung vertrat in der Familienlitteratur Marie von Nathusius (1817—1857) aus Magdeburg, deren beste Romane „Joachim von Kamern" und „Elisabeth, eine Geschichte, die nicht mit der Heirat schließt" zu ihrer Zeit einen starken und segensreichen Einfluß übten, allerdings aber durch die darinliegenden an sich ganz unwesentlichen Keime von Sentimentalität und durch die damals in der Neigung der höheren Kreise vielfach liegende Lockung des Erfolges einen Nachwuchs von minderwertigen Produktionen zeitigten, die mit ihrer ungesunden und zudringlichen Frömmigkeit einen unbedingten Dispens von gutem Geschmack, von ästhetischen Forderungen und von poetischer Wahrheit in Anspruch nahmen und vielfach ein recht häßliches Gemisch von politischer Beschränktheit, Standesvorurteilen und unwahrem Gefühlswesen boten.

Noch strenger in der religiösen Anforderung, wie die Werke der Marie Nathusius, aber von bedeutender Kraft tiefster Überzeugung und dichterischer Auffassung war der Roman „Eritis sicut deus" von W. Cranz, der darin zu weit ging, daß einerseits den weltlichen Verirrungen eine zu breite und verständnisvolle Ausführlichkeit zugestanden und daß andererseits der eigentliche Wendepunkt einer Bekehrung durch ein zu äußerliches Motiv begründet wurde.

Digitized by Google

Seltsam und anmutend verband Adelheid von Rothenburg frische Anschaulichkeit der Erzählung mit fester christlicher Tendenz. Eigentümlich, fast abenteuerlich ist ihre Liebhaberei für krasse Effekte. Sie läßt ein Großelternpaar aus Habsucht ihr Enkelkind in ein dunkles Verließ unter den Dielen verbergen, wo es von den Ratten angefressen wird, einen unbeliebten Gutsinspektor im Walde an einer Eiche kreuzigen, eine ganz unwahrscheinliche und überfromme Nähterin, die in ihrer Himmelssehnsucht keine irdische Nahrung mehr genießen möchte und sich immer schon aufschwebend fühlte, von einem Socialdemokraten ganz zwecklos ermorden und derartiges.

Betty Paoli (1815—1894), eigentlich Elisabeth Glück, eine im Leben vielgeprüfte, aber auch für die Schönheiten der Welt, die sich ihr auf weiten Reisen erschlossen, hellängige Wienerin, zeigte ein schönes, inniges Talent. Von ihren Gedichten ist ihr bekanntestes das friedselige Liebeslied:

Im tiefsten Innern
Ein süß Erinnern
Und einen Gruß
Zum Tagesschluß,

Daß Gottes Güte
Mein Glück behüte,
Daß seine Treu
Stets mit Dir sei;

Daß Deine Seele
Sich mir vermähle
Auf ewiglich. --
Das bete ich.

Auf ihn nur zähl' ich;
Uns beid' empfehl' ich
Fromm seiner Macht.
Nun gute Nacht.

Die Novellensammlung „Die Welt und mein Auge" zeigt eine angenehme, plastische Ruhe des Erzählens.

Über alle deutsche Schriftstellerinnen der Gegenwart erhebt sich — und ich wüßte überhaupt unter den deutschen Schriftstellerinnen des abgeschlossenen Jahrhunderts keine zu nennen, welche ihr überlegen wäre — Marie von Ebner-Eschenbach, geboren am 13. September 1830 auf dem Schlosse ihrer Väter, der Grafen von Dubsky, Zdislavic in Mähren, durch das Verdienst einer Stiefmutter völlig deutsch erzogen und früh schon in Verständnis und Genuß unserer Geistesschätze eingeweiht, umfaßte sie nach echt deutscher, weitherziger Art die aus Germanen und Tschechen gemischte Bevölkerung mit demselben liebreichen Verständnis und stellte sie in ihren Dichtungen dar. Ihr Leben hindurch hat diese freundliche Duldung — nicht in schlaffem Indifferentismus, sondern — in lebendiger, teilnehmender Wertschätzung ausreifend sich geklärt und zu immer schönerer Dar-

Digitized by Google

stellung edelster Menschenliebe ausgestaltet. Schön hat sie in ihren „Aphorismen“ (S. 143) dieses Ideal ihres Lebens mit ihrer eigentümlichen Knappheit ausgesprochen: „Die allerstillste Liebe ist die Liebe zum Guten.“

In ihrer Kindheit stürmte diese edelste Neigung der Menschheit maßlos durch ihr Herz. Als auf ihrem Vaterschlosse einst der „Burggraf“ (Verwalter) einen hörigen Arbeiter niederschlug, fiel sie ihn in sinnloser Heftigkeit an. Die erschütternde Erzählung „Er läßt die Hand küssen“ zeigt, wie sie das frühere trostlose Verhältnis der Hörigen sich zu Herzen genommen hat, und tief erfaßt sie die sociale Ungleichmäßigkeit, wenn sie ihre Gräfin Maria in „Unsühnbar“ sagen läßt: „Wir die Herren, sie die Knechte. Darbend an Leib und Seele verdienen sie unser Brot, mühen sich zur Erde gebeugt, jahrein, jahraus, damit unser Geist frei und ungehindert aufliegen könne bis an die Grenzen des Erkennens. Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, noch Wissenschaft.“

Ihre barmherzige Liebe zum Volke artete aber nicht in ziellose socialistische Schwärmerei aus, wie sie denn in „Der Kreisphysikus“ die kommunistischen Träume entschieden abwies und auf die stille, selbstverleugnende Arbeit hindeutete, sondern sie erweiterte und verengte sich zu gleicher Zeit zur Vaterlandsliebe. Mit ihren Geschwistern hatte sich einst das neunzehnjährige Mädchen feierlich zur Verherrlichung des Vaterlands verbunden. Und zwar wollte sie dies als tragische Dichterin erreichen, „als Shakspeare des neunzehnten Jahrhunderts.“ Denn seltsamerweise suchte sie anfänglich ihre Lorbeeren auf dem dramatischen Felde. Kleinere und größere Lustspiele, wie „Doktor Ritter“, „Die Veilchen“ und „Das Waldfräulein“ brachten einen Achtungserfolg; die Lustspiele „Männertreue“ und „Ohne Liebe“ und die Dramen „Madame Roland“, und „Marie Stuart in Schottland“ gelangten gar nicht zur Aufführung. Mit resignierter Entschlossenheit wandte sich die Dichterin von weiteren dramatischen Versuchen ab und dem Gebiete der Erzählung zu, auf dem sie zu den schönsten Erfolgen berufen war.

Die eigentümliche Größe und Ruhe ihrer Darstellung verbindet sich mit einer freundlichen und humorvollen Selbstzucht. Was sie in ihren „Aphorismen“ aufstellte, führte sie in ihren Romanen und Novellen durch, und das Empfundene lebte

Digitized by Google

sie. Das ist das Schöne bei dieser Dichtergestalt, daß die ganze, volle Persönlichkeit stets hinter ihren Werken steht und in jedem Ausspruch lebt. Was den wahren Dichter macht, ist der Charakter. Einige ihrer Schlagworte seien genannt: „Anspruchslosigkeit ist Seligkeit". — „Nichts Besseres kann der Künstler sich wünschen, als höfliche Feinde und grobe Freunde". — „Es giebt keine schüchterne Lehrlinge mehr; es giebt nur noch schüchterne Meister." — „Jeder Mensch hat ein Brett vor dem Kopf; es kommt nur auf die Entfernung an." — „Bis zu einem gewissen Grade selbstlos sollte man schon aus Selbstsucht sein."

Durch alle ihre Werke zieht sich die warme Menschenliebe und die Ehrlichkeit des Tadels über die Sünden der Stände und Persönlichkeiten. Mit den eigenen Standesgenossen geht sie zugleich herb und humoristisch ins Gericht und geißelt ebenso sehr die stumpfe Hartherzigkeit der Bauern wie den herzlosen Mechanismus der Bureaukraten und die satte Selbstgenügsamkeit und Geschwollenheit der Bourgeoisie. Überall findet sie aber auch mit einem unüberwindlichen Optimismus das Echtmenschliche und Warmherzige heraus.

Einen besonderen Reiz übt der Stil der Ebner-Eschenbach aus. Sie schreibt knapp und sachlich, ohne den Überfluß von Bildern und Vergleichen, jeder Überschwenglichkeit abhold und mit einer überzeugenden Kraft der Wahrheit. Was sie erzählt, hat sie innerlich oder äußerlich erlebt. Daraus entstammen ihre urechten „Dorf- und Schloßgeschichten".

Ihr Meisterwerk ist der große Roman „Das Gemeindekind", ein Triumphlied auf die Erlösbarkeit, die in jedem Menschen liegt und des Erretters harrt. Das Kind einer Verbrecherfamilie wird, nachdem der Vater gehängt und die Mutter ins Zuchthaus gebracht ist, in einer filzigen Bauerngemeinde untergebracht. Ein furchtbares Stück socialen Elends tritt uns in der nüchternen, in keiner Hinsicht aufgebauschten Erzählung entgegen. Der arme Junge müßte offenbar verwahrlosen und untergehen. Er thut es aber nicht: Nachdem der finstere Trotz des durch Härte und Ungerechtigkeit verbitterten Knaben zum ersten Male von den hellen Gedanken durchleuchtet ist, er müsse für die Mutter sorgen, wenn sie aus dem Zuchthaus kommt, und dürfe seiner Schwester, die im Nonnenkloster erzogen wird, keine Schande machen, erwachen Kräfte des Gewissens und sittlichen

Digitized by Google

Ehrgefühls und heben den heranwachsenden Burschen aus der verdorbenen Luft der Gemeinheit, die ihn umgiebt, und ein Mensch guten Willens, ein überzeugungsstarker, freundlicher Lehrer reicht ihm die Hand und wird sein Helfer und Freund. Es kommt zu einem hohen, sittlichen Siege ohne jede übertriebene Gefühlsschwelgerei. Schöne Pflichterfüllung erscheint dem Helden ebenso selbstverständlich, wie seiner Mutter die im Zuchthaus unschuldig verbüßte Strafe, die sie auf sich genommen hatte, um ihren Mann, den trunksüchtigen Unhold, nicht zu beschuldigen. Nichts von Moralpredigt oder Tugendpomp stört den Genuß des schönen Buches. Es ist ein Stück vom Leben, wie ein klares Auge es ansieht und ein freudiges, liebreiches Herz es versteht und ein Mund voll wohllautender Weisheit und Wahrheit es erzählt, damit auch andere Trost und Hoffnung davon haben.

Diese überaus gerechte und milde, stets zum Verzeihen der Schwächen geneigte Art macht sie zu einer treuen, warmen Freundin des Alten, ohne die alten, eingewurzelten Sünden zu beschönigen, und giebt ihr hin und wieder den Zug stiller, freundlicher Entsagung, wie in dem heitern und rührenden Bilde weiblicher Selbstverleugnung „Lotti, die Uhrmacherin“ und männlicher Selbstüberwindung „Rittmeister Brand“. Selten, fast vereinzelt erscheint der herbe, tragische Schmerz, wie in dem mit hoher Kunst geschriebenen, dem Inhalte nach furchtbar erschütternden, ja nicht ganz verständlichen Roman „Unsühnbar“.

Nach Art edler Naturen hebt sie ihr Gericht am eigenen Hause an. Wie sie die Schwächen des Adelslebens in den Doppelnovellen „Zwei Komtessen“ und in vielen andern scharf darstellt, erhebt sie auch an Poetenart und Poetenberuf ihre hohen Ansprüche.

In einer ihrer späteren Arbeiten, der humor- und gehaltvollen Novelle „Bertram Vogelweid“ läßt sie diesen Helden, einen Schriftsteller, sagen: „Talent ist viel und nichts. Was du daraus machst, und was dieses „Du“ für ein Ding ist, darauf kommt es an. Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent“. Und an einer andern Stelle: „Meine Thätigkeit erfolgreich? Wenn ich etwas nicht sehe, ist es der Erfolg. Wen habe ich belehrt, erhoben, gebessert?“ Und wieder in der Erkenntnis, wie wenig wahrhaft Echtes und Selbständiges es giebt neben der Übermasse des Anempfundenen: „Was

Digitized by Google

für ein gottverfluchtes Ding ist doch die Litteratur! Du Ehrlichster der Ehrlichsten hast gestohlen!"

Dieses Gefühl der hohen, demutvollen Entsagung tritt auch in einer Hinsicht hervor, wie man es bei einer Schriftstellerin am wenigsten erwarten sollte, nämlich in Bezug auf die Liebe. Nicht als wenn sie nach Art der altjüngferlichen und kummervollen Familienromane „Henriette Hanke'schen Angedenkens" dem frischen, kräftigen und warmen Gefühl sich verschlösse — man lese die herrliche Novelle „Komtesse Paula" —, aber ihre hohe und edle Frauenart verwirft das selbstsüchtige Rasen blinder Leidenschaft. In diesem Sinne gilt es, wenn sie in der schon erwähnten, furchtbaren Geschichte „Unsühnbar" die arme Gräfin und Büßerin in ihrer Selbstpeinigung von ihrer Tochter sagen läßt: „Wenn meine Tochter erwachsen sein wird, werde ich ihr sagen: Heirate nicht aus Liebe. Man glaubt vereint zu sein mit dem Geliebten; das ist der Himmel auf Erden. Was macht den Himmel aber zum Himmel? — Daß ein Gott darin regiert."

Die unverbrüchliche Wahrhaftigkeit und Treue ihrer dichterischen Persönlichkeit giebt ihren Arbeiten vielfach einen männlichfesten Zug, vor dem es rechte Männer beim Lesen verständnisvoll durchschauern muß, wie etwa bei der Jäger- und Hundegeschichte „Crambambuli" und vor allen Dingen bei der Künstlergeschichte „Verschollen" aus der Novellensammlung „Alte Schule". Daß dies Bild des kraftstrotzenden, gewaltigen Mannes, der auf der Höhe seines Schaffens sich selbst nicht genügt und darum in der Einsamkeit versinken will wie ein Verstorbener, der über das moderne Virtuosentum wie ein Riese grimmig hinweglächelt, aber dabei mit stolzer Gebelaune Geschenke hinwirft — diese tiefen Blicke eines wahrhaftigen Künstlergeistes in das Wesen der Malerei, diese furchtbar dräuhende Majestät der Alpennatur und die mit wenigen markigen Strichen hineingeworfene Handlung — daß dies alles das Werk einer damals schon fast siebzigjährigen, in sich tief bescheidenen Frau ist, erfüllt mit einem Erstaunen, wie es inmitten der geräuschvollen Dreistigkeit moderner Schriftstellerei bei oft so großer Anspruchslosigkeit ihrer Werke nicht oft erweckt wird.

Man kann diese stolze Demut der Ebner-Eschenbach nicht höher rühmen, als wenn man angesichts solcher Leistungen sie selbst bekennen läßt:

Digitized by Google

Es ist die allergrößte Pein,
Ein Halbpoet geboren sein,
Zu tragen in sich unerhellt
Das Chaos einer ganzen Welt,
Aus dessen Gären, dessen Ringen
Kein ganzes Leben will entspringen.
Zu stehn in heißen Durstesqualen
Am Zauberborn des Idealen,
Das Schöne liebend zu begreifen,
Heran zur höchsten Wahrheit reifen,
Im Reinen wandeln und im Wahren, —
Ohnmächtig es zu offenbaren.
In dir ein Schaffen unbewußt,
Ein lautlos Schreien in der Brust,
Ein Wogen, Keimen, Knospensprengen,
Ein ruheloses Vorwärtsdrängen —
Und dennoch keiner Blüte Prangen!
Und dennoch kein Zumzielgelangen!

Es soll noch besonders ausgesprochen werden, daß die beiden ausgezeichneten litterarischen Frauengestalten, unsere beste Erzählerin Marie von Ebner-Eschenbach und unsere größte Dichterin Annette von Droste Hülshoff katholisch sind. Die Frage, ob ihrer beider Größe auf rechter Menschlichkeit und wahrhaftigem Christentum oder auf katholischer Kirchlichkeit beruht, braucht nicht beantwortet zu werden. Sie ist auf gegnerischer Seite, wo die Poesie lediglich mit dem konfessionellen Maßstabe gemessen wird und unsere größten Helden des Geistes Lessing, Goethe und Schiller verunglimpft werden — man vergleiche die litterarischen Arbeiten der Jesuiten Alexander Baumgartner und Joseph Jungmann, des Dr. Paul Haffner, späteren Bischofs von Mainz, des Sebastian Bruner und anderer! — auch schon und zwar in bedauerlicher Weise entschieden, indem von diesen unsern und ihren beiden großen Dichtergestalten wenig Aufhebens gemacht wird, während manche kleine Geisterchen auf ein schwindelnd hohes Postament gestellt werden. Selbst die besten katholischen Sänger Guido Görres, Beda Weber und M. von Diepenbrock reichen nicht im entferntesten an Annette von Droste und ihr „Geistliches Jahr" hinan und werden weniger von Poesie als von kirchlicher Frömmigkeit getragen.

Wir wissen, was wir an den beiden haben, und unsere Liebe und Bewunderung machen sie zu den Unsrigen, das heißt zu den edelsten Vertreterinnen unserer deutschen Poesie und Litteratur.

Digitized by Google

Die Volksschriftsteller und Dialektdichter.

Es würde ein großer Irrtum sein, wollte man diese recht eigentlich volkstümliche Art der Darstellung geringer anschlagen, als die ausdrücklich für sogenannte Gebildete bestimmten Dichtungen. Die nachdrücklich erfassende und das gesunde, menschliche Gefühl beherrschende Erzählerkunst tritt gerade hier in ihr Recht siegreicher Bewährung. Ein rechtes Volksbuch bietet gerade wie ein gutes Kinderbuch auch einem gereiften Bildungsmenschen Freude und Erfrischung, während eine kunstmäßige und abstrakte Poesie, die in dem Kreise der Bildung und Überbildung dankbares Verständnis für einen hohen Genuß finden mag, oft für das Volk weder Geistesnahrung noch wirkliches Vergnügen bietet.

Volkstümlich zu schreiben ist eine seltene Gabe. Auch das Urteil darüber setzt schon ein gewisses Maß von Verständnis für Volksart voraus. In litterarisch gebildeten Kreisen bestehen darüber zuweilen sehr seltsame Mißverständnisse. Man schließt ohne weiteres aus den, dem ländlichen oder überhaupt dem Volksleben absichtlich entnommenen Stoffen auf die Empfänglichkeit des Volks für das Buch, und der Schluß ist doch durchaus falsch.

Als Karl Immermann in seinem „Münchhausen“ das wundervolle, kräftige Bild westfälischen Bauernlebens gegeben hatte, das man nachher sehr zum Schaden der Gesamtwirkung als der „Oberhof“ herausgeschnitten hat, machten sich sogleich drei jüdische Schriftsteller daran, ihre Erfahrungen zielbewußt und tendenzmäßig zu verwerten. Aber wer wird Josef Ranks socialistisch und demokratisch zugespitzte Schilderungen „Aus dem Böhmerwald“, wer wird A. Weill's jungdeutsch frivole „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben“ oder Berthold Auerbachs „Dorfgeschichten“

Digitized by Google

mit ihren politischen Predigten und lehrhaften Unterhaltungen für Volksschriften erklären?

Das Volk will von sich selbst gar nichts hören, sondern verlangt „Geschichten", die es noch nicht kennt. Denn es glaubt sich selbst zu kennen und hat vollständig genug an seinem täglichen, schweren Leben. Nur die wenigen auserwählten Schriftsteller, die mit ihrer klaren, thatsächlichen und wahrhaften Kraft zur Selbsterkenntnis zu führen die Gabe haben, dürfen wagen, dem Volke das Volk vorzuführen. Von andern wendet es sich ohne Verständnis und ohne Liebe ab.

Mancher an sich höchst liebenswürdige und anmutige Geschichtenerzähler von Bauern, Arbeitern, Soldaten und aus dem schlichten Familienleben, den das oberflächliche Urteil für sehr populär erklärt und dessen Werke als recht geeignet für das Volk anpreist, wird kühl abgelehnt, weil diese einfachen und erfahrenen Leute ihre Sachen doch besser verstehn als er, und weil er sie in sich selbst nichts Neues finden lehrt.

Daß die meisten sogenannten Volksschriftsteller ihr verständnisvolles Publikum mehr unter den wirklich Gebildeten zu suchen haben, während das Volk vielfach gerade das Fremdartige und Seltsame liebt, wenn dies nur durch die scharfe Verteilung von Licht und Schatten verständlich gemacht wird, ist eine Thatsache. Sie soll hier aber nicht so scharf betont werden, daß dadurch der Begriff des Volksschriftstellers ängstlich bis auf jene wenigen auserwählten eingeschnürt werden müßte. Er soll vielmehr seine Begrenzung nur durch die beiden weit auseinander stehenden Ziele „Aus dem Volke" und „Für das Volk" finden, aber dazwischen durch das notwendige Merkmal der gemeinverständlichen und durchsichtigen Darstellung bestimmt werden.

Kein Geringerer als Herder, der große Kenner und Freund des Volks und der Volksdichtung, hat die erste Anregung zu einer Dorfgeschichte im wahrhaftigen Sinne gegeben, die sein und Goethes gemeinschaftlicher Freund Jung Stilling als seine Jugendgeschichte schrieb. „Jung Stillings Leben" zeigt uns ein Stück echten Menschenlebens vom Boden kraftvollen Bauerntums, das uns ganz nahe gebracht wird durch die Spiegelung in einer natürlich empfindsamen und sehr weichen, aber tief aufrichtigen Seele.

Den ersten Platz unter den Neueren nimmt Jeremias Gotthelf, eigentlich Pfarrer Albert Bitzius (1797—1854),

Digitized by Google

ein. In eigentlich poetischer Hinsicht war ihm Johann Peter Hebel (1760—1826) vorangegangen, dessen „Gedichte in alemannischer Mundart“ ihm eine hohe Stelle in der Volksdichtung anwiesen, die er namentlich als Dialektdichtung neu belebt hat. Seiner innigen Herzlichkeit entsprach es, die einfachsten und natürlichsten Verhältnisse des Menschenlebens, namentlich des ländlichen Lebens, mit einer frommen Heiterkeit und Ergebung zu verklären. In seinen schalkhaft verständigen Erzählungen berührt Hebel sich vielfach durch Gesinnung und Auffassung mit dem treuherzigen Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten“ (1740—1815), der seiner Zeit von den berufenen Poeten und Schöngeistern ziemlich gering geschätzt, fast übersehen wurde, bis auf diese Stunde aber im Herzen unseres Volkes seine Stelle bewahrt hat und immer neue, verständnisvolle Würdigung findet. Bei Hebel und Claudius zeigt sich der übereinstimmende Zug des tief behaglichen Humors, der zum Beispiel auch den bäurischen Aberglauben von den als Irrlichter, feurige Männer und dergleichen spukenden Missethätern harmlos verwertet und sittlich umdeutet.

In anderer Beziehung, nämlich was das erzieherische Element betrifft, war Jeremias Gotthelf's Arbeit vorbereitet durch den großen Volksfreund und Pädagogen, den Züricher Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827), dessen vortreffliches Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ bis auf einen gewissen, rührseligen Zug, worin der Verfasser seiner Zeit das schuldige Opfer brachte, als ein mustergültiges Werk zu schätzen ist.

Von ihm, wie von allen andern Vorgängern unterscheidet sich Bitzius durch eine massive Kraft und Urwüchsigkeit. Sentimentalität giebt's bei ihm nicht, aber auch nichts von trockener Moral und Absichtlichkeit. Mit einer großartigen Breite und Unbefangenheit, die seinen berühmten Landsmann, übrigens auch zugleich politischen Gegner, Gottfried Keller, an Homer erinnerte und mit hoher Anerkennung erfüllte, trug er vor, was er sah und erlebte. Er war im Pfarrhause zu Murten geboren, studierte in Bern und Göttingen Theologie und diente seinem Volke als Pfarrer, zuletzt in Lützelflühe im Emmenthal, mit allen seinen Gaben treu und hingebungsvoll bis zu seinem Tode.

Es fehlte ihm, da er zunächst für seine Berner Bauern

Digitized by Google

ganz in deren Denk- und Redeweise, meistens sogar in deren Volksdialekte schrieb, an aller ästhetischen Zucht. Seine Schreibart zeigt bei aller Entschiedenheit eines festen Willens keine Tendenz. Die Anlage seiner Werke ist überaus einfach und ohne alle künstlichen Verwicklungen, sein Ausdruck derb und rauh, und bei seiner naturalistischen Treue der Schilderung steigt er bei der Reinheit seiner Absicht auch ganz unbefangen tief hinab in den Schmutz des Bauernlebens. Dabei vereinigt er aber alle Vorzüge eines echten Volksschriftstellers so sehr in sich, daß man nach näherer Bekanntschaft mit ihm nicht nur das Unfeine seiner Darstellung gern übersieht, sondern sich von ihm herzlich angesprochen fühlen muß. Mit welcher schlagenden Wahrheit, mit welchem Reichtum schöpferischer Kraft weiß er die verschiedenartigsten Charaktere und Lebensverhältnisse zu schildern! Mag er uns die patriarchalische Gestalt eines kernhaften, gottesfürchtigen Bauern oder die häßlichen Bilder des Geizes, der Trunksucht und des Jähzorns vorführen, mag er uns in die Behaglichkeit eines reichen Bauernwesens oder in die wüste Wirtschaft verkommener, glaubensloser und liebesarmer Menschen versetzen, immer fühlt man seiner Darstellung an, daß sie mit wunderbarem Geschick aus dem vollsten Leben gegriffen, daß sie wahr ist.

Dabei steht ihm ein solcher Reichtum an Bildern und Sprichwörtern, solch eine Kenntnis der kleinsten Züge aus dem Leben seines Volks, der Sitten und Unsitten, der Vorurteile und zugleich des edleren Gehalts zu Gebote, daß dadurch das Trockenste und Alltäglichste bei ihm lebendig und warm wird, und selbst seine Breite in der Ausführung allmählich behaglich anmuten muß. Macht ihn dadurch seine Meisterschaft in der Auffassung des Volksmäßigen zum echten Volksdichter, so erhebt ihn zugleich seine männlich-christliche Gesinnung zum wahrhaften Volkserzieher. Was einst der Pfarrer Oberlin bei seiner praktischen Thätigkeit im Steinthal vor Augen hatte, nämlich das Volk aus seinem zum Teil selbstverschuldeten Elend durch geistige Anregung seiner Thatkraft herauszuziehen, erstrebte auch Bitzius in seinen Schriften. Überall suchte er darzuthun, daß der Mensch nicht anders aus der Not und Sorge herauskomme, als wenn er, auf Gottes Kraft vertrauend, rüstig und redlich seine Pflicht thut. Überall zeigt er aus dem Leben selbst, daß dem Fleiße, der in Glauben und Gottesfurcht wurzelt, unbedingt Segen und Ge-

Digitized by Google

deihen folgen. So sind seine Erzählungen kräftige Mahnungen an das Volk zu selbstthätiger Besserung seiner Notstände, auf Grund einer kerngesunden Religiosität.

Nachdem Bitzius mit einer Abhandlung „Die Armennot" aufgetreten war, in der er in Pestalozzi'scher Weise Ratschläge zur Abhülfe des Pauperismus in der Schweiz gab, eröffnete er seine Laufbahn als eigentlicher Volksdichter 1836 mit seinem „Bauernspiegel". Hier, wo er in der Lebensgeschichte eines wüsten, viel umhergeschleuderten, aber innerlich gesunden Menschen den Krebsschaden des schweizerischen Volkslebens, die entsittlichende Heimatlosigkeit vieler Tausende, aufdeckte, war er noch etwas unter dem Einflusse Pestalozzi's und des Zschokke'schen „Goldmacherdorfs", übertraf aber beide weitaus in der Schilderung des Volkslebens und der seelenkundigen Entwicklung der Charaktere. Da das Buch wider sein Erwarten seinen Landsleuten lieb geworden war, nahm er den Namen seines Helden, „Jeremias Gotthelf" an und entwickelte sich von nun ganz originell. Daß er so spät in Deutschland bekannt geworden ist, dürfte lediglich aus seinem ganz schweizerischen Wesen zu erklären sein.

Auf den „Bauernspiegel" folgten außer anderem die „Sagen und Bilder aus der Schweiz", in denen er teils den Sinn der schweizerischen Sagen enthüllt, teils überaus getreue Sittenschilderungen giebt und sich dabei ziemlich frei hält von den sonst oft recht starken und knorrigen Auswüchsen seines rücksichtslosen Naturalismus.

Derber trat er wieder in „Käthi, die Großmutter" und in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" auf, in welchem letzteren Buche er das in Geduld und mit Hülfe einer Mariaseele getragene Lehrerkreuz der Armut, Mühe und Not so wahr und treu schilderte, daß man über diesem lieblichen Kern gern die harte Schale übersieht. Das Beste seines Sinnes und Wesens legte er in seinem „Uli der Knecht" und der Fortsetzung „Uli der Pächter" nieder. Darin schilderte er das Schicksal eines Bauern, der anfangs als armer, aussichtsloser Knecht zu nichts gelangt, dann aber auf dem Wege der Gottesfurcht und Pflichttreue immer rüstiger vorwärts kommt, bis er sich zu einem Pächter und endlich zum Grundbesitzer emporschwingt. Erreicht hier auch die Breite seiner Darstellung ihren

Digitized by Google

Höhepunkt, so zeichnet sich doch dieses Werk durch die Treue in der Schilderung der Berner Volkszustände, noch mehr aber durch die Fülle echt poetischer Momente, durch den reichen Grund gesunder, christlicher Gesinnung und vor allem durch die feste Zeichnung der Charaktere aus. Welch' ein kernhafter Mensch ist dieser „Uli", welch' ein herrliches Bild einer umsichtigen Hausfrau sein Weib, die geisteshelle und gemütreiche „Vreneli", welch' eine ehrwürdige Gestalt der gottesfürchtige, wohlwollende „Johannes", „Uli's" erster Meister, und welch eine Wahrheit in der Gestalt des in Neid und Mißgunst verhärteten „Joggeli!" Mit Recht erlangte dieses Werk Gotthelfs in weiten Kreisen Anerkennung und Verbreitung. Das bestimmte ihn, das Buch aus dem Berner Deutsch, worin es ursprünglich geschrieben war, allgemeineren Verständnisses wegen, ins Hochdeutsche zu übersetzen.

Nächst dem „Uli" fand in Deutschland am meisten Anklang sein „Sylvestertraum", obwohl er sich dadurch von seinem eigentlichen Gebiete der Dorfnovellistik auf das einer visionären Phantastik begab. Er führt uns die Traumerscheinungen einer Sylvesternacht vor, durch die ein von allen seinen Lieben verlassener und lebensmüder Mensch zu neuem Lebensmut erhoben wird. Das Motiv ist nicht ganz neu und selbständig, aber die Ausführung geschieht in einer ernsten, erhabenen Form, ist voll ergreifender Gedanken und übertrifft Jean Paul's Traumstück, „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Weniger Anklang in Deutschland fand eins seiner spätern Werke, das bekannte „Die Käserei in der Behfreude". Wohl trifft man auch darin die schlagende Naturwahrheit an, die Gotthelf überall so anziehend macht, allein sein Ausdruck ist hier noch derber als sonst, und manches bleibt für den Nichtschweizer ganz unverständlich. Er verfällt, wenn er das kommunistische Treiben einer schweizerischen Landgemeinde mit seinen Tollheiten und seinem Trotz darstellt, in das Satirische und Karikierende — eine Richtung, die seiner eigentlichen Natur widerstrebt. In der vollen Unbefangenheit und Sicherheit der Schilderungen, sowie in der heiteren Zuversicht seines kraftvollen Mannessinns hat ihn kein Volksschriftsteller übertroffen.

Als echter Volksschriftsteller ist auch Wilhelm Otto von Horn zu nennen, der mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Oertel heißt. Auf der Pfarre zu Horn im Hunsrück 1798 geboren,

Digitized by Google

verlebte er eine frische, fröhliche Jugend zu Bacharach am Rhein, wo sein Vater später die Predigerstelle bekommen hatte und legte hier im Umgang mit der romantischen Natur und mit einigen sagenkundigen Greisen aus dem Volke den Grund zur Entwicklung seines Erzählertalentes. Nachdem er dann von 1815 bis 1818 in Heidelberg studiert hatte, wo der landschaftliche Zauber des Neckarthals tief in seine Seele griff, wurde er Pfarrer in dem Hunsrücker Thaldorfe Manebach und trat hier zuerst unter dem Namen F. W. Lips als Schriftsteller auf, ohne damals zu bedeutendem Rufe zu gelangen. Er ward später Superintendent, gab dann sein Amt auf und widmete sich ganz der Schriftstellerei, nicht ohne dabei einer gewissen Vielgeschäftigkeit zu verfallen, die man seinen späteren Schriften auch wohl anmerkt. Fast alle seine Erzählungen spielen am Rhein, an der Ahr, an der Mosel, namentlich aber auf dem Hunsrück, dem er sich mit inniger Vorliebe und treuem Heimatsgefühl zugewendet hat. In diesen Gegenden, in denen das alte deutsche Leben sich noch länger als anderswo ziemlich unberührt erhalten hat und wo noch viel Treuherzigkeit und Biedersinn waltet, lebte und webte er mit ganzer Seele. Er weiß uns das dortige Volksleben mit großer Wärme, Wahrheit und Anschaulichkeit zu schildern.

Die Erfindung seiner Geschichten ist meist sehr einfach und natürlich. Wie er sie oft nur als Nacherzählungen des aus dem Munde des Volks Gehörten oder als Erinnerungen an Erlebtes auftreten läßt, so verschmäht er auch alle künstlichen Mittel zur Spannung des Lesers und geht, meist an dem ruhigen Faden eines Lebenslaufes, nur der Entfaltung seiner Charaktere nach. Nichtsdestoweniger ermüdet er nicht, sondern fesselt einfachen Sinn so sehr, daß man sich eigentlich wundern muß, wie bei solcher Schlichtheit des Stoffes und der Anlage ihm der Leser so gern folgt. Der Grund liegt in seiner meisterhaften Gelassenheit der ganzen Behandlung wie in der sinnigen Ausführung der Einzelheiten. Auch er greift aus dem vollsten Leben heraus und stellt die nackte Wirklichkeit dar, deren Kern man überall bei ihm durchfühlt; aber er versteht es auch, sie mit dem Anhauch echter Poesie wiederzugeben und uns mitten in der gewöhnlichen Welt das schöne Reinmenschliche erkennen zu lassen. Höchst lebendig und wohlthuend treten uns die tüchtigen Kraftgestalten seiner Heimat entgegen und flößen uns herzliche Teilnahme ein. Auch

Digitized by Google

durch die Ausmalung der Landschaft und eingehenden Schilderung der Häuslichkeit weiß er zu fesseln. Ob er uns auf den vulkanischen Boden der Eifel, auf die Waldhöhen des Hunsrücker Hochlandes, an die rebenbepflanzten Ufer des Rheins oder der Mosel versetzt, ob er uns in Bauernhöfe, Dorfschmieden, Scheunen und Spinnstuben führt, überall macht er uns heimisch durch die Treue und Anschaulichkeit seiner kunstlosen Darstellung. Dazu kommt, daß er mit Vorliebe die Reste alter Volksbräuche und Sitten aufnimmt und, ohne unverständlich zu werden, seine ganze Darstellung mit dem örtlichen Sprachidiom jener rheinischen Seitenthäler färbt, so daß ein vollständiges und lebendiges Bild des dortigen Volkstums entsteht. Ist er dadurch eine Säule der deutschen Volksschriftstellerei geworden und steht originell neben Bitzius und andern Großen, so hat er mit diesem Meister die Grundanschauung eines gesunden Christentums gemein, das ohne jede Aufdringlichkeit reinigend wirkt und in dem kernigen, heiteren Humor den Beweis der Gesundheit trägt.

Am populärsten wurde Horn durch seine „Spinnstube", einen seit 1846 alljährlich erscheinenden Volkskalender, in dem er außer mancherlei Liedern, Rätseln, Anekdoten und Mären seine sinnige Auslegung deutscher Sprichwörter als „Altes Gold" austeilt und seinen stelzbeinigen Schmiedjakob jene heitern und rührenden, aber stets lehrreichen Dorfgeschichten erzählen läßt, die er später als „Des alten Schmiedjakobs Geschichten" gesammelt herausgab. Ein besseres Volksbuch giebt es kaum, das so wie dies im heitern Tone die ernste Lebenswahrheit und bei reicher Mannigfaltigkeit doch immer die eine große Hauptsache frischer Religiosität ans Herz legt. Man braucht nur eine Geschichte, wie die von dem armen „Scheerenschleiferjungen" daraus zu lesen, um einzusehen, daß das Buch Hebel's „Rheinischem Hausfreund" ebenbürtig ist. Horn's „Gesammelte Erzählungen" enthalten historische Novellen und Dorfgeschichten. Zeigt sich in den ersteren, wie „Die Schreckensnacht von Bingen", „Die Meergeusen", „Der Apostelhof", „Der Bojar" und anderen, daß das Historische die schwächere Seite Horn's ist, so thut sich in den Dorfgeschichten, als dem eigentlichen Kerne seiner poetischen Arbeit, eine unzweifelhafte große Gabe kund. Obenan steht „Das Maileben", eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale, durch die ein duftiger Hauch echter Poesie weht. Der Stoff dreht sich um die seltsame Volkssitte, wonach die Mädchen

Digitized by Google

des Dorfs auf ein Jahr je an den Meistbietenden versteigert werden, um diesem allein und dauernd beim Tanze anzugehören, und die Erzählung führt uns durch den inneren Kampf, in den die Liebe zweier treuverbundener Herzen durch diesen seltsamen Brauch gerät. Die Geschichte „Aus der Schmiede" ist ein kleines Meisterstück der Seelenmalerei. Der alte Schmied, der noch als Greis nach dem stillen Grabhügel seiner Geliebten wandert und müde an dem Kreuze ruht, das er ihr selbst gezimmert, berührt tief und echt, ohne Sentimentalität. Überhaupt versteht Horn Trübsale, Prüfungen, Opfer und endlichen Sieg treuer, reiner Liebe trefflich zu schildern. Das beweist die treffliche Hunsrücker Dorfgeschichte „Die Deserteure", die zugleich ein Spiegelbild der Kämpfe und Nöte in der Zeit der Franzosenherrschaft giebt, „Der gespenstige Stollen" und „Der Freiersmann", wo die Liebe als Siegerin über tiefgewurzelten Familienhaß erscheint, „Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden" und andere. Neben den gesammelten Erzählungen schrieb Horn auch noch umfangreichere Geschichten und Volksschriften. Mehrere haben eine bestimmte praktische Tendenz, wie „Franz Kerndörfer" und „Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen", die auf sittlich-religiöse Hebung des Handwerkerstandes zielen, sowie der treffliche „Notpfennig für Jedermann", in welchem er die besten deutschen Sprichwörter auslegt und zur praktischen Lebensweisheit für das Volk macht.

Andere, wie „Auch ein Menschenleben" und „Friedel" haben mehr ein rein poetisches Interesse, ohne daß es ihnen an der Beziehung aufs Leben fehlte. „Friedel" ist nichts weiter, als der Lebenslauf eines armen Spenglergesellen, der ein Herz voll Liebe in der Brust trägt und den dornigen Weg durchs Leben allein macht. Aber wie einfach und schlicht hier auch wieder die Anlage und Entwicklung ist, so zeigt sich doch gerade dabei die dem Verfasser eigentümliche Innigkeit auf ihrem Höhepunkte; es dürfte dies das Meisterwerk Horns sein. Voll reifer Erfahrung ist die Reihe von Erzählungen, die Horn 1852 unter dem Titel „Hand in Hand" herausgab. Es sind neun enger umrahmte Stadtgeschichten kunstloser und schlichter Fassung, durch die er der kommunistischen Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit gegenüber trefflich darthut, daß die schroffen Abstände zwischen

Digitized by Google

reich und arm nur durch das Christentum ausgeglichen und die Notstände dieser Welt nur „Hand in Hand", das heißt durch Liebe geheilt werden können. Zahlreiche spätere Schriften zeigen dieselbe Gesinnung und denselben heilsamen Zweck. Die Ausführung verrät dabei zuweilen den Litteraten von Profession. Horn starb 1867 in Wiesbaden. Eine Sammlung seiner Schriften in 75 Bändchen erschien Wiesbaden 1853.

Nächst Bitzius und Horn muß Karl Stöber (1796—1865) genannt werden, der, zu Pappenheim bei Nürnberg geboren, früher Pfarrer zu Weißenburg im Nordgau war und später seit 1842 als Pfarrdekan und Schulinspektor in seiner Vaterstadt lebte. Er ist unter den Volksschriftstellern christlichen Sinnes einer der Ältesten und Bedeutendsten und besitzt eine höchst anziehende Erzählergabe. Vor allem ergötzt er durch jenen köstlichen Humor, der als ein Merkmal der evangelischen Tüchtigkeit und Gesundheit auftritt. Dabei hat seine Sprache Frische, Lebendigkeit und Kraft, und in seiner Darstellung kommt ein großer Reichtum von volkstümlich biblischen Anschauungen, von Schrift- und Spruchweisheit, Bildern und Gleichnissen zu Tage. Seine Erzählungen spielen meistens in den Alpenländern und tragen vielfach das anmutige Gepräge alter Chroniken. Der gute Wille, die heilsame Absicht und nutzbringende Art werden von der dichterischen Schönheit übertroffen, so daß der Gesamteindruck wohlthuend und rein bleibt. So entstanden kleine Meisterstücke der volkstümlichen Erzählung, wie „Der Solenhofer Knabe", „Wessen Licht brennt länger?", „Der kleine Friedensbote", „Das Fräulein von Affenstein" und andere. Übrigens nimmt er seine Geschichten aus allen Gebieten des Lebens und der Dichtung, schließt sie aber gern an bäuerliche oder kleinbürgerliche Verhältnisse an und entwickelt hier in der Schilderung des Stillebens kleiner Städte und des engen, ärmlichen, aber in Gott reichen Familientums seine eigentümliche Meisterschaft.

Unter seinen Geschichten und Erzählungen sind die kurzen Stücke vielfach die besten. So „Der Ärmel", worin er das rechte Maß christlicher Mildthätigkeit lehrt, und die humoristisch-rührende Geschichte „William und Jenny", die ein beschämendes, aber zugleich lockendes Exempel christlichen Missionseifers aufstellt und alle Andächtelei und Unnatur vermeidet. Der ganze volle Reichtum seiner Gaben entfaltet sich in der Gesamtausgabe

Digitized by Google

seiner „Erzählungen“. Sie sind ein wahrer Schatz geistvoller und doch einfacher, gemütlich-heiterer und in die Tiefe der Wahrheit gehender Geschichten, auf deren Grunde köstliche Perlen schimmern. In dem „Erzähler aus dem Altmühlthale“ tritt die Eigentümlichkeit Stöber's hervor, daß er gern eine Menge kürzerer Geschichten an den Faden einer umrahmenden Erzählung aneinander reiht. So verfuhr er in den trefflichen Stücken „Die Winkelschule“, „Der dänische Feldzug“ und „Der Mühlarzt“, die in der Form des Märchens, der Anekdote und des Situationsbildes eine große Fülle von Poesie und überzeugender Lebensweisheit enthalten. Der Preis unter seinen Erzählungen gebührt dem „Schneider von Gastein“, einem lebensvollen Bilde aus jenem schönen Thal der Salzburger Tauern, in dem einst das Evangelium blühte und dann verstört und begraben ward. Doch über seinem Grabe heißt es auch: Es ist nicht tot, sondern es schläft.

In Gemeinschaft mit O. Glaubrecht hat Stöber ein Bändchen: „Sieben Erzählungen“ 1860 und dann noch 1861 „Zweites Hundert Geschichten“ ꝛc. herausgegeben.

Das Ziel seiner Vorgänger verfolgte auch mit schönem Erfolge Friedrich Ahlfeld (1810—1884), der als Sohn armer Bauersleute in dem anhalt-dessauischen Dorfe Mehringen bei Aschersleben geboren, nach Verwaltung des Rektorats in Wörlitz, des Pfarramts in Dorf-Alsleben und des Pastorats an St. Laurentii zu Halle 1851 als Pfarrer an die Nikolaikirche zu Leipzig berufen wurde. In der Predigtlitteratur hat er sehr Bedeutendes geleistet und war nach Claus Harms einer der Glücklichen, die von dem evangelischen Lebensgrunde aus den rechten Volkston zu treffen wußten. So hat er sich auch als einer der besten Erzähler für das Volk bewährt. Freilich lieferte er nicht mehr als sechs „Erzählungen“, deren gemeinsamer Schauplatz die fruchtbaren Saalgegenden in Anhalt und Preußen sind. Aber sie reichten hin, um ihn als tiefen Kenner und Freund des Volks, wie als echtchristlichen Poeten zu bekunden. In der Anlage ist auch er ziemlich einfach und schlicht, in der Darstellung und Ausdrucksweise von treffender Kürze, von außerordentlicher Anschaulichkeit und humoristischer Wärme. So weiß er auch durch meisterhafte Schilderungen des ländlichen Hauswesens und landschaftlicher Umgebung anzuziehen. Was ihn be-

Digitized by Google

sonders bedeutend macht, das ist das energisch Wirksame seiner Erzählungen. Sie waren tiefe Griffe in das Gewissen des Volkes und derer, die mit dem Volke zu schaffen haben, insofern sie eingewurzelte Schäden des Volkslebens aufdecken, in erschütternder Weise ihre Folgen zeigen und auf die Heilkraft des Christentums hindeuten.

Die beste Erzählung ist „Der Auszugsvater". Unstreitig ist dieser „Alte Michael", dessen gemütstiefe, aber kräftige Natur an den Stillingschen „Eberhard" erinnert, die gelungenste Figur Ahlfelds. „Des Spielers Gang und Ende" enthält eine packende Schilderung der wachsenden Macht der Sünde und ihres unseligen Ausgangs. Die Geschichte enthält höchst beachtenswerte Darstellungen.

Otto Glaubrecht (1807—1859), eigentlich Rudolf Oeser, wurde 1807 zu Gießen geboren, studierte in seiner Vaterstadt Theologie und war bis zu seinem Tode Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau. Insofern auch er die Schäden des Volkslebens, wie Wenige, kennt und überall durch Thatsachen zu überzeugen weiß, daß für dieselben nur der eine Geist der Rettung vorhanden ist, gleicht er den früher genannten Volksschriftstellern. Er unterscheidet sich aber von ihnen durch seine Darstellungsweise. In seinen Erzählungen, die sämtlich in der Wetterau und im südlichen Hessenlande spielen, zeichnet er sich durch eine größere Kunst in der Anlage und Komposition aus und weiß durch Sprünge und Änderungen im Vortrage, durch öfteren Wechsel des Orts und der Zeit, vor allem aber durch geschickte Schürzung und Zusammenziehung des Knotens sehr zu spannen. Dabei entfaltet er großen Reichtum an ausschmückendem Beiwerk. Was nur irgend lehrhaft anregend und gemeinnützig ist, nimmt er auf, und wie er vorzüglich gern das deutsche Volkslied hindurchklingen läßt, als dessen warmer Freund und Kenner er sich zeigt, wie er die Natur mit der Meisterschaft eines Scriver für die religiöse Anschauung in Gleichnissen und Bildern auszunützen weiß, so liebt er es auch, Beispiele aus der Sittengeschichte, der Kräuter-, Stern- und sonstigen Naturkunde mit einzuflechten.

Zuerst gab Glaubrecht in „Anna die Blutegelhändlerin" ein ansprechendes Familienbild, das geeignet ist, den Sinn der Ergebenheit und freudigen Ausdauer unter auferlegten Trübsalen zu wecken und zu nähren. Darauf folgte „Die

Digitized by Google

Schreckensjahre von Lindheim", eine grauenhafte, alte Hexengeschichte, die begreiflicherweise weniger anzog. Wahrhaft Bedeutendes lieferte er in seiner „Heimkehr", worin er mit tiefer Kenntnis des Volkes das Leben und Treiben einer entarteten Dorfgemeinde schildert. Das Büchlein wendet sich zugleich gegen die Auswanderungssucht und ist reich an schönen Naturschilderungen, wie an lebensgetreuer Charakterzeichnung. Noch anziehender ist „Der Kalendermann vom Veitsberg", der in der thatsächlich wahren Lebensgeschichte des frommen, mit der Natur innig befreundeten „Schulmeisters Justus" besonders dem Lehrerstande zeigt, daß Demut und Treue im kleinen über alles Kreuz und Leid erhebt und mit Segen gekrönt wird. Das Meisterwerk Glaubrechts ist „Leiningen", worin er ebenfalls das Elend einer ganzen durch Gottlosigkeit zerrütteten Gemeinde schildert, aber im Gegensatz dazu auch in das Stillleben christlicher Gottseligkeit einführt. Gestalten, wie die des alten Schusters „Just David" und des kräutersuchenden „Wäschens" sind höchst erfrischend. Später erschien von Glaubrecht noch „Der Zigeuner", ein farbenreiches Lebensbild aus älterer Zeit, worin er die tiefinnerliche Kraft darthut, die der Glaube verleiht, und eine kleinere Erzählung „Die Goldmühle", die den Gegensatz schwerer Schuld und tiefer Reinheit und Treue zeigt.

Der schon als geistlicher Liederdichter erwähnte Gustav Jahn wurde durch seine Arbeiten für das „Hallesche Volksblatt" unter dem Namen „Der Schulze Gottlieb" bekannt, und gab später seine „Gesammelten Schriften" heraus. Er war namentlich Meister in der populären Briefform und erinnerte dadurch an den alten Matthias Claudius, insofern er mit ihm nicht allein kernigen Humor, Gemütlichkeit und Volkstümlichkeit der Darstellung und ein gesundes frisches und fröhliches Glaubensleben gemein hatte, sondern auch wie dieser dem Geiste der Zeit gegenüber als wackrer Zeuge des Glaubens auftrat. Das Beste von ihm ist seine Briefgeschichte von „Franz Schwertlein und Ernst Tiefner", ein rührendes Bild geheiligter Freundestreue, das durch treffliche Darstellung inneren Lebens und seinen Wechsel von Humor und Schwermut anspricht. Ihm zur Seite stehen seine „Briefe über den Brautstand", in denen er die verschwiegenen Tiefen bräutlicher Liebe mit dem Lichte des Evangeliums erleuchtet und vorzüglich durch herrliche

Digitized by Google

Vergleiche zwischen der irdischen und himmlischen Liebe überrascht, die er in gesunder, aller Süßlichkeit ferner Weise durchführt.

Der in Zwickau geborne K. A. Wildenhahn (1805—1868) schrieb seine „Erzgebirgischen Dorfgeschichten", die ein treues Bild des Volkslebens im guten Sinne geben, später kirchengeschichtliche Volksromane, wie „Spener", „Paul Gerhardt", „Johannes Arnd" und „Martin Luther", sehr gut gemeinte und ernsthafte Lebensbilder aus dem Bekenntnis-Leiden der Reformationszeit und der nachlutherischen Jahrhunderte unter geschickter Benutzung des geschichtlichen Stoffes und richtiger Charakterzeichnung, aber in poetischer Hinsicht doch zu nüchtern und trocken, um rechten Genuß zu gewähren.

Die von christlichem Geiste erfüllte Unterhaltungslitteratur, auch abgesehen vom ländlichen Volksleben, hat ein kräftiges Wachstum gehabt. Neben dem ehrwürdigen Altmeister christlicher Erzählungskunst G. H. v. Schubert (1780—1860), der mit seiner tiefen Gemütlichkeit, Kindeseinfalt und religiös durchdrungenen Naturanschauung in seinem Werke „Altes und Neues" ein schönes Erbstück hinterlassen hat, und Chr. Biernatzky (1795—1840), dem Verfasser der „Hallig", haben sich viele tüchtige Männer auf diesem Gebiete bewährt, die allerdings nicht in gleicher künstlerischer Bedeutsamkeit ihr Streben bewährten. Während sich der schon früher besprochene Victor von Strauß mit seinen Romanen „Theobald" und „Altenberg" und einer Reihe von Erzählungen mehr an die Gebildeten wandte, traten in Wilhelm Redenbacher, dem Herausgeber der „Volksbibliothek", K. Wild, dem tüchtigen Mitarbeiter an derselben, Johann Schiller, dem „Sickinger Boten", Theodor Fliedner, dem Herausgeber des „Christlichen Volkskalenders", und Philipp Nathusius, dem einstigen Redakteur des weitverbreiteten „Volksblattes für Stadt und Land" Männer auf, die für das innere Bedürfnis des Volks zu schreiben verstanden, während wieder andere, wie der fromme, für evangelische Mission begeisterte C. G. Barth (1799—1862), der Verfasser des „Armen Heinrich" sowie vieler anderer „Christlicher Kinderschriften", und Redakteur der „Jugendblätter", der katholische, aber keineswegs ultramontane, unvergeßliche Christoph von Schmid (1768—1854), Verfasser der „Ostereier", und der weniger christlich-entschiedene,

Digitized by Google

oft sogar pädagogisch taktlose, aber in der Darstellung anmutige Gustav Nieritz (1795—1876) sich vorzüglich an die Jugend gewandt hatten. Erfolgreich bethätigten sich auf diesem Wege auch Franz Hoffmann, Ferdinand Schmidt und der Fabeldichter Wilhelm Hey, dessen ausgezeichnete Kinderverse oft nach dem Illustrator als „Specht er's Fabeln" bezeichnet werden.

Als fruchtbare und erfolgreiche Volksschriftsteller der letzten Zeit und der Gegenwart sind noch zu nennen Caspari, Fries, Frommel, Baur und Funcke. Sie vermochten in wirklich bedeutender Weise ihrem innern Berufe zu genügen.

Heinrich Caspari (1815—1861) wurde am 16. Februar zu Eschau in Unterfranken geboren, studierte in Erlangen Theologie, war Pfarrer in Sommerberg, Eschau, Kulmbach und zuletzt in München, wo er am 10. Mai starb. Seine ausgezeichneten Erzählungen „Christ und Jude", „Der Schulmeister und sein Sohn", „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Alte Geschichten aus dem Spessart" haben ihm dankbare Anerkennung erworben. Aber weit hinaus über diese Leistungen erhebt sich sein köstliches Buch „Geistliches und Weltliches". Bescheiden bestimmt er es als eine volkstümliche Auslegung des kleinen Katechismus Luthers in Kirche, Schule und Haus. Aufgebaut auf dem Grunde dieses auch als Volksschrift Musterbuches des großen Reformators, erschloß es die Tiefe und den Reichtum deutsch-christlichen Sinnes und volkstümlicher Anschauung vom zeitlichen und ewigen Leben in einer Fülle von Sprichwörtern, Wahlsprüchen, Losungsworten und Geschichten aus allen „Zungen, Zeiten und Zonen." Nicht etwa nur für Männer des Lehrstandes eine Fundgrube und Freundeshülfe, sondern für alle deutschredenden und deutsch empfindenden Christen bleibt es ein Kleinod von unvergänglichem Werte in Haus und Leben.

Nicolaus Fries (1823—1894) geboren am 22. November zu Flensburg, wurde nach Vollendung seiner theologischen Studien zu Kiel, Halle und Erlangen Pastor zu Heiligenstedten, Blekendorf, Münsterdorf und wieder zu Heiligenstedten, wo er am 5. August als Hauptpastor starb. Seine kernige und feste Schreibart und seine, allem gefühligen Wesen abholde, grade Kraft unterscheidet ihn von seinen süd-

Digitized by Google

deutschen und mitteldeutschen Dichtungsgenossen. Für norddeutsche Volksart ist er der berufene Mann und Erzähler. Seine Geschichten schlagen und treffen. Um ihrer großen Zahl willen ist es kaum angezeigt, einzelne als besonders gelungen hervorzuheben. Doch haben den Ruhm allgemeiner Anerkennung vornehmlich gefunden: „Bilderbuch zum heiligen Vaterunser", „Unsers Herrgotts Handlanger", „Geel Goeschen", „Die Frau des Ulanen". Das waren die zuerst erschienenen. Zu den spätesten gehören „Die Prozesse," „Weihnacht" und „Nach Gottes Rat".

Ein schönes Gegenbild zu dem glaubensstarken, markigen Schleswiger war der liebenswürdige und heitere Badenser Emil Frommel (1828—1896), der Bruder des geistig und geistlich wohl bedeutenderen, auch als Schriftsteller bekannten Max Frommel, gestorben am 5. Januar 1890 als Generalsuperintendent zu Celle. Emil Frommel, geboren am 5. Januar zu Karlsruhe, studierte in Halle, Erlangen und Heidelberg Theologie, war Vikar bei dem bekannten D. Aloys Henhöfer in Spöck, dem frühern katholischen Geistlichen, einem prächtigen, humor- und glaubensvollen „Pfarrgeneral", wurde dann nach Karlsruhe berufen, erst als Hofvikar, dann als Stadtpfarrer, folgte einem Ruf nach Barmen und dann nach Berlin, wo er als Hof- und Garnisonpfarrer bis an seinen Tod am 9. November 1896, getragen von großer Liebe und Verehrung, wirkte.

Seine Erfolge als Mensch, wie als Schriftsteller beruhten auf zwei wesentlichen Faktoren. Er hat sich immer an der Sonnenseite des Menschenlebens halten dürfen. Infolgedessen war seine ganze Persönlichkeit von einer hellen Fröhlichkeit durchleuchtet, die in seinen Geschichten wohlthuend hervortrat und Hörer und Leser freundlich anwärmte. Dazu blickte in seiner überaus freundlichen Art eine Vorherrschaft des Gemüts hervor, die alles auf dem Wege des Gefühls aufnahm, ohne dem Menschen mit dem Willen irgendwie entgegen zu treten, geschweige denn Anstoß zu geben. Jeder verstand ihn und fühlte sich verstanden. Aus diesen beiden Faktoren entstand jene Liebenswürdigkeit, die den Schriftsteller in seltener Weise auszeichnete und zu einem Lieblinge von Personen und Gemeinschaften machte. Bei ihm war alles Empfänglichkeit, kein Impuls oder Schaffenstrieb. Es ist charakteristisch, daß in seinen zahlreichen Erzählungen nie die Leidenschaft zu Worte kam, weder in der

Digitized by Google

Schilderung einer Liebesgeschichte noch in der Darstellung von Haß und Zorn. Eine weit ausgedehnte, auch künstlerische Bildung diente zur angenehmen Abrundung der anmutigen Persönlichkeit. Dr. Gottlob Mayer, der in einem Werke über den christlichen Volksschriftsteller Emil Frommel 1021 Sentenzen desselben aus dem reichen Fonds seiner Schriften gezogen hat, bezeichnet treffend als Bekenntnis desselben Gerok's Wort, das bei einem wahren Christen sich allerdings von selbst versteht, aber eine große Hauptsache geschmackvoll hervorhebt:

Doch daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben
Und keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
Es reut mich nicht.

Die bekanntesten Schriften von Frommel sind „Der Ratschreiber", „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn", „Der Heinerle von Lindelbronn", „Feldblumen", „Aus der Hausapotheke", „Blätter von allerlei Bäumen", „In des Königs Rock", „Aus der Sommerfrische", „Beim Ampelschein", „Aus Lenz und Herbst". Von socialem Werte ist „Ein Kellnerleben", — ein ausgezeichnetes kleines Buch! Große Bedeutung hat auch „Die Kunst im täglichen Leben".

Eine mehr innerliche und innige, nicht sowohl im Verständnis der Menschen, als im eigenen Herzensleben Befriedigung suchende Natur war die des warmherzigen und unermüdlichen Wilhelm Baur (1826—1897), am 16. März zu Lindenfels im Odenwald geboren, nach gesegneter pfarramtlicher Thätigkeit in Süddeutschland und Hamburg preußischer Hofprediger in Berlin und zuletzt Generalsuperintendent der Rheinprovinz, gestorben am 18. April 1897 zu Koblenz. Seine nie erlahmende Liebesthätigkeit trieb ihn auf den mannigfachsten Gebieten des Geistes zur Erweckung und Spendung seiner reichen Gabe, und seiner freudig demütigen Mannesart fehlte es nicht an schönen Früchten des Erfolges, obwohl er niemals zu den erklärten Lieblingen herrschender Gunst oder oberflächlicher, modemäßiger Bewunderung gehört hat. Als volkstümlicher Schriftsteller hat er sich bleibende Anerkennung und Liebe gewonnen. Warmer Patriotismus, eine herzliche, gesunde, von aller weichlichen Erbaulichkeit reine, kernige Frömmigkeit, ein

Digitized by Google

klarer, edler, echt volkstümlicher Stil zeichnen seine Schriften aus, das Volksbuch über „Ernst Moritz Arndt", „Die Geschichts- und Lebensbilder aus den Befreiungskriegen", „Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes", vor allen Dingen „Das deutsche evangelische Pfarrhaus". Dies Buch wird mit seiner tiefen, kulturgeschichtlich wertvollen Auffassung, der lebendigen Anschaulichkeit und der anmutigen, durchsichtigen Darstellung ein litterarischer Schatz für das deutsche Haus bleiben.

Von einer gewissen Geistesverwandtschaft mit Frommel, aber auch der Baurschen Gemütstiefe nicht fremd ist der eigenartig humorvolle Pastor Otto Funcke, geboren am 9. Juli 1836 zu Wülfrath bei Elberfeld als Sohn eines Arztes. Erst in seiner Heimat, dann bis jetzt in Bremen thätig, hat er sich weithin durch seine Schriften bekannt gemacht und viel Liebe erworben. Mit besonderer Vorliebe führt er den Gedanken des Reisens froh und dankbar in der vielseitigsten Beleuchtung aus, am vollendetsten in der Lebensbetrachtung des großen Missionsreisenden „St. Paulus zu Wasser und zu Lande". Sehr weit verbreitet sind auch seine Schriften: „Christliche Fragezeichen", „Reisebilder und Heimatklänge", „Jonas oder die Schule des Lebens", „Englische Bilder in deutscher Beleuchtung" und viele andere. Eine oft geradezu verblüffende, hohe Offenheit und Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe innerer Erlebnisse zeichnet die „Erinnerungen" aus seinem Leben aus, die zuerst im Jahrbuche „Die neue Christoterpe" veröffentlicht sind.

Eine besondere Erscheinung der volkstümlichen Litteratur ist die Dialektdichtung. Sie erhebt sich aus dem Volke, ist aber nicht für das Volk. Die Schriftsprache unseres Volkes ist hochdeutsch. Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Schullesebuch sind hochdeutsch. In dieser Sprache wird gepredigt und Recht gesprochen. Was im Dialekt gedruckt ist, versteht das Volk meist gar nicht zu lesen. Es erkennt sich selbst darin nicht wieder. Nur das unmittelbar mündlich Mitgeteilte und persönlich Vernommene des Dialekts gelangt bei ihm zum Verständnis. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts trat der oben mehrfach erwähnte Johann Peter Hebel mit seinen „Alemannischen Gedichten" auf, die von Goethe empfohlen wurden und großen Erfolg hatten. Derselbe wies auch in „Kunst und Altertum" angelegentlich hin auf ein Lust-

Digitized by Google

spiel von G. D. Arnold (gestorben 1820) „Der Pfingstmontag" im Straßburger Volksdialekt. Bald folgte Grübel mit seinen „Gedichten in Nürnberger Mundart." Hier findet sich die ursprüngliche Fassung des berühmten Gedichts „Peter in der Fremde", meisterhaft umgedichtet von A. G. Eberhard.

Bald fing die Dialektdichtung an geläufig und beliebt, fast schon Mode zu werden. Holtey begründete seinen spätern Dichterruf durch seine „Schlesischen Gedichte", K. Malß dichtete im Frankfurter Dialekt, Ignaz Friedrich Castelli (1781—1867) und Franz Holzhammer (1802—1874) in österreichischer Mundart. In der bayrischen hat insbesondere Franz Ritter von Kobell (1803—1882) neben Melchior Meyr und seinen früher erwähnten „Erzählungen aus dem Ries" Gutes geleistet. Professor der Mineralogie zu München, bewährter Reisender durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Griechenland, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, kühner Bergsteiger und leidenschaftlicher Gemsjäger, hat Kobell alle diese Seiten seines Lebens in mannigfaltigster Art in Geschichten, Gedichten, Volksstücken und volkstümlich gewordenen Liedern hochdeutsch und im Dialekt verwertet. Im verwandten Sinn — wissenschaftlich, kulturgeschichtlich und poetisch — haben Ludwig Steub (1812—1888) und Heinrich Noë (1835—1896) Verständnis und Liebe für das bayrische und tyroler Alpenvolk erschlossen. Mehr geschichtlich und unterhaltend, als mit naturtreuer Schilderung von Land und Leuten schrieb Hermann von Schmid (1815—1880) seinen „Kanzler von Tyrol" und viele bayrische und tyroler Bauerngeschichten, wie den historischen Roman „Der Bauernrebell".

Größer als Dichter auf diesem Gebiete bayrischer Sprache und Art war Karl Stieler (1842—1885), geboren zu München am 15. Dezember als Sohn des Hofmalers, von dem die bekannte Schönheitsgalerie im königlichen Schlosse stammt. Schon mit siebzehn Jahren ließ der begabte Knabe, der auf des Vaters Anwesen in Tegernsee, „auf der Point", urbäuerliche Art kennen gelernt hatte, seine ersten Gedichte in oberbayrischer Mundart in den „Fliegenden Blättern" ausgehen. Trotzdem er neben seiner Dichtergabe auch noch ein bedeutendes Malertalent besaß, studierte er doch auf Wunsch seines Vaters die Rechte. Nach Ablegung seiner

Digitized by Google

Prüfung und der Doktorpromotion machte er große Reisen und fand dann Anstellung am bayrischen Landarchiv, unter fortgesetzter, reicher poetischer Thätigkeit. Leider starb er schon im dreiundvierzigsten Lebensjahre in München. Alle seine Werke zeichnen sich durch schöne Anschaulichkeit der Natur- und Menschenwelt aus. Namentlich versteht er's in seinen Dialektdichtungen neben dem fröhlichen, unwiderstehlich komisch wirkenden Übermut durch eine tiefe Innerlichkeit die erschütternden Gewalten des Menschenherzens Zorn und Rache, Jammer und Verzweiflung in einer Weise zum Ausdruck zu bringen, die man in diesem Sprachgewande mit solcher Größe und Hoheit kaum für möglich halten sollte.

Das tiefe Verständnis für sein urwüchsiges Volk, an dem er seine Herzensfreude hatte, tritt besonders in dem schönen Buche „Kulturbilder aus Bayern" (1885) und „Natur und Lebensbilder aus den Alpen" (1886) hervor, die in Sinn und Haltung an Riehl erinnern. In höchster Lebensfülle spiegeln sich seine Beobachtungen und eigensten Erlebnisse in seinen Dichtungen „Bergbleameln" (1865), „Weil's mi freut" (1876), „Habt's a Schneid!" (1872), „Um Sunnawend" (1878), „A Hochzeit in die Berg" (1883) und anderen. Man sieht das bayrische Volk leben und weben in seinen verschiedenen Schichten und Kreisen, in Freud' und Leid, in Lust und wilder Leidenschaft.

Wir sehen 's Lenei, die arme Nähterin, mühsam durch den Schnee gehn. Sie wird nimmer gesund. Ums Sterben ist es ihr nicht leid. Nur eins möchte sie erreichen, daß sie noch so viel „derspären könnt, daß man die Leich davon zahlen könnt."

Die Gnad, die sollt mir halt no wern,
Dös wen i han, no stirb i gern.

Ein rechter Bauer wird gekennzeichnet:

Der Jogel möcht a Bauer sein?
Dör waar dös rechte G'frett.
Um halb Fünfe in der Fruah
Steigt der scho' aus'n Bett!

Geht mit die Knecht zum Mähen 'naus
Und fahrt um Streu ins Holz.
Der hat do gar koan Ehrg'fühl nit
Und gar koan rechten Stolz!

Digitized by Google

Denn was a rechter Bauer is,
Der schaugt bloß diem[1]) so nach.
In d' Kirch gehn und ins Wirtshaus gehn,
Dös is an Baur sei' Sach!

Der Hansenbauer hat einen gestochen und muß vor Gericht.

Dort frag'us ihn halt glei: „Hast es tho?" —
„Ja," sagt der Hans, „'than hab' i's scho."
— „No ja, na zahl und gib an Fried!" —
„Na," sagt er, „zahlen thu i nit." —
— „Was möchst denn na, du Sackeradi?" —
— „Ja — wegaschwören möcht i mi."

Eine besonders glückliche Erfrischung findet sich in dem Kapitel: „Aus die boarischen Wirtshäus'l". Da ist die alte grantige (mürrische) Wirtin z' Unterberg.

Und wenn mer hinkimmt, nachher gront's:
„Was wollt's denn G'sindel fremd's?
Kriegt's wieder gar nix z'fressen z'Haus,
Daß 's bis da eini kemmt's?"

Eine reisende Dame wünscht für ihren kranken Mann eine Suppe.

„Ja," sagt der Wirth, „die is grad da,
Jawohl, Sie kriegn scho oane,
Aber dös sag i Ihna scho:
G'macht hätt' i Ihna koane."

Tief ergreifend ist

An Anfrag (1870).

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Sie lassen gar nix hör'n.
Jetzt is er halt nach Münka nein
Zum Fragen in d'Kasern.

„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen.
Da schaugen's nach und sagen's ihm:
„„Der is bei Wörth drin g'fallen.""

„O mein Gott nei'! — und unser Hans?"
„„Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen."" — „Und der Sepp?"
„„Der liegt bei Orleans!""

Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,

[1]) Manchmal.

Digitized by Google

Am Stuhl, am Thürg'schloß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni' raften.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus
Da is er niederg'sessen.
Er halt sein Hut no' in der Hand,
Er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no' allweil dort . .
„Drei Buabn und — alle drei!"

Ein herbes, schauerliches Winterbild enthält das Gedicht „Am Hoamweg". Zwei Holzknechte, einst herzlich befreundet, nun bittere Feinde — denn der Schliersee-Hans hat dem Lenz sein Lenei ins Elend gebracht — müssen nebeneinander arbeiten. Als sie abends heimgehen über den gefrornen See, bricht der Hansei ein. Nach seinem menschlichen Gefühl springt Lenz herzu, um zu retten.

Da fallt ihm's Lenei ein. „Der hat's verdirbt!"
Und gluthe ward ihm's G'sicht. „Na," hat er g'sagt,
„Wenn unser Herrgott ihm as Leben gönnt,
Werd er scho wissen, wie er'n außi bringt."

Er kommt an der Hütte des Hansei vorüber. Auf der Ofenbank sitzt die Mutter, die Schwester spinnt, der kleine Bub liest vor aus der Heiligen Schrift.

„Mach' d' Suppen warm,
Denn bald kimmt na der Hans vom Holzschlag hoam."

Das packt den Lenz: Noch ist es Zeit zur Rettung, es ist nur ein Büchsenschuß weit hinaus.

Da fallt ihm's Lenei ein. „Der hat's verdirbt!"
Und wie a Gluthen fahrt's ihm über's G'sicht.
Er geht dahin . . . .

Diese harten Alpenleute, unter deren lebensfroher Ausgelassenheit und Gutmütigkeit sich nebeneinander stille, heldenmäßige Entsagung, träge Stumpfheit und die wilden Leidenschaften des Hasses und der Rachsucht verbergen, hatte vor ihm keiner mit kräftigeren Zügen hingemalt.

Im schönen und edlen Ton, meist von stimmungsvoller, geschichtlicher Färbung erklingen Stielers hochdeutsche Gedichte, die ebenbürtig Scheffels Liedern deutscher Minnesänger in

Digitized by Google

„Frau Aventiure“ sind, nämlich „Hochlandslieder“ (1879), „Neue Hochlandslieder“ (1881), „Wanderzeit“ (1882). Im erstgenannten findet sich der durch Theodor Gerlachs treffliche Komposition zu besonderer Popularität gelangte „Mönch Waltramus“ und die herrliche Dichtung „Werinhers von Tegernsee Bergfahrt“.

Es ist schwer zu begreifen, wie unsere für historisch und archäologisch stilvoll getönte Lyrik nur allzu empfängliche Zeit die wenigen, aber um so wertvolleren und schwerwiegenden Gaben dieses echt patriotischen und urgesunden Dichters doch eigentlich nur spröde entgegengenommen hat, selbst wenn man die Schwierigkeit des Dialekts für den Norddeutschen erwägt, während Nord und Süd sich nicht genug thun konnten im Beifall für Wolff's und Baumbach's Massenlyrik. Eine Dichtung voll eigentümlich zarten und innigen Humors ist das „Winter Idyll“ (1886), das seinen Freunden das Bild des liebenswürdigen, kernigen deutschen Mannes wie mit einem immergrünen Erinnerungskranze schmückt.

Seine letzten Werke sind „Aus Fremde und Heimat“ (vermischte Aufsätze, 1886), „Durch Krieg und Frieden“ (Erinnerungen an die Kriegszeit von 1870 und 1871) (1886), die Dialektdichtung „Von Dahoam“ (1889), von Franz Defregger illustriert, und „Reisebilder aus vergangener Zeit“ (1889).

Haucht uns aus diesen Dichtungen der frische, würzige Atem der Volksseele an, wie er auf „der Point“ am Tegernsee weht, so begegnen uns auf äußerlich verwandter Bahn eine Anzahl von Dichtern, die uns das Leben und Sterben der Alpenleute vorführen, etwa wie der Alpenverein uns die Kenntnis von Oberbayern, Tyrol und Steiermark giebt, indem er dort draußen auf neuen Wegen auch dem „Ungeübten“ einmal steile Gipfel zugänglich macht oder auch hier zu Hause Trachten, Gebräuche und Eigenart im Festesreigen uns vorführt. Man sieht auch richtige Menschen vor sich, aber sie sind's nicht selbst, was sie scheinen; sie spielen's und markieren es nur. Solche Dichter sind Robert Schweichel, geboren am 12. Juli 1821, Ludwig Ganghofer, geboren am 7. Juli 1855, und Maximilian Schmidt, geboren am 25. Februar 1832. Die beiden letztgenannten sind Bayern. Schweichel ist ein Königsberger Kind mit der Eigenart seines Stammes, herb, verstandes-

Digitized by Google

kalt und kühl; wenn er aber gefühlvoll wird, artet es bei ihm leicht ins Gegenteil, ins Weiche aus ohne rechte innere Wärme. Für einen fremdländischen Alpenromancier ist Scenerie und Staffage nicht übel getroffen. Aus der großen Zahl seiner Geschichten, die in Bayern, Tyrol und Südschweiz spielen, sind die bekanntesten „Im Hochland", „In Gebirg und Thal", „Der Bildschnitzer vom Achensee," und „Der Falkner von St. Vigil", eine Geschichte von den Kämpfen der Franzosen in Tyrol.

Die Geschichten von Ganghofer und Maximilian Schmidt lassen sich überzeugender im Außenwesen an, zeigen aber auch eine größere Aufdringlichkeit der Pose. Der bayrische Wiener Dramaturg und Feuilletonist Ganghofer schrieb erst Volksschauspiele in jenem Ton, den der Städter für recht bäuerlich hält, und machte Glück mit seinen Stücken, „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", später als Roman herausgegeben, also eine umgekehrte Birch-Pfeifferiade, „Der Prozeßhansl", „Der Geigenmacher von Mittenwald" und andere. Dann wandte er sich dem Roman zu und wußte mit Geschick und Geschmack klug angewandte Naturschilderungen und landläufige Sentimentalität mundrecht zu verschmelzen. „Die Martinsklause" und „Der Klosterjäger" sind beredte Zeugnisse dafür.

Mehr ins Biedermännisch-Rührende arbeitete der unerschöpflich fruchtbare Maximilian Schmidt mit seinen Volkserzählungen aus dem Bayrischen Walde, seiner Heimat, aus Oberbayern und sonstigen Hochlanden. Recht bekannt sind „Glasmacherleut", „s' Lieserl", „Der Herrgottsmantel", „Am goldenen Steig", „Der Schutzgeist von Oberammergau", „Der Musikant von Tegernsee".

Im höchst erquickenden Gegensatz zu diesem von der Mode verhätschelten Hochlands-Kostümwesen und Salontyrolertum entwickelte sich im Norden die Volks- und Dialektpoesie des niederdeutschen Stammes.

Bei Luthers Wahl der Sprache für die deutsche Bibelübersetzung war es nicht ausgeschlossen, daß er sich für das Niederdeutsche entschied. Dann wäre vielleicht unser jetzt sogenanntes Plattdeutsch die allgemeine Bücherſprache Deutschlands geworden. Die niederdeutsche Sprache hatte ihre großen Vorzüge, während jetzt

Digitized by Google

allerdings das Hochdeutsche Bildung und Ausbildung vor ihr voraus hat. Aber sobald Luther die Übersetzung eines einzelnen biblischen Buches vollendet hatte, erschien sogleich eine Übertragung desselben ins Plattdeutsche durch Bugenhagen und andere, und nach dem Erscheinen des letzten Buches, Hiob, wurde alsbald in Lübeck die plattdeutsche Bibel als Ganzes zusammengedruckt und ein halbes Jahr früher fertig (1533), als die hochdeutsche (1534) zu Wittenberg, so daß in der That die Tochter ein halbes Jahr eher das Licht der Welt erblickte, als die Mutter. Angesichts dieser plattdeutschen Bibel begreift man es, daß diese Sprache nicht etwa nur zum Ausdruck des Derben und Komischen sich eignet, sondern Ernst und Würde angemessen wiedergiebt. Die bekannte Stelle 1. Tim. 2, 2 lautet zum Beispiel hier: „So vormahne ick nu, dat men vor allen Dingen thom ersten dho Biddent, Bede, Vorbede unde Dankseggінge vor alle Minschen, vor de Koninge unde alle Avericheit, up dat wy ein rowsam unde stille levendt voeren mögen in aller Godsalicheit unde Ehrbarkeit."

Bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein hat man in Niedersachsen noch plattdeutsch gepredigt. Viele Pastoren pflegten die Entwürfe ihrer Predigten lateinisch zu entwerfen und sie dann plattdeutsch vorzutragen. Noch im Jahre 1621 wurde eine plattdeutsche Bibel gedruckt, und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat noch Jobst Sackmann im Braunschweigischen plattdeutsch gepredigt. Der bekannte Pastor Ludwig Harms in Hermannsburg hat bis zu seinem Tode in Andachtstunden und Abendpredigten mit großem Eindruck sich der plattdeutschen Sprache bedient. Man würde gar sehr irren, wenn man meinte, sie tauge nicht zur Andacht. Die geistlichen Lieder Luthers und seiner Zeitgenossen wurden auch alsbald ins Plattdeutsche übersetzt und in norddeutschen Kirchen gesungen. D. Johannes Geffcken, Pastor zu St. Michaelis in Hamburg hat 1857 die Hamburgischen „Niedersächsischen Gesangbücher" des sechzehnten Jahrhunderts, deren er sieben verschiedne aufgefunden hatte, kritisch bearbeitet und herausgegeben. Ein Beispiel sei:

Ein vaste Borg ys unse Godt.
Ein gude Wehr unnd Wapen.
He helpet uns fry uth aller Nodt,
De uns nu hefft bedrapen.
De olde böse Vyent,
Mit Ernst he yth meynt.

Digitized by Google

Groth Macht und vel list
Syn grausam Rüstung ist.
Up Erden ys nicht synes gelyken.

Bis hoch in dieses Jahrhundert hinein war in Hamburg das Grundgesetz (Bursprake) und der Bürgereid plattdeutsch. Innerhalb alter Holsteiner, Mecklenburger, Hanseatischer und Pommerscher Familien ertönt in gemütlichen Stunden noch jetzt die geliebte Sprache der Väter. Lange vor Hebels alemannischen Gedichten hat Johann Heinrich Voß einmal den Versuch gemacht, die plattdeutsche Sprache litterarisch zu erneuern. Das geschah in zweien seiner Idyllen, die gleich den hochdeutschen in gar nicht übelklingenden Hexametern gedichtet sind. Der Bauer redet seinen Besuch, der ihm ein großes Bündel Holz zu Holzschnitzereien ins Haus schleppt, also an:

„Strakt sick de Kater den Bart, so bedüdet et Frömd," t'is ein Sprätword.
Nu to, Keerl un keen Enn,[1]) wat släpst du for Tügs op den Puckel?
Bist du, mit Gunsten, de Draak,[2]) un kumst doch nich dör den Schorsteen?"

Es sind auch Lieder eingestreut. Der Landmann schilt auf das Stadtleben:

In Hamborg is nich Rist noch Roh,
Denn da rumort de Velten.[3])
Et speelt dar alles Blindekoh,
Un noch dato op Stelten.[4])
Un wat man hört und süht und deit,
Is Mismood un Verdretlichkeit.

Etwas später machten die Bornemannschen Gedichte Aufsehen (1817), doch ist der Inhalt meist recht trockne Prosa. Dagegen hat in den zwanziger Jahren in Hamburg ein litterarisch sehr thätiger und gebildeter Schulmann, Dr. Nicolaus Bärmann, sich ernstlich und gründlich mit niederdeutscher Sprachforschung und Dichtung beschäftigt. Er gab plattdeutsche Zeitschriften, Almanache und dergleichen heraus und stellte später diese Dichtungen in einer Gesamtausgabe zusammen: „Dat grote Höög- un Haevelbook van Niklas Bärmann, Doktor un Magister," welches auch plattdeutsche Lustspiele enthielt, von denen eins: „Quatern, en Burenspill", in Hamburg aufgeführt wurde. Er schilderte Sitten, Charakter und Sprache dieses

[1]) Mensch, dessen Seltsamkeit kein Ende hat. [2]) Drache. [3]) Valentin, Velten, Valant, der Teufel. [4]) auf Stelzen — bei Volksbelustigungen.

Digitized by Google

ehrenwerten, deftigen, allerdings auch schon von dem Nationalismus und der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts ein wenig angehauchten, aber noch immer gesunden und gottesfürchtigen Volksstammes. Bärmann läßt 1814 nach dem Abzug der Franzosen aus Hamburg einen Bauernjungen dankbar sagen:

De Sunn' stigt op an' blauen Häwen,
De Singvagel piept sien Morgenleed.
De oolde God mütt doch noch läwen,
Wiel he de Sunn noch wedder koam' heet.
Un wat der läwt up Feld un Wischen,
In Huus un Kathen kickt up tom Strahl,
Sick Hart un Ogen uuttofrischen,
Und hahlt sick Läwensmood herdahl.

Allerdings empfiehlt weniger ideal, aber mit bäuerlicher Einsicht „Moder Roos" ihrer Tochter den „Marten Reimers" zum Bräutigam mit folgenden Worten:

Nu, myn Dochder, segg von Harten,
Holldst du't nich mit Reimers Marten?
Is he nich en fixen Knecht?
Is he nich en döögden Staken.
Slank van Lyw un stuur van Knaken?
Weer he dy nich vullup recht?

Im Jahr 1841 gab Claus Harms in Kiel sein „Gnomon" heraus, ein Schullesebuch voll Geist und Sinn, ganz anderer Art, als die damaligen Schullesebücher, die vielfach zur Warnung der Kinder den sinnreichen Bilderschmuck der Giftpflanzen und des tollen Hundes trugen, wie der einst berühmte Zerennersche „Kinderfreund". Harms liebte und verstand die Jugend, wie es sich auch nicht anders von diesem bedeutenden Volks- und Kirchenmanne erwarten läßt, dem wir durch seine „Thesen" eine folgenreiche Erneuerung wahrhaft christlichen Lebens nach Auferweckung aus dem Todesschlummer des alten Rationalismus zu verdanken haben. In diesem Buche stand (S. 31) ein Aufsatz: „Mine leve Landessprak, gude Nacht!" in welchem er dem Plattdeutschen eine Leichenpredigt hält. Er rühmt sie, wie sie so reich sei, so leicht zu sprechen, so kurz, so ausdrucksvoll; sie habe aber leider in der Schule dem Hochdeutschen weichen müssen. Doch am Schluß wendet er sich zum Trost: „Dat Wedderspill: Töf mit de Liekenpredigt, bet du en Liek hest; segg ehr nich eher gude Nacht, as bet se sulm gude Nacht

Digitized by Google

seggt het to di! Wo schull se weggahn, de se jümmer noch in den drittn Deel von ganz Dütschland umher ut un ingeiht. — — Umtrent tweehundert Jahr heff wi se, un bet vör en dortig, vertig Jahr harr se keen Kath innahm, to schwiegn en Strat. Lat uns ruhig wesen. Dat Betere will wol babn bliebn. Ob unse Sprak noch wol enmal en Schrift wedder bekummt? Dat word se bährn (heben), ehrn Riekdom vermehrn, ehrn Wohlklang verklärn, de Hessen un de Holsten so themlich eene Utsprak lehrn, un dusend verdreihte Dinger wedder torecht kehrn."

Claus Harms war es auch, welcher 1852 die plattdeutsche Gedichtsammlung von Claus Groth durch eine Vorrede in die deutsche Lesewelt einführte. Diese gewichtige „Vor- und Fürsprache" des hoch angesehenen Mannes bahnte dem Büchlein seinen Weg, und nach dem, was wir über das längst erwachte Interesse für plattdeutsche Sprachforschung und Dichtung angeführt haben, liegt vor Augen, daß Groth den rechten Augenblick getroffen hatte. Wer seine Liebe teilte, war ihm Dank und Anerkennung schuldig, und diese sind ihm im hohen Maße zu teil geworden.

Klaus Groth (1819—1899) wurde am 24. April zu Heide in Niederdithmarschen geboren. Im Hause seines Vaters, eines Müllers unter Bauern des Heidelandes, auf dem schweren, von Quellen der Sage und Geschichte durchzogenen, oft blutgedüngten Boden wuchs er auf, im Herzen die zähe, treue Liebe zur Heimat, und frühe schon von dem schönen Gedanken erfüllt, die heimische Sprache an den verlorenen Ehrenplatz zurückzuführen, wie es dem von ihm hochverehrten Hebel mit seinem oberdeutschen Dialekt durch seine „alemannischen Gedichte" gelungen war. Zuerst Volksschullehrer, nach der Vorbereitung auf dem Seminar zu Tondern, dann mit unermüdlichem Eifer einer freieren und höheren Wirksamkeit zustrebend, erreichte er sein Ziel. Die Ermattung auf dem harten Wege schwerster Arbeit zwang ihn zu einem Ausruhn, in dem er den ersehnten, dann immer treu bleibenden Erfolg fand. Während eines sechsjährigen Aufenthalts auf der Insel Fehmarn bei einem Freunde entstand seine Gedichtsammlung „Quickborn" (1852).

Die Anerkennung und der Dank seines Volks war die freudige Antwort auf diese fertige That eines Meisters. Die poetische Wirkung traf mit der politischen Begeisterung für das gedrückte Volk von Schleswig-Holstein auf das glücklichste zusammen und

Digitized by Google

machte den stillen, gemütvollen Dichter zu einem Liebling der Zeit. Die Universität Bonn ehrte ihn (1856) durch Verleihung der Doktorwürde. Im Jahre 1866 wurde er zum Professor der Universität Kiel ernannt, wo er bereits seit 1858 als Privatdocent über deutsche Sprache und Litteratur las, nachdem er einige Zeit in Dresden und Leipzig gelebt hatte. Große Ehrungen brachte ihm das Jahr 1894 mit der Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und des großen Schillerpreises. Nach stiller, von seinen Landsleuten und Sprachverwandten in aller Welt herzlich anerkannten Wirksamkeit starb er im hohen geistesfrischen Alter von achtzig Jahren am 1. Juli 1899.

Ein wohlthuender Friedenshauch umgiebt seine dichterische Persönlichkeit. Von Kampfesfreude hatte er keinen Hauch. Als ziemlich geschmackloserweise eine liberal-moderne Richtung Fritz Reuter gegen ihn ausspielen wollte als den naturfrischeren und volkstümlich gesunderen gegen den angeblich gefühlvolleren und zarteren Lyriker und der verdienstvolle Kunstgelehrte Friedrich Eggers (1819—1872), selbst auch Dichter niederdeutschen Dialekts mit seinen „Tremsen", und der vortreffliche Germanist und Klaus Groths Landsmann Karl Müllenhoff für den verehrten Mann Partei ergriffen, hielt er sich von den Streitigkeiten fern. Es war eigentlich natürlich, daß die ernsthafteren und gebildeteren Vertreter der Sprachkunst und Volkspsychologie der Reuterschen Art fremder und sogar etwas mißtrauisch gegenüberstanden. Seine Sprache war nicht reiner Volksdialekt, sondern eigentlich „Missingsch", und aus dem Leben der modernen Weltanschauung schien allzu viel auf die ländliche Umgebung übertragen und den Schnurren und Schwänken mehr Platz eingeräumt zu sein, als sich mit der reinen, ernsten Liebe zur schönen, alten Volksart vertrug.

Klaus Groth lebte recht eigentlich aus dem Volksliede und aus dem urbäuerlichem Anschauungskreise heraus und in die unmittelbare Betrachtung der heimischen Natur hinein. Daher der ernste, oft düstre und erschreckende Ton seiner geschichtlichen Bilder, die behagliche Vertiefung in das Ahnungsvolle und Grausige des Aberglaubens und dann wieder die herzliche Gemütlichkeit der lachenden Lebensluft, wie der Liebessehnsucht und der wehmütigen Trauer. Er trifft den echten Ton des anheimelnden Verständnisses in

Digitized by Google

seinen Kinderliedern („Voer de Goeren") und versenkt sich mit altgermanischem Volkshumor in die Tierwelt wie ein richtiger Bauer.

Schön und herzlich ist das Gedicht an seinen jüngsten Bruder:

Min Jehann.

Ich wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wie seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nawers Soot.

An Heben seil' de stille Maan.
Wie segen, wo he leep,
Un snacken, wa de Himmel hoch,
Un wa de Sot wul deep.

Weest noch, wa still dat wehr, Jehann?
Da rör keen Blatt an Boom.
So is dat nu nich mehr, Jehann,
As höchstens noch in Droom.

Och ne, wenn do de Scheper sung
Alleen, in't wide Feld —
Nich wahr, Jehann, det wehr en Ton? —
De eenzige op de Welt.

Mitünner, inne Schummertid
Denn ward mi so to Moth,
Denn löpt mi't langs den Rügg so hitt,
As damals bi den Sot.

Denn dreih ick mi so hasti um,
As weer ick nich alleen.
Doch Allens, wat ich finn, Jehann,
Dat is, ick stah un ween.

Der reine, echte Herzensjubel und Dank beglückter Liebe spricht aus dem volksliedartigen Gedichte

Prinzessin.

Se weer as en Pöppen, so smuck un so kleen,
Se seet mi in Schummern to dröm' oppe Kneen,
Se sat mi de Hand, un ik strak er Gesicht,
Vertell ik er jümmer de ole Geschicht:
„Dar weer en Prinzessin, de seet in en Bur,
Harr Haar as en Gold, un set jümmer un lur.
Do keem mal en Prinz, un de hal er hernt.
Un he war de König un se war de Brut."
Un gau is se wussen, un nu is se grot!
Se sitt mi in Schummern noch still oppen Schot.
Se hollt mi de Hand, un ik küss er Gesicht,

Digitized by Google

Vertell it er jümmer de ole Geschicht:
„Dar weer en Prinzessin, de seet bi en Bur
Harr Haar as en Gold, un seet jümmer un lur;
Do keem mal en Prinz, un de hal er herut,
Un it — bün de König un du — büst de Brut!"

Tiefe Empfindung spricht aus dem Liede von dem Soldaten, der nachts in der Heide einsam auf dem Posten steht und im Morgengrau plötzlich seinen alten Vater daher kommen sieht.

He hevt den Kopp un wannert wedder los. —
Wat kumt dar längs de Heid mit Hot und Stock?
Weer't von de anner Sid' so gnad' em Gott'!
He steiht und süht sick um — denn kummt he neger,
De hett de Breed'[1]), — doch geiht he stif un mód.
Wat söcht he hier bi Nachten inne Wildnis?
„Wer da"? — „Min Heinri! — Gott, du lewe Gott!"

Un kost dat ook en Kugel un dat Leben,
De Flint is weg, — se sat sick um den Hals —
De Ole is de Hot vun Köppen fulln —
Do schint de Maan em op sin Pockennarben,
Un op de Haar mit Grau un Sülwer mank,
Un in de blauen Ogen staht de Tran.
„Gottlof, du büst mi bleben, nu is't gut."
Doch Heinri kann men eben segg'n un snuckern:
„Wi hangt tosam bet an uns selig Enn!"

Andere Dichtungen schildern mit einem großen Reichtum der Tonmalerei das dem Volke so behagliche und „huscheliche" Gruseln. So die Gedichte „Hans Iwer", „De Puckerstock" und

„Dat gruli Hus".

Dat süht bi Dag' so fründli ut mit Doer un Finstern gel.
Des Nachts is dat en gruli Hus; denn slorrt dat langs de Deel.
Dat slarrt op Tüffeln Schritt voer Schritt; dat slarrt der hin un her.
Doch wenn de Dag des Morgens graut, so hört man dat nich mehr.
Dats jüs, as güng en ole Fru, un söch[2]) de ganze Nach,
Un kunn ni finn' un söch un söch bet an den hellen Dag.
Dat kumt des Abends ut de Stuv un wannert langs de Del
Un söhlt herum bi jede Doer, as wenn de Sloetel fehl.
Dat sunselt an de Kockendoer[3]); dat kloetert an den Rink;
Dat kraut un grabbelt an de Bred un röhrt an Slött un Klink.
Denn slurrt dat wieder an de Wand un raschelt in den Gank.
Denn gett dat langs de Trepp tohöch un trufft[4]) de Boen entlank.
Dar trufft dat langsam hin un her un wöhlt in Törf un Kaff.
Denn gett dat wedder na de Luk un kumt de Trepp heraf.

[1]) Die Breite. [2]) suchte. [3]) Küchenthür. [4]) trappelt.

De Saaldoer hett en iſen Ked, dar ritt dat ganze Stunn':
Doch wenn de Hahn des Morgens kreiht, iſt jedesmal verſwunn'.

Dann wieder lacht der ganze helle Sonnenſchein harmloſer Daſeinsfreude und unbefangenen Liebesſcherzes aus einem ländlichen Bilde heraus.

Bullmacht[1]) ſin Tweſchens.

Wat gluddert in Blomhof un lacht achtern Tun?
De Bullmacht ſin Tweſchens, de Witt un de Brun.
De Vagt un de Schriwer gunge eben voerbi;
Weer jüs as en Beertünn[2]) mit Hoenken[3]) derbi.
Wa lach do de Brune un ſchüttel de Haar:
„Du kriggſt mal de Krumme, ſchaſt ſehn noch vuntjahr!"[4])
Wa lach do de Witte un klapp inne Hann':
„Du kriggſt mal de Dicke, de Dicke ton Mann!" —
Jk kik doer de Paten nu heff mi bedacht:
Wat much i denn, Schriwer wen — oder de Vagt?

Im Balladenton gehalten und von prachtvoller, echter, volkstümlicher Tönung und hiſtoriſcher Kraft ſind „Ol Büſum", „Graf Geerd", „De Schlacht bi Hemmingſted", „Heinrich von Zütphen" und „De letzte Feide" aus der Gruppe „Ut de ol Krönk".

Ein zweiter im Jahre 1871 herausgegebener Band des Quickborn enthält des Schönen und Anſprechenden ſehr viel. Es ſind kraftvolle und liebliche Gedichte herzlicher Volksſprache, die den Greis wie Klänge aus der Kindheit anheimeln, die wiſſenſchaftlichen und einſichtsvollen Kennern reiche Gaben aus den Schätzen des Volkslebens bieten und die vor allen Dingen an ſich ihren hohen dichteriſchen Wert haben. Beſonders bedeutend ſind die beiden längeren epiſchen Gedichte „De Heiſterkrug" und „Rotgeter Meiſter Lamp und ſin Dochder" mit ihrem tiefernſten Ton und lebensvoller Anſchaulichkeit. Auch aus dieſer Sammlung tritt uns die warmherzige Vaterlandsliebe und die geſunde Kraft des kerndeutſchen Chriſten prächtig entgegen, das eine in den trotzig wehmütigen „Fiv nie Leder ton Singen und Beden voer Sleswig-Holſteen", das andere in dem lutheriſch humorvollen

Glaubens halber, damit der Papſt nicht zürne.

Grotmoder füll dat Botterfatt,
Jk ſtunn, beſeeg, bewenner dat.

[1]) Schulze. [2]) Biertonne. [3]) Hahn zum Abziehen. [4]) dies Jahr.

Digitized by Google

Dat gev en lecker Botterbrot.
Ok süht man gern wat Ole do't.

Ehr se't bedeck mit wittes Linn',
Schrev se en Krüz deroewer hin,
Un sä, wenn ik er fragen wull:
„Glovs half,[1]) denn ward de Pap ni dull."

Keem Fründschop oder Naverschop
Un kreeg uns Jungens bi den Kopp,
Bewunner, wa wi roth un frisch,
So klopp se dreemal ünnern Disch.

„Grotmoder, warum deist du dat?"
Denn sä se, as bi't Botterfatt:
„Glovs half, denn ward de Pap ni dull."
Mi sät, dat ik ni fragen schull.

Ik hör ok öfter sunst: „Warum? —
Ja, darum, um de Näs' herum,"
Un lehr, wo man nix weten schull:
„Glovs half, damit de Pap ni dull."

De Pap war dull! — Wer weer de Mann?
— Man fangt doch mal to gruweln an —
De Mann de jümmer drau[2]) un schull[3])
Un schreck: Hö[4]) di! sunst war he dull.

Uns Herrgott füllt die vull din Fatt —
Hö di! de man beschriggt di dat.
Uns Herrgott schenkt di Freud un Glück —
Verstek dat voer sin bösen Blick!

Dit wer de kümmerliche Rest
Vun dat, wat mal uns „Globen" west!
Vun Segen nix, von Fluchen wul:
Glovs halben, dat de Pap ni dull.

Hör ik em spökeln un in Rom
Un gar in menni dütsche Dom,
So denk ik oft: „Wat blüst der wul
Vunn Globen, dat de Pap ni dull?"

Nix blüst der! nich enmal en Wort,
Man half verstahn — ok dat is fort.
Wer blot op Annre flökt[5]) un schellt,
De drifft sik ut de Christenwelt.

Bi uns is't ut. Wi sünd to kold.
Wenn wi uns Hann to'n Beden foldt
Un „Vader unser" seggt un „Dank" —
Brukt wi den Papen nich dermank.

[1]) Glaubens halber. [2]) drohte. [3]) schalt. [4]) Hüte. [5]) flucht.

Digitized by Google

Glovs halben sünd wi ohne Furch.
Uns Herr ist unsre Feste Burg,
Und wenn die Welt voll Papen wär,
So fürchten wir uns nicht so sehr.

Wi bedt un arbeidt, as dat hört.
Uns Kaiser kriggt wat em gehört.
De Franzmann un de Papst in Rom,
De stört keen Holsten mehr in Drom.

„Das Reich is unser:" Nu, dat heet —
Dat düsche, as't en Jeder weet.
Dat grote Rik „in jenem Land,"
Dat leggt wi fram in Gottes Hand.

Das ist doch ein Klang unverworrener, unpolitischer Wahrheit und volkstümlicher Echtheit, als hörte man den alten Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. wieder rufen: „Wir sind hier protestantisch bis uff die Knochen!" — Zugleich liegt doch etwas sehr Wohlthuendes und Versöhnliches darin, daß mit dem Proteste gegen hierarchische Gewissensbedrohung sich so tiefe, warmherzige Religiosität verbindet. Seit Storm's zugleich empfindungstiefen und herbschneidigen Verneinungen hätte es ja scheinen können, als wäre es rechte „Holstenart", alles zu leugnen, was über Grab und Welt hinausragt. Das gesunde Volk ist nicht glaubenslos, und des Volkes echte Dichter suchen, verstehen und fühlen mit ihm.

Daneben fließt der süße Strom einer Lyrik, die dem Schönsten ebenbürtig ist, was in deutscher Zunge gesungen und gesagt ist seit den Tagen Walthers von der Vogelweide bis auf Geibel, Storm und Gottfried Keller.

Unnern Flederbom.

He keem sobald dat Abend war,
He keem dat ganze Jahr,
Inn Summer, wenn de Fleder blöh,
Inn kolen Harst un Wintersnee.

Ant Finster blöht de Flederbom.
Dat treckt mi doer in Nacht un Drom,
As weer't de Blom nich, de der rükt,
As weer't en Schatten, de der nückt.

Dat rükt mi rein so sunnerbar!
Dat nückt mi rein so wunderbar!
Dat kumt mit Macht bi depe Nacht —
Min Thran de lopt mi warm un sacht.

Digitized by Google

Da weert ſin Hand, de liſen klopp,
Un liſen gung dat Finſter op.
Da küß ſin Mund mi duſendmal.
Nu lopt de bitten Thran' hendal!

De warme Regen fallt to Nacht,
De weckt de ſmucken Blom mit Macht.
De Thran bedeckt mi dat Geſich —
Se weckt mi doch min Lieſſten nich!

Ach Gott, wa deit dat Hart mi weh,
Dat ik em nümmer un nargens ſeh!

Jk ga to Mark — dar ſeh ik nix,
Jk ga to Kirk — dar be[1]) ik nix.

Jk dräm den Dag un wak de Nach —
Och, dat de lewe Gott dat bettern mag.

De Lurken[2]) ſingt ern Morgenſang,
De Kloken klingt dat Feld heutlank,
Jnt grüne Gras dar ſit ik dal:
O klangn ſe ok voer mi emmal!

Keen Blom ſo ſchön, de mutt vergan,
Keen Steern de blüſft an Hewen ſtan.
He glänz mi as dat Morgenlicht.
Nu lenngt min Hart un findt em nicht!

He weer mi as de Morgendau,
Min warme Sonn an Hewen blau.
De düſtern Wulken gat ſo dicht.
Nu lenngt min Hart un findt em nicht!

Min Sünn is weg un ünner gan.
Jk mutt bedrövt un trurig ſtan.
De Thran' bedeckt mi dat Geſicht.
Wa lenngt min Hart un findt em nicht!

Von Klaus Groths proſaiſchen Schriften „Vertellen“ iſt die kräftig einſchlagende Wirkung nicht ganz im gleichem Maße zu rühmen. Schlicht, treu und naturwahr, wenn auch ohne ſo reiche Eigenart der Erfindung, wie die Gedichte, geben ſie Bilder und Erinnerungen aus dem dithmarſiſchen Volksleben. Die alte Zeit, in die der Dichter noch ſelbſt mit Kinderaugen hineingeſchaut hat, oder die ihm aus den Erzählungen der würdigen Leiter und Zeugen ſeiner Jugendjahre greifbar ſich darbot, umgiebt den Leſer mit dem Zauber der Wahrheit.

[1]) bete. [2]) Lerchen.

Digitized by Google

Klaus Groth steht vor uns als eine in sich geschlossene und befriedigte Persönlichkeit, in der die hohe Forderung sich vollendet, daß beim wahren Dichter Talent und Charakter, einander fördernd, zusammenklingen sollen. Er ist ein Volks- und Dialektdichter, der in dem Gedichte „Min Moderſprak“ gewissermaßen sein Programm aufgestellt und erfüllt hat.

Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
Wa biſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevſt den Stolt herut.

Du bögſt min ſtive Nack ſo licht
As Moder mit ern Arm.
Du fuchelſt mi umt' Angeſicht,
Und ſtill is alle Larm.

Jk föhl mi as en lüttjet Kind;
De ganze Welt is weg.
Du puſt mi as en Voerjahrswind
De kranke Boß torecht.

Min Obbe[1]) folt mi noch de Hann'
Un ſeggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunſer“ fang ik an,
As ik wul fröher de.

Un föhl ſo deep: Dat ward verſtan;
So ſprikt dat Hart ſik ut.
Un Rau vunn Hemmel weiht mi an,
Un Alles is wedder gut.

Min Moderſprak, ſo ſlicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader“ ſeggt,
So klingt mi't as en Bed.

Klaus Groth ist aber auch zugleich der deutsche Lyriker, dessen Meisterschaft unabhängig erscheint von den Begleiterscheinungen des Dialekts und der lokalen Volksdichtung — ein wahrhaftiger Dichter von Gottes Gnaden. Mit der Wiedergabe einer der schönsten Blüten seiner Kunst sei sein Bild abgeschlossen.

Nachtrüter.

Ri' ik keen Sadelperd, bruk ik keen Tom,
Plück' ik min Ritpitſch af uten Wichelbom.[2])

Nachtens, wennt düſter is, ſtormt dat un raſt't.
Min is dat beſte Perd, wat de Wiſchen graſ't!

[1]) Großvater. [2]) Weidenbaum.

Digitized by Google

Black,[1]) reck de Poten ut! flieg as de Wind!
Dregg mi doer Storm un Nach bet min leefste Kind!

Weest du, wa't Finster blickt? weest du, wa't deit?
Spring ik bi Leefste rin, spring du na de Weid! —

Lusti is't Leben ahn Toegel un Tom!
Vageln plückt Kirschen: wokeen[2]) hört de Bom?

Fritz Reuter (1810—1874), geboren am 7. November zu Stavenhagen im Mecklenburgischen, gelangte durch eine wechselvolle Entwickelung zu einem späten, aber wunderbaren Erfolg. Sein Vater war Bürgermeister des damals noch vom Weltverkehr fast ausgeschlossenen Ackerstädtchens. Ein besonders artiger und lernbegieriger Schüler scheint der junge Reuter nicht gewesen zu sein. Nach mancherlei Zerwürfnissen mit dem Vater und den Lehrern ging er 1832, um Jura zu studieren, nach Jena. Als thätiges Mitglied der „Germania", einer der damals stark aufgeregten Burschenschaften, verfiel er der schnöden Demagogenverfolgung, die der Geschichte der deutschen Regierungen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen so häßlichen Flecken aufgeprägt hat. Die Beschränktheit maßgebender Staatsorgane, der Mangel an jedem Idealismus auf politischem Gebiete und die polizeiliche Willkür, die hier und da mit wahrhaft schmählicher Grausamkeit die mißleiteten Schwärmer der im großen und ganzen völlig harmlosen Jünglingschaft mißhandelte, brachten furchtbare Heimsuchungen über die edelsten Elemente der deutschen Jugend. Aus ihren Reihen ist eine große Zahl vorzüglicher Vertreter des Staatslebens, der Kirche und der Wissenschaft hervorgegangen, nachdem die Stürme ihrer Jugend ausgetobt hatten. Eine ebenso große oder größere Zahl ist innerlich und äußerlich verdorben und in ihrem Geistesleben unterdrückt. Das wäre auch Fritz Reuter's Los gewesen, wenn nicht spät ein versöhnender Strahl der Poesie ihm aus der Finsternis und Trostlosigkeit den Rettungsweg gezeigt und zum Frieden und Gedeihen geführt hätte. Allerdings ist er ohne eine schwere Schädigung nicht davongekommen. Der Willensmensch in ihm war in seiner Kraft gebrochen.

Er wurde nach jahrelanger Untersuchungshaft zum Tode verurteilt. Der König begnadigte ihn zu — dreißigjähriger Festungshaft. In welchen harten Formen, unter welchen Peinigungen

[1]) Schwarzer. [2]) Wem?

Digitized by Google

und Quälereien er einen Teil davon hat erdulden müssen, hat er mit fast unbegreiflichem Humor in seinem späteren Buch „Ut mine Festungstid“ beschrieben. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. verschaffte ihm endlich im Jahre 1840 seine Freiheit. Im dreißigsten Lebensjahre stand er nun da ohne Unterhalt, ohne Beruf, ohne Geschick zur selbständigen Thätigkeit. Sinn und Befähigung für ernstes, arbeitsvolles Wirken und Schaffen standen ihm nicht zur Verfügung. Ein versuchtes Studium der Jurisprudenz wieder aufzunehmen, scheiterte bei ihm an Mangel der Neigung und Willenskraft für anhaltende und stille Thätigkeit. Auch gelang es ihm nicht, sich als „Strom“, das heißt als Landwirtschaftsbeflissener eine genügende Stellung zu erringen. Mehrere Jahre brachte er in der kleinen Stadt Treptow in Vorpommern zu, wo er Privatunterricht erteilte, die Stunde für zwei und ein halben Groschen. Ein schweres, kümmerliches, aber freudig opfermutiges Dasein führte auch seine verständige und treu liebende Frau, die Pfarrerstochter Luise Kunze, ohne welche Deutschland schwerlich des bedeutenden und liebenswerten Dichters sich würde freuen können. Zur Erholung schrieb er abends plattdeutsche Gedichte, Schnurren und Scherze in mecklenburgischer Mundart, durch die er viel Heiterkeit unter seinen Hörern erweckte. Diese kleinen Sachen gab er gesammelt 1853 heraus und fand damit solchen Beifall, daß bis 1873 schon dreizehn Auflagen erscheinen konnten.

Nun war sein Glück gemacht. In überraschender Weise entwickelte sich bei ihm die Gabe humoristischer Darstellung, ein schönes Erfindungstalent, ein volksmäßiger Sinn mit einer meisterlichen Herrschaft über die Sprache, so daß kaum je ein Dichter in so kurzer Zeit so große, und wie jeder zugestehen muß, so wohlverdiente Erfolge erlebt hat, wie Fritz Reuter. Binnen weniger Jahre gelangte er zu hohen Ehren und großem Wohlstande, so daß er sich in Eisenach am Fuße der Wartburg eine schöne Villa erbauen erlassen konnte. Hier verlebte er seit 1863 schöne Jahre im stillen Glück, starb aber schon 1874 an den Folgen seiner unseligen Schwäche, die er trotz der opfermutigen Liebespflege seiner vortrefflichen Gattin nicht hatte überwinden können. Beim Begräbnis dieses weiland todeswürdigen Hochverräters vereinigten sich fürstliche Vertreter, hohe Beamte, das Offizierkorps der Garnison, berühmte Träger von Kunst und

Digitized by Google

Wissenschaft, Abordnungen von Studentenschaften, zahlreiche Vereine und das Volk aller Stände zu einer einmütigen, herzlichen Ehrung.

Die erste Schrift, mit der Reuter seine Erfolge begann, waren seine „Läuschen un Rimels", das ist: Schnurren und Reimereien. Gewiß ein bescheidener Titel — und dieselbe Bescheidenheit zeigt sich in dem Motto: „Wer't mag, de mag't, wer't nich mag, de mag't jo woll nich mägen." — Für diese Schwänke, die er größtenteils dem Munde des Volkes entnommen hatte, war der Volksdialekt die natürliche Form, und so ward hier ein Gesetz wahrer Dichtung erfüllt, daß der Inhalt ganz in die Form aufgehe, und die Form dem Inhalt völlig entspreche. Ins Hochdeutsche übersetzt würden solche „Läuschen" sich ausnehmen, wie eine stämmige Bauernmagd in modischer Gesellschaftstoilette. Der Anekdotenerzähler muß kurz sein; es kommt ihm ja nur auf die überraschende Pointe an. Reuter will aber seine Personen und Begebenheiten uns ganz anschaulich vor die Augen malen. Die Personen sollen sich durch Wort und That lebendig darstellen; daher liebt er, zuweilen seine Gedichte recht ausführlich verlaufen zu lassen.

Der Schulrat will den armen Dorfschulmeister „Rosengräun" die Sokratische Methode lehren, vermöge deren man, nach Dinter's rationalistischem Vorbilde sich vermaß, alles, auch das Evangelium, aus dem Kinde logisch heraus zu entwickeln, indem man Fragen stellte, natürlich lauter Suggestivfragen. Die Inspektion soll beginnen.

De oll Schaulmeister hett in Nöten
Un sihr in Angst un Bangen seeten.
Doch helpt't em nich; hei möt heran
Un wisen, wat hei lihren kann.
Dat deit hei nu, un tolle Sweit
Deit em van dat Gesicht 'raf lecken.
Denn wat he sünst so prächtig weit,
Dat is hüt allens in de Hecken.
Un de verdammten Jungs, de weiten nix. —

Der Herr Schulrat, der in der vorigen Nacht „ganz prächtig räuht und gaud verdaut" hat, ist gerade bei guter Laune und fragt den armen „Rosengräun" ganz freundlich, weshalb er nicht nach Sokratischer Methode unterrichte. Der erwidert ehrlich: „Ich weis nicht, woans diese seind. Wenn Sie mich's weisen wollen, denn will ich gerne Schul nah hollen." Hier haben wir

Digitized by Google

sogleich ein Beispiel von der Sprache, die Reuter „Missingsch“ nennt, ein Gemisch aus Plattdeutsch und Hochdeutsch mit meist falsch angebrachten, verwechselten Fremdwörtern, das er gern seinen Schulmeistern, auch seinen verbauerten Adligen und insbesondere seinem „immeritierten Entspekter Bräsig“, einer genialen Schöpfung Reuterscher Poesie, in den Mund legt, und glänzende Erfolge damit erzielt. Der Herr Schulrat giebt nun einige Proben. Erst fragt er nach dem Fluß, an welchem das Dorf liegt; die Kinder wissen den Namen des ihnen wohlbekannten Flusses, der Busse heißt, ebenso wenig wie der Knabe des Götz von Berlichingen den Namen der Jart gekannt hat, an welcher seines Vaters Burg lag. Nun kommt die Sokratische Methode des Herrn Schulrat:

„Du weißt es nicht? Nur keine Scheu! —
Nun sag einmal, wenn Böses man gethan,
Was muß man später dafür leiden?
Du meine Tochter! Bu — Bu? Wer weiß es von euch beiden?“
„Dann thun wir Buße“, segt Fick Thran.
„Ganz richtig, und statt: Buße sagt ihr Busse,
Dann habt den Namen ihr vom Flusse.“

Dann will der Schulrat herausbringen, daß die Busse in die Havel fließt. Da fragt er nach dem, was vom Himmel herunterfällt. Die Kinder raten: „Regen, Schnee, endlich Hagel“. „Recht so, mein Sohn, nur statt Hagel: sagt ihr Havel! Aber in welchen Fluß fällt nun die Havel? — Ihr wißt's nicht? — Zählt einmal.“ Die Kinder zählen: „eins, zwei, drei, bis elf.“ — „Halt mein Sohn! Elf, das ist richtig; aber statt elfe sagt ihr: Elbe.“ — Nun aber:

„Herr,“ seggt Rosengräun,
„Dies Stück hätt ich Sie schon affeihn.
Das könnt ich auch. Wenn Sie das wollen
Dann müggt' ich woll 'ne Prauv afhollen.“ —
„Ja wohl, ja wohl, mein lieber Freund,
Das würd' mich ganz besonders freun.“
„Na, denn man zu,“ seggt Rosengräun,
„Da wir nu bei der Elbe seind,
So wolln wir sehn, wo diese bleibt.
Ins Erst geht sie nach Hamborg 'ran,
Wo sie sehr starke Schifffahrt treibt,
Und wo man wieder sehen kann,
Wie weise Gott es ingerichtet hat,

Digitized by Google

Daß bei 'ner jeden großen Stadt
Ein großer Fluß fließt auch vorbei."

Er fragt die Kinder eins nach dem anderen. Keine Antwort. Er läßt die Kinder bis zwölf zählen — aber es fällt keinem der Name ein, obgleich es so eine leichte Sache sei.

„Denkt doch bei „zwölfe" etwas nach!
Zwölfe, zwölfe — thut's euch überleggen.
Seid ihr denn alle in den Däf?
Da stehn sie nun, die Dameltäf!
Stats „zwölfe" müßt ihr „Nordsee" seggen!"

Zwei Bändchen von „Läuschen un Rimels" dieser Art mußten besondern Beifall finden bei einer Generation, die nicht mehr ganz auf derselben Bildungsstufe stand, wie die Reuter'schen Schulmeister, Bauern und Spießbürger, aber die sich mit stolzem Bewußtsein ihrer Fortschritte gegenüber ihren Vätern bewußt war. Ihre kulturhistorische Bedeutung als Volkswitze werden diese Schnurren sobald noch nicht verlieren.

Reuter's zweites Werk, „De Reis' na Belligen" ist im Grunde nur ein ausgeführtes „Läuschen". Die Idee entspricht etwa Knigge's „Reise nach Braunschweig" und Kotzebues „Landjunker zum erstenmal in der Residenz". Zwei gute Mecklenburger, „Badder Swart" und „Badder Witt" wollen mit ihren Söhnen nach „Belligen" reisen, um sie zu bilden. Über Neustrelitz kommen sie zuerst nach Berlin und erleben schon schlimme Abenteuer. Dann wird es schlimmer und schlimmer in gesunder, aber sehr grober Komik.

In „Keen Hüsung" (keine Behausung) wollte der Dichter höheren Flug versuchen, aber er verstieg sich mit seiner Tragik über seine Kräfte. Treue Liebe zum Volk lag freilich zum Grunde. In Mecklenburg durfte damals niemand heiraten, der keine Behausung hatte. Der Gutsherr konnte dieselbe versagen und versagte sie wohl, weil ihm möglicherweise durch die Verarmung seiner Leute schwere Kosten erwachsen könnten. Daß diese Ordnung zu harten Bedrängnissen unter der Arbeiterbevölkerung Anlaß gab und Auswanderungslust erweckte, war ein schwerer Notstand. Darauf gründet Reuter seine traurige Geschichte. Der Dienstknecht „Johann Schütt" und seine Braut „Marie" müssen heiraten; aber Johann kann keine Wohnung finden und erfährt von dem Gutsherrn auf seine dringendsten Bitten kalte Abweisung. Dies bringt

Digitized by Google

den leidenschaftlichen Menschen zur Wut und endlich zur Ermordung des Gutsherrn. Nun entflieht er nach Amerika und führt dort ein elendes Leben. Marie wird wahnsinnig und ertränkt sich. Der Dichter weiß nicht recht, ob er den Gutsherrn verdammen, den Knecht rechtfertigen soll. So läßt die Dichtung keinen reinen Eindruck zurück, weil die Entscheidung der sittlichen Wahrheit fehlt.

Mit „Hanne Nüte", der letzten seiner Dichtungen in Versen that Reuter den entscheidenden Schritt zu der Höhe, die er nachmals in seinen Erzählungen erreicht hat. Eine wahrhaft poetische Einheit darzustellen, ist ihm allerdings hiermit noch nicht gelungen. — Zum Grunde liegt eine idyllische, echt mecklenburgische Liebesgeschichte zwischen einem holdseligen Landmädchen „Fiken Schmidt", wegen ihres krausen, dunklen Haars „de lütte Pudel" genannt, und einem braven Schmiedegesellen, „Hanne Nüte". An dem Geschick dieser Liebesleute nimmt die ganze Vogelwelt der Gegend hülfreichen Anteil. Die Vögel greifen in die Handlung ein und spielen ein Stückchen Vorsehung und Gottesgericht. „Krischan Spatz" holt einmal ein Stück eines zerbrochenen Ringes aus dem Mauseloch hervor zur Entdeckung eines Mordes. Diese hier von Reuter in Scene gesetzte humoristisch gemütliche Personifikation des Tierlebens ist ungemein ergötzlich und poetisch. Es ist schade, daß der lieblichen Erzählung nun noch ein drittes dunkles Element durch eine Kriminalgeschichte mit Mord und Meineid eingeflochten ist, die den harmlosen Genuß stört.

Endlich kam Reuter auf den glücklichen Gedanken, die hemmenden Fesseln des Reimes abzuwerfen und in freier Bewegung ungebundener Rede seine Phantasie spielen, seinen Humor sprudeln zu lassen. Damit gelang es ihm, uns eine Reihe von Werken zu geben, die in ihrer Art unvergänglichen Wert haben, indem sie uns frische, eigenartige Bilder aus unserem Volksleben und damit ein Stück echter, treuer Kulturgeschichte geben, welche leben werden, solang es in Deutschland noch Leser giebt, die an poetisch wahrer Darstellung der Entwicklung einzelner Stämme und Zweige unseres deutschen Volkswaldes fröhlich teilnehmen und die Mühe nicht scheuen, in eine deutsche Mundart sich hineinzulesen, aus der die Wirklichkeit des Lebens zu uns spricht. Er nannte die Sammlung dieser Dichtungen „Olle Kamellen",

Digitized by Google

treffend genug; denn diese nützliche und heilkräftige Blume verliert, auch wenn sie alt wird und trocknet, nicht Kraft und Duft.

Gleich im ersten Bande hat er vielleicht das Beste geleistet, was er jemals geschrieben: „Ut de Franzosentied", ein unvergleichliches, volkstümliches Zeitbild. Die allen Deutschen unvergeßliche Zeit der Schmach und Schande unter dem Druck eines unbarmherzigen Eroberers, zugleich aber auch die erhebende Geschichte der Erneuerung und Erlösung unsers Volkes treten hier in unmittelbarer, packender Wirklichkeit und zugleich in lebendig poetischer Darstellung tief eindringlich vor uns hin. Die großen geschichtlichen Thatsachen erscheinen dabei in einem so eigenartigen, kleinmeisterlichen Bilde, so ganz mecklenburgisch getönt und empfunden, ja so ganz „Stavenhagisch", daß man alles persönlich miterlebt und sich mit hineingezogen fühlt. Dies Werk enthält in sich den vollgültigen Berechtigungsbrief für das Wesen dieser modernen und selbständig gefärbten Dialektdichtung und stellt ihn auf den Namen des Dichters Reuter aus.

Selten zeigt es sich so klar, daß das Nachschlagen in Litteraturgeschichten nicht Kenntnis und Beurteilung von Büchern giebt, sondern zum Lesen auffordern soll, als hier bei Reuters Geschichten, bei dieser Geschichte. Wer mit dem „Amtshauptmann Weber" mit dem „Ratsherrn Hese", dem „Uhrmacher Droz", mit „Mamsell Westfalen" und dem durchtriebenen Schelm „Fritz Sahlmann" Bekanntschaft gemacht hat, der weiß im alten Mecklenburg Bescheid, der kennt die Stavenhagenschen, nicht bloß ihre Geschichte von Hörensagen. Bei diesem Buche Reuter's wallt dem Leser nicht bloß der poetische Sinn und das heitere Behagen, sondern auch das deutsche Herz mit innigem Vaterlandsgefühl auf. Voll tiefer, humorvoller Gemütlichkeit ist die kleinere Geschichte „Woans ik tau 'ne Fru kamm."

„Schurr-Murr" — das heißt Gerümpel und Gerölle — trat sehr zurück und hat in keiner Weise etwas Befriedigendes, geschweige denn Erhebendes. Dagegen spricht Reuter im folgenden Werke: „Ut mine Festungstied" von den eigenen einst erlittnen herben Schicksalen mit einer Milde, einer Ruhe — und weiß die armen kleinen Freuden, die tropfenweise ihm zugemessenen Erquickungen, die schlau ersonnenen Erleichterungen auf eine Weise zu schildern, daß in dem Leser das Gefühl herzlicher Zustimmung und Befriedigung erwacht. Hier zeigt

Digitized by Google

sich die verklärende Macht der Poesie, die alle bittern Erinnerungen und Rachegedanken überwindet und gegenüber dem Bewußtsein, von Menschen Ungerechtigkeit zu erfahren, im Eingeständnis seines Teils von Verschuldung vor Gott und bei gesundem Sinne, trotz Kerkernot und Entbehrung, den stillen Stern der Freude aufgehn läßt und die Kraft verleiht, lächelnd das Leiden zu erzählen.

Die letzte und größte Dichtung Reuters führt den Titel: „Ut mine Stromtied" das heißt: aus den Zeiten, da ich mich in Landwirtschaft versuchte. Das Buch enthält Ereignisse, die der Dichter damals erlebte oder aus Mitteilungen aus diesem Lebenskreise schöpfte. Es ist die Geschichte eines braven Landwirtes „Havermann", der als Verwalter eines Gutes in langen Kämpfen der List und Bosheit seiner Gegner, die ihn vom Gute treiben und seine Redlichkeit in Frage stellen wollen, fast unterlegen wäre. Der dritte Band dieser „Stromtied", so viel Schönes und Charakteristisches er auch im einzelnen enthält, zeigt doch ein gewisses Hinuntersteigen von der dichterischen Höhe. Schon am Ende des zweiten Bandes ist der eigentliche Höhepunkt und die Reife zum wirkungsvollen und befriedigenden Schluß gefunden.

In der „Stromtied" begegnen wir der echt komischen und lebenswahren Gestalt des „immeritierten Entspekter Bräsig", einer der gelungensten Gestalten Fritz Reuters. Otto Glagau giebt in seiner Biographie Fritz Reuters den prachtvollen Typus des mecklenburger „praktiven Ökonomikers" in gelungener Charakteristik wieder:

„Zacharias Bräsig ist Junggeselle, aber nicht aus Neigung, nein aus harter Notwendigkeit. Sein „gnedigst Herr Graf" wollte keinen verheirateten „Entspekter" leiden, weshalb Zacharias, obgleich er „drei Brauten" hatte, doch nicht einmal „eine einzelne" heiraten konnte. Eine von den „drei Brauten" war Havermanns Schwester, die später „Madam Nüßlern" wurde. Er hat sie einem andern überlassen müssen, aber niemand kann ihm wehren, sie nach wie vor als die schönste und beste Frau im Herzen zu tragen, und „ihr lütt Kropzeug von Dirns", die Zwillinge Lining und Mining, mag er nicht anders betrachten, als wenn sie doch eigentlich seine wären. Deshalb kommt er fast jeden Tag, um nach dem Rechten zu sehen und Jung-Jochen, wie der Eheherr zum Unterschied von seinem Vater in der Familie heißt, für „'ne richtige Bewirtschaftung" zuzustutzen. Havermann ist sein Jugendfreund und

Digitized by Google

hat mit ihm zusammen die Wirtschaft erlernt, wo Pastor Behrens, damals noch Kandidat, beide in der „Provat" gehabt. — „Korl, weißt du noch mit's Rechen, als wir beide in die Regeldetri kamen? — Man suche die vierte unbekannte Größe — un dann wurd' erst der Ansatz genommen, un dann ging's los! In der Fixigkeit war ich dir über, aber in der Richtigkeit warst du mir über, auch in der Ottographie; aber in dem Stil, in Briefschreiben un's Hochdeutsche, da war ich dir wieder über. In diesen Hinsichten habe ich nachher mir ümmer weiter befleißigt, denn jeder Mensch hat sein Lieblingsthema, und wenn ich zu dem Pastor komme, so bedank' ich mich noch ümmer bei ihm, daß er mir Bildung beigebracht hat, un denn lacht er so vor sich hin und sagt, er müßte sich vielmehr bedanken bei mir, daß ich ihm dazumahl seinen Acker verpacht hätte, un daß er nu auf en guten Kuntrakt säße." Bräsig führt seinen Freund Havermann zu dem Herrn Kammerrat, und besorgt ihm die Verwalterstelle. Er erwirkt der kleinen Louise Aufnahme im Pastorhaus; er engagiert für das Nüßlersche Ehepaar einen „Gummiball" von Erzieherin; er assistiert bei der Einsegnung der Mädchen und zittert für sein Päth Mining, daß sie die große Wasserfrag kriegen (Wasser thuts freilich nicht, ꝛc.) und darin stecken bleiben werde, wie er sie leider vergessen hat; er kommt statt Louisen zum Rendezvous mit Fritz Triddelsitz, fällt aber, als er den „entsamten Windhund" einfangen will, mit seinem Podagra in den Graben. Genug, er thut alles und noch etwas mehr."

Diese Dichtung erfreut sich einer ganz ungewöhnlichen Verbreitung. Die heutige Lesewelt kennt den braven Havermann, den phlegmatischen Jochen Nüßler und seine fleißige Frau, den guten Pastor Behrens und seine runde, immer Staub wischende Frau Pastorin, und alle haben die Leute lieb gewonnen. Der Herr Pastor ist freilich im Grunde nicht viel anders, als weiland „Du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau"; aber er hat doch keine Ader von der rationalistischen Bissigkeit und Nörgelei, durch welche jener trotz aller ihm angebieberten Gemütlichkeit unausstehlich wirkt. Es freut uns um Reuter's und seiner Leser willen, daß er mit diesem alten Pastor so befreundet und sogar dessen pietistisch angefärbtem Nachfolger im Grunde ganz gewogen ist.

Mit diesem Buche hatte Reuter sich eigentlich ausgeschrieben. Was er späterhin geleistet, „Dörchläuchting", „De Reis

Digitized by Google

na Konstantinopel" und noch einiges andere Schurr-Murr aus seinem Nachlaß wird man zwar auch noch mit Vergnügen lesen. Aber in den „Ollen Kamellen" wird die Gegenwart und die deutsche Litteratur für immer ein schönes Besitztum behalten.

Reuters kerngesunder Sinn, seine harmlose Unmittelbarkeit des Urteils, die trotz aller schweren Erfahrungen von aller Bitterkeit freie, fröhliche und zuversichtliche Weltanschauung und der lachende Humor ohne jede innere Zerrissenheit deuten auf einen Untergrund kindlich unbefangener Religiosität. Schließlich ist es bei ihm doch lauterer Ernst und Wahrheit, aus denen diese lustigen Blüten entsprossen.

Klaus Groth ist allerdings tiefer und inniger, und seine wärmere Religiosität findet in poetischem Gewande und echt volkstümlicher Kraft den feineren, schöneren Ausdruck dafür.

Der „Verein für niederdeutsche Sprachforschung" giebt ein Jahrbuch heraus nebst denkwürdigen alten Schriftstücken und Büchern in plattdeutscher Sprache. Im „Jahrbuche von 1875" sind dreiunddreißig poetische Schriften erwähnt, die plattdeutsche Gedichte und Erzählungen enthalten. Sie möchten es alle Fritz Reuter nachthun und haben sich besonders seinen heitern Humor zum Vorbild genommen. Leider ist vielen dabei verborgen geblieben, daß dieser Humor aus sittlichem Ernst hervorgegangen ist. Die meisten verfallen in eitle Spaßhaftigkeit und fade Witzeleien, und das ist wider den Charakter unseres Volkes und wirkt, namentlich wenn sich die oberflächlichen Späße gegen das Heiligste richten, widerwärtig und abstoßend. Recht gelungen sind aber vier kleine Hefte „Stückschen ut de Mus'kist" von Joachim Mähl, einem Lehrer zu Reinfeld. Der Verfasser erklärt den Titel für „Mäusekiste" oder „Musenkiste" — je nachdem. „Lütj Anna", „Fanny", „Jean" und besonders „Tater-Mariken" (Zigeuner-Mariechen) sind hübsch. Ein alter Schulmeister nimmt ein ganz verwaistes Zigeunerkindchen an, zu seinem und des Kindes größtem Segen. Die Geschichte ist anmutig, lebendig erzählt, voll sittlichen und religiösen Ernstes, ohne heiteren Sinnes und frohen Scherzes zu entbehren, wie es der kraftvollen und gesunden Art unseres Volkes gemäß war, bevor irreligiöse Halbbildung es verdorben hat, denn bei Halbbildung hat Gottlosigkeit gelungenes Spiel. Erschütternd in ihrer einfachen

Digitized by Google

Tragik ist auch „Lütj Hinnerk“, eine plattdeutsche Geschichte von dem Holsteiner Max Hinrick Fehrs.

Neben Klaus Groth und Fritz Reuter können sich als liebreiche Kenner und Darsteller ihrer besonderen Volksart nur die beiden Österreicher Anzengruber und Rosegger behaupten.

Ludwig Anzengruber, eigentlich Gruber (1839—1889), wurde am 29. November zu Wien in dürftigen Verhältnissen, aber doch in einer lichten, warmen Häuslichkeit geboren. Zwar starb der poetisch begabte, idealgerichtete Vater früh, aber die liebreiche, treue Mutter, der der Sohn mit schwärmerischer Liebe anhing, wußte ihm unter allen Verhältnissen den heimischen Segen eigner Häuslichkeit zu erhalten, selbst als er nach buchhändlerischer Lehrzeit zum Theater ging und ein Wanderleben mit seiner Truppe führte. Später wurde er Schreiber bei der Wiener Polizei. Als er mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld“ plötzlich berühmt wurde, gab er sein Ämtchen auf und wurde 1871 Dramaturg am „Theater an der Wien“. Im Jahre 1878 erhielt er mit Franz Nissel und Adolf Wilbrandt den großen Schillerpreis des deutschen Kaisers. Später übernahm er die Leitung des Unterhaltungsblattes „Die Heimat“ und des „Figaro“. Mit großer Anerkennung und vielfacher Ehrung für seine Arbeit belohnt — er erhielt auch den Grillparzerpreis — starb er am 10. Dezember 1889 in Wien.

Das Verdienst Anzengrubers um die deutsche Dichtkunst ging weit über die Thatsache hinaus, daß er uns, entsprechend seiner Abstammung von Vaters Seite aus Bauernblut, von Mutters Seite aus einer Wiener Bürgerfamilie, einen lebendigen und naturwahren Einblick in das Leben oberbayrischer Bauern und altwienerischen, genußfrohen und leichtlebigen Bürgertums gegeben hat. Er hat das deutsche Volksschauspiel wieder belebt und mit dem echt volkstümlichen Schmuck von Gesang und Tanz ausgestattet, ohne jemals das Gebiet des Spektakelstücks und der Posse zu betreten. Lange Zeit wollte ihn der Klassicismus gelehrter, kritischer Doktrin nicht ernsthaft nehmen. Der Erfolg und die Liebe des Volks hat für ihn gesprochen und ihn als Dichter beglaubigt. Die Zuschauer und Hörer kommen bei ihm unbewußt ins Lachen und Weinen und aus dem einen ins andere. Wenn in dem tollen Übermut der „Kreuzelschreiber“ (1872) die in ihrer Einfachheit mächtig erschütternde Gestalt des alten „Brenninger-

Digitized by Google

bauern" erscheint und in Trübsalsnacht verschwindet, weil seine greise Frau infolge klerikalen Einflusses sich von ihm abgewandt hat, so empfinden wir durch das lebensfrohe Treiben dieser Kraftbauern, durch das Ringen und Raufen hindurch, daß vor uns eine furchtbar herbe Tragödie unserer Zeit voll Geistestyrannei und Gewissenszwang sich abspielt. Der Dichter predigt keine Tendenz. Wir erleben Wirklichkeit und schauern unter der Zucht einer Wahrheit zusammen.

Das erste Stück von Anzengruber, aber noch nicht unter seinem Namen erschienen, der „Pfarrer von Kirchfeld" (1870), machte ihn berühmt, war aber noch keine Bezeugung seines besten Vermögens, wenn auch schon von einer außerordentlich ansprechenden Geschicklichkeit. Die Stelle der starken Überzeugung nahm ein schmiegsamer, religiöser Liberalismus ein. Anstatt wahrer Rührung herrscht Sentimentalität vor. Aber es gab ein Stück Leben. Ist doch die Schwächlichkeit der liberalen Strömungen in der katholischen Kirche eine historische Thatsache und alle unter dem Namen des Altkatholicismus begriffenen Bestrebungen machen in ihrer Halbherzigkeit stets vor dem großen Entweder-Oder Halt, ohne sich zu einem reformatorischen Gedanken aufzuschwingen, gerade wie der „Pfarrer Hell" gegenüber dem Herrn „Kirchenpatron Finsterberg". Er stellt sich dem Konsistorium; das wird ihn versetzen, und damit ist es gut. Doch die Tendenz traf die Richtung der öffentlichen Meinung in Österreich, wo der neugestaltete Klerikalismus wie eine heilige Weltmacht dreist dem Staate gegenübertrat. Das eingelegte neckische Lied von Rosegger „Darf i's Diandel lieben", das übrigens der sentimentalen Heldin etwas fremdartig zu Gesichte steht, ließ zuerst auf diesen jüngern und größern Dichterfreund als Verfasser raten. Jetzt würde man das wohl nicht mehr thun können.

Von dem nächsten Stück, dem „Meineidbauer" (1871), an ging Anzengruber seinen festen Dichtergang, mit wechselndem Erfolge, zuweilen überschätzt, zuweilen nicht nach Verdienst erkannt. „Der Gewissenswurm", „Der Doppelselbstmord", „Das Jungferngift", „Das vierte Gebot", „Heimg'funden", „Der Fleck auf der Ehr", „Der ledige Hof", „Die Trutzige" und andere bezeichneten den Weg freudigen dramatischen Schaffens, der sich nicht müde senkte, sondern indem er dem Roman sich zuwandte, noch aufwärts stieg. Anzengrubers Geschichten bezeichnen den Höhepunkt

Digitized by Google

seiner Kunst, namentlich die Dorfromane „Der Schandfleck“ (1877) und „Der Sternsteinhof“ (1884). Hier entzückt die ruhige Gelassenheit der Schilderungen, die Einfachheit der Darstellung auch bei den furchtbarsten Verhältnissen und Vorgängen. In beiden Romanen handelt es sich darum, wie die schlichte gesammelte Willenskraft, hier der liebreichen Herzensgüte, dort der zielbewußten, klugen Strebsamkeit, zum Ziele führen. Bei Anzengruber handelt es sich nicht um den üblichen Mechanismus des Gegensatzes: Tugend und Laster, — nicht um die platt moralische Verteilung von Lohn und Strafe. Es sind die oft so unbegreiflichen Lebensschickungen, deren Verständnis auf dem Wege der Seelenkunde wohl gesucht, kaum begriffen, nie erklärt wird. Alles wird verbunden und versöhnt durch einen reifen Optimismus, der von moderner Zerrissenheit nichts weiß. Selbst wenn im „Schandfleck“ dem Bruder der Heldin das entsetzliche Los fällt, äußerlich der Gatte der Schwester zu werden, und er in seiner Verzweiflung das Leben verschleudert und dem Tode nicht mehr ausweicht, fällt auf sein Ende ein versöhnlicher Strahl, der, wie ein echter Dichter es vom Gange der großen Geschichte lernt, lange nachleuchtenden Segen schafft. Der junge Bauer kommt dazu, wie ein grauenhaft gezeichneter Unhold gotteslästerliche Gewaltthat an einem Kinde verüben will, läßt sich in einen wilden Kampf mit dem Wüterich ein und stürzt im Ringen auf Tod und Leben mit ihm in den Abgrund. Wie ein leuchtender Abendfriede nach furchtbarem Tagessturm senkt es sich auf dies plötzliche, grauenhafte Sterben des im Leben so unglücklichen Menschen, wenn von dem geretteten Kinde erzählt wird:

„Dann betete das Kind lange. Erst der Totengräber, der mit dem Spaten herankam, scheuchte es von dem Grabe weg, und es schickte sich zur Heimkehr an. Was nahm es mit sich? Das feste Vertrauen, daß auch der Ärmste auf der Welt nicht ungestraft gekränkt werde, daß immer gute und hilfreiche Menschen für ihn einstünden, wie ja einer derselben durch seine Blutzeugenschaft bekräftigt.

Es war ein kurzes, jäh abgerissenes Menschenleben, ein zernichtetes, verkommenes Sein, das sich da in kühler Erde barg, beklagt und betrauert von denen, die es mit angesehen, wie es verkam und verging; aber nun deckte die Scholle dasselbe und alsbald auch sein Gedächtnis.

Digitized by Google

Doch über das Grab hinaus, in Jugendfrische, wie er dahingeschieden, der Schönste, der Stärkste im Lande, ja er wohl im ganzen Lande, im Unglück selbst dem Tode zu Trotz noch Herr und Meister, der Bravste, lebt er im Angedenken der kleinen Everl. Die Kinder des jungen Weibes, die Enkel des Mütterchens, sie werden zu erzählen wissen von dem Müllerssohn zu Langendorf."

Es ist wohl ein seltsames Ding, daß ein Stadtmensch, ja ein Großstädter, wie Anzengruber, sich so tief und richtig in bäuerliches Wesen hineindenken konnte. Es geschah nicht auf dem Wege mühseliger Abstraktion, sondern mit jener unmittelbaren, divinatorischen Anschauungskraft des echten Dichters, die einem Schiller im „Tell" ein so anschauliches Bild der Hochalpenwelt schenkte, ohne daß er die Schweiz je gesehen hatte. Neben Anzengruber steht sein größerer Freund, der Bauerndichter von Gottes Gnaden und aus eigener Natur. Erlebten wir an dem einen, wie der Dichter zum Bauer wurde, so ist bei dem andern der Bauer zum Dichter geworden.

Peter — eigentlich behaftet mit dem ungeheuerlichen Namen Petri Kettenfeier — Rosegger wurde am 31. Juli 1843 zu Alpl bei Krieglach in Steiermark geboren. Sein Vater, ein ganz einfacher, frommer Bauersmann, und seine Mutter, eine sinnige, erzählungsfreudige Frau vermochten ihm kaum Unterricht geben zu lassen. Als Hirtenjunge wuchs er auf. Eine eigentliche Schule hat er nicht besucht. Ein alter, abgesetzter Schulmeister lehrte ihn Lesen und Schreiben. Zu schwach zur Feldarbeit, wurde er zu einem Wanderschneider in die Lehre geschickt, mit dem er vier Jahre in Häusern und Hütten umherarbeitete. Unwiderstehlich regte sich in ihm die dichterische Schaffenslust. Nachts beim flackernden Kienspan schrieb er Gedichte und Geschichten, Schauspiele und Aufsätze bunt durcheinander, um sie an Freunde zum Lesen zu geben. Als er davon auch an die „Grazer Tagespost" gesandt hatte, nahm sich der Redakteur Dr. Albert Swoboda freundlich des keimenden und wogenden Talentes an und verschaffte ihm durch einen Aufruf die Mittel zur weiteren Ausbildung. Ein vierjähriges Studium — von 1865 bis 1869 — auf der Grazer Handelsakademie förderte seine allgemeine Bildung so weit, daß er unter der schützenden Empfehlung von Robert Hamerling seine erste, gut aufgenommene Dichtung im steirischen Dialekt herausgab. Seit der Zeit hat ihn „Mutter Styra" — die

Digitized by Google

Steyermark — wirklich als ihr Kind gehegt. Der Landesausschuß bewilligte ihm auf drei Jahre ein Stipendium. Fleißiges Studium und größere Reisen durch Norddeutschland, Holland und die Schweiz, später auch nach Italien, förderten und reiften den so überaus glücklich geführten Dichter, dem es wie wenigen Menschen vergönnt war, die Gaben, die in ihm waren, zu erwecken. Aufs beste ist er vor den Gefahren des Autodidakten und der Halbbildung bewahrt geblieben — des fanatischen Eigensinns und der Einseitigkeit. In seinen Werken ist ein steter Fortschritt wahrzunehmen. Von der treuen Schilderung seiner Heimat und des Lebens seiner Leute im Dialekt, von der Darstellung des einfach Menschlichen und Natürlichen in jener hohen Einfalt, in der trotz trennender Jahrtausende sich Homer und Jeremias Gotthelf begegnen, ist er zur seelenkundigen Entwicklungsgeschichte und Leidenskunde des Gemüts gelangt, um ein machtvoller Prediger für Menschenwohl und Bruderliebe zu werden. Während es dem erfahrenen Volksmann Österreichs nahelag, die lähmende Kraft des Priesterbannes scharf zu bekämpfen, hat er sich vor allem Radikalismus gehütet und trotz seiner hülfreich bewährten Liebe zu den armen Protestanten die Mutterkirche nicht verlassen, sondern duldsam und pietätvoll anerkannt, was nur anzuerkennen war. Nach seiner eigenen Erklärung möchte er als seine Aufgabe bekennen, die heimische Kirche mit dem Geiste des Evangeliums zu erwecken. Von jener religiösen Gleichgültigkeit, die für festliche Anlässe das Gewand der Toleranz anlegt, hat er durchaus nichts. Eine tiefe Achtung vor dem Bestehenden, Althergebrachten trennt ihn vom modernen Liberalismus. Die klare Erkenntnis der schweren Schäden, unter denen das Leben seines Volkes leidet, hat ihn doch nicht zum Pessimismus geführt. Der tiefe Schmerz des Mitleids äußert sich bei ihm im Ton der milden Entsagung.

Die warme Liebe zu seinem Volke hat ihm einen Dank gebracht, wie ihn wohl keiner der lebenden Dichter, überhaupt kaum je einer bei Lebzeiten geerntet hat. Als er fünfzig Jahre alt wurde, beging man den Tag des beglückten Poeten wie ein patriotisches Fest seines Heimatlandes. Als Ehrengabe erhielt er ein Haus in Graz und — was er selbst in seiner herzlichen Weise wie ein reichbeschenktes, dankbares Kind empfand — freie Fahrt auf den heimischen Eisenbahnen.

Digitized by Google

Auf den Naturbildern Rosegger's liegt es wie Sonnenlicht. Man hat auf Adalbert Stifters Einfluß hingewiesen — wohl mit Recht. Aber dieses Poeten gewissermaßen lyrische Landschaften erreichen nicht die selbständige Naturkraft und den freien Wurf der Darstellung, in der Rosegger die Natur zum Menschenherzen sprechen läßt.

Die ersten Schriften aus dem Anfang der siebziger Jahre waren sämtlich Hochlands- und Sittenbilder aus Wäldern und Bergen Steiermarks mit sehr nahe untereinander verwandten Titeln. Von ganz hervorragendem Werte und Erfolg war „Die Schriften des Waldschulmeisters" (1875). Die stille Einfalt und Gelassenheit eines Mannes, der auf ein schönes Lebensglück verzichten mußte — ähnlich wie bei Stifter im „Heidedorf" — und nun Kraft in der stillen Einsamkeit der Natur und seine große Lebensaufgabe in der sittlichen Hebung einer Bevölkerung von rohen Waldmenschen sucht, ist in diesem Ich-Roman prächtig dargestellt. Da ist nichts von doktrinärem und moralisierendem Wesen. Die lebendigen, erschrecklichen Menschen und Thatsachen schreien gegen diesen Helden der Entsagung, aber sein festes, leises Thun predigt sie nieder und richtet sie auf.

Unter der reichen Fülle der Werke dieses fleißigen und fruchtbaren und doch keineswegs ausgeschriebenen Schriftstellers — es sind wohl jetzt schon über sechzig Bände! — ist es schwer, ohne ungerecht zu sein, bestimmte hervorzuheben. Von frischem Reize sind die „Geschichten aus den Alpen", „Höhenfeuer", „Hoch vom Dachstein" und Verwandtes.

Ein großes und bedeutendes Werk, allerdings was das Zeitkolorit und die Ortsverhältnisse betrifft, hochphantastisch und doch trotz des düstern Problems von realistischer Färbung und echter Leiblichkeit der Menschengestalten ist „Der Gottsucher" (1885). Die Geschichte wird in eine alte, nicht zu bestimmende Zeit verlegt. Desgleichen wird man die Namen der Landschaft, der Berge und Flüsse trotz der naiven Angabe bestimmter Namen vergeblich auf einer Karte suchen. Dem Dichter schwebt etwa das Thal von Tarvis am Karawankengebirge mit dem heiligen Luschariberge vor. Eine Art überschwenglichen Sonnendienstes auf Grund heidnischer Naturanbetung glüht unter der Asche römischer Kirchenherrschaft und bricht am Sommersonnenwendtage mit dämonischer Gewalt hervor. Ein schwüler, bestrickender Zauber ruht

Digitized by Google

über der Geschichte. Der geistliche Herr und Voigt, der die uralten Gebräuche ausrotten will, wird ermordet. Die Gemeinde verfällt in ihrer sichern Weltabgeschiedenheit einem Leben voll zuchtloser Greuel, bis endlich ein tiefer, gottsuchender Geist die ganze zum heiligen Tage in einem seltsamen, riesigen Holztempel versammelte Gemeinde dem Flammentode übergiebt, um aus Asche und Schutt durch diese Sühnung eine neue, bessere Zeit zu erwecken.

Von einer brennenden, mitleidigen Liebe zum Volke zeigt sich Rosegger überall erfüllt. Tiefe sociale Notstände, deren teilweise Unvermeidlichkeit er zu leugnen nicht unternimmt, aber aus vollem Herzen beklagt, weiß er zu geschichtlichen, greifbaren Vorgängen zu gestalten und das Leid jedem, der es kennen lernt, zu eigen zu machen, so in „Jakob der Letzte“ (1888) den Untergang bäuerlichen Daseins durch strenge Anwendung der Forstgesetze und in dem 1896 erschienenen Roman „Das ewige Licht“ die schwere Anklage gegen die übermächtige Herrschaft des modernen Wesens mit ihrer auflösenden und verzehrenden Gefahr für das Altehrwürdige.

Seltsam anziehend ist die mit dem „Gottsucher“ einigermaßen verwandte Geschichte „Martin der Mann“, die auch nirgendwo und nirgendwann spielt und doch mit ihren weltfernen Ereignissen kraftvolle Psychologie, zeitbeherrschende Ideen und ein prächtiges realistisches Gewand lebendiger Gegenwart zeigt. Wie in jenem anderen Roman geschieht alles in Steiermark. Die fabelhafte Vorstellung von dem sanften, biedern Herzogsmörder, den die Erbin liebt, gewinnt wirklich eine durchaus wahrscheinliche und greifbare Gestalt. Die kleine liebenswürdige, romanhafte Selbstbiographie „Heidepeters Gabriel“ (1886) und der historische Roman „Peter Mayr der Wirt an der Mahr (1873) — eigentlich mehr moralisierend und enthusiastisch, als geschichtlich im Ton — zeigen auch dieselbe hohe Kunst des Erzählers, wie Roseggers übrige, noch nicht erlahmte Schöpfungen, haben aber beide nicht so viel von seiner erwärmenden und hinreißenden Eigenart. Von mächtigem Eindruck ist sein Drama „Am Tage des Gerichts“ (1892) mit der einfachen Sprache und der elementaren Kraft des Gegensatzes von gut und böse. Nur bei Tolstoi findet man eine ähnlich-naive Gegenüberstellung der in der Menschheit wirkenden Hauptmächte und die Einfalt des Dichters, der unerschütterlich den Sieg der Wahrheit und Liebe

Digitized by Google

verkündet. Auch die Sprache erinnert an den russischen Apostel der radikalen Humanität.

Die größte Meisterschaft in der Behandlung eines socialen Problems hat Rosegger in seinem letzten, großen Roman „Erdsegen" (1900) erlangt. Diese schlichte Verherrlichung des Landbaues, des kleinen bäuerlichen Wesens und Wirtschaftens und der altgläubigen Väterart ist mit einer so warmherzigen und ergreifenden Thatsächlichkeit vorgetragen, die Liebe zum naturgemäßen, von allem Bildungsfirnis und von zersetzender Aufklärerei freien Menschenleben spricht uns mit solcher Kraft an, daß wir dem Erzähler, diesem echten, dankbaren Sohn seines Volkes, mit voller Hingebung und inniger Freude folgen.

Der Held dieses Ich-Romans in Briefen an einen Freund ist ein junger Schriftsteller, der mit seinem Verleger in einer frivolen Litteratengesellschaft um eine bedeutende Summe wettete, er wolle ein ganzes Jahr als richtiger Bauernknecht auf dem Lande leben. In einem Gehöft des Vorarlbergs kommt die Ausführung zu tapferem Vollzuge. Dem modernen Bildungsphilister erschließt sich eine neue Welt inmitten dieser, mit köstlichem Realismus gezeichneten, ländlichen Typen, die in größter Mannigfaltigkeit um ihn her erscheinen. Neben den protzigen Großbauern, den breitspurigen Besserwissern, den schmutzigen Knollfinken, den gemeinen Weibern, den gänzlich herzlosen Geizhälsen erscheint die stille Größe des genügsamen Arbeitsmenschen, die fromme Einfalt des freien Gehorsams gegenüber der Mißwirtschaft der Beamten, der Ausbeutung der Landhändler und Auswucherer und den schweren Heimsuchungen, die das Leben den Armen und Kranken bringt, in rührender Hoheit. Wundervoll ist der verständnisvolle Umgang mit der Natur und der Tierwelt. In dieser gesunderzieherischen Umgebung verliert der Held allen seinen Bildungsdünkel und lernt die Großmächte des Menschenlebens verehren: den Segen der Religion, der Arbeit und der wahrhaften Daseinsfreude.

Schließlich wird der Erzähler um den Preis der Wette betrogen, hat aber doch dabei sein Lebensglück gewonnen. Er ist durchaus kein Normalmensch, was Urteil betrifft. Das ganze Unternehmen deutet ja schon auf eine unleugbare Schrullenhaftigkeit. Die Unbefangenheit, mit welcher die bäuerliche Idealnatur seiner Heldin geschildert wird, die ihn schließlich beglückt, nachdem ihr Verführer, der pockennarbige Schulmeister sie verlassen hat, jagt dem Leser einen

Digitized by Google

kleinen Schauder ein. Der Schluß mit seiner Reklame für die illustrierte Zeitschrift „Die Woche", in der der Roman erschienen, ist von einer schier rührenden Geschmacklosigkeit. In der künftigen Buchausgabe wird diese wesenlose Zuthat wohl verschwinden. Merkwürdigerweise schaden diese Mängel dem Gesamteindruck wenig. Handlung und Einzelfiguren treten zurück vor dem Gesamteindruck des Bauernlebens. Wenn Rosegger den Erzähler schließlich seine Lebensharmonie in der beglückenden Einigung von Schriftstellerei und Bauerntum finden läßt, erkennen wir ihn selbst wieder, der durch seine Lebensführung zu dieser Erfahrung gelangte und im Liebesdienst gegen sein Volk die schöne Befriedigung fand.

Unter denen, die zwar nicht von der leidenschaftlich einfältigen Liebe wie Rosegger durchglüht waren, aber doch an ihres Volkes Eigenart eine herzliche Freude empfanden und sie in ihren Bildern und Geschichten wiedergaben, war der scharf tendenziöse und wenig objektive Deutsch-Böhme Joseph Rank, geboren 1816 zu Friedrichsthal an der Grenze der bayrischen Oberpfalz mit seinen zahlreichen Schriften, „Aus dem Böhmerwald" (Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben), „Eine Mutter vom Lande", „Weißdornblüten", „Moorgarten" und anderen, der ehrliche Revolutionär August Peters (1817—1864) aus Taura mit seinen „Erzgebirgischen Geschichten", „Die Tochter des Wilddiebs" und anderen, der fleißige Sagenforscher und Kenner der Harzgegend Heinrich Pröhle (1822—1895), dessen populäre Werke „Aus dem Harze", „Der Pfarrer von Grünrode", „Harzsagen", „Harzbilder", „Unterharzische Sagen", „Leben des alten Kohlmeisters Hillebille", „Erzählungen aus dem Harzgebirge" längeres Leben verdient und gewonnen haben, als seine biographischen Bilder von Lessing, Goethe, Schiller, Bürger, Wieland, Heinse und Heine und seine Romane und Gedichte.

Sehr originelle, gut, aber zuweilen etwas breitspurig geschriebene Bilder aus dem jüdischen Volksleben Böhmens gab Leopold Kompert (1822—1887) in seinen Büchern „Aus dem Ghetto" „Böhmische Juden", „Geschichten einer Gasse" und andere, übertroffen an starkem wirkungsvollem Lokalkolorit durch die interessanten polnisch-jüdischen Novellen „Voegele

Digitized by Google

der Maggid" und „Mendel Gibbor" des bekannten, demokratischen Begründers der „Urwählerzeitung" der spätern „Volkszeitung", Aaron Bernstein (1812—1884) zu Berlin.

Theodor Pantenius, geboren am 10. Oktober 1843 zu Mitau in Kurland, lange Zeit Redakteur der illustrierten Zeitschrift „Daheim", schildert Land und Leute von Kurland — „Im Gottesländchen", „Kurländische Geschichten" und die Romane „Allein und frei" und „Die von Kelles".

Ganz besonders hervorzuheben sind die Emsländischen Geschichten und Sittenbilder von Emmy von Dincklage (1825—1891). Die Werke dieser Schriftstellerin „Geschichten aus dem Emslande", „Heimatgeschichten", „Emsland-Bilder", „Vier Emslandgeschichten", „Die Dorfnihilistin und sieben andere Novellen" zeichnen sich neben zahlreichen Romanen und Novellen anderweiten Inhalts durch eine erfreuliche Kraft und Sicherheit der Erfassung aus. Diese schwerfälligen, knorrigen, harten Bauerngestalten, deren eintönige Art kaum durch List und Habsucht in Fluß gebracht wird und deren Herzenskälte nur selten an bigotter Religiosität erwarmt, zeigen doch so viel echt Menschliches und Tüchtiges, daß der Leser sich von diesen unliebenswürdigen und eigentlich recht ungeschlachten Leuten viel mehr angesprochen fühlt, als von den schön kostümierten Almenleuten, die immer mit Almenrausch und Edelweiß herumwirtschaften.

Ein gutes Charakterbild deutsch-böhmischer Art und zwar hauptsächlich protestantischen Bekenntnisses giebt der aus dem römischen Priesterstande infolge des Unfehlbarkeitsdogmas ausgeschiedene Professor Anton Ohorn, geboren am 22. Juli 1846 in Theresienstadt, jetzt in Chemnitz, mit zahlreichen Romanen, Novellen und Dichtungen, namentlich mit seinem Roman „Das neue Dogma".

Die Freude an Volkstum und Vaterland ist etwas Kräftigendes und Gesundes und gehört zu den edelsten Ergötzungen für Geist und Herz. Sie kann aber zu Übertreibungen und Ungesundheiten führen, wenn Tagessport und Modesucht sich hineinlegen. Dazu gehört auch das Behagen an sogenannten „Naturdichtern", das nur bei starker Resignation von Urteil und Geschmack sich ermöglicht. Karl Weiß-Schrattenthal, dessen Specialität die Verherrlichung des Weiblichen in Poesie und Litteratur ist, hat, nachdem „Fürstliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen"

Digitized by Google

behandelt waren, sich an die Entdeckung deutscher Natur- und Volksdichterinnen gemacht und Katharine Koch, Johanna Ambrosius, Ada Linden, Stine Andresen dem Lesepublikum vorgeführt. Es handelt sich bei diesen Bestrebungen und ihrer Beurteilung meistens um einen doppelten Irrtum. Einesteils verwechselt man die Reflexwirkung in jenen empfänglichen Gemütern mit der treibenden Nötigung dichterischen Talents. Andrerseits übersieht man, daß die poetischen Anschauungen und Gestaltungen bei diesen Naturdichterinnen gar nicht unmittelbar aus der Umgebung und dem inneren Erlebnis entspringen, sondern daß sie nur angeeignete Vorstellungen und aus einer höhergelegenen Bildungssphäre übernommene Eindrücke sind. Denn die notwendige Bedingung für die Echtheit dieser emphatisch so genannten „Naturdichtung" müßte doch in der treuen Spiegelung der landschaftlichen und volkstümlichen Sonderart liegen, anstatt daß man nur allgemein menschlich-poetische Äußerungen vorgesetzt erhält, die den Beweis liefern, daß Verfasserin Hochdeutsch gelernt und viele Gedichte gelesen hat. Wir finden vielmehr die treue Unmittelbarkeit, den Erdgeruch und die beherrschende Stammesart gerade bei den Dichtern des prägnant gebildeten Standes. Sie haben die Liebe und Kraft der vollen Hingebung, die der Halbbildung immer so schwer fällt. Wie erschließt sich die Schweiz in den Dichtungen des großen Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf! Wie geht der scharfe Seewind über den Strand und das Moor, wenn Storm erzählt und singt! Wie atmen wir die reine kraftvolle Dithmarscher Luft aus Klaus Groth's Gedichten, und was sollten Holtei's Geschichten und Verse uns anderes zu verkünden haben, als schlesische Eigenart!

Das bleibt der große Erkennungszug wahrhaftiger Volksgedichte, daß das Vaterland darin atmet und seinen Herzschlag zu erkennen giebt. Ein starker, treuer Sohn hat es nicht nötig, seine Mutter der Welt bekannt zu machen, sie mit süßem Lob zu schmücken und zu preisen. Seine Liebe leuchtet ihm aus den Augen. Ihr Wesen spricht aus ihm. Er sieht ihr ähnlich. Sein Thun kommt ihr zu gute. Seine Werke gehören ihr. Das bezeugt seine Echtheit.

Digitized by Google

Die epischen Versuche

sind in unserer Zeit nicht so reichlich, vor allen Dingen nicht so kraftvoll und gesund gewesen, wie wir es unserm deutschen Volke wünschen möchten, und wie es von einer kraftvoll aufblühenden Nation zu erwarten steht. Das Epos ist die älteste und ureigenste Form der Volkspoesie. Es schließt in sich das Singen und Sagen und drückt die kindliche Lust am Erzählen und Hören aus, zugleich den Preis des Höchsten und Herrlichsten, was der Mensch kennt, des Waltens der Gottheit und der Großthaten der Väter. Es ist also ein Spiegel der Volkskraft und ein Zeugnis von religiösem und heroischem Volksbewußtsein. Man möchte diese Erklärung nicht gern in ganzer Schärfe der Bedeutung aufrecht halten. Denn sonst würde sich daraus über das deutsche Volk ein Urteil ergeben, das auf mangelhaftes Selbstgefühl lautete. Denn was wir in der Gegenwart an epischer Poesie haben, entbehrt mit wenigen Ausnahmen der echten Kraft und nationalen Tüchtigkeit, während die Vorzüge des leicht dahinströmenden Flusses, der gewandten Darstellung und klingenden Reimfertigkeit unbestreitbar sind.

Die älteste Form des Epos ist religiös. Alle Urpoesie zeigt religiöse Art. Religion, Geschichte und Poesie bilden in der Kindheit der Völker nur einen und denselben Ausklang des Volkslebens. Das beweisen die morgenländischen wie die nordischen und deutschen Urpoesieen.

Von dem altheidnischen Mythenstoff der ältesten, deutschen Dichtung, deren kümmerliche Reste uns in den „Merseburger Zaubersprüchen“ aufbehalten sind, geht die Dichtung der Heldensage, wie sie im Hildebrandslied uns noch aufbehalten und aus den Liedern der Edda noch einigermaßen zu entnehmen sind, zu christlichen Stoffen über wie im „Heliand“ u. s. w. Zu den Mythen,

Digitized by Google

die aus Naturvergötterung stammen, treten allmählich geschichtliche Erinnerungen. So entstehen Volkssagen und Heldenlieder. Die großen Kreise der Nibelungen- und Amelungenlieder, der alten Siegfried- und Dietrichsagen mit ihren üppigen Auswucherungen verloren in der Entwicklung der rittermäßigen, höfischen Poesie allmählich ihr nationales und volkstümliches Gepräge und zogen die keltischen, britischen, normännischen und romanischen Dichtungsstoffe, die Arthus-, Gral- und Parzifalsagen mit in den Bereich einer gewissen standesmäßig bestimmten und internationalen Betrachtungsweise.

Nur allzunatürlich war es, daß mit dem Sinken von Deutschlands Machtstellung und bewußter Führung der Weltereignisse auch dieser Verfall des Epos verbunden war. Geriet doch sogar das schönste Denkmal der mittelalterlichen deutschen epischen Poesie, das Nibelungenlied, derart in Vergessenheit, daß es später förmlich neu entdeckt werden mußte, und daß jahrhundertelang das deutsche Volk keinen Geschmack daran finden konnte, sondern diese Lieder für sonderbare und plumpe Erzeugnisse einer nun zum Glück überwundenen rohen Vergangenheit hielt.

Der Mann, der auf dem Gebiet der deutschen Sprache mit einer so hohen reformatorischen Bedeutsamkeit hervortrat, daß seiner Zeit nur Luthers gewaltiger und echt nationaler, äußerlich sprachlicher und innerlich pädagogisch-poetischer Einfluß größer gewesen war — Klopstock — begann mit der richtigen Unmittelbarkeit des Genius sein Werk, indem er das Epos und zwar das religiöse Epos neu erweckte und mit seinen feurig schwärmenden, kraftvollen Liedern das Selbstgefühl des Volks zu stärken versuchte. Nach beiden Richtungen hin traf er für die große, breite Masse den entflammenden Ton nicht. Die kunstmäßig abstrahierende Form hielt eine unmittelbare Erwärmung zu Liebe und Verständnis des Volkes fern. Aber die geistigen Führer des Volkes gerieten in eine schwärmerische, nach unsern Begriffen überschwengliche Begeisterung. Die Geschichte des „Hainbundes" erfüllt uns jetzt mit einer humorvollen Rührung. Die heutige ehrfurchtsvolle, aber eigentlich nur offiziöse Bewunderung für den „Messias" und das litterarisch schulmäßige Rühmen seiner Oden und Barditе sind doch nur ein sehr kühler Ausdruck dessen, was sein Volk ihm als bleibenden Lohn schuldet. Diese Äußerungen entsprechen nicht im entferntesten der maßlosen und zum Teil überspannten,

Digitized by Google

dabei im tiefsten Innern aber doch wahrhaftigen Aufnahme, welche die poetisch angeregten Kreise seiner Zeit dem neuen Erwecker der deutschen Dichtung, insonderheit dem großen „Epiker" Klopstock darboten. Der Kultus seiner Person erscheint uns heute sehr kindlich und war doch eine rechte Antwort auf die Großthat des hohen Dichtergeistes.

Nach einer ganz andern Richtung hin und so undeutsch wie nur möglich behandelte sein Zeitgenosse, der talentvolle Wieland, in einem kosmopolitisch-ironischen Sinne das Heldengedicht. Wenn seine Zeit bei ihrer Abhängigkeit von französischem Geschmack den Sänger des „Oberon", des „Neuen Amadis" und anderer Dichtungen anmutig und geistvoll fand, so ist die Nachwelt ungerührt und gerecht mit ihm ins Gericht gegangen und bezeichnet den einst berühmten Witz seiner Schöpfungen jetzt als frivol und schlüpfrig.

Goethe hat mit seinem wunderbaren Verständnis des deutschen Geistes aus den Umwälzungen einer Zeit, an deren Eingang und Ausgang die gewaltigen Säulen im Völkermeer, Friedrich der Große und Napoleon, standen, das Lebenszeichen getroffen, was als bleibendes Gesundheitsmerkmal seines Volkes auf bessere Tage wies, um es dichterisch zu verklären — die Doppelgabe: deutsches Familienleben und unverwüstlicher, naturfroher Volkshumor. Seine beiden Epen: „Hermann und Dorothea" und „Reineke Fuchs" zeigten, wo die starken Wurzeln einer schönen Zukunftsblüte lagen. Unübertroffen, kaum vergleichlich, stehen diese beiden Kunstwerke im Ehrensaal der deutschen Dichtung, das eine von unerschöpflicher erzieherischer Kraft für unsere Jugend, ein Kleinod an Geistesschöne, das andere ein Zeugnis uralten, urgesunden, darum immer jungen Volkswitzes.

In gewisser Beziehung konnte an Goethe das vielseitige und unerschöpfliche Talent Rückert's erinnern, der — ein Mannesbild von charaktervoller, deutscher Tüchtigkeit und Vaterlandsbegeisterung — doch auch mit seinem Verständnis und liebevollem Eingehn auf fremde Art die Dichtergärten fernab lebender Völker durchwanderte und indische wie persische Stoffe, wie die herrlichen Epen: „Nal und Damajanti", „Rôstem und Suhrab" zum neuen Eigentum des germanischen Geistes machte, so daß wir in diesen uralten, junggebliebenen Liedern köstliche Unterpfänder stammverwandten, indogermanischen Geistes begrüßen können.

Digitized by Google

Nach Herder's Vorgang, der uns eine Krone spanischer Poesie, den „Cid" zu eigen machte, lenkte die Romantik unsere Aufmerksamkeit auf die Dichtungen des ihr sinnverwandten romanischen Auslands. Italien, Spanien und Portugal boten zu diesem schwelgerischen Mal freiwaltender Weltpoesie herrliche Früchte. Tasso's „Befreites Jerusalem", Ariost's „Rasender Roland", Kamoën's „Lusiaden" haben in der geschickten Übersetzung von Gries nicht viel von ihrer ursprünglichen, lockenden Frische eingebüßt.

Ernst Schulze führte mit den beiden romantischen Epen: „Die bezauberte Rose" und „Cäcilie" nach Süden und nach Norden und behandelte beide Stoffe und weit auseinanderliegende Gestaltungen mit derselben sinnlich schönen Formenglätte und Weichlichkeit. Daneben erstanden, gleichfalls angeregt durch die Romantik und insonderheit unter dem Einfluß der Germanisten jene Umdichtungen unserer mittelhochdeutschen Sagenstoffe. Vornehmlich gaben Simrock's Bearbeitungen des Nibelungenliedes, der Gudrun, des großen und kleinen Heldenbuchs, der Amalungen- und Wielandssage Anstoß zu verwandten dichterischen Arbeiten, die ihre Tönung von dorther entlehnten, so Immermann's und Kurz's „Tristan und Isolde", „König Sigurds Brautfahrt" von Geibel und viele andere. In neuester Zeit hat Wilhelm Hertz von der Münchener Dichtergruppe (vgl. S. 414) in hervorragender Weise sich als anmutigen Erwecker und Umdichter des alten rittermäßigen Epos, namentlich mit „Lanzelot und Ginevra", und „Rolandslied" u. a. bethätigt, dazu das humoristische Epos „Bruder Rausch, ein Klostermärchen" gefügt.

An wertvollen, längeren, erzählenden Gedichten, denen man nicht recht die Bezeichnung Epos geben kann, weil Auffassung und Gliederung ganz lyrisch sind, fehlt es unserer Litteratur nicht. „Otto der Schütz" von Kinkel ist bereits eingehend besprochen. Ihm reiht sich der „Grobschmied von Antwerpen" von demselben Dichter an. Es ist eine sehr gefällige Lebensgeschichte des holländischen Malers Quintin Messis, der vom Ambos in die Gemeinschaft hochbegnadeter Künstler emporstieg.

Neben Kinkel verdient Otto Roquette (1824—1896) aus Krotoschin genannt zu werden, der als Lehrer der Litteraturgeschichte in verschiedenen Anstalten in Berlin und

Digitized by Google

Darmstadt wirkte. Er machte sich durch das launige Rheinweinmärchen „Waldmeisters Brautfahrt“ (1844) als liebenswürdigen Dichter bekannt, und die günstige Aufnahme dieses jugendlichen Werks war der große Erfolg seines Lebens. Unter der Flut seiner späteren Werke, gereimten Erzählungen, dramatischen Arbeiten, lyrischen Gedichten und Romanen, die alle mit freundlicher Beachtung aufgenommen und zur Erholung gern genossen wurden, seien die hübschen, kleinen epischen Gedichte „Der Tag von St. Jacob“ (1852), „Herr Heinrich“ (1854), „Hans Heidekuckuck“ (1855) genannt.

Von dem größeren epischen Versuch Hermann Lingg's, dem dreibändigen Werk „Die Völkerwanderung“ in achtzeiligen Stanzen ist bereits bei der Münchener Dichtergruppe gesprochen und nachgewiesen, wie der ungeheure Umfang der Begebenheiten nach Stoff und Zeit trotz mancher dichterisch erhabener Einzelheiten doch lähmend auf das mit hoher Anschauung unternommene Werk wirkte, zumal die Ereignisse des allgemeinen germanischen Völkerkrieges gegen die sterbende Welt der Antike und die ehrgeizigen und neidischen Kämpfe der noch heimatlosen Volksstämme unter einander das nun einmal zur epischen Macht notwendige Gefühl einer Vaterlandsbegeisterung nicht aufkommen ließen.

Egon Ebert's (1801—1882) seltsames Epos „Wlasta“ behandelte die sagenhaften Ereignisse des sogenannten „böhmischen Mägdekrieges“ in einer hingebenden und oft recht poetischen Art. Seiner Eigenart lag alles Slaventum gänzlich fern. Vielmehr regt sich in dem Deutsch-Böhmen echt germanisches Blut. Dennoch haben die Ereignisse einen so durchaus fremdländischen und abenteuerlichen Charakter, daß man vollständig fremd und kühl, keineswegs angeheimelt diesen wohllautenden Versen lauscht, bei denen man schlechterdings nichts anderes zu empfinden vermag, als jene schnell vergehende, oberflächliche Behaglichkeit an einem wohllautend und mit glatter Anmut vorgetragenen Gegenstand. Gewaltsam genug geht es allerdings in diesem Epos her mit Blutvergießen und Ausartungen grausamer Weiblichkeit. Aber diese seltsame Heldin Wlasta, eine Art von Hofamazone oder Kindsmagd der Libussa, in der Mitte stehend zwischen der Brunhild und der modernen Frauenrechtlerin, kommt uns doch gar zu unglaublich vor, um ganz ernsthaft genommen zu werden.

Digitized by Google

Wir haben nur ein ungläubiges Lächeln und Kopfschütteln für die Lösung am Schluß, wo die herrliche Fürstin Kascha, Libussas Schwester, die erstaunliche Enthüllung macht, daß der Grund von Wlastas Wüten gegen die Männerwelt und alle Herrschaftsordnung nichts anderes gewesen sei, als eine heimliche, aus Zartgefühl unterdrückte Liebe zu dem hartnäckig bekämpften, edlen Herzog Primyslaus.

Immerhin hatte diese Dichtung einen größeren epischen Zug als Alfred Meißners „Ziska", diese wilde Mischung heißer Romantik und beißender Tendenz in dem schöngeformten Kranze einzelner, nur lose zusammenhängender Lieder. In einer ganz andern Tonart, aber sehr anmutig ist sein kleines idyllisches Epos „Werinher von Tegernsee". — Auf dem Felde epischer Lyrik bot Lenau mit seinem herrlichen „Savonarola" eine Gabe von unvergänglichem Werte dar. Sehr viel weniger bedeutend, oft zerfahren und voll Unruhe zeigten sich seine „Albigenser". — Neben Heydens älterem „Wort der Frau", der schwächlichen „Amaranth von Redwitz" und der späteren reizenden Dichtung von Gregorovius, „Euphorion" kam als ein Liebling der Lesewelt das eigentliche moderne Epos — richtiger die gereimte Erzählung mit eingestreuten Liedern — in erstaunlicher Fruchtbarkeit auf oder vielmehr — das Epos kam herunter. Die Befriedigung dieser Geschmacksrichtung knüpfte sich namentlich an die Namen Julius Wolff und Rudolf Baumbach. Beide haben offenbar unter dem Triebe der Nacheiferung von Scheffels „Trompeter von Säkkingen" gestanden. Hier fand sich zum ersten Male jene burschikose, ebenso formlose wie harmlose Behandlung der epischen Form, gezuckert mit schöner, eingestreuter Lyrik. An poetischer Kraft, Tiefe und Gesundheit sind ihm die beiden nicht nachgekommen. Aber derselbe staunenswerte, doch nicht ganz leicht erklärliche Erfolg, der dem Vorgänger zu teil wurde, fiel auch ihren glücklichen Griffen zu.

Julius Wolff, geboren am 16. September 1834 in Quedlinburg, entstammte einer dort seit mehr denn hundert Jahren ansässigen und angesehenen Bürgerfamilie und entging nur mit Mühe der Verpflichtung, als ältester Sohn die Leitung der schon sehr lange bestehenden Tuchfabrik übernehmen zu müssen. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trieb in Berlin humanistische und litterarische Studien und führte ein fröhliches

Digitized by Google

Studentenleben. Später gründete er in seiner Vaterstadt „die Harzzeitung", aus deren Redaktion er 1870 dem Ruf zur Fahne folgte. Als Landwehr-Offizier, vor Toul mit dem eisernen Kreuze dekoriert, kehrte er nach vollendetem Kriege ins Vaterland zurück und wohnt seitdem als Schriftsteller in den glücklichsten Lebens- und Familienverhältnissen in Berlin.

Zunächst ist er mit einem Gedichte bekannt geworden, für das ihm das Vaterland dankt. Bei Dijon war dem Regimente der Einundsechziger eine Fahne verloren gegangen — der einzige Fall dieser Art im ganzen Kriege! Wolffs Gedicht wendet diesen Unfall zum Ruhme. Der Fahnenträger ist gefallen, die Fahne in der toten Hand. Die Feinde haben sie nicht erlangt, die tapfere Schar opferte insgesamt ihr Leben. — „Ein einz'ger kehrte zurück, der blutete, verhüllte sein Gesicht und schwieg — die Fahne bracht' er nicht — und keiner, keiner seiner Thränen wehrte." —

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt,
Und unter Haufen toter Helden. —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen!

Daß Wolff ein äußerst gewandter Lyriker ist, zeigen die Lieder, die er zahlreich seinen epischen Gedichten eingefügt hat; ja sie sind wohl der bessere Teil dieser Epen. Seine Kriegslieder hat er in einem Hefte „Aus dem Felde" gesammelt. — Von den drei epischen Gedichten „Eulenspiegel", „Der Rattenfänger von Hameln" und „Der wilde Jäger" stammt sein Ruhm her. Der Dichter hat richtig erkannt, daß die dankbarsten Stoffe aus der Geschichte und Kulturentwicklung unseres Volkes zu schöpfen seien, weil in den alten Bräuchen und Sitten, im Volksglauben, in den Märchen und Sprüchen, wie in der Redeweise und Sprache alter Zeiten, an sich schon viel Poesie und eine reiche, herzinnige und gedankentiefe Symbolik liegt. Da ruhen unermeßliche, zum Teil noch ungehobene Schätze. Solche Sagengestalten suchte er im Liede zu verkörpern und den Zeitgenossen menschlich nahe zu bringen, in-

Digitized by Google

dem er um ihre Erscheinung eine Geschichte und ein Kulturbild der Zeit im anziehenden Kostüm wob.

Im ersten Gedicht „Till Eulenspiegel redivivus" wird ein Kontrast zwischen der alten und modernen Zeit darzustellen unternommen. Der Dichter weckt den alten Eulenspiegel aus seinem Grabe zu Möllen und läßt ihn als Kind unserer Zeit wider deren Mängel, Dummheiten und Abgeschmacktheiten zeugen. „Fuchs" der Poet vereinigt sich mit dem schalkhaften „Kauz", um mit ihm die Welt zu durchziehen und den Modernen einmal einen scharfen Spiegel vorzuhalten. Fuchs soll das nachher im Liede darstellen.

Jedenfalls ist der scharfe Humor ein wünschenswerter Reisebegleiter. Aber so prächtig auch der Toast auf den Humor lautet, den Kauz vor Beginn der Reise im Gasthof zu Köln ausbringt, wo sich die beiden mit einem modernen Litteraten zusammenfinden, unterwegs wird diese edle Geistesgabe doch dann und wann sehr vermißt, obwohl es an selbstgefälligem Behagen nicht fehlt. Zunächst fahren Fuchs und Kauz auf dem Dampfschiff von Köln nach Bingen. Der armen Gouvernante, die Veranlassung giebt, wider Blaustrümpfe zu polemisieren, ist, wie sich nachher zeigt, unrecht geschehen. Ein Witz des Kauz, daß er bei Tische der Gesellschaft verrät, unter ihr befände sich eine königliche Hoheit, die aber unerkannt bleiben wolle, ist nicht übel. Jeder sieht nun jeden drauf an, ob der etwa der verkappte Prinz sei. Die gegenseitigen Ehrfurchtsbezeugungen sind groß, aber meistens doch zu läppisch. Mit einem katholischen Kaplan bindet Kauz an, aber der bleibt ihm keine Antwort schuldig. — Natürlich! Der Katholicismus ist mit einem solchen Schwerte des Geistes nicht zu überwinden; das erfährt auch Kauz-Eulenspiegel. Über den Socialismus wird Wolff jetzt auch besser belehrt sein; so auf die leichte Achsel, wie Kauz es thut in einer Socialistenversammlung, ist die Sache wahrlich nicht zu nehmen. Daß dieser später einer Dame, die vor dem Frühstück von ihm eine Libation, also etwa eine Art Tischgebet verlangt, ein Glas voll roten Weines über das weiße Tischtuch gießt, soll wohl eine Satire gegen gespreizte Frömmigkeit sein. Etwas mehr Witz könnte dieser Eulenspiegelei nicht schaden. Bedenklicher ist das Abenteuer mit einem evangelischen Geistlichen im Amtsornat. Der Mann geht still an ihnen vorüber. Es wird kein Wort gewechselt. Und nun? —

Digitized by Google

Kein Truthahn kann vor rotem Tuch
Aufkollernd so in Wut geraten,
Wie auf den Mann mit seinem Buch
Till Eulenspiegel. Als wir nahten,
Wollt' er mir aus dem Wagen springen:
Kaum konnt' ich mit Gewalt ihn zügeln
Und mußte mannhaft mit ihm ringen.
„Laß mich heraus, den muß ich prügeln!"
So schrie er wiederholt und tappte
Nach irgend einem Wurfgeschoß.

Der Pastor geht still und eilig weiter, und Kauz bricht in eine fünf Seiten lange Tirade aus gegen Mucker und Frömmler, gegen Heuchler und Schurken. Das war an sich ja recht herkömmlich, und wenn man das breite Publikum vor sich hat, vielleicht recht zeitgemäß. Aber ist denn dieser Pastor in Wahrheit ein solcher Bösewicht gewesen? Oder sind etwa alle evangelischen Prediger solche Schurken? Kauz scheint alle evangelischen Prediger als solche zu hassen, und schreit:

Kommt mir einer in die Quer,
So fall ich wütend drüber her
Und rufe: Knüppel aus dem Sack
Aufs Heuchlervolk, aufs Muckerpack!

Es lohnt wohl nicht die Mühe, zu untersuchen, wie der Dichter zu solchem Angriff gekommen ist, der mit der sonstigen harmlosen Liebenswürdigkeit seines poetischen Umgangstons in so schroffem Gegensatz steht. Es genügt, daran zu erinnern, was der junge Goethe sagte, als ein frivoler und roher Geselle einst den frommen Stilling gehänselt hatte: „Probiere erst einen Menschen, ob er des Spottes wert ist. Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben."

Hat der Dichter im „Eulenspiegel" die übersprudelnde Lebenslust, das fröhliche Genießen und zugleich den Ursprung eigenen Lebensglücks poetisch verklären wollen, so preist er im „Rattenfänger" die Macht des Gesanges, den Liebeszauber, der Herz und Sinne bestrickt, der zu Gutem und Bösem verführt, der beseligt und verdammt — alles etwas äußerlich aufgefaßt, aber geschmackvoll und unterhaltend durchgeführt. Das Gedicht versetzt uns in das Jahr 1284. Die Stadt Hameln wird durch Überhandnahme der Ratten gewaltig geängstigt. Die Bürger sehen

Digitized by Google

es kommen, daß sie endlich gar dem garstigen Ungeziefer werden weichen müssen. Spielmann Hunold meldet sich, der die Ratten zu vertilgen verspricht für einen Lohn von hundert Gulden und dann noch eine Gewährung, die er aber noch nicht nennen will. Der Rat geht darauf ein. Der Spielmann hält sein Wort; seinem Geigenspiel folgen alle Ratten und ersaufen in der Weser. Aber mit der Zahlung hapert's. Der Rat will das Geld zwar bewilligen; aber die Zünfte weigern sich. Kühn tritt Hunold in die Versammlung der beiden Parteien und fordert seinen Lohn und als die bedungene Zusage, einen Kuß auf den Mund der Tochter des Bürgermeisters, der schönen Regina. Nun wird auch der Bürgermeister unwirsch; und siehe, beide Parteien kommen überein, sich zu vertragen, wenn nur der Rattenfänger abgewiesen wird.

So geschah es, Zug um Zug,
Und ihr Spiel gewannen beide. —
Sicher saß der Rat nun wieder
Auf den hochgelehnten Stühlen.
Glorreich standen da die Zünfte,
Und ihr Opfer war der Spielmann.

Hunold, der Rattenfänger, der während seines Verweilens in Hameln durch sein Spiel und seine Liebenswürdigkeit die Herzen aller Weiber und Kinder, ja sogar die stille Neigung der Bürgermeisterstochter gewonnen hat, obgleich sie die Braut eines Patrizierjünglings ist, während er einen innigen Liebesbund geschlossen mit der frommen, armen Fischerstochter Gertrud, sinnt auf Rache. Er denkt:

Mögen sie in Teufels Namen
Doch ihr lumpig Geld behalten,
Doch den Hochmut will ich brechen.
Zwing ich das Geschlechterfräulein,
Schlage ich der ganzen Sippschaft
Ins Gesicht; sie sollen sehen,
Daß die Bürgermeistertochter
An den Hals sich wirft dem Spielmann.
Bin auf einen Kuß nicht eben
Sehr versessen, aber diesen,
Diesen muß ich eben kriegen.
Kann verlocken und verführen
Anderes noch als dumme Ratten!

Digitized by Google

Und er bekommt ihn. Am Tage der Hochzeit Reginas ist großes Fest in Hameln. Die miteinander versöhnten Ratsherren und Zunftmeister schmausen und zechen mit Weibern und Töchtern, und es giebt fröhliche Tänze. Da erscheint der Spielmann und geigt und singt. Hier zeigt sich des Dichters Lyrik in ihrer glücklichsten Blüte, voll sinnig schönen Glanzes und schmeichelnder Melodie:

Du rote Ros' auf grüner Heide,
Du süßes Herz in tiefem Leide,
Ich weiß, daß du mich liebst.
— — — — — — —

Geschrieben steht am Sternenzelt,
Du wärest mein.
Was fragt die Liebe nach der Welt
Und ihrem Schein?
Um meinen Nacken schling' den Arm,
Preß Mund an Mund,
Ruhst anders nicht so süß und warm
Im weiten Rund.

Versink, vergiß im Wonnerausch
Der Erde Zeit,
Giebst für den Augenblick in Tausch
Die Ewigkeit!
Komm, daß du meine Sehnsucht stillst,
O Königin!
Und wenn du meine Seele willst,
So nimm sie hin!

Und siehe, Regina steht auf, wirft sich an die Brust des Sängers und umschlingt ihn liebeglühend. In berauschendem, langem Kusse hält er innig sie umfangen. Nun natürlich bricht Aufruhr und Tumult von allen Seiten los. Am andern Tage wird Hunold der Zauberei angeklagt und zum Tode verurteilt. Die arme Gertrud weint in bitterem Leide und wähnt sich um Reginas willen verschmäht. Aber retten will sie den Geliebten. Darum bedient sie sich des mittelalterlichen Rechts; sie befreit ihn vom Tode durch das Erbieten, ihn zu heiraten. Er wird losgesprochen. Ehe ihm aber die Ketten abgenommen werden, ist sie von dannen geeilt: „Fahre wohl auf ewig." Er eilt ihr nach in die stille Fischerwohnung; da ist sie nicht. Der alte Fischer kommt ihm entgegen und trägt den wassertriefenden Leichnam seiner Tochter. Gertrud hat sich in den Fluß gestürzt. Und der Rattenfänger:

Gertruds Hand in seine nehmend
Droht er mit der Faust zur Stadt hin —
Hast mein Liebstes mir genommen —
Nehmen will ich dir dein Liebstes!

Während am nächsten Sonntag der beste Redner, Isfried, gewaltig von der Liebe predigt — denn er ist wirklich ein Mann

Digitized by Google

nach dem Herzen unseres Dichters, der ihm verzeiht, daß er eigentlich ein wenig Säufer ist — schreitet Hunold durch die Gassen mit seiner Violine, und alle Kinder folgen ihrem Liebling —

O du Klang so süß, so lockend,
Wie zum Spielen und zum Tanzen,
Wie zum Lachen und zum Singen.

Und der Haufe wuchs immer mehr, und durch alle Gassen ging's hinaus zur Stadt, und er sang zur Fiedel:

Da hinter dem Berge, da funkelt ein Schloß
Mit Höfen und Brücken und Zinnen.
Da spreizen sich Pfauen, da wiehert manch Roß,
Und herrlich wohnt es sich drinnen.
Halb ist es von Marmel und halb ist es doch
Von Zucker und Marzipane,
Die Treppen so breit und die Säle so hoch,
Vom Turme wehet die Fahne. — —
Da hinter dem Berg, da hinter dem Berg,
Da wird euch im Schlosse nichts fehlen.
Da wartet auf euch ein niedlicher Zwerg
Und bückt sich und frägt nach Befehlen.
Bald seht ihr vom Schlosse das blinkende Dach.
Euch reuet wohl nimmer die Reise.
Kommt, kommt, liebe Kinder, und folget mir nach,
Ganz heimlich und stille und leise.

Und die Kinder folgten, und der Berg öffnete sich, und als alle Kinder hinein waren, verschloß er sich wieder, und über Gras und Stein und Sträucher pfiff der Herbstwind. Aber die Bürger Hamelns kehrten heim zu ihren leeren Häusern —

Leer von Ratten, leer von Mäusen,
Leer von den geliebten Kindern.

Der gespenstische Zauberer, vor dem der Berg sich öffnet und schließt, deckt sich nicht recht mit dem weinfröhlichen und verliebten Fahrenden. Alles bleibt etwas oberflächlich zusammengeleimt, und darum der Gesammteindruck zwiespältig unbefriedigend.

Das dritte Epos Wolffs behandelt die Sage vom wilden Jäger im Harze. Der Dichter will darin die wilde dämonische Leidenschaft darstellen, die mit unheimlicher Gewalt den Menschen bezwingt und ihn ins Verderben reißt. Der „Hackelberend", so heißt der wilde Jäger, ist eine gutgezeichnete Gestalt. Der ihm

Digitized by Google

gegenübergestellte Abt Paulus, einst ein Schwertbruder Berends und von ihm um seine Geliebte betrogen, später als Pfaff natürlich kirchlich herrsch- und habsüchtig — anders geht es heute nicht! — die Tochter des Grafen, Wulfhilde, dann Waldtraut, das arme Jägerkind, eigentlich auch eine Tochter des Grafen, der frisch-jugendliche Förster Ludolf, der am Ende die Braut heimführt, der finstere Wilddieb Bertram, der auf den flüchtigen Hirsch gebunden wird, doch aber loskommt und zu dem „Bundschuh" im Bauernkriege übergeht, sind mit stilvollem Geschicke gezeichnete, aber doch nur mattgetönte Episodenfiguren. „Hackelberend" haßt die Klosterleute, weil sie von ihm verlangen, so weit ihrer Glocken Schall reicht, auch die hohe Jagd zu haben. Ihnen zum Trotz jagt er am Fronleichnamstage im Wald. Er verfolgt eine wilde Sau mit blindem Eifer. Der Mond geht auf. Plötzlich steht sein Pferd wie gebannt. Die wilde Jagd zieht über ihn weg. Das bedeutet seinen Tod. Bald soll er vor seinen Richter treten, den er stets gehöhnt hat.

O könnt er doch nur einmal beten,
Entsündigt wär' er und versöhnt!

Da sieht er hell im Mondenlicht ein Kruzifix. Nun wird sein Stolz zu nichte. Ihm ist's, als wenn ein andrer zu ihm spricht:

Vor diesem Hohen, schmerzzerrissen,
Der frei von Sünde litt und starb,
Neig dich, mein Herz! Sprich, mein Gewissen,
Das in des Unheils Macht verdarb.

Da entblößt er sein Haupt und wankt zum Kreuze. Schon will er das Knie beugen. Da hört er von fern die Klosterglocke klingen. Die mahnt ihn an seinen Streit mit dem Kloster. „Was," ruft er, „ihr Glocken, wollt ihr mich nach der Pfaffen Befehl zur Buße zwingen? — Du Spuk aus alter Zeit, ob auch Millionen zu dir beten, ich stehe hier und nehme den Kampf mit dir auf, heut am Fronleichnamstage!" — Er spannt den Bogen und schießt auf das Bild des Gekreuzigten. Der Bolzen trifft. Der Graf fühlt im Herzen einen Stich, brennend heiß. Der Glockenton ist verstummt.

Nun braust's von des Gebirges Jochen;
Wie dumpfer Donner rollt es fern,
Und in zwei Stücke liegt zerbrochen
Am Kreuzesfuß der Leib des Herrn.

Digitized by Google

Der Graf nun wieder fest im Bügel,
Denkt nicht an Tod und Seelenheil.
Er lenkt zur Burg des Hengstes Zügel —
Im leeren Kreuze steckt der Pfeil.

Bei der nächsten Jagd aber bekommt er die Todeswunde. Jetzt gehört er mit zur „wilden Jagd". — Waldluft, Waldluft weht in den eingestreuten Jagdliedern. Die Wein-, Jubel- und Liebeslieder sind in diesem Gedichte besonders frisch und lustig. Der Dichter hat sein Buch dem Harzgebirge, dem Thal der wilden Bode, seiner glücklichen Jugend heimatlichem Stromgebiete dankbar gewidmet. So anmutig die Stimmung ist, so kraftlos bleibt die dichterische That.

Mit den ersten drei Epen Wolffs hat man seine Dichtergabe eigentlich bis auf den Grund kennen gelernt und genossen. Die späteren zahlreichen Gedichte sind allmählich verflacht, und das ganz außerordentliche Reimtalent vermochte doch nicht, für die äußerliche Behandlung schadlos zu halten. Einen stärkeren Anlauf nahm der Dichter in dem sehr umfangreichen „Tannhäuser, ein Minnesang" (1880). Hier ist Arbeit, Wissen und Durchdringung des Stoffes in stärkerem Maße versucht, so daß dies Werk eigentlich größeren Beifall verdient hätte, als die andern. Aber diese gereimte Litteraturgeschichte der mittelhochdeutschen Poesie blieb dem eigentlichen „Wolff"-Publikum viel zu fachmännisch, um nicht zu sagen gelehrt, und den Gebildeten wieder viel zu oberflächlich. Die eingestreuten Lieder, trotz großen Wohllauts im Klange, wie zum Beispiel Tannhäusers Abschied beim Sängerkrieg auf der Wartburg, sind doch gar zu schwächliche Zeit- und Stilproben, wenn man sie mit Meister Scheffel's Liedern in „Frau Aventiure" vergleicht.

Die Reihe dieser regelmäßig wie Jahrbücher erscheinenden epischen Weihnachtsgaben Wolff's ist lang, aber die perspektivische Verkleinerung ist unverkennbar. — „Singuf", „Rattenfängerlieder", „Lurlei", „Die Pappenheimer", „Renata", „Der fliegende Holländer", „Assalide", „Der Landsknecht von Cochem" und so weiter. Diese Dichtungen mit ihrer nach vielen Tausenden zählenden Ladung halfen durch ihr populäres Urteilsgewicht auch den Eindruck der Romane verstärken, „Der Sülfmeister", „Der Raubgraf", „Das Recht der Hagestolzen", „Das schwarze

Digitized by Google

Weib", die an sich nicht sehr eindrucksvoll sind, sondern an einer gewissen archäologischen Weitschweifigkeit leiden. Noch weniger bedeutend sind die dramatischen Arbeiten, „Kambyses" und „Die Junggesellensteuer". Der Gesamteindruck der Wolff'schen Dichtung ist der eines glücklichen Talentes, das in seinen verwöhnenden Lebensverhältnissen keine Gelegenheit fand, im Kampfe mit hohen Anforderungen für sich und andere zum Charakter zu erstarken.

Größere Gabe der Poesie hatte Rudolf Baumbach. Er wurde am 28. September 1840 zu Kranichfeld an der Ilm in Meiningen geboren, gedachte nach Vollendung naturwissenschaftlicher Studien die akademische Laufbahn einzuschlagen, mußte aber, da seine Vermögensverhältnisse dies verhinderten, Erzieher und Lehrer in verschiedenen Häusern und Anstalten werden. Mit der Familie eines reichen Kaufmanns in Görz kam er nach Pisa und Triest, wo er bis 1878 lehrend thätig war. Eine Berührung mit dem deutsch-östreichischen Alpenverein, dessen Sektion „Küstenland" ihn zur Teilnahme an ihrer humoristischen Liedersammlung „Enzian" veranlaßte, ließ ihn zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten — ein Schritt, der seiner Bescheidenheit nicht leicht ward. Im Jahre 1883 kehrte er in die Heimat zurück und lebte mit dem Titel eines herzoglichen Hofrats zu Meiningen. In seinen zahlreichen Dichtungen lyrischer und epischer Art wohnt ein liebenswürdiger und anspruchsloser Sinn. Tiefere Empfindung, Leidenschaft und innere Kämpfe sind ihm fremdartig; er ist fröhlich und gesund, wenn auch zuweilen etwas kleinmeisterlich.

„Mondschein, Zuckerwasser und Flieder
Waren von jeher mir zuwider.
Besser blinkender Sonnenschein,
Rauschende Tannen und alter Wein."

Nach diesem hübschen Motto könnte man allerdings größere Kraft und Frische von ihm erwarten. Ein anmutiger Zug von anschaulicher Naturschönheit geht allerdings oft durch seine Dichtungen. Das kann man merken, daß der Alpenverein an seiner Poetenwiege gestanden hat. Die slovenische Alpensage „Zlatorog" (1877) hat ihm viel Beifall eingetragen und ihn in die Mode gebracht. Dichterisch bedeutender waren die „Lieder eines fahrenden Gesellen" (1878). Aus der

Digitized by Google

großen Zahl seiner nachfolgenden Werke „Horand und Hilde", „Frau Holde", „Sommermärchen", „Spielmannslieder", „Mein Frühjahr", „Von der Landstraße", „Das Lied vom Hütes", „Truggold", „Wanderlieder aus den Alpen", „Krug und Tintenfaß" und anderes möchte ich als eins der anmutigsten „Kaiser Max und seine Jäger" hervorheben, worin „Hans Sachs" als Jägerknappe am Kaiserhof in den Tyroler Alpen erscheint. Bei ihrer vergnüglichen und unanstößigen Harmlosigkeit hat man Baumbachs Dichtungen wohl als „Geschenklitteratur" bezeichnet. Das soll nicht zur Unehre geredet sein. Wenn das alte Wort noch gilt: „Aut prodesse volunt aut delectare poetae," so ist er ein Dichter, den man gut verträgt, und der mit dem zweiten Teil seiner Aufgabe in seiner Art Ernst gemacht hat.

In ähnlicher Art dichtete seine kleinen melodisch-romantischen Epen, wie „Ginevra", „Frieda" und „Herthasage" Adolf Volger, geboren am 21. Januar 1843 zu Landsberg an der Warthe, der älteste Bruder von sechs poetischen Buchhändlern. Auch Anton Ohorns „Tochter Judas", „Der Ordensmeister" und „Rübezahl" verdienen aus der großen Fülle epischer Gedichte dieser Art hervorgehoben zu werden.

Kräftiger und bedeutender als die meisten dieser Dichter hatte Luise von Plönnies (1803—1872) ihren Stoff in dem epischen Gedichte „Mariken von Nymwegen" angefaßt. Es ist das Faustmotiv, welches hier ein Teufelsbündnis einer trotzigen Jungfrau zu eigenartigem Ausdruck bringt. Frisch und anmutig ist ihr gereimtes Märchen „Die sieben Raben."

Über alle diese ragte wie ein fester Turm über schwankes Gebüsch Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881) seit den vierziger Jahren empor, der mit naturwüchsiger Kraft seine mannhafte Stimme erhob und ganz unbekümmert um Zeitgeschmack und Modelust auf sich selbst gestellt blieb.

Er war am 5. Mai 1798 zu Stettin geboren. Obwohl Sohn unbemittelter Eltern, erhielt er durch Gymnasialunterricht eine nicht unbedeutende klassische Vorbildung, konnte sich aber wegen seiner Mittellosigkeit nicht den Studien widmen und trat in Berlin in ein kaufmännisches Geschäft ein. Hier schrieb er als Ladendiener ein Epos „Waterloo" (1846) — wie es heißt,

Digitized by Google

auf Krämerdüten — und las es gelegentlich in einem weiteren Kreise vor. Es machte durch seine elementare Kraft der Begeisterung einen gewaltigen Eindruck und verbreitete sich rasch. Wohlmeinende Freunde brachten es zur Kenntnis des Königs Friedrich Wilhelm IV., und dieser, stets bereit, Litteratur und Poesie als Kräfte idealer Kultur zu unterstützen, ließ sich das Manuskript im Familienkreise von dem Rhetor Schramm vorlesen. Es fand seinen Beifall; er veranlaßte den Druck des Gedichts in reicher Ausstattung und wandte dem Dichter seine Huld zu. Zunächst enthob er ihn seinen drückenden Lebensverhältnissen, die seinem innern Berufe widerstanden, und gab ihm eine Bibliothekarstellung im Kriegsministerium. Vor Sorgen gesichert und bei genügender Muße, konnte nun Scherenberg seinem dichterischen Berufe leben.

Selten hat ein Dichter mit so urwüchsiger Freudigkeit dem Gefühle deutscher Nationalität einen so gesunden Ausdruck und damit unleugbar auch einen so kräftigenden Aufschwung gegeben, als Scherenberg in seinem patriotischen Epos „Waterloo.“

Klopstock und seine Bardengenossen erschienen bei ihrem Streben, deutsche Gesinnung zu wecken, dem späteren Geschlecht zu urväterisch und unglaubhaft. Die modernen politischen Dichter, denen in ihrer Art ein nationaler Sinn nicht abzusprechen ist, verfehlten es mit ihren poetischen Mitteln meist darin, daß sie ihre Vaterlandsliebe in den Dienst der Partei stellten. Scherenberg hat in seinem „Waterloo“ sowohl in der Wahl seines Stoffes, wie der poetischen Mittel, die epische Meisterschaft der Objektivität und lebendigen Kraft bekundet. Wie vielen seiner Zeitgenossen stand der Vorgang, den seine Dichtung behandelte, noch als starkes Selbsterlebnis aus der Jugend her vor Augen und im Herzen! Diese mächtigen Erinnerungen aus der Zeit deutscher Begeisterung und Erhebung wurden von ihm entschlossen angefaßt und unmittelbar wiedergegeben, so daß sie die Gemüter, in denen die großen Schickungen lebten und nachzitterten, heiß anpackten. Dieser Gegenstand der Dichtung mußte zünden. Die Erfahrung hat gezeigt, wie treffend die Wahl war.

Hierzu kam aber die gesamte poetische Auffassung der Thatsachen. Hier hatte doch endlich einmal alle Partei- und Haßbegeisterung ein Ende. Hier stand die deutsche Not- und Kraftseinheit einem Feinde gegenüber, der alle drohte elend zu machen,

Digitized by Google

gegen den darum alle gemeinsam sich erheben mußten. Über Bruderzwiste und Tendenzknechtung hinweg redete die Vergangenheit in ernster Größe und mit ehernem Munde zur Gegenwart. Die Forderungen an die Aufgabe des Epos waren hier erfüllt. Daher die Macht des Eindrucks auf das deutsche Gemüt. Die deutsche Männerwelt nahm die Gabe dankbar hin und vergalt sie mit tönendem Beifall.

Der dichterische Wert der Darstellung und Sprache hat den Preis der Originalität. Die großartige Strenge und Erhabenheit erinnert an die Hoheit des antiken Epos. Der darin waltende Gedanke des Gottesgerichts hat etwas von John Miltons Ton. Wenn das Gedicht friedeseliger und kleinmeisterlicher Empfindung gar zu preußisch-militärisch vorkommen wollte, so ist gerade die poetische Beherrschung so spröder Stoffe, wie an sich betrachtet Feldzüge sind, höchst bedeutend. Mit der Lebendigkeit und Energie eines Schlachtenmalers wirft er die realistisch greifbaren Bilder hin. Seinen Ausdruck färbt ein Humor, der nicht selten an Shakespeare erinnert. Jedenfalls war dem deutschen Epos eine Bahn gebrochen, die so verheißungsvoll und lockend erschien, daß es schwer zu begreifen ist, warum der Dichter keine unmittelbaren Nachfolger gefunden hat. Nur in der kriegerischen Lyrik der Wildenbruch und Liliencron grüßen uns jetzt zuweilen verwandte Klänge, und der sprachliche Einfluß Scherenbergs auf die heutige Dichtung im allgemeinen ist unverkennbar. Sehr bezeichnend für den neueren Weg ist die Form. Von alters her galt für das Epos der antike Hexameter. Später erweckte man aus deutscher Vergangenheit die Nibelungenstrophe. Beide Formen entsprachen nicht mehr dem Ziel des modernen Epos wegen der der heutigen Sprache angelegten Fesselung. Scherenberg wandte, wie einst Milton in seinem geistlichen Epos „Das verlorne Paradies", den fünffüßigen, reimlosen Jambus an, der nach Bedürfnis der Stimmung mit Trochäen und Daktylen wechselt. Wir sind ja sehr an den Reim gewöhnt, aber man muß zugestehen, daß die ernste Majestät, die freie und doch an die Gesetze des Rhythmus gebundene Lebendigkeit und die Knappheit des gewählten Verses viel zu der großartigen Wirkung des Gedichtes beitragen.

Mehr als die sprachliche Form thut die sinnliche Kraft der anschaulichen Darstellung. Wie in Stein gehauen, mit scharfen, harten Umrissen, stehen die Gestalten und — nicht leblos, nicht

Digitized by Google

dürr, nein angehaucht und erfüllt von der Kraft dramatischen Lebens, ganz warm, aus wahrhaftigem Fleisch und Blut, daß sie unserm Innersten wirklich nahe treten. Welch ein vortreffliches, anmutendes Charakterbild giebt die Person des alten Blücher, des Marschall Vorwärts mit seiner Haudegenderbheit und seiner humoristisch warmherzigen Väterlichkeit! Wie gelungen ist die nüchterne Figur des kühlen Wellington, des Mannes von kurzem Worte und scharfem Blick! Das Meisterstück plastisch-epischer Charakteristik ist die Gestalt Napoleons, der dem Dichter, gerade wie einst bei Milton der Satan und auch bei Klopstock vorübergehend in einer Episode der schöne Teufel Abadonna, unter den Händen fast zum Haupthelden geworden ist. Wie in der Zeichnung dieser Hauptfiguren, so herrscht durchweg in der Erzählung eine bewunderungswürdige Anschaulichkeit und Kraft der Bilder und Gleichnisse. Wenn die beiden, unter furchtbaren alles erweichenden Regengüssen aufeinander losrückenden Heereskörper der Franzosen und Briten geschildert werden, heißt es:

Der Britte kroch, der Franke nach,
Zwei Sumpfpolypen von je siebenzig
Mal tausend Gliedern, jedes Glied ein Leben,
Geschwollen Gift das Herz, zum Bersten voll,
Und tödlich jegliche Berührung. Dreimal
Um seinen Berg herum wand sich der kalte
Lindwurm des heiligen Georg, den un-
Geschlachten Rücken wälzend an den Wald,
Daß Zweig und Stamm erkracht, und brechen muß,
Was sich nicht biegen will.

Ihm gegenüber
Dumpf niederlastet sich auf zween Berge
Der gallische Hydrarchos, reckend aus
Sich übers Thal, bis an die Schatten des
Vom Volk benannten Hochwalds von Paris,
Nachschleppend seinen Schweif im Sumpf. Ausstreckt
Er tastend noch einmal nach seinem Feind
Sein Postenfühlhorn, hohl ansletschend ihn,
Ein halbes Hundert Feuerzähne, speiend
Aus ein paar tausend Pfunde glühend Blut.
Zufrieden zieht er seine Tatzen ein:
„Ich habe meinen Britten ganz vor mir."

Die schlagende Wirkung wird durch des Dichters Kunst gehoben, Vergleichungen durch ein kurzes Beiwort ohne Ausführung anzuregen, so daß wir durch eine reiche Fülle der Vorstellungen,

Digitized by Google

die uns anmutig zurückhalten wollen, doch unwiderstehlich vorwärts gezogen werden, dem allbeherrschenden Ziele entgegen, als ob man durch eine hochaufsprießende Blütenwiese watete, die den Tritt des Wandrers alsbald wieder verdeckt und uns nicht still stehen läßt, wenn wir die schnurgerade Richtung nicht verlieren wollen. Zum Pflücken der Blumen ist keine Zeit.

Die granitne Gedrungenheit und Dichtigkeit weckt so kolossale Vorstellungen, daß die altübliche epische Breite und Behaglichkeit der Ausführung nicht vermißt wird, sondern hier kleinlich erscheinen müßte. Es schien wirklich eine Epoche des Lapidarstils anzubrechen, in der die Gedankenmassen zu Wortquadern erstarren und vor dessen Energie der Behandlung kleine Sprachmängel, ungefüge Silbentrennungen am Ende der Verse, Verrenkungen der Perioden und dergleichen Äußerlichkeiten ihr Klagerecht willig aufgeben.

Was nun den Inhalt des Gedichtes betrifft, so hat der Dichter erfindend nichts Eigenes hinzugesetzt, nichts nach Willkür gemodelt, sondern sich streng an die Wirklichkeit der Geschichte gehalten und die schwierige Aufgabe, wahre Geschichte zu dichten, erfüllt. Diese Vereinigung gewissenhafter, geschichtlicher Treue und künstlerisch schaffender Gestaltung hat als schöne Wirkung errungen: Überzeugung und bewunderndes Miterleben.

Scherenberg beginnt mit der Rückkehr Napoleons von Elba. Hier reden gleichsam Thatsachen zu uns. Die Form wird darüber vergessen. Der Rhythmus dröhnt vom Tritt der mächtigen Ereignisse.

„Jacta est alea! Entweder — oder!"
Spricht der gefangene fränkische Cäsar
Auf Elba, seinem gnadenreichen Kerker.
Steht auf, schlägt um die Schulter seinen Purpur,
Tritt über die geschmeid'ge Wogenwand
Hinweg an Bord der „Inkonstantia",
Vertrauend ihrem Segel seine Sterne,
Durchschifft den salz'gen Rubikon und steuert
Gen San Juan, den Port nach Wüstenfahrt,
Berühret Frankreich, seine alte Erde,
Wächst ein Antäus, Haupt um Haupt, von Schritt
Zu Schritt, ruft seinen horstverwies'nen Adler,
Wirft ihm den Purpur auf die rost'gen Schwingen;
Und der, durchzuckt vom Strahl des alten Gottes,
Trägt auf beseeltem Fittich, wolkenhoch
Und wolkenschnell, vor seinem Donnerer,
Ein Blitz, sein flackernd Trikolor von Turm

Digitized by Google

Zu Turm bis auf die Türme Notre Dame.
Gewalt'ges liebt der Mensch und seine Schrecken.
Willkommen heißt er sie mit Glockenklang.
Kanonendonner: alle Brücken fallen,
Und alle Thore thun sich auf der Städte,
Der Herzen: Land und Volk ein offner Arm!
Verjubelnd alt' und neue Thränen, tragen
Sie über Gräber ihrer liebsten Leben
Auf ihren Händen den, der sie begrub,
Von Gau zu Gau, bis in die Metropole —
Ein Triumphzug vom Kerker auf den Thron!
Ein Blick verscheucht das große Pflegekind;
Ein Tritt knickt seine bleiche Lilie;
Ein Schlag zertrümmert den galanten Degen,
Das wurmzerfressne Scepter der Bourbonen,
Und wieder steht er da, Napoleon,
Der Imperator! — Wieder da liegt Frankreich
Vor seinem Kaiser, wieder — *ein* Fußfall. —

Die knappe dramatische Schilderung erinnert an Schlachtenberichte bei *Shakespeare*. Ebenso trefflich ist die Wirkung charakterisiert, die Napoleons Ankunft in Europa hervorbringt:

Und an die Thore schlägt's der alten Wien,
Fährt durch die Burg, die Hallen, wo zu Rat
Noch sitzen Kaiser, Könige und Fürsten.
Ob Teilung seiner Welt, ob Mein und Dein
In unauflösbar schwerer Frage, spinnend
In das verhexte diplomat'sche Knäuel immer
Mehr jener end'- und anfangslosen Fäden,
Je mehr der Hände da zur Lösung — schlägt
Dazwischen seinen Schlag: Napoleon!
Ein Alexanderhieb! — Gelöst der Knoten,
Erledigt jede Frage, klein, verschwunden.
In Liebe ist verwandelt jeder Groll
Vor diesem Haßkoloß! — Aufstehen alle
Von ihrer grünen Tafelrunde, schließen
Verkreuzend Hand und Herz den alten Bund.
Alle *für* Einen, alle *wider* Einen!
Und in die Acht erklärt Europa ihn,
Den Weltfeind Bonaparte.

Jetzt folgt eine meisterhafte Schilderung der Rüstungen der verschiedenen Länder Europas. Borussia springt, wie Pallas aus des Donnerers Haupt, mit einem Schlag aus ihrem Arsenal. Britannia, die Seekönigin, schifft mit hundert schwimmenden Palästen nach und landet auf Europas Wiese beim blutsverwandten

Digitized by Google

Volk. Auch „Austria, das alte Kind", rüstet sein buntes Völkergemenge, und herüber vom Brande seiner heiligen Moskau über die „große Welschen-Bleiche" zieht der Russe, der Weib und Kinder liebende Nomade.

Und all die Völkerschaften,
Der ganze Orient, verbrüdern sich
Mit Leib und Seel' zum Kreuzzug in den Abend;
All' ihre Stämme eine Keule, all'
Ihr Glauben ein Gebet: Erlöf' uns, Herr,
Von diesem Übel! —

Wundervoll ist die Schilderung des Schlachtfeldes, die nun folgt.

Wogend
In ihres Segens götterreicher Fülle,
Ein offner Tisch des Herrn, liegt Flanderns Au.
Davor, gefaltet seine Hände, steht,
Ein Dankgebet, der fromme Sä'mann, singend.
Schon räumt der heitre Schnitter seine Tenne.

Zu diesem einheitlichen, stimmungsvollen Bilde tritt die lebendige Schilderung der Schlacht mit ihrer Fülle spannender, wechselnder Vorgänge in einen mächtigen Gegensatz. Napoleon trifft Blücher und Wellington am Fuße der Ardennen, „weit zurück noch Wellington und Vorwärts Blücher." — „Teile sie und siege!" denkt der Kaiser bei sich selbst und sucht zuerst den raschen Alten allein in den Kampf zu ziehen. Es gelingt ihm. Bei Ligny kommt's zur heißen Schlacht. Der alte Preußenheld wird mit Macht zurückgedrängt, das Pferd ihm unter dem Leibe erschossen. Er liegt darunter. Die französischen Kürassiere sprengen heran. Die Preußen sind schon vorüber. Da springt Graf Nostiz, der bei Blücher ist, vom Pferde, hält treu bei ihm aus, als des Feldherrn lebendiger Schild, und als die Feinde vorüber sind, zieht er ihn unterm toten Rosse hervor. So ist Blücher gerettet, besteigt ein frisches Pferd und führt am Abend noch sein geschwächtes Heer nach Wawre, um Wellington näher zu sein, aber die Schlacht ist verloren. Diese Vorgänge sind altbekannt und gewinnen doch ein neues frisches Leben in des Dichters eilender, leidenschaftlicher Darstellung. Napoleon glaubt nun mit den Preußen sich abgefunden zu haben und wendet sich gegen den bei Quatrebras geschlagenen Wellington. Hier hat er es mit einem

Digitized by Google

zähen, kalten Widerpart zu thun, der des Cäsars eigenes Element nur immer wilder und wilder aufregt.

Wir erblicken nun die eigentliche Schlacht bei Waterloo. Anfangs muß Wellington allein kämpfen ohne Blücher, der ihm auf den Tag Hülfe versprochen. Was französischer Mut, was britische Kaltblütigkeit nur vermag, wird aufgeboten; Dörfer und Vorwerke werden erstürmt und wieder verloren. Schon ist die englische Reiterei unthätig, schon setzt sich der Britenfeldherr an der Fronte nieder, daß seine Truppen nicht weichen sollen, schon fällt ihm ein ehrenwerter Mann nach dem andern, der wackre Delancy, der Oberst Ompteda, Lord Somerset und andere, schon dünkt ihm alles verloren und er spricht: „Ich wollt, es käm die Nacht, oder — die Preußen," siehe, da tritt donnerleuchtend aus des Hochwalds Schatten „das Preußenwort" hervor. Blücher erscheint, und dieselbe graufige Überraschung, welche Napoleon bei St. Amand durch Neys Erscheinen bereitete, trifft ihn nun selbst durch Blüchers plötzliche Ankunft auf dem Schlachtfelde. Dem Frankenheere ist es, als ob es seinen Dämon und an seinen Versen den Nachegeist sich heften sähe. Die fränkische Kassandra, die vielerfahrene Marketenderin Marie la Tête de Bois, alle ihre flüssigen Schätze verschüttend, singt schwanend von dem Untergange Frankreichs, und den Kaiser selbst überkommt die Ahnung, daß es mit ihm und seiner Glorie aus sei. Aber noch bietet er alle seine Kräfte auf; nur daß er nicht mehr als Feldherr seine Schlacht schlägt, sondern als „unverantwortlicher" Kaiser, der alles, was er noch hat, auf einen Stoß der Degenspitze setzt: Heer, Volk, Frankreich und sich selbst. Er schickt die alte Garde vor, die Mauer seines Heeres, die letzte Zuflucht in der Not. Sie kämpft mit Löwenmut und ohne Ablaß, Ney stürzt, und plötzlich steht Frankreich und England, „das Weiß im Aug' sich sehend" einander gegenüber, und zwischen ihnen strömt der Blutkanal. Aber bald geht der französische Angriff in Verteidigung, die Verteidigung in Flucht, die Flucht in völlige Auflösung der Massen über. Verzweifelt wehrt sich die alte Garde, aber sie muß weichen. Und da sie sich nicht ergeben will, stirbt sie. Mit ihr ist Frankreichs Macht dahin, mit ihr der Sieg des Feindes errungen, und Napoleon, das dämonische Schlachtengenie, muß der Übermacht zweier, von Franzosenhaß und patriotischer Begeisterung erfüllten Heere erliegen.

Digitized by Google

Bei Belle-Alliance treffen die beiden Sieger zusammen. In ihrem Handschlag grüßen zwei Heere sich — zwei Siege — ganz Europa. Mit wenigen festen Zügen zeichnet der Dichter dann noch das Schicksal Napoleons bis zu seiner Verbannung auf Helena und schließt mit den Worten:

Und heilig ist das Unglück!
Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne.
Nicht Fabel ist es, nur — Vergangenheit,
Und was geschah, kann wiederum geschehen.

Das Gedicht hat noch eine große Menge von Glanzpartieen, zum Beispiel wenn der Dichter bei Gelegenheit der letzten Mahlzeit vor dem Kampfe seinen körnigen Humor entfaltet, oder die Schilderung der Abendstille vor der Schlacht bei Ligny, ferner die kaiserliche Nachtschau und die tobende Reiterschlacht. Man wird finden, daß dem Dichter große Mächte zu Gebote stehen, zu fesseln und zu erschüttern. Die glänzende Aufnahme, die dieses — leider vereinzelte — Meisterstück historischer Epik der Neuzeit fand, beruht zu einem Teil auf dem nationalen Gewicht des Gegenstandes, vornehmlich aber auf dem selbständigen künstlerischen Werte.

Scherenbergs Gedicht „Ligny" ist eigentlich nur ein Stück des großen Epos mit anderem Anfang und Schluß und einigen Zwischenpartien, um als ein selbständig abgeschlossenes Ganzes dem Grafen Nostiz, dem Retter Blüchers in der Schlacht, dargeboten zu werden.

Sein späteres Werk „Leuthen" (1852) sollte als sechster Gesang in dem geplanten großen Epos „Friedrich der Zweite" seine Stelle finden. An Kraft dramatischer Lebendigkeit und plastischer Anschauung steht es hinter „Waterloo" nicht zurück. In der poetischen Form ist es nicht so gut getroffen. Die gereimten knittelversartigen Strophen haben nicht den knappen, schlagenden und dabei volltönenden Klang seines trochäischen Jambus. Auch lag die Zeit des alten Fritz schon zu weit zurück, um die elementare Kraft der Wirkung zu erreichen, welche jene Not des Vaterlandes unter Napoleons Druck unser Volk empfinden ließ, eine Not, die schwache Greise bei der Erinnerung zu zornigen Männern und Knaben klagen machte, daß sie damals noch keine Jünglinge waren, um für das Vaterland zu kämpfen.

Immerhin finden sich auch in der Dichtung „Leuthen" sehr packende und glückliche Stellen, so namentlich des Alten Fritz

Digitized by Google

Besuch in Lissa bei den östreichischen Flüchtlingen nach der Schlacht bei Leuthen und der Schluß.

— Er selbst
Gehüllt in seinen Mantel, in die Stirn den Hut,
Voraus die flackernden Lichter, die fliegende Glut,
Ins bleiche Gesicht ihm schlagend ein fiebernd Rot,
Schreitet durch die Gassen, wie der Leben suchende Tod,
Tritt her durch das Schloßthor mit stürmischer Hast
Unter die kaiserlichen Gäste der königliche Gast,
Fliegt durch Hof und Halle die Treppe hinauf. —
„Er ist's" flüstert es vor und hinter ihm auf,
Drückt schnell sich abseits, duckt unter sich geschwind,
Wie schauernd Röhrig, zieht durch der brechende Wind.
Er aber mit des Jahrhunderts größtem Sieg umlaubt,
Fliegt, seines Fußes Teppich seiner Feinde Haupt,
Fort über das seufzende Fluchtgeschlepp,
Her von Leuthens Treppe über die Lissa-Trepp.
Aufspringen die Flügelthüren. Er tritt in den Saal,
Und von allen Gesichtern tritt das Blut zumal.

Herunter fliegen die Hüte, die Männer empor:
„Der König!" Und weiter bringen sie nichts hervor.
Vergangen ist allen der Odem wie das Blut.
Der König aber lüftet gemütlich seinen Hut:
„Bon soir, Messieurs!" Und lachend durch die Wolken geht
Die siegende Sonne seiner heiteren Majestät.

Und zweimal geschlagen, sehen alle den Heros an,
Den furchtbaren, Leib und Seele hinreißenden Mann, —
Beugen sich tief, räumen wie Schatten schwindend den Saal,
Und alle, die da draußen, das Land ihm zumal.
— — — — — — —
Er aber sieht auf Schlesien, nimmt hier auf seinem Feld
Die Kränze, wie die Dornen der wandelbaren Welt.
Es sinken ihm die Augen, als fort die Boten ziehn.
Ihm ist's, als wäre kommen auch Ruh mal über ihn.
Hoch ziehen seine Fahnen über die Leuthner Höh,
— Wieder in Schlesien die einzige Armee —
Spannen wehend auf ihrem neuen Siegesfeld
Um ihren schlummernden König das alte Siegeszelt.

Ehrend Heldenschlummer, in seine Klüfte tritt
Zurück der Geist der Schlachten, mit verhallendem Schritt.
Wieder in ihre Rechte tritt die stille Nacht;
Schlaf kommt über die Leiber, so müd der Tag gemacht,
Und über die Seele das Schweigen großer That. —
Da, aus der tiefsten Stille, anstimmt ein Soldat:

Digitized by Google

„Nun danket alle Gott!“ Und wie aus Schlaf erwacht
Erhebt ein Heer die Seele aus tiefer Erdennacht
Zum Herrn der Heeresscharen; zwanzigtausend und mehr
Singen mit Herzen, Mund und Händen das Lied zu Gottes Ehr.
Und alle, die da liegen auf Leuthens Ebne wund,
In ihren blutgen Qualen, auf ihre letzte Stund,
Singen mit in der Runde den mächtigen Choral,
Vergessen ihre Stunde, versingen ihre Qual;
Singen in schauerlichen Tönen aus dankbarem Gemüt
Ihren letzten Odem wohl aus mit ihrem Lied.
Und ziehn auf Schwanenfittich aus der geschlagenen Welt
Dahin, dahin die Seligen, wo niemand weiter fällt.
Und das Lied von Leuthen über offne Gräber geht,
Wie's Halleluja, wenn der Tote aufersteht,
Zieht, ein Tedeum, über den schlummernden König hin,
Rollt, ein strafend Wetter, über die Kaiserin.
Und satt wird sie des Schwelgens an der Tafel Kollin
Und nüchtern von dem Rausche das taumelnde Wien.
Sein Jubel wird Jammer, und spottend der spricht:
„Wir glaubten, wir hätten's; nun haben wir's nicht!“
Die Kaiserin-Königin aber sie weinte Tag und Nacht:
„Nun hat er Schlesien wieder, wer hätte das gedacht!“

Die auf Scherenbergs große Gaben gegründete Hoffnung künftiger bedeutender Leistungen sind nicht in Erfüllung gegangen. Das bittre Volkssprichwort von den Vögeln, die am schönsten singen, wenn sie hungern, hat schon an manchem Dichterleben sich erfüllt. Seine späteren Werke „Abukir“ (1854), „Aus tiefstem Herzen“ (1860) und „Hohenfriedberg“ (1869) konnten keinen tiefen Eindruck machen. Seine Gedichte (1845) sind gedankenreich und wohllautend. Bekannt ist das originelle Gedicht „Der Feind“.

Der Adler lauscht
Auf seinem Horst;
Der Keiler rauscht
Zur Wasserforst;
Das Kätzlein klinkt
Am Ast sich fest;
Der Wolf er hinkt
Zum Felsennest;
Das Dammwild streicht
Zum Dickicht ein;
Der Fuchs still schleicht
Zum Bau hinein;
Aufstutzt, hinflitzt
Das scheue Reh;
Die Löffel spitzt
Der Haf' im Klee;
Das Fischlein guckt
Nicht mehr hervor;
Und alles schweigt
Im Hinterhalt —:
Der Mensch sich zeigt,
Geht durch den Wald.

Merkwürdigerweise findet sich hier bei diesem wahrhaft idealen und enthusiastischen Dichter auch eine so derbe realistische Art, daß

Digitized by Google

die stark vorgeschrittenen Modernen ihn entzückt als den ihrigen begrüßen würden. Man lese nur „Bruder Stromus“:

Alle Wetter, wie ich schwitze!
Heiße, heiße Hitze,
Heißer, heißer Durst,
Heißer, heißer Hunger,
Heiße, heiße Sohlen,
Das soll auch der Teufel holen!
Wo ich steh und sitze:
Lauter Hitze!

Die Bedeutung seiner Eigenart mit ihrem Einfluß auf die Berliner Dichtergesellschaft hat Th. Fontane in seinem Buche „Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840—1860“ sehr anziehend geschildert. Der bis in sein hohes Alter jugendlich regsame und eindrucksfähige, bald sehnsuchtsreiche, bald derb polternde Dichter starb am 9. September 1881 und ruht auf dem alten Kirchhof zu Schoeneberg bei Berlin. Seine selbstverfaßte Grabschrift lautet:

Wenn sie kommen, mich begraben,
Lieben Freunde, in den Grund hinein,
Will nicht schöne Blumen haben,
Goldschrift nicht, noch kalten Stein.
Nur recht tief laßt mich begraben
— Hört ihr? — Nur recht tief hinein,
Tief! — Da soll man Ruhe haben.
Und ich möcht' mal ruhig sein.

Mit Scherenberg ist der starke, unpersönlich selbstlose Ton unseres Epos angeschlagen und gleich wieder verklungen. Was um ihn her war und nach ihm kam, blieb lyrischer Selbstsucht und eigenwilliger Gedankenarbeit verfallen. Ein bedeutendes Talent war Gottfried Keller's und Konrad Ferdinand Meyer's Landsmann, der nach hartem und zugleich genußstarkem Lebenskampfe so unglücklich im Irrenhause endigende Heinrich Leuthold (1827—1879). Seine beiden Epen „Pentheſilea“ und „Hannibal“ haben große lyrische Schönheiten, lassen aber eigentliche Kraft und ruhig großen Fluß vermissen.

Zwei große Talente erhoben sich über die Mittelmäßigkeit mit Leistungen, die sich Aufmerksamkeit erzwangen, aber doch nicht die Gnadengabe freudiger Unmittelbarkeit hatten. Sie wirkten absichtlich und zerdacht. Den Dichtern gelang es trotz aller innerer

Digitized by Google

Reizmittel und Selbstberauschungsversuche doch nicht, in den Rausch der Begeisterung zu kommen. Das Auge, das „im schönen Wahnsinn rollen" wollte, vermochte nicht vom Zieledes gesuchten Erfolges sich zu wenden. Es waren Wilhelm Jordan und Robert Hamerling — beide mit ihren Stoffen scheinbar auf alten, ja weltentlegenen Pfaden und doch nach ihrem Wesen ganz modern, beide Einspänner von stärkstem Eigenwillen und oft ungeheuerlichem Selbstgefühl.

Wilhelm Jordan, ein Predigerssohn, geboren zu Insterburg in Ostpreußen am 8. Februar 1819, studierte zuerst Theologie, dann durch Strauß' „Leben Jesu" am biblischen Christentum irre geworden, verzichtete er als ein ehrlicher Mann auf ein geistliches Amt, das ihm im Vaterlande bei seiner Begabung schwerlich gefehlt hätte, und widmete sich der Philosophie und den Naturwissenschaften. Als religiös und politisch „Freisinniger" ward er 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er sich zuerst als hervorragender Redner der Linken auszeichnete. Bald mußte er aber die revolutionäre Wege und Ziele als unheilbringend erkennen und wandte sich patriotischen Zielen zu. Seine Vaterlandsliebe that er durch eine entscheidende Rede bei Gelegenheit des Malmöer Waffenstillstandes kund. Natürlich wurde ihm das von den früheren Parteigenossen gar sehr verdacht und übel gedeutet. Als der einzige übrig gebliebene Beamte der unter den Hammer gebrachten deutschen Flotte führte er dann als pensionierter Marinerat in Frankfurt am Main ein durch gründliche Studien, durch poetische Arbeiten und Erfolge und durch glückliche Familienverhältnisse wertvoll gemachtes Stilleben, welches nur durch seine Rhapsodenfahrten zeitweilig unterbrochen wurde.

Er hat es mit ausgezeichnetem Erfolge gewagt, seine Dichtungen öffentlich frei vorzutragen und dadurch allerorten, wo er auftrat, Tausende von gespannten Hörern um sein Lesepult versammelt. Nur selten hat sich die Kritik wider diese Poetenthat ausgesprochen. Jordan ist nicht bloß Dichter; er ist auch phantasievoller, vielseitiger Gelehrter, Denker und dazu ein durch Gestalt und Organ außerordentlich bevorzugter Redner. So sind allerdings auch seine großen, wenn auch nicht nachhaltigen Erfolge wohl gerechtfertigt. Als Jüngling gab er einige Bändchen lyrischer Poesien heraus, die nur allzusehr den Stempel jener aufgeregten Zeit tragen. Eine davon hat er selbst ominöserweise „Schaumdichtungen" genannt.

Digitized by Google

Weitere Aufmerksamkeit erregte er erst durch seinen „Demiurgos, ein Mysterium“ (1852—1854), drei Bände, in welchem bedeutsamen Zeitgedichte sich die Vorzüge Jordan'scher Poesie, der Tiefsinn der Erfindung, eine hochgerichtete Tendenz, die einschmeichelnde Gewalt der Sprache und die Anschaulichkeit der Schilderung in reichem Maße offenbaren. Eine sonderbare wissenschaftliche Laune des Dichters hat ihm den Streich gespielt, daß er die poetische Gestaltung seiner Grundgedanken aus der Geschichte der gnostisch-manichäischen Gedankenwelt der alten Kirche und ihrer sektiererischen Schwärmereien entnahm, ähnlich wie Immermann in seinem „Merlin“. So wenig wie dieser, fand auch sein Werk weder bei den gewöhnlichen Lesern, noch bei der landläufigen Kritik irgend welches Verständnis. Wenn es möglich wäre, den sogenannten Gebildeten, die im Grunde doch noch immer für das Anständige, Wahre und Schöne, also auch für das Religiöse ein Herz haben, eine nur einigermaßen genügende Kenntnis von christlichen Dingen, ihrem Gehalt und ihrer geschichtlichen Entwickelung beizubringen, so stände es ja besser im geistigen Leben, in Kunst und Wissenschaft. Das wäre ein höchst erstrebenswertes Ziel. Aber zu verlangen, daß die Schrullen der Sektengeschichte Gemeingut der gesamten oder auch nur der lesenden Kreise werden sollen, ist doch zu viel verlangt. Jordans „Demiurgos“ entlehnt den Stoff aus dieser Materie.

An die „eben erst entstandene“ Erde (von einem Schöpfer ist nicht die Rede) treten zwei Urgeister, Agathodämon, der Geist des Guten und Lucifer, der Geist des Bösen.

In einem, für den Kenner, der die Quelle kennt, interessanten, aber an sich sehr dunkeln Dialog unterhalten sich diese beiden, die eigentlich nur Principien sind, aber da die Poesie ebensowenig wie der Glaube ohne Persönlichkeiten auskommen kann, göttliche Wesen sein müssen, über die notwendige Einwirkung auf die Schöpfung. Lucifer bietet dem Agathodämon eine Wette an, er möge ihm allein die Welt überlassen, sie zu gestalten und zu regieren als „Demiurgos“ oder Weltbaumeister, dann wolle er es dahin bringen, daß nach einem Weltenjahr der gute Geist selbst sich damit zufrieden erklären müsse. Dazu müsse dieser allerdings Mensch werden, um alles an sich selbst zu erfahren. Die Wette gilt. Gerade im Jahr 1848 ist die Zeit um, und Agathodämon erscheint zur Prüfung. Lucifer Demiurgos zeigt ihm seine Welt,

Digitized by Google

und beide schauen von der Höhe eines Alpenberges an einem schönen Sonntagmorgen hinab und hinaus in die Ferne. Gleich zu Anfang bietet uns der Dichter eine farbenprächtige, nur dann und wann in der Sprache etwas schwülstige Schilderung des Rheinthales bei Sonnenaufgang:

Immer glutenvoller glänzen
Die Rosen um des Tages Thor.
Die Schatten bannen sich in Grenzen;
Das Reich der Formen taucht hervor.
Nun steigt der Ball von Flammengold
Und flutet Licht ins Panorama,
Und majestätisch langsam rollt
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Agathodämon läßt sich durch alle diese Herrlichkeit nicht täuschen; denn die Schönheit der Natur beweist noch nicht die Güte der Welt. Er durchstreift flüchtig die Erde und kommt bekümmert zurück: er hat das leidensvolle Geschick der Menschen gesehen. Deine Welt, ruft er aus, ist ein Baum mit giftiger Frucht an prangenden Zweigen, äußerlich gar schön, aber innen voll Moder und Todesmacht. Nach dieser vorläufigen, oberflächlichen Kenntnis soll nun die persönliche, innere Erfahrung kommen. Die beiden Geister vereinen sich, als Doktor Lukas und Graf Heinrich die menschlichen Verhältnisse auf der Erde zu durchleben. Nun führt uns der Dichter mit den beiden in die mannigfachsten Gestaltungen des menschlichen Elends hinein, in die Krankenstube eines durch verzärtelnde Mutterliebe hinsiechenden Jünglings, in die Werkstatt eines durch demokratisches Treiben verkommenen Tischlers, ganz besonders in die Paulskirche und durch die Parteiungen des Jahres 1848, in die Berliner Biergärten, wo wir die Reden und Gestalten der revolutionären Agitatoren belauschen, in das Arbeitszimmer Humboldts, wo dieser sich gegen Agathodämon, Graf Heinrich, über die religionsfeindlichen Wirkungen seiner atheistischen Natur- und Weltanschauung zu rechtfertigen sucht, und so weiter. Dante's Höllen- und Fegefeuerwanderung schwebte dem Dichter wohl vor und veranlaßte ihn zu diesem Seitenstück.

Bei dem großen Florentiner sehen wir ganz und voll den großen Triumph der göttlichen Gerechtigkeit. Hier handelt es sich um die unter Zweifel gestellte, ernste Frage, wie der Menschheit Jammer mit der Annahme einer guten und gerechten Weltordnung bestehen könne. Immer macht Graf Heinrich Agathodämon dieses Menschen-

Digitized by Google

elend dem Weltordner Demiurgos zum bitteren Vorwurf. Immer weiß Dr. Lukas-Luzifer ihm nachzuweisen, daß alles gut sei; denn nur so könne die Thatkraft des Menschen erweckt, die Entwickelung des Menschengeschlechts zu ihrem hohen Ziele geführt werden. Oft sind die Nachweise drastisch genug. Heinrich Agathodämon besinnt sich einmal auf seine übermenschliche Gottesmacht und vollbringt in Nirgendheim eine vollkommene Volksbeglückung. Das Königreich Schlaraffenland erneut sich. Aber nach acht Tagen sind alle Nirgendheimer kreuzunglücklich vor Langerweile und Magenverstimmung. Sie jammern alle, — der stets beklatschte Schauspieler, weil sein Mitspieler nicht mehr ausgepfiffen wird, der unglückliche Ehemann, weil er mit der nicht mehr keifenden Frau auch sich nicht mehr wieder versöhnen kann. Man muß in den Klagen dieser unglücklichen Glücklichen unendlich viel Wahres erkennen. Einer schlägt zuletzt vor: „Laßt uns zur Kegelbahn gehen, um die Grillen zu vertreiben!“ — Aber auch damit ist es nichts mehr:

Man mochte werfen wie man wollte,
Wie schief und krumm die Kugel rollte:
Es fielen immer alle neun!

Hat denn nun Demiurgos-Lucifer recht? Diesem Agathodämon gegenüber allerdings, welcher in seiner Beschränktheit meint, in einer Schlaraffenlandsseligkeit bestehe das Heil des Menschen anstatt in thätiger Liebe, Arbeit, Pflichterfüllung, Gottvertrauen und Unsterblichkeitshoffnung. Nachdem Demiurgos dem Agathodämon in formenschöner Neudichtung die Gestalten des Prometheus, des Hiob und des Faustin (eines Faust im neunzehnten Jahrhundert) als divina commedia dargestellt, findet Graf Heinrich zuletzt Frieden im Genusse des höchsten Glücks, das diese Erde bietet, als glücklicher Gatte und Vater, segensreich wirkend in weitestem Kreise. So läuft die Metaphysik dieses tiefen Mysteriums in eine praktische Idylle aus, und der Lichtgeist nimmt eigentlich die Stelle jener Lieblingsgestalt der deutschen Volksdichtung — des dummen Teufels ein.

Etwa zehn Jahre später trat Jordan mit seinen „Nibelungen“ zugleich als Dichter und Rhapsode auf. Die alte Nibelungensage ist ursprünglich ein Naturmythus vom Frühling, der die Natur aus starrem Winterschlaf zu schönem Leben erweckt, aber bald wieder scheidet — auch hier ein sicherer Beweis, daß der Mensch von Gott und zu Gott geschaffen ist, weil er vermöge

Digitized by Google

seiner Vernunft überall auch in der Natur den lebendigen Gott erkennt, der sie geschaffen hat und in ihr lebt. Nicht das ist das Bedeutsame in der Mythologie, daß alle Götter und Göttinnen Naturwesen bedeuten, sondern daß die Menschen im Naturwesen immer eine lebendige Gottheit erkannt und anerkannt haben. Die Mythologie ist nach Schellings treffendem Ausspruch die „wildwachsende Religion". Kulturpflanzen aber und Haustiere entarten, wo sie der Natur allein überlassen bleiben. Paulus nennt das Heidentum den „wilden Ölbaum". Allen heidnischen Mythen liegt ursprünglich eine reine Gotteserkenntnis zum Grunde. Erst die verdorbene Phantasie des sündigen Menschen hat daraus menschlich unsittliche Göttergestalten gebildet, die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer verzerrter und verkehrter wurden, je mehr die Völker in Unzucht versanken. Hoch steht der Zeus des Homer über dem Jupiter in Ovids Metamorphosen. Erhaben ist der uralte indische Gott Brahm in den Vedas im Gegensatz zu dem Brama der späteren Braminen. Aus den Mythen vermenschter Götter wurden vergötterte Menschen, aus der Göttersage ward Heldensage. Aber auch so kann sie ihren Ursprung nicht verleugnen; ihr wohnt immer eine tief religiöse, und wenn sie recht alt ist, auch eine sittliche Wahrheit ein.

Die deutsche Nibelungensage, wie wir sie in unserem Nibelungenliede aus dem 13. Jahrhundert überkommen haben, ist ein unzusammenhängender und verworrener Überrest aus der altgermanischen Mythologie, die wir nur noch einigermaßen aus den altnordischen Berichten der Edda bruchstückweise zusammenlesen können. Das altgermanische Volk, in dem sie entstanden ist, muß schon eine bedeutsame Kulturperiode hinter sich gehabt haben. Der Grundgedanke ist der Fluch, der auf dem Golde ruht. Das altklassische Wort „auri sacra fames" und die biblische Bezeichnung des „ungerechten Mammons" berühren sich damit. Auch die Götter sind um des schnöden Goldes willen in Schuld geraten und dem Tode verfallen. Eine Religion, die ihren eigenen Untergang verkündet, die von Göttern lehrt, welche sterben müssen, weil sie gesündigt haben, aber dabei auf neue Götter, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde hinweist, wo Gerechtigkeit wohnt, eine solche Religion kann nur in einem Volke entstanden sein, welchem noch das Urbewußtsein von Recht und Unrecht unvertilgbar im Gewissen lebte, und das mit dem nie ganz zu verblenden-

Digitized by Google

den Geistesauge den lebendigen Gott merkt, in dem wir „leben, weben und sind," und der sich niemals unbezeugt gelassen hat. An plastischer Schönheit trägt die griechische Götterwelt bei weitem den Sieg davon über die germanischen verschwommenen, gleichsam wolkenförmigen oder strahlenmäßigen Göttergestalten. Aber der religiös-sittliche Gehalt dieser Mythologie ältester Gestalt zeugt, daß die Germanen prädestiniert waren, in die civilisatorische Erbschaft der verkommenen Römer und Griechen einzutreten. Sie waren geistig vorgebildet für die Annahme des Evangeliums Christi. Und wer weiß, ob es nicht ebensowohl der dunkle Drang nach höherem Geistesleben war, als das notwendige Verlangen nach wärmeren Wohnsitzen und besserer Weide, was sie antrieb, zur Zeit der Völkerwanderung zugvogelgleich nach Süden und Westen zu streben.

Der Nibelungenhort ist das Fluchgold, an dessen Besitz sich für Götter und Menschen die höchste Macht und zugleich das tiefste Verderben knüpft. Seit die Kultur das Gold zum Tauschmittel gemacht hat, gewährt es thatsächlich das stärkste Mittel zum Genuß vergänglicher Erdengüter. Goldbesitz heißt mit Recht: „Vermögen". Aus Geiz und Habsucht haben die klugen Zwerge der Unterwelt, welche die Kräfte und Mächte der schaffenden Natur beherrschen, die Gebieter der unterirdischen Feuer und Gewässer, das leuchtende Metall den finstern Tiefen entrissen. Herrschsucht und Liebloſigkeit haben es zum „Nibelnaut" oder „Antwaranaut", zu einem Ringe geschmiedet, welcher Herrschaft verleiht. Er bedeutet das geformte und geprägte, handlich gemachte Gold. Auch „Handel" kommt von Hand. Treuloſigkeit und List der Götter haben sich desselben zum Verderben bemächtigt. Rache und Bosheit, Mord und Schreckensherrschaft sind von ihm ausgegangen, und allen Göttern droht der Untergang, wenn der Antwaranaut nicht wieder der Tiefe zurückgegeben wird. Die Sünde der Habsucht aber hält ihre Knechte, wie keine andre, in ehernen Banden. Wotan selbst kann es nicht thun, ohne sein Wort und seine Würde zu verletzen. Da erzeugt er sich ein göttlich-menschliches Heldengeschlecht, die „Wölsungen", und ein Sohn aus diesem Geschlecht, ein göttlicher Held, soll die Götter erlösen. Dieser Sohn ist Siegfried; aber auch er erliegt dem Fluche des Goldes. Weltenbrand und Götterdämmerung ist das Ende.

Digitized by Google

Richard Wagner hat — das muß man ihm zugestehen — in seinem musikalischen Nibelungenspiel aus den verworrenen Bruchstücken altnordischer Götterlehre eine in sich einheitliche Neudichtung zusammengefügt, welcher man das Lob kulturhistorischen Wertes und poetischer Wahrheit schwerlich absprechen kann. Wenn auch seine Verse, als Poesie betrachtet, oft fürchterlich sind, so hat der Gedanke in der Musik und unter scenischer Kunst seinen entsprechenden Ausdruck gefunden.

Was Wagner mit der nibelungischen Göttersage erstrebt hat, das hat schon früher Wilhelm Jordan an der Heldensage von den Nibelungen in zwei Epen durchgeführt und zwar allein durch die Macht der Poesie, die an sich selbst genug hat, die keiner Musik und keiner Bühne bedarf und allein durch das Wort des Rhapsoden zu ihrer vollen Geltung gelangt. Übrigens versichert Richard Wagner, daß er Jordan's Dichtungen nicht gekannt hat.

Unsere moderne Nibelungendichtung ist uns vornehmlich vermittelt worden durch das alte Nibelungenlied aus dem zwölften Jahrhundert. Nachdem es seit der Reformation fast ganz vergessen war, hat bekanntlich Bodmer im Jahre 1750 es zuerst wieder aus einer alten St. Galler Handschrift an das Licht gezogen. Seitdem ist es unzählige Male gedruckt, übersetzt, kommentiert, überarbeitet und umgedichtet worden, ganz oder teilweise, in Poesie oder Prosa, als Epos oder als Drama. Dies Nibelungenlied ist von der alten Nibelungensage wohl zu unterscheiden. In der deutschen Sage war der alte Naturmythus von dem Frühlings-Gott, der die in starren Winterfesseln liegende Natur mit seinem linden Liebeskuß erweckt, aber nach kurzem Verweilen scheiden muß, so daß Trauer, Sehnsucht und neue winterliche Erstarrung, dadurch Leiden und Tod einziehen, längst verwandelt in die menschliche Sage von einem schönen jungen Helden Siegfried, welcher in seiner Jugend einen furchtbaen Drachen, den Hüter eines großen Schatzes von Edelsteinen und Gold überwindet und das Wunderschwert Balmung, die Tarnkappe, welche unsichtbar macht, und einen Zauberring, den Antwaranaut, gewinnt, der ihm auch Herrschaft giebt über die unterirdischen Zwerge, die Nibelungen. So gerüstet auf Abenteuer ausziehend, findet er eine verzauberte Jungfrau, Brunhild, die hinter einem lodernden Feuerwall schläft. Er durchreitet die Waberlohe, erweckt und erlöst die Jungfrau und verlobt sich mit ihr durch seinen Zauberring. Als

Digitized by Google

er aber auf weitere Abenteuer zieht und am Hofe des Königs der Burgunden, Gunther zu Worms dessen schöne Schwester Chriemhild findet, macht ihn ein Zaubertrank seiner Verlobung mit Brunhild ganz vergessen. Er erlangt Chriemhild zur Braut durch die übernommene Verpflichtung, dem Gunther zur Vermählung mit Brunhild zu verhelfen. Dazu muß aber Gunther Kraftproben geben und nach Jordan's sinnvoller Neudichtung auch Geistesproben durch Lösung sinnvoller Rätsel. Dies alles vollbringt an seiner Statt Siegfried unter seiner Tarnkappe. Das ist die große Schuld, durch die das Verderben heraufgezogen wird. Auch zur wirklichen Erlangung seines Gattenrechts bedarf Gunther der betrüglichen heimlichen Hülfe Siegfrieds. Siegfried wird glücklicher Gatte Chriemhildens. Brunhilde ahnt aber und erfährt später auch den ihr gespielten Betrug. Sie bewegt den bösen Hagen, Siegfried auf einer Jagd zu ermorden, und der schuldbewußte, schwache Gunther giebt den herrlichen Helden preis. Nach gestillter Rache für erlittene Schmach entbrennt in der alten Form der Sage, so auch bei Jordan in Brunhild die alte Liebe zu Siegfried. Sie stürzt sich in die Flammen seines Scheiterhaufens. In der jüngern ritterlich-höfischen Bearbeitung des Liedes verschwindet diese hochwichtige Gestalt nach Siefrieds Tode ganz spurlos. Die ganze Teilnahme des Dichters sammelt und beschränkt sich von da an auf die früher holdselige, nun furchtbare Gestalt der Rächerin Chriemhild. Dazu treten zwei Lieblingsgestalten, an denen der herrschende Gedanke der feudalen Zeit, die Lehns- und Vasallentreue zum selbständig erhabenen Ausdruck kommt — der grimme Hagen und Volker der Spielmann. Einen tieferen Eindruck macht noch die menschlich empfundene und rührende Episodenfigur des Markgrafen Rüdiger von Bechelaren mit dem, moderner Anschauung sich nähernden, innern Zwiespalt von Pflicht und Neigung. Alle andern Personen haben etwas Schattenhaftes und Bleiches.

Nur am Schluß erscheinen in einer hochbedeutsamen, gewissermaßen elementaren Kraft und Größe Dietrich von Bern und sein alter Waffenmeister Hildebrant. Daß Chriemhild, um der heiligen Pflicht der Blutrache zu genügen, einen ungeliebten Gatten nimmt, das Gastrecht bricht und ihre ganze Sippschaft mordet, hat für altheidnische Anschauung nichts Verwerfliches, sondern vielmehr etwas Großes und Bewunderungswertes. Daß im neuern Nibelungenliede der alte Hildebrand die „Königstochter hier in

Digitized by Google

Stücke verhauen" konnte, um so viele verratene herrliche Helden, namentlich den Tronjer, zu rächen, ist eine Ungeheuerlichkeit der Pädagogik, in der ein hülfloses Rechtsgefühl nach einem plumpen Ausdruck ringt, der sich durchaus nicht in den beherrschenden Ton des rittermäßigen Epos fügen will. Diese unberufene Vollstreckung hat nicht den Wert einer Sühne und entspricht nicht den hohen leitenden Gedanken, die durch die ursprüngliche Dichtung klingen. Die Nibelungensage ist eine holde und grause Geschichte von Liebe und Schuld, Mannentreue und Verrat, von Witwenleid und wilder Rache.

Das ritterlich höfische Epos der bekannten Handschriften ist eine unvollkommne und stückweise Benutzung der alten Sage. Der alte heidnische Sagenstoff wird möglichst auf den Boden christlich mittelalterlicher Anschauung gerückt. Die wunderbaren Reckenfahrten Siegfrieds und sein früheres Verhältnis zu Brunhild treten so weit zurück, daß man nur eben Lücken und Widersprüche empfindet. Der gewaltige Entscheidungspunkt der Verschuldung Siegfrieds durch Treubruch an Brunhilde fällt aus, und die äußerliche Erklärung desselben — der Vergessenheits- und Minnetrank der klugen alten Königin — muß dem christlichen Neudichter anstößig gewesen sein, obwohl er in „Tristan und Isolde" seine bevorzugte Stellung behalten durfte. So entstand eine innere Zerfahrenheit und jener Mangel an Einheit, der Lachmann und seine Schule zu der Annahme führte, es handele sich um eine gewaltsame und mechanische Verbindung der Werke verschiedener Dichter nach den berühmten Mustern der zeitgenössischen Kritik über Homer und die Schriften des Alten Testaments.

Trotz der dichterischen Mängel und Schwächen in technischer Beziehung bietet aber dies Nibelungenlied wunderbar ergreifende Schönheiten voll unmittelbarer, herzansprechender Kraft in einer so knappen, gehaltvollen Sprache, daß unser Herz mit freudigem Stolze beim Klange dieser unsrer Muttersprache schlägt:

Da fiel in die Blumen der Chrimhilde Mann.

und

Die Blumen allenthalben waren vom Blut naß.

Welch ein ergreifendes Bild vom Untergang der Heldenschönheit, an der ein Frauenherz ihre Freude und Wonne hatte, und welch ein Gegensatz zwischen dem Frühlingsglanz und dem grausen Mord,

Digitized by Google

der dem Blühen ein Ende macht! Und das alles in so kurzem mannhaft schönem Wort!

Die oft langatmigen und öden Verbindungsstrecken der Erzählung sind nicht imstande, unsere innere Anteilnahme an diesem gewaltigen nationalen Stoff zu lähmen. Es bleibt doch immer trotz des unwerten Gefäßes der wundervolle alte Wein. Echte deutsche Poesie singt und klingt in uns wieder, wenn wir nur den Anfang vernehmen:

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von heleden lobebären und grôzer arebeit,
Von fröuden und höchgezîten, von weinen und von klagen,
Von küener recke strîten möget ir nu wunder hoeren sagen.

Die Nibelungensage ist gar nicht umzubringen. Wenn ein Goldstück in den Staub fiel, so mag der Gassenverkehr sich darüber hintreiben, schwere Tritte und Hufschläge es treffen, das Gepräge verzerrt und verwischt, die Schrift kaum noch zu erkennen sein, der glückliche Finder nimmt es doch mit Freuden auf: der Stoff ist ja reines Gold geblieben. Um des Stoffes willen haben unsere Dichter es in unzähligen Bearbeitungen erneuert. Jordan's Dichtung ist die Arbeitsfrucht eines vollen Jahrzehnts.

Die „Saga" fordert ihn zum Werke auf, und der Dichter antwortet:

Von Herzen gern, und gern gehorch' ich
Deinem Wink; doch das Werk ist gewaltig;
Für sich allein verlangt es ein Leben.
Ich, wenn es hoch kommt, habe noch ein halbes. —
So erhalte mir, Herrin, die heilige Wärme
Und das Jünglingsherz, ob mein Jahr auch herbste.
Nicht welken laß mir die Wurzel der Dichtkunst,
Bevor ich vollendet, was du verlangt hast,
Und dein Offenbaren in Bildern dasteht,
Die zu leben vermögen, so lang' ein Mund noch
In deutschen Worten das Weltall deutet.

Das Versmaß hat er aus altdeutschen Vorgängen heraus- und umgebildet, nämlich eine alliterierende Verszeile mit zweimal zwei Hebungen und Cäsur in der Mitte. Das Beispiel

Zuletzt ist Leiden — der Lohn der Liebe

gebe den Bau des Verses an:

⏑ – ⏑ – ⏑ ‖ ⏑ – ⏑ – ⏑

Digitized by Google

An der als Kürze (⏑) bezeichneten Stelle kann auch eine längere unbetonte Silbe stehen; diese kann auch ganz fehlen. Ihre Stelle kann auch mit zwei, sogar mit drei unbetonten Silben ausgefüllt werden. Das ist das eigentümliche, der mannigfaltigsten Modulationen fähige Versmaß. Dazu kommt, daß in jeder Verszeile wenigstens zwei der betonten Hauptsilben (der Hebungen) mit demselben Konsonanten beginnen müssen. In der als Beispiel aufgestellten Zeile beginnen alle vier Hebungen mit: l. Es kann aber auch in einer Vershälfte ein Anfangskonsonant fehlen:

„So geizen die Götter mit ihren Gaben"

oder es können zwei Konsonanten im Wechsel stehen:

„Sie tauschten die Seelen im süßesten Taumel,"

oder:

„Mein herrliches Weib, mein holdes Wunder"

Der Dichter beginnt:

Ich wage zu wandeln — verlassene Wege
Zur fernen Vorzeit — unseres Volkes.
Erwache denn Weise — voll Kraft und Wohllaut,
Die Mutter Natur — germanischem Munde
Eingebildet — und angeboren.

In der letzten dieser Zeilen fehlt zu Anfang des Verses der tonlose Vorschlag; der Vers beginnt gleich mit der Hebung. Auch mit Vokalen anfangende Hebungen können einen Stabreim bilden, selbst wenn die Vokale nicht dieselben sind, wie hier ei(ngebildet) und a(ngeboren). Eine große Geschicklichkeit und Feinheit der Behandlung stehen dem Dichter bei diesem gewagten Versuche, den alten Stabreim modern zu verwerten, unleugbar zur Seite. Höchst gewinnend ist die Schilderung, wie Minne die Geige spielt:

Nun blinzt ihm der König. Endlich zum Kinne
Hebt er die Geige; goldrein girren,
Vom Schweigen erlöst, die vier Geschwister,
Die Saiten, zusammen und singen beseligt.
Das ist ein Suchen, ein unsägliches Sehnen,
Flehen und finden, fliehen und folgen,
Ein Jubeln und Jauchzen und jähes Jammern,
Ein wildes Kämpfen, ein wonniges Küssen.
Nun tauchen die Töne in dunkle Tiefen;
Nun heben sie hell ihre Flügel gen Himmel.
Die Hörer lauschen mit pochendem Herzen,

Digitized by Google

Der Gegenwart ganz und gar vergessend,
Altes erinnernd, Ewiges ahnend.

Wer zuerst befremdet aufhorcht, wird, hat er nur Ohr und Gefühl für das Schöne, die Macht dieser kunstvollen Rede empfinden, wenn er etwa auch nicht sich klar machen kann, woher dieser Eindruck kommt.

Der Dichter ist sich der Schwierigkeit bewußt gewesen, als moderner Mensch dem modernen Sinn die wunderbarsten Dinge vortragen zu müssen. Darum hat er meistens die Wundererzählungen seiner Sage, Götterercheinungen und Geistergeschichten, einer seiner Personen in den Mund gelegt, und zwar einer solchen, die es selbst erlebt hat und es als selbstgeglaubte Wahrheit vor glaubenden Hörern erzählt. Lieder der Sänger finden einen breiten Raum im Epos, daneben Traumgesichte. Diese Einkleidungen erleichtern das Hereinwirken der obern Welt auf die Entschließungen und Thaten der Menschen, die Behandlung der ewig dunkeln Frage nach dem Verhältnis von Bestimmung und Freiheit und wahrt dem Epos seine ursprüngliche, religiöse Art. Schiller sagt vom Dichter:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige spiegelt —
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Jordan führt uns gleich zu Anfang seines Gedichtes in den Götterrat, den Wodan in Walhall hält.

In den heitersten Höhen — auf dem Gipfel des Brockens —
Wo nichts als Bläue die blöden Blicke
Der Menschen bemerken — da stehen inmitten
Lachenden Laubgrüns die lichten Paläste,
Die herrlichen Häuser der Himmlischen alle.
Da erhebt sich auch Walhall, die Hofburg Wodans. —
Hoch drüber liegen im lautersten Lichte
Der vollen Erkenntnis die Kammern des Königs,
Aus denen er weise die Welt verwaltet.
Da steht auch der Stuhl auf krystallenen Stufen,
Von welchem er wahrnimmt in allen Weiten,
Was irgend auf Erden aufhört und anfängt,
Verblüht oder bleibt, mit Einem Blicke
Das Größte begreifend, das Kleinste ergründend —
Ob ein spielendes Kind einen Käfer spieße,
Ob ein Herrscher voll Hochmut nach Ländern hungre,
Ob mildes Mitleid ein Herz ermahne,
Dem bittenden Bettler ein Brot zu reichen.

Digitized by Google

Der Gott des Lichtes, Fro, die Göttin der Liebe, Freya und der alte Erzfeind Loki-Volant stimmen, wenn auch aus verschiedenen Gründen, darin überein, daß die Vermählung Siegfrieds mit Brunhilde gehindert werde, damit nicht ein ungeheures Geschlecht aufkomme, das den Göttern gefährlich werde. Der Gedanke der Zuchtwahl, der schon in „Demiurgos" einmal sonderbar spukte, bildet in diesem Epos einen der herrschenden Gedanken. Der Götterbeschluß ist der Ausgangspunkt aller der tragischen Geschicke, die zur Darstellung kommen.

„Du Lenker des Lichtes, du Herrin der Liebe,
Du Volant als dritter, auf dreifaches dringt ihr
Zur nämlichen Stunde, doch aus der Bestimmung
Der ewigen Ordnung empfingt ihr den Antrieb,
Verschiedenes wollend Ein Schicksal zu wirken.
So darf ich erlauben, was ihr verlangt.
So handelt verbunden. Brunhilden zu Buße
Besel'ge den Siegfried der süßesten Minne
Volles Gefühl; — doch die Folgen sind sein.
Du Fürste der Finsternis, hilf das erfüllen,
Verhindre die Heirat des hünischen Paares,
Doch nur durch die Mittel in ihrem Gemüt.
Im Genuß des Vernichtens, ewiger Neidhart,
Dein Mütchen kühlend, erkenne gemartert
Auch diesmal dich dennoch zum Dienen verdammt."

Dann wird Iring, der Bote Wodans, zur Erde geschickt, um auch die Lose, nach welchen die Prophetin Oda einen entscheidenden Entschluß Gunthers veranlassen will, nach Wodans Willen fallen zu lassen. So stehen also die Götter und die Helden alle in sittlicher Freiheit da und doch unter der Vorsehung eines allmächtigen und allweisen Willens.

Dieser gleich zu Anfang in der Exposition des Gedichtes so entschieden betonte Theismus, der mit den biblischen Vorstellungen von Gott und seiner Weltregierung völlig zusammenfällt, giebt dem Jordan'schen Gedichte ein ganz eigentümliches Gepräge und eine litterar-historische Bedeutung, die ihm in der modernen deutschen Epik eine Ausnahme-Stellung ganz besonderer Art anweist. Nach seinen eigenen Erklärungen ist Jordan Atheist, aber doch Epiker genug, um sein Gedicht unter eine einheitliche, sittliche Weltanschauung zu stellen.

Das erste Epos „Die Nibelunge" führt bis zu Siegfrieds Tod. Das zweite „Hildebrants Heimkehr" enthält

Digitized by Google

die Fahrten Hildebrants, Dietrichs bekannten Waffenmeisters, des Freundes der Krimhilde, die nicht wie im Nibelungenliede von dem Alten erschlagen wird, sondern die ihm, als sie sich auf Etzels und ihres Sohnes Scheiterhaufen zur Sühne aller schweren Thaten mitverbrannte, ihren Ring und den Auftrag gab, ihre Siegfriedstochter Schwanhilde aufzusuchen und heimzuführen.

Jordan hat die Homerische Odyssee in einer trefflichen deutschen Übersetzung wiedergegeben und darin Urbild und Vorbild aller wahren Epik anerkannt. Es ist nicht unmöglich, daß ihm bei seiner Nibelungendichtung die Absicht vorgeschwebt hat, Seitenstücke zur Ilias und Odyssee zu geben. Jedenfalls macht er Hildebrand zum vielgewandten Odysseus. — Jordans Werk enthält große Schönheiten, leidet aber an einer Überbürdung der Anlage, indem der Dichter unendlich verzweigte Geschlechtsgeschichten, Familiengeheimnisse und Staatsintriguen zusammenwirrt und dadurch den ruhigen Eindruck stört. Beunruhigend wirken auch die Weissagungen auf unsere Zeit zur Verherrlichung Kaiser Wilhelms, des Sprossen aus Siegfrieds und Hildebrands Geschlecht, sowie die Vollendung deutscher Größe im „deutschen Glauben", das heißt in der Rückkehr des durch das Christentum zur Zeit getrübten echt deutschen Sinnes zur Natur unter dem Triumphe der Erfindungen und der Industrie — Dampfschiffe, Elektricität, Telegraphie u. s. w. Über dem Gesamtbilde der Weltvollendung schwebt unendlicher Qualm. Viel weniger wäre viel mehr gewesen!

Es ist tief zu beklagen, daß die einzelnen Sagenbilder mit ihrem unvergänglichen Schönheitsgrunde und in ihrer liebevollen Ausführung vor den unruhigen, sprühenden Flammen moderner Geistreichigkeit rettungslos verblassen müssen. Der Dichter weicht dem tendenziösen Phantasten und Sprachkünstler. Nur mit einem traurigen Lächeln kann man des Dichtes Selbstruhm über dies Gedicht aufnehmen:

„Drum wird es leben, solang ein Lied noch
Mit deutschen Worten das Weltall deutet."

Neben zahlreichen geschmackvollen Übertragungen — des Homer, Sophokles, Shakespeare und der Edda — bethätigte sich Jordan auch als Dramatiker mit „Arthur Arden", „Die Witwe des Agis", „Liebe, was du lieben darfst", Arbeiten, die eine korrekte Form, aber nichts menschlich Erfassendes bieten. Seinen Lustspielen „Tausch enttäuscht",

Digitized by Google

„Sein Zwillingsbruder", „Der Liebesleugner" ging das beste „Durchs Ohr" voran, bemerkenswert durch die schöne Sprache und Grazie der Haltung, womit der Satz durchgeführt wird, daß nicht der Anblick, sondern die Stimme der treuste Herold und Dolmetscher der Liebe sei.

Es ward einmal in dieser dunklen Welt
Als Urgesetz der Liebe festgestellt,
Mit aufgeregten süß berauschten Sinnen
Den edlen Tausch der Seelen zu beginnen.
Das aber ist ein Irrtum, daß die Augen
Zum ersten Botendienst am besten taugen.
Nur allzuhäufig sind die schönsten Züge
Doch weiter nichts, als eine holde Lüge. —
Das Ohr dagegen läßt das tiefste Wesen
Der Seele dich mit deiner Seele lesen.
Ob den Gedanken auch das Wort verhülle,
Erheucheln läßt sich keine Wohllautsfülle.
Bist du nicht selbst voll schöner Harmonie,
Durch Kunst erlernt sie deine Kehle nie.
Wie jegliches Atom der Saite schwingt
Und deutlich offenbar wird, wann sie klingt,
So wird der ganze Mensch untrüglich wahr
In seiner Stimme Klang uns offenbar.

Unter den Gedichten Jordans haben die „Andachten" selbst bei seinen Freunden peinliches Aufsehen erregt. Mit der formellen Schönheit verbindet sich eine häßliche Tendenz der Polemik gegen die Wahrheit der biblischen Geschichte, den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele, wofür die pantheistische Lyrik recht ärmlichen Ersatz zu bieten unternimmt.

Was in seinen Dichtungen poetisch und metaphysisch verschleiert oder im gebrochenen Lichte fremder Reflexion hervortritt, spricht Jordan hier herb und scharf als Bekenntnis aus. („Andachten" 213.)

Mit dir ist's aus an deinem letzten Tage,
Für immer aus; das wisse und ertrage.
Nur Eitelkeit und falsche Furcht begehrt,
Daß dauern soll, was keiner Dauer wert.

Es ist ein karger Trost, wenn es dann heißt:

Dich tröste dies: Was du hinzu erwarbst
An Menschenwert, das bleibt auch, wenn du starbst.
Und das zu wissen zahlt im Leben schon
Unsterblichkeitsgefühl als Thatenlohn.

Digitized by Google

Am auffälligsten berührt in diesen „Andachten" der Gedanke, daß die Menschen die Aufgabe hätten, „Gott zu erlösen". Das ist eine Lieblingswendung des modernen Pantheismus — zuerst von Heine im „Wintermärchen" (S. 126) ausgesprochen. Er sagt dort: „Elsaß und Lothringen werden sich schon wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen angefangen haben, wenn wir sie überflügeln in der That, wie wir es schon gethan haben in Gedanken — — wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, den Himmel, zerstören; wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden; wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den gehöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen." Ähnlich wird Jordan es gemeint haben, wenn er („Andachten" S. 140) sagt:

Auf Erden ward nach ewig langer Not
Gott wach in uns, und wirklich sein Gebot
Empfingen wir, im Kampfe mit dem Bösen
Hienieden ihn vom Leide zu erlösen.
Doch das darf nicht erkämpft auf einen Schlag sein,
Der Siegestag wird unser jüngster Tag sein.

Und der Schlußhymnus der Andachten endigt mit dem Worte:

Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Los zu ringen, Fleisch und Bein,
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Neid und Not befrein.

Unter Gott versteht er demnach den Genius der Menschheit, oder auch die Weltseele, das geistige Wesen, welches die ganze Welt durchdringt und in den einzelnen Menschen zum Bewußtsein kommt. Dem wohltönenden und pompösen Auftreten des Dichters mischt sich von vornherein mit dieser öden Aussichtslosigkeit ein Zug von verfehltem Leben und Streben bei.

Eine in mancher Beziehung glänzende und blendende Erscheinung auf dem Gebiete der neuesten deutschen Litteratur ist unleugbar Robert (Rupert) Hamerling (1830—1889). Er wurde am 24. März zu Kirchberg am Walde, einem romantischen Flecken an der böhmisch-mährischen Grenze geboren. Der Ort hat ein Schloß, bei dessen Besitzer der entthronte Karl X. längere Zeit residiert hat. Seine Eltern lebten in großer Armut; sein Vater, in

Digitized by Google

hülfloser Lage, konnte ihm keine andere Bildung verschaffen, als welche die Dorfschule gewährte. Der begabte Knabe versuchte schon im achten Jahre Gedichte zu machen und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der jungen Töchter des Schloßbesitzers, die ihm französischen Sprachunterricht gaben. Mit neun Jahren wurde er Chorknabe im Cisterzienserstift Zwettе und besuchte die lateinische Schule. Die Kunde von dem dichtenden zwölfjährigen Knaben drang zu der französischen Prinzessin Louise, der nachherigen Herzogin von Parma, die sich seiner annahm. Dann siedelte er mit seiner Familie über nach Wien, wo er vier Jahre lang das Gymnasium besuchte. Im Jahre 1848 stand er begeistert unter den Studentenscharen, die wider die damalige Regierung kämpften. Er scheint aber von der späteren strengen Reaktion ziemlich unbehelligt geblieben zu sein und konnte zu seinen Studien zurückkehren. Er trieb nicht eigentlich ein Fachstudium, sondern Philologie, Philosophie, auch Medizin und was ihm sonst zu seiner allgemeinen Ausbildung diente. Wie seine Jugenddichtungen bezeugen, faßte er vornehmlich die platonische Idee der Schönheit ins Auge. Ein Stipendium gestaltete seine äußerliche Lage etwas günstiger, aber die Pflicht, für seine armen Eltern zu sorgen, zwang ihn, Lehrer zu werden, und im Jahre 1855 übernahm er eine Professur am Gymnasium zu Triest. Eine Ferienzeit 1856 benutzte er zu einer Reise nach Venedig, und hier entstand, außer vielen lyrischen Gedichten, die er später, 1860, in der Sammlung „Sinnen und Minnen“ herausgab, wie der „Sangesgruß vom Strand der Adria“ (1857) das lyrische Epos „Venus im Exil“. Diese Erstlingsarbeit erregte Aufsehn und Teilnahme für den jungen Poeten. Der Grundgedanke war, von der im Leben übermäßig gefeierten Venus Aphrodite müsse man emporstreben zu der jetzt noch im Exil weilenden Venus Urania. Daher setzte er seinem Liede das Motto vor:

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen!

Dieses „Reich des Schönen“ erinnert an den Überschwang der Romantik mit einem Anhauch Schillerscher Begeisterung und bietet keine recht klare, greifbare Vorstellung, namentlich was

Digitized by Google

die Abgrenzung des Reiches der Sinnlichkeit betrifft. Am Schluß sagt der Dichter zu der endlich gewonnenen Venus Urania:

Des ird'schen Lebens Glück, es ist gescheitert,
Doch hinter mir liegt auch des Lebens Not.
Mein Sinn vollzog, in hoher Schau geläutert,
Was einst dein Wort, o Göttin, mir gebot.
Zum Allsein ward mein endlich Sein erweitert,
Ich ward, um würdig dich zu freun, zum Gott!
So bin ich wert geworden deines Kusses,
Den du versprachst im Hauch des ersten Grußes!

Da der Verfasser aber den Goethe'schen Faust gelesen hatte, mußte er wissen, was es mit dem Worte auf sich hat:

Dir wird gewiß noch einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange.

und wie schlecht es dem armen Doktor bekommen ist, als er den Versuch machte, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem inneren Sein zu genießen und sein eignes Selbst zu ihrem Selbst zu erweitern.

In die Hochflut der idealen Gedanken klingen allerdings dann und wann Töne herein, die an die weltschmerzlich koketten Bitterkeiten Heine's erinnern können. Sonst sind die Verse schön, höchstens daß sie nach süddeutsch-östreichischer Art leicht durch unreine Reime getrübt werden. Übertroffen wird dies Werk Hamerling's durch sein „Schwanenlied der Romantik" (1862). Unser auf seine Eisenbahnen, Telegraphen, Naturwissenschaften und Erfindungen so stolzes Jahrhundert ermahnt der Dichter, es solle sich nicht zum Materialismus verführen lassen, sondern die Rechte des Herzens anerkennen. Zwar prahle man jetzt:

Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer.
Wir sammeln alle Fülle des Lebens um uns her;
Von dienenden Geistern wird sie reich uns zugeführt,
Nichts mehr als toter Besitz ist, was unser Finger kühn berührt.

Reich und stolz bewimpelt geht kühn seine Bahn
Das Riesenschiff der Bildung: nicht länger herrscht der Wahn
Des Herzens, der Empfindung hohles Traumidol:
Die Flamme des Gedankens weht siegesstolz von Pol zu Pol!

So höre der Dichter die Leute unserer Zeit stolz reden. Das schilt er verkehrt. Er erinnert an den Zauberlehrling, an Midas, an Fausts Höllenzwang. Ohne Ideale, ohne Anerkennung der Rechte des Herzens helfe uns weder Reichtum, noch Natur-

Digitized by Google

beherrschung, noch die Macht des Gedankens und der Wissenschaft. Was der Dichter unter dem Rechte des Herzens versteht, bleibt dunkel, und das darf sich der Dichter allerdings gestatten. Nach Goethes schönem Gleichnis:

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben,

die von der andern Seite beleuchtet werden müssen, gilt das Votum:

Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist etwas Anonymes dabei.

Aber mit den Romantikern, mit Heine und Jordan in seinen „Andachten" behält Hamerling das gemeinsam, daß der Wert des unaussprechlich Schönen mehr in der Harmonie der Form, als in der klaren Darstellung ruht. Hamerling singt:

Preis't junger Lichtgedanken weltbefreiende That!
Ich pflege der Empfindung uraltheil'ge Saat
Des innerlichen Dranges, der, ins Herz gesenkt,
Immerdar die Seelen auf dunkler Bahn zum Licht gelenkt.

Singt ihr des Geistes Loblied, ich preise nur das Herz!
Selig in der Wonne und selig auch im Schmerz.
Hoch über der Bahn des Gedankens schwelgt es im Morgenrot.
Es spiegelt im Geiste die Welt sich; im Herzen spiegelt sich der Gott.

Der Gott, von dem Hamerling redet, ist im Grunde er selbst, sein eigenes, inneres Wesen, sofern es aus sich selbst sich emporgearbeitet hat zur himmlischen Liebe, soweit es sein selbstgebildetes Ideal erreicht hat. Im Schiller'schen Sinne bedeutet der Ausdruck „der Gott" mehr den Genius, die ethisch-poetische Begeisterung.

Köstliche Mahnungen an sein „geliebtes, starkes, schönes, kühnes, hehres, teures, heiliges" deutsches Vaterland schließen das bedeutsame Gedicht:

Vaterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und stolz begegnet lichten Geistes Flug,
Indes doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
Glühet in den Seelen — Gott segne dich, du hehres Land! —

Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ew'gen Sonnenstrahls.
Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn.

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm;
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium.

Digitized by Google

Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreis't
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Es ist höchst beklagenswert, daß ein Dichter, der so begonnen, als er sich nun zu weit höherem Fluge anschickte, als er Werke darbot, voll der tiefsten Gedanken, voll des höchsten Strebens, als er uns Gestalten zeichnete von großer Lebenswahrheit, in den schärfsten Umrissen, Darstellungen von hinreißender Schönheit und in mächtiger Kraft der poetischen Rede, dies alles durch die Maßlosigkeit sinnlich heißer Schilderungen zu einem großen Teile ungenießbar machte. Hamerlings „Ahasverus" (1866) und sein „König von Sion" (1869) sind zwei bedeutende Werke, aber sie geben durchaus keinen reinen Genuß. Des Dichters ethische Absicht, die Hoheit des Menschentums und das Walten der Gerechtigkeit in der Geschichte darzustellen, wird beeinträchtigt durch die ausgedehnte, oft befremdliche Neigung, das Laster zu genau auszumalen und die berückende Gewalt der Sünde gar zu feurig zu schildern.

Das Epos „Ahasverus in Rom" führt uns den Kaiser Nero in beängstigender Naturwahrheit seiner Wollust und Grausamkeit vor. Später wird er allerdings sehr unwahrscheinlich in seiner pessimistisch tüftelnden Philosophie. Wir sehen ihn zuerst in einer niedern Schenke, wo er unerkannt an einem rohen Gelage teilnimmt und gewaltsam eine zwölfjährige spanische Tänzerin zur Spotteehe führt. Dann erscheint er bei einem schwelgerischen Fest in seinen Prachtgärten, voll unnatürlich schändlicher Liebe zu seiner Mutter Agrippina. Der Dichter führt uns in ganz eingehender Schilderung vor, wie sich Agrippina ahnungslos auf ihrem Prachtschiffe durch Bad und glänzenden Putz zur Zusammenkunft mit ihrem Sohne rüstet, wenige Augenblicke bevor sie den Tod erleidet, den er ihr bereitet durch Versenkung des Schiffes. Wir lesen die schauerliche, prachtvolle Beschreibung des Brandes von Rom und die Greuel der Christenverfolgung. Hamerling zeigt uns in Nero, was aus einem Menschen werden muß, der sich lossagt von der Anerkennung jeder menschlichen und göttlichen Autorität und deshalb sich berechtigt hält, sein eigener Gott zu sein und so sein Leben zu gestalten nach eigenem Belieben und unbändiger Laune, zumal wenn er die Macht erlangt hatte, sich in seinem Wahn als Gott zu bethätigen. Nero sagt zu seinem Diener, dem Schurken Tigellin:

Was dich ergötzen soll, muß böse sein.
Dich freut das Böse, weil es eben böse.

Digitized by Google

So denk' ich nicht; es dürfte Böses gut
Und Gutes böse sein um meinetwillen.
Es freut mich, weil's mich freut, weil mir's beliebt.
Daß Rom aufging in Glut, daß wilde Tiere
Mit Menschenleibern hier vor meinen Augen
Zum Schreckensknäul sich ineinander schlangen,
Das alles, es geschah, weil ich's gewollt —
Begierde, meint' ich, sei das höchste Leben,
Eh Roma kam zu Neros Bacchanal.
Nun nenn' ich es die Laune, das Belieben.
Nicht der genießt, der hierhin, dorthin blickt,
Der liebt und haßt, der achtet und verabscheut.
Nur der genießt, dem alles nur ein Spiel.

Alles Streben nach etwas Idealem leugnet er. Das ist auch ganz folgerichtig, wenn ihm feststeht, daß der Mensch keine von einer schöpferischen Intelligenz geschaffene Kreatur ist:

Wer dürft' Idole in die Brust mir pflanzen,
Die mich beherrschen, mir Gesetze geben? —
Wer spricht von Zweck und von Bestimmung mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und wenn ich etwas thäte, weil's vernünftig,
So wär' ich wohl der Sklave der Vernunft.
Vernunft? Was ist das? Ist's mein eignes Ich?
O nein, mein Wille nur, das bin ich selbst! —

Man sollte meinen, Nero habe Schopenhauers Philosophie studiert. Es ist nur aus derselben Quelle geschöpft: Leugnung eines persönlichen Gottes und der menschlichen, nach Gottes Bild geschaffnen Persönlichkeit. Das wird dem Kaiser in seiner letzten Stunde, da er auf der Flucht vor den empörten Römern in eine verborgene Grotte geraten ist, wo die fromme Christengemeine ihre Andacht hält, von dem christlichen Priester bezeugt:

Wir töten nicht.
Wir rächen uns am Feinde nicht. Wir lieben
Den Feind auch. Unser heiligstes Gebot ist Liebe.
Nero: O Schwärmer, eitle Thoren, wißt: erkundet
Hab' ich, wie keiner sonst, das schreckliche
Geheimnis, daß es keine Liebe giebt.
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt
Und war doch Nero, war der Herr der Erde. —
Priester: Unseliger, du stelltest dich zu hoch
Und alles andre stelltest du zu tief —
Denn über uns muß sein, wornach in Liebe
Wir trachten sollen. — —

Digitized by Google

So knüpfe denn der Sehnende sogleich
Der Sehnsucht Zauberband ans höchste Wesen,
Denn da nur dies nichts Höh'res über sich hat,
So muß sein Herz sich liebend abwärts wenden
Zu jenen, die da liebend nach ihm schaun.
Und so ist Gott im ganzen Weltbereich
Das einz'ge Wesen, das die Lieb' erwidert,
Das einz'ge, das nicht untreu werden kann.
Nero: Das ist ein Evangelium der Liebe
Seltsamer Art. Ihr liebet euren Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß,
Und wollten nur geehrt, gefürchtet sein.
Priester: Der unsre will die Liebe, will das Herz.
Nero: Seid ihr gewiß, daß er euch wieder liebt?
Priester: Er stieg vom Himmel nieder, starb für uns. —
Er ist's, der Gottmensch ist es, Jesus Christus.
Denn wir, wir wissen's, daß das Göttliche
Heruntersteigt von seiner Himmelshöh,
Daß es verkörpert wandelt auf der Erde
Und daß es leidet, lebt und stirbt für uns.

Diese Gottesthat muß dem Nero unbegreiflich erscheinen. Er hat den Genuß gewollt, die Eigensucht gepredigt. Sie predigten Liebe. In ihrem christlichen Olymp wäre dann doch wohl sicherlich kein Platz für Nero-Dionysos. Der Priester erwidert ihm ein verheißungsvolles: „Vielleicht." Aber dazu müsse er natürlich das Dämonische, Satanische seines bisherigen Wesens und Treibens von sich werfen. Er weist ihn deshalb von dem Bilde des Gekreuzigten hin auf ein Bild, wo unter Michaels Flammenschwert sich Satan wild verzerrt im Staube windet.

Das ist der Dämon
Der Eigensucht, der stolze, der sich los
Gerissen hat vom ew'gen Liebesgrund,
Und auf sich selbst gestellt, vom Göttlichen
Getrennt, einsam, unselig immerdar
Sich in der kalten, finstren Tiefe wälzt.

Nero erkennt zwar an, daß mit diesen Grundsätzen, wenn sie wirksam werden, die frommen Christenschwärmer die ganze Welt erobern würden, aber er glaubt nicht und — stürzt sich in sein Schwert. Wenn hier Hamerling's Werk schlösse, so wäre es ein Gedicht mit klarer Tendenz und thatsächlicher Offenbarung von dem Verderben der Gottlosigkeit, auch eine Verklärung der rettenden Macht des Christentums. Man hat sich wohl schon

Digitized by Google

fragend umgesehen nach dem Titelhelden Ahasver. Durch ihn giebt der Dichter eine eigentümliche Lösung. Zum sterbenden Nero tritt Ahasver, der ewige Jude, eigentlich der ewige Mensch, der schon während des ganzen Epos geheimnisvoll drohend, vorgeblich warnend, im Grunde aber anstachelnd, dem Nero entgegen getreten ist und das Seine dazu beigetragen hat, daß Neros Verruchtheit und Geschick sich rascher und entsetzlicher ausgestalte. Er erklärt nun: er, der Jude Ahasver, der einst Christum von seiner Thür gewiesen, sei eigentlich Kain, der erste Mörder, durch den der Tod in die Welt gekommen sei, und der deshalb nicht sterben könne. Nero sei der Vertreter der Lebenslust, des Lebensdranges, „für alle Zeiten eine Grauenerscheinung, und doch im Tiefsten nur ein Spiegelbild des ew'gen Götterdrangs in Menschenbrust, als ob es dem Menschen eine Naturnotwendigkeit sei, sich als seinen eigenen Gott zu achten und zu bethätigen. Weil aber ich," fügt Ahasver hinzu, „den Tod in die Welt gebracht, verschont er mich dafür, zum Dank, zur Strafe. Ich rief ihn oft, mich hinweg zu nehmen, doch er höhnte mich, — und siehe,

Die Qual der Menschheit, die nach Ruhe strebt,
Halb unbewußt, im unbestimmten Drang,
Mir wird sie aufgeladen, und ich muß
Sie mit Bewußtsein schleppen durch die Zeiten.

„Was der wüste Nero hat sein wollen, das bin nur ich. Er hat gefrevelt an dem Bleibenden, er wollte sein, was nur die Menschheit selbst ist, und was ich, ihr Spiegelbild bin, unsterblich, göttlich. Wie sollt ich mich vor einem Gotte beugen! Götter kommen und schwinden, — ewig wandelt Ahasver!" Für solche Prätensionen war übrigens Ahasver in Neros Tagen noch nicht alt genug. Man mußte dem Dichter diese kühne Behandlung der Weltzeit nachsehen oder dem Juden seine Präexistenz als Kain zugestehn.

Der Pantheismus erscheint hier auf die Menschheit angewandt als auf eine All-Einheit. Die ganze Menschheit aber soll selbst Gott sein und nicht sterben können. Zunächst verkündet Ahasver den Christen, er habe darum die böse Zeit Neros und seinen Fall deshalb zum schnellen Ausschlag gebracht, damit nun eine bessere Zeit komme. Das Christentum werde zunächst der Welt wenigstens auf einige Zeit, bis wieder die Menschheit gleichsam einen neuen Aufschwung nehmen wolle, Ruhe bringen, also auch ihm. Vorläufig wolle er zu den Germanen gehn:

Digitized by Google

Und müde von der langen Pilgerschaft
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhn:
Zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern.

Was aber für uns Germanen daraus folgt, wenn unser Volk von dem stillen Frieden des Kreuzes Christi sich abwendet, das heißt überhaupt für die Menschheit, hat uns der Dichter nicht minder eindringlich und lebendig in seinem zweiten großen Epos dargestellt, „Der König von Sion." Der Haupthelb ist Jan von Leiden, der Schauplatz die tolle Wirtschaft der Wiedertäufer in Münster, 1534. Bestand die von Luther erweckte Reformation im Aufbau der Gewissensfreiheit auf Grund des Evangeliums und im treuen Festhalten des Wortes Gottes für alle echt christlich kirchlichen Dinge, so folgte daraus der Kampf gegen Glaubenszwang und Menschensatzung und daher die Negation der Papstherrschaft in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, so standen in der Verneinung des Papsttums die Wiedertäufer zu ihm. Sie überflogen aber im schwärmerischen Subjektivismus alle Schranken und beriefen sich über alle weltliche und kirchliche Ordnung hinaus und in hochmütiger Verachtung auch der altchristlichen Fundamente immer auf den „Geist", den sie heilig nannten, obwohl er nach Goethe's Ausdruck damals wie heut nichts anderes war, als „der Herren eigener Geist." Die Münsterschen Wirren sind das greulichste Zeugnis ihrer wilden Schwarmgeisterei. Die Kämpfe der drei Hauptparteien in der unglücklichen Stadt, der Papisten, der Lutheraner und der Baptisten sind von dem Dichter meistenteils nach echt historischer Wahrheit geschildert. Äußerliche, geschichtliche Kenntnisse hat Hamerling in allen seinen Werken bekundet, im „Ahasver" die des römischen, in seinem Roman „Aspasia" die des griechischen Altertums, im „König von Sion" die des deutschen Lebens und Wesens im reformatorischen Zeitalter. Daß er das Wesen des biblischen Christentums nicht gefaßt hat, kann uns nicht wunder nehmen; kannte der katholische Dichter doch kaum den Katholicismus!

Der eigentliche Prophet der Wiedertäufer ist Mathisson. Er predigt gewaltig gegen die Papisten und hat wohl in Wirklichkeit so ziemlich gesagt, was Hamerling ihn reden läßt: „Was haben denn," fragt er, „unsere Väter unter dem Papsttum, unter Frommsein verstanden?"

Digitized by Google

Singen bei Glockengebimmel und Weihrauchdüften, geweihte
Kerzen und Palmen und Fahnen und Heiligenbilder verehren —
Seelen vom Feuer erlösen durch Ablaßkaufen und Messen,
Stifter und Klöster erbau'n, einsetzen zum Erben die Kirche.

Auch gegen Luther predigte er thatsächlich Ähnliches.

Wie sollt uns die Lutherische Lehre genügen?
Halb nur verjüngt sie die Welt; sie ist lau, sie ist nüchtern. Im Elend
Läßt sie das Volk zaghaft und schmeichelt den Fürsten der Erde.

Was allerdings Hamerling dem Matthisson als baptistische Lehre in den Mund legt, ist die moderne Idee von der unbedingten geistigen Selbst- und Weltherrschaft des Menschen. Er fällt damit aus dem geschichtlichen Rahmen des Gedichts. Der Baptist will den Gott in uns wecken und, was als Buchstabe und geschriebenes Gesetz die Menschen von außen beherrschte, innerlich lebendig machen,

Denn der Drang zum Guten und Rechten
Liegt auf des Menschengemüts Urgrund als innerstes Wesen!

Matthisson hat auf seinem Zuge gen Münster inmitten einer Gauklerbande den Schneidergesellen und Komödianten Jan von Leiden getroffen, einherstolzierend im Purpurmantel mit Goldschaumkrone; er will morgen in Münster den König David spielen. Jan ist aber ein tief innerlicher Mensch, freilich mit hochfahrenden, schwärmerischen Gedanken. Er spielte auch wohl gern einen König auf der Weltbühne. Matthisson bekehrt ihn zum Baptismus und nimmt ihn mit sich nach Münster. Die Aufregung, die er dort bewirkt durch seine Predigt, die Einführung des neuen Himmelreichs, die Vertreibung der katholischen Pfaffen und deren Entartung wird in künstlerisch kecken Zügen geschildert. Die Lutherischen werden in Bausch und Bogen mit verworfen. Dann folgt die Einführung der Gütergemeinschaft, bei der es natürlich toll hergeht, Matthisson begründet sie durch die allgemeine Liebe der Kinder Gottes untereinander. Hier allerdings zeigt sich's nicht, daß das Gute und Rechte auf des Menschen innerstem Wesen ruht. Das Narrenfest, an welchem zwei Mönche, ein dicker und ein dünner, arg gemißhandelt werden, endlich die Verbrennung der Bücher, auch der Bibel, denn „Bibel ist Babel", auch der Streitschriften Luther's gegen das Papsttum — das alles wird mit echt poetischer Lebendigkeit geschildert. Hier tritt Jan von Leiden zuerst wieder hervor. Er hat dem bisherigen Treiben stille zugesehen, ohne ein Wort zu sagen. Eben sollen Ovid's Metamorphosen ins Feuer geworfen werden. Dies

Digitized by Google

Buch bittet er in langer feuriger Rede los von der Vernichtung. Daß die Bibel verbrannt werde, ist ihm schon recht; aber der Ovid? Nein, „in ihm lebt der Phönix der Schönheit.“ Viele denken oder urteilen jedenfalls auch heute so, welche weder die Bibel noch den Ovid kennen. Höchst modern urteilt der fahrende Schneidergeselle des sechzehnten Jahrhunderts:

Laßt uns den Sänger, o Freund! Laß leben in Sion die schönen
Fabeln und Bilder der Dichter. Es wechselt im Leben die Wahrheit.
Ewig wahr ist die Fabel allein auf den Lippen der Sänger.
Wirf ins Feuer die Bibel und lösche die Lampen, die dämmrig-
Matt uns erhellen die Nacht, da es Tag nun geworden; doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht ... und verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der eben verjüngt aus dem flammenden Grab sich hervorhebt.

Es klingt zu überzeugt, was der Dichter hier seinen Helden über den damals in Münster angebrochenen Tag sagen läßt, um ihn nicht mit verantwortlich zu machen. Jan fährt dann fort und fällt damit wieder bedenklich aus seiner historischen Rolle des religiösen Fanatikers:

Ich habe durchwandert die Völker
Jugendlich offenen Sinn's; von wärmerer Sonne befeuert
Ward mir das Blut, und zerstreut hat helleres Blau mir die nord'schen
Nebel im Geist; ... nun glüh' ich nach einem: zu schauen auf Erden
Endlich im seligen Bunde vereint das Glück und die Tugend.

Mit den Ereignissen wird wieder der Boden der Geschichte betreten. Matthisson wird bei einem Ausfall getötet. Jan wird König und führt auch die Vielweiberei ein — eigentlich alles wider Willen und Neigung, aber die von aller göttlichen Autorität gelösten aufgeregten Volksmassen reißen ihn fort. Ein sentimental modernes Liebesverhältnis zu einer Nonne vermehrt seinen inneren Widerspruch, seines Herzens Qual. In der belagerten Stadt herrscht schreckliche Hungersnot. Endlich hat Knipperdolling durch Haussuchung noch eine Masse von versteckten Weinen und Speisen aufgestöbert. Darüber entsteht eine rasende Orgie auf dem Markt; die viehische Begier ist ganz entfesselt. Aber auch eine der Königinnen Jan's von Leiden richtet einen Schmaus auf dem Schlosse ein. Hier steigert sich die Gemeinheit der königlichen Umgebung, der Knipperdolling, Krechting und ihrer Schandgesellen, der Scharen ausgelassener Weiber zu einer Greuelscene, in welcher das Laster über den Höhepunkt des Erlaubten hinausgehend gemalt wird, ohne in einer späteren idealen Erhebung Ausgleich und Sühne

Digitized by Google

zu finden. Der bucklige Krechting, der eigentliche Anstifter aller Bosheit, den die trunkenen Gesellen des Schneiderkönigs in Jan's Gegenwart zum Gastmahlkönig ernennen, der mit Jan's Mantel und Krone hier vor ihm auf seinem Stuhle sitzt, bricht in Worte aus, die eine Stufenfolge jener Tollheit anzeigen, wenn die Menschen „vom äußeren Wort Gottes erlöset" sind:

Matthisson kam, der Prophet, nach ihm der Erkorene von Leiden.
Aber zuletzt kommt Krechting. Nur vorwärts, ihr Männer, nur vorwärts,
Matthisson hat euch erlöset vom äußeren Wort; doch vom innern
Wurde gefaselt sodann, das ein Gott in die Seel' uns geschrieben.
Nun ich verspüre das nicht. Mir hat, wie es scheint, er dergleichen
Nicht in die Seele geschrieben! Und hätt' er's gethan auch, ich frage,
Was das kümmern mich soll, und warum ich's sollte befolgen? —
Schweigt mir vom menschlichen Herzen! Das ist nur die hintere Thüre,
Welche die sämtlichen Götzen, Tyrannen und Quäler der Menschheit,
Die zur vorderen Thür man hinaus warf, wieder herein läßt.
Gerade das innere Wort ist von allen Tyrannen der schlimmste —
Haltet ans Fleisch euch und werft ins Gesicht dem Gewissen die Kerne.
Gleich ist dem Weisen der Strolch! Auf Strolche, die Welt sie ist euer!
Traun, so bald ihr nur wollt. Ihr habt ja auf Erden die Mehrzahl,
Folglich die Übergewalt und das Recht zu entscheiden die Dinge!
Fletschet die Zähne vor Gott! Bohrt Eselsohren dem Himmel!

In der Weisheit dieses Trunkenboldes ist Methode und Folgerichtigkeit. Sie zeigt den Triumph des Fleisches, in dem alles Geistliche und Geistige erstickt ist.

Der Erfolg seiner Epen erlaubte dem Dichter ein sorgenfreies, wenn auch bescheidenes Leben in Graz. Eine früh beginnende Kränklichkeit vereinsamte und verbitterte ihn, machte ihn namentlich überempfindlich gegen Kritik. Das schadete dem Eindruck seiner dichterischen Persönlichkeit, die sich in seinen Gedichten von tiefer, reicher Empfindung, in seiner Kanzone „Germanenzug" (1864) voll deutschen Hochgefühls zeigte — er wußte immer zwischen dem „Mutterland" Österreich und dem „Vaterland" Deutschland kräftig zu unterscheiden.

Über seinen „Künstler- und Liebesroman Aspasia" (1876) sind sehr auseinandergehende Urteile gefällt. Den Kennern antiken Wesens erschien er dilettantenhaft, der halbgebildeten Leserwelt zu belehrend trotz gelegentlicher Lüsternheiten. Jedenfalls wird die Schönheit des heiteren Hellenentums zu aufdringlich und ohne die überzeugende Kraft schöner Natürlichkeit dargestellt. Unerhörte Mißgriffe kommen vor. Aspasia ist allerdings eine Hetäre,

Digitized by Google

aber doch ein gebildetes Weib und würde doch nie in einer übrigens ganz modern geführten Unterhaltung mit dem Gaste des Hauses, dem Alcibiades, zur Bezeichnung seines — wir würden etwa sagen Klubbs oder Adelskasinos — das schmutzig gemeine griechische Wort ausgesprochen haben, das kaum schamlose Wüstlinge untereinander hätten gebrauchen können. Die übrigen Werke Hamerlings, namentlich dramatischer Art wie „Danton und Robespierre", das Schauspiel „Teut", die Lustspiele, wie „Lord Lucifer" auch freie Dichtungen, wie die Kanzone „Die sieben Todsünden" neben vielen lyrischen und prosaischen Arbeiten treten gegen das satirische Epos „Homunculus" (1888) weit zurück. Hier zeigt der Dichter mit einem kecken Humor, dem nur trotz der wilden Phantasiesprünge etwas Frostiges und Doktrinäres anhaftet, das Zerrbild der gänzlich gefühllosen, mit den Triumphen der modernen Technik prahlenden Hyperkultur. „Homunculus" — der Begriff stammt aus dem zweiten Teil von Goethe's „Faust" und Immermann's „Münchhausen" — ist kein Mensch, sondern ein Kunstprodukt. Diesem seelenlosen, eigentlich nur mechanischen Wesen wird als gleichfalls empfindungslose Existenz die Loreley zur Seite gestellt. Die beiden gehen eine echt moderne Ehe ein, in der es keine Liebe giebt, sondern nur ein gegenseitiges Belauern und Betrügen zum Zweck der Herrschaft. Wo der kalte, herzenstote Held sich zur Geltung bringen will, tritt ihm seine Eigenart an der überkultivierten Menschheit rächend und strafend entgegen. Man will ihn „auseinandernehmen", weil er künstlich hergestellt ist, oder „vivisecieren" und für das Stadtmuseum aufbewahren. Mit der frivolen und ätzenden Schneidigkeit Heine'schen Witzes ist der neue Judenstaat von Jerusalem dargestellt. „Munkel" ist König.

Ein Messias will er werden,
Ein Messias des Verstandes,
Und mit besserem Erfolge,
Als der arme Galiläer,
Der Messias war des Herzens,
Und den Lohn am Kreuz gefunden.
„Dieser weiche Mensch," so sprach er
Leichthin spottend, „welcher Liebe
Predigte und nichts als Liebe,
Taugte nicht zum Judenkönig,
Und zu viel Gemüt, zu wenig
Geist besaß er zum Messias."
Um den angebornen Scharfsinn
Seiner Juden auszubilden
Gründet Munkel eine Schule,
Eine hohe Schule, welche
Echte Lebensklugheit lehren
Und erneuern soll die Feinheit,
Die Spitzfindigkeit des Talmud,
Doch nur im modernen Geiste
Und auf praktischem Gebiete.

Digitized by Google

Er verkündete die Botschaft
Eines dritten Testamentes
Zur Ergänzung, zur Erklärung,
Zur Erfüllung jener andern
Beiden alten Testamente.

Auf sothanem Weg gelangte
Der eklektisch-kritisch-prakt'sche
Sinn des Judenvolks zu höchster
Nirgend sonst erreichter Blüte.
Doch was half's?
— — — — —

Der negative Sinn Israels fand keine Positivitäten zur Ausbeute. Unter sich und auf sich beschränkt,

War das Judentum ein Deckel
Ohne Topf; es konnte keiner
Je den andern überlisten,
Denn gleich pfiffig waren alle,
Alle dreist und ohne Skrupel.
Keiner borgte Geld vom andern.
Rothschild schlich verarmt, als Schnorrer,
Abends heimlich durch die Gassen.
— — — — — —
So zu einem großen Ghetto
Ward die Stadt Jeruschalayim,
Allwo käuflos ein Weltmarkt
Schimmelte von alten Hosen.
— — — — — —

Allgemeine Verzweiflung und Wut bricht aus, und König Munkel wird ihr Opfer. Hier folgt ein häßlicher Zug des Dichters, der wie eine gräßliche Dissonanz in den gesuchten Humor hineinschreit. Die Juden kreuzigen ihren modernen König und folgen dann im Freudentaumel der Einladung der Völker Europas, die ohne ihren Sauerteig nicht leben können. Der ewige Jude hat diese Entwicklungsphase seines Volkes mit durchgemacht, nimmt Munkel vom Kreuz und entführt ihn im Totenschiff. Nach den abenteuerlichsten Vorgängen, Erfindung einer Denkmaschine, eines „Dianoëtikon", eines Universalheilmittels, eines allumfassenden Vergnügungsapparates, dringt Munkel in die tiefsten Geheimnisse der Natur und erbaut ein Riesenluftschiff, mit dem er voll Verachtung die Erde verläßt, um die Sternenwelt zu durchstreifen. Der Blitz entzündet und verzehrt das Fahrzeug. Das

Digitized by Google

ausgebrannte, seiner wertvollen Schätze beraubte, verkohlte Wrack schießt nun ewig durch den Weltenraum als „dunkler Irrstern" — ein Symbol der unverlöschlichen Unruhe des Wesens, das vor der Frage erstarrt und ratlos stehen blieb: „Warum konnten wir nicht lieben?" Der Dichter hat ein hohes Problem erfaßt: die richtende Darstellung der modernen Welt, der die Liebe und damit die versöhnende Kraft wahrer Schönheit und des Friedens fehlt. Aber er hat seine Aufgabe nicht beherrscht, nicht einheitlich durchdrungen. Er schwankt im Ton und in der Anschauung. Sehr drollig, aber herb sarkastisch sind die Ausfälle auf zeitgenössische litterarische und poetische Erscheinungen.

Nach schweren Leidensjahren starb Hamerling am 13. Juli 1889, mehr im Tode geehrt, als im Leben geliebt.

Der unbefriedigte Ton schmerzlicher Entsagung, der aus Hamerlings drittem Epos und aus seinem eignen Leben erklingt, tönt auch für uns in der Betrachtung dessen wieder, was überhaupt auf dem eben besprochenen Gebiete des Epos geleistet ist und geleistet wird.

Wir hoffen und warten auf ein Epos als Bethätigung der unserm Volke innewohnenden, eigenkräftigen dichterischen Lebenskraft und seines dankbaren Selbstgefühls.

* * *

Der erhabenste Gegenstand, den ein Dichter im Epos besingen könnte, ist aber doch unstreitig die Erlösung der sündigen Menschheit durch Christus, die größte That, die je auf Erden geschehen ist. Hier kann das edelste Heldentum gefeiert werden, das demütige Dulden im Bewußtsein des Sieges und der endliche Sieg selbst, der nach scheinbarem Unterliegen in der Überwindung des Todes hervortritt. Hier treten die edelsten und reinsten Gestalten auf, die die Menschheit gesehen, der Held selbst und seine Getreuen; und ihnen gegenüber in blutigem Haß die Feinde, die ihrerseits, wenn auch durch Irrtum und Sünde verfinstert, doch im Grunde von heiligen, religiösen Beweggründen getrieben werden. Hier kämpfen und siegen wir alle mit, und der Sieg ist unser eigenstes höchstes und tiefstes Erlebnis. Und überdies ist es doch eine wirkliche geschichtliche That, ein Stück thatsächlich durchlebter Menschheitsgeschichte. Kann es einen größeren und herrlicheren Stoff geben für einen Dichter, der

Digitized by Google

seinem Volk Großes erzählen will? Freilich der Stoff ist nicht im eigentlichen Sinn national, aber er ist so durchaus menschheitlich, daß ihn jedes Volk als sein Eigenstes, Höchstes und Bestes empfindet. Darum ist der Heliand, das älteste Epos unseres Volkes, seitdem es mit dem Christentum in Berührung getreten, ein nationales Heldengedicht geworden, denn der Stoff ist in das Volksleben eingeführt und ist von deutsch-christlichem Empfinden durchdrungen. Darum hat auch Klopstocks Messias seinerzeit eine große Wirkung gehabt, wenn sie auch, weil die Dichtung vorherrschend Kunstepos war, nicht in alle Schichten des Volkes gedrungen ist.

Unsere Zeit freilich und das gegenwärtige geistige Leben unsres Volkes scheint der geeignete Boden nicht zu sein für ein solches Christus-Epos, das über den „Heliand" und den „Messias" hinausgehend den Stoff noch reicher und lebendiger, noch volkstümlicher gestaltete. Denn noch immer fehlen bei allem religiösen Zug, der durch die Zeit geht, und bei allem Sehnen nach Erkenntnis Gottes und Gemeinschaft mit Gott doch die eigentlichen Erlebnisse. Wenn aber unser Volk im großen und ganzen einmal etwas erlebt haben wird von „Erlösung", dann wird es auch sein Christus-Epos, das Epos von der Erlösung, singen als ein menschheitliches und doch nationales.

Immerhin ist es beachtenswert, daß gerade in unsrer Zeit Versuche dazu gemacht worden sind. Nicht als poetisch vollendete Werke sollen sie hier gewertet werden, wohl aber als Versuche im Zusammenhang mit dem Boden unsrer Zeit.

Im Jahre 1900 erschien: „Christus", ein episches Gedicht in 28 Gesängen von Ferdinand Blanc (Erlangen, Fr. Junge). Der Dichter, der in seinem bisherigen Leben mit Gedichten nicht hervorgetreten war, giebt uns hier im beginnenden Alter den Ertrag seiner Lebensarbeit. Aber obgleich voll inniger Liebe und warmer Begeisterung für seinen Gegenstand, auch einzelne Scenen landschaftlichen wie geschichtlichen Charakters mit lebendiger, warmer Empfindung dichterisch anschauend, ist er doch der großen Aufgabe, den erhabenen Stoff episch zu gestalten, nicht gewachsen. Schon das ist unglücklich, daß er sich des Hexameters bedient. Wie dieses Versmaß im Grunde doch der deutschen Sprache widerstrebt, so wird es thatsächlich auch von unsrem Dichter nicht beherrscht. Schwerer indessen wiegt, daß der Dichter es nicht

Digitized by Google

verstanden hat, die Größe des Helden, die Gewalt des Kampfes, den die Welt erfüllenden Triumph des Sieges plastisch herauszuarbeiten und so seinem Gedicht den Charakter aufsteigender Entwicklung zu geben. Aber immerhin, Großes gewollt zu haben, ist rühmlich, und selbst ein mangelhafter Versuch, so hochideale Bahnen zu betreten, muß in unsrer Zeit, da die Dichtung vielfach einem pathologischen Realismus huldigt, mit heller Freude begrüßt werden. Solche Versuche sind aufblitzende Lichter, verheißungsvoll hinweisend auf eine kommende, größere, lichtvolle Zeit.

Unter demselben Titel: „Christus, eine epische Dichtung" erschien auch ein Gedicht von Paul Friedrich (Berlin 1899, Harrwitz' Nachfolger). Es umfaßt nicht den ganzen epischen Stoff, sondern nur einen kurzen, aber bedeutungsvollen Ausschnitt. Es stellt Christus dar, wie er, im Begriff, die Laufbahn unter seinem Volk anzutreten, mit versuchlichen Gedanken ringt. Auffallenderweise fehlt gerade dieser Zug im Bilde des Erlösers bei Blanc vollständig. Hier aber ist der historisch gegebene Stoff dichterisch erweitert. Der Teufel stellt dem in der Stille der Wüste sich sammelnden Erlöser im Traum eine Reihe von Bildern aus der künftigen Geschichte des Christentums vor die Seele, in welchen seine Anhänger um ihres Christentums willen Qualen zu erleiden haben, namentlich auch von vermeintlichen Vertretern der christlichen Religion verfolgt und getötet werden und endlich einer öden Vernunftreligion weichen müssen. Bei jedem solchen Bild sagt ihm der Teufel: Einen solchen Ausgang wird deine Sache nehmen. Willst du dennoch? Und Jesus antwortet jedesmal fest entschlossen: Ich will den Willen meines Vaters thun! Die Auffassung ist durchaus poetisch, und die Sprache, bis auf einzelne wenige Härten, rein und klangvoll. Indessen ist doch das Ganze ein völlig einseitiges Stimmungsbild, und auch nicht einmal das Bruchstück eines Epos. Der Beruf Christi erscheint in dieser Darstellung als gänzlich verfehlt, und Christus steht vor uns nicht als ein Held, sondern als ein Mensch, dessen Leidenswilligkeit etwas von Trotz und Eigensinn in sich trägt. Davon, daß Christus trotz aller Gegnerschaft und trotz einseitiger Verzerrung seiner Gedanken seine Sache zum Sieg geführt und thatsächlich ein Reich des Friedens schon innerhalb des Erdendaseins geschaffen hat, weiß das Gedicht nichts. Dieser „epische

Digitized by Google

Versuch" wird also dem besungenen Helden noch viel weniger gerecht als der von Blanc unternommene. Wir haben in Paul Friedrichs Gedicht das Bild Christi in der Auffassung „moderner" Dichtung vor uns, aber nicht wie bei Max Kretzer (vgl. S. 742) das Elend einer gesunkenen Menschheit trostreich erhellend, sondern in rührender Selbsttäuschung selber trostlos zu Grunde gehend.

Etwas ganz anderes ist der Versuch, den E. Rutenberg (Frau Betti Fischer zu Freiburg i. B.) gemacht hat, uns das Bild des Heilands in einem epischen Gedicht vor die Augen zu malen. Es führt den Titel: „Jesus von Nazareth" (Leipzig 1888, Velhagen u. Klasing). Schon der Titel zeigt, daß es sich hier mehr um die menschlich schöne Erscheinung des Erlösers innerhalb seiner Zeit und Umgebung handelt, nicht eigentlich um den göttlichen Helden, der die gefallene Welt aus ihren Banden befreit. Ähnlich wie Blanc folgt die Dichterin der evangelischen Erzählung und baut sie in Versen nochmals vor uns auf. Nur daß sie nicht den fremdartigen und spröden Hexameter verwendet, sondern den echt deutschen Vers, die fünffüßige jambische Zeile, die sie mit weichem Wohllaut nicht übel beherrscht. In die Erzählung der Evangelisten dichtet sie viel hinein, aber nicht eigentlich Fremdartiges. Und mit feinem psychologischen Verständnis charakterisiert sie die einzelnen Gestalten. Manche Scenen sind von überwältigender Schönheit, indem die tiefe religiöse Empfindung sich mit lebendiger dichterischer Anschauung vereinigt. Dennoch wird auch sie ihrem großen Gegenstand nicht gerecht. Sie bleibt in zarter und weicher, hie und da fast weichlicher Einzelmalerei stecken, aber zum großen Heldengedicht, zum gewaltigen menschheitlichen Epos, das den einzig wahrhaftigen und endgültigen Befreier der Menschheit feiert, schwingt sie sich nicht auf. Immerhin hat das Gedicht um seiner wirklichen Schönheit willen unsre wärmste Sympathie in ungleich höherem Maß als jene beiden vorhin genannten epischen Christusgedichte.

Diese hier genannten epischen Versuche zeigen uns deutlich, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, unserem Volk das wirkliche Christusbild dichterisch zu enthüllen. Aber die Zeit wird kommen. Es muß einmal in deutscher Sprache das Lied von Christus gesungen werden, ein „Heliand", aber reicher

Digitized by Google

und erkenntnistiefer als der alte, ein „Messias“, aber wahrer, lebendiger und markiger als der Klopstocks, ein Epos, das, aus deutschem Geist geboren, die Herzen des deutschen Volkes für den selbsterlebten, erkannten und geglaubten Christus erwärmt, sie zu ihm emporhebt und zu seinem Preise austönt in tausendstimmigem Jubel. Gott gebe, daß uns das zwanzigste Jahrhundert ein solches Epos bringt!

Digitized by Google

Die Lyrik

der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts mit Ausschluß der modernen Dichtung.

Von der lyrischen Dichtung ist im Bisherigen noch wenig die Rede gewesen. Sie ist namentlich nicht im Zusammenhang dargestellt worden. Einzelne lyrische Dichter, vor allem Geibel, lernten wir in der „Münchener Dichtergruppe" (S. 366 u. ff.) kennen. Aber an diesen Dichter haben sich nun andere in allen Gauen des Vaterlandes angeschlossen. Durch die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hindurch erklingen ihre Lieder, ein vielstimmiger Chor, der unserem Volk ins Herz hineingesungen worden ist und lauten Wiederhall geweckt hat, ehe die sogenannte moderne Dichtung mit ihrem konsequenten Naturalismus neue Töne anstimmte und den mehr oder weniger harmonischen Gesang jäh durchbrach. Wir sehen uns daher veranlaßt, hier noch einmal die lyrische Dichtung der letzten Jahrzehnte zu überblicken und sie als geschlossenes Bild vor uns hinzustellen, ehe wir zur Darstellung der modernen Dichtung übergehen. Die Lyrik ist etwas allgemein Menschliches. Sie war als Dichtungsform zu allen Zeiten da und wird nicht aussterben, solange das Menschengeschlecht lebt. Wohl nimmt sie Klang und Farbe von der jedesmaligen Natur des Landes, in welchem sie entsteht und aufwächst, und auch die Strömungen des geistigen Lebens der Zeit üben ihren Einfluß. Aber im Grunde ist sie universell, menschheitlich. Sie singt von Dingen, die immer und überall sind, und die zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen sich gleich bleiben. Die Natur und das Menschenherz, zumal in ihrer geheimen Beziehung zu einander, geben ihr immer neuen, nie zu erschöpfenden Stoff. Darum wollen wir auch die

Digitized by Google

Lyrik in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht allzu eng und nicht allzu ängstlich an die Zeit anknüpfen, noch ihre besonderen Erscheinungen aus den Charakterzügen der Zeit herleiten. Wir wollen auch nicht allein darauf Wert legen oder danach fragen, ob ein Dichter neue Bahnen einzuschlagen scheint, ihm dies als besonderes Verdienst anrechnend. Freuen wir uns vielmehr, wenn frisch aus dem Herzen heraus und zugleich in klangvoll melodischen Tönen gesungen wird, unbekümmert, ob diese Töne sich an früher Gehörtes anlehnen und es weiter führen, oder, genau besehen, gar nur als Wiederhall sich kund thun. Freilich das ist wohl unleugbar: die Dichtung der zweiten Jahrhunderthälfte, und nicht die lyrische allein, stellt einen Niedergang dar, ein Hinabsteigen von früher erklommenen Höhen. Aber in Wellenbewegungen verläuft überhaupt die Geschichte des menschlichen Geistes. Und auch im Niedergang entdecken wir manche Schönheit, die das Herz erfreut, erwärmt und freier schlagen läßt. Echte Lyrik hat immer etwas Befreiendes; sie ist eine Gabe von oben. Das hat sie in den jüngst vergangenen Jahrzehnten bewährt.

Die Lyrik der uns vorliegenden Periode wird fort und fort von gewissen Tönen beherrscht, die um die Mitte des Jahrhunderts angeschlagen wurden. Vor allem ist Geibel der tonangebende Dichter. Aber auch die, welche, von ihm angeregt, in seinen Tönen weiter gesungen haben, üben noch immer einen mächtigen Einfluß auf das jüngere Geschlecht strebender Dichter. Freilich haben diese Schüler Geibels, wenn wir sie so nennen dürfen, nur die eine Seite seiner Dichtung erfaßt. Sie singen seine Melodien ohne deren eigentlichen tieferen Inhalt. Das leichthin perlende Lied, das sich dem Hörer anmutig einschmeichelt, hat Friedr. Bodenstedt weiter gebildet (vergl. S. 393 u. ff.), und die feine, kunstvoll geschliffene Schale für den duftigen Inhalt, das entzückende, echt künstlerische Zusammenstimmen des Wortes mit dem Gedanken, ist das Gebiet, auf dem Paul Heyse sich weiter bewegt (vergl. S. 400 ff. u. S. 786 u. ff.). Aber Bodenstedt hat trotz seines riesenhaften Erfolgs und seiner vielen Nachahmer nichts weiter zu bieten als den seichten und oberflächlichen heiteren Lebensgenuß, und Heyse sagt gleichsam nur immer wieder: Seht, so schön kann etwas aussehen, wenn es recht drapiert und in geeignetes Licht gerückt wird. Wahrhaft Großes und das Herz in seinen Tiefen Be-

Digitized by Google

wegendes singen sie beide nicht. Trotzdem aber herrschen gerade diese beiden Dichter leider über weite Kreise nachfolgender Dichtertalente.

Daneben herrschen aber auch noch andere Töne, die, ursprünglich schon tiefer und voller angeschlagen, nun auch in dieser ernsteren Weise weiterklingen. Sie gehen aus von Theodor Storm und Konrad Ferdinand Meyer.

Storm (vergl. S. 794 u. ff.) ist ein Meister der Lyrik, wie seit Goethes Tagen nur wenige unter uns aufgetreten sind. In vielen Stücken ist er Geibel sehr ähnlich. Auch er besingt in rührenden Tönen sein ihm durch den Tod entrissenes Weib, auch er trauert über Deutschlands Ohnmacht und Zerrissenheit und hofft auf Kaiser und Reich. Auch er weiß wie Geibel in seinen Ostseeliedern, durch Meer und Heide angeregt, dem Zusammenklang von Natur und Gemüt ergreifenden Ausdruck zu geben. Aber statt der klaren, festen und gesunden Lebensstimmung auf dem Boden eines tief innerlich erfaßten Christentums, wie sie aus Geibels Gedichten uns entgegenweht, finden wir bei Storm ein düsteres, unruhiges, friedeloses Ringen, eine schwermütige Trostlosigkeit. Er verzweifelt an dem allen, was in der Offenbarung Gottes dem Menschen gegeben ist von feststehenden Gütern eines außerweltlichen Reiches. Das Christentum der Kirche lehnt er ab, und ein anderes, das sein Herz und Gemüt befriedigen könnte, findet er nicht. Nur in der wehmütigen Entsagung, mit der er sich mannesmutig in sich selbst zurückzieht, findet er Trost und Befreiung und den Ton für sein inniges, tiefgehendes Lied. Auch darin sind ihm manche der späteren Lyriker gefolgt.

Was aber Storm seine eigentümliche Kraft und seiner Lyrik einen so hohen Wert und eine so tiefe Wirkung auf das Gemüt giebt, das ist die Fähigkeit, überall das Besondere, das Charakteristische in der Erscheinung sowohl in der Natur wie im Menschenleben zu sehen und dann dieses Charakteristische als solches auf sich wirken zu lassen. Hier liegt das Originelle und das immer Neue seiner Gestaltungskraft. Das ist bei ihm ganz anders als bei Paul Heyse, der aus allem und jedem etwas macht. Storm sieht und zeigt alles, wie es wirklich ist in seiner individuellen Besonderheit, in seiner urwüchsigen Eigenart. Aber deshalb entbehren seine Lieder nicht etwa der klangvoll

Digitized by Google

künſtleriſchen Form. Nur iſt dieſe Form nirgends geſucht, ſie ergiebt ſich ihm aus der Anſchauung ganz von ſelbſt. Und gerade in dieſer Kunſt, das Beſondere zu ſehen, liegt die ſtärkſte Anregung, die er ſpäteren Dichtern gegeben hat. Obgleich auf S. 796 bis 798, wo von Storm unter dem Geſichtspunkt des Romans und der Novelle die Rede iſt, ſchon Bruchſtücke aus ſeinen Gedichten mitgeteilt ſind, ſollen doch hier noch einige folgen zur Ergänzung, und um den Dichter gerade als Lyriker zu werten und in ein klareres Licht zu ſtellen.

Herbſt.

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer.
Schwalbenflug iſt längſt geſchieden,
Auch die Lerche ſingt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die ſüßen Sommertage,
Ach, ſie ſind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verſchlungen,
Der dein ſtillſtes Glück geſehn.
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die ſchöne Welt vergehn.

Und noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltſam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieſelt über Thal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man ſicher glauben mag:
Hinter allem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Über die Heide.

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbſt iſt gekommen, Frühling iſt weit —
Gab es denn einmal ſelige Zeit?

Brauende Nebel geiſten umher,
Schwarz iſt das Kraut und der Himmel ſo leer.

Wär' ich doch hier nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Digitized by Google

Einer Toten.

I.

Du glaubteſt nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich geneſen.
Die Mutterfreude war für dich zu ſchwer,
Das Leben war dir gar zu hart geweſen.

Er ſaß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!"

Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
„Sorg' für das Kind — ich ſterbe, ſüßer Mann."
Dann halbverſtändlich noch: „Nun will ich ſchlafen."

Und dann nichts mehr, du wurdeſt nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Atem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind ſchrie auf — und dann warſt du hinüber.

II.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit geſpenſtiſch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Während **Storm** von der **Natur** ausgeht, iſt für K. F. **Meyer** der Ausgangspunkt die **Geſchichte**. Auch er ſieht alles in ſeiner Eigenart und erfaßt es mit klarem Blick, um es dann poetiſch zu geſtalten. Er iſt darum auch mehr Epiker, wie ſeine geſchichtlichen Novellen beweiſen. Dennoch ſind ſeine Gedichte, an epiſchen Stoffen erwachſen, voll tiefer lyriſcher Schönheit. Im

Digitized by Google

Schauen und Gestalten zeigt er sich als echter Lyriker. Aber die leichte Form beherrscht er nicht. Seine Verse sind oft wie aus Stein gehauen, und man spürt es ihnen nach, wie er mit der harten Form gerungen.

Er steht mit seinem Geburtsjahr (1825) zwischen Bodenstedt und Heyse, aber er ist später erst als Dichter hervorgetreten. Vor 1860 kannte man ihn nicht. Seine „Gedichte" erschienen sogar erst 1882. Dennoch ist er für viele in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts der Anstoß geworden, ihm in seinen Wegen nachzugehen. Denn es liegt eine Macht in seinen Gedichten; ein kraftvoller, originaler Zug geht durch sie hindurch. — Von ihm war die Rede bei Gelegenheit der Romandichtung (S. 746 ff.); dort sind auch bereits einige seiner Gedichte mitgeteilt. Wenn wir aber hier von ihm als tonangebenden Lyriker reden, so möchten wir noch einiges mehr anführen, was ihn als solchen charakterisiert.

Lenzfahrt.

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Aufquillt der See, das Eis zersprang,
Das erste Segel teilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort;
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort.

Und ob die Locke dir ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wenn die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

Am Himmelsthor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, du Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit thränenmassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

Digitized by Google

Hochzeitlied.

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh und lieb und leide!

Frommer Augen helle Lust
Überstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide —
Geh und lieb und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!

Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb und leide!

In gewissem Sinn können wir auch Scheffel (vergl. S. 408 u. ff.) unter die Chorführer rechnen. Mit seinem „Gaudeamus" (1867) bewegte er sich zwar zum Teil in den Bahnen Bodenstedts, aber der eigentümlich kecke Humor, vereint mit der Trinklust, zog und regte doch viele an, die an Bodenstedt vorübergegangen waren; nur daß freilich die meisten mit ihrem Sang weit hinter dem Meister Scheffel zurückblieben. Das Beste, was Scheffel als Lyriker besaß, hat er in seinen dem „Trompeter von Säckingen" eingefügten Liedern gegeben. Und Lieder wie „Alt Heidelberg, du feine" und „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn" werden noch lange klingen und die Jugend zum Lied begeistern. Noch höher schwingt er sich in den „Bergpsalmen" (1870). Wie im „Trompeter" ist auch hier die Grundlage episch. Ein Bischof von Regensburg flieht, um dem Streit in der Kirche und dem Kampf in der eigenen Brust zu entgehen, hinaus in die einsame Bergwelt des Hochgebirges. Aber das ist nur die Folie für lyrische Berggesänge, die in freien Rhythmen, nur hie und da zur Erhöhung des Wohlklangs den Reim verwertend, die Natur in ihrem Einfluß auf das Menschenherz prachtvoll besingen.

Ein Hauch des Allmächtigen schwebt ob dem Land.
Und greifst du zum Psalter mit schwieliger Hand,
So fliehn die Dämonen und Teufel.

Wenden wir uns nun zu dem breiten Strom derer, die mehr oder weniger den Führern gefolgt sind. Einige von ihnen sind einst viel genannt worden, aber der eigenartigen Kraft und des lyrischen Geburtsadels entbehren sie doch allzu sehr, so daß wir ihnen hier nicht eine eingehende Behandlung widmen können. Sie haben mehr nur darum gefallen, weil sie das sagten, was

Digitized by Google

viele andere auch hätten sagen können und vielleicht auch sagen wollten, und weil sie es in dem damals so beliebten rhetorischen Gewande zum Ausdruck brachten. Dahin gehören zunächst etwa Albert Träger, geb. 1830 in Augsburg, als Rechtsanwalt in Thüringen lebend, der 1858 mit seinen Gedichten hervortrat, und Emil Rittershaus, geb. 1834 in Barmen, Kaufmann in Elberfeld, und 1856 zuerst mit seinen Gedichten hervortretend, gest. 1897. Jener verstummte bald, durch Amt und freisinnige Politik in Anspruch genommen; dieser hat viel gesungen, bis ihm der Tod den liederreichen Mund schloß. Jener verbreitete sich über das allgemein Menschliche, dieser konzentrierte sich mehr auf Vaterland und Festgelegenheit. In die Tiefe gingen sie beide nicht. Auch Gottfried Kinkel mag hier noch genannt sein. Er ist zwar älter als jene (geb. 1815 in Oberkassel bei Bonn, gest. 1882 in Zürich), und seine Gedichte erschienen bereits 1843, aber er hat auch für Vaterland und Politik sich begeistert, nur daß er nicht wie Träger freisinnig, noch weniger wie Rittershaus konservativ, sondern Republikaner war. Als Lyriker war er zarter, inniger und weicher als jene und hat besonders der Abendstimmung in einigen Liedern ergreifend schönen Ausdruck gegeben.

Höher stehen zwei andere Namen, die wir hier anreihen wollen. Hermann Lingg und Joh. Georg Fischer. Sie gehören ihrem Geburtsjahr nach in die Nähe von Kinkel, denn Lingg ist geboren 1820 in Lindau und Fischer 1816 in Groß-Süßen in Württemberg, gest. 1897 in Stuttgart. Sie sind nicht durchaus original, sondern lehnen sich an, der erstere an Geibel, der letztere an Uhland und Mörike; deshalb nennen wir ihre Namen hier. Aber sie gehen doch nach empfangener Anregung auch wieder ihre eigenen Wege und empfinden, des Lebens Weh und Lust mitfühlend, tiefer und individueller als die vorher Genannten. Lingg sieht alles vorherrschend unter dem Gesichtspunkt der Geschichte. Auch in der Natur tritt ihm das Werden und Vergehen deutlicher in den Gesichtskreis als das ruhige Sein. Darum sind die geschichtlichen Charakterbilder in lyrischer Umkleidung sein eigentliches Gebiet, auf dem er zu Hause ist. Und überall weckt das Leid, das große und allgemeine wie das einzelne, sein tiefes Mitgefühl. Die Form ist bei ihm wechselnd. Bisweilen hüllt er den Gedanken von außen her in

Digitized by Google

ein fertiges rhetorisches Gewand; nicht selten indes schafft sich auch wieder die Empfindung von innen heraus ihre entsprechende Form. Aber dann ist sie rauher, knorriger und reicht nicht immer aus, den Inhalt ganz zu decken. Lingg ist auch im Grunde wenig verstanden worden, und nie hat er im ganzen deutschen Volk die Anerkennung gefunden, die ihm als ehrlichem und echtem Sänger doch gebührt hätte. Im Jahr 1901, als er 81 Jahre alt war, ließ er noch einmal einen Band Gedichte erscheinen unter dem Titel: „Schlußrhythmen und Neueste Gedichte". Diese Sammlung, natürlich eine Nachlese, zeigt den Dichter noch ganz in seiner alten Höhe; die Schwächen, aber auch die Vorzüge treten deutlich hervor. Dieser Scheidegruß des greisen Dichters zeigt uns übrigens aufs neue, daß Lingg, der Dichter der Völkerwanderung (vergl. S. 405. 407. 893), bei allem epischen Zug doch wesentlich Lyriker war. In der Lyrik findet seine tiefe Empfindung den reinsten Ausdruck. — Etwas anders als Lingg schaut Fischer die Natur an. Fischer lebt mit seiner Dichtung fast ganz in der Natur. Ihm offenbart sie, im Gegensatz zu Lingg, gerade als das unmittelbar Seiende ihre verborgensten Reize. Er schaut das Kleine wie das Große jedesmal in seiner charakteristischen Erscheinung, nie allgemein, sondern immer individualisiert. Und darin erinnert er fast an den Realismus der Modernen. Aber das Erscheinende ist ihm doch nie das Ding an sich, sondern nur gleichsam die Schrift, durch die das Weltganze zu uns redet. Auch Natur und Menschenseele fließen ihm in eins. Die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenleben weiß er prächtig zu enthüllen. Es geht ein pantheistischer Zug durch seine Lieder, der ihn aber nie verschwommen erscheinen läßt, bei dem er vielmehr mit kecker Freude das Erscheinende unmittelbar genießt. Er ist ein echter Lyriker. Die Form seiner Lieder hat nicht die Salonglätte, wie wir sie etwa bei Kinkel finden, sie ist vielmehr urwüchsig, kernig, scheut aber auch vor Derbheit, ja bisweilen auch vor unpoetischer Trivialität nicht zurück; aber der Inhalt ist doch immer tief empfunden, echt und wahr. Von den hier Genannten ist er, wenn auch der Ausläufer einer Schule, doch weitaus der originellste und charaktervollste. Seine Lieder werden in Schwaben unvergessen bleiben, sind es aber wert, von ganz Deutschland ge-

Digitized by Google

schätzt und in ihrer reinen Schönheit nachempfunden zu werden. Bis jetzt ist es noch viel zu wenig geschehen.

Zur Bestätigung des Gesagten wollen wir einige Strophen von beiden Dichtern anführen. H. Lingg singt:

Kleines Glück.

Sie geht in aller Frühe,
Noch eh' die Dämmrung schwand,
Den Weg zur Tagesmühe
Im ärmlichen Gewand.

Die dunklen Nebel feuchten
Noch in der Straße dicht,
Sonst sähe man beleuchten
Ein Lächeln ihr Gesicht.

Die Götter mögen wissen,
Warum sie heimlich lacht —
Es weiß es nur das Kissen,
Was sie geträumt heut nacht.

An dieses Gedicht, das seinen früheren Sammlungen entnommen ist, schließen wir noch eins aus der letzten Sammlung „Schlußrhythmen und Neueste Gedichte". Es gehört zu der Reihe von Gedichten, in denen er den Bodensee besingt. Hier ist etwas mehr von Reflexion vorhanden, aber sie ist doch dichterisch gestaltet.

Nord und Süd.

Kommst du von Norden her zum erstenmal
Und siehst den Bodensee im Sonnenstrahl,
Den Süden fühlst du dir herüberwinken,
Im goldnen Mittag dir entgegenblinken.
Italien bietet dir in Licht und Duft
Den Wonnegruß der wärmern Himmelsluft.
Ein Tag nur noch und eine Nacht,
Und unter Lorbeer bist du aufgewacht.

Kehrst du zurück vom Süden, siehe da,
Hier fühlst du dich der Heimat wieder nah.
Dir ist, als ob der See in seiner Größe
In dein Gemüt den Ernst des Nordens flöße,
Die Tanne von dem hohen Felsen schaut
Zu dir herab, so heimisch und vertraut.
In alter Lieb und Treue grüßt dich bald
Das deutsche Wort und Haus und deutscher Wald.

Digitized by Google

Und nun dagegen zur Ergänzung zwei Lieder von J. G. Fischer:

Der Mittag:

Er breitet seine vollsten Schwingen,
So hat die Sonne es gewollt;
Ihn freut, wie seine Adler dringen
Durch des erwärmten Äthers Gold.

Es flutet wie für Ewigkeiten
Dahin, was der erfüllte Tag
Bis an der Ufer fernste Weiten
Verströmen und umfassen mag.

Man fühlt des Lebens Quellen fließen
So nahe und so himmelweit,
Man hört die Stunden leise gießen
Die Tropfen in das Meer der Zeit.

Des Weges aber zieht ein Wandrer,
Die Stirn mit Wunderlicht umsäumt,
Der, schon in dieser Welt ein andrer,
Von einer neuen Erde träumt.

Geweihte Stätte:

Wo zwei sich küssen zum erstenmal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Strahl.
Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg.
Und der Baum geht früher in Blüt' und Blatt,
Wenn ein Sonnenregen geregnet hat.
Die Erde wimmelt von Klang und Licht,
Wie Feiertag ist's, und ist doch nicht.
Wär' auch die Sonne am Untergehn,
Auf Erden ist's eben wie Auferstehn.
Und naht eine Mutter, sie hält entzückt
In die Arme tiefer ihr Kind gedrückt.
Denn alles ist Seele und Sonnenstrahl,
Wo zwei sich küßten zum erstenmal.

In dieser Gruppe von Dichtern, die auf gegebenem Grunde weiter bauen, sind wir vom Minderen zum Höheren und Besseren aufgestiegen. Gemeinsam aber ist ihnen immerhin ein gehaltvoller Ton, der aus der Tiefe quillt und das Leben ernst nimmt. Aber in eine eigentlich religiöse Welt der Gedanken und Empfindungen führt uns keiner ein.

Nun wenden wir uns zu einer ganz anderen Gruppe. Auch hier ist Anschluß an Vorhandenes deutlich. Aber das Leben wird vorherrschend angesehen unter dem Gesichtspunkt äußerer Schönheit und leichten heiteren Genusses. Was danach kommt, oder darüber hinaus liegt, bleibt unberührt. Dagegen Wandern, Trinken, Lieben, das ist es, was dem Dichter Freude bereitet. Und diese Freude wird im leicht hinperlenden Liede oder auch in kunstvoll architektonischem Aufbau zum Ausdruck gebracht. Viel

Digitized by Google

Schönes finden wir hier, und oft werden wir gepackt und mit fortgerissen. Aber die Tiefen des Gemütes klingen nicht an, im Innersten bleiben wir unbefriedigt.

Nennen wir zuerst Julius Rodenberg, eigentlich Lewy, aus Rodenberg in Kurhessen, geb. 1831. Seine weichen, formschönen, aber etwas verschwommenen Lieder erschienen in den fünfziger Jahren. Im ganzen mehr Epiker, wie es seine erzählenden Dichtungen und anmutigen Schilderungen bekunden (vgl. S. 710), läßt er in seinen Gedichten die Gewalt echt lyrischer Stimmung vermissen und bleibt meist an der äußeren Erscheinung hängen. Ganz ähnlich liegen die Dinge bei Otto Roquette, geb. in Krotoschin 1824, gest. in Darmstadt 1896. Epische Veranlagung, aber mit lyrischer Empfindung durchsetzt und von schalkhaft neckischer Jugendlust durchdrungen, charakterisieren seine netten und durch anmutige Form sich einschmeichelnden Gedichte, die im Jahre 1859, acht Jahre nach seinem berühmt gewordenen lyrischen Epos „Waldmeisters Brautfahrt“ (vergl. S. 893), erschienen. Mit einigem Recht dürfen wir wohl auch den Grafen Schack zu dieser Gruppe rechnen. Adolf Friedrich Graf von Schack, geb. 1815 in Mecklenburg, lebte seit 1855 in München und starb 1894 in Rom (vergl. S. 413). Seine ersten Gedichte erschienen 1866. Später folgten weitere Sammlungen. Etwas höher gehoben und etwas vornehmer ist seine Lyrik als die der beiden vorher genannten Dichter. Er schließt sich mehr an Platen und Geibel an, während jene Bodenstedts Art an sich tragen. Aber ein tiefes Gefühl, das mit Notwendigkeit zum Liede wird, findet sich auch bei ihm nicht. Was ihn zum Bau von Versen veranlaßt, ist mehr das Bedürfnis, irgend etwas Geschautes oder Gedachtes schön und in klangvoll reiner Form zum Ausdruck zu bringen. Geringer an Wert steht neben ihm Julius Grosse, geb. 1828 in Erfurt, wie jener dem Münchener Dichterkreis angehörend. Neben vielen erzählenden Gedichten veröffentlichte er auch lyrische Gedichte. Seine Lyrik ist ein schönes Reden über allerhand Dinge, aber das Individuelle, das Charakteristische, das tief innerlich Empfundene fehlt. Selbst in Beherrschung der Form steht er den anderen in die gleiche Gruppe gehörenden Dichtern weit nach.

Diese vier bisher genannten Dichter haben es nie zu einer rechten Popularität gebracht. Das deutsche Volk ist an ihnen,

Digitized by Google

wenigstens an ihren lyrischen Gedichten, ohne sonderlich viel Teilnahme vorübergegangen. Man kann sich auch nicht gerade darüber ereifern, noch unsrem Volke zürnen. Ganz anders erging es den beiden, mit denen wir diese Gruppe vielleicht abschließen können: Julius Wolff und Rudolf Baumbach. Sie sind jünger als die vorher Genannten. Wolff ist geboren 1834 in Quedlinburg und Baumbach 1842 in Kranichfeld, Sachsen-Meiningen. Hervorgetreten sind beide erst nach 1870. Aber sie sind den Voranstehenden innerlich so nahe verwandt, und sie haben das, was jene wollten, so voll und ganz zum Austrag gebracht und die entsprechende Form dafür gefunden, daß wir sie unbedenklich hier anreihen. Julius Wolff ist wie Rodenberg und Roquette mehr Epiker. Darum ist auch seine eigentliche Leistung der Roman. Aber er trat zuerst mit epischen Gedichten in lyrischer Form und lyrischem Charakter auf („Der Rattenfänger von Hameln" 1876, „Der wilde Jäger" 1876 u. a.), der eigentliche Roman folgte später. Es war alles recht geringe Ware, aber sie fand einen unerhörten Beifall. Namentlich galt dieser Beifall auch jenen kleinen Liedchen voll heitern Lebensgenusses, die in die epische Erzählung eingestreut waren. Solche sammelte und ergänzte er dann („Rattenfängerlieder" 1881). Und was er so begonnen, das führte Baumbach als eigentlicher Lyriker weiter. Er bezeichnete sich selbst als Spielmann, der singend und überall naschend und Freude pflückend durchs Leben geht. Von ernstem Gehalt, von dem, was des Menschen Herz in seinen innersten Tiefen bewegt oder hinaufzieht zu einem ewigen Sein, war nichts darin. Auch nichts von Mitleid mit dem Weh und dem Schmerzensschrei einer Not leidenden, einer sinkenden Menschheit. Mit Scherz und Lachen gleitet der Dichter über alle Abgründe im Menschenleben hinweg, als ob sie nicht da wären. Oder wo er einmal den Schmerz streift, da ist er ihm ein interessantes Bild, auf das man einmal einen Augenblick hinschaut, um bald darüber hinweg zu anderen Bildern hinüberzugleiten. Vielfach redete er dabei in der Manier Scheffels, aber nur das Derbe und das Barocke nachahmend, ohne das geistvolle Gedankenspiel des Meisters zu erreichen. Und diese oberflächlich tändelnden Lieder ohne eigentlichen poetischen Wert wurden im Volk, und zwar noch innerhalb des ersten Jahrzehnts nach dem Frankfurter

Digitized by Google

Frieden, mit stürmischem Jubel aufgenommen. Noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, waren von den „Liedern eines fahrenden Gesellen“ an vierzigtausend Exemplare im deutschen Volk verbreitet, und von den „Spielmannsliedern“, die zuerst 1882 erschienen, wurde vor dem Jahr 1900 bereits das 23. Tausend gedruckt.

Wir wollen von dieser Liedergattung zwei charakteristische Beispiele anführen. Zuerst von Julius Wolff:

Am Eckernkruge.

Am Eckernkrug die Eiche
Sah manche hundert Jahr,
Sie wuchs schon, als im Reiche
Karolus Kaiser war.

Es steht in ihrem Schatten
Ein Tisch mit einem Bein;
Demselben dient zur Platten
Ein alter Mühlenstein.

Dort hab' ich jüngst gerastet
Am Tisch und auf der Bank,
Und weil ich lang gefastet,
Rief ich nach Speis' und Trank.

Bald kam damit gegangen
Des Krügers rosig Kind.
Ich sah an Mund und Wangen
Mir fast die Augen blind.

Sie sprach zu mir und lachte,
Doch ich war starr und stumm;
Ich weiß nicht, was ich dachte,
Der Mühlstein lief rundum.

Und als ich schied von hinnen,
Da war so schwer mein Schritt.
Ich trug im Herzen drinnen
Gewiß den Mühlstein mit.

Und nun ein ganz ähnliches Lied von Rud. Baumbach:

Die Lindenwirtin.

Keinen Tropfen im Becher mehr
Und der Beutel schlaff und leer,
Lechzend Herz und Zunge. —
„Angethan hat mir's dein Wein,
Deiner Äuglein heller Schein,
Lindenwirtin, du junge!“

„Angekreidet wird hier nicht,
Weil's an Kreide uns gebricht,“
Lacht die Wirtin heiter.
„Hast du keinen Heller mehr,
Gieb zum Pfand dein Ränzel her,
Aber trinke weiter!“

Tauscht der Bursch sein Ränzel ein
Gegen einen Krug voll Wein,
Thät zum Gehen sich wenden.
Spricht die Wirtin: „Junges Blut,
Hast ja Mantel, Stab und Hut;
Trink und laß dich pfänden!“

Da vertrank der Wanderknab
Mantel, Hut und Wanderstab,
Sprach betrübt: „Ich scheide.
Fahre wohl du kühler Trank,
Lindenwirtin, jung und schlank,
Liebliche Augenweide.“

Spricht zu ihm das schöne Weib:
„Hast du noch ein Herz im Leib,
Laß mir's, trauter Wandrer!“
Was geschah? — Ich thu's euch kund:
Auf der Wirtin rotem Mund
Brannte heiß ein andrer.

Der dies neue Lied erdacht,
Sang's in einer Sommernacht
Lustig in die Winde.
Vor ihm stand ein volles Glas,
Neben ihm Frau Wirtin saß
Unter der blühenden Linde.

Digitized by Google

Leider ist der Erfolg in unsrer heutigen Leserwelt nicht ein Maßstab für den innern Wert der Dichtung. Es ist ein charakteristisches, aber wehmütiges Zeichen der Zeit, daß die ernste und wertvolle Lyrik unbeachtet bleibt gegenüber leichtfertigem Klingklang, daß Lingg vergeblich nach Anerkennung ringt und J. G. Fischer ungehört verhallt, während Leute wie Bodenstedt, Wolff und Baumbach obenauf schwimmen und sich lange Zeit in aller Munde erhalten. Indessen können wir uns heute schon trösten. Diese oberflächliche Lyrik hat sich hintennach als ein Produkt der Mode erwiesen, die Bodenstedt mit seinem „Mirza Schaffy" angeschlagen, und mit der er die Sinne bethört hatte. Heute, am Beginn des 20. Jahrhunderts, ist sie bereits überholt. Wolff wie Baumbach haben schon beide an Kredit verloren und werden bald zu den entschwundenen Größen gehören. Dazu haben uns auch wohl die „Modernen" mit verholfen. Denn bei ihnen liegt trotz alledem und alledem immerhin ein Stück lebendiger Wahrheit; und vor solcher muß das hohle Gespenst erlogener und erträumter Freude verschwinden.

* * *

Wir haben im Bisherigen die lyrische Dichtung charakterisiert, wie sie bald nach der Mitte des Jahrhunderts auftrat. Im folgenden soll ein Blick auf die weitere Entwickelung geworfen werden. Es handelt sich um die Lyrik der letzten Jahrzehnte, um das, was unserm Volk nach dem Jahr 1870 von neuen Erscheinungen geboten wurde. Nur mit Wolff und Baumbach haben wir aus innern Gründen bereits in die spätere Zeit hinübergegriffen.

Es sind nicht Lyriker großen Stils, die in dieser Zeit auftreten, namentlich nicht solche, die das Herz des Volkes auf neue Höhen emporheben oder in weitere und größere Bahnen leiten. Aber doch erklingt manch frisches und echtes Lied, und es hallt ein fröhlicher Sang durch den deutschen Wald. Vielstimmig und mannigfaltig tönt es, und an ein Verstummen ist nicht zu denken. Wie sollte auch das Herz stumm bleiben, wo Gott dem deutschen Volk nach Kampf und Sieg in Feindesland die lang ersehnte Einheit und den gewaltigen Bau des neuen Reiches geschenkt hat! Aber wo viel gesungen wird, ist nicht alles rein und gut, und wo man sich stolz des Erreichten freut, hat der tiefste dichte-

Digitized by Google

rische Trieb, die Sehnsucht, nicht mehr die volle Kraft, ja kaum noch die Berechtigung. Fand doch selbst Geibel, der fromme Reichsherold, nach der Aufrichtung des Reiches nicht mehr das alte zündende Wort, das einst durch seine „Zeitstimmen" geklungen. Unter den vielen Sängern ist manches hübsche Talent. Aber nicht alle, die neu auftraten und sich hören ließen, können hier genannt, noch weniger in ihrer etwaigen Besonderheit charakterisiert werden. Nur einige der Hervorragenden, solche, die Anspruch haben zur deutschen Nationalliteratur gezählt zu werden, mögen hier ihren Platz finden.

Wie auch ernste Männer der Wissenschaft und praktischer segensreicher Thätigkeit neben Amt und Beruf in der allgemeinen Freude der Zeit sich zu heitern Liedern angeregt fühlten, zeigt unter anderen Richard Leander. Das ist der Dichtername des bekannten Professors der Chirurgie in Halle Richard Volkmann, geb. 1830, gest. 1889. Neben seinen reizenden Märchen „Träumereien an französischen Kaminen" dichtete er fröhliche Lieder aus dem häuslichen Leben, teils scherzend, teils voll sinniger Zartheit. Eins sei hier mitgeteilt:

Wellen und Lieder.

Wellen des Stromes im Fluge
Wollt' ich zu schöpfen wagen —
Stilles Wasser im Kruge
Hab' ich nach Hause getragen.

Lieder fand ich im Herzen
Duftend wie Blumen sprießen —
Worte sah ich mit Schmerzen
Über die Lippen fließen.

Ebenfalls recht nette Lieder aus dem häuslichen Leben dichtete Viktor Blüthgen, geb. 1844, dessen Gedichte 1881 erschienen. Außerdem trat er als anmutiger Erzähler auf. Und gerade auf diesem Gebiet häuslicher Leiden und häuslichen Glückes hat auch die königliche Sängerin Carmen Sylva (geb. 1843 als Tochter des fürstlichen Hauses zu Wied und 1869 vermählt mit dem König von Rumänien) ihr Bestes gegeben, das sie hatte; denn ihre übrigen Lieder entbehren allzusehr einer wirklichen lyrischen Tiefe und Eigenart und sind nur des hohen Namens wegen

Digitized by Google

gesucht und gelesen worden. Aus der Sammlung „Mutter und Kind“ (1885) sei hier nur angeführt:

Bitte.

Lieb' Muttchen, nimm mich auf den Schoß,
Ich bin so müde nun.
Das Zimmer wird so weit und groß —
Es dunkelt, laß mich ruhn!

Dann, Muttchen, sing mir auch ein Lied,
Und Märchen sage mir,
Worin was Schreckliches geschieht —
Und beide gruseln wir.

Und Muttchen, wenn mein Kopf gedrückt —
Du weißt — an meinen Platz,
Dann sprich, ganz nah zu mir gebückt:
Mein süßer, kleiner Schatz!

Wiederum finden wir in dieser Zeit Männer, die gelehrte Forscher sind auf dem Gebiet der Litteratur, und von da aus, ähnlich wie einst Ludw. Uhland, fruchtbare Anregung empfangen haben, selbst einzustimmen in den Chor der Dichter. Hier sei zunächst Wilhelm Hertz genannt. Er ist geboren 1835 in Stuttgart, wurde 1869 Professor der Litteraturgeschichte am Polytechnikum in München und starb den 8. Jan. 1902. Bekannt ist er hauptsächlich durch seine Nachdichtungen mittelalterlicher Epen, mit denen er ähnlich verfuhr wie W. Jordan mit dem Nibelungenlied (vergl. S. 919 u. ff.), und durch sein humoristisches Epos „Bruder Rausch“ (1882). Er hat aber auch lyrische Gedichte mit vorherrschend epischem Zug veröffentlicht (1859), denen eine anmutige Weichheit und tiefes, etwas schwärmerisches Gefühl eignet. Hören wir z. B. das folgende:

Die Verlassene.

Ob er wohl in der Welt so weit
Noch manchmal mein gedenkt,
Wenn ihn in Liebesseligkeit
Sein holdes Weib umfängt?

Wenn sie ihm nach des Tages Drang
Sein Kind entgegenhält,
Umweht ihn nicht ein sanfter Klang
Aus ferner Blumenwelt?

O könnt' ich leicht wie Wolkenschaum
Durch seinen Schlummer wehn,
Und wie ein alter, schöner Traum
Ins liebe Herz ihm gehn!

Ich wollt' ihm wie ein Engel leis
Weghauchen Reu und Schmerz
Und eine Thräne still und heiß
Hinweinen auf sein Herz.

Digitized by Google

Und die eigene traute Häuslichkeit an der Seite seiner geliebten Gattin besingt er, seinem Lebensende schon nicht mehr fern, in dem folgenden innigen Liede:

Daheim.

Stets, wenn ich beim Heimgang sehe
Unsres Herdes Rauch,
Rührt mich deine liebe Nähe
Wie ein Frühlingshauch.

Trieb mich einst durchs Weltgedränge
Flücht'ges Traumgebild,
Hier in dieser trauten Enge
Atm' ich tief gestillt.

Ob es auch an Schätzen fehle,
Reich ist nur, wer liebt,
Wem sich eine reine Seele
Voll und treu ergiebt.

Gleich den Sel'gen abgeschieden
Ruhn wir hold gesellt;
Fern herauf in unsren Frieden
Tost die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunsch geblieben,
Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unser Lieben! —
Doch sie gleitet fort.

Was auch kommt, wie sollt' ich zagen
Hand in Hand mit dir?
Alles, alles will ich tragen,
Bleibst du nur bei mir.

Die gleiche Anregung aus dem wissenschaftlichen Studium der Litteratur finden wir bei Adolf Stern in Dresden (geb. 1835), der noch vor seinen Novellen, schon 1855, lyrische Gedichte herausgab. Sie wurden anfangs wenig beachtet. Im Jahr 1894 erschienen sie in 4. Auflage. Es ist eine feine Gedankenlyrik in schöner, wohllautender Form, die aber das künstlerische Sinnen und Überlegen spüren läßt. In dem Widmungsgedicht zur vierten Auflage seiner Gedichte sagt er, anknüpfend an den soeben erlittenen Verlust seiner Gattin:

Wie, sonnenstrahlumzittert,
Auf Steinen, die zersplittert,
Auf Schriften, die verwittert,
Doch Rosen stehn in Glut,
Und Düfte, leis entsteigend
Der Blüte, mahnen schweigend:
Geliebt war, die hier ruht —
So mag mein Dichten gleichen
Den halb verloschnen Zeichen
Auf Steinen, die verbleichen,
Mit Rosen überdeckt.

Wenn wir hier die Gruppe der wissenschaftlichen Lyriker mit Hertz und Stern eröffnen, obgleich ihre Gedichte schon längere Zeit vor 1870 erschienen waren, so geschieht das nicht nur des-

Digitized by Google

halb, weil sie den nun weiter zu nennenden Dichtern innerlich verwandt sind, sondern namentlich auch deshalb, weil ihre Gedichte erst in den letzten Jahrzehnten wirklich bekannt und sozusagen Eigentum der Litteratur geworden sind. — Jünger und mit Gedichten recht eigentlich erst in die Zeit nach 1870 fallend ist Karl Weitbrecht, Professor am Polytechnikum in Stuttgart, geb. 1847. Aus seinen stimmungsvollen und gedankenreichen Liedern citieren wir:

Herbststimmung.

Wälder braungoldig, sterbensfroh,
Sonne darüber und Regenschauer —
Asche im Herzen wird wieder loh,
Milde das Sterben, selig die Trauer,
Und wie der Falk um die Felsen kreist,
Schwingensicher wiegt sich der Geist.

Weiter gehört hierher Ferdinand Avenarius in Dresden, geb. 1856, Herausgeber des „Kunstwart“ und der trefflichen Anthologie „Deutsche Lyrik seit 1850“. Avenarius ist ein Lyriker eigenartigen Schlages. In seinen ersten Gedichten „Wandern und Werden“ (1881) ist noch viel Anlehnung an ältere Lyrik, aber ganz eigenartig und neu erscheint er in der Dichtung „Lebe!“ (1893). Hier wird die Entwicklung eines Menschen aus egoistischer Gefühlswelt zur thatkräftigen Hingabe an die Menschheit in einzelnen lyrischen Liedern dargestellt, die aber unter sich einen unlösbaren Zusammenhang bilden. Schon hier, mehr noch in den 1898 erschienenen Liedern: „Stimmen und Bilder“ nähert er sich stark dem, was wir moderne Dichtung nennen. Doch behält er seinen eigenen Charakter, eine durchaus feine, individuelle Stimmungslyrik, die zwar nicht nach jedermanns Geschmack ist, aber doch immer einen Zug ins Große und Weite hat. Eigentümlich ist ihm, und darin zeigt er sich auch unsern „Modernen“ verwandt, daß er hie und da einmal mit kühner Wortbildung den Sprachgebrauch überschreitet oder einen im Lied begonnenen Rhythmus fallen läßt. Die Sprache ist ihm augenscheinlich weniger ein Instrument des Wohlklangs, als vielmehr ein Instrument, die Stimmung fein und voll zum Ausdruck zu bringen. Hören wir z. B. das folgende:

Digitized by Google

Dir.

„Gott, einen Menschen zeig mir, der unbeirrt
Von Lockendem, nie von Drohendem weggeschreckt,
Befreiten Hauptes durch Dulden und Thaten geht,
Rein überm Staube,
Daß bei ihm rasten kann glaubend mein ganzes Ich,
Daß er die Menschen mir zeige als dein Geschlecht —
Denn, sieh, zu lieben deine Geschöpfe, Gott,
Siehe, ich brauch es
Wie deine Sonne!"

* * *

So rang ich oft beklommen,
Das Herz zum Brechen schwer.
Dann ist der Friede kommen,
Mein Weib, mit dir daher.

Zu den „gelehrten" Lyrikern müssen wir auch den Altertumsforscher Eduard Paulus (geb. in Stuttgart 1837) rechnen. Der Ertrag seines mannigfaltigen poetischen Schaffens erschien 1892 als „Gesammelte Dichtungen", seitdem in zweiter Auflage. Er ist ein echter schwäbischer Dichter voll gemütvollen Tiefsinns, der aber leider außerhalb seiner Heimat wenig bekannt und nicht genügend gewürdigt worden ist. Der Grundgedanke seiner reifen, abgeklärten und formschönen Lieder, der in verschiedenen Wendungen und Einkleidungen mehrfach wiederkehrt, ist der: Aus Irrtum und Leidenschaft steigt der Mensch, durch Leiden geläutert, zur reinen Gotteserkenntnis und zur beglückenden Gemeinschaft mit Gott empor. Man könnte wohl manchmal einen leisen pantheistischen Zug hindurchklingen hören. Es ist aber im Grunde nicht so gemeint, denn der Dichter steht ehrlich und fest auf dem Boden des Christentums. Und äußerst sympatisch berührt uns der durch Kampf errungene heitere Friede, der durch diese goldklaren Lieder weht.

O selig, jede Kraft
Zur Segenskraft gemildert,
Die einst als Leidenschaft
In mir emporgewildert!

Aus all dem schwülen Schoß
Begehrend dumpfer Triebe,
Blüht endlich mühelos
Die reine Menschenliebe.

Aus all der Glaubenssucht
Und Wissenswut hienieden
Reift nun als goldne Frucht
Der höchste Gottesfrieden.

Digitized by Google

So singt er; und wer sollte sich nicht mit ihm des errungenen Friedens freuen! Merkwürdig ist indessen, wenn auch psychologisch wohl damit vereinbar, der schalkhafte Humor, der sich mit der tief ernsten Lebensauffassung mischt, ja in den Dichtungen den breiteren Raum einnimmt. Er herrscht auch in den jüngst erschienenen, sehr eigentümlichen epischen Dichtungen „Aus Orient und Occident, kulturhistorische Märchen“ (1901). Dieser Humor ist aber nicht eigentlich volkstümlich, es ist vielmehr der litterarische Humor des Gelehrten, der sich aber allem undeutschen Wesen und allem flachen Egoismus gegenüber zu grimmiger Satire steigert. Von seinen tief empfundenen Liedern seien hier noch einige mitgeteilt, die den Dichter charakterisieren.

Will noch einmal der Frühling kommen?
Die Vöglein singen gar so schön,
Es ruhn im goldnen Duft verschwommen
Die holden, waldumkränzten Höhn.

O meiner Heimat grüne Thale,
Wie sprecht ihr wieder an mein Herz,
Und löset mir zum ersten Male
Seit langer Zeit den bittren Schmerz!

Als wie von eines Engels Kusse
Wird meine Seele still und rein,
Und saugt in heiligem Genusse
In sich den letzten Sonnenschein.

Still und einsam werden wir
Immer mehr im Leben,
Denn das Herrlichste soll hier
Nur vorüberschweben.

Nur als kurzer Siegesstrahl
Trifft es unser Wesen,
Daß von tiefer Sehnsuchtsqual
Nimmer wir genesen.

Kurz ja nur den Sonnenschein
Trinkt das Reis der Reben,
Um nach langer Nacht als Wein
Leuchtend fortzuleben.

Digitized by Google

In meiner Jugend sang ich so manches Lied
Voll süßen Wohllauts. — Nun ich gealtert bin,
Quillt immer noch dieselbe Weise
Über die Seele wie Wundenbalsam.

In meiner Jugend stöhnte Germania
Zerstückt am Boden. — Nun ich gealtert bin,
Streckt die durch Schlachtenblut geheilte
Flammend das Schwert in die Nacht der Zukunft.

In meiner Jugend rang ich den Göttern zu
Voll Heimwehthränen. — Nun ich gealtert bin,
Versinkt mein Haupt in tiefem Lauschen
Unter den Palmen des Paradieses.

Wir müssen bedauern, daß die Lyrik der siebziger und achtziger Jahre gerade da, wo sie gut und rein war, sich wenig mit dem Volk berührte, vollends nicht ins eigentliche Volksleben hinabstieg, um es zu ergreifen und zu heben. Die zuletzt genannten Dichter zumal standen, schon als Männer der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, dem eigentlichen Volksleben fern und fanden daher mit ihren Liedern nicht den Ton, der unsrem Volk ins Herz dringt. Was sie sangen, blieb mehr oder weniger Bildungslyrik, wenn nicht gar Litteratenlyrik. Dem gegenüber können wir nun aber doch einen Dichter nennen, der entschieden etwas Volkstümliches hat und weit populärer geworden ist als jene. Es ist der Bayer Martin Greif. Sein eigentlicher Name ist Hermann Frey. Er ist 1839 in Speier geboren und lebt in München. Seine Gedichte erschienen 1868, wurden in den siebziger Jahren wenig beachtet, erfreuen sich aber gegenwärtig einer steigenden Anerkennung. 1896 erschien die 6. Auflage. Martin Greif steht auf dem Boden der Münchener Schule und knüpft an Geibel an, aber nicht das vornehm Rhetorische hat er weiter gebaut, sondern die wahre, echte und lautere Naturempfindung. In seiner schlichten Wahrhaftigkeit wird er sogar nicht selten etwas philiströs und geht dem Trivialen nicht immer aus dem Wege. Man vermißt zuweilen schmerzlich, da er doch sonst edel denkt und es ehrlich meint, die künstlerische Vollendung. Aber durch seine echt deutsche mannhafte Wärme und durch seinen treuen vaterländischen Sinn, der auch in einer ganzen Reihe von Liedern im Jahr 1870 zu ehrlichem Ausdruck kam, erringt er sich immer wieder unsre herzliche Anerkennung.

Digitized by Google

Als ein Zeugnis seiner Naturempfindung möge das folgende kleine Lied hier stehen.

Mittag am Gardasee.

Im alten Olivenhaine
Am felsigen Seegestad',
Um Mittag wandl' ich alleine
Auf schattenbestreutem Pfad.

Die Ora spielt in den Zweigen
Und kräuselt den silbernen Baum,
Die Gipfel der Felsen steigen
Im blauen ätherischen Raum.

Stets reger zu meiner Seite
Erbraust die bewegte Flut,
Stets blendender in die Weite
Ergießt sich die strahlende Glut,

Bis alles im Lichte vergangen,
Sogar der Berge Gestalt,
Und Schlummer die Welt umfangen
Mit stiller Zaubergewalt.

Noch viel volkstümlicher freilich als Martin Greif ist ein anderer Bayer: Karl Stieler. Er ist geboren 1842 in München und war als Jurist im bayrischen Staatsdienst thätig, wo er 1885 in der Blüte der Jahre gestorben ist. Er hat wie kaum ein anderer Dichter oder Schriftsteller mit dem Volk gelebt, namentlich mit dem Landvolk in den bayrischen Alpen, und war auch bei diesem Volk außerordentlich beliebt und geschätzt. Das Originellste sind seine im bayrischen Dialekt gedichteten Lieder, wirkliche Volkslieder. Aber auch in seinen hochdeutschen „Hochlandsliedern" lebt ein prächtiger, frischer und kerniger Zug. Vielleicht das Schönste, was er geschrieben, ist das nach seinem Tode erst bekannt gewordene „Winteridyll", eine erzählende Dichtung voll reizender Stimmungslyrik. Aus den Hochlandsliedern sei folgendes Bruchstück mitgeteilt.

Waldeinsamkeit.

Wie wunderstill war's da im Wald,
Es klangen nur Vogelstimmen.
An meinen schwellenden Blüten hing
Der summende Schwarm der Immen.

Das Sonnenlicht, es fiel durchs Grün
Und glitzert' im dunklen Moose.
Hoch wuchs empor an meinem Stamm
Die wilde Heckenrose.

Und durch die leuchtende Vollmondnacht
Kam schweigend der Hirsch gegangen.
Von einer stummen, verzückten Pracht
War alles Leben gefangen.

Digitized by Google

Und wenn es dann rauschte im langen Flug
Durch all' die Wälder, die weiten —
Das war wie ein letzter Atemzug
Aus Wodans gewaltigen Zeiten.

Eine charakteristische Erscheinung der Zeit ist es, daß im Volk selbst Dichter und Dichterinnen ohne alle höhere Bildung auftraten und ihre poetischen Gaben auf den litterarischen Markt brachten. Es waren freilich nicht Volksdichter im eigentlichen Sinn, die mit kerniger Urwüchsigkeit dem Drang ihres eigenen Herzens folgen mußten, unbekümmert um Form und Ton der litterarischen Zunft. Sondern das Charakteristische an dieser Erscheinung ist das, daß das Lesebedürfnis jetzt auf Grund der fortschreitenden Bildung und nicht am wenigsten auf Grund der das Lesen so bequem machenden illustrierten Familienblätter so tief auch in die unteren Schichten des Volkes eingedrungen war, daß die gelesenen Dichtungen bei einzelnen talentvollen Persönlichkeiten einen Wiederhall weckten, der mitunter nicht ganz übel klang. Aber diese Dichter und Dichterinnen aus dem Volk wären wohl nie mit ihren Leistungen an die Öffentlichkeit getreten, wenigstens nicht auf dem Büchermarkt, wenn nicht Schriftsteller von Beruf sich ihrer angenommen und sie in die Öffentlichkeit eingeführt hätten. Am wenigsten originell unter diesen so Eingeführten, wenn auch durch hausbackene Ehrlichkeit gewinnend, war die schleswigsche Bauersfrau Stine Andresen (geb. 1849). Etwas eigenartiger zeigte sich die entschieden poetisch veranlagte, melancholisch weiche und formgewandte Ostpreußin Johanna Ambrosius (geb. 1854), der ein vermeintlicher und unnatürlich aufgebauschter Gegensatz zwischen ihrem Stand und ihrem inneren Beruf zu unerhörter Popularität verholfen hat, einer Popularität, die aber ebenso rasch, wie sie gestiegen war, wieder abflaute. Die originellste Persönlichkeit unter den hier in Frage kommenden Dichterinnen ist unstreitig die Bayerin Katharina Koch (geb. 1812, † 1892). Sie hat eine brave, grundehrliche und echt deutsche Gesinnung, und vermag ihr mit instinktivem Gefühl einen dichterischen Ausdruck zu geben. Hier sei das folgende Gedicht mitgeteilt.

Die Großmutter im Zirkus.

„Großmutter, du mußt mit zum Zirkus gehn,
Um auch den starken Mann zu sehn.

Digitized by Google

Gewiß nicht hundert Männern gelingt,
Was er mit Arm und Brust vollbringt.
Großmutter, so was hast du noch niemals gesehn!"
„„So will ich denn mit zum Zirkus gehn.""

Und im Zirkus da stand er, der starke Mann:
Da staunten ihn hundert und Hunderte an,
Wie die eisernen Kugeln er rollen ließ
Um den Leib, wie er spielte mit Schwert und Spieß. —
„Großmutter, nicht wahr, das bewunderst auch du?"
Großmutter schwieg, sah ruhig zu.

Und er trug zuletzt noch zu aller Lust
Einen Amboß, viel Zentner schwer, auf der Brust
Und ließ hämmern darauf und fragte dann,
Wer soviel ertragen und tragen kann.
„Großmutter, nicht wahr, das kann nur er?"
Großmutter lächelt: „„Ich trug wohl mehr!""

„„Kommt, Kinder, wir wollen nach Hause gehn.
Für mich giebt es hier nichts Neues zu sehn.
Gleich Kugeln umliefen die Sorgen mich,
Wie mit Schwertern spielte mit Schmerzen ich;
Und Kummer trug ich zentnerschwer —
Nur zeigt' ich es nicht fürs Geld wie der!""

Aber auch die Kellnerin Grete Baldauf („Lieder eines Mädchens aus dem Volk," „Neue Lieder"), anmutig und frisch singend, hat manchen glücklichen Wurf gethan, aber immer nur Gelesenes nachempfindend. Zum Charakteristischen der ganzen Erscheinung gehört wohl auch das, daß es vorherrschend Frauen aus dem Volk sind, die dichtend auftreten. Denn einmal ist das Gemüt der Frau für Eindrücke von außen empfänglicher und leichter geneigt, diese Eindrücke mit einer gewissen Selbsttäuschung als Eigenes wiederzugeben. Und dann sind sie eben um ihres Geschlechtes willen interessante Erscheinungen in der Litteratur und finden als solche demgemäß Anerkennung. Denn der pommersche Kürschnermeister Franz Bechert konnte sich mit seinen Dichtungen „Erlebtes und Erträumtes" nicht des gleichen Beifalls freuen. Es fehlt ihm auch, bei sonst guten Gedanken, die Leichtigkeit und die Eleganz.

Nicht aus dem Volk selbst hervorgehend, aber voll brennend tiefen Mitgefühls für das Leid, das infolge der sozialen Stellung

Digitized by Google

viele einzelne der unteren Volksschichten trifft, dichtete Ada Christen (Christiane v. Breden in Wien, geb. 1844) ihre Lieder, ähnlich der Italienerin Ada Negri. Sie hatte selbst des Lebens Wechselfälle schwer erfahren und dadurch ein Herz gewonnen für die Leiden anderer. In ihren Liedern schildert sie ergreifend lebendige, blutwarme Menschengestalten. Aber auch für anderes im Menschenleben, wie z. B. für den Zusammenklang von Natur und Menschenseele, hat sie prächtige, tiefe und warme Töne gefunden. Sie hat so viel Eigenes und Urwüchsiges, daß wir sie nicht schlechthin unter die übrigen Dichterinnen der Zeit einreihen können. Charakteristisch für sie ist das folgende Gedicht.

Ein Balg.

Die alte Frau hat ein hartes Gesicht,
Doch kluge, sanfte Augen,
Die wenig mehr beim Pfennigticht
Und nicht zum Weinen taugen.

Sie war ein Balg. Als Findelkind
Verlass'ner als die Armen,
Bat weder Herren noch Gesind
Um Futter und Erbarmen.

Sie griff fest zu und schaffte stramm
Wie ehrbar ernste Leute,
Daß nie sie Unverdientes nahm,
Erfreut das Weib noch heute.

Sie zeigt auch jetzt mit Bauernstolz
Erdarbte Thalerscheine:
„Die sind mein unverbranntes Holz,
Meine ungetrunknen Weine.

Die sind mein ungegess'nes Brot.
Auf jedem steht geschrieben:
Ein Alter ohne Schand und Not —
Und was mir Gott schuldig geblieben."

Die religiöse Dichtung hat seit Sturm und Gerok keine originalen Dichternaturen aufzuweisen, die etwa die specifisch religiöse Empfindung weiter ausgebaut und zu neuem, tieferem Ausdruck geführt hätten. Auf zarte Keime und Ansätze in der unmittelbaren Gegenwart kommen wir später zu sprechen. Hier handelt es sich um die hinter uns liegende Zeit der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Obgleich da schon ein tiefes reli-

Digitized by Google

giöses Suchen und Verlangen, auch ein bewußtes Haben im Volk vorhanden war, hat es sich doch auf dem Gebiet des geistlichen Liedes in der Lyrik noch nicht in neue Bahnen ergossen. Denn was uns Karl Lange in seinem „Apollyon“ und „Christus Pantokrator“ an geistlichen Liedern gegeben, entbehrt in Form und Auffassung so sehr der künstlerischen Weihe, daß wir es hier nicht aufführen dürfen. Sonst sind manche gute geistliche Gedichte veröffentlicht worden, die wohl eine echte, fromme und ehrliche christliche Gesinnung atmen, aber eigentlichen dichterischen Wert nicht besitzen. Selbst von Rudolf Kögels nachgelassenen, formreinen und zum Teil sehr schönen Gedichten muß das gesagt werden.

Eine ganz originelle Erscheinung aber auf religiösem Gebiet ist der schwäbische Volksdichter Christian Wagner. Er ist geboren 1835, und seine Gedichte („Sonntagsgänge“ 2c.) erschienen in den achtziger Jahren. Freilich specifisch christlich sind diese Gedichte nicht, sie ruhen auf theologisch-buddhistischer Weltanschauung. Aber wenn man den Begriff „religiös“ ganz allgemein faßt, so kann man sie wohl hierher rechnen. Religiöse Stimmung kommt darin zu tiefem und klarem Ausdruck.

Und nun sei zum Schluß noch derer gedacht, die, ohne zu den „Modernen“ in dem nun einmal hergebrachten Sinn zu gehören, ihre Laufbahn in den Gefilden der lyrischen Dichtung erst begonnen haben und noch mitten im Werden und Wachsen stehen. Auch hier wieder wie bei den Volksdichtern stoßen wir in erster Linie auf dichtende Frauen. Es ist eine charakteristische Erscheinung der Zeit, daß die Frau, früher vorherrschend in die Stille des Hauses gebannt, heut ihr Recht im öffentlichen Leben geltend macht. Und da ist ja die Litteratur ein für sie sehr nahe liegendes Gebiet. Wie im Roman, wovon später die Rede sein wird, so ist auch in der Lyrik ihnen ein geeigneter Boden zur Entfaltung gegeben. Warum sollten sie nicht mit den Männern Hand in Hand bauen und das deutsche Lied pflegen? Wenn Gott ihnen die Gabe des Gesanges gegeben, so wollen wir ihnen ebenso freudig zuhören wie den Männern. Die Mannigfaltigkeit des Gesanges wird ja dadurch nur reicher und größer. Freilich müssen wir fordern, daß die Frauen nicht einfach nur den Männern nachsingen, es ebenso zu machen versuchen wie diese, sondern daß sie ihre specifisch weiblichen Empfindungen, ihre weibliche

Digitized by Google

Lebenssphäre und Lebensanschauung dichterisch verklären. Erst dadurch treten sie ergänzend den Männern an die Seite und erhöhen die bunte Mannigfaltigkeit der Töne. Leider finden wir diese tiefere Ergänzung nicht bei allen unseren Dichterinnen.

Alberta v. Puttkamer z. B., geb. 1849 zu Glogau in Schlesien, Gattin des jüngst zurückgetretenen Staatssekretärs für Elsaß-Lothringen Max v. Puttkamer (Dichtungen, seit 1885 mehrere Bändchen), läßt ihre meist schwermütigen Weisen, die in langatmigen Strophen mehr schildern und reden als schauen und singen, ganz auf demselben Boden erklingen, der von je her auch Eigentum der Männer war. Aber sie thut es in schöner und anmutiger Weise.

Weit fröhlicher und unbefangener, oft in munteren Scherzweisen, singt Frida Schanz. Geboren 1859 in Dresden, Gattin des Schriftstellers und Mitredakteurs am „Daheim" Ludw. Soyaux in Berlin, trat sie in den neunziger Jahren mit verschiedenen Gedichtsammlungen auf. Sie bringt das weibliche Empfinden und die Sphäre des Hauses etwas mehr zur Geltung als A. v. Puttkamer, hat ein schönes Formtalent und singt, wenn auch nicht in durchaus neuen Tönen und Bahnen, aber doch die alten Formen mit leicht flüssigem Schwung und hellem Wohlklang belebend. Im allgemeinen herrscht wohl das Formale und die Freude am Klang vor, doch dringen auch tiefere leidenschaftliche Töne durch. So in dem hier folgenden:

Frühlingsnacht.

Der Mond spielt in den Blattgeflechten,
Duftschwere, schwüle Winde ziehn.
Wie liegt in diesen Blütennächten
Mein ganzes Wesen auf den Knien!

O, jetzt die Schwingen auszubreiten
Und aufzugehn in deiner Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Es schwillt der Duft der Blütenbäume
Gleich goldnem Strom zum Äthermeer —
Wo bist du Land, von dem ich träume?
Wo geh ich hin? Wo kam ich her?

Digitized by Google

Noch liegt verhalten, ungeboren
Mein tiefstes und mein bestes Sein.
In Wahn und Weh bin ich verloren —
Du Licht der Wahrheit, brich herein!

Da wird der Sehnsucht heißer Wille
Zum grenzenlosen Schmerzensschrei:
O führ' ein Sturm jetzt durch die Stille
Und machte mir die Seele frei!

Und ließ' sie gleich den Düften gleiten
Und aufgehn in der Schöpfung Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Origineller als die beiden Genannten, aber nicht in der Richtung der eigentümlich weiblichen Sphäre, ist die Schweizerin Ricarda Huch (Ric Ceconi geb. Huch), geb. 1864 in Brasilien, jetzt Dr. phil. in Zürich, und in den neunziger Jahren mit Gedichten hervorgetreten. Sie schlägt gern etwas rauhe und harte Töne an, durchbricht auch wohl kühn die glatte Form, aber ihre tief glühende Leidenschaft, ihre oft überraschenden Bilder finden stets wieder das reine Maß an dem Gesetz des inneren Wohllauts.

Ihr verwandt ist Agnes Miegel, geb. 1879 in Königsberg i. P., Tochter eines dortigen Kaufmanns. Vor kurzem erst ist sie mit einem Band Gedichte (Stuttgart, Cotta) an die Öffentlichkeit getreten. Die Stimmung ist beruhigter und abgeklärter, schon in diesen Erstlingsgedichten, und eine eigentümliche Gestaltungskraft zeigt sie in ihren volkstümlichen Balladen. Damit erregt sie die Hoffnung auf eine gesunde Weiterentwickelung. Beispielsweise citieren wir:

Agnes Bernauerin.

Sie sangen am Herd, als die Flamme schied:
„Es ist eine Ros' entsprungen."
Sie sprachen zu ihr, als verklungen das Lied:
„Was hast du nicht mitgesungen?

Was bist du so blaß, Agnes Bernauerin,
Was starrst du so vor dich nieder?"
Sie sprach wie schlafend vor sich hin
Und schloß ihre schweren Lider:

Digitized by Google

„Mir träumte in der Andreasnacht,
Ich sei an die Donau gegangen.
Der Himmel glomm in blutiger Pracht,
Und die roten Wellen sangen.

Sie trugen mir zu in schaukelndem Tanz
Eine Krone, sternbeschienen,
Und wie ich sie hob, war's ein Sterbekranz
Von welkenden Rosmarinen."

Die bisher genannten dichtenden Frauen haben das eigentümlich weibliche Gebiet des Erlebens noch wenig oder fast gar nicht betreten. Stärker in den Vordergrund tritt es, und die Pflege desselben wird geradezu zur herrschenden Eigentümlichkeit bei den beiden, die wir nun noch zu nennen haben.

T. Resa (Frau Therese Gröhe, geb. in Greifenberg in Schlesien, jetzt in Köln lebend) trat in den neunziger Jahren zuerst mit Humoresken, dann aber nach Verlust des Gatten mit leidenschaftlich klagenden, doch aber auch nach Versöhnung und Frieden ringenden Liedern hervor, die ein beachtenswertes Talent ahnen ließen. Und das Leid, von dem sie singt, ist nicht phantastisch erträumt; es ist echt. Sehr herb war ihr Geschick, bis ihr dichterisches Talent erkannt wurde. Sie versteht es gut, die erlebte Wirklichkeit poetisch zu verklären. Nur ein kurzes Lied als Wahrzeichen ihrer Kunst sei hier mitgeteilt.

Noch immer.

Die Tage gehen weiter ihren Gang,
Ich lebe weiter. — Meine Seele rang
Seit Monden nun, daß sie dem Glück entsage.
Doch wie sie kämpfte, wie sie grausam litt,
Noch immer heimlich ging die Hoffnung mit
Durch all' die bangen, stummen Sehnsuchtstage.

In ähnlicher Lebenslage dichtet Frau Anna Ritter. Auch sie ist früh verwitwet, aber äußerlich nicht unter so herbes Schicksal gebeugt wie T. Resa. Sie ist geboren 1865 in Koburg. Ihr Gatte war Regierungsrat. Als Witwe lebte sie in Frankenhausen am Kyffhäuser, später in Stuttgart (Gedichte. 1898). Man kann ihre dichterische Veranlagung und den starken Trieb, ihre Empfindungen in Verse zu kleiden, aus der häuslichen Erziehung herleiten. Dennoch ist sie ein echtes und durchaus ursprüngliches

Digitized by Google

Talent, voll echter dichterischer Freude am Gestalten des Stoffes. Nicht neu und eigenartig sind die Bahnen, die sie wandelt, auch ist ihr Talent im Grunde vorherrschend ein formales. Dennoch freuen wir uns wie an der Echtheit und Wahrheit ihrer Empfindungen, so auch an dem reichen Wohllaut ihrer Verse. Und gerade das echt Weibliche im Erleben, Erfassen und Empfinden tritt uns bei keiner unsrer gegenwärtigen Dichterinnen so rein und schön entgegen wie bei ihr. Es ist nicht ein sehr weiter Horizont, den sie umspannt; sie bewegt sich vielmehr mit dem Inhalt ihrer Gedanken auf einem verhältnismäßig kleinen Raum. Aber innerhalb dieser Gedanken vertieft sie sich. Der zweite Band ihrer Gedichte, den sie „Befreiung" nennt (1900), wenn auch nicht eine wesentlich höhere Stufe als errungen darstellend, bringt doch ohne Frage poetisch noch vollendetere Lieder als der erste; und was das Wertvollere ist, die Dichterin ringt sich hier aus den Fesseln des Schmerzes los und hinauf zu höherer Freiheit, zum Frieden in Gott. Hören wir einzelne ihrer Lieder.

Ich aber seh die Halme wehn.

Wo nun die hohen Häuser stehn,
Bog einst der Wind die grüne Saat—
Mir ist, ich säh' die Ähren wehn
Um einen schmalen, stillen Pfad.

Mir ist, als zöge noch der Duft
Des Thymians von den Feldern her,
Als läg ein Leuchten in der Luft
Wie nie seit jenem Jahre mehr.

Hob, aufgescheucht von unsrem Schritt,
Wohl eine Lerche sich vom Nest
Und fragte zwitschernd: „Kommt ihr mit?"
Uns aber hielt die Erde fest.

Denn wie die Erde damals war,
So hell, so schön . . . . . du liebe Zeit!
Und meine goldnen sechzehn Jahr
Und unsre junge Seligkeit —

Die hohen, grauen Häuser stehn
In langen Reihen, steif und grad' —
Ich aber seh die Halme wehn
Um jenen schmalen, stillen Pfad.

Digitized by Google

Heilige Stunde.

Ich denk so oft an jene Nacht,
Da's über uns herniederbrach
So atemraubend, riesengroß,
Daß keiner von uns beiden sprach.

Wir maßen uns, wie Feinde thun,
Es war ein Ringen bis aufs Blut —
Und dann hat doch, besiegt und still,
Mein Haupt an deiner Brust geruht.

Es war kein Jubel zwischen uns,
Nur ein verhalten, wortlos Flehn:
„Gott, laß uns rein und stark und groß
Aus dieser Stunde Thoren gehn!"

Kommender Lenz.

Was winkst du mir mit Rosenkränzen —
Mein Weg führt weit an dir vorbei!
Wohl trug auch ich in jungen Lenzen
Das Haupt so hoch, die Stirn so frei —
Da kam ein Herbst, es sank das Laub,
Und auch mein Frühling lag im Staub.

Und wirft Natur die Sterbehülle
In siegesfrohem Jubel ab —
Mein Weg führt in die große Stille
Der Wintereinsamkeit hinab.
Der selig kurze Traum von Glück
Und Liebeslust liegt weit zurück.

Doch, weiß ich, wird ein Frühling kommen,
Ein leuchtender, wie keiner war.
Die Kränze, die der Schmerz genommen,
Er drückt sie jubelnd uns ins Haar,
Und wird in jenem Sonnenschein
Kein Weinen und kein Tod mehr sein.

Und zum Schluß das schöne Wort, das sie vom Schmerz sagt:

Wer dich gesehn, geht durch die Erdenzeit,
Ein fremder Gast. Und keiner Stunde Ziel
Lockt seine Seele von dem heilgen Ziel,
Das über dieses thränenvolle Leben
Verklärte Hände in die Wolken heben.
Wer dich gesehn, gehört der Ewigkeit.

Digitized by Google

Von den Frauen wenden wir uns zu den Männern. Es ist hoch erfreulich, daß wir in unseren Tagen eine Gruppe junger Lyriker kampfesmutig aufwärtsdringen sehen, die sich ebensowohl von der jetzt überwundenen flachen Wander- und Trinklyrik, wie sie durch die Namen Baumbach und Wolff bezeichnet wird, als auch von dem öden Naturalismus unsrer Modernen vollständig frei hält. Es sind Dichter, in deren Brust wieder höhere Ideale leben, solche Ideale, wie die ältere Zeit sie gekannt und gepflegt hat, die Zeit, in der Namen wie Eichendorff, Chamisso, Geibel noch etwas galten. Die Natur wird von ihnen mit einem Auge angesehen, das offen ist für den eigentümlichen Charakter der Heimat, und mit einem für die Heimat begeisterten Herzen wird sie geliebt. Ja die Heimat gilt als lebendiges, untrennbares Glied des Vaterlandes, die heimatlichen Stammesgenossen als solche, in denen das Leben des großen deutschen Volkes zur individuellen Ausprägung kommt. Hier endlich kommen die Errungenschaften des Jahres 1870 zur Geltung. Eine edle, kerndeutsche Gesinnung waltet in ihren Liedern. Darum sind sie auch allem Pessimismus abhold. Sie wagen es, froh und frei zu hoffen. So ist auch die Liebe für sie nicht die schwüle, ekle Sinnenlust unsrer Modernen, sondern der edle, reine, von Gott geweckte Zug von Herz zu Herz, da die Seele voll Frohsinn sich höher und reiner wiederfindet in der Seele des anderen. So ist endlich auch das letzte Ziel des Strebens nicht das Behagen des eigenen, in seiner Isolierung brüchig und morsch gewordenen Ichs, sondern Gott und sein Reich des ewigen Friedens.

Als vorderster in dieser Gruppe steht Fritz Lienhard, ein Elsässer, geb. 1865. Wir lassen hier aus den Augen, was er als erzählender Dichter oder als Essayist geleistet hat, und betrachten ihn nur als lyrischen Dichter, wie er in seinen „Liedern eines Elsässers“ (1895 und 1897) verglichen mit den „Wasgaufahrten“ und den „Nordlandsliedern“ (1895 bis 1899) hervortritt. Eine liebenswürdige Natur voll Frische und Unmittelbarkeit spricht aus seinen Liedern, die in flüssigen, meist goldklaren Tönen aus der Brust hervorquellen. Diese Lieder sind sehr subjektiv, fast verblüffend naiv, aber eine edle, liebenswürdige Subjektivität ist es, die unser ganzes Herz gewinnt. Wie prächtig weiß er seinen Wasgau zu schildern, indem er Natur, Sage und Geschichte poetisch verklärt! Welche rührend

Digitized by Google

kindliche Heimatliebe lebt in ihm, die ihm in der aufgenötigten Großstadt immer wieder das Herz ergreift und zur brennenden Sehnsucht wird! Und wie liederfröhlich lacht ihm das Herz, als er wieder zurückkehrt! Wie innig verschmilzt die Heimatliebe mit der Begeisterung für das geeinte Reich und die Aufgaben des deutschen Volkes! Fritz Lienhard war ein Bub von fünf Jahren, als das Elsaß deutsch wurde, aber er hat genug gehört und gesehen, um sich des deutschen Vaterlandes zu freuen und alle welsche Art mit Grimm und Sarkasmus zu bekämpfen. Hören wir ihn selbst. In einem Liede: „Gewitter" ruft er aus:

Dich hab ich lieb, mein starker Wasgau du!
Bergpredigt ist dein mächtig Rauschen mir.
Daß ich ein Mann geworden, dank ich dir.
Mein Wurzelfassen in der Heimat Grund
Und dieser Lieder trotz'ge Sonnenkraft —
Dir dank ich's, der den Willen mir gestrafft,
Als mir vor Bitternis die Seele wund.

Auch in die zarten Lieder der Liebe ragt, wie die Felsenwände und Bergesgipfel sich wiederspiegeln im klaren See, hoch und ernst die Heimat hinein:

Widmung.

Diese Blätter aus dem Hochwald,
Weißt du, Lieb, wem ich sie schenke?
Dir, du meine allzu Ferne,
Der ich Tag um Tag gedenke!

Als ein Kind, du süßer Wildfang,
Liebt' ich dich aus Herzensgrunde!
Als ein Jüngling tief im Wasgau
Hing ich stürmisch dir am Munde,

Hüllte mich in deine Haare,
Lauschte deines Herzens Schlägen
Und erflehte meiner Arbeit
Einer Waldfee Zaubersegen.

O, der Wasgau, unser Wasgau!
Hörst du sein gewaltig Rauschen?
Noch einmal soll er dem Liede
Unsrer Hochlandsliebe lauschen!

Digitized by Google

Weiter zählen wir zu dieser Gruppe Ludwig Jacobowski. Er war geboren 1868 in der Provinz Posen, stammte von jüdischen Eltern ab, lebte in Berlin, starb aber schon am 2. Dez. 1900 im Alter von 32 Jahren. In seinem kurzen Leben hat er als erzählender Dichter namentlich in seinem „Loki" Hervorragendes geleistet. Wir betrachten ihn hier nur als Lyriker. Das ist er auch seiner eigensten Natur nach. In den zehn Jahren von 1888—1898 sind von ihm vier Bände lyrischer Gedichte erschienen. Der letzte Band führt den Titel „Leuchtende Tage". So innig und so gemütvoll wie die Gedichte Fritz Lienhards sind die seinigen nicht, auch nicht so harmlos. Sie haben einen Zug ins Große und Weite. Nicht sowohl die engere Heimat, als vielmehr das Volk und die Zeit im großen schaut er an, auch Bismarck tritt in den Bereich seines dichterischen Schauens. Mit grimmigem Humor geißelt er die Schwachheit des Willens, wo sie in der Zeit sich zeigt, und die thatenlose Genußsucht. Eigentümlich ist ihm, charakteristisch für seine Jugend, ein großes Wollen, ein starkes Begehren, das er sehr selbstbewußt vorträgt. Dabei scheut er im Ausdruck nicht das Übertriebene und das Groteske, streift auch wohl nicht selten das Barocke. Aber seine Gestaltungskraft, mit der er die Dinge sieht und zum Bilde schafft, ist gewaltig; und seine Empfindung ist durchaus echt und tief poetisch. Nur sind die Gedanken, obgleich er viel von Licht und Sonne singt, nicht immer von jener plastischen Klarheit, die ein in das Sonnenlicht gestelltes Kunstwerk doch eigentlich haben muß. Auch die Form ist bisweilen etwas lose; über Harmonie und Wohllaut des Versbaus setzt er sich gern einmal hinweg. Dadurch und durch einzelne sehr stark naturalistische Züge nähert er sich der „modernen" Dichtung. Aber man darf wohl annehmen, daß er bei längerem Leben und Schaffen sich davon los gemacht und sich in immer klareren und entschiedeneren Gegensatz zur modernen Dichtung gestellt haben würde. Aus seinen Liedern sei folgendes hier eingefügt.

Nach Hause.

Das macht die Sommernacht so schwer:
Die Sehnsucht kommt und setzt sich her
Und streichelt mir die Wange.
Man hat so wunderlichen Sinn;
Man will wohin, weiß nicht wohin,
Und steht und guckt sich bange.

Digitized by Google

Wonach? — Die Fackel in der Hand,
So weist die Sehnsucht weit ins Land,
Wo tausend Wege münden.
Ach! Einen möchte ich schon gehn;
„Nach Hause" müßte drüber stehn. —
O Herz, nun geh ihn finden!

Du.

Immer wieder denk ich dran,
Wie ich's früher schlimm getrieben.
Wenn an mir was gut geblieben,
Du, mein Lieb, bist schuld daran.

Und beruhigt fühle ich
Deines Wesens holde Stille.
Unerschöpflich und in Fülle
Senkst du Frieden über mich.

Interessant ist, wie er sich selbst charakterisiert:

Mit graden Blicken schreit' ich grade Wege,
Das Schwert gewärtig für gerechte Schläge,
Und bin zu Bettlerschlichen nicht bereit.

Denn meine Seele ist ein Kind der Sonne,
Ein vornehm Kind aus jener Schöpferwonne,
Die Kronen ausschenkt der Unsterblichkeit.

Und ferner:

Was thut's! Und will mir keiner lauschen,
Mir lebt die blanke Lust zu singen.
Ich fühle Quellen in mir rauschen,
Die betteln, um ans Licht zu dringen.

Ich hör' sie dankbar und verwundert,
Wenn sie entzückt sich losgerungen,
Und weiß: Im kommenden Jahrhundert
Wird Lied für Lied mir nachgesungen!

Aber fast fremdartig unter seinen sonstigen Versen steht das folgende Gedicht:

Immer hab' ich's noch empfunden,
Wenn ich so vorm Leben stand,
Und die Mächte, losgebunden,
Meine Seele übermannt:

In der schlimmsten aller Stunden
Schob sich fort die dunkle Wand;
Leuchtend über Welt und Wunden
Fühlt' ich *meines* Heilands Hand.

Digitized by Google

Zu dieser Gruppe unsrer Lyriker müssen wir ferner Karl Busse rechnen. Auch seine Heimat ist wie die Jacobowskis die Provinz Posen. Dort ist er 1872 geboren. Er ist der jüngste unter unseren hier zu nennenden Dichtern. Aber unter diesen Dichtern der Gegenwart ist sein Mund einer der liederreichsten. Und auch er ist wie Jacobowski, wenn er auch manche längere und kürzere Erzählung, die letzteren mit besonderer Meisterschaft, veröffentlicht hat, in erster Linie Lyriker. In den letzten zehn Jahren hat er vier Bändchen lyrischer Gedichte herausgegeben. Und sie alle erfreuen sich guter Aufnahme. Zu den „Modernen" rechnen wir ihn nicht. Dazu hat er, trotz einer gewissen Verwandtschaft mit ihnen, doch ein viel zu unbefangen fröhliches Herz, voll echter sprudelnder Jugendlust, und eine viel zu kindliche Freude an dem objektiv Gegebenen, am Dasein als solchem; er ist im besten Sinne des Wortes naiv, was jene nicht sind. Dazu hat er aber ferner auch einen viel zu feinen Formensinn, ein zu tiefes Verständnis für die Schönheit, die sich in Reim und Versbau kund geben soll, für den hellen Wohllaut der Sprache. In der That fließen seine Verse rein und klar dahin, oft mit wahrhaft entzückendem Klang. Hierin ist er ein echter und treuer Schüler des von unsren Modernen so gänzlich verachteten Formkünstlers Geibel. Sehen wir Busses Lieder auf ihren Inhalt und somit den Dichter auf seine Weltanschauung an, so tritt uns klar entgegen, daß er Heimat, Volk und Vaterland hoch hält und warme und ergreifende Töne dafür findet, auch daß er über die Erde hinweg nach einer großen, die Dissonanz des Daseins lösenden Ewigkeit ringt. Aber er hat doch nicht den Zug ins Große und Weite wie Jacobowski, und seine Lieder haben einen viel engeren Horizont. Denn wenn er auch hie und da tiefere Töne anschlägt, bei denen man übrigens nie recht weiß, wie ernst er es im Grunde meint, so bilden doch schließlich die friedliche Natur eines Sommerabends, die Purpurlippen liebender Mädchen das eigentliche und unerschöpflich variierte Thema seiner Lieder. Und dabei überschreitet er auch gelegentlich in verletzender Weise die Grenzen, die ein gesundes sittliches Gefühl dem Dichter ziehen sollte. Aber ein Dichter ist Busse ohne Frage, ein echter Dichter, der im Bild, das sich ihm darstellt, immer das Besondere, das Charakteristische sieht, und der das Geschaute und Erlebte poetisch zu verklären und zu gestalten

Digitized by Google

versteht. Nur vermissen wir bis jetzt mit Wehmut das Fortschreiten von bloßen Träumereien der Jugend zum ernsteren und tieferen Empfinden des Mannes. Vielleicht aber dürfen wir das von seiner weiteren Entwickelung hoffen. Einige charakteristische Lieder seien hier mitgeteilt.

Der Sommer.

Seht ihr den Sommer durch die Lüfte fliegen?
In Gold und Blau — so hab ich mir's gedacht.
Nun ist er wieder auf die Welt gestiegen,
Nun giebt's ein Blühn und Düften Tag und Nacht.

Die Falter wissen sich schon nicht zu lassen
Und taumeln glücklich in ein Meer von Licht,
Und Kinderjubel schallt auf allen Gassen,
Und überall ein Kinderangesicht.

Die kleinen Mädchen klatschen in die Hände
Und krähn vergnüglich in die blüh'nde Welt.
Und in der Stadt sind auch die kahlsten Wände
Vom glüh'nden Glanz des Sonnenscheins erhellt.

Der arme Schuster selbst ließ seine Trauer
Und hämmert lustig auf den alten Schuh,
Und vor der Werkstatt tönt vom Vogelbauer
Des gelben Sängers heller Klang dazu.

In allen Lüften wirbeln Lerchenlieder,
Und Schwalben schießen durch die goldnen Höh'n,
Und aus den Gärten duftet weißer Flieder —
Herrgott im Himmel, ist die Welt doch schön!

Plötzliches Glück.

Daß mir das Glück die Brust nicht sprengt,
Das kann ich mir nicht deuten.
Nun mit Juchhei den Hut geschwenkt,
Gelacht vor allen Leuten!
Laß doch die Leute Leute sein,
Laß alles stehn und liegen,
Geh du ins blaue Land hinein
Und sieh die Lerchen fliegen.

Es steckt in mir, ich weiß nicht wie,
Möcht' lachen und möcht' weinen
Und meine goldne Melodie
Mit Vogelsang vereinen.

Digitized by Google

Und käm' mir jetzt ein Mädchen her
So übern Weg gegangen,
Ich glaube fast, ich küßte der
Ganz ungestüm die Wangen.

Doch fing' ich erst zu küssen an,
So könnt' ich's gar nicht lassen,
Müßt' selbst den lahmen Leiermann
Helljubelnd dann umfassen.
Mir kam das Glück in Nacht und Not,
Es kam auf goldnem Wagen —
Mein Blut ist jung, mein Blut ist rot,
Da darf das Herz wohl schlagen!

Reine Stunde.

Es schweigt der Kampf. Auch Lust und Lachen ruhn.
Nach lautem Tag hör' ich mich selber nun.

Was ich verlor, was mir im Lärm zerrann,
So viel Vergessnes sieht mich lieblich an.

Und meine Seele weitet sich und lauscht,
Wie tief in mir ein heilger Brunnen rauscht.

O rausche fort. — Und eh' die Stunde schied,
Füll diese Brust und füge dich zum Lied,

Das meines Wesens tiefstes Sein umhegt
Und ganz die Reinheit dieser Stunde trägt.

Von Jacobowski und Busse aber können wir noch einen Schritt weiter gehen. Was bei ihnen noch ziellofer Drang ist, friedloses Greifen und Schweifen nach fernem, unerreichtem Gut, nur hie und da wie ein flüchtiger Schimmer durch die erdfrohen Lieder ziehend, das ist bei anderen von vornherein das Lebenselement, in welchem sie atmen: ein gesundes, ruhiges Glück, ein reiner, die Seele befreiender Friede, ein trostvolles Bewußtsein, im innersten Herzen eins zu sein mit Gott, und daher eine klare, feste, freudige Weltanschauung.

Einen Ansatz dazu, zwar noch nicht eigentlich reif und abgeklärt, auch nicht auf die wahre dichterische Höhe gehoben, immerhin aber doch beachtenswert, finden wir bei Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Er ist geboren 1865 in Riga und lebt jetzt als Herausgeber des „Türmer" in Berlin. Er hat litterargeschichtliche Studien („Probleme und Charakter-

Digitized by Google

köpfe", 1897) und mehrere Romane geschrieben, von denen später die Rede sein wird. Als Lyriker ist er hervorgetreten mit einem Band Gedichte unter dem Titel: „Gottsuchers Wanderlieder" (1898). Mit seiner Weltanschauung will er sich auf den Boden des positiven Christentums stellen. Auch seine politischen Anschauungen sind durchdrungen von sittlichem Ernst, von warmem Vaterlandsgefühl und begeisterter Hingebung an Kaiser und Reich. Wir begrüßen es mit Freude, wenn er die Kaiserin Augusta Viktoria preist als deutsche Mutter und Frau, wenn er als Herold seinen Standesgenossen, dem Adel, das „der Adel verpflichtet" machtvoll und mit Wärme ins Herz ruft, wenn er gegen den schnöden Mammonsdienst in unsrem Volke scharf zu Felde zieht und die Reinheit und Freiheit der Seele, ihre Erhebung zu Gott, als das Ziel des ernstesten Strebens hinstellt. Es sind durchaus und überall die idealen Güter des Volkes, für die er eintritt: neben der Religion die Kunst, die Wissenschaft, die Arbeit. Aber leider entspricht der edlen Gesinnung und dem ernsten Wollen das dichterische Können nicht. Bilder und Gedankenfolge entbehren allzusehr der rechten Klarheit und Schärfe, und der sprachliche Ausdruck leidet nicht selten an großer Schwerfälligkeit. Auch ist sein Dichten mehr ein breites Reden mit sehr viel Absicht und Tendenz. Weiter empfinden wir es störend, daß der Dichter, zwar nicht im Inhalt, wohl aber im äußeren Gewand, sich unseren sogenannten „Modernen" stark nähert. Er stellt nämlich seine Person, und zwar in unnatürlicher und unwahrer Pose, gern in den Vordergrund, spricht viel von seinen eigenen Gedichten und kokettiert — im Alter von 30 Jahren — häufig mit seiner Lebensmüdigkeit. Was uns aber am meisten befremdet, ist das, daß er seine Lieder die eines „Gottsuchers" nennt. Auf den ersten Seiten seines Buches finden wir zwar solche, aber sie bleiben doch noch recht weit vom Ziel des Suchens fern, verirren sich in gesucht titanenhaften Trotz und kommen auch am Schluß, wie man es doch vom „Gottsucher" erwarten sollte, nicht zur rechten klaren und sicheren Gottesgemeinschaft. Immerhin schlagen einige der späteren Lieder einen frommen, gottergebenen Ton an, aber dieser Ton ist vereinzelt und beherrscht nicht den Schluß der Sammlung. So lesen wir z. B.:

Digitized by Google

Ich liebe Gott, weil seine Treue
Mich nie verließ,
Weil er in meiner Schuld und Reue
Mich nie verstieß.
Und haben Sünden sich und Schmerzen
In mir geeint —
Ich hab an seinem Vaterherzen
Mich ausgeweint.

Und ferner:

O habe Nachsicht und Geduld
Mit meiner Blindheit, meiner Schuld!
Dein Vaterherz, verschließ es nicht,
Wenn meine schwache Kraft zerbricht.

Auch sei das Lied an die deutsche Kaiserin, vielleicht das beste der ganzen Sammlung, hier mitgeteilt.

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands Kaiserin,
Nicht prunkvoll prahlende Weisen
Tönen mir durch den Sinn.

Feierabend-Läuten,
Milde, voll und weich,
Will mir im tiefsten bedeuten
All dein Wirken im Reich;

Abendfrieden und Segen
Nach heißen Tages Last
Und nach den harten Wegen
Am Kreuze selige Rast. —

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands hehrste Frau,
Möcht' ich den Lorbeer weisen
In seine welsche Au,

Von deutschen Ähren pflücken
Dir einen goldnen Kranz
Und ihn mit Kornblumen schmücken
In schimmernden Taues Glanz.

Im deutschen Vaterlande
Ist keine schönere Zier —
Die Heimat im Gottesgewande
Huldigte also dir. —

Will ich dich preisen im Liede,
Deutschlands Kaiserin,
An heimischen Herdes Friede
Mahnen mich Herz und Sinn;

An mütterliches Walten
In der Lieben heimlichem Kreis,
An des Märchens traute Gestalten,
An der Dichtung Wunderreis;

An heiliger Liebe Leuchten
Auf herber Thränen Tau —
Nichts holder, will mir deuchten,
Als die deutsche Mutter und Frau.

Weit höher stehen die beiden lyrischen Dichter, die wir hier weiter zu nennen haben. Sie stehen höher in Bezug auf das, was sie für sich selbst erreicht haben: die abgeklärte Ruhe, die friedevolle Gemeinschaft mit Gott; höher aber auch an echt dichterischer

Digitized by Google

Empfindung und an Beherrschung des Instrumentes, auf dem die dichterische Empfindung zum Ausdruck kommt. Charakteristischerweise sind diese beiden evangelische Pfarrer auf dem Lande. Das Idyll des ländlichen Pfarrhauses erweist sich wieder einmal als der gesunde Boden echter Heimatpoesie und eines hoffnungsfrohen Schauens aus der diesseitigen Heimat hinaus in eine ewige Welt, die auf alles Fragen und Sehnen die Antwort der Wahrheit hat.

Der eine ist Karl Ernst Knodt, geb. 1856, Pfarrer in der ländlichen Stille des Odenwaldes. Seine Lieder erschienen erst vor kurzem unter dem Titel: „Aus meiner Waldecke“ (1900). Es sind nicht ausschließlich geistliche Lieder, die er uns hier bietet. Nur der letzte Abschnitt der Sammlung bringt solche, und auch diese sind nicht auf den Ton der Kirchenlieder gestimmt. Im ganzen ist es freilich eine enge Welt, aus der heraus und über die hin diese Lieder klingen. Zumeist ist es die Natur, die des Dichters Seele in Schwingungen versetzt, und vor allem Wald und Thal, Licht und Sonne. Und von da aus wandert dann die Sehnsucht hinauf in den Himmel. Aber dieser Himmel ist ein klar erkanntes, objektiv vorhandenes Land, in welchem der Dichter schon hier vollkommen heimisch ist. Und wie er die geliebten Menschen mit hinanzieht, so auch Volk und Vaterland und die ganze weite Welt. Nicht immer gelingt es ihm, die tiefsten Empfindungen des Herzens in plastischer Klarheit aus sich herauszustellen, und nicht überall beherrscht er die Sprache, so daß der Ausdruck unmittelbar die Empfindung deckt und das Lied rundet. Aber im ganzen sind die Lieder schön, rein und wohlklingend, und die Empfindung durchaus wahr und echt, stark und tief. Ein lyrisches Talent, an dem wir unsre herzliche Freude haben. Wie schön spricht sich z. B. seine friedevolle Stimmung in dem folgenden Liede aus:

Licht.

Meine Stube glänzt voll Sonne,
Meine Seele lacht im Licht,
Denn mir strahlt als reinste Wonne
Ein versöhntes Angesicht.

Meines Gottes ganzer Friede
Hat die Schatten all besiegt.
Licht ist's, was auf meinem Liede
Und auf meinem Leben liegt.

Digitized by Google

So ist ihm auch die Liebe ein unverlierbares Gut:

Als Liebe durch das Leben ging,
Hab stumm ich sie geglaubt.
Scheu wie ein stiller Schmetterling
Umstreifte sie mein Haupt.

Nun da sie schläft im tiefen Grab,
Spricht zu mir alle Stund',
Bei jedem Schritt bergauf, bergab,
Der toten Liebe Mund.

Oft sprichst du von verlornem Glück —
Das ist kein gutes Wort!
Ein wahres Glück verlierst du nie,
Das trägt dir keiner fort.

Sagst du von Liebe, daß sie schwand,
So war sie nie recht dein.
Selbst wenn die Erdenform zerbricht —
Was mein ist, das bleibt mein.

Auch ein begrabnes treues Herz
Gilt mir ein ew'ges Glück.
Begraben ward die Hülle nur —
Das Herz hielt ich zurück.

Und wie er mit religiösem Sinn die Natur anschaut, davon zeugt das folgende kleine Lied.

Sommerlied.

Über die Ähren fließt ein Schein
Reifender Sommerlichter.
Ich kniee mich in das Werden hinein,
Als säh' ich den Schöpfer, den Dichter.

Als hielte die Erde Gottesdienst,
Und Engel im lichten Gewande
Breiteten segnend ein Goldgespinst
Über die leuchtenden Lande.

Der zweite, den wir hier nennen, ist Fritz Philippi, geboren 1869 in Wiesbaden, seit 1897 Pfarrer in Breitscheid, Provinz Hessen-Nassau. Seine Lieder „Aus der Stille" erschienen 1901. Er fährt nicht so glatt und leicht dahin auf den gewohnten lyrischen Bahnen wie Knodt. Er ist eigenartiger,

Digitized by Google

gedankenreicher, darum auch etwas schwerfälliger. Er liebt die dithyrambische Form der selbstgebauten, freien, reimlosen Strophen; und auch wo er in überlieferten Reimzeilen spricht, läßt er sich niemals durch die Glätte der Form zu gedankenlosen Trivialitäten fortreißen. Es liegt eine echte und tiefe Stimmungslyrik in seinen Liedern, vorherrschend ernster Natur. Aber auch bei ihm ist der Umkreis des Geschauten und Erlebten ein verhältnismäßig enger. Es ist zumeist die Natur und die daran angeknüpfte subjektiv religiöse Empfindung. Bisweilen knüpft die religiöse Empfindung auch an die Bibel oder an bestimmte Lebenserfahrungen an. Immer aber nimmt der religiöse Gedanke bei ihm einen viel breiteren Raum ein als bei Knodt, geht wohl auch mehr in die Tiefe. Das Religiöse ist dieses Dichters eigentliches Lebenselement. Auf diesem Gebiet giebt er uns sein Tiefstes und Bestes, eine religiöse Lyrik, wie sie uns in diesen letzten Jahrzehnten sonst nicht geboten wurde. Sehr subjektiv ist sie, das ist wahr, aber echt, wahr und klar, dabei machtvoll in das Innerste greifend und in unserem Herzen die verwandten Töne voll und nachhaltig wachrufend. Zur Erläuterung mögen folgende Lieder dienen:

Du hältst mich für so groß und gut,
Glaubst nur das Beste allerwegen.
Und wenn ich sage: ich bin klein —
Dann schüttelst du das Haupt dagegen.

Und wenn ich halte dich im Arm
Und schau der Kinderaugen Leuchten,
Wehr' ich's umsonst, du gläubig Lieb,
Daß Thränen mir das Auge feuchten.

Und eine Bitte steigt mir auf
Dann recht aus tiefem Herzensgrunde:
Zu werden so, wie du mich nennst
Aus deinem lieben, reinen Munde.

Du Baum, wie wächst du so hochgemut!
Du Stein am Weg, wie hast du es gut!
Du bist, was du bist.

Ich lebe und trage ein Menschengesicht,
Und im Innern den Riß, den sieht man nicht —
Ein Mensch, und doch nicht Mensch!

Digitized by Google

Christ-Vater, mach mich zum Baum oder Stein!
Oder mach mich zum Menschen! — Nur ende die Pein,
Daß ich nicht bin, was ich bin.

Heiland.

Darum schwört dir meine Seele:
Du sollst Heiland heißen!
Und wenn alles vergäße dich,
Mein Herzblut soll dich als Heiland preisen,
Dem ich alles verdanke: Mich!

Heiland, wie hast du mich aufgefunden!
Am Wegrand lag ich, jung und verzagend
Am Leben und mir. Und kannt' nicht gesunden.
Ich dacht': was willst du dich schleppen länger
Und tiefer vom Zwielicht zur völligen Nacht?
Dem Tod in die Arme! Je länger, je bänger,
Und näher kommt er und grinst und lacht —
Du bist vor ihm jahrelang hergehetzt
Und entliefst ihm nicht, ob du zerrtest am Strick.
Er steckt in den dunklen Sack dich zuletzt!
Wozu solch Leben und Narrenstück?

Heiland, so hast du mich aufgefunden.
Ich hatte dich früher nie gesehn,
Trotz Katechismus und Andachtsstunden
Dich nie gekannt. — Jetzt sah ich dich stehn
Vor mir und hört' dich zum erstenmal,
Und hörte dich reden in meine Qual:
Folge mir nach!

Ich sprach: Nein! Oft genarrt genug
Bin ich und bin am Ende — und klug.

Heiland, und dennoch folgt' ich dir nach.
Warum? Wußt' ich denn selber, warum?
Vom Wegrand hob ich mich, kindesschwach,
Und schwankte und ging — und fiel nicht um.
So ging und ging ich hinter dir her
Und folgte dir gern und sah dich nur.
Und sah und dachte an sonst nichts mehr,
Bis daß über dir ich all meine Not
Vergaß, mein Leben und mich und den Tod.

Und nun weiß ich, wie herrlich das Leben sei,
Heiland, seitdem ich's in dir verloren. —
Als der Junghold kam, der wonnige Mai,
Hat Gott Vater die Welt neugeboren!

Digitized by Google

An diese beiden reihen wir zum Schluß noch zwei andere Namen. Die Dichter, die wir hier nennen, sind in ihrer Lebensanschauung wie in ihrem Dichten den beiden vorigen nahe verwandt. Doch weisen wir nur flüchtig auf sie hin, sie einer sorgfältigen Beachtung empfehlend und ihre etwaige weitere Entwickelung abwartend. Sie haben beide das gemeinsam, daß sie in Rußland geborene Deutsche sind.

Der eine ist Carl Hunnius, geb. 1856 in Narwa, gegenwärtig lutherischer Pastor in Hagensberg bei Riga. Seine Gedichte erschienen 1898. Bei ihm ist das Dichten ein Ringen danach, die tiefen religiösen Empfindungen in musikalischem Wohllaut Gestalt gewinnen zu lassen. Man spürt bisweilen das Ringen mehr als den Erfolg, aber es ist warmes und echtes religiöses Leben, das in seinen Liedern pulsiert. Davon zeugt z. B. ein Lied, das an Joh. 4, 10 anknüpft:

Weine nur — und laß die Hände
Falten sich in süßer Scham,
Weil die Zeit der Sonnenwende
Auch für deine Seele kam.

Er, der deiner Augen Bronnen
Mit lebend'gem Wasser füllt,
Ist der Geber jener Wonnen,
Deren Strom nun ewig quillt.

Deines Lebens dunkle Pfade
Lichten sich von aller Schuld:
Unermeßlich ist die Gnade,
Unergründlich ist die Huld.

Zeiten seliger Erhebung
Brechen für die Seele an,
Da aus Quellen der Vergebung
Nun lebend'ges Wasser rann.

Magst du nie zu träumen wähnen,
Trunken noch vom jungen Wein:
Weine nur — es sollen Thränen
Boten neuen Lebens sein.

Der andere ist Leopold Weber, geb. 1866 in St. Petersburg, gegenwärtig in München. Von ihm erschienen „Gedichte" 1894, „Traumgestalten" 1900. Das poetische Traumleben ist bei ihm in lichtvoller Klarheit zur Gestaltung gekommen und weist verheißungsvoll auf die Gemeinschaft mit Gott als das letzte Ziel hin. Man lese z. B.:

Einsamkeit.

Auf der herbstlichen Flur
Thut sich das Herz mir auf
In seliger Weite,
Wo frei der Himmel
Über frisch geackertem Feld
Mächtigen Bogens sich schwingt,
Wolkenbehangen.

Digitized by Google

Rauscht von fern der Strom,
Dringt aus schweigenden Lüften
Traurig einsam des Raben Ruf,
Hör' ich die Stille erst ganz,
Hör' ich dein Atmen, o Herr,
Hinter der Stille gehn,
Und die dürstende Seele wird voll
Deines Ahnens, Ewiger.

Es haben noch gar manche Lyriker unsrer Tage aus einer ähnlichen abgeklärten, ruhigen Gemütsstimmung und aus einer gefestigten und gesunden Weltanschauung heraus ihre Lieder gesungen. Aber ihr dichterisches Können bleibt hinter dem der hier Genannten weit zurück. Sie haben auch in ihrer Gedankenwelt zu wenig Originales und Eigenartiges. Darum bleiben sie hier ungenannt. Aber wir freuen uns all dieser Stimmen. Helle und tiefe Töne klingen um die Jahrhundertwende durch unser Volk, bald laut, bald leise, aber sie klingen zusammen zu einem machtvoll daher rauschenden, volltönenden Chor. Chorführer sind freilich nur wenige. Aber das war zu allen Zeiten so. Wir brauchen an der gesunden Seele unsres Volkes nicht zu verzweifeln, sie ist noch immer sangesfroh. Auch im zwanzigsten Jahrhundert werden Meister der Lyrik erstehen und das Volk auf neue Bahnen und zu noch lichteren Höhen führen. Möchte nur die klingende und singende Menschenseele durch alles, was sie schaut und erlebt, immer klarer und bestimmter zu ihrem ewigen Ziel geführt werden, zum lebendigen Einssein mit Gott!

Digitized by Google

Die Modernen.

Wir begegnen gegen das Ende des 19. Jahrhunderts einer merkwürdigen Erscheinung in der deutschen Litteratur. Der große Krieg gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871 war beendet. Für Deutschland war es ein Sieg ohne gleichen, so groß, so wunderbar, wie noch niemals einer in der deutschen Geschichte verzeichnet stand. Frankreich lag am Boden, und Deutschland einte sich zum deutschen Reich, fügte diesem Reich Elsaß-Lothringen, jene ehemals deutschen Gauen, wieder ein und stellte den König von Preußen als erblichen Kaiser an des Reiches Spitze. Das lange, heiße Sehnen des deutschen Volkes und seine kühnsten Hoffnungen waren erfüllt. Man sollte meinen, nun müßte in Deutschland ein ganz neues Geistesleben in wunderbar herrlicher Kraft und Frische aufgewacht sein. Griechenlands große nationale Blüte — und wie gern vergleichen wir uns mit den Griechen des Altertums und ihrer Weltstellung — die nationale Blüte, in welcher der Volksgeist sich selbst erfaßt und mit Bewußtsein die ihm gegebene Kraft entfaltet, erhebt sich auf den großen Siegen im Kampf gegen die Perser. Unter der geistigen Führerschaft Athens wird es erst jetzt recht eigentlich das erste Volk der antiken Welt. Anders in Deutschland. Wir müssen es mit tiefer Beschämung, aber unumwunden sagen: der mit Recht erwartete Aufschwung des gesamten geistigen Lebens in Deutschland ist nicht eingetreten. In den auf den Krieg folgenden Jahrzehnten ist bei rascher Entwickelung des Handels und der Industrie das eigentliche innere Geistesleben in weiten Kreisen unsres Volkes zurückgegangen. Die wahren Güter des Volkslebens sind in der subjektiven Wertung seitens des Volkes gesunken. Das Streben ging in erster Linie auf materiellen Besitz und Genuß, und darüber verkümmerten die edlen Regungen des

Digitized by Google

Seelenlebens. So haben wir denn weder auf dem Gebiet der Kunst noch auf dem der Litteratur Großes, Neues und Herrliches entstehen sehen.

Was ist die Ursache dieser Erscheinung? Etwas von den mannigfaltigen Ursachen läßt sich wohl nachweisen. Griechenland war vom Heer der Perser überflutet und zertreten, ehe Salamis das Wunder der Rettung brachte. Im Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Deutschland Jahre hindurch den unerhörten Druck einer rohen Fremdherrschaft schwer duldend getragen, ehe Leipzig und Waterloo den Trotz des Eroberers zerbrachen. Daher der aufatmende Jubel der Befreiung, das innere Ergriffensein, der Dank für die wunderbare Hilfe. Im Jahr 1870 aber wurde Deutschland mitten im Glück und Frieden durch die Drohung eines Epigonen, der groß sein wollte, überrascht. Wohl fühlte es den Ernst des Augenblickes. Aber gerüstet trat es auf den Platz und nahm die Herausforderung auf. Der Feind wurde, ohne daß er einen Fußbreit deutschen Landes gewonnen, auf seinem eigenen heimischen Boden geschlagen und gebunden, und Frankreich stieß den frechen Ruhestörer von sich. Als nun das deutsche Heer nach solchen Thaten zurückkehrte, da war es wohl erklärlich, daß die große Masse des Volkes nichts anderes empfand als den Stolz auf die eigene Kraft. Nur wenige schauten in jenen Tagen tiefer und dankten im stillen Gott für die wunderbare Rettung. Das Bewußtsein aber der eigenen Kraft, und hier zumeist der materiellen Kraft, durch die der Feind zu Boden geschlagen worden, erweckt im Menschen, wie er nun einmal ist, wenn er sich durch die göttliche Einwirkung nicht hat erziehen lassen, Roheit, Größenwahn, ausschließliche Wertschätzung von Besitz und Genuß. Auf solchem Boden aber erwächst nicht das Streben nach idealen Gütern, wie die Kunst und vor allem die Dichtkunst sie pflegt.

Übrigens weist diese Erscheinung weiter zurück. Wir würden solche Früchte, wie sie der siebziger Krieg in unserem Volksleben zeitigte, nicht zu sehen bekommen haben, wenn in den vorangegangenen Jahrzehnten der Geist unseres Volkes, nach innen und in die Tiefe gewendet, sich seiner hohen Aufgaben klar bewußt gewesen wäre. Aber schon damals herrschte in den weitesten Kreisen flache Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit. Es ging ein breiter Zug durch unser Volk, der alles Geistige, auch das Tiefste, das Religiöse,

Digitized by Google

zu veräußerlichen, auf Form und Formel festzulegen strebte. Daher war unser Volk nicht fähig, die gewaltige Sprache Gottes in der Tiefe des Herzens zu vernehmen. Es zog vielmehr die Konsequenz aus dem Erlebten, die ihm am nächsten lag. Und so wurde mit Genuß und Behagen der Gedanke ins Unendliche wiederholt: So weit haben wir es gebracht! Seht uns Deutsche an, was wir für ein Volk sind! Dieser Gedanke aber erstickte den Keim zu jenen wahren Früchten, die Gott gewollt hatte.

Auf einem Gebiet freilich war der Aufschwung groß und staunenerregend, auf dem Gebiet der technischen Verwertung der Naturwissenschaften. Und das war vor aller Augen. Auch der Ungebildete sah und empfand es. Daher entwickelte sich denn weit stärker als bisher der Sinn für das, was in die Augen fällt, für das unmittelbar Wahre, für das Wirkliche und Handgreifliche. Die Idee, das Ideale galt jetzt wenig. Und das machte sich auf allen Gebieten geistigen Lebens geltend. Auch die ausschließlichen Geisteswissenschaften wurden davon ergriffen. Alles wird seitdem unter dem Gesichtspunkt des Historischen angesehen. Die historische Wissenschaft steigt und entfaltet sich auf allen Gebieten. Sie beherrscht auch die Theologie unsrer Tage.

Diese allgemeine Geistesrichtung macht sich nun natürlich auch geltend auf dem Gebiet der schönen Litteratur. Hier tritt schon in den siebziger Jahren, namentlich aber in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine ganz neue Strömung auf und bricht sich gewaltsam Bahn. Die Vertreter derselben stellen sich in bewußten Gegensatz zu allem Bisherigen. Sie beabsichtigen recht eigentlich und ausgesprochen eine Revolution der Litteratur und schreiben im Gegensatz zu Idee und Ideal die nackte Wirklichkeit auf ihre Fahne. Man kann sie gewissermaßen vergleichen mit dem, was hundert Jahre zuvor als „Sturm und Drang“ in der deutschen Litteratur bezeichnet wird. Das Auftreten ist jedenfalls ähnlich und hat eine ähnliche Veranlassung. Die Vertreter dieser neuen Richtung bezeichnen sich selbst als „die Modernen“. Man hat sie auch „das jüngste Deutschland“ oder „die Jüngst-Deutschen“ genannt, zum Unterschied von dem, was man als das „junge Deutschland“ der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts bezeichnet hat. Denn auch mit diesem haben sie eine gewisse Ähnlichkeit oder innere Verwandtschaft. Wir müssen aber das durchaus festhalten: es ist

Digitized by Google

eine Strömung innerhalb der deutschen Litteratur. Es ist nicht die Litteratur der Neuzeit. Denn durchaus nicht alles, was in diesen Jahren auf dem litterarischen Markt erscheint, lenkt in diese neue Strömung ein. Sie übt zwar eine gewisse Herrschaft aus, strebt wenigstens eine solche Herrschaft an. Aber weite Kreise unsres Volkes, und gerade die Besten, die innerlich Höchststehenden, lehnen sie mit aller Entschiedenheit ab. Man erkennt wohl das zum Teil hervorragende Talent ihrer Vertreter an, auch eine gewisse Berechtigung ihres Daseins. Aber ihre Herrschaft will man sich nimmermehr aufdrängen lassen; sie sollen nicht unsrer gesamten poetischen Litteratur das Gepräge geben. So zeigt denn also die Litteratur der letzten zwei Jahrzehnte das Bild eines Kampfes. Verschiedene Richtungen stehen gegeneinander. Es gärt in der Tiefe und wogt hin und her. Noch ist nicht abzusehen, welches das Bild unsrer Litteratur im 20. Jahrhundert sein wird.

Die Bezeichnung „modern" ist im Grunde schlecht gewählt. Nur insofern hat sie eine gewisse Berechtigung, als die damit gemeinte Richtung sich in einen inneren und bewußten Gegensatz stellt gegen das Alte. Sie will nicht eigentlich eine Fortentwickelung des Alten zum Neuen, sondern sie will einen Bruch mit dem Alten. Wir behalten indessen den einmal angenommenen Namen: „Die Modernen" bei, nur daß klar ausgesprochen werde: es ist damit ein Ausschnitt aus der Litteratur unsrer Tage gemeint, nicht die Litteratur der Gegenwart als solche. Der Name bedeutet also nicht das zeitlich Fortgeschrittene, das sich als solches abhebt vom Alten. Sondern wir meinen damit eine eigentümliche Richtung und rechnen alles dazu, was ihr innerlich angehört oder auch mehr oder weniger damit verwandt ist. Wir erkennen aber daneben eine Litteratur als vorhanden an, die neu ist, ohne „modern" zu sein. Deshalb widmen wir der „modernen" Dichtung ein eigenes Kapitel und haben in dem vorhergehenden Kapitel, das die Lyrik behandelte, alles das aus der Gegenwart zusammengestellt, was nicht „modern" ist, und werden weiterhin noch vom Roman reden als einem Produkt der Gegenwart, das ebenfalls nicht „modern" ist. Denn es kommt uns darauf an, die „moderne" Dichtung als etwas Besonderes und Eigentümliches, darum auch Vorübergehendes, auszuscheiden aus der übrigen Litteratur und sie möglichst

Digitized by Google

scharf abzugrenzen von allem Übrigen, damit man sie klar erkenne und deutlich sehe, was an ihr ist. Freilich das müssen wir ja leider sagen, und es hängt mit der allgemeinen Geistesrichtung in unsrem Volk, wie wir sie oben kennzeichneten, zusammen: wirklich Großes und Hohes tritt uns bis jetzt in derjenigen Dichtung unsrer Tage, die sich von der „modernen" innerlich unterscheidet, nicht entgegen. Aber auch die „Modernen" sind nicht Genies erster Größe.

Was ist denn nun also das Wesentliche und das Charakteristische jener Richtung, die sich als „die moderne" bezeichnet?

Wir sagten schon oben, daß sie Wahrheit und Wirklichkeit an die Stelle des Ideals setzen will. Es sollen also die Dinge, die Natur sowohl wie die Menschen, geschaut und dargestellt werden nicht im Licht des Ideals, denn das sei ein falsches Licht, sondern so, wie sie wirklich sind. Die Vertreter dieser Richtung rühmen sich der Wahrheit. Die Dichtung, sagen sie, habe vor allen Dingen die Aufgabe, wahr zu sein. Das ist ja richtig: während die Dichter der älteren Perioden, z. B. wenn sie die Natur besangen, mehr beim Allgemeinen stehen blieben und nur von Frühling und Blumen, von Duft und Sonne sprachen, schauen diese modernen Dichter das jedesmalige Naturbild in seinen charakteristischen Einzelheiten und stellen es so dar, wie sie es sehen. Sie machen es ähnlich wie die modernen Maler. Es ist eine scharfe, sichere und genaue Beobachtung des Wirklichen. Das ist an und für sich ein sehr anerkennenswerter Fortschritt, den wir übrigens keineswegs zuerst und allein bei den „Modernen" finden. In der rechten Weise verwertet, d. h. künstlerisch verwertet haben dieses genaue Sehen des Wirklichen auch andere vor ihnen. Und wenn die Modernen gerade bei dem Besonderen und Einzelnen stehen bleiben, so fragt es sich, ob das für die Kunst genügt. Es ist doch nicht die Aufgabe des Künstlers, uns das Einzelne in seiner Besonderheit, in seiner zufälligen Erscheinung zu zeigen, wie es jeder sieht, der überhaupt zu sehen gelernt hat. Sondern er soll das Geschaute aus seiner Vereinzelung herausheben und zum Bild gestalten. Daß er das vermag, das eben ist das Schöpferische im Künstler. Und dazu gehört vor allem die hohe, gerade ihm eigentümliche Gabe, die Phantasie. Hat er diese nicht, so geht es ihm, wie Mephistopheles im „Faust" zum Schüler sagt: „Die Teile hat er in

Digitized by Google

seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Der Künstler aber, wenn er die Phantasie zur Anwendung bringt, wird deshalb nicht unwahr. Er schaut nur die höhere Wahrheit, die ebenso gut da ist wie die niedere. Und daß unsren modernen Dichtern eben dieses Schöpferische, diese Gestaltungsgabe fehlt, das empfinden wir, die wir unter der Einwirkung unserer klassischen Dichter aufgewachsen sind, als einen schwer zu ertragenden Mangel. Machen nun die Dichter gar aus dem Mangel ein Princip, so ist das eine schwere Verirrung. Es ist, als ob sie die Schönheit, die Gott gegeben, geflissentlich zerstörten.

Aber die Verirrung, die Flucht vor dem Schönen, geht noch weiter. Mit Vorliebe suchen die modernen Dichter das, was wir als häßlich empfinden, was unser Schönheitsgefühl verletzt, hervor und stellen es uns in breiter Ausmalung vor Augen. Damit meinen sie denn erst recht „wahr" zu sein. Dieser Zug tritt hauptsächlich hervor, wo es sich um Darstellung des menschlichen Seins und Lebens handelt. Ideale Menschen, wie sie uns die Dichter früherer Zeiten vor die Seele zauberten, giebt es bei diesen Modernen gar nicht. Und nicht nur was unästhetisch, nein vor allen Dingen was sittlich widerwärtig ist, malen sie nach berühmten französischen Mustern aus. Das geistig-sittliche Elend, die Verkommenheit, das Laster zeichnen sie. Die geschlechtlichen Dinge treten grell in den Vordergrund. Und nicht etwa unter dem Gesichtspunkt: Naturalia non sunt turpia. Nein, gerade das, was „schändlich" daran ist, gerade die Verirrung und die Unnatur kommt in der Schilderung oben auf. Damit wollen nun zwar diese Dichter sagen, daß unsre ganze heutige Welt verrottet und verfault, moralisch und physisch verkommen sei, daß die thatsächlich auf diesem Gebiet vorkommenden Greuel nur die charakteristischen Kennzeichen der bürgerlichen Gesellschaft seien, daß aber alles äußerlich anständige Wesen nichts weiter sei als eine konventionelle Lüge. Man hat jedoch das sehr bestimmte Gefühl, daß hier das Gemeine mit Vorliebe behandelt wird. Und deshalb sind diese Dichter in Wirklichkeit nicht solche, welche die Sitten der Menschheit läutern und reinigen. „Sie versichern," sagt Max Vorberg in seinem Entwurf zu einer Charakteristik der Modernen, „daß sie selbst den frischen Luftstrom der neuen Zeit in die pestschwangere Atmosphäre des alten Wesens leiten und mit der Kraft der Wahrheit die elenden Lügen der Vergangenheit als

Digitized by Google

echte Drachentöter vernichten werden. Thatsächlich kehren sie nur den Schmutz, der keiner Periode noch gefehlt hat und der vorhanden sein wird, solange das sündige Menschengeschlecht besteht, mit fanatischer Begeisterung nach außen, denunzieren mit einseitigem Pessimismus und dilettantischer Übertreibung die ganze menschliche Gesellschaft als gemeingefährliche Patienten und erklären sich als die poetischen Erretter aus diesem Wirrwar, der reif zum Untergang sei, indem sie im sensualistischen Sinne orakeln. Die bisher gültige Vorstellung von einer reinen, herrlichen Liebe erklären sie als das Produkt einer mehr oder minder entwickelten sexuellen Gehirnschwächung und stellen als unumstößlich den Satz auf „„daß nur eine strenge Beobachtung der Gesetze und Erscheinungen des Körperlichen zu neuen Zielen führe."" — Mit leichter Mühe könnte hierfür eine Schreckenskammer aus den Werken dieser Modernen zusammengestellt werden, wenn nicht die Art unsres Buches ein näheres Eingehen darauf unmöglich machte. Nur eben angedeutet darf es werden, wie Karl Bleibtreu in seinem Buch „Schlechte Gesellschaft" widernatürliche und blutschänderische Ehebruchs- und Unzuchtsscenen malt und den schamlosen — gelinde ausgedrückt — Animalismus in seiner Novelle „Raubvögelchen" schildert, wie Max Kretzer in dem Roman „Drei Weiber" die ekelhaften Beziehungen eines Mannes zu Mutter, Tochter und Magd darstellt, wie M. G. Conrad im Roman „Die klugen Jungfrauen" Scenen heidnischer Geschlechtsverirrungen heraufführt, vor denen die frechsten Vertreter der Liederlichkeit im kaiserlichen Rom, wie Juvenal und Martial, vielleicht erschrocken wären, weil der gehäuften Unsauberkeit die richtende und dadurch ausgleichende Satire fehlt." — Genug dieser Zeugnisse. Sie zeigen wohl deutlich, daß die bloße Ausmalung der Zuständlichkeit nicht der geeignete Weg ist, einen reinen und frischen Luftstrom heilkräftig in die verdorbene Atmosphäre einzuführen.

Zu dieser schwülen Sphäre einer absichtlich gesteigerten und überreizten Sinnlichkeit kommt noch ein anderes, das unsere modernen Dichter mit Vorliebe zur Darstellung bringen. Es ist der durch Übermaß von Sinnengenuß oder Nervenanstrengung krank gewordene Mensch. Statt ideale Naturen, gesund an Leib und Seele, im Kampf mit feindlichen Gewalten darzustellen und sie zum Sieg oder zum tragischen Untergang zu führen,

Digitized by Google

dient hier der Schwächling, der körperlich und sittlich degenerierte Mensch zum Vorwurf für den Dichter. An sich könnte ja das Leiden, auch das körperliche Leiden, mit Geduld und reinem Gemüt getragen und so zur Quelle innerer Läuterung geworden, vom Dichter so dargestellt werden, daß es die edelste Sympathie, ein tiefes, wohlwollendes Mitgefühl bei uns wachriefe. Und das wäre der Kunst nicht unwürdig, ist wohl auch schon öfters ein Vorwurf für echte Künstler geworden. Aber hier in den Werken der modernen Dichter sind diese leidenden Menschen, weil durchaus widerstandslos, so gänzlich unsympathische, so widerwärtige Gestalten, daß man ihre Schicksale nicht mit Teilnahme verfolgt, sondern sich mehr und mehr gekränkt von ihnen abwendet. Hier scheint die Kunst geradezu darauf verwendet, den Ekel zu erregen. Ist das noch Kunst? Es ist merkwürdig, wie oft uns in der modernen Dichtung dieser Zug begegnet, für den Helden, wenn überhaupt ein Interesse, doch nur ein pathologisches zu erwecken. So schildert z. B. Gerhart Hauptmann im „Michael Kramer“ einen nach Leib und Seele entnervten jungen Menschen, einen rührenden Schwächling, der an seiner Schwäche einfach zu Grunde geht, und der doch in gewissem Sinn die Hauptperson des Dramas ist. Und Gustav Falke, den wir sonst keineswegs zu den Extremen unter den Modernen rechnen können, führt uns in seinem „Mann im Nebel“ einen von vornherein durch Alkoholgenuß ruinierten Nichtsthuer vor, der mit seinem sinnlichen Interesse für das Weib von einem Weibe zum andern tiefer sinkt und schließlich in dem gegen sich selbst gekehrten Revolver die Lösung findet. Und Max Kretzer zergliedert in seiner „Madonna im Grunewald“ einen nervenkranken Menschen durch alle Phasen einer menschenscheuen Angst, die überall des objektiven Anlasses entbehrt, bis er durch eine etwas resolute junge Dame zu einer zweifelhaften Ruhe und Gesundheit gebracht wird. Sind das wirklich echt dichterische Vorwürfe? Kann damit die wahre Kunst sich befassen? Die gesunde Kritik kann diese Verirrung ins Pathologische hinein nur richten als das, was sie ist, eine Verirrung.

Die Modernen rühmen sich, zuerst die Natur erfaßt zu haben, wie sie wirklich ist. Natur! ist immer wieder ihre Losung. Alles bei ihnen soll wahr und echt sein. Aber bei näherer Prüfung werden wir sagen müssen: das ist gar nicht Natur, das ist

Digitized by Google

gar nicht Wahrheit, was sie bieten. Schon die Menschen, die sie darstellen. Sie wollen uns glauben machen, so wie sie sie schildern, so sei die Menschheit. Alles, was anders aussehe, sei nur Schein und Lüge, von außen aufgetragene Tünche. Welche Anmaßung und welche Verblendung! Mögen solche Individuen, wie die modernen Dichter sie schildern, vorhanden sein, so sind sie doch nimmermehr die Menschheit. Gott Lob und Dank! lebt doch in unserem Volk auch noch ein ganz anderes Geschlecht, ein Geschlecht ernster Männer und Frauen voll sittlicher Ideale und voll Kraft des Strebens nach diesen Idealen. Und dieses bessere Geschlecht ist unser eigentliches, wahres Volk, unter Gebildeten sowohl wie unter Ungebildeten. Die Welt der Modernen dagegen erscheint in Wahrheit als ein Abschaum und Auswurf, und gerade in dieser von ihnen dargestellten Verzerrung doch als ein Abschaum von verhältnismäßig geringer Ausdehnung. Woher nun das Recht der modernen Dichtung, uns nur diesen Abschaum zu zeigen und zu thun, als gäbe es eine andere, bessere Welt gar nicht? Ist das Natur, ist das Wahrheit? Und auch die Berufung auf die Natur im engeren Sinn ist durchaus nicht gerechtfertigt. Die Natur ist keineswegs abschreckend und häßlich; sondern recht angesehen ist sie schön, sie ist ihrem Wesen nach schön, immer und ewig schön. Gerade an ihr lernt der Mensch die Gesetze der Schönheit. So sagt auch Vorberg in dem oben genannten Entwurf mit vollem Recht: „Ihr Feldgeschrei: Natur! Natur! womit die Jungen ihr Recht begründen, das Abschreckende und Gemeine, das Krankhafte und Fürchterliche zum Gegenstand der poetischen Betrachtung und Schilderung zu machen, entspricht ja gar nicht der Wahrheit, denn die Natur stellt ein durchaus anderes Streben dar. Sie sucht nicht den Tod. Sie zeigt vielmehr Kraft und Leben und verhüllt Zerfall, Zerstörung und Untergang. Sie reinigt mit dem Licht die verunreinigten Gewässer. Sie treibt die vernunftlose Kreatur in das Dunkel des Verstecks zum Sterben. Sie nimmt ihre Leichen zurück und löst sie in keuscher Verborgenheit zu neuem Leben auf. Was die Wurzeln geheimnisvoll aus Fäulnis und Zersetzung im tiefsten Grunde aufsaugen, das ersteht in Daseinskraft und grünendem Wachstum, in der prangenden Blüte, und haucht Wohlgeruch in die immer neu erfrischte Luft. Nicht der Tod, sondern das Leben ist das wahrhaft Natürliche, das Uranfängliche und

Digitized by Google

Ewige. — Kein Mensch wird leugnen, daß es auch Häßliches und Unsauberes in der Natur giebt, aber doch nicht nur Häßliches und Unsauberes. Das strahlende Sonnenlicht rührt alles an. Es ruht auch auf dem Misthaufen und dem Greuel der Verwesung. Aber es wird davon so wenig unsauber, wie unsre Betrachtung davon verunreinigt werden soll. Es rückt unverändert und unaufhaltsam weiter, treibt Wachstum, bringt Blumen zum Blühen, reift die Früchte, schmückt und vergoldet alles. Freilich wirft es auch tiefe Schatten, aber es vollendet dadurch das Bild der vollkommenen Schönheit, die neben dem Licht auch Schatten verlangt. Wo es sich um die Schatten des Daseins handelt, um das Böse, Furchtbare, Häßliche, da darf eine realistische, das heißt wahrhaftige und unvoreingenommene Betrachtung diesen erschreckenden Gegensatz der Lebensfreude nicht heuchlerisch weglügen und ableugnen. Aber überall soll der Sieg der Freiheit im Urteil des Geistes gefeiert werden." Wir ergänzen diese trefflichen Worte noch durch folgende Bemerkung: Was wir Schatten nennen in der Natur, ist doch nur die Wirkung des vollen Sonnenlichtes, ist der Beweis, daß das Licht, das alles beherrschende, da ist. Wie thöricht, den Schatten für das Eigentliche und das Wesentliche ansehen zu wollen und das Licht zu übersehen! Eine solche Anschauung zeugt von stumpfer, gedankenloser Knechtschaft. Die dichterische Anschauung aber baut mit Freiheit und mit schöpferischer Kraft auf und bringt eben dadurch die höhere Wahrheit zur Geltung.

Dabei müssen wir noch weiter auf eine Besonderheit der modernen Dichter hinweisen, die sich keineswegs mit der gerühmten Naturwahrheit deckt. Der moderne Dichter gefällt sich in dunklen, oft ganz unverständlichen Andeutungen. Anstatt klar herauszusagen, was er uns sagen will, bricht er ab und macht Gedankenstriche. Dadurch will er, wie man gesagt hat, den Leser zur Mitthätigkeit veranlassen. Es soll ein innigeres Verhältnis angebahnt werden zwischen Dichter und Hörer. Aber indem der letztere sich unsicher fühlt, kann er sich nicht für den Gegenstand erwärmen. Er wird weit eher abgestoßen. Und dann ist das doch auch nicht Natur. Wenn auch die Natur manches Rätselhafte in sich birgt, so zeigt sie ihre eigentliche Schönheit doch stets im klarsten Sonnenlicht, in den reinen Linien, geschmückt mit den durch das Licht erzeugten Farben. Und von unsren

Digitized by Google

großen klassischen Dichtern her sind wir es gewohnt, ihre Werke plastisch herausgemeißelt und ins helle Sonnenlicht gestellt zu sehen. Darin hat auch die Antike die wahre Größe der Kunst gesehen, und die klare, sonnige südliche Landschaft hat ihr das Recht dazu gegeben. An ihr hat sie die Gesetze der Schönheit gelernt. Und diese Gesetze sind ewig.

Noch eine weitere Eigentümlichkeit der modernen Dichtung tritt uns entgegen, deren dichterische Berechtigung wir ebenfalls nicht anerkennen können. Es stellt sich nämlich der Dichter nur gar zu häufig mit seiner eigenen Person breit in den Vordergrund. Er will sich selbst beschauen lassen, aber nicht als Mensch, sondern recht eigentlich in seiner Persönlichkeit als Dichter, als Schriftsteller, als Zunftgenosse. Nun ist aber das einzelne Individuum, wenn auch immerhin lebendig, selbständig und eigenartig, doch nur ein verschwindend geringer Teil dessen, was wir unter dem Begriff Mensch, oder auch nur unter dem Begriff Dichter zusammenfassen. Er hat also nicht das Recht, seine Persönlichkeit so uneingeschränkt geltend zu machen. Wohl wird uns der Dichter die Dinge zeigen, wie sie, durch das Medium seines Geistes hindurchgegangen, von ihm Farbe und Gestalt angenommen haben, aber er wird nicht sich selbst in seiner individuellen Beschränkung darstellen, wird nicht fordern dürfen, daß wir ihm gerade unser volles Interesse zuwenden. Und dazu kommt noch ein zweites. Sehr häufig ist auch diese Darstellung des eigenen Wesens gar nicht einmal wahr. Indem der Dichter mit seiner eigenen Persönlichkeit kokettiert, nimmt er eine Pose an, die der Wirklichkeit nicht entspricht. Haß und Liebe, denen der Dichter Worte giebt, sind gar nicht echt, sondern dienen nur dazu, die Schaustellung der eigenen Person anziehend und gefällig zu machen. Auch die besseren und geistig bedeutenderen Dichter unter den Modernen wie Detlev v. Liliencron und Prinz Schönaich-Carolath lieben, zumal in ihren lyrischen Dichtungen, diese unnatürliche Schaustellung der eigenen Person; weit mehr noch die niederen Geister. Aber die Pose, als etwas absichtlich Gemachtes, ist immer lächerlich. Sie ist ein Zeichen der Kleinheit. Der wahre Dichter darf sich nicht darin gefallen.

Aber noch auf eine bedenkliche Erscheinung müssen wir hinweisen, wenn wir diese unsre Modernen charakterisieren wollen, eine Erscheinung, die uns das Herz mit Schmerz und tiefer

Digitized by Google

Wehmut erfüllt. Diese Dichter finden nämlich in der That in unsrem Volk ihr beifalljauchzendes Publikum. Sie finden es in erschreckend großer Zahl. Die Theater, auf denen das Schauspiel mit durchaus modernem Charakter Eingang gefunden, füllen sich, und immer neue Theater entstehen, um dem Bedürfnis nach solcher Ware Rechnung zu tragen. Die Bücher der modernen Dichter werden in unerhörter Zahl gekauft und gelesen. Nun können diese Dichter freilich sagen: „Da seht ihr ja, daß wir das bringen, was das Volk schon lang ersehnt und gewollt hat! Das Neue ist zugleich das Gute, das Allbegehrte!“ Nein! Was einer thörichten, urteilslosen Menge gefällt, ist darum noch lange nicht das Gute. Und wenn die Beifall klatschende Menge die Mehrzahl unsres Volkes wäre — sie ist es aber bei weitem nicht — so wäre auch das noch nicht ein Beweis für den Wert des Dargebotenen. Thatsächlich sind es nur die Halbgebildeten und die Menschen der alleroberflächlichsten Bildung, welche sich an diesen Werken moderner Dichtung ergötzen. Das Theaterpublikum, wie es heute ist, *will* gar nicht innerlich gepackt, erwärmt, für hohe und edle Güter begeistert und so erzogen werden. Es will lachen über die dargestellten Menschen, von denen es das Gefühl hat: „das sind ja Menschen wie wir, Menschen von unsrem eigenen Fleisch und Blut! Ja, ja, so sind wir alle!“ Und den Beifall eines solchen Publikums zu erringen, das ist keine hohe Aufgabe. Man könnte vielmehr sagen: wer *das* leistet, der ist eben darum *kein* Dichter. Doch die Sache hat noch ein ganz anderes Gesicht. Wer der blöden Menge schmeichelt, verfällt ihr; er gerät unwiderruflich in ihren Bann und sinkt. Da wirkt nicht der Dichter hebend und erziehend auf sein Publikum ein, sondern das Publikum wirkt auf den Dichter ein und zieht ihn immer tiefer herab in die Flachheit, in den Schmutz, in die Gemeinheit. Eine solche Verflachung durch das Publikum haben fast alle modernen Dichter erfahren. Der poetische Wert der Schauspiele *Hauptmanns* und *Sudermanns* ist von einer gewissen Höhe, auf der sie, wenn auch nicht gleich im ersten Anfang, aber doch bald im weiteren Verlauf unleugbar gestanden haben, seitdem fast von Stück zu Stück tiefer gesunken. Die Dichter opferten ihr Können dem Erfolg, und so verloren sie, was sie hatten. *Richard Dehmel*, anfangs eine originelle dichterische Kraft, endet mit dem albernsten Machwerk frivoler Reimkunst, dem „*Fitze Butze*.“ *Ernst v.*

Digitized by Google

Wolzogen begann mit den „Kindern der Excellenz", der „Tollen Comteß" und ähnlichem, schritt weiter vor zum „Dritten Geschlecht", und endet mit dem „Überbrettl," unterstützt von den „Chansons" eines Otto Julius Bierbaum. Und so ist es mehr oder weniger mit der ganzen modernen Dichtung gegangen. Auf abschüssiger Bahn ging es tiefer und tiefer abwärts. Sie haben sich rasch überlebt, diese Dichter. Nicht eine Blüte der Dichtkunst haben sie heraufgeführt, sondern den Verfall haben sie gebracht und — haben ihn zu verantworten.

Denn das müssen wir laut bezeugen: Wir, die wir glauben, die wahren, die besten Gefühle unsres Volkes, sein edelstes und bestes Wollen zu vertreten, wir wollen diese Litteratur nicht. Wir wollen nicht unter ihrer Herrschaft stehen. Wir protestieren gegen sie im Namen unsres gesamten Volkes, und zumal im Namen der Jugend unsres Volkes. Solange unter uns die deutsche Sprache klingt und deutsches Blut in unsern Adern rollt, solange unser Fühlen und Wollen noch einem deutschen Herzen entströmt, protestieren wir gegen diese ganze undeutsche, unwahre und unschöne Dichtung!

Wir wollen aber diesen unsren Protest sofort beschränken. Wir protestieren nicht gegen den Realismus an sich. In dem Realismus eines Gerhart Hauptmann und anderer liegt viel Wahres und Gutes. Recht erkannt und verstanden kann er befruchtend auf spätere Dichtergenerationen wirken. Aber er muß durch den Zug zum Idealen ergänzt und so erst wahrhaft verwertet werden. Er ist ein Moment von hoher Bedeutung. Wir möchten ihn nicht missen. Aber er ist nicht das Wesen der Dichtung. Er ist ein Moment in ihr, wenn auch ein notwendiges. Wir erkennen auch durchaus die dichterische Schönheit an, die uns im einzelnen in diesen modernen Dichtungen oft begegnet, die poetische Kraft und Fülle, die Feinheit und Eigenart, die uns bisweilen überraschend entgegentritt. Aber das alles sind Erscheinungen, die nicht mit der Gesamtanschauung zusammenfallen, die nicht zum System gehören. Sie zeigen, daß wir es mit wirklichen Dichtern zu thun haben, nur leider mit Dichtern, die sich auf einer falschen Fährte verrannt haben. Wogegen wir protestieren, das ist eben die Grundanschauung,

Digitized by Google

das Prinzip. Und wogegen wir namentlich und nachhaltig protestieren, das sind die Verzerrungen und Ausartungen, das sind die Irrwege, in welche die meisten mit ihrem verkehrten Prinzip geraten sind.

Eben diese Irrwege haben auch manchem schon die Augen geöffnet. Mancher hat sich von dem einseitigen, öden und unfruchtbaren Realismus ab und wieder dahin zurückgewendet, wo wahre Poesie zu finden ist. Es macht sich bereits hie und da, gerade wo zuvor die extreme moderne Richtung eingehalten worden war, ein Streben geltend nach den Dingen, die nicht mit den Sinnen erfaßt werden können. Es wird versucht, das Mystische, das Überirdische zu erfassen und es durch Symbole zum Ausdruck zu bringen. Auch das Religiöse übt bereits seine mächtige Anziehung auf die Gemüter aus. Vor der Hand entbehrt das alles wohl noch der rechten Klarheit und Sicherheit. Aber es ist doch ein bedeutungsvolles Zeichen, daß die Dichtung sich der objektiven Macht des höheren Geisteslebens auf die Dauer nicht zu entziehen vermag. Der dichterische Geist des Menschen und das Reich des Außerirdischen fordern einander, weil sie des gleichen Ursprungs sind. Die Sinnenwelt ist nur Bild und Zeichen für das eigentlich und wahrhaft Seiende, das dahinter steht. Sie kann der Dichtung nicht genügen als eine Welt, in der sie leben könnte, ebenso wenig wie die Sprache, die nur die Brücke ist von Geist zu Geist. — So ist also, was sich modern nennt, nur eine vorübergehende Verirrung gewesen. Diese Verirrung kann und darf unsre Litteratur nicht beherrschen. Sie muß wieder verschwinden. Aber sie verschwindet nicht spurlos. Sie hat aufmerksam gemacht auf den Wert des Realen und somit Bausteine geliefert für die poetische Litteratur des zwanzigsten Jahrhunderts.

* * *

Wir gehen nun nach dieser allgemeinen Charakteristik zu den einzelnen Erscheinungen über.

Charakteristisch ist also, wie wir gesehen haben, das bewußte Stürmen und Drängen. Hergebrachte Formen keck zu zerreißen, über altüberlieferte Anschauungen sich selbstbewußt hinwegzusetzen und so in neue Pfade einzulenken, das schwebt zunächst diesen Modernen als der vom Schicksal ihnen zuerteilte Beruf

Digitized by Google

vor. Ihnen allen voran stürmt, das Schwert hoch gehoben, Detlev von Liliencron.

Diesen müssen wir als eine hervorragende Erscheinung etwas näher ins Auge fassen. Er ist geboren in Kiel 1844. Der Vater war daselbst Zollverwalter. Ernste, wissenschaftliche Studien waren des lebenslustigen Jünglings Sache nicht. Seine Neigung galt vornehmlich der Jagd, und sein Lebensideal war der Soldatenstand. Als Freiwilliger trat er in die preußische Armee und diente ihr längere Zeit als Offizier. Zuerst half er in Posen die Nachwehen des polnischen Aufstandes von 1863 niederhalten, während sein engeres Vaterland durch ein preußisches Heer der dänischen Herrschaft entrissen wurde. Dann machte er die großen Feldzüge in Böhmen und Frankreich mit. Als Hauptmann verabschiedet, ging er nach Amerika, aus welchem Lande seine Mutter stammte, und trat dann in seiner Heimat Schleswig-Holstein in den Verwaltungsdienst bis 1887. Seitdem lebte er an verschiedenen Orten, in den Ruhestand getreten, seinem dichterischen Schaffen, gegenwärtig in Altona. Er ist viel hin und her geworfen worden, ein echtes Soldatenblut. Das hat auch seinem Dichten den Stempel aufgeprägt. Er war nämlich nicht wie andere seiner Richtung schon in den Jugendtagen Dichter und Schriftsteller. Das Litteratentum lag ihm von vornherein gar nicht im Blut. Er genoß das Leben und seinen soldatischen Beruf als ein Mann der That. Er stand schon inmitten der dreißiger Jahre, als er sein erstes Gedicht, durch einen Zufall veranlaßt, niederschrieb. Und als er seine Gedichte zum erstenmal veröffentlichte, hatte er schon das vierzigste Lebensjahr erreicht. Daher sind auch seine Gedichte, soweit sie das eigene persönliche Empfinden zum Ausdruck bringen, meist Erinnerungen an Vergangenes, Rückblicke in das hinter ihm liegende bewegte Leben.

Liliencron ist seiner innersten Natur nach Lyriker. Aber seine Stimmungen werden stets von außen angeregt. Daher kleidet er viel in die Form der Erzählung. Ein starkes Talent bekundet er in den Balladen. Wie er die Dinge immer in scharfer, sehr bestimmter Beleuchtung sieht, so schildert er auch prägnant, schlagend und pointiert. Lebensvolle, farbenprächtige Bilder sind es, die er hinstellt, und immer wird gerade das Charakteristische in die volle Beleuchtung gerückt. Kaum ein Strich ist zu viel, alles knapp und klar, künstlerisch abgerundet

Digitized by Google

und darum von hinreißender Wirkung. So sind auch seine lyrischen Stimmungsbilder. Man war erstaunt, als man Mitte der achtziger Jahre seine „Adjutantenritte“ kennen lernte. Welch sprudelndes, eigenes Leben voll unverwüstlicher Frische! Da war so gar nichts von konventioneller Nachahmung, alles ursprünglich, echt und kraftvoll. Und obgleich er ganz sichtlich allem lyrischen Herkommen Hohn sprach, war seine Form doch rein und schön, freilich eher spröde als weich, aber doch von gutem Klang. Wie in den Balladen keine unnötigen Striche, so gab es auch in seinen Versen keine Flickwörter, aber viel reines, hartes Glockenmetall. Neben seinen erzählenden Darstellungen giebt er uns auch viel Naturbilder. Besonders liebt er die Heide. Hier schaut und schildert er Bilder in einer für ihn charakteristischen Beleuchtung. Es liegt immer etwas Bedrückendes und Quälendes darin, und doch ist es unendlich reizvoll. Hier aber ist der Klang des Verses oft härter, als Bild und Stimmung es forderten. Hören wir z. B. folgendes:

Heidebilder.

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peischt mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer — was braucht es noch der Worte —
Sei mir gegrüßt, du stilles Land!

Ähnliche Stimmung atmen auch die beiden folgenden Lieder.

Digitized by Google

Herbst.

Astern blühen schon im Garten,
Schwächer trifft der Sonnenpfeil.
Blumen, die den Tod erwarten
Durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft.
Und es liegen Wald und Weide
Unbewegt in blauem Duft.

Pfirsich an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht.
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
Welke Rosen, reife Frucht.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Außer diesen Gedichten, die in der neuen Sammlung den früheren Titel „Adjutantenritte“ nicht mehr tragen, sondern vervollständigt und in zwei Bücher gruppiert sind mit den Titeln: „Kampf und Spiele“ und „Kämpfe und Ziele“, hat Liliencron uns noch vier historische Dramen und ein dramatisches Genrebild gegeben. Auch Romane, Novellen und Skizzen sowie ein komisches Epos sind seiner Feder entflossen. Aber auf diesen Gebieten liegt, soweit die Form als Gattung in Betracht kommt, nicht seine eigentliche dichterische Kraft. Was uns in diesen Stücken geboten wird, ist mehr oder weniger Gedankenlyrik, die in die Form des Dramas oder der Erzählung gepreßt wird. Liliencron ist immer und überall der Lyriker, der das einzelne Bild schaut. Daher sind diese Dichtungen formlos, zersplittert und mangeln des geschlossenen einheitlichen Aufbaus.

Daß wir Liliencron unter die Modernen rechnen, ja ihn als Tonangeber und Führer hinstellen, das beruht auf dem Inhalt der meisten seiner Dichtungen. Mit einer fast an Frech-

Digitized by Google

heit grenzenden Naivität enthüllt er uns seine persönlichen Erlebnisse. Und diese sind weder objektiv groß und bedeutend, noch auch durch Edelmut Vertrauen und Mitgefühl weckend. Es ist immer, ganz der übrigen modernen Dichtung gemäß, die eigene Person des Dichters, die sich mit koketter Aufdringlichkeit in den Vordergrund stellt. Seine Liebesgedichte, deren Zahl Legion ist, sind weit entfernt von jener, wenn auch weichlich schwärmerischen, doch immer zarten Anmut früherer Dichter. Es sind Erzählungen von Liebesabenteuern, die der Dichter erlebt haben will, aber fast durchweg von Abenteuern einer erschreckend niederen Sphäre. Es ist nicht die reine, hohe, zu allen Zeiten gepriesene Liebe des Mannes zum Weib oder des Weibes zum Mann, was unser Dichter feiert, sondern die freie Liebe, der Eros pandemos in unverhülltester Form. Damit soll nicht gesagt werden, daß häßliche Dinge üppig und lüstern ausgemalt würden, wie es wohl seine Nachtreter nach dem Vorgang der Franzosen gethan haben. Nein, die Erzählung selbst bleibt immer dezent und auf einer gewissen Höhe, mit poetischem Duft umkleidet. Aber die Sache ist nichtsdestoweniger gemein. Immer ist es ein harmloses Mädchen aus dem Volk, das der Erzähler an sich lockt, und das sich ihm hingiebt. Mögen das nun thatsächliche Erlebnisse des Dichters, dargestellt in poetischer Gewandung, oder mögen es der Sinnenlust entsprungene leere Phantasien sein, auf alle Fälle wirken sie widerwärtig und durch die unendliche Variierung des immer gleichen Themas abstoßend. Und wenn auch Thatsächliches der Darstellung zu Grunde liegt, so ist es doch immer das Kokettieren damit und die vom Dichter angenommene Pose, was uns als etwas durchaus Unwahres verletzt und abstößt. Es ist ja freilich begreiflich, daß ein solcher kecker Hohn auf die bisherige Poesie einen Schweif von Verehrern und noch viel weiter gehenden Nachahmern nach sich zieht. Und das war hier in reichem Maß der Fall. Aber es zeigte sich schon hier, was der Beifall einer solchen Menge für eine Wirkung übt. Liliencrons beste Gedichte waren die, mit denen er zuerst auftrat. Je größer der Schwarm der Bewunderer, desto tiefer sank der Dichter. Was anfangs noch den Charakter der Naivetät getragen, wurde bewußte Absicht. Damit verzog und verzerrte sich das schöne Bild, und auch die klangvoll reine Form wurde mehr salopp und verwilderte. Er ist auch darin der Typus aller Modernen geworden.

Digitized by Google

Wir wollen aber von diesem Dichter nicht scheiden, ohne noch einmal auf das wirklich Schöne und Gute, das er gebracht hat, zurückzugreifen. Zu dem Ende sei das folgende, durchaus edel gehaltene und darum mustergültige Gedicht mitgeteilt.

Rückblick.

Eh mir aus der Scheide schoß
Blitz und blank der Degen,
Ließ noch einmal Mann und Roß
Kurzer Rast ich pflegen.

Und die Hand als Augenschild,
Meine Lider sanken;
Rasch vorbei, ein wechselnd Bild,
Flogen die Gedanken.

Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälder Wand
Spielt die Welt Verstecken.

Weiter nun in bunten Reihn
Zog mein wüstes Leben.
Wenig Thaten, vieler Schein,
Windige Spinneweben.

Würfel, Weiber, Wein, Gesang,
Jugendrasche Quelle,
Und im wilden Wogendrang
Schwamm ich mit der Welle.

Doch Dragoner glänzen hell
Dort an jenem Hügel.
An die Pferde! Fertig! Schnell
Klebt der Sporn am Bügel.

Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen;
Bald sind wir mit flücht'gem Huf
An den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen.
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.

Täuschend gleicht des Feindes Flucht
Tollgehetzten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Flucht
Mein Signal zum Sammeln.

Schweiß und Blut an Stirn und Schwert,
Laß es tropfen, tropfen.
Dankbar muß ich meinem Pferd
Hals und Mähne klopfen.

Nächtens dann beim Feuerschein,
Nach des Kampfes Mühe,
Fielen mir Gedanken ein
Aus des Tages Frühe.

Schwamm ich viele Jahre lang
Steuerlos im Leben,
Hat mir heut der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben.

Charakteristisch für sein stürmisches Wollen, dem doch die klaren Ziele fehlen, ist auch folgendes Gedicht:

Digitized by Google

Schrei.

O wär es doch! Hinaus in dunkle Wälder,
In denen die Novemberwetter fegen.
Der Keiler kracht, Schaum flockt ihm vom Gebreche,
Aus schwarzem Tannenharnisch mir entgegen.
O wär es doch!

O wär es doch! Im Raubschiff der Korsaren,
Vorn halt ich Wache durch die Abendwellen.
Klar zum Gefecht, die Enterhaken schielen,
Und lauernd kauern meine Mordgesellen.
O wär es doch!

O wär es doch! Ich säß auf nassem Gaule,
In meiner Rechten schwäng ich hoch die Fahne,
Daß ich, buhlt auch die Kugel schon im Herzen,
Dem Vaterlande Siegesgassen bahne.
O wär es doch!

O wär es doch! Denn den Philisterseelen,
Den kleinen, engen, bin ich satt zu singen.
Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.
O wär es doch!

War Liliencron im Anfang der große, geniale, dabei aber immer vornehme Stürmer, so sammelte sich um ihn bald ein Troß von kleinen Geistern, die, weil sie kleiner waren, auch sofort roher und brutaler auftraten und die eingeschlagene Richtung ins Extrem verzerrten. Sie verfochten auch in theoretisierenden Schriften das neue Prinzip. Aber bei den meisten von ihnen war das Wollen größer als die Kraft. Sie sind bald nach einigen meteorartig blendenden Versuchen in das Dunkel der Unbedeutendheit zurückgesunken. Man wird nicht behaupten können, daß alle Stürmer und Dränger erst von Liliencron ihre Anregung empfangen hätten. Vielmehr muß man beim Blick auf die erste Hälfte der achtziger Jahre sagen: es lag etwas wie Sturm und Unwetter in der litterarischen Luft. Die etwas gar zu kühle, nüchterne Art, mit der Karl Frenzel als Kritiker, Journalist und Dichter die litterarischen Kreise der Hauptstadt seit 1861 beherrschte, die schale und frivole Oberflächlichkeit, mit der Paul Lindau in Kritik und Dichtung seinen Einfluß übte (seit 1871 in Berlin, Herausgeber der „Gegengenwart“ und

Digitized by Google

„Nord und Süd"), aber auch die vornehm kühle Atmosphäre, die Julius Rodenberg, jüdischer Abkunft, über weite Kreise verbreitete („Deutsche Rundschau" seit 1875) mußte einmal durch jähe Luftstöße unterbrochen werden. Und namentlich, daß diese vornehme Verständigkeit noch mehr als ein Jahrzehnt, nachdem der siebziger Krieg die Geister in Wallung gebracht hatte, fort und fort tonangebend blieb, war für die mit dem neuen Reich aufgewachsenen Jungen unerträglich. So regte sich denn manches der Art schon vor Liliencron. Aber erst durch ihn kam Zug in die Sache. Es bildete sich eine geschlossene Partei mit bewußter Tendenz. Ein Sammelpunkt für diese Geister waren die „Modernen Dichtercharaktere", herausgegeben von Wilhelm Arent, 1885, zu deren Herstellung etwa zwanzig junge vorwärts drängende Dichter mit ihren Beiträgen zusammentraten. Aber das Charakteristische daran waren die großen Worte, die kühnen Versprechungen, die eine ganz neue Dichtergeneration für das kommende Jahrhundert in Aussicht stellten. Und auch das war charakteristisch, daß diese jungen Männer eine litterarische Zunft bildeten. Gegenseitig erhoben sie sich und machten viel Wesens voneinander. Aber ihre Wirkung blieb zumeist auf ihren eigenen engen Kreis beschränkt. In die breiten Schichten des Volkes sind sie mit ihren Bestrebungen nicht gedrungen.

Der Hervorragendste in der Partei, obgleich in den „Modernen Dichtercharakteren" nicht vertreten, war Karl Bleibtreu, der Sohn des bekannten Schlachtenmalers, geboren in Berlin 1859. Von den vielen Novellen, Romanen und Dramen, die er geschrieben, und die den naturalistischen Zug der modernen Schule stark ausgeprägt zur Schau tragen, ist hier nicht weiter zu reden. Sie haben sich mehr durch Keckheit und Frechheit, als durch künstlerischen Wert ausgezeichnet und sind bald in Vergessenheit geraten. Von wirklichem Wert und dauernder Bedeutung sind nur seine Schlachtenbilder „Sedan" (1883), „Kampf bei Mars la Tour" (1897), „Wörth" (1899), „Orleans, Belfort" (1900), „Aspern" (1901) u. a. Er hat aber auch ein litterargeschichtliches Werk geschrieben: „Revolution der Litteratur" (1885), in welchem er voll kindischen Größenwahns aller hergebrachten Anschauung von litterarischer Größe und litterarischem Wert den Krieg erklärt, die seichtesten und haltlosesten Urteile fällt und dem

Digitized by Google

ausgeprägtesten Naturalismus als der Poesie der Zukunft die Wege bahnen will. Ein Unglück für ihn ist seine Vielschreiberei. Obgleich erst im Anfang der Vierziger stehend, füllt die Anzahl seiner Schriften schon über 70 Bände. Diese Schriften verbreiten sich über sehr verschiedene Gebiete, würden aber durch weise Selbstbeschränkung wohl nur gewonnen haben. — Aus der weiteren sich hier anschließenden Gruppe seien nur noch folgende genannt. Der Bayer Michael Georg Conrad, geb. 1846. Auch er fehlt noch in den „Modernen Dichtercharakteren". Sein Auftreten hat etwas Schroffes und hart Dreinfahrendes, was sich wohl aus seiner etwas derben, bajuvarischen Art erklärt. Die naturalistischen Romane, die er geschrieben, sind nicht von bleibendem Wert, werden auch schon heute kaum mehr gelesen. Seinen Einfluß auf die jüngere Generation als treiberischer Agitator hat er hauptsächlich durch seine journalistische Thätigkeit ausgeübt. Er gab seit 1885 in München die „Gesellschaft, Monatsschrift für modernes Leben in Litteratur, Kunst und Wissenschaft" heraus. — Daneben treten dann noch einige jüngere Talente auf, die anfangs viel von sich reden machten, aber für die weitere Entwickelung der Litteratur wenig bedeuten. Der Anhaltiner Hermann Conradi z. B., geboren 1862, machte mehr durch die gesuchten Titel seiner Schriften Aufsehen als durch deren Inhalt. Eine Sammlung von Skizzen nannte er „Brutalitäten" (1886), und eine Sammlung von Gedichten „Lieder eines Sünders" (1887). Ein Roman führte den Titel „Phrasen" (1887), ein anderer hieß „Adam Mensch" (1889). Er endete als junger Mensch von 28 Jahren sein Leben durch Selbstmord. — Der Berliner Schauspieler Wilhelm Arent, geboren 1864, deckte zwar mit seinem Namen als Herausgeber die „Modernen Dichtercharaktere", war aber wohl selbst der unbedeutendste von allen. Hingegen der Hannoveraner Karl Henkell, gleichfalls 1864 geboren, jetzt in Zürich lebend, überragte die anderen an origineller lyrischer Begabung und schuf auch seitdem manches, das der Beachtung wert ist.

Nicht als Dichter — denn ihre Dichtungen sind mehr ein Ringen mit großen Stoffen als ein künstlerisches Gestalten — wohl aber als tonangebende Kritiker sind in dieser ganzen neuen Strömung die Gebrüder Hart (Heinrich Hart, geb.

Digitized by Google

1855 und Julius Hart, geb. 1859) von größter Bedeutung. Etwa seit 1883 sammeln sie einen Kreis litterarisch interessierter Freunde um sich, den „Friedrichshagener Kreis“, und wirken hier persönlich anregend und läuternd. In den „Kritischen Waffengängen“ führten sie kräftige Hiebe gegen das, was wirklich veraltet war in der Litteratur, und zeigten der neuen Kunst vielfach gesunde und richtige Wege. Seitdem hat sich ihre kritische Thätigkeit erweitert und ist durch viele Zeitschriften hindurch für weite Kreise wirksam geworden. Ohne ihre Kritik wäre die moderne Richtung wohl durchgängig in schrankenlose Unnatur und Unkunst ausgeartet. Sie stehen selbst inmitten der neuen Richtung, aber sie dienen ihr als ästhetisches, zum Teil auch als sittliches Gewissen; sie zügeln und leiten als die berufenen Warner und Wegweiser. Aber in ihrem Ringen um eine neue poetisch-religiöse Weltanschauung können wir ihnen nur zweifelnd zuschauen.

Es liegt im Zug der Zeit, sich genossenschaftlich zusammenzuthun und mit vereinten Kräften vorwärts zu streben. So schlossen sich auch zwei verwandte Geister zusammen: Arno Holz, geboren 1863, und Johannes Schlaf, geboren 1862. Unter dem angenommenen Namen „Bjarne P. Holmsen“ (1889) brachten sie novellistische Skizzen und anderes und traten damit für den konsequenten Naturalismus in Theorie und Praxis ein. Holz, der seine Gedichte unter dem Titel „Buch der Zeit“ schon 1885 veröffentlicht (2. vermehrte Aufl. 1892) und darin manches Gute gebracht hatte, z. B. das bekannte, tief empfundene und prächtig malende: „Een Boot is noch buten,“ verstieg sich später so weit, daß er Rhythmus und Reim verwarf und in rhythmisch gedachter Prosa einherstolzierte. Aber darunter litt der Inhalt doch allzusehr. Es wurde die flachste Prosa, der selbst der logische Zusammenhang nur zu oft fehlte. Schlaf schrieb dann nach 1892 das naturalistische Drama „Meister Ölze“, wandte sich aber später in verschiedenen Dramen („Gertrud“, 1898; „Die Feindlichen“, 1899) und Novellen („Stille Welten“, 1899; „Frühjahrsblumen“, 1901 u. a.) dem Symbolismus zu. Die Vereinigung der beiden mit dem ausgesprochenen Zweck, dem Naturalismus die Wege zu bahnen, ist insofern bedeutungsvoll geworden, als sie damit persönlichen Einfluß auf einen gleich-

Digitized by Google

altrigen Dichter ausübten, der ihnen sein erstes, streng naturalistisches Drama widmete. Dieser Dichter, auf den wir nun näher eingehen müssen, ist Gerhart Hauptmann.

Gerh. Hauptmann wurde geboren am 15. Nov. 1862 zu Obersalzbrunn in Schlesien als Sohn eines tüchtigen und strebsamen Gasthofbesitzers und einer zartfühlenden, dem religiösen Leben nicht fern stehenden Mutter. Mannigfaltige Menschenbeobachtung und ein religiöser Einschlag im Gemüt sind bestimmend gewesen für den künftigen Dichter, der als Knabe eine träumerisch sinnende Natur war und sich langsam entwickelte. Seine geistige Ausbildung wurde in der Jugend mehrfach unterbrochen und blieb nicht gleichmäßig auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Nach der Dorfschule seines Heimatortes besuchte er die Realschule am Zwinger in Breslau, die er jedoch schon mit 15 Jahren von Quarta aus wieder verließ. Bei Verwandten auf dem Lande sollte er die Landwirtschaft erlernen. Aber dafür war er weder körperlich noch geistig veranlagt. Es schien eher etwas von der Natur eines Künstlers in ihm zu liegen. Nur legte sich leider der Umstand, daß seine Familie wirtschaftlich immer mehr mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, ein wenig hemmend auf die weitere Laufbahn, wo er sie auch suchen mochte. Es wurde ihm jedoch möglich gemacht, in die Königliche Kunstschule zu Breslau einzutreten. Hier sollte er für den Beruf eines Bildhauers vorbereitet werden. Aber ein unsicheres Schwanken hinsichtlich seines Lebensberufes, verbunden mit andauernder Kränklichkeit, ließ ihn hier nicht recht heimisch werden. Nach kaum zwei Jahren begab er sich unter Führung seines älteren Bruders Karl, der Mediziner war und später gleichfalls schriftstellerisch aufgetreten ist, nach Jena und hörte dort ein Jahr lang naturwissenschaftliche und philosophische Vorlesungen (1882). Im folgenden Jahr hatte er Gelegenheit, auf einer Seereise die Küstenstädte von Spanien und Italien kennen zu lernen. In Rom erwachte die Neigung von neuem, als Bildhauer thätig zu sein. Er siedelte auch im folgenden Jahre nach Rom über und richtete sich ein Bildhaueratelier ein. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Um fortgesetzt als Bildhauer arbeiten zu können, war er zu kränklich. Er kehrte 1885 wieder nach Deutschland zurück. Anfangs lebte er in Dresden, dann in Berlin. Inzwischen hatte er sich mit der Tochter eines Hamburger Großkaufmanns

Digitized by Google

verheiratet. Jetzt trat der Bildhauer in ihm ganz zurück. Litterarische Interessen gewannen die Oberhand. Und als er sich in dem Berliner Vorort Erkner niedergelassen hatte, war er entschlossen, die litterarische Laufbahn zu betreten. Aber noch war er über Weg und Ziel, über eine bestimmte Richtung, die er einzuschlagen habe, im unklaren. Da kam ihm eine Gemeinschaft junger, aufstrebender litterarischer Talente hebend und fördernd entgegen, die jenem schon genannten „Friedrichshagener Kreis" nahestand. Es waren Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, Leo Berg und andere. Ihnen las er seine ersten dichterischen Versuche vor und fand an ihnen begeisterte Freunde, die ihn zum Fortschreiten ermunterten. Aber zunächst verwarf er wieder seine Erstlingsschöpfungen. Erst als er mit Arno Holz und Johannes Schlaf bekannt geworden, sah er in der von diesem Dioskurenpaar vertretenen Richtung seinen Weg klar vor sich. Dieser Weg war das Drama auf durchaus naturalistischem Boden. Die erste derartige Schöpfung, von ihm der „Säemann" genannt, wurde von Holz mit Begeisterung begrüßt. Aber Holz gab dem Werk einen anderen Namen. „Vor Sonnenaufgang" nannte er es. Dieser Name wurde von Hauptmann acceptiert. Im Frühjahr 1889 hatte er das Stück vollendet, und im Oktober desselben Jahres erlebte es die erste Aufführung auf der neu gegründeten „Freien Bühne" in Berlin. Das Schauspiel machte großes Aufsehen. Von den einen mit Entrüstung verworfen, von den anderen jubelnd gepriesen als das Flammenzeichen einer neuen Zeit, machte es seinen Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Dichter. Hauptmann lebte seitdem teils in Berlin, teils, und neuerdings dauernd, auf seiner Villa zu Agnetendorf im Riesengebirge.

„Vor Sonnenaufgang" ist ein Drama, wie es nach Stoff und Auffassung wohl im Ausland schon zur Geltung gekommen war — denn Zola hatte solche Stoffe geliefert, Ibsen hatte sie dramatisch behandelt — wie man es aber in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Der Hof eines reichen schlesischen Bauern ist der Schauplatz des Dramas. Der Besitzer, roh und protzig, ist ein elender, halbvertierter Trunkenbold, seine Frau ein ebenso rohes, gemeines und sittenloses Geschöpf. Und die ganze Schwüle eines innerlich durch und durch verlotterten Lebens

Digitized by Google

liegt erdrückend auf dem Hof und seinen Bewohnern. Nur die Tochter, außer dem Hause erzogen, sieht diesem Treiben innerlich noch einigermaßen fern. Ein Fremder, der in dieser Atmosphäre auftaucht, der aber geistig ein ganz anderer ist als die sonstigen Bewohner des Hofes, macht daher auf sie einen tiefen Eindruck. Die beiden verloben sich heimlich. Als aber ein Arzt dem nunmehrigen Bräutigam klar macht, daß der Vater seiner Braut ein Trunkenbold ist, sieht er sein gegebenes Eheversprechen als hinfällig an. Einfach infolge seines hygienischen Prinzips. Er will gesunde Kinder haben und nicht solche, die erblich belastet sind. Deshalb verstößt er die Braut wieder und flieht bei Nacht und Nebel aus dem Hause. Helene aber, die sich rettungslos in den Sumpf des elterlichen Hauses zurückgestoßen sieht, kann das nicht ertragen und giebt sich selber den Tod. — Nicht nur daß in dem Drama der ganze Boden, aus dem die Charaktere und die Handlungen erwachsen, in der widerwärtigsten Weise aufgedeckt und bloßgelegt wird, eine Schilderung von Zuständen, die nur Grauen und Abscheu erwecken kann, sondern auch die Gestalten, welche sich daraus hervorheben und gewissermaßen als die zur Rettung gesendeten Helden erscheinen, sind keineswegs sittliche Idealmenschen. Helene nicht, die alles Haltes bar nur im selbstgewählten Tod den einzigen Ausweg sieht, und Alfred Loth, ihr Bräutigam, schon lange nicht; denn er hat keine Ahnung von der durch die Liebe ihm gestellten Aufgabe. Er denkt nur an sich selbst und seine Nachkommen und opfert die Braut höchst egoistisch und doktrinär seiner Vererbungstheorie. Sie würde, von ihm in das Elend des Hauses zurückgestoßen, jämmerlich zu Grunde gehen nach Seele und Leib, wenn sie sich nicht selber den Tod gäbe. So nötigt er sie, wenn auch nicht ausgesprochen, aber doch thatsächlich zum Selbstmord. Von sittlicher Kraft, von Arbeit am eigenen Charakter, von Selbstbeherrschung findet sich in dem ganzen Drama keine Spur. Keine einzige höhere Idee, die, irgendwie verkörpert, über das Gemeine den Sieg davontrüge. Auch von Entwickelung, namentlich von psychologischer Entwickelung der einzelnen Charaktere, finden wir eigentlich nichts. Das ganze Drama bewegt sich auf dem Boden des Zuständlichen. Nur das Zuständliche will der Dichter schildern. Und das thut er allerdings mit Virtuosität. Psychologisch haarscharf und mit realistischer Kunst schildert er, ein Meister in der Darstellung.

Digitized by Google

Aber was wir Drama nennen und von einem Drama verlangen, das bietet es nicht. Und Freude daran haben, wie man es doch an einem Kunstwerk haben soll, das kann ein ideal gerichteter und in sittlichen Anschauungen lebender Mensch nicht. Einzig in dem Titel des Stückes könnte ein sittlicher Gedanke liegen, nämlich der: So sind die Menschen noch heutzutage; aber es muß und wird besser werden. Das Morgenrot eines neuen Tages wird aufgehen. — Wenn nur der Dichter die leiseste Andeutung eines solchen bessern Tages gemacht hätte!

Um dieselbe Zeit, Ende der achtziger Jahre, schrieb Hauptmann auch zwei Novellen, oder „Novellistische Studien", wie er sie nannte, die, zuerst in Zeitschriften veröffentlicht, 1892 in Buchform erschienen. Die erste, „Bahnwärter Thiel", ist voll Mitgefühl für die Armen und Elenden, für die Unterdrückten im Volk, und zugleich voll des krassesten Naturalismus in den Einzelschilderungen. Aber in psychologischer Feinheit, in durchgeführter Charakteristik kann sie sich mit den späteren Schöpfungen des Dichters nicht messen. Die zweite, „Der Apostel", ist ein fein durchgeführtes Seelenbild eines von religiösem Wahn befallenen Menschen, der vergeblich bemüht ist, der Welt den Frieden zu bringen. Aber die Novelle war nicht das Gebiet, auf dem Hauptmanns Geist sich weiter entfalten sollte. Es entsprach nicht seiner Weise, die Dinge anzuschauen und darzustellen. Er liebt das Konkrete, das Unmittelbare. Deshalb kehrte er bald wieder zum Drama zurück.

Es folgten in den Jahren 1890 und 1891 zwei Dramen: „Das Friedensfest" und „Einsame Menschen". Das erstere ist eine Familientragödie, bei der wiederum die erbliche Belastung den schon erhofften Familienfrieden unmöglich macht. Das zweite zeigt einen strebsamen Menschen, der in seinem selbständigen Denken die Fesseln des alltäglichen Lebens, die ihn umgeben, sprengen möchte, aber die Kraft dazu nicht findet und in der Verzweiflung darüber sich selber den Tod giebt. In Bezug auf dramatisches Leben und dramatische Kunst zeigen diese beiden Stücke nicht gerade einen Fortschritt gegen das erste Drama. Sie geben ebenfalls nur Zustände und keine wirkliche Entwickelung. Die Menschen aber, die uns in diesen Dramen vorgeführt werden, sind noch schwächlicher und erbärmlicher als jene im ersten Drama.

Digitized by Google

Ein neues Gebiet erobert sich Hauptmann mit seinem vierten Drama (1892), das den Titel „Die Weber“ führt. Und insofern kann hier von einer höheren Stufe, von einem wirklichen Fortschritt geredet werden. Bisher zeigte er uns Menschen in ganz engen Verhältnissen. Die verlotterte Familie war der Boden, auf dem die vorgeführten Individuen standen, und in den sie zugleich durch Vererbung mit ihren fest verschlungenen Wurzeln so tief eingedrungen waren, daß sie sich nicht herauszureißen vermochten. Und darin lag das tragische Verhängnis. In den „Webern“ aber stellt uns der Dichter mitten hinein in eine ganze große Zeitbewegung. Es ist der schlesische Weberaufstand von 1844. Die breite untere Schicht eines ganzen Volkes ringt mit der Macht der Verhältnisse und will sich ein höheres Dasein erkämpfen. Aber es fehlt ihr die sittliche Kraft, es fehlen ihr die geistigen Führer. Und so erliegt sie ihrem tragischen Verhängnis. Es ist ganz derselbe Prozeß, wie in den früheren Dramen, namentlich wie in den „Einsamen Menschen“, nur auf eine breitere Basis gestellt. Man kann „Die Weber“ gewissermaßen ein geschichtliches Drama nennen, wenn auch die Zeit, in welcher es spielt, erst ein halbes Jahrhundert zurückliegt und die Verhältnisse im Grunde die der Gegenwart sind. Denn die Bewegung ist geschichtlich erfaßt und mit großer geschichtlicher Treue gezeichnet. Die Personen des Dramas sind wirkliche leibhaftige Menschen und doch zugleich die charakteristischen Typen einer bestimmten Zeit, einer Bewegung, die einmal wirklich so vorhanden war und so verlaufen ist. Sie sind überdies psychologisch ungemein scharf und genau beobachtet und mit der darstellenden Kunst eines echten Realismus geschildert. So durchaus mit gesundem Wirklichkeitssinn geschaut und so packend, so lebendig dargestellt wie hier war bisher noch nichts in Hauptmanns Dramen. Und auch insofern liegt hier ganz unverkennbar ein Fortschritt, und ein wahrer, gesunder Fortschritt, klar zu Tage. Diese geradezu blendende Wirklichkeit, verbunden mit dem richtig erfaßten breiten historischen Hintergrund war es denn auch, was das Publikum in einer bisher noch nicht erlebten Weise mit fortriß. Durch die „Weber“ erst erlangte Hauptmann seinen eigentlichen Ruhm. Er wurde, wenigstens für den Augenblick, der populärste Dichter seiner Zeit. Und in der That, das Stück hat im Verhältnis zu den vorangegangenen

Digitized by Google

große Vorteile. Es hat nicht das Outrierte, das schief und einseitig Übertriebene und darum im Grunde doch Unwahre der früheren Stücke. Es ist nüchterner, klarer, ruhiger und darum auch wirklicher. Es ist auch freier von widerwärtigen, das Gefühl verletzenden Ausmalungen des Häßlichen und Gemeinen. Und doch können wir das Stück, als dramatisches Kunstwerk angesehen, nicht hoch stellen. Es ist eben durchaus kein Drama. Eine beliebig aneinander gefügte Reihe von einzelnen Scenen ist es, ohne allen dramatischen Aufbau. Nie geht das Folgende aus dem Vorherigen mit innerer Notwendigkeit hervor. Wir vermissen ganz und gar das Ineinandergreifen, den festgegliederten Bau, der durch eine alles in sich fassende Kuppel gekrönt wird, wie wir das bei den dramatischen Meisterwerken unsrer klassischen Epoche so wirkungsvoll erleben. Was würde Lessing sagen zu diesen formlosen, unfertigen, auseinanderfallenden Teilen, zu diesen zerstreuten Gliedern, die keinen einheitlichen, lebendigen Körper bilden! Aber nicht nur im Blick auf das Ganze zeigt sich der Mangel. Auch die einzelnen Scenen sind in sich nicht dramatisch. Sie bringen nicht eine bestimmte Wirkung hervor, sie führen nicht zu einem Resultat, das dann im folgenden weiter verwertet würde. Es sind alles nur Bilder reinster Zuständlichkeit. Und endlich, was wir am meisten bedauern: Es ist kein Charakter da, der mit seiner Entwickelung das Stück trägt, kein Held, um den sich die Bewegung gruppiert, der sie zum Ziel führt, wenn auch immerhin durch eigene Verschuldung zum tragischen Ausgang. Man hat zwar gesagt: eben das ist das Charakteristische, das geschichtlich richtig Geschaute; die Bewegung hatte thatsächlich keinen Führer. Man hat ferner gesagt: es giebt keinen persönlichen Helden, ja es soll auch keinen geben. Die ganze Weberbevölkerung als solche mit ihrem charakteristischen Gepräge ist der Held. Das mag alles gelten. Aber eben darum ist das Stück kein Drama. Der schlesische Weberaufstand, wie er damals verlief, ist nicht ein Gegenstand für dichterische dramatische Behandlung. Er bietet Stoff zu realistischer Schilderung der Zustände, aber durchaus nicht zu einem Drama. Die Wahl des Stoffes war, dramatisch angesehen, ein Fehlgriff. — Aber auch abgesehen von allem Formalen: so wie Hauptmann die Sache behandelt hat, ist sie nicht dichterisch behandelt. Es fehlt der große ideale Zug, es fehlt das sittlich Erhebende, das

Digitized by Google

uns mit dem tragischen Ausgang versöhnt. Was wir im Anschauen des Stückes erleben, ist alles nur Alltägliches, ja — wenn auch nicht in cynischer Ausmalung, doch im Grunde Häßliches und Gemeines.

Noch in demselben Jahr (1892) folgte ein Lustspiel: „Kollege Crampton". Hier mag dem Dichter wohl einer seiner einstigen Lehrer als Modell gedient haben. Es war eine Studie, man könnte sagen Porträtstudie, die dem Dichter teils zur Erholung, teils zur Vorbereitung für weitere Arbeit diente. Die Hauptperson ist mit großer realistischer Kunst geschildert, aber als Ganzes ist das Stück nicht von Bedeutung.

Im folgenden Jahr aber zeigt sich Hauptmann von einer ganz neuen Seite und überrascht seine Bewunderer wie seine Gegner durch das dramatische Gedicht: „Hanneles Himmelfahrt" (1893). Zwar der Boden, auf welchem das Stück sich bewegt, ist ein ähnlicher wie in den „Webern". Das Armenhaus eines schlesischen Gebirgsdorfes ist der Schauplatz, und echt Hauptmannsche Gestalten treten hier auf. Aber auf diesem Hintergrund erhebt sich ein dreizehnjähriges Mädchen, das unter fremdem Einfluß gestanden hat und von da in ein religiöses Seelenleben eingetaucht worden ist. Gequält von der nun wieder in ihr Recht getretenen rauhen Umgebung, hat dieses Kind einen Selbstmordversuch gemacht und ist infolgedessen in das Armenhaus gebracht worden. Hier stirbt es denn auch. Aber vor dem Eintritt des Todes hat es allerhand Visionen. Es sieht die Leute, die einst wohlthätig auf sie eingewirkt haben: ihre verstorbene Mutter, eine Diakonissin und ihren Lehrer. Aber auch ihren Vater sieht sie, der ein Trunkenbold ist und sie hart und roh behandelt hat. Sie spricht jedoch nicht nur von diesen Gestalten als von Erscheinungen ihrer Phantasie, die sie zu sehen glaubt, sondern diese Gestalten treten in Wirklichkeit redend und handelnd auf der Bühne auf. Der Lehrer wandelt sich in die Gestalt des Heilands, der Vater sieht sein Unrecht ein und fühlt etwas wie Reue. Zuletzt sieht sich Hannele von den Engeln in den Himmel getragen. — Dieses Ineinander von dem, was thatsächlich vorhanden, und dem, was nur innerlich geschaut wird, und wiederum dieses Nebeneinander von Rohem und Gemeinem einerseits und von Erhabenem und Religiösem in überirdischem Glanze andererseits übt eine ganz eigentümliche und überaus

Digitized by Google

ſtarke Wirkung auf das Gemüt, namentlich bei der Darſtellung auf der Bühne. Und das um ſo mehr bei einem Dichter, den wir ſonſt im äußerſten Realismus befangen ſehen. Es iſt nicht zu leugnen: Hauptmann verläßt hier ſein eigenſtes Gebiet. Denn das, was nur viſionär geſchaut wird, iſt nicht wirklich, wenigſtens nicht im gewöhnlichen Sinn real, alſo die Darſtellung ſolcher Vorgänge nicht realiſtiſch. Und vollends, wenn der viſionäre Traum auf der Bühne handelnd dargeſtellt wird, erſcheint doch der Realismus ganz und gar überwunden. Dennoch iſt ſehr vieles von dem, was Hannele ſagt, ſchaut und in der Viſion erlebt, wiederum durchaus natürlich. Es iſt für dieſes Kind, das unter dieſen beſtimmten Einflüſſen geſtanden hat, entſchieden natürlich, echt und wahr. Das Kind bleibt Kind, und gerade dieſes träumeriſche „halb Kinderſpiele halb Gott im Herzen", dieſes Hineinſpielen der kindlichen Eitelkeit in das religiöſe Sehnen des Herzens iſt überaus charakteriſtiſch und ſehr gut beobachtet. Indeſſen dürfen wir doch nur ſagen: vieles iſt in Hanneles Traum charakteriſtiſch, wahr und echt, und inſofern nicht vom realiſtiſchen Boden losgelöſt. Anderes hingegen greift darüber hinaus und nimmt ſich unnatürlich aus. Schon die Anrede des Kindes an den Todesengel hält ſich nicht ganz an die bisherige kindliche Weiſe des Denkens und Sprechens. Aber der Geſang der Engel, die Anrede des „Fremden", des in die Geſtalt des Heilands gewandelten Lehrers, fällt weit hinaus aus dem Rahmen einer Traumviſion des Kindes, die ſich aus bloßen Erinnerungen zuſammenſetzt. Die Viſion wird zum erlebten Märchen. An und für ſich braucht man das ja nicht zu tadeln, aber für Hauptmann iſt es ein vollſtändiges Fallen aus dem Prinzip; er verleugnet damit ſeinen Realismus. Für uns iſt es im Grunde nur erfreulich, daß Hauptmann auch das kann. Denn hier giebt er uns in der That reizvolle Poeſie. So angeſehen iſt „Hannele" unſtreitig Hauptmanns ſchönſte Dichtung. Auch die Verſe ſind in ihrer klangvollen Reinheit und Schönheit das Werk eines echten, im Idealen lebenden Dichters. Man höre nur den Geſang der Engel:

Die Blumen und Blüten der Erde,
Geſogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmliſcher Bläue —
Dir ſäumten ſie nicht deinen Weg.

Digitized by Google

Wir bringen ein erstes Grüßen,
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsren Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unsren Lippen
Die erste Röte des Tags.

Es leuchtet von unsren Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Schade, daß das nicht Hauptmanns eigene Sphäre ist, die Sphäre, in der er mit seinem Herzen lebt! Sie ist es aber in der That nicht. Sie ist ihm etwas innerlich Fremdes und bleibt ihm wie alles andere durchaus gegenständlich.

Nach diesem machte Hauptmann zwei Schritte seitwärts, um nicht zu sagen rückwärts. Zunächst tauchte er noch einmal in die realistische Komik und schrieb ein Lustspiel: „Der Biberpelz“ (1893). An Schärfe der Charakteristik übertrifft es wohl noch das frühere aus dem Jahr 1892, erinnert aber im übrigen sehr an Heinrich von Kleists „Zerbrochenen Krug“. Dann übertrug er sein realistisches Prinzip auf das historische Drama. Er schrieb den „Florian Geyer“ (1895). Auf Grund sorgfältiger Studien schildert er hier den Bauernkrieg von 1525. Mit lebhaften Farben gemalt tritt hier das Bild jener Zeit vor uns hin, und die Menschen, mit dem Wirklichkeitssinn des heutigen Dichters geschaut, werden in der That in das Gewand des 16. Jahrhunderts gekleidet. Aber trotz aller darauf verwendeten Mühe, trotz des massenhaft herbeigeschafften und durchaus eigenartigen Menschenmaterials gelingt es dem Dichter doch nicht, uns voll und ganz in jene Zeit zu versetzen. Man wird die wirkliche historische Treue mehrfach vermissen. Und vom Standpunkt der Kunst wird man den Mangel an Einheitlichkeit der Durchführung sowie den Mangel eines klaren, übersichtlichen Aufbaus bedauern. In einem Stück freilich scheint dieser „Florian Geyer“ vor den „Webern“, die ja auch ein Zeitgemälde sind, etwas voraus zu haben. Hier ist nämlich ein Held vorhanden, um den sich das Drama gruppiert. Und dieser

Digitized by Google

Held, eben der Bauernführer Florian Geyer, ist im ganzen genommen historisch treu. Er ist der echte und richtige Typus des damaligen haltlos schwankenden, in seinen Zielen unklaren und verworrenen Bauerntums. Eine solche Bauernschaft, unter einen solchen Führer gestellt, konnte nimmermehr zum Sieg gelangen. Das tritt im Drama deutlich zu Tage. Aber eben darum durfte Florian Geyer nicht zum Helden eines geschichtlichen Dramas gewählt werden. Weder er noch sein Anhang haben etwas vom geschichtlichen Helden. Wir können uns für ihn nicht erwärmen, noch weniger begeistern. Mit seinen phrasenhaften, theatralischen Reden, die er mit Vorliebe hält, denen aber die markige Kraft des Handelns fehlt, ist er von vornherein dem Untergang geweiht. Und seinem kläglichen Ende fehlt jede Spur des Großartigen. Darum nahm denn auch das Publikum weder lesend noch hörend und schauend dieses Drama sympathisch auf. Die Aufführung war nach dem bisherigen steigenden Ruhm des Dichters ein entschiedener Mißerfolg.

Vielleicht hat eben dieser Mißerfolg den Dichter veranlaßt, sich noch einmal wieder auf den Weg zu begeben, den er im „Hannele" beschritten hatte. Denn „Hannele" war mit großem Beifall aufgenommen worden. Und der Beifall des Publikums, der theatralische Erfolg, wird von nun an mehr und mehr auch bei Hauptmann der maßgebende Einschlag in seinem dichterischen Schaffen. Im Jahr 1896 erschien „Die versunkene Glocke". Dieses Drama ist nicht ein sinniges Ineinandergreifen von Wirklichkeit und einer darüber hinausragenden Phantasiewelt, bei welchem die letztere anmutig aus der ersteren hervorgeht und über sie hinauswächst, sondern es ist vorherrschend, ja fast durchaus ein Märchendrama. Der Schauplatz ist das schlesische Gebirge, wo Nixen, Elben und Waldgeister ihr neckisches Spiel treiben. Nur das Dorf am Fuß des Gebirges ist gewissermaßen der reale Ausgangspunkt. Hier wohnt der Glockengießer Heinrich, dessen Glocke, ein wohlgelungenes Werk, beim Hinaufschaffen ins Gebirge im See versunken ist. Er strebt ein neues, größeres Werk an, wie er denn überhaupt mit allen seinen Gedanken und Wünschen über das Alltägliche hinaus sich emporringen will in ein neues, höheres Dasein. Darüber verläßt er Weib und Kinder und gerät unter den dämonischen Einfluß der Waldgeister. Aber hier findet er, als in einer ihm

Digitized by Google

fremden Welt, in der er nicht lebensfähig ist, seinen Untergang. Ein neckisches elbisches Wesen, Rautendelein, hat ihn an sich gelockt. In der Vereinigung mit ihr und von Liebe zu ihr durchglüht glaubt er das höhere Dasein und damit die größere Schaffenskraft zu erlangen. Aber die beiden Welten scheiden sich, und — zurückgestoßen aus jener Geisterwelt, kann er auch in der diesseitigen nicht mehr leben, sondern stirbt angesichts der im Morgenrot aufdämmernden neuen Welt. Damit sinkt all sein Hoffen, und damit sinken auch alle seine großen Entwürfe in nichts zusammen. Das ist der tragische Ausgang. — Die Welt der Waldgeister, Nixen und Kobolde ist auch in diesem Stück nicht etwas, das nur in der Phantasie der handelnden Personen, zumal des Glockengießers, existiert, sondern es wird als ein reales Sein auf die Bühne gebracht. Und man muß sagen: die Darstellung dieser fremdartigen Welt ist — bis auf einzelne Widerwärtigkeiten, die bei Hauptmann natürlich nicht fehlen können — durchaus anziehend und wahrhaft poetisch. Gerade der Umstand, daß die alte Wittichen, eine der Wirklichkeit entnommene und durchaus realistisch gezeichnete Figur, die im schlesischen Dialekt redet, in diese Märchenwelt ganz naiv hineinragt, als gehörte sie dazu, giebt der ganzen Dichtung etwas eigentümlich Reizvolles und ist namentlich auf der Bühne von großer Wirkung. Und dazu kommen noch andere Momente, die den Wert der Dichtung erhöhen. Zunächst die Wärme der subjektiven Empfindung. Ganz unverkennbar lebt der Dichter selbst in dieser seiner Schöpfung. Er selbst drängt im Glockengießer aus seiner bisherigen faden Alltäglichkeit heraus in reinere Sphären, aus dem engen Thal auf die freien Höhen der Berge. Und dann ist in diesem Stück die dichterische Sprache von überraschend hoher Schönheit. Das gilt sowohl von den Gesängen der Waldgeister als von der kühnen Gedankenwelt des Glockengießers. Hauptmann hat das ganze Drama in Versen geschrieben. Und oft sind die jambisch aufgebauten Zeilen von erhabenem Wohlklang. Man höre nur, wie der Glockengießer sein neu zu schaffendes Glockenspiel schildert:

Nennt immerhin mein Werk, wenn ich es nannte:
Ein Glockenspiel! Dann aber ist es eines,
Wie keines Münsters Glockenstube je
Es noch umschloß; von einer Kraft des Schalles,

Digitized by Google

An Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
Der brünstig brüllend ob den Tiefen schüttert.
Und so, mit wetternder Posaunen Laut
Mach' es verstummen aller Kirchen Glocken
Und künde, sich in Jauchzen überschlagend,
Die Neugeburt des Lichtes in die Welt.
— — — —
Und endlich, gleich der grau gedehnten Erde,
Die jetzund grün und weich sich dir entrollt,
Hast du auch mich zur Opferlust entzündet.
Ich opfre dir mit allem, was ich bin! [nämlich der „Urmutter Sonne"].
O Tag des Lichtes, wo zum erstenmal
Aus meines Blumentempels Marmorhallen
Der Weckedonner ruft — wo aus der Wolke,
Die winterlang uns drückend überlastet,
Ein Schauer von Juwelen niederrauscht,
Wonach Millionen starrer Hände greifen,
Die, gleich durchbrannt von Steineszauberkraft,
Den Reichtum heim in ihre Hütten tragen.
Dort aber fassen sie die seidnen Banner,
Die ihrer harren — ach, wie lange schon! —
Und, Sonnenpilger, pilgern sie zum Fest.
— — — —
Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel
In süßen, brünstig süßen Lockelauten,
Daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust.
Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
Aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
Gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich zehrend, bang —
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
Zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen.
So aber treten alle wir ans Kreuz,
Und, noch in Thränen, jubeln wir hinan,
Wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
Der tote Heiland seine Glieder regt
Und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
Ein Jüngling in den Maien niedersteigt.

Und dennoch werden wir das Werk nicht allzu hoch einschätzen können, wenn wir es vom Standpunkt echter dramatischer Kunst ansehen. Zwar hat Hauptmann gerade mit diesem Werk einen erstaunlichen Erfolg errungen, einen Erfolg, der alle

Digitized by Google

bisherigen noch weit hinter sich zurückließ. Erst durch die „Versunkene Glocke“ wurde er in der That in den weitesten Kreisen unseres Volkes zum geschätzten, zum allgemein anerkannten Dichter. Man kann das wohl verstehen. Aber im Grunde verdankte er diesen Erfolg in erster Linie doch der theatralischen Wirkung des Stückes. Und an theatralischen Effekten ist es allerdings groß. Indessen dürfen wir danach nicht den wirklichen Kunstwert schätzen. Das Theaterpublikum fesseln, beziehungsweise entzücken können heutzutage viele Theaterschriftsteller. An den wahren und echten Dichter stellen wir weit höhere Forderungen. Und hier versagt die „Versunkene Glocke“. Zunächst vermissen wir auch hier wieder eine gerade, eine deutlich erkennbare Entwickelung. Es fehlt der architektonische Aufbau mit krönender Spitze. Allerlei nebensächliches buntes Rankenwerk, wenn auch im einzelnen noch so anmutig, verdeckt die einfache Linie, in der doch schließlich immer die wahre Schönheit liegt. Eine Reihe effektvoller Scenen kann uns aber niemals das Drama ersetzen. Indessen der eigentliche Fehler liegt in dem Helden des Stückes. Ein Held ist da, es ist der Glockengießer Heinrich. Aber er kann uns nicht für sich gewinnen. Es fehlt ihm an Charakter. Ein Schwächling ist er, der sich hin und her reißen läßt und im Grunde nicht weiß, was er will. Nur in Worten ist er groß. Aber ein klares Ziel hat er nicht, noch viel weniger die Kraft, ein solches zu erreichen. Sein ganzes Streben ist unklar und verworren. Immer will er „höher hinauf“. Aber was eigentlich da oben liegt, was er in Wahrheit schaffen will, oder welche Ideale er verwirklichen und der Menschheit bringen will, das sagt er uns nicht. Einfach, weil er es selbst nicht weiß. Unter dieser Unklarheit leidet das ganze Stück. Im „Hannele“ greift der Dichter auch über die Wirklichkeit hinaus in das Reich der Idee. Aber was er uns da zeichnet, sind schlichte, klare Linien, gerade durch ihre Einfachheit und Wahrheit tief ergreifend. In der „Versunkenen Glocke“ aber ist alles verschwommen. Nirgends eine greifbare, klare Idee. Sagt man: dieses verschwommene Wesen gehört eben zur Märchenwelt — gut, dann mag sie auf lyrisch-epischem Wege dargestellt, oder in der Oper geschaut und gehört werden. In die festen, klaren Linien des Dramas gehört sie nicht. Jedenfalls müßte der Held mit der Kraft und Klarheit seines Geistes die Märchenwelt unter

Digitized by Google

seinen Einfluß stellen, sie formen, gestalten und so gewissermaßen aus ihrem Bann lösen. Ähnliches, wenigstens den Weg dazu, finden wir ja in Goethes „Faust“. Aber Hauptmann macht gar nicht erst den Versuch dazu, sondern läßt seinen Helden kläglich scheitern. Darum ist der Glockengießer kein Held, und die „Versunkene Glocke“ kein Drama. Und mit Goethes „Faust“ kann sie gar nicht in Vergleich kommen. Sie ist an geistigem Gehalt so kläglich arm, wie der „Faust“ an solchem Gehalt reich ist.[1])

Als wenn Hauptmann, nachdem er seine Kraft an eine von ihm nicht zu lösende Aufgabe gesetzt, die Fähigkeit zu höherem Aufschwung vollständig verloren hätte, sinkt er mit den folgenden Stücken platt auf den Boden des ödesten Naturalismus. Das nächste Stück, das auf die „Versunkene Glocke“ folgte, ist der „Fuhrmann Henschel“ (1898). Die Kellerwohnung eines Hotels in einem schlesischen Badeort ist der Schauplatz. Der Fuhrmann Henschel bewohnt sie mit seiner kranken Frau und einer Magd. Andere Leute ähnlichen Schlags, so namentlich die Familie des ganz heruntergekommenen Schankwirts Wermelskirch, gehen aus und ein und greifen mit ein in die Handlung. Es wird im schlesischen Volksdialekt gesprochen. — Eins müssen wir bei diesem Stück anerkennen. Was wir in den früheren Stücken vermißten, ist hier vorhanden. Es giebt eine dramatische Entwickelung, und zwar eine, die mit großer, echt dramatischer Kunst durchgeführt ist. Die Scenen greifen ineinander und führen mit innerer Notwendigkeit fast Schlag auf Schlag die Entwickelung herbei. Insofern weist der „Fuhrmann Henschel“ einen sehr entschiedenen Fortschritt auf. Es ist das erste und einzige Stück, dem der Dichter einen wirklichen dramatischen Aufbau gegeben hat. Zwar stört auch hier manches breit ausgeführte Nebenwerk den einfachen dramatischen Gang. Aber immerhin ist doch die Entwickelung unverkennbar. Freilich ist es eine abwärts gehende Entwickelung, wie wir das bei Hauptmann nach seinen bisherigen Leistungen nicht anders erwarten konnten. Der Fuhrmann Henschel, anfangs ein schlichter,

[1]) Vergl. die treffliche kleine Schrift von H. Sogemeier: Das Menschheitsideal in Goethes „Faust“ und Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Gütersloh 1901, C. Bertelsmann. 46 Seiten.

Digitized by Google

biederer Mann, treu und gewissenhaft in seinem Beruf, hat seiner sterbenden Frau das Versprechen gegeben, nach ihrem Tode nicht die Magd zu heiraten. Frau Henschel wußte wohl, warum sie das Versprechen forderte. Die Magd ist eine rohe, brutale Person, die mit ihrer Herrschsucht und ihrer sinnlichen Gier dem schlichten Mann zum Fallstrick werden mußte. Von ihr umgarnt, hält Henschel sein Versprechen nicht; und das wird sein Verderben. Aus dem Netz, in das er sich verstrickt, auch gerade mit seinem Gewissen verstrickt, weiß der gerade, aber schwache Mann sich nicht anders zu befreien, als dadurch, daß er sich den Tod giebt. Ein grauenvolles Elend, das gleichsam mit Notwendigkeit aus den gegebenen Verhältnissen folgt, breitet sich vor uns aus. Und das eben ist das Widerwärtige an dem Stück, daß auch nicht ein einziger edler Zug, nicht eine einzige kraftvolle Persönlichkeit uns entgegentritt. Alles ist durch und durch häßlich, gemein, verworfen; und alles, Familie wie Persönlichkeit, geht abwärts und sinkt unaufhaltsam ins Elend. Auch die anfangs noch leidlich sympathische Erscheinung, der Fuhrmann selbst, muß wider Willen diesen Gang gehen.

Wer etwa geglaubt hatte, nach dem, wenn auch stark realistischen, doch in seiner Weise gut durchgeführten „Fuhrmann Henschel“ würde Hauptmann, durch die Berührung mit seinem ureigensten Boden gestärkt, wie der Riese Antäus sich wieder erheben, der hatte sich geirrt. Zunächst folgte wieder ein Lustspiel „Schluck und Jau“ (1900), auf das wir hier nicht näher einzugehen brauchen, da es in keiner Weise einen Fortschritt oder auch nur irgend etwas Besonderes, Charakteristisches aufweist. Das nächste war sodann „Michael Kramer“ (1900). Mit diesem Stück sank Hauptmann noch tiefer, als er schon vorher gesunken war. Zwar der Schauplatz, die Umgebung, das Menschenmaterial sind, wenn man so will, ein wenig feiner. Ort der Handlung ist nicht ein schlesisches Dorf, sondern Breslau. Die Familie, in der die Erlebnisse vor sich gehen, ist die eines Malers, eines Lehrers an der Kunstschule. Außer von dem Pedell Krause wird nicht im schlesischen Dialekt gesprochen. Aber innerlich stehen die Personen kaum höher als in jenen Dorfdramen. Nur der Familienvater, der Maler Michael Kramer, hat einen gewissen Anflug von Idealismus, aber er ist kein Held und kein Charakter. Auf seinen Sohn hat er keinen Einfluß.

Digitized by Google

Die Mutter auch nicht, eine gutmütige, oberflächliche Frau, die den Sohn gegen den Vater in Schutz nimmt. Dieser Sohn, Arnold, ist im Grunde die Hauptperson, oder doch die am meisten hervortretende Person, um die sich alles dreht. Er ist ein ganz verkommener, elender und schlapper Mensch, krank an Leib und Seele durch eigene Schuld, häßlich an Gestalt und Ansehen, so widerwärtig und unsympathisch wie nur möglich. Hinter diesen Sohn tritt der Vater handelnd zurück, obgleich er durch das, was er innerlich am Sohn erlebt, gewissermaßen wieder zur Hauptfigur des Dramas wird. Arnold entzieht sich nun in seinem weiteren Auftreten frech der Leitung der Eltern, ohne doch nur im geringsten im Leben etwas zu sein oder zu leisten. In einem niederen Restaurant benimmt er sich prahlend, wird von seinen Kneipgenossen verlacht und verachtet, und nach einem schmutzigen Ehrenhandel, in dem er sich blamiert, geht er hin und sucht den Tod. In diesem Tod sieht dann der Vater die Sühne für alles. Und während er sonst den Sohn oft verachtet und von sich gestoßen, sieht er nun in dem Toten den Sohn im Licht der Verklärung. Er sieht an ihm hinauf, denn er erscheint ihm jetzt als der Größere. Alle guten und hohen Anlagen des Sohnes, gerade auch die künstlerischen, die das Leben heruntergedrückt und geknickt hatte, erscheinen ihm jetzt als groß und voll entfaltet. Er klagt sich selber an, daß er den Sohn verkannt und nicht verstanden, daß er ihm nicht der Freund und Führer habe werden können, den der Sohn gebraucht habe. Hier liegt unstreitig etwas Rührendes, etwas, das unser Mitgefühl weckt. Und dieser vierte Akt, Vater Kramer an der Leiche des Sohnes, ist auch ohne Frage das Beste im ganzen Stück. Sonst aber ist es als Drama ebenso verfehlt wie die meisten früheren. Von Entwickelung ist nichts da. Arnold Kramer, der Sohn, ist vom Anfang bis zum Schluß derselbe erbärmliche Mensch. Er ist weder einer Steigerung zum Schlechten, noch eines Erzogenwerdens zum Besseren fähig. Es tritt auch gar keine äußere Wendung ein, die ihm Gelegenheit geben könnte, sich zu erheben. Die übrigen Personen, die etwa noch auftreten, sind nichts als bloße Staffage. Sie handeln nicht und wirken nicht ein. Die Kneipscenen, die, in ekelhafter Breite ausgeführt, sich in den Vordergrund drängen, tragen zum dramatischen Aufbau nicht das mindeste bei. Man hat zum Schluß denselben widerwärtigen

Digitized by Google

Eindruck wie bei Hauptmanns ersten Stücken: die Elendigkeit des Lebens ist der Zustand, der durch nichts gehoben werden kann. Hauptmann kehrt mit „Michael Kramer" wieder zu seinen ersten Anfängen zurück. Und er thut es, nicht nur um da zu bleiben und etwa das Zuständliche noch besser und schärfer zur Darstellung zu bringen, sondern um auf seinem eigenen heimischen Boden zu verflachen und auch künstlerisch nur noch tiefer zu sinken.

Denn nun folgte als letztes seiner bisherigen dramatischen Werke: „Der rote Hahn" (1901). Hier ist von Steigerung oder Fortschritt nach keiner Seite mehr die Rede. Das Stück bewegt sich auf ähnlichem Boden und führt uns ähnliche Menschen vor wie die früheren naturalistischen Dramen. Es ist der Boden, es sind die Menschen des Dorfes, nur daß nicht wie sonst Schlesien, sondern die Umgegend von Berlin der Schauplatz ist. Ein Ehepaar — der Mann ist Schuhmacher und in zweiter Ehe mit einer Frau verheiratet, die sein böser Dämon ist — zündet sein eigenes Haus, eine wertlose Hütte, an, um durch die Versicherungssumme zu besserer Existenz und Wohlstand zu gelangen. Sie richten die Sache schlau ein, so daß das Haus während ihrer Abwesenheit niederbrennt, entgehen aber doch dem Verdacht nicht. Und die Frau stirbt schließlich in Verzweiflung und unter Gewissensqualen. Das ist der Vorgang. Eine Menge Nebenpersonen greifen ein. Aber zu einer klar fortschreitenden Handlung kommt es nicht. Die Untersuchung vor dem Amtsvorsteher, bei welcher der Verdacht auf einen unschuldigen blödsinnigen Jungen abgelenkt wird, bleibt resultatlos, wie denn die ganze Sache überhaupt gleichsam im Sande verläuft. Nehmen wir hinzu, daß die sämtlichen Personen des Stückes, nicht nur ohne irgend wärmere Anteilnahme beim Zuschauer zu erregen, sondern überhaupt auch ohne schärfere oder eingehendere Charakteristik, ohne irgend psychologisches Interesse, als höchst langweilige, unbedeutende und gemeine Menschen gezeichnet sind, daß von Entwickelung weder in den einzelnen Charakteren noch in der Handlung als solcher die Rede ist, so werden wir sagen müssen: der Eindruck, den das Stück hinterläßt, ist so öde, so ärmlich wie bei keinem der früheren. Hauptmann nennt sein Werk auf dem Titel eine „Tragikomödie". Aber von wirklicher Tragik, von tragischen Verhängnissen, die das Gemüt bewegen, finden wir

Digitized by Google

nichts. Aber wir finden auch das nicht, was wir von der Komödie erwarten. Ein gesunder Humor fehlt durchaus, selbst die niedere Komik fehlt beinahe gänzlich. Es ist nichts als die flachste Langweiligkeit vorhanden. Wir haben zwar beim Anhören etwas weniger unter direkter Unflätigkeit und Gemeinheit zu leiden wie bei manchem der früheren Stücke, aber dafür ist es, künstlerisch angesehen, das schwächste von allen Stücken, die Hauptmann geschrieben hat. Selbst die Sprache ist matt und unbedeutend, und der Dialekt, sonst auf schlesischem Boden mit erstaunlicher Virtuosität behandelt, verliert hier durch die sonderbare Mischung von berlinischem und schlesischem Dialekt. Diese Mischung tritt besonders bei dem Ehepaar Fielitz, dem Schuhmacher, hervor. Man muß dem Dialekt nach annehmen, daß diese Leute aus Schlesien nach der Mark übergesiedelt sind. Doch findet sich in dem ganzen Stück davon keine Andeutung. Eine Wunderlichkeit ist auch das, daß die acht Töchter des früheren Gendarmen Rauchhaupt im Personenverzeichnis als volle Personen mit ihren Namen aufgeführt sind, während sie im Stück nur ein einziges Mal, und da als stumme Gruppe, figurieren. Kurz das Stück ist bei seiner dramatischen und psychologischen Unbedeutendheit auch noch so nachlässig gearbeitet, daß man, wenn nicht der Name Gerhart Hauptmann auf dem Titelblatt stände, es gänzlich unbeachtet lassen würde.

So ist also Hauptmann nicht fortgeschritten, wie wir es doch bei allen großen Dichtern sonst wahrnehmen können. Er ist — ganz wie die Helden seiner Dramen — das, was er ist, ohne an sich selbst zu arbeiten, ohne sich weiter zu entwickeln. Versuche, darüber hinauszugehen, sind ihm nicht geglückt. Er kehrt immer wieder, wie wir das speciell bei „Michael Kramer“ hervorhoben, zu seinen ersten Anfängen zurück. Zwar das wollen wir ihm zugestehen: auf diesem seinem eigensten Boden ist er bis zu einem gewissen Grad Herr seiner selbst. Die Darstellung des rein Zuständlichen gelingt ihm vermöge seiner eminenten Gabe, die Wirklichkeit zu sehen, meist vorzüglich. Er kann Menschen, die er gesehen hat, als Miniaturmaler trefflich darstellen. Aber er sieht eben an ihnen nur das Alltägliche, ja das Häßliche und Gemeine, das, was schließlich alle Menschen sehen. Hingegen für das Große und Hohe, das Gott eben doch glücklicherweise auch in die Menschennatur gelegt hat, fehlt

Digitized by Google

ihm das Auge. Vollends das, was doch des Dichters und des Künstlers eigentliche Sache ist: Menschen *schaffen*, sie vermöge ihrer göttlichen Mitgift unter der Einwirkung der gegebenen Verhältnisse etwas *werden* lassen, das vermag er nicht. Und so ist er denn bei all seinem konsequenten Naturalismus im Grunde genommen doch nicht eigentlich *wahr*. Daß es Menschen giebt, die so aussehen, wie *Hauptmann* sie sieht und schildert, soll nicht geleugnet werden. Aber selbst der einzelne Mensch ist in Wirklichkeit gar nicht der Mensch, als welcher er sich dem oberflächlich sehenden Auge darbietet. In jedem Menschen steckt, wenn auch tief verborgen, etwas vom Ebenbilde Gottes. Und dieses tief Innerliche an das Licht zu ziehen, es sich entwickeln zu lassen, oder auch, nachdem es hervorgetreten, es durch des Menschen Schuld verderben und zu Grunde gehen zu lassen, das ist des Dichters Aufgabe, das ist es, was er uns an seinen Gestalten erleben lassen soll. Dieser Aufgabe jedoch ist *Hauptmann* durchaus nicht gewachsen. Ja er scheint gar nicht einmal zu ahnen, daß das eine ihm, dem Dichter, gestellte Aufgabe ist. Und eben darum sind auch seine Menschen, selbst die einzelnen, die er mit überraschender kleinmalerischer Kunst darstellt, nicht *wahr*. Aber noch ein weit größeres Unrecht am Menschen begeht er damit, daß er uns glauben machen will, so wie er sie zeichnet, so sei die heutige *Menschheit überhaupt*. Trotz aller scharfen Beobachtung vermag er nicht zu sehen, daß es in Wahrheit noch eine ganz andere giebt, daß es auch in der heutigen Welt Menschen giebt, die ehrlich und treu an sich selbst arbeiten, sich erziehen lassen und aus dem schwülen Dunst des Gemeinen sich erheben zu höherem und besserem Dasein. In ihnen liegt der Kern der Menschheit. Sie sind die eigentlichen Menschen, die, welche eine Gewähr sind für die Zukunft unseres Geschlechtes. Wer als Dichter *Menschen* darstellen will, muß doch vor allem auf *diese* sein Auge richten. Es ist *Hauptmanns* großer Fehler, daß er diese Menschen nicht sieht, vielleicht auch seine *Schuld*, daß er sie nicht sehen *will*. Aber eben darum ist er das nicht, was wir von einem großen Dichter verlangen. Nehmen wir dazu, was wir schon oben berührten, daß er durch den Beifall der großen Masse, gerade durch das, was die niedere Schicht des großen Publikums bei seinen Dramen empfindet, in seinem Schaffen sich bestimmen läßt, daß er kleinlich genug ist, um der

Digitized by Google

Sicherheit des Beifalls willen nicht weiter an sich zu arbeiten, so wird uns vollends klar, daß das deutsche Volk nicht Ursache hat, stolz auf ihn zu sein als auf einen seiner ersten Geister. — Ein Dichter ist Hauptmann, das soll nicht verkannt und nicht geleugnet werden. Er hat eine außerordentliche dichterische Begabung, und unter den Dichtern der Gegenwart steht er ganz ohne Frage in der vordersten Reihe, nicht nur was seinen Ruf anlangt, sondern auch in betreff dessen, was wirklich von dichterischer Kraft, von Gemüt und Mitgefühl in ihm vorhanden ist. So hat er auch, um nur dieses eine noch hervorzuheben, eine staunenswerte Herrschaft über die Sprache. Er beherrscht sowohl den Volksdialekt mit urwüchsiger, angeborener Meisterschaft, als auch den Zauberklang der poetischen Sprache. Aber seine dichterische Begabung ist einseitig und beschränkt. Das Große, das Hohe, das Gewaltige fehlt ihm. Darum kommt auch bei aller Schilderung menschlichen Elends das eigentlich Tragische nie zur Geltung. Es ist deshalb auch ein ganz verkehrtes Bemühen, ihn unter die großen Dichter der Weltlitteratur einzureihen, wie es seine Freunde und Anhänger so gern thun möchten. Neue Wege hat er gesucht, das wollen wir ihm gern zugestehen, und zwar Wege, die an und für sich berechtigt sind und die auch in der künftigen Litteratur gegangen werden müssen. Aber zum Ziel hat er uns nicht geführt. Er ist im Suchen stecken geblieben. Drei Stücke hat er geschrieben, die, wenn auch mit vielen Fehlern behaftet, doch ihren dichterischen Wert haben und wohl auch dauernd behalten werden: „Die Weber," „Hanneles Himmelfahrt" und „Die versunkene Glocke". Alles übrige ist unbedeutend. Und im ganzen genommen ist seine Laufbahn abwärts gegangen. Dabei ist er doch erst ein Mann von vierzig Jahren. Ob wir noch einen neuen Aufschwung von ihm erwarten dürfen, ist nach allem, was wir bisher von ihm empfangen haben, mehr als zweifelhaft. Schade um das schöne Talent, das so rasch verkümmert ist!

Noch ein Wort möchten wir beifügen über Hauptmanns Stellung zum Christentum. Es soll natürlich nicht gesagt werden, daß diese Stellung einen Maßstab abgeben soll für die ästhetische Beurteilung. Wir sind weit entfernt davon, den Wert eines Gedichtes nach dem religiösen Standpunkt des Dichters abzuschätzen. Aber gerade bei Hauptmann ergeben sich in dieser

Digitized by Google

Beziehung einige interessante Gesichtspunkte. Wir sahen schon, daß von der Mutter her ein religiöser, ja pietistischer Einschlag in seiner Erziehung liegt. So ist ihm denn auch das Christentum ein Stück Wirklichkeit, das zum Leben gehört. Er sieht es im Leben hie und da, und wo er es sieht, da tritt es ihm mit solcher Macht entgegen, daß er nicht daran vorbei kann. In den „Webern" tritt denn auch ein einfacher, schlichter Repräsentant christlicher Lebensanschauung auf. Aber die Schilderung dieses Mannes bleibt durchaus in der Zuständlichkeit. Der Mann wirkt nicht als Christ. Ja nicht einmal in ihm selbst ist das Christentum eine treibende, umwandelnde Kraft. Es ist für ihn nur eine angenommene, traditionell überkommene Anschauung. In der „Versunkenen Glocke" tritt ebenfalls das Christentum als etwas Gegenständliches auf. Und der Pfarrer, der es vertritt, will mit seiner Überzeugung auch wirken. Aber er ist doch im Grunde ein Mann des Buchstabens, des Gesetzes. Das wirkliche Christentum, das Evangelium von der Erlösung, tritt nicht in den Lebenskreis des Glockengießers. Und darum verwirft er des Pfarrers Mahnung und sucht ein besseres, höheres Christentum, das reiner ist und wirklich weltbefreiend wirken soll. Aber er findet es nicht und bleibt in unklaren Vorstellungen und Entwürfen hängen. Selbst in „Michael Kramer" treten religiöse Fragen und Vorstellungen auf. Der alte Kramer sagt an der Leiche seines Sohnes zum Maler Lachmann: „Ich bin vielleicht nicht so zerstört, als Sie denken, und nicht so trostlos, wie mancher meint. Der Tod, sehn Se, weist ins Erhabene hinaus. Da wird man niedergebeugt. Doch was sich herbeiläßt, uns niederzubeugen, ist herrlich und ungeheuer zugleich. Da wird man aus Leiden groß." Und dann wieder: „Gott ist mir alles, der Pastor nichts." Und endlich: „Wo sollen wir landen? Wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse, wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht! Was wird es wohl sein am Ende?" — So findet ein Mann wie Michael Kramer bei dem schwersten Leid, das ihn betroffen, Trost, oder sucht doch wenigstens diesen Trost in religiösen Gedanken. Nur daß es nicht zum wirklichen Haben kommt. Es bleibt ein Ahnen, ein Vorstellen von etwas, das möglich sein könnte, es bleibt ein unbeantwortetes Fragen. Eine klare, feste Gewißheit ist es nicht. — Das verhältismäßig

Digitized by Google

Reinſte und Klarſte vom Chriſtentum, wenn auch von Sentimentalität angekränkelt, finden wir in „Hanneles Himmelfahrt". Hier iſt wirklich etwas da von Glauben an die Erlöſung. Das Kind lebt in dieſem Glauben und überwindet in ihm alle Furcht und alles Grauen. Aber es iſt eben doch nur ein Kind, das es ſo vom Lehrer gehört hat. Der Glaube iſt noch nicht die befreiende That mitten im Ernſt des Lebens. Und ſelbſt was das Kind fühlt, iſt doch wiederum nur ein vom Leben abgezogener Traum, eine Viſion, nicht volle, reale Wirklichkeit. — So iſt alſo, wie wir ſehen, für Hauptmann das Chriſtentum an ſich wohl etwas Wirkliches. Es iſt im Leben vorhanden und aller Beachtung wert. Man kann es unmöglich überſehen. Aber es iſt für ihn etwas rein Gegenſtändliches, das eben als ſolches geſchaut wird. Es iſt nicht innerlich vom Dichter erfahren, erlebt, ergriffen. Darum bleibt es ihm ſeinem Weſen nach etwas Fremdes. Er ſieht immer nur eine gewiſſe vorübergehende Erſcheinung desſelben, wie man ein Kleid ſieht von beſtimmter Farbe, das etliche Menſchen tragen. Daß es das iſt, was den Menſchen erſt lebendig und frei und darum erſt wirklich zum Menſchen macht, ſieht er nicht. Darum kann er es auch nicht darſtellen als die objektive Macht, die einzige, die erſchütternd und darum löſend ins Menſchenleben eingreift. — Aber es iſt doch immerhin eine intereſſante Beobachtung, die wir da machen. Das Chriſtentum iſt offenbar im Menſchenleben, und gerade auch in unſerem heutigen Leben eine objektive, reale Macht, ein ſo objektives Ding, daß ſelbſt ein Hauptmann, der doch immer nur das Alleräußerlichſte am einzelnen Menſchen ſieht, es wahrnehmen muß und nicht umhin kann, es in ſeinen Dichtungen, wenn auch immer nur ſo, wie er es geſehen hat, darzuſtellen. Ein Beweis für Hauptmanns echt realiſtiſches Sehen, aber auch zugleich ein Beweis dafür, daß etwas von dichteriſchem Schauen und Geſtalten in ihm liegt. Was vermöchte er zu ſchaffen, wenn er recht und wenn er tief ſehen könnte! —

Ein weiterer Vertreter der modernen Dichtung iſt Hermann Sudermann. Er iſt um einige Jahre älter als Gerhart Hauptmann. Geboren iſt er 1857 in Matziken im Kreis Heidekrug, Oſtpreußen. Wir reden aber erſt hier von ihm, nachdem wir Gerhart Hauptmann kennen gelernt haben. Einmal darum, weil Sudermann nicht in der ausgeſprochenen

Digitized by Google

Weise wie Hauptmann der Vertreter eines Prinzips ist, nämlich des modernen Realismus, der zum Naturalismus wird, also nicht so ausschließlich tonangebender Führer einer neuen Richtung, sondern mehr ein Eklektiker, der sich so viel von der neuen Richtung aneignet, als er für sein Publikum brauchen zu können meint. Weiter aber reden wir auch darum erst hier von ihm, weil er als Dichter doch erst in zweiter Reihe steht und dem innern Wert nach mit Hauptmann nicht auf die gleiche Stufe zu stellen ist. Endlich aber auch darum, weil sein Ruhm als Theaterdichter erst in der gleichen Zeit (1889) zu strahlen beginnt, in welcher Hauptmann das Theaterpublikum gefangen nahm.

Charakteristisch ist vielleicht, daß auch bei Sudermann ähnlich wie bei Hauptmann schon in der Kindheit ein religiöser Einfluß sich geltend macht. Er entstammt nämlich einer Mennonitenfamilie, und die Mennoniten sind in der Regel streng religiös. Auch das hat er mit Hauptmann gemein, daß er die begonnene Ausbildung auf der Realschule nicht ungestört fortsetzen konnte. Er mußte sie, da die häuslichen Verhältnisse nicht glänzend waren, schon mit vierzehn Jahren wieder verlassen und trat nun bei einem Apotheker in die Lehre. Doch blieb er nicht bei diesem Beruf. Von befreundeter Seite wurde es ihm später möglich gemacht, das Studium wieder aufzunehmen, dem er sich nun mit Fleiß und Eifer widmete. Nachdem er das Realgymnasium in Tilsit absolviert, studierte er an der Universität Königsberg. Philologie und Geschichte waren die Hauptgegenstände seines Studiums. Mit 20 Jahren ging er nach Berlin und vollendete hier sein Studium. Bald trat er auch in die Schriftstellerlaufbahn ein, zunächst als Journalist.

Novellistische Skizzen, die er daneben schrieb, blieben unbeachtet. Erst mit dreißig Jahren vollendete er sein großes und bedeutungsvolles Erstlingswerk: „Frau Sorge." Das Werk ist ein mit großer realistischer Kunst geschriebener Roman, der sich auf scharfer Beobachtung des Lebens aufbaut. Packend und das Gemüt tief ergreifend wirkt er auf den Leser. Denn die einzelnen Gestalten sind alle ungemein lebenswahr geschildert und doch zugleich mit dichterischer Kraft gestaltet. Gegenstand der Erzählung ist die Entwickelung eines Menschen, der aus den denkbar trübsten und niederdrückendsten Verhältnissen heraus sich zum

Digitized by Google

thätigen und tüchtigen Mann emporarbeitet. Nur die letzte lösende Katastrophe ist künstlich gemacht. Sie wächst nicht mit innerer Notwendigkeit aus dem bisherigen Gang der Entwickelung heraus. Denn daß Paul Meyhöfer sein eigenes Gehöft angezündet, um den Vater drüben auf dem Nachbargut abzuhalten, dort aus Rache das Gleiche zu thun, ist sowohl unnatürlich gedacht als auch in den einzelnen Zügen auf viel Unwahrscheinlichkeit aufgebaut. Aber es soll eben damit die „Frau Sorge", die von Kind auf über ihm und dem Hause der Eltern drückend und hemmend gewaltet, versöhnt werden, so daß nun ein glückliches Leben an der Seite des geliebten Weibes sich vor ihm aufthun kann. So wird um der Idee willen der Wirklichkeit Gewalt angethan. Es ist also nicht der reine Realismus, der uns aus dem Roman entgegentritt. Abgesehen von dieser Unnatur ist aber der Roman gut und ohne Frage das Werk eines Dichters, wenn auch nicht das eines schöpferischen Genius.

Wäre Sudermann von hier aus weiter fortgeschritten und hätte er die hier aufkeimende Begabung weiter entwickelt, so hätte er vielleicht den deutschen Roman auf neue, bis dahin ungekannte Höhen führen können. Er wäre jedenfalls wohl ein Großer geworden im Reiche dichterischer Erzählung. Aber unglücklicherweise wachte etwas anderes in ihm auf und führte ihn auf verhängnisvolle Bahnen. Er hatte mit „Frau Sorge", obgleich er dem realistischen Zug der Zeit durchaus entgegenkam, zunächst nicht den erwarteten Erfolg. Das brachte ihn augenscheinlich auf die Idee, es fehle dem Roman etwas. Und als das Fehlende mochten ihm die scharf herausgearbeiteten Pointen, das Glänzende und Auffallende in Erfindung und Darstellung erscheinen. Das erstrebte er nun. Und so geriet er in das Sensationelle. Künstlich gesucht, unnatürlich übertrieben, dabei manieriert und affektiert, anstatt geworden und gereift in der Stille eines dichterischen Gemütes, ist fortan alles, was er schreibt, nach Stoff und Darstellung. Die Mache tritt an die Stelle dichterischer Erfindung, das Haschen nach dem Effekt an die Stelle des Getriebenwerdens von innen heraus. Und das ist sein Verhängnis. Seine dichterische Natur ist nicht tief und kraftvoll genug, um das zu erkennen und das Falsche aus sich herauszustoßen. Also gerade das, was an „Frau Sorge" fehlerhaft war, das Gesuchte und Unnatürliche, ist zum Ausgangspunkt der

Digitized by Google

weiteren Entwickelung des Dichters geworden, während das Gute und Echte in „Frau Sorge“ fortan latent geblieben ist.

Nach zwei Jahren (1889) erschien ein zweiter Roman Hermann Sudermanns: „Der Katzensteg“. An kraftvoll realistischer Auffassung und Darstellung ist er dem ersten etwa gleich. Aber das unnatürlich Geschraubte, das nur auf sensationellen Effekt Berechnete tritt hier weit mehr hervor. Und was Voraussetzungen und Motive, was die Herleitung der Ereignisse betrifft, so ist hier noch größere Unwahrscheinlichkeit vorhanden wie dort. Schließlich ist die ganze geistige Atmosphäre des Romans in sittlicher Beziehung dumpf, schwül und widerwärtig. Sudermann tritt hier breit und rücksichtslos auf den Boden, auf dem auch sonst der Roman der Modernen sich bewegt, und folgt damit dem Zuge der Zeit.

Bald erkannte Sudermann, daß gerade das, was er erstrebte, das effektvoll Blendende, das Überraschende und Auffallende, sich weit besser auf dem Theater erreichen lasse als im Roman. So wandte er sich der dramatischen Dichtung zu, bei der er auch seither der Hauptsache nach geblieben ist. Sein erstes Drama, gleichfalls 1889, führt den Titel „Die Ehre.“ Es ist ein soziales Familiendrama, wie die ersten Dramen Hauptmanns es auch waren. Aber was wir hier sehen, ist nicht die naive Zuständlichkeit des eigentlichen Naturalismus, der nur Geschautes, wie es wirklich ist, auf dem Wege szenischer Darstellung wiedergeben und dabei sagen will: „seht, so ist es, so sind die Menschen“; sondern in diesem Stück waltet eine sehr starke Tendenz. Daher die bewußte, künstlerisch drapierte Zuspitzung. Der Dichter tritt mit einer bestimmten Meinung, man könnte sagen Parteimeinung auf und sucht ihr durch Personen und Ereignisse Geltung zu verschaffen. Die Ehre, will er sagen, hängt gar nicht an einem bestimmten Stand, sie ist ganz allgemein, jeder kann sie haben, aber im Grunde ist sie ein Phantom.

Etwas mehr auf den Boden krasser Zustandsschilderung tritt Sudermann mit seinem zweiten Drama: „Sodoms Ende“ (1891). Hier ist der Held ein Künstler, aber kein wahrer und echter, sondern einer, der in vermeintlicher Genialität sich durch alle Einflüsse einer modernen verlebten Gesellschaft hindurchwinden will, jedoch daran zu Grunde geht. Es wird mehr sittliche Ver-

Digitized by Google

kommenheit, mehr abschreckende Gemeinheit dargestellt als in dem ersten Stück, überdies mit sehr grellen Farben gemalt. Aber doch ist es nicht der ganze und volle cynische Naturalismus der sonstigen Modernen, was uns hier gezeigt wird; sondern es ist ihm nur allerhand entnommen, das hier mit den älteren Gewohnheiten früherer Dramatiker und mit dem, was ein früheres Publikum schmackhaft fand, gemischt erscheint. Es ist, als wollte der Dichter sagen: „Bis auf einen gewissen Grad muß man ja den modernen Ton anschlagen und mitmachen, aber er darf nicht herrschen, er darf nicht die alten Gewohnheiten des bürgerlichen Rührdramas einfach wegfegen. Gerade durch die Mischung des Hergebrachten mit dem Modernen gewinnt und befriedigt man alle."

Mit diesen beiden Stücken hatte Sudermann großen Erfolg. Und nun ist es auch weiter der Bühnenerfolg, was ihn in der Wahl des Stoffes wie in der Behandlung desselben bestimmt. Er ist für ihn das Maßgebende. Der Dichter, der Künstler ordnet sich diesem Erfolg unter. Das wird vor allem klar in dem dritten Stück, mit dem zugleich sein Ruhm weit über die die Grenzen Deutschlands hinausging. Es führt den Titel „Heimat" (1893). Dieses Stück ist für Sudermanns künstlerisches Schaffen typisch. Es ist ganz auf den Bühnenerfolg hin gearbeitet und, theatralisch angesehen, das bedeutendste seiner Stücke. Es hat denn auch den größten Erfolg gehabt, es hat ihn populär gemacht wie kein anderes, es hat ihn auf den Schild erhoben als den ersten Dramatiker unsrer Tage; und die gefeiertsten Schauspieler und Schauspielerinnen auf verschiedenen Bühnen Europas haben sich zu seinen Rollen gedrängt. Darum gehen wir hier ein wenig näher gerade auf dieses Stück ein. Ein Oberstleutnant, mit Leib und Seele Soldat, politisch und sozial in den Traditionen des preußischen Offizierstands festgewurzelt, lebt als pensionierter Offizier in einer Provinzialhauptstadt. Er ist zum zweitenmal verheiratet. Aus erster Ehe hat er zwei Töchter: Magda und Maria. Um die Hand der älteren hat ein Pfarrer der Stadt, ein tüchtiger Mensch und dem Hause befreundet, angehalten. Der Vater hat den Bewerber begünstigt, hat von der Tochter, militärischen Gehorsam fordernd, das Jawort einfach verlangt. Magda aber, freiheitsdurstig und selbstherrlich, hat es verweigert. Dafür mußte sie aus dem Haus.

Digitized by Google

Dem Namen nach wurde sie Gesellschafterin einer älteren Dame in Berlin, in Wirklichkeit aber ließ sie sich zur Sängerin ausbilden und ging, eigenmächtig ihren Beruf wählend, zur Bühne. Als der Vater davon hört, wird der Bruch zwischen ihm und der Tochter vollständig. Er verstößt sie, und ihr Name darf im Hause fortan nicht mehr genannt werden. Sie gilt als verschollen. Der Oberstleutnant steht mit dem Pfarrer, der nach wie vor Freund des Hauses geblieben, in gemeinsamer Arbeit an der Spitze eines ausgedehnten christlichen Vereinswesens. Er selbst meint es damit aufrichtig, während es für seine Frau und Schwägerin nur eine Sache des Ehrgeizes ist. In diese Bestrebungen und zugleich in die Freundschaft des Hauses drängt sich ein junger Regierungsrat, Dr. v. Keller, ein gewissenloser Streber, der aber vom Oberstleutnant mit offenen Armen aufgenommen wird. So liegen die Dinge, als die Stadt mit riesigem Pomp ein Musikfest veranstaltet. Eine italienische Sängerin, eine europäische Berühmtheit, wird aus Mailand herbeigerufen; sie soll die Krone des Festes sein. Sie erscheint, und es stellt sich heraus, daß diese gefeierte Sängerin die verschollene Magda ist, die vor zwölf Jahren das elterliche Haus verlassen hat. Während Mutter und Tante sich am Glanz ihres Ruhmes sonnen, will der Vater sie einfach ignorieren. Doch das vermag er schließlich nicht. Magda, die das Haus der Eltern nur am Abend mit seinen erleuchteten Fenstern von außen ansehen will, wird von den Eltern hereingerufen und eingeladen, bei ihnen Wohnung zu nehmen. Daß die Tochter einwilligt, ist das Werk des Pfarrers. Aber der Konflikt kann nicht ausbleiben. Er entwickelt sich furchtbar. Als der Oberstleutnant erfährt, daß Keller, während er in Berlin das Doktorexamen gemacht, dort zu Magda in galanten Beziehungen gestanden hat, verlangt er, um die Ehre des Hauses zu retten, die sofortige Heirat der beiden. Keller ist auch bereit unter der Bedingung, daß das vorhandene Kind vor der Öffentlichkeit beschwiegen wird und aus ihrem Gesichtskreis verschwindet, und daß Magda ihren Beruf als Künstlerin aufgiebt. Dem widersteht Magda, denn Beruf und Kind sind ihr heilig, und Keller wird ihr in seiner Feigheit und Selbstsucht widerwärtig. Schließlich gesteht sie dem Vater, daß Keller durchaus nicht der einzige gewesen, zu dem sie solche Beziehungen gehabt. Da gerät der Vater in verzweifelte Wut

Digitized by Google

und will die Tochter erschießen. Aber er vermag die That nicht mehr auszuführen. Mit der Pistole in der Hand sinkt er zurück, bricht im Sessel zusammen und stirbt. — Schon aus dieser Analyse des Stückes geht hervor, daß es reich an theatralischem Effekt ist. Hier ist nichts von jener breiten Zuständlichkeitsschilderung, wie wir sie bei Hauptmann finden. Ja die Gesellschaft, die freilich geschildert werden soll, ist nicht bloß photographiert, sie ist mit Künstlerhand gestaltet. Und welche Entwickelung! Alles drängt Schlag auf Schlag mit dramatischer Wucht zur Entscheidung. Die dargestellten Personen selbst sind die Träger der Entwickelung, sind die Faktoren des Geschehens. Besonders wirkungsvoll ist die Rolle der Magda durchgearbeitet. Heimatlos geworden und nur im Künstlerberuf ihre Heimat sehend, kehrt sie plötzlich wie zufällig in die alte Heimat zurück und betritt das ihr fremd gewordene Elternhaus. Hier tritt sie zuerst mit ungeheurer Überlegenheit und hochgesteigertem Selbstbewußtsein auf. Und dieser Triumph über die scheue Hilflosigkeit und geheime Bewunderung der Mutter, Schwester und Tante ist mit meisterhafter dramatischer Kunst herausgearbeitet. Allmählich aber klopft doch die Heimat mit sanfteren Tönen an die verschlossene Pforte ihres Gemüts. Diesen Tönen kann sie sich nicht ganz entziehen. Und gerade diese Wandlung, durch den Pfarrer vermittelt, ist psychologisch angesehen ungemein reizvoll und unstreitig das Beste im ganzen Stück. Aber schließlich siegt bei Magda doch, namentlich in der grandios entwickelten Unterredung mit Keller, das rein selbstische Princip: Ich bin ich, und so, wie ich mich selbst gemacht, so bleibe ich, und die Welt, die ich mir geschaffen, halte ich mir aufrecht. So vernichtet ihr Dazwischentreten das bisherige, einigermaßen trauliche Idyll der Heimat, ohne daß sie selbst von dieser Berührung mit der Heimat irgend welchen Gewinn hätte. Das ist der tragische Ausgang. Aber der ganze Konflikt bleibt im Grunde genommen doch roh, gewaltsam, äußerlich. In die Tiefe des Seelenlebens, in das innere Ringen einer großen Persönlichkeit führt uns das Drama nicht. Nirgends steht sittlicher Edelmut und wahre Größe, sei es siegend oder unterliegend, im Kampf gegen feindliche Mächte. Nirgends dringt die Macht des Gemütslebens erwärmend und befreiend durch. Sudermann ist viel zu wenig Dichter, um die Gegensätze im Menschenleben anders als rein äußerlich aufeinander

Digitized by Google

stoßen zu lassen. Und gerade die Auseinandersetzung, in welcher Magda dem Vater zum erstenmal ihre Vergangenheit, ihre ganze Stellung zum Vaterhaus enthüllt, wo also am ehesten ein inneres, starkes Ringen des Gemüts zu Tage treten könnte, verlegt Sudermann charakteristischerweise hinter die Scene. So ist eben im Grunde alles, was wir sehen, öde, flach, alltäglich. Es ist dieselbe kraftlose und haltlose, verkommene und verlebte Gesellschaft wie bei Hauptmann und den modernen Dichtern überhaupt, nur daß sie hier bei Sudermann dramatisch bewegt wird. Aber wenn er auch den Erfordernissen des Theaters und den Bedürfnissen des Theaterpublikums gerecht wird, ein Dichter im eigentlichen, im tieferen Sinn ist Sudermann deshalb noch nicht, ja er ist es weit weniger wie Hauptmann, denn das, was den Dichter macht, das Schaffen mit dem Drang des Gemüts, die Stimmung, das Mitgefühl, fehlt ihm.

In den folgenden Jahren trat Sudermann mit einigen Stücken auf, die ihn nicht gerade auf einem neuen Gebiet und auch nicht wesentlich gewachsen zeigen. Zunächst waren es zwei Erzählungen: „Jolanthes Hochzeit“ und „Es war“. Letzteres (1898) ist ein breit angelegter Roman, der, ohne die psychologische Sicherheit, Wärme und Mitempfindung von „Frau Sorge“ zu besitzen, den ostpreußischen Junker als eine Art Übermenschen schildert. Der Leser jedoch wendet sich geekelt von diesem „Übermenschen“ ab. Weiter folgte eine Komödie: „Die Schmetterlingsschlacht,“ einen Ausschnitt aus einer bestimmten Gesellschaft, aber einer sehr widerwärtigen Gesellschaft darstellend, und das Schauspiel: „Glück im Winkel“, von dem Karl Weitbrecht*) sehr treffend sagt: „Am Ende des Dramas sieht alles, wie es war, nur daß man mehr den Winkel sieht als das Glück und sich vergeblich fragt, inwiefern der ganze Apparat aus Nietzsche nötig sei, um einen ganz gewöhnlichen, brutalen Genußmenschen kraftmeierisch zum Übermenschen aufzublähen.“ Weiter stellte Sudermann drei Einakter zusammen unter dem gemeinsamen Titel „Morituri,“ weil hier überall der Tod schließlich die herbeigequälte Lösung bringt. Die einzelnen Stücke sind sehr verschieden nach Schauplatz und Inhalt, aber von größerer Bedeutung ist keins.

*) Deutsche Litteraturgeschichte im 19. Jahrhundert (Sammlung Göschen).

Digitized by Google

Wie Gerhart Hauptmann, von seinen bürgerlichen Stoffen aus der unmittelbaren Gegenwart nicht mehr ganz befriedigt, sich dem Gebiet der Geschichte zuwandte und, seinen Naturalismus auf die große geschichtliche Bewegung des Bauernkrieges übertragend, seinen „Florian Geyer" schuf, so sehen wir auch Sudermann den gleichen Schritt thun. Aber beidemal war es ein arger Mißgriff. Die vorhandenen Mittel der „modernen" Dichtung reichen bei weitem nicht aus für die große geschichtliche Tragödie. Das haben beide Dichter in diesen ihren Versuchen klar gezeigt. Sudermann wählte zum geschichtlichen Hintergrund die Zeit des jüdischen Volkes, da es, an der traditionellen äußeren Gesetzesgerechtigkeit innerlich erkrankt und haltlos geworden und dem römischen Joch verfallen, sehnsuchtsvoll nach einem kommenden Retter ausschaut. Der Typus dieser Zeit, Johannes der Täufer, wird für ihn zum Helden der Tragödie. Die Tragödie „Johannes", aus einem Vorspiel und fünf Akten bestehend, erschien 1898. Die Anhänger und Freunde Sudermanns strichen dieses Stück mit unerhörter Reklame heraus, aber wer besonnen herantrat und vielleicht Neues und Großes erhofft hatte, sah sich bitter enttäuscht. Das Vorspiel, dessen Schauplatz eine wüste, felsige Gegend in der Nähe von Jerusalem ist, zeigt uns das jüdische Volk, erfüllt von starker messianischer Hoffnung. Aber schon hier ist Johannes keineswegs der starke, zielbewußte Führer, dem das Volk vertraut, sondern ein haltlos schwankender Mensch, der selber gar nicht weiß, was er will. Und so steht er vor uns die ganzen folgenden Akte hindurch. Das Volk und namentlich seine eigentlichen Jünger wollen, daß er dem Herodes, der durch seinen schamlosen Wandel die gesetzestreuen Juden aufs tiefste verletzt, richtend entgegentrete. Aber dazu kann er sich nicht ermannen. Er hört durch andere, daß Jesus, der Nazarener, von dem Johannes überzeugt ist, daß er in der That der ist, „der da kommen soll", die Liebe höher stellt als das Gesetz und sogar „die Feinde" zu lieben befiehlt. Das verwirrt ihn und lähmt seinen Mut. Denn für Liebe hat er kein Verständnis. Er verwechselt in seinem starken Asketentum sogar die reine, selbstlose Liebe, die vom Himmel stammt, mit der niederen Sinnenlust. Er hat, wo er vor dem Volk vom Messias sprach, ihn immer geschildert als den König, der im goldenen Harnisch mit hochgeschwungenem Schwert

Digitized by Google

auf seinem Schlachtroß daherſprengt, ſeine Feinde in den Staub tritt und alles Böſe und alle Ungerechtigkeit zermalmt, für die Frommen und Reinen aber ein Reich des Friedens und der Herrlichkeit aufbaut. Nun hört er von einem ganz anderen Mann, der die Armen und Unglücklichen tröſtend aufſucht und dem Sünder verzeiht. Das bricht ihn innerlich entzwei. Er hat weder die Kraft, dem kommenden Mann mit der Wucht ſeiner Überzeugung entgegenzutreten, noch innerlich überwunden ſich ihm voll und freudig in den Dienſt zu ſtellen. An dieſem Konflikt geht er zu Grunde. Das iſt zwar recht eigentlich tragiſch. Aber ein Held iſt dieſer Johannes darum nicht. Ganz abgeſehen davon, daß er dem bibliſchen Johannes durchaus nicht entſpricht, vielmehr ein Zerrbild von ihm darſtellt. Aber auch ſonſt iſt die dramatiſche Motivierung ſchwach. Theatraliſch iſt wohl manches, aber die innerliche, die eigentlich dramatiſche Durcharbeitung fehlt. Selbſt der Konflikt zwiſchen Johannes und Herodias iſt mehr äußerlich aufgeſtellt als innerlich herausgearbeitet, und auch der Thatſache, daß Herodes die dem Philippus entlaufene Herodias zur Gemahlin erhebt und ſich ihr dann feige unterordnet, fehlt die innere Motivierung. Endlich daß Salome einen Haß auf Johannes wirft und ihrer Mutter ſchließlich mit jener Bitte um das Haupt des Täufers Johannes darum nachgiebt, weil Johannes ſie mit ihrer Zumutung wollüſtigen Umgangs abgewieſen, iſt mehr gewaltſam empfunden als innerlich aus Charakter und Zeitumſtänden entwickelt. Und ſo iſt überhaupt alles äußerlich aufgefaßt und gewaltſam aufeinander geſtellt. Ein äußerliches Schauen, ein Entwickeln aus der Seele heraus iſt nicht vorhanden. So giebt es auch in dem ganzen Drama keinen einzigen, aus inneren Motiven dramatiſch belebten Dialog. Weiter müſſen wir ſagen: Für eine hiſtoriſche Tragödie im großen Stil fehlt doch hier jeder große Zug. Weder in dem Eifern Israels oder ſeiner Vertreter für Reinheit, Recht und Geſetz liegt ein ſolcher, noch in der Weltherrſchaft Roms, deſſen Vertreter im Drama geradezu lächerlich erbärmlich ſind. Er liegt aber auch nicht in dem, was von hinter der Scene aus dem Auftreten Jeſu herübertönt. Denn von einem gewaltigen und lebensvollen Einwirken des Nazareners auf ſeine Hörer, von dem Licht und der Wärme, die von ihm ausgeht und die Herzen wandelt, erfahren wir nichts. Das ganze Stück iſt im Grunde

Digitized by Google

genommen nichts als „Sodoms Ende“ auf jene Zeit des untergehenden Judentums übertragen. Wir sehen eine von innerer Fäulnis durchdrungene Gesellschaft vor uns, die nicht mehr lebensfähig ist, die aber auch zu retten niemand berufen ist.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie Sudermann, der alles machen zu können meint, dem Dichter des Naturalismus in die Fußstapfen tritt. Im „Johannes“ hatte er sich (1898) genau wie jener im „Florian Geyer“ (1895) auf die große geschichtliche Tragödie geworfen. Der Versuch war beiden mißglückt. Da greift Hauptmann hinüber in die wunderbare Welt des Märchendramas mit seiner „Versunkenen Glocke“ (1896) und hat beim Publikum großen Erfolg. Das sieht Sudermann, und sofort betritt auch er den Irrgarten des Märchens. Noch in demselben Jahr wie der „Johannes“ erschien von Sudermann ein Märchendrama in Versen: „Die drei Reiherfedern“. Aber die Symbolik ist hier noch viel unklarer wie bei Hauptmann, die Darstellung verschwommen und gestaltlos. Es lohnt sich für uns nicht, näher darauf einzugehen. Sudermann hat damit nur gezeigt, daß er es auf diesem Gebiet nicht kann. Um in der dichterischen Welt des Märchens leben und schaffen zu können, dazu muß man seiner innersten Natur nach Dichter sein. Und das ist Sudermann nicht.

Nach dem unsicheren Tasten in der Märchenwelt ging Hauptmann mit vollen Segeln wieder in sein eigenstes altes Fahrwasser. Es entstanden die rein naturalistischen Dramen „Fuhrmann Henschel“, „Michael Kramer.“ — Ganz dasselbe sehen wir bei Sudermann. Hier folgt auf die „drei Reiherfedern“ das Drama „Johannisfeuer,“ ein Schauspiel in vier Akten (1901). Die sehr unfeine Familie eines ostpreußischen Gutsbesitzers ist der Boden, auf dem das Stück sich abspielt. Der Neffe des Gutsbesitzers, städtischer Baumeister in Königsberg, ist Bräutigam der Tochter, und die Hochzeit steht vor der Thür. Die Tochter ist ein gutmütiges, oberflächliches, von den Eltern stark verhätscheltes Kind. Und mehr um der äußeren Verhältnisse willen als aus tieferer Neigung hat sich der Baumeister mit ihr verlobt. Eine von Kind auf im Haus aufgewachsene Pflegetochter, das Kind einer ganz verkommenen diebischen Landstreicherin, einst aus Mitleid angenommen, dann aber wegen ihrer Brauchbarkeit fast wie ein

Digitized by Google

Kind im Hause geschätzt und geliebt, fesselt den Baumeister im Grunde mehr. Sie ist auch nicht übel veranlagt, selbstlos, aufopfernd, mit einem gewissen romantischen Zug im Gemüt. Aber nachdem sie ihre verkommene Mutter kennen gelernt, bricht in ihr die wilde Natur durch, noch geschürt und entflammt durch eine schwülstige Rede des Baumeisters, die dieser am Johannisabend hält, als draußen die Feuer brennen, und in der er das Heidentum feiert, das in jeder Menschenseele liege und das wenigstens einmal im Jahr hervorbrechen müsse. In eben dieser Johannisnacht, vier Tage vor der anberaumten Hochzeit des Baumeisters mit der Tochter des Hauses, ergiebt sie sich ihm denn auch und verlangt nun, daß er mit ihr auf und davon gehe. Sehr oberflächliche Begriffe von Familienehre und Rücksicht auf die äußere Stellung halten ihn jedoch davon ab. Da beschließt sie, den Weg der Mutter in Elend und Schande zu gehen. Der Baumeister ist mit diesem Ausweg ganz einverstanden und — heiratet die Tochter. Das ist der Verlauf der dramatischen Handlung und der empörende Schluß. Von einem irgendwie tiefer liegenden tragischen Konflikt ist nicht die Rede. Ernstere Seelenkämpfe giebt es nicht. Die Personen des Stückes sind sämtlich oberflächliche Gestalten, ohne ernste Lebensanschauung, ja ohne sittlichen Ernst überhaupt. Die Männer zumal sind von entsetzlicher innerer Roheit. Konventionelle Rücksichten sind für sie das einzig Bestimmende. Man fragt billig: wozu ein solches Stück? Wodurch soll hier das Publikum des Theaters oder das lesende Publikum gewonnen, gefesselt und — wir dürfen doch wohl so fragen — ergriffen und gehoben werden? Niedrig, gemein und widerwärtig ist alles. Das personelle Niveau steht ein gutes Stück tiefer als in der „Heimat“. Dort war doch wenigstens in dem Oberstleutnant als dem Hausvater eine gewisse Standesehrenhaftigkeit, sozusagen ein Stück berechtigter Weltanschauung vorhanden, und der Konflikt war immerhin doch so ernst und tief, daß er das konventionell aufgebaute Dasein zerriß. Hier kommt es gar nicht zum Zerreißen. Es bleibt alles, wie es ist, und die konventionellen Lebensformen decken alles zu. Es ist ein grauenvolles Dasein, das uns hier enthüllt wird. Aber nur der Leser empfindet das Grauen. In den handelnden Personen wird nicht die Spur davon empfunden, auch nicht in einer einzigen Person. Was uns hier vorgeführt wird, ist eigent-

Digitized by Google

lich ganz der „Fuhrmann Henschel", auf einen ostpreußischen Gutshof versetzt, und die soziale Sphäre ist etwa um so viel höher gestellt. Nur daß merkwürdigerweise hier der Dramatiker Sudermann den Zustandsschilderer Hauptmann an dramatischer Kunst nicht erreicht. Der „Fuhrmann Henschel" ist dramatisch sehr gut durchgeführt. Vom „Johannisfeuer" läßt sich das kaum sagen. Die Entwickelung ist jedenfalls weit schwächer und dürftiger als in der „Heimat". Die Charakterzeichnung ist durchweg schablonenhaft, nicht einmal vom einfach psychologischen Gesichtspunkt aus ist sie tiefer begründet. Von gutem, klarem und folgerichtigem Aufbau, auch nur von dramatischer Wirkung einzelner Scenen kann kaum die Rede sein. Charakteristisch ist auch das, daß von Sudermann hier der ostpreußische Volksdialekt stark in Anwendung gebracht wird. Das Drama soll wohl dadurch realistischer erscheinen, tiefer hineingetaucht in die Sphäre Hauptmanns. Aber freilich mit der sprachlichen Feinheit Hauptmanns ist der Dialekt hier nicht durchgeführt. Er ist nicht einmal konsequent angewendet. — Wenn man das Schauspiel „Johannisfeuer" im ganzen rückschauend überblickt und es mit den früheren Sudermannschen und dann mit denen Hauptmanns vergleicht, so gewinnt man den Eindruck, Sudermann habe sagen wollen: „So, das rein naturalistische Drama findet auf der Bühne den meisten Beifall? Nun, wenn ihr das wollt — das kann ich auch." Aber er kann es eben nicht. Ja, an cynischer Gemeinheit fehlt es nicht. Darin nähert er sich stark der rein naturalistischen Schule. Aber die Naivität der Anschauung, des Sichhineinlebens und Mitempfindens, wie sie nur der Dichter hat, ebenso das plastische Wiederaufbauen des Geschauten, das auch nur des Dichters Gabe ist, fehlt leider nur allzusehr. Hierin ist Hauptmann weit mehr Dichter. Machen kann Sudermann viel, aber dichten nicht. Das „Johannisfeuer" ist ohne Frage von seinen bisherigen Stücken das schlechteste, das am tiefsten stehende, sowohl was das sittlich ästhetische Niveau, als auch was die dramatische Durchführung betrifft. Wir müßten unbedingt sagen: Sudermann ist mit seinen letzten Dramen in seinen dichterischen Leistungen von Stufe zu Stufe gesunken, so tief gesunken, daß wir ihn hoffnungslos aufgeben — wenn wir nicht in seinem neuesten Drama wieder eine gewisse Wendung,

Digitized by Google

ja nach mancher Seite hin etwas wie eine Erhebung erblicken dürften.

Im Jahr 1902 nämlich erschien das Drama: „Es lebe das Leben!“ Im Verhältnis zum „Johannisfeuer“ bedeutet es jedenfalls wieder einen Schritt aufwärts. Es liegt mit seinem dichterischen Wert ungefähr auf der gleichen Stufe wie die „Heimat“. Der Boden, auf dem es sich bewegt, sind gewisse Adelskreise in Berlin um die Wende des Jahrhunderts. Und dadurch, daß er in die politischen Tagesfragen und in die durch die Fragen hervorgerufenen Bewegungen eingreift, gewinnt es zwar nicht an dichterischem Wert, wohl aber an Interesse für das große Publikum; ein Umstand, den Sudermann fein herausgefühlt und der ihn bestimmt hat, gesellschaftlich wieder auf einen etwas höheren Boden zu steigen, als er ihn im „Johannisfeuer“ betreten hatte. Freilich innerlich stehen die im Drama geschilderten Kreise nicht gerade hoch. Es fehlt ihnen an dem tieferen Ernst einer wirklich sittlichen Weltanschauung. Aber es ist doch ein gewisses Bewußtsein von Pflicht und Ehre vorhanden, das die einzelnen Personen zum Handeln treibt, während im „Johannisfeuer“ von solchen Beweggründen des Handelns nicht die Spur zu entdecken ist. Auf den sittlichen Standpunkt der handelnden Personen gehen wir weiter unten etwas näher ein. Zunächst versuchen wir, den Gang der Handlung darzustellen. Graf Kellinghausen, bisher Mitglied des Reichstages, hat sein Mandat niedergelegt, um seinem Freunde, dem Baron v. Völkerlingk, den Platz einzuräumen. Letzterer wird denn auch gewählt. Er war schon früher einmal im Reichstag und hat sich durch Urteil und Sachkenntnis, namentlich aber durch seine überzeugenden und hinreißenden Reden ausgezeichnet, während Graf Kellinghausen, eine durchaus unbedeutende Persönlichkeit, nichts von Belang geleistet hat. Der Rücktritt des Grafen und sein Ersatz durch den Freund ist daher für die Partei von ungeheurem Wert. Die bei der Wahl unterlegene sozialistiche Partei ist über diesen Ausgang erbittert und rächt sich. Dazu geben ihr die Verhältnisse in der gräflichen Familie erwünschten Anhalt. Das Verhältnis des Barons zum Hause des Grafen ist nämlich nicht rein. Ein Ehebruch der Gräfin mit dem Baron ist Thatsache. Aber die Thatsache liegt etwa 15 Jahre zurück. Beide haben seitdem redlich an sich selbst gearbeitet und durch energische Selbst-

Digitized by Google

beherrschung das ehebrecherische Verhältnis in eine äußerlich ehrbare Freundschaft mit lebhaftem geistigen Verkehr umgewandelt. Der frühere Privatsekretär des Barons, ein Theolog, der seitdem ins sozialistische Lager übergegangen, hat jedoch Kunde von dem wahren Thatbestand und kann durch Briefe, die in seinen Händen sind, die Sache beweisen. In einer Wahlrede hat er das ehebrecherische Verhältnis des Barons zum Hause des Grafen ziemlich handgreiflich angedeutet und schickt nun den Abdruck der Wahlrede, die betreffende Stelle blau angestrichen, in mehreren Exemplaren der kompromittierten Familie ins Haus. Baron Völkerlingk ist inzwischen von der konservativen Partei dazu ausersehen, einen großen Schlag zu führen. Es handelt sich im Reichstag um die Ehegesetzgebung. Der Baron soll mit der ganzen Wucht seiner überzeugenden Beredsamkeit für die Unantastbarkeit und Unauflösbarkeit der Ehe eintreten. Aber noch vorher bricht der Skandal aus. Der Graf, der seiner Frau und dem Freunde in ehrlicher Überzeugung unbedingt traut, hält alles für freche Verleumdung und will deren Urheber verklagen. Da enthüllt ihm die Gräfin in naivem Cynismus die Wahrheit. Ein Duell erscheint unvermeidlich. Aber um die Partei nicht zu schädigen, unterbleibt es. Der Baron hält nun in der That seine ihm aufgetragene Rede im Reichstag mit glänzendem Erfolg, und um nach außen hin alles zuzudecken und den Schein der Unschuld zu verbreiten, giebt der Graf, gleichsam zur Feier des errungenen Erfolgs, ein Diner in seinem Hause, zu dem er den Baron und dessen Freunde einladet. Dann soll eine unauffällige Trennung und Entfernung eintreten. Indessen die Verhältnisse sind unüberwindlich, der Skandal zu offenkundig. Und die Gräfin, in der Überzeugung, daß ein Fortbestehen der bisherigen Lage unmöglich, und um den Baron, den sie innig liebt und hoch verehrt, dem Leben zu erhalten, giebt sich selbst durch Gift den Tod. So stirbt sie für den Frieden und das Glück des Hauses, ihres Mannes, der Kinder und Freunde. Der Baron acceptiert das bestens und lebt sich, dem Staat und der Partei weiter. — Der dramatische Aufbau ist im ganzen gut, einzelne Scenen sind von großer dramatischer Wirkung. Auch die Personen, wenigstens die Hauptpersonen, sind gut charakterisiert und durchgeführt. Indessen, sobald wir höhere Anforderungen unter dem Gesichtspunkt der dramatischen Kunst stellen,

Digitized by Google

finden wir uns doch sehr enttäuscht. Ein Hauptfehler des Dramas ist, daß die Thatsache, die den Konflikt herbeiführt, etwa ein halbes Menschenalter hinter der ersten Scene zurückliegt. Das Verhältnis zwischen dem Baron Völkerlingk und der Gräfin Beate müßte episch entwickelt und so dem Leser, beziehungsweise dem Hörer verständlich gemacht werden. Statt dessen fordert das Drama, daß wir uns diese ganze Entwickelung denken, und überrascht uns mit dem Gewordensein. Damit hängt weiter zusammen, daß, sobald jene Thatsache bekannt wird, auch der Höhepunkt des Dramas erreicht ist. Das geschieht aber schon am Ende des dritten Aktes. Die beiden folgenden Akte leiden sehr unter dem Eindruck, daß der Höhepunkt überschritten ist. Was sich da zuträgt, sind eigentlich nur Folgen und Nachklänge. Ja der ganze fünfte Akt ist im Grunde nur noch die Gelegenheit für den Selbstmord der Gräfin Beate. Und daß dieser Selbstmord sich beim Gastmahl vollzieht, nachdem sie unmittelbar vorher noch einen recht guten Toast gebracht hat, der mit den charakteristischen Worten schließt: „Es lebe das Leben!“, das ist doch entschieden mehr theatralisch als innerlich psychologisch motiviert. Das führt uns auf die Charakteristik der Personen. Ja gut gezeichnet und Interesse erweckend sind die einzelnen Gestalten durchaus, zum Teil selbst die Nebenfiguren. Aber sehen wir auf den inneren Wert derselben, so tritt uns eine erschreckende Leere und Öde entgegen. Die Menschen stehen zwar auf einer höheren Gesellschaftsstufe als im „Johannisfeuer“ und sind durchweg das, was man anständig nennt. Aber innerlich sind sie doch eigentlich entsetzlich flach; eines idealen Zuges, eines edleren Strebens und Kämpfens um ein großes Ziel entbehren sie ganz und gar. Der Graf Kellinghausen, übrigens die bestgezeichnete Figur im ganzen Stück, hat noch eine gewisse Religiosität. Er steht auf dem Christentum der zehn Gebote und erzittert vor deren Übertretung. Aber er ist dafür geistig ganz ungeheuer unbedeutend und nach Gemüt und Herz so oberflächlich wie möglich. Gut ist an ihm nur das, daß er seine Beschränktheit gutmütig und rückhaltlos anerkennt. Der Baron von Völkerlingk ist eine diffizile Natur, wenig zugänglich, aber sehr begabt und selbstbewußt. Das Gute hat er indes, daß er den Zwiespalt zwischen seinem eigenen Leben und der für den Reichstag übernommenen Rede tief fühlt und unter schwerem inneren Druck damit ringt. Schließlich hält er sie aber

Digitized by Google

doch, nicht um des Vaterlandes und der Partei willen, sondern eigentlich um sich selbst zu retten; und dem Duell und dem Selbstmord entflieht er nicht um höherer sittlicher Prinzipien willen, sondern einfach aus Feigheit. Er will lieber leben, wenn er auch zum Schluß sagt, das Leben bleibe für ihn nicht ein Wollen, sondern ein Müssen. Der interessanteste und der am tiefsten angelegte Charakter ist die Gräfin Beate von Kellinghausen. Geistvoll, nachdenkend, voll tiefer und echter Empfindung des Gemüts, ist sie zugleich klug und thatkräftig. Ihr Einfluß reicht weit, sogar bis in die Sphäre des Staatslebens. Denn sie ist es, die ihren Gatten zur Niederlegung des Mandats veranlaßt, damit der Baron Völkerlingk wieder auf seinen ihm gebührenden Platz im politischen Leben zurückkehren könne, obgleich der Gatte selbst die eigentliche Triebfeder gar nicht merkt. Die Triebfeder ist nämlich ihre Liebe zu Völkerlingk. Sie will ihm helfen, ihn heben, ihn zu Glanz und Ehren führen. Wie sie selbst aber das Leben mit seinen Pflichten und Forderungen ansieht, das geht grell aus der Aussprache hervor, die sie am Schluß des dritten Aktes mit ihrem Gatten hat. „Ich habe mein großes Spiel verloren" sagt sie. „In dieser Stunde ist in uns dreien (d. h. in ihr, ihrem Gatten und dem Baron) alles zerbrochen. Das wäre aber schon damals (vor 15 Jahren) geschehen, wenn ich gesprochen hätte. Vor einer Stunde gabst du mir das Zeugnis, daß du mit mir zufrieden gewesen bist. Ich habe dir, lieber Michael, durch eine Lüge fünfzehn glückliche Jahre geschenkt. Schilt mich darum, aber — vergiß sie nicht." Und als der Gatte sie fragt: „Und nie ist dir in deiner Sünde eine Ahnung von Gottes Strafe gekommen? Keine Reue — kein Schuldbewußtsein — nichts?" da antwortet sie: „Du hast mich gefragt, Michael. Und ich frag' dich zurück: Muß denn alles, was wir aus unsrer Natur heraus handeln, in Schuld und Reue wie in einem Mörser kurz und klein gerieben werden? Sünde? Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte. Ich hab mich von eurem Sittengesetz nicht zerbrechen lassen wollen. Das war mein Selbsterhaltungsrecht . . . ." Und als der Gatte ernst und streng zu ihr sagt: „Beate, du wirst deinen Weg fortan allein gehen müssen," erwidert sie: „Ich danke dir!" und geht, mit äußerster Willensanstrengung sich aufrecht haltend, ab. In

Digitized by Google

einem späteren Gespräch aber mit Baron Völkerlingk sagt sie: „Du hast heut unser langes stilles Glück verleugnet vor allem Volk“ (sie meint die Reichstagsrede). „Warte, Freundchen, es wird die Stunde kommen, da wird der Hahn zum dritten Male krähen, dann wirst du weinen bitterlich. Ich mache dir keinen Vorwurf. Es ist nicht dein Gewissen. Das Gewissen der Allgemeinheit — das spukt in dir. Ich bin ein dummes Frauenzimmer, was geht die Allgemeinheit mich an? Dir war es Sünde. Mir war es eine Stufe empor zu meinem Selbst, zur endlichen Erfüllung der Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte.“ Der Baron Völkerlingk aber sagt, als Beate darauf hinweist, daß er auf sein Ehrenwort gefragt werden könne: „Noch sind wir nicht so weit, Beate. Und wenn — — Wir sind zusammengewachsen durch unsre Wunden, wir haben Absolution nur einer vom anderen zu empfangen. Sonst ist nichts mehr für uns da.“ So denken diese beiden Menschen über ihre That; und so religionslos, so gewissenlos, so gottlos reden und handeln mehr oder weniger fast alle aus dieser noblen Gesellschaft. Das ist der Durchschnitt der Gesellschaft, die uns der Dichter zeigt. Und er zeigt sie uns nicht mit Entrüstung, sondern als interessante theatralische Figuren. Ja es ist für Sudermann charakteristisch, daß er der Gräfin Beate, die er doch unverkennbar mit Liebe, wenigstens mit Mitgefühl und Interesse gezeichnet hat, selber einen ausgesprochen theatralisch sentimentalen Zug in den Charakter hineinlegt. Sie hört sich sehr gern geistreich reden und ist glücklich über jede Anerkennung. Selbst in dem Augenblick, als der Baron ihr die Briefe, die sie einst in jener Zeit der ersten heißen Liebe an ihn gerichtet, und die durch die Hände jenes anklagenden Socialisten gegangen sind, vorliest, um ihr zu zeigen, daß eine öffentliche Anklage auf Verleumdung für sie vernichtend gewesen wäre, sagt sie, als eine Anspielung auf Wagner darin vorkommt, mit großer Selbstgefälligkeit: „Also Wagner spukte schon damals in mir?“ Und dann wieder, nachdem sie selbst einige schwärmerische Sätze weiter gelesen, ruft sie aus: „Du, das ist gar nicht so dumm!“ — Das ist ungemein charakteristisch, aber es ist, ebenso wie die für den Selbstmord gewählte Situation, nicht nur charakteristisch für die Gräfin Beate, als eine bestimmt gezeichnete Person im Drama, sondern auch für Sudermann selbst. Ihm kommt es nicht auf das Mit-

Digitized by Google

gefühl und das Mitleiden mit seinen von ihm geschaffenen Personen an, sondern auf den theatralischen Effekt, auf die interessante Situation, in der er sie uns vorführt.

So steht denn also auch in diesem seinem letzten Drama Sudermann vor uns nicht als ein Dichter, der mit dem innersten Mitgefühl seines Herzens schafft, sondern als ein Theatraliker, der mit Selbstgefälligkeit gut beleuchtete Figuren zeigt. Und so nehmen wir von ihm Abschied, auch wir unsererseits nicht mit dem warm empfindenden Mitgefühl: Schade um ihn! sondern mit dem wehmütigen Seufzer: Du bleibst, wie du bist, du kannst dich augenscheinlich nicht mehr weiter entwickeln!

Fragen wir zum Schluß noch einmal, wie wir es bei Hauptmann thaten, nach der Stellung, die Sudermann zu den religiösen Fragen unsrer Zeit, zu der immer deutlicher hervortretenden Macht eines lebendigen Christentums einnimmt. Nicht deshalb fragen wir danach, um daran den dichterischen Wert seiner Schöpfungen zu messen. Aber Religion und religiöse Fragen nehmen in unsrem heutigen Geistesleben eine so hervorragende und eine so tief bedeutsame Stellung ein, daß, wer geistig schafft, namentlich wer als Dichter lebendige Menschengestalten handelnd vor uns hinstellt, sich notwendig mit den religiösen Fragen berühren muß. Und uns als Christen interessiert es natürlich lebhaft, und wir haben starke Veranlassung, uns danach umzusehen, welche Stellung solche, die in den Augen einer großen Menge führende Geister sind, zu dem einnehmen, was uns das Höchste und der Kern alles Lebens ist. Fragen wir also bei Sudermann nach dieser Stellung, so wird die Antwort lauten müssen: Er hat gar kein Interesse daran. Hauptmann hat unverkennbar etwas von solchem Interesse. Er kommt nicht daran vorbei. Und weil er im Menschenleben das Christentum als etwas Thatsächliches wahrnimmt, so vertieft er sich kraft seiner echt dichterischen Mitempfindung und mit einem gewissen feinen Verständnis in die Züge des christlichen Lebens. Sudermann hingegen steht dem sehr kühl und darum verständnislos gegenüber. Wo er etwas bringt, das gewissermaßen an das Christentum erinnert, da ist es ganz äußerlich gedacht und äußerlich vorgetragen. Es hat für ihn nicht irgendwelchen Wert, jedenfalls nicht religiösen, kaum sittlichen Wert. Darum läßt er nie auch nur einen leicht verirrten Strahl wie ein huschendes Streiflicht

Digitized by Google

aus der höheren Welt göttlicher Gerechtigkeit und göttlichen Erbarmens in die öde Daseinswelt seiner Dramen hineinleuchten, wie es doch Hauptmann hin und wieder thut, sondern ihm ist die niedere Welt des natürlichen, von Gott abgewandten Lebens alles; etwas anderes kennt er nicht. Das gehört zu dem ganzen Wesen seiner Dichtung, ja der modernen Dichtung überhaupt. Der Dichter zeigt einen kleinen, engen Ausschnitt aus der Menschheit, einen ganz bestimmt gearteten Ausschnitt, wie er ihn eben gesehen hat, und will uns glauben machen, das sei die heutige Menschheit. Ein Dichter aber muß doch vor allen Dingen ein offenes Auge haben zum Sehen. Er muß sehen, was Gott in die Menschheit hineingelegt hat, und was, von den Menschen aufgenommen, nun wirkend und schaffend in ihnen lebt, nicht bloß das, was die Menschen sind und thun in ihrem Losgerissensein von Gott. Ein solches tiefes dichterisches Schauen vermissen wir bei Sudermann.

An diese beiden hervorragendsten und tonangebenden Dichter der modernen Litteratur, namentlich an Hauptmann mit seinem konsequenten Naturalismus, reihen sich eine ganze Menge Dichter und Schriftsteller geringeren Talentes an. Teils wenden sie sich von anderen Ausgängen her dem Naturalismus zu und pilgern nun freiwillig in Hauptmanns Gefolge, teils sind sie von vornherein auf diesem Boden erwachsen, haben durch Hauptmann und dessen Schule ihre erste und einzige Anregung erhalten und bilden nun demgemäß den Naturalismus noch konsequenter aus. Aber indem sie nur das Vorhandene fortbilden, zeigen sie deutlich, daß sie schöpferische Talente nicht sind. Das liegt im Wesen des Naturalismus. Diese Richtung hat überhaupt, litterarisch angesehen, ihre großen Mängel. Sie hebt nicht den Menschengeist hinauf zu neuen Bahnen, sondern verflacht alsbald im Alltäglichen. Daß ihr die schöpferische Kraft fehlt, sieht man auch deutlich an einer sehr bedenklichen Begleiterscheinung. Sie dringt nämlich nicht belebend in die breiten Schichten des Volkes. Sie ist von vornherein Bildungspoesie, d. h. sie dient einem sehr beschränkten Kreis litterarisch gebildeter Menschen zu gegenseitiger Anregung und hat als genießendes Publikum nur gewisse Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung. In das eigentlich gesunde Volksleben, das weit draußen, entfernt

Digitized by Google

von diesem Kreise, pulsiert, sei es gebildet oder ungebildet, bringt sie nicht. Und eben das bringt ihr den großen Nachteil, daß sie immer nur aus der schwülen Atmosphäre ihrer Bewunderer weitere Nahrung zieht, niemals aber durch das gesunde kräftige Leben des deutschen Volkes befruchtet wird.

Einige dieser niederen Talente seien hier genannt, weil sie zum Teil, wenn auch unverdienterweise, viel von sich reden gemacht haben. Zuerst Ludwig Fulda, geboren 1862 in Frankfurt a. M., jüdischer Abkunft, jetzt in Charlottenburg wohnend. Er schrieb schon in den achtziger Jahren verschiedene Stücke für die Bühne und stand mit diesen noch außerhalb der modernen Richtung. Aber er hatte damit wenig Erfolg. Sie waren auch in Bezug auf dichterischen Gehalt sehr unbedeutend, wenn auch immerhin formgewandt. In den neunziger Jahren wandte er sich ausgesprochenermaßen den Pfaden der modernen Dichtung zu. Auch ein Märchendrama schuf er, „Der Talisman" (1893), und errang damit, was ihm früher nicht vergönnt war, einen weit verbreiteten Ruf. Aber naive Poesie, wie wir sie vom Märchen verlangen, fehlt dem Drama. Die folgenden Stücke, die sich mehr auf dem Boden der modernen Gesellschaft bewegen, entbehren gleichfalls des eigentlich poetischen Wertes. Dasselbe gilt von seinen lyrischen Dichtungen und seinen Novellen. Fulda ist ein Formtalent; die Kraft des Dichters, originale Gestalten zu schaffen, besitzt er nicht. Weiter rechnen wir hierher Max Halbe, geboren 1865 in einem Dorfe Westpreußens. Er lebt jetzt in München. Auch er dichtete hauptsächlich für die Bühne. Mit seinem Drama „Jugend" (1893) erregte er Aufsehen und errang in Berlin einen überraschenden Bühnenerfolg. Es ist auch vieles in dem Stück wirklich gut. Nicht nur ist es mit wenig Mitteln dramatisch gut aufgebaut, nicht nur sind die Charaktere und ihre Handlung psychologisch gut motiviert, es steckt auch etwas von wirklich dichterischem Wert darin. Dennoch ist es in der Hauptsache unnatürlich verzerrt. Zu einem katholischen Geistlichen in Westpreußen, der seine bei ihm wohnende Nichte, Anuchen, ein uneheliches Kind seiner Schwester, gut erzogen hat, kommt unerwartet ein entfernter Vetter zum Besuch. Hans ist 18 Jahr alt, hat eben das Abiturientenexamen gemacht und will nach Heidelberg auf die Universität. Die beiden jungen Leute entbrennen gegenseitig in plötzlicher Verliebtheit, und schon nach

Digitized by Google

zwei Tagen läßt sie sich von ihm verführen. Durch den blödsinnigen Stiefbruder der Nichte kommt die Sache an den Tag. Und während der Onkel dem Studenten in wehmütiger Entrüstung klar macht, was nunmehr seine Aufgabe ist, will jener blödsinnige Bursche aus Haß und Rache den Studenten erschießen. Er trifft aber statt dessen Annchen, die sich deckend zwischen den Geliebten und den blödsinnigen Mörder wirft und nun in den Armen des Studenten verscheidet. Die Leidenschaft, eine rein äußerliche, sinnliche Verliebtheit, in der die Tiefe des Gemütslebens nicht zur Entfaltung kommt, ist hier in das Maßlose gesteigert und wirkt daher abstoßend und widerwärtig. Und wenn auch in Annchen, der eigentlichen Heldin, eine psychologisch sehr gut motivierte und nicht unsympathische Gestalt geschaffen ist, so ist dagegen der Student Hans, die zweite Hauptfigur, ein ganz elender, charakterloser und durchaus unreifer Flaps, der nicht einen Funken Sympathie erweckt. Er ist so erbärmlich, daß er gar nicht wert ist, weder Annchens Liebe zu gewinnen, noch auch das tragische Verhängnis im Stück herbeizuführen. Eine Figur, ganz als wäre sie Hauptmanns Erstlingsdramen entnommen. Mit solchen Figuren arbeitet charakteristischerweise der Naturalismus. Und eben darum bringt er es auch nicht zu höheren dichterischen Werten. Mit dem Drama „Jugend", dem einige unbedeutendere vorangegangen waren, scheint denn auch Halbe seinen Höhepunkt erreicht und seine Kraft verpufft zu haben. Die folgenden Dramen kommen ihm nicht mehr gleich. Unter ihnen sind die bekanntesten „Mutter Erde" (1897), „Die Heimatlosen" (1899), „Haus Rosenhagen" (1901). Er schafft immer noch einzelne lebenswahre Gestalten voll schlichter Natürlichkeit, aber die eigentliche dichterische Kraft, selbst nur die höhere dramatische Kunst der Entwicklung von Personen und Konflikten, schwindet aus diesen späteren Werken zusehends. Überdies tragen seine Gestalten je länger je mehr den widerlichen Geruch eines ins Extreme getriebenen allzuderben Naturalismus. Es ist derselbe Gang, den wir fast überall bei den Dichtern der naturalistischen Richtung wahrnehmen. — Otto Erich Hartleben, den wir gleichfalls hierher rechnen, geb. 1864 in Klausthal, jetzt in Berlin lebend, hat in seinen Dramen, von denen die bekanntesten „Hanna Jagert" (1893) und „Die sittliche Forderung" (1897) sind, naturalistische Gestalten und zwar

Digitized by Google

mit viel Humor dargestellt, aber die tiefere Auffassung und damit die echte Poesie vermissen wir. Es ist allzu leichte Ware, aus gemeiner Atmosphäre geschöpft. Noch mehr unter dem Bann sittlicher Leichtfertigkeit stehen seine Novellen. — Arthur Schnitzler, geboren 1862 in Wien, wo er jetzt als Arzt lebt, gehört mit seinem Schauspiel „Liebelei" (1896), das großen Beifall fand, auch in diese Gruppe. Voll wehmütig elegischer Mitempfindung schildert er die Armen und Verstoßenen. Es ist viel Wahrheit und viel Stimmung darin, aber nicht große dramatische Kunst. Seine übrigen Dramen, deren neuestes „Der Schleier der Beatrice" (1900) ist, ferner seine Novellen und Romane stellen meist das Wiener Leben dar, eingetaucht in die immer gleiche schwüle Atmosphäre des Naturalismus. Ein guter Stimmungsschilderer ist Schnitzler, aber als dramatischer Dichter wie als Dichter überhaupt ist er nicht von hervorragender Bedeutung. — Dasselbe gilt von Hermann Bahr, gleichfalls einem Wiener Poeten. Er wurde geboren in Linz 1863, jüdischer Abstammung. Als Kritiker und Redakteur ist er sehr geschäftig, für Anerkennung und Verbreitung der modernen Dichtung zu wirken, während seine eigenen Gedichte nicht gerade von Bedeutung sind. — In diese Gruppe rechnen wir auch Cäsar Flaischlen, geboren in Stuttgart 1864, jetzt in Berlin lebend. Wir rechnen ihn hierher um seiner Dramen willen: „Toni Stürmer" (1892) und „Martin Lehnhardt" (1894), mit denen er ganz auf dem Boden des Naturalismus steht. Erzwungene, unnatürliche Situationen voll wüster Sinnlichkeit charakterisieren diese Stücke. Und dabei ist die Charakteristik der Personen ohne psychologische Wahrheit. Toni z. B., ursprünglich ein gesittetes, ehrsames Mädchen, findet die lange Brautzeit mit ihrem Verlobten unerträglich und bricht sie ab aus wilder Geilheit, indem sie sich einem anderen hingiebt. Der Verlobte, ein stiller, zurückgezogener, ehrbarer Gelehrter, entpuppt sich schließlich als einer, der auch nicht besser ist und der seinen Glauben und seine Ehrbarkeit einfach wegwirft. Flaischlen nennt diese verzerrte Unnatur „eine Alltagsgeschichte"! Sonst hat Flaischlen auch manches Gute gebracht, und aus den Banden des krassen Naturalismus scheint er sich mehr und mehr gelöst zu haben. Seine Gedichte, z. B. „Lehr- und Wanderjahre des Lebens" (1899), oder auch „Vom Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa" (1898) enthalten

Digitized by Google

viel Gutes und einzelnes, das ganz vortrefflich ist. — In gewissem Sinne gehört auch Richard Voß hierher. Er ist freilich viel älter als die hier genannten Dichter. Er wurde geboren 1851 auf dem Dominium Neugrape in Pommern und wohnt jetzt teils in Berchtesgaden, teils in Italien. Sein erstes Auftreten fällt in die siebziger und achtziger Jahre. Aus der sehr großen Zahl seiner Stücke, die auch innerlich sehr verschieden sind und nach allen Richtungen hin sich bewegen, heben wir hier nur diejenigen hervor, mit denen er sich ganz offenkundig auf die Bahn des Hauptmannschen Naturalismus begiebt. Es sind die Dramen „Schuldig" (1890), in welchem die Frage behandelt wird, wie weit Vererbung und Gesellschaft den Menschen schuldig machen, „Neue Zeit" (1891), worin der Konflikt zwischen einem altgläubig gesetzesstrengen Pastor und seinem freidenkerischen Sohn dargestellt wird, „Unebenbürtig" (1892), „Der Väter Erbe", ein Volksstück (1893), „Die blonde Kathrein" (1895), „Zwischen zwei Herzen" (1896) und andere mehr. In diesen Stücken ist vieles dramatisch gut durchgeführt, auch psychologisch fein geschildert und motiviert. Es ist auch nicht gerade die raffinierte Unnatur vorhanden wie sonst wohl in vielen naturalistischen Stücken. Dennoch platzen die Dinge und durch sie die Personen oft roh und gewaltsam aufeinander, und das Harte und Wilde in der Menschennatur wird geradezu künstlich hervorgesucht und zu theatralischer Pose hinaufgeschraubt. Nicht mit Unrecht wird man sagen können, daß der Dichter sich einerseits durch Hauptmann, andererseits durch Sudermann hat hin und her ziehen lassen. Aber er hat dadurch eigentlich weder gewonnen noch verloren, denn seine vor der naturalistischen Periode geschriebenen Stücke waren nicht schlechter, aber auch nicht besser. Etwas Gesuchtes und Geschraubtes, künstlich Hinaufgetriebenes, etwas, das vor allem auf den Effekt hindrängt, hatten sie mehr oder weniger alle. Und dadurch wurde die wahre Poesie, wo sie im Ansatz vorhanden war, unterdrückt und kam nicht zur Geltung. Eine reine Freude konnte man nie daran haben. Das gilt in ähnlicher Weise auch von den zahlreichen Novellen und Romanen, die Richard Voß geschrieben. Er hat auch immer seinem Volk ziemlich fern gestanden. Viele seiner Erzählungen spielen in Italien. Und ein in weiten Kreisen beliebter Dichter ist er bis heute nicht geworden. — Dem Alter

Digitized by Google

nach zwischen R. Voß und den vorher genannten Dichtern steht Ernst von Wolzogen. Er ist 1855 in Breslau geboren und lebt jetzt in Berlin. Auch bei ihm war zuerst der Realismus gemäßigter Natur, bis er dann mit vollen Segeln in das Fahrwasser des echten Naturalismus trieb. Er ist der Humorist unter den Naturalisten. Bekannt ist seine Tragikomödie „Das Lumpengesindel" (1892). Mit viel Witz und guten Einfällen schildert er das Leben der litterarischen Kreise des jüngsten Deutschlands. Aber er sank immer mehr hinab. Seine weitere Schriftstellerei ist eigentlich nur eine Jagd nach Pikantem auf erotischem Gebiet. Hier entwickelt er eine unglaubliche Frechheit. Und wie gut er damit den Geschmack der lüsternen Lebewelt trifft, beweist sein Roman „Das dritte Geschlecht" (1899). Schamloser als dieses Machwerk ist kaum etwas in deutschen Landen geschrieben worden. Aber es hat eine unglaublich rasche und riesenhafte Verbreitung gefunden. Gegenwärtig ist Ernst v. Wolzogen beim „Überbrettl" gelandet. Dieser Schriftsteller ist nicht ernst zu nehmen, und in einer Darstellung der deutschen Nationallitteratur verdient er eigentlich keinen Platz. Nur als Zeichen der Zeit sei er hier mit herber Wehmut genannt.

Bei dem konsequenten Naturalismus blieb übrigens die moderne Dichtung nicht lange stehen. Er hat auch in der That zu wenig in sich von dauernder Kraft. Und man müßte sich wundern, wenn Dichter und Publikum bei der immer wiederholten Darstellung des Niedrigen und Gemeinen, trotz aller Raffinerie in Auffindung neuer Situationen, auf die Dauer Befriedigung fänden. So fühlten denn die Vertreter der naturalistischen Richtung selbst, daß sie auf ihrem Standpunkt nicht bleiben könnten, sondern ihn überwinden müßten. Teils wandten sich ihre bisherigen Vertreter selbst davon ab und einem Neuen zu, teils sehen wir jüngere Kräfte sich gleich von vornherein in einen bewußten Gegensatz stellen gegen den konsequenten Naturalismus. Man nennt das, was infolge dieses Umschwungs zu Tage trat, den Symbolismus. Mit diesem Namen wird angedeutet, daß in eine höhere Gedankenwelt eingelenkt, diese aber vorläufig noch in der Umhüllung des Symbols dargestellt wird. Die Anregung dazu kam einerseits von der französischen Litteratur her, in welcher sich dieser Umschwung ebenfalls vollzogen hatte; andererseits war er auf deutschem Boden unter dem Einfluß Richard

Digitized by Google

Wagners, besonders aber unter dem Einfluß Friedr. Nietzsches vorbereitet worden. Bei Hauptmann tritt dieser Umschwung in der „Versunkenen Glocke“ hervor. Aber er ist hier nur ein vorübergehender Versuch. Hauptmann selbst lenkt nur zu bald wieder in seine alten Bahnen zurück. Hingegen auf Seiten der Jüngeren wird diese neue symbolistische Richtung einstweilen noch festgehalten. Ähnlich wie in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Stürmer und Dränger, die Verkündiger des Naturalismus, einen Sammelpunkt fanden in den „Modernen Dichtercharakteren“ (vgl. S. 1017), so tritt gegen die Mitte der neunziger Jahre ein Sammelpunkt für die Symbolisten in die Erscheinung in dem „Münchener Neuen Musenalmanach“, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.

Als einen Hauptvertreter dieser neuesten Richtung dürfen wir vielleicht Richard Dehmel ansehen. Er ist geboren 1863 in Wendisch Hermsdorf am Spreewald, lebte dann als Schriftsteller in Berlin, jetzt in Blankenese bei Hamburg. Seine Dichtungen giebt er meist in gemischter Form, lyrische Gedichte und Novellistisches durcheinander. „Erlösungen“ (1891), „Aber die Liebe“ (1893), „Lebensblätter“ (1895), „Weib und Welt“ (1896). Auch etliche Dramen hat er verfaßt: „Der Mitmensch“ (1895), „Lucifer“ (1899). Sein eigentliches Gebiet ist die Gedankenlyrik, aufblitzende Lichter, aber ohne Klarheit und Anschaulichkeit. Gerade die unmittelbare Anschauung des Gegebenen, die Gabe der Naturalisten, fehlt ihm. Er liebt das dunkle, das hochklingende und umhüllende Wort, wenn auch seine Verse, was nicht zu leugnen ist, formell, in der Zusammenstellung der Worte und im Strophenbau, oft einen wunderbaren Reiz ausüben. Zur Kennzeichnung dieser Lieder diene z. B. folgendes charakteristische.

Aufblick.

Über unsre Liebe hängt
Eine tiefe Trauerweide.
Nacht und Schatten um uns beide;
Unsre Stirnen sind gesenkt.

Wortlos sitzen wir im Dunkeln;
Einstmals rauschte hier ein Strom,
Einstmals sahn wir Sterne funkeln —

Digitized by Google

Ist denn alles tot und trübe? —
Horch: ein ferner Mund! vom Dom!
Glockenchöre — Nacht — und Liebe.

Aber wenn uns schon das Verworrene und Unklare seiner Lieder abschreckt, so ergreift uns vollends ein tiefer Schauder, wenn wir den Inhalt etwas näher ins Auge fassen. Hier ist er ganz der „Moderne", ausgeprägter und erschreckender noch als viele seiner Genossen. Bei ihm spielt nämlich das Sexuelle nicht eine naive Rolle, sondern es ist vielmehr das ausgedachte und künstlich ausgeklügelte Ziel aller seiner mystisch tiefsinnigen Spekulationen. Auf dieses Ziel läuft schließlich alles hinaus. Es ist eine lascive Lüsternheit, die gedanklich verhüllt und verbrämt wird. Sein Cyklus der „Venuslieder" ist geradezu empörend. Auch bei Dehmel müssen wir daher wie bei Wolzogen sagen: er ist nicht ernst zu nehmen. Es liegt etwas Krankhaftes in ihm, das ihn, vielleicht ihm selber unbewußt, zu den ärgsten Verkehrtheiten treibt. Wer etwa noch in Zweifel war über Dehmels geistige Normalität, mußte sich überzeugen, daß hier kein Zweifel mehr obwalten dürfe, sondern daß die Frage nach der negativen Seite hin entschieden sei, als im Jahr 1900 und 1901 Dehmels Kinderlieder erschienen, von ihm und seiner Gattin gemeinsam herausgegeben unter dem Titel „Fitzebutze". Ein Dichter, der nach aller ernsten Gedankenlyrik schließlich beim „Fitzebutze" anlangt, zeigt damit, was all sein bisheriges Dichten gewesen ist. Er hat sich selbst gerichtet.

Weiter nennen wir hier Otto Julius Bierbaum. Er ist geboren 1865 zu Grünberg in Schlesien und lebt jetzt in Berlin, wo er die Monatsschrift „Die Insel" herausgiebt. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre gab er den „Münchener Musenalmanach" heraus. Hier hat er hauptsächlich für Verbreitung und Anerkennung der modernen Dichtung gewirkt, auch mancherlei Litterargeschichtliches und Kritisches geschrieben. Anfangs stand er noch ganz auf dem Boden des echten Naturalismus. So in seinen „Erlebten Gedichten" (1892). Dann wandte er sich der symbolischen Richtung zu und zwar in gesucht altertümelnder Manier: „Nemt Frouwe disen Kranz" (1894) und „Lobetanz" (1895). Ähnlich später „Gugeline", ein Märchenspiel in Versen (1899) und „Irrgarten der Liebe" (1901). Auch eine Anzahl Romane schrieb er, meist humoristischer oder tragi-

Digitized by Google

komischer Natur. So besonders „Stilpe“ (1897). Bierbaum liebt das Derbe und Heitere und bringt es oft in grober Weise zur Darstellung, die Grenzen des Ästhetischen, ja des einfach Anständigen verletzend, ganz wie seine übrigen Zunftgenossen. Es zeigte sich bei ihm anfangs das ausgesprochene Bestreben, die in der Dichtung hergebrachte Form und Anschauung durch das Groteske zu überbieten, ohne daß er dafür dem Inhalt nach Besseres gebracht hätte als alle anderen. Je länger je mehr aber nahmen seine Verse einen widerwärtig banalen Charakter an und wurden flacher und flacher. Das zeigt sich besonders im „Irrgarten der Liebe“ und in „Deutschen Chansons“, Gesangstücken zu Wolzogens „Überbrettl“. Mit letzteren will er zwar die gemeinen Gassenhauer der Tingeltangel verdrängen und dem Volk statt dessen Besseres geben. Die Absicht ist edel und verdient alle Anerkennung, aber für unseren Geschmack ist das von Bierbaum Dargebotene noch lange nicht gut genug. Es ist wehmütig, auch Bierbaum ebenso wie Wolzogen und Dehmel in der allerbanalsten Sphäre enden zu sehen. Dieser Ausgang wirft ein trauriges Licht auf die ganze Poeterei unsrer Modernen. Um an Bierbaum diesen Gang der Dinge nachzuweisen, teilen wir hier zwei seiner Lieder mit. Zuerst eins aus seiner früheren Zeit, das sich mit eigentümlicher Gewalt in unsre Seele schmeichelt:

Oft in der stillen Nacht,
Wenn zag der Atem geht
Und sichelblank der Mond
Am schwarzen Himmel steht,

Wenn alles ruhig ist
Und kein Begehren schreit,
Führt meine Seele mich
In Kindeslande weit.

Dann seh ich, wie ich schritt
Unfest mit Füßen klein,
Und seh mein Kindesaug'
Und seh die Hände mein;

Und höre meinen Mund,
Wie lauter klar er sprach,
Und senke meinen Kopf
Und denk mein Leben nach:

Bist du, bist du allweg
Gegangen also rein,
Wie du gegangen bist
Auf Kindesfüßen klein?

Hast du, hast du allweg
Gesprochen also klar,
Wie einstmals deines Munds
Lautleise Stimme war?

Sahst du, sahst du allweg
So klar ins Angesicht
Der Sonne, wie dereinst
Der Kindesaugen Licht?

Ich blicke, Sichel, auf
Zu deiner weißen Pracht:
Tief, tief bin ich betrübt
Oft in der stillen Nacht.

Digitized by Google

Und nun halten wir dagegen eins aus dem „Bunten Vogel", das als Couplet zum „Überbrettl" ungeheuren Beifall gefunden hat. Natürlich wählen wir eins der harmloseren. Andere sind so, daß wir sie gar nicht an dieser Stelle mitteilen möchten.

Der lustige Ehemann.

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz' mit meiner Frau.
Wir tanzen um den Rosenbusch,
Klingklanggloribusch.
Ich dreh' mich wie ein Pfau.

Zwar hab ich kein so schönes Rad,
Doch bin ich sehr verliebt
Und springe wie ein Zirlefink,
Dieweil es gar kein lieber Ding
Als wie die Meine giebt.

Die Welt, die ist da draußen wo.
Mag auf dem Kopf sie stehn!
Sie interessiert uns gar nicht sehr,
Und wenn sie nicht vorhanden wär',
Würd's auch noch weiter gehn.

Ringelringelrosenkranz,
Ich tanz' mit meiner Frau.
Wir tanzen um den Rosenbusch
Klingklanggloribusch,
Ich dreh' mich wie ein Pfau.

Zarter und elegischer, aber auch verschwommener ist Stefan George, geb. 1868 in Bingen am Rhein, wo er auch lebt. Seinen Dichtungen hat er wunderlich gesuchte Titel gegeben: „Algabal, Hymnen und Pilgerfahrten" (1893), „Sagen und Sänge" (1895); „Das Jahr der Seele" (1897), „Die Bücher der Hirten und Preisgedichte" (1898), „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod" (1900). Als Beispiel seiner Stimmung und seiner Verskunst stehe hier ein Lied aus „Das Jahr der Seele."

Es lacht in dem steigenden Jahr dir
Der Duft aus dem Garten noch leis,
Flicht in das flatternde Haar dir
Eppich und Ehrenpreis.

Digitized by Google

Die wehende Saat ist wie Gold noch,
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich;
Rosen begrüßen dich hold noch,
Ward auch ihr Glanz etwas bleich.

Verschweigen wir, was uns verwehrt ist,
Geloben wir, glücklich zu sein,
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist,
Als noch ein Rundgang zu zwein.

Auch Hugo von Hofmannsthal, geb. 1874 in Wien, sei hierher gerechnet. Seine Verse haben einen wunderbar weichen melodischen Klang, fließen auch natürlicher dahin als die oft allzu gekünstelten Stefan Georges. Außer seinen Gedichten „Gestern" hat er mehrere Dramen geschrieben, darunter wohl das beste: „Der Tod des Tizian" Bruchstück in den „Blättern für Kunst" 1899. Er ist ohne Zweifel ein bedeutendes Talent, und bei seiner Jugend läßt sich vielleicht von seiner weiteren Entwickelung noch manches hoffen.

In gewissem Sinn gehört auch der Lyriker Karl Henkell (Zürich) in diese Gruppe, den wir früher (S. 1018) bereits erwähnten. Er hat sich auch, wie so mancher, vom toten Naturalismus dem lebensvolleren Symbolismus zugewendet und ist dadurch über seine schon beachtenswerten Anfänge noch entschieden hinausgewachsen. Daß er sich selbst der Aufgabe, zu wachsen und zu reifen, bewußt ist, spricht er in den folgenden schönen Strophen aus:

Winzer Tod.

Wenn jetzt der Tod, der große Winzer, käme,
Mich abzuschneiden von dem Stock der Zeit —
Eh' er die Traube mit dem Messer nähme,
Sänk' ihm der Arm: „Noch ist die Stunde weit.

Zwar Sturm und Sonnenschein ward dir beschieden,
Genossen hast du Qual und Lust der Welt,
Empörung kennst du, und du kennst den Frieden,
Den reifen Früchten hast du dich gesellt.

Doch tiefer sollst du deine Beeren neigen,
Und süß wie Honig will ich deinen Saft.
Gedeihe noch im Licht- und Schattenreigen —
Erst wenn du köstlich, wirst du heimgerafft."

Digitized by Google

Verschiedene kleine Geister reihen sich hier noch an, die eine Geschichte der deutschen Nationallitteratur erst nennen kann, wenn sie größer geworden sind. Überhaupt ist der ganze Symbolismus etwas Zartes und noch Verschwommenes, das man nicht recht fassen kann. Es fehlt ihm die Ausreifung. Mancherlei Ansätze sind da, aber noch ohne künstlerische Vollendung. Bis jetzt ist das auch noch nicht hervorgetreten, was man sich anfangs von ihm versprach. Ja es ist wohl möglich, daß er sich nur als vorübergehende Phase, als eine rasch verrinnende Welle in der modernen Dichtung erweisen wird. Eine urwüchsige Kraft, von der man sagen könnte, daß sie die Keime zu großer Entfaltung in sich trüge, ist bis jetzt jedenfalls noch nicht aus ihm hervorgegangen.

* * *

Wir fügen hier noch solche Schriftsteller ein, die zu den „Modernen" im allgemeinen gehören, ohne gerade die eine oder die andere Form in besonders hervorragender Weise zu vertreten. Sie sind teils echte Naturalisten, teils mehr Symbolisten; oft haben sie von jeder Richtung etwas, oder innerhalb desselben Werkes greift die eine Phase in die andere über. Ausgesprochen „modern" sind sie jedenfalls.

Wir nennen zunächst eine Reihe solcher, deren Hauptgebiet der Roman ist. Da tritt in den Vordergrund Hermann Heiberg. Er ist den Jahren nach älter als die eigentlichen Modernen, war aber schon über 40 Jahre alt, als er schriftstellerisch hervortrat, und fällt daher der Zeit nach, aber ebenso auch dem Charakter nach, mit den Modernen zusammen. Er ist geboren 1840 in Schleswig und lebt jetzt in seiner Vaterstadt. Die Zahl der Romane, die er in den letzten zwanzig Jahren geschrieben hat, ist sehr groß. Das naturalistische Element in ihm wächst stark, namentlich seit der Mitte der achtziger Jahre, wenn auch die naturalistische Welt dem Stoff nach schon von Anfang an vorhanden war. Und eben dadurch, daß er ohne Scheu in jene niedere Welt hinabstieg, gewann er bald großen Erfolg. Er wurde von der vulgären Lesewelt verschlungen. Freilich bei weitem nicht in dem Maß wie später Sudermann. Die ersten Romane, mit denen er Aufsehen erregte, waren: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" (1881) und „Ausgetobt" (1883). Am besten gelungen ist ihm wohl das Bild

Digitized by Google

aus einer Kleinstadt, der „Apotheker Heinrich“ (1885). Unter den späteren wurden viel genannt: „Eine vornehme Frau“ (1886), „Todsünden“ (1891), „Fluch der Schönheit“ (1896), „Leiden einer Frau“ (1897). Sein letztes Werk ist der „Landvogt von Pellworm“ (1901). Der anfangs gesunde Realismus, auf viel Welterfahrung und Menschenkenntnis gegründet, wird allmählich zur scharfen Tendenz mit grober Einseitigkeit. Heiberg kämpft in erster Reihe gegen die bloß konventionelle Ehe. Und in der Massenproduktion sinkt der dichterische Wert. Weniger bedeutend, weil weniger eigenartig, ist Wolfgang Kirchbach. Er wurde 1857 in London geboren, erhielt aber seine Bildung in Deutschland und wohnt als Schriftsteller jetzt in Berlin-Steglitz. Hauptsächlich gehört er hierher mit seinem Roman oder eigentlich Romancyklus: „Kinder des Reiches“ (1883), der stark naturalistisches Gepräge trägt. Aber auch die folgenden: „Das Weltjahr“ (1890), „Das Leben auf der Walze“ (1892), „Miniaturen“ (1892), „Die Hosen des Baron Werdau“ (1893) u. a. stehen auf dem gleichen Boden, nur daß sie in künstlerischer Beziehung schwächer angelegt sind. Immerhin ist der Roman sein eigentliches Gebiet. Denn die Schauspiele, die er zwischenein geschrieben, so namentlich die Tragödie „Waiblingen“, später „Der Ingenieur“ genannt (1886), sind noch viel schwächer. In das theologische Gebiet: „Was lehrte Jesus?“ (1897) und „Das Buch Jesus“ (1898), hätte er sich nicht verirren sollen. — Auch Wilhelm Walloth rechnen wir hierher. Er ist 1856 in Darmstadt geboren und lebt jetzt in München. Er schrieb Romane, die sich teils als historisch geben und auf antikem Gebiet sich bewegen, teils solche, die dem heutigen Gesellschaftsleben angehören. Psychologisch feiner, eigenartiger als die Kirchbachs, haben sie doch den gleichen Nährboden. In die erste Gruppe gehören: „Das Schatzhaus des Königs“ (1883), „Oktavia“ (1885), „Gladiator“ (1888), „Tiberius“ (1889), „Ovid“ (1890). In die letztere Gruppe unter anderm: „Seelenrätsel“ (1886), „Aus der Praxis“ (1887), „Ein Liebespaar“ (1892), „Es fiel ein Reif“ (1893), „Im Bann der Hypnose“ (1897), „Ein Sonderling“ (1901). — Bedeutender in der Charakteristik ist Max Kretzer. Er ist geboren in Posen 1854 und lebt jetzt in Charlottenburg. Sein bekannter und bedeutendster

Digitized by Google

Roman „Das Gesicht Christi“ (1897) ist bereits auf S. 742—744 eingehend behandelt worden, ebenso der Roman „Die Bergpredigt“ (1889). Kretzer gehört aber sehr ausgesprochen unter die modernen Naturalisten, wie mit den beiden genannten, so auch mit seinen anderen Romanen. Aus der großen Zahl derselben nennen wir hier noch: „Verkommen“ (1883), „Drei Weiber“ (1886), „Meister Timpe“ (1888), „Der Millionenbauer“ (1891), „Der Holzhändler“ (1900), die „Madonna im Grunewald“ (1901). Eine scharf ausgeprägte Charakteristik gesellschaftlicher Zustände und einzelner Personen eignet diesen Romanen, aber es herrscht darin zugleich eine sozialistische Tendenz, die sich in unkünstlerischen Übertreibungen ergeht. Das Laster, oft genug in grauenhafter Unnatur, wird mit ekelhafter Breite geschildert. Dabei erinnert der mangelhafte Stil und die Nichtbeherrschung der Sprache doch gar zu sehr an den Autodidakten, der selbst einst unter den Arbeitern der Großstadt aufgewachsen ist. Einen genialen Griff hat er im „Gesicht Christi“ unstreitig gethan, indem er Naturalismus und Symbolismus, die reale Gegenwart mit dem mystischen Zug religiöser Sehnsucht geschickt ineinander verwebt. Aber das ist auch das einzige von Bedeutung. Im übrigen bleibt Kretzer im Dilettantismus stecken. — Noch eine Stufe tiefer steht Heinz Tovote, geboren 1864 in Hannover und jetzt als Schriftsteller in Berlin lebend. Seine bekanntesten Romane sind: „Im Liebesrausch“ (1890), „Frühlingssturm“ (1891), „Mutter“ (1892), „Das Ende vom Liede“ (1894), „Frau Agna“ (1900). Sie enthalten ekelhaften Schmutz in Masse, zwar vom Verfasser hie und da verurteilt, aber doch immer wieder mit unverkennbarer Lüsternheit geschildert. In Erfindung und Aufbau unnatürlich und gekünstelt, im Stil unbegreiflich nachlässig, nähern sich diese Romane stark dem Kolportageroman. — Berühren wir hier noch einmal den früher (S. 1017) erwähnten, vielschreibenden Karl Bleibtreu mit seinen naturalistischen und sozialistischen Romanen: „Schlechte Gesellschaft“ (1885), „Größenwahn“ (1887), „Propaganda der That“ (1890), „Erbrecht“ (1893) und anderen, worin er in unnatürlich forcierter, übertreibender Sprache moralische Reden hält und unmoralische Dinge schildert, und nennen wir noch im Vorübergehen den durch eingestreute Betrachtungen etwas

Digitized by Google

langweiligen, vielfach mit dem Apparat der älteren Romanfabrik arbeitenden, sonst aber durchaus naturalistischen Joh. Richard zur Megede, geboren 1864 in Sagan, jetzt in Stuttgart lebend, der unter anderem „Unter Zigeunern" (1897), „Kismet" (1897), „Quitt" (1898), „Felicia" (1900) schrieb, so können wir damit wohl, allzu Unbedeutendes übergehend, die Reihe der romanschreibenden Modernen schließen.

Nur einiger Frauen sei noch gedacht, die mit ihren Romanen ebenfalls in diese Gruppe gehören. Wir nennen zuerst Maria Janitschek, geboren 1860 in Mödling bei Wien, Witwe des Schriftstellers Hubert Janitschek († 1893), gegenwärtig in München. Von ihr sind mancherlei Dichtungen, besonders aber Romane und Novellen erschienen. Wir nennen u. a.: „Lichthungrige Leute" (1891), „Atlas" (1893), „Pfadsucher" (1894), „Gott hat es gewollt" (1895), „Ninive" (1896), „Ins Leben verirrt" (1897), „Gelandet" (1897), „Stückwerk" (1900), „Harter Sieg" (1901). Die Dichterin hat leidenschaftliches Empfinden und eine gewisse Gestaltungskraft, die aber durch ihre unruhige Nervosität beeinträchtigt wird. Ihre Charaktere und Probleme sind krankhaft aufgebauscht. Es fehlt das ruhige, nüchterne Schauen und Bilden. Die Stoffe sind künstlich gesucht und haben, zumal wenn sie dem Liebesleben entnommen sind, oft nur ein pathologisches Interesse. Dazu kommt eine manierierte Stillosigkeit, die gern mit Bruchstücken von Sätzen und mit Gedankenstrichen operiert. Es fehlt eine klare, verständnisvolle Beherrschung der Sprache. — Ähnlich liegen die Dinge bei der Böhmin Lola Kirschner, die sich als Schriftstellerin Ossip Schubin nennt. Sie ist 1854 in Prag geboren. Bei ihr sind die Personen und die Situationen noch unmöglicher, noch ungesunder und überreizter als bei Maria Janitschek. Dazu kommt, daß eine widerliche Affektiertheit im Ausdruck den etwaigen Genuß wieder zerstört. Immer hascht sie nach Pikantem. Und vor lauter Suchen und Haschen kommt sie nie zu ruhigem Gestalten. Die Affektiertheit macht sich schon in den Titeln ihrer Romane geltend. Wir nennen u. a.: „Unheimliche Geschichten" (1889), „Geschichte eines Genies" (1890), „O du mein Österreich" (1890), „Gloria victis" (1892), „Finis Poloniae" (1893), „Woher tönt dieser Mißklang durch die

Digitized by Google

Welt?" (1894), „Gebrochene Flügel" (1894), „Wenn's nur schon Winter wär'!" (1898) u. s. w. — Künstlerisch weit höher als die beiden Genannten steht Helene Böhlau (vergl. S. 824), denn sie hat die gestaltende Kraft der echten Dichterin und vermag es, geschaute Gestalten um ihrer selbst willen plastisch und lebendig darzustellen. Dennoch können wir sie nicht mit reiner Freude genießen. Sie trägt zu viel an sich von dem Charakter der Modernen. Geboren in Weimar 1859, heiratete sie Mitte der achtziger Jahre den Muselman Al Raschid Bey und lebt jetzt als Frau Raschid Bey in München. In ihren ersten Erzählungen, die auf Weimarischen Erinnerungen und Erlebnissen fußen, lacht noch die heitere Sonne der Jugend, und ihre Strahlen blitzen wider aus den schalkhaften Augen des Mädchens. Aber schon hier beginnt bei aller Heiterkeit ein tragischer Zug sich einzuschleichen. Die Dichterin strebt voll Sehnsucht nach den großen Idealen des Lebens, nach dem Genuß der Schönheit und der geistigen Freiheit. Aber sie sieht alles das immer wieder untergehen in dem Staube dürrer Alltäglichkeit. Das geht mit leisem Hauch schon durch die „Ratsmädelgeschichten" (1888) (vgl. S. 824), die übrigens in ihrer psychologisch feinen Charakteristik und in ihrem bunten, malerischen Aufbau eigentlich das Beste sind, was die Verfasserin geschrieben. Stärker und tiefer zeigt sich jener tragische Zug in der eigenartig anziehenden Geschichte: „Der schöne Valentin" (1886), vor allem aber in dem kleinen Roman „Herzenswahn" (1887). Noch lebendiger und noch plastischer aufgebaut werden diese typischen Konflikte zwischen Ideal und Wirklichkeit in dem berühmten Werk der Verfasserin, dem „Rangierbahnhof" (1896). Der Titel dient, obgleich auf realem Ausgangspunkt fußend, doch mehr dazu, die Idee des rastlos arbeitenden, alles mit Staub und Lärm erfüllenden Lebens, in welchem ein ruhiges Sinnen und künstlerisches Schaffen nicht aufzukommen vermag, zum Ausdruck zu bringen. Und auf diesem Untergrunde wird nun ein weibliches Wesen dargestellt, das aus unbefangener Kindlichkeit sich immer mehr zur ideal schaffenden, zielbewußten Künstlerin entwickelt, der alles andere hinter der Arbeit für den Beruf zurücktritt. Das alles ist klar und scharf, realistisch durch und durch und von echten Lokaltönen getragen, herausgearbeitet. Aber schon tritt eine bestimmte Idee, oder sagen wir

Digitized by Google

richtiger Tendenz, so hart heraus, daß das poetische Gemälde dadurch Schaden leidet. Helene Böhlau will nämlich sagen: dieser vom Ideal getragene Schaffensdrang eignet nur dem Weib, und darin überragt es den Mann als solchen. Sie tritt parteiisch für die Frau ein. Infolgedessen kommen die männlichen Charaktere, namentlich der des ehrlichen, braven Gatten der Künstlerin, nicht zu ihrem Recht. Dieser Zug, die Frau auf Kosten des Mannes zu erheben, tritt nun in den folgenden Werken der Dichterin noch viel strenger, viel einseitiger und darum die ganze Darstellung karikierend hervor. „Das Recht der Mutter“ (1897), „Das Halbtier“ (1899) liefern den Beweis. In dem letzteren Roman haben wir ganz die einseitig verzerrte Unnatur der modernen naturalistischen Schule und zwar mit der ins Pikanteste gesteigerten Tendenz: das Weib ist in der heutigen Gesellschaft das unfreie, das geknechtete Wesen, und darum ist diese Gesellschaft in den Augen aller wahrhaft Fühlenden gerichtet. Daran leiden mehr oder weniger auch die übrigen Romane und Novellen: „Die verspielten Leute“ (1897), „Schlimme Flitterwochen“, „Das Brüller-Lager“ (1898) u. a. Hingegen zum alten naiv-schalkhaften Erzählerton kehren die Fortsetzungen der Ratsmädelgeschichten zurück: „Neue Ratsmädel- und Alt-Weimarische Geschichten“ (1897) und anderes. Und eine ganz besonders reizvolle Stimmungsnovelle aus dem Weimar der Goethezeit ist: „Sommerseele“ (1901). Hätte Helene Böhlau nur diese Weimarischen Erzählungen mit ihrem naiven köstlichen Humor, ihrer feinen Charakteristik und ihrer gemütvollen Stimmung geschrieben, wir würden die Dichterin mit Freuden zu den ersten Novellistinnen unsrer heutigen Litteratur zählen. — Ähnlich wie Helene Böhlau auf der Bahn einer bewußten Tendenz, einer Idee, für die es einzutreten gilt, wandern auch etliche andere Frauen, die wir als innerlich dazu gehörig hier einreihen müssen. Eine derselben ist Gabriele Reuter (vergl. S. 825). Sie ist geboren 1859 in Alexandrien und lebt jetzt in Berlin. Bekannt wurde sie hauptsächlich durch ihren Roman „Aus guter Familie“ (1895). Wie die heutige Gesellschaft ein gut geartetes Mädchen verdirbt und unglücklich macht, wird mit pointierter Absichtlichkeit dargethan. Diese Absicht ist so stark, daß die dichterische Darstellung darunter leidet. Zwar beruht vieles auf guter Be-

Digitized by Google

obachtung, aber jeder Zug in der Erzählung ist nicht um seiner selbst willen, nicht im Interesse poetischer Gestaltung oder mitfühlender Liebe da, sondern er dient allein der Tendenz, dem Endzweck des Ganzen. Ähnliche Anklagen gegen die Gesellschaft sind auch ihre anderen Romane und Novellen. Wir nennen noch: „Lebenskünstler“ (1896), „Frau Bürgelin und ihre Söhne“ (1899), „Ellen von der Weiden“ (1900), „Frauenseelen“ (1901). — Daß die einseitige Tendenz die poetische Darstellung nachteilig beeinflußt, zeigt sich auch bei Bertha von Suttner (geb. 1843 in Prag) in ihrem berühmten Roman: „Die Waffen nieder!“ (1889). Die Verfasserin tritt für den allgemeinen Frieden der Völker ein. Mit viel Temperament geschrieben und begierig gelesen, ist der Roman doch zu wenig Kunstwerk, wie auch die übrigen zahlreichen Romane und Novellen der Verfasserin. Die wahre Kunst will eben rein genossen sein, ohne das störende Beiwerk der Tendenz. Störend ist letzteres aber zumal dann, wenn es so stark in den Vordergrund tritt wie bei Bertha von Suttner. — Wir schließen diese Gruppe moderner Schriftstellerinnen mit einem Blick auf Clara Viebig. Sie ist geboren 1860 in Trier und lebt jetzt als Frau Clara Cohn in Berlin. Ähnlich wie Helene Böhlau begann sie mit kleinen Novellen, die in ihrer Art vortrefflich sind: „Kinder der Eifel“ (1897). Warme Lokalfarbe, gute Beobachtung und künstlerisch liebevolle Darstellung zeichnen diese ländlichen Skizzen aus. Hier wird alles um seiner selbst willen erzählt. Da ist noch nichts von der ätzenden Schärfe der Tendenz zu spüren. Aber es wurde anders. Schon die bald darauf erscheinenden „Rheinlandstöchter“ (1897) waren schärfer auf die Tendenz gestellt, noch mehr die „Dilettanten des Lebens“ (1898). Aber als eine völlige Verirrung des guten Geschmacks muß doch wohl der Roman „Das Weiberdorf“ (1900) bezeichnet werden. Hier trat die Verfasserin in ihrer gegen die Gesellschaft kämpfenden Tendenz mit Unnatur und brutaler Übertreibung ganz auf die Bahn des naturalistischen Romans. Und diese schriftstellerischen Eigenschaften wurden noch weit überboten durch die Widerwärtigkeit des wüsten Stoffes. Dieser Stoff wäre würdig gewesen eines Karl Bleibtreu oder Max Kretzer. Daß aber eine Schriftstellerin, die uns die „Kinder der Eifel“ geschildert, sich an diesen Stoff

Digitized by Google

machen konnte, war nicht zu erwarten und mußte tiefes Befremden erregen. Sie ist aber in dem darauf folgenden Roman „Das tägliche Brot“ (1900), wenn man ihn unter künstlerischem Gesichtspunkt ansieht, noch weit tiefer hinabgestiegen. Über der Tendenz, mit der sie hier die heutige Gesellschaft in ihrer Stellung zu den Dienstboten anklagen will, verliert sie allen dichterischen Halt und die Kraft zum dramatischen Aufbau, der doch im „Weiberdorf“, wenn man vom Stoff absieht, noch einigermaßen vorhanden war. Die Erlebnisse zweier Dienstboten in Berlin werden einfach Bericht erstattend aneinander gereiht, ohne Steigerung, ohne tiefgreifende, miteinander ringende Konflikte, ohne Entwickelung und schließlich ohne Lösung. Es ist alles übertreibende Schilderung eines Zustandes. Eine absichtliche Kampfesstellung läßt die gesuchte Erfindung nicht zum Kunstwerk ausreifen. Dasselbe müssen wir auch von den kleineren Skizzen sagen, die Clara Viebig unter dem Titel: „Die Rosenkranzjungfer u. a.“ (1901) zusammengestellt hat. Im Grunde ist in allen ihren Schilderungen viel feine Beobachtung, aber die Freude daran wird zu nichte gemacht durch die alles übertreibende Tendenz und die infolgedessen viel zu stark aufgetragene Farbe. Die Erzählerin sieht immer nur, was sie sehen will, was in ihre Doktrin hineinpaßt. Was sie uns giebt, sind kleine Ausschnitte aus der heutigen Menschenwelt, die fälschlich als typisch für das Ganze ausgegeben werden. Aber es fehlen ihnen Licht und Wärme, darum auch Wahrheit und Poesie. Man kann sich für die gezeichneten Gestalten nicht erwärmen. Es ist das ein weit verbreiteter Fehler der modernen Schriftstellerei, und gerade die hier genannten Frauen leiden darunter in besonderem Maß.

* * *

Ehe wir von der modernen Dichtung scheiden, sei noch einiger Lyriker gedacht, die in ihrer Gruppe einen Ehrenplatz einnehmen. Sie sind nicht Führer auf den neuen Pfaden wie Liliencron, auch nicht so durchaus echt modern wie Dehmel und Bierbaum. Ja man könnte Bedenken tragen, sie überhaupt unter die „Modernen“ zu rechnen, wenn nicht doch hie und da hervortretende Züge sie unzweifelhaft dorthin wiesen. Wir nennen sie in aufsteigender Linie.

Digitized by Google

Maurice Reinhold Stern. Er ist geboren 1860 in Reval und lebt seitdem an verschiedenen Orten in der Schweiz und Deutschland. Im Jahr 1885 erschienen von ihm „Proletarierlieder". Es folgten „Stimmen im Sturm" (1888), „Excelsior" (1889), „Höhenrauch" (1890), „Nebensonnen" (1892), „Mattgold" (1893), „Erster Frühling" (1894), „Abendlicht" (1901). Anfangs hatte er die Ziele der Sozialdemokratie im Auge, und die erste Sammlung seiner Gedichte bewegte sich zumeist auf diesem Boden. Später überwiegen philosophische und religiöse Betrachtungen, und mit besonderer Vorliebe und mit nicht unbedeutendem poetischen Geschick besingt er die Natur. In der Form haben seine Lieder bisweilen eine gewisse Schwerfälligkeit, dem Inhalt nach bringen sie einen etwas verschwommenen Pantheismus zum Ausdruck. Doch findet sich auch manches Gute darunter mit edlem Gedankeninhalt und einem Zug ins Große. Das Stürmen und Drängen seines anfänglichen Auftretens vereinte ihn mit den „Modernen", später wuchs er teilweise über sie hinaus und ging selbständig seine eigenen Wege.

Otto Ernst, mit seinem eigentlichen Namen Otto Ernst Schmidt. Er ist geboren 1862 in Ottensen bei Hamburg, war als Lehrer in Hamburg thätig und hat sich dann ganz dem Schriftstellerberuf hingegeben. Er ist von den „Modernen" ausgegangen, hat sie auch im Prinzip vielfach vertreten, später aber ist er mehr eigene Wege gewandelt. Er trat zuerst mit Gedichten auf (1888) und gab dann verschiedene Novellen heraus, die sich wie die „Karthäusergeschichten" (1895) und die „Hamburger Schiffergeschichten" (1899) auf dem Boden echter Heimatkunst bewegen. Seinen eigentlichen Ruf gewann er als Satiriker, indem er mit Schärfe gegen die Auswüchse des modernen Litteratentums und dessen Weltanschauung kämpft. Dahin gehören seine berühmt gewordenen Lustspiele: „Jugend von heute" (1899), und „Flachsmann als Erzieher" (1900). Zu seinem lyrischen Ausgangspunkt kehrte er mit seinen 1901 erschienenen Gedichten zurück, denen er den Titel „Stimmen des Mittags" gab. Als ein Zeugnis seiner Gestaltungskraft und seiner kühnen Sprachbehandlung sei hier folgendes schöne Gedicht mitgeteilt:

Digitized by Google

Nis Randers.

Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
Gleich holt sich's der Abgrund.

Nis Randers lugt — und ohne Hast
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
Wir müssen ihn holen."

Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein;
Ich will's, deine Mutter!

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn.
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
Mein Uwe, mein Uwe!"

Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach.
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und *seine* Mutter?"

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
Hohes, hartes Friesengewächs;
Schon sausen die Ruder.

Boot oben, Boot unten — ein Höllentanz.
Nun muß es zerschmettern! — Nein, es blieb ganz!
Wie lange? wie lange?

Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
Sie schnauben, sie schäumen.

Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
Mit stampfenden Hufen.

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? Ein Boot, das landeinwärts hält —
Sie sind es! Sie kommen!

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt —
Still! Ruft da nicht einer? Nis schreit durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!"

Digitized by Google

Gustav Falke. Er ist geboren in Lübeck 1853 und lebt als Musiklehrer in Hamburg. Mehrere Bände lyrischer Gedichte hat er veröffentlicht: „Mynheer der Tod“ (1891), „Tanz und Andacht“ (1893), „Zwischen zwei Nächten“ (1894), „Neue Fahrt“ (1897), „Mit dem Leben“ (1899). Er ist ein echter Lyriker mit kraftvoller, gesunder und realistischer Anschauung der Dinge. Und was er empfindet und schaut, wird ihm in seiner Seele als Widerhall zum Gedicht. Er stellt es als Bild aus sich heraus. Aber es bleibt freilich auch zumeist bei solcher poetisch schaffenden Malerei. Von seinen eigensten, innersten Herzensgedanken offenbart er uns wenig. Immerhin sind seine Gemälde dichterisch empfunden; sie erwärmen und regen zum Mitschauen an. Aber sein echter Realismus, sein keckes sich Hinwegsetzen über althergebrachte Gefühlsterminologie und verschwommene lyrische Wendungen machen ihn zum „modernen“ Dichter. Auch die strenge Form des Versbaues und die Gesetze der Reimbildung verachtet er gern einmal, wie es unsere Modernen lieben. Er hätte das freilich gar nicht nötig, denn er besitzt eine solche echt künstlerische Beherrschung der Sprache, daß er den Vers mit Leichtigkeit zwingt. Auch erreicht er durch seine willkürlichen Abweichungen gar nicht immer ein höheres Maß von Übereinstimmung zwischen Empfindung und Ausdruck. Indessen, so „modern“ das alles ist, wir würden ihn doch mit viel mehr Vorbehalt und Einschränkung in die Reihe der Modernen stellen, wenn er nicht durch seine Romane, namentlich durch den ganz naturalistischen, in seinem pathologischen Stoff geradezu widerwärtigen Roman „Der Mann im Nebel“ (1899) sich selbst durchaus rückhaltlos in diese Gesellschaft gestellt hätte. Um aber zu zeigen, wie fein seine Lyrik an sich ist, wenn auch immerhin auf moderner Grundlage ruhend, stellen wir einige seiner Lieder hier zusammen.

Unschuld.

Knarrt die Thür, und durch halben Spalt
Schiebt sich die zierliche Gestalt,
Trägt eine Tulpe in der Hand:
Sieh mal, Papa, was Ursel fand.

Wirklich? Was du nicht sagst! Ei seht!
Die schönste Tulpe vom ganzen Beet.
Gefunden hast du den Feuerhelm?
Ich fürchte, du flunkerst, kleiner Schelm.

Digitized by Google

Sie kichert und guckt in den Kelch hinein,
Freut sich, und ich soll böse sein?
Gelbt sich am Griffel das Näschen und macht
Hatschi! Hatschi! ganz fein und sacht.

Hellstes Glück, kindliche Lust,
Die keines Bösen sich bewußt;
Lautere Unschuld, die nicht wägt,
Ob ihr Thun auch Thränen trägt.

Dienert nicht lange: Mit Verlaub?
Nimmt sich von allem ihren Raub,
Liebt, was leuchtet, schmaust, was schmeckt.
Für wen ist denn der Tisch gedeckt?

Ist mir's auch um die Tulpe leid,
Fühl' keinen Zorn, nur leisen Neid:
Viel schönere Blumen weiß ich stehn
Und muß daran vorübergehn.

Märchen.

In deiner lieben Nähe
Bin ich so glücklich. Ich mein',
Ich müßte wieder der wilde,
Selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
Sonniger Frühlingshauch.
Ich hab dich so lieb. Und draußen
Blühen die Rosen ja auch.

O Traum der goldenen Tage!
Herz, es war einmal.
Abendwolken wandern
Über mein Jugendthal.

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng' den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

Digitized by Google

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Er ist geboren 1852 zu Breslau, lebte viel auf Reisen, jetzt in Holstein. Seine ersten Gedichte, „Lieder an eine Verlorene", erschienen schon 1878. Später folgten „Dichtungen" (1883) und anderes. Er ist eine Dichternatur, die vielfach an Detlev von Liliencron erinnert, mag auch wohl in seinen späteren Dichtungen von ihm beeinflußt sein. Doch ist er weniger kraftvoll und genial, aber Gott Lob! auch nicht so mit lockeren Abenteuern renommierend wie Liliencron. Es geht ein düsterer, elegischer Zug durch seine Gedankenwelt, und eben daher rührt es wohl auch, daß er milder und maßvoller auftritt als Liliencron und seine vielleicht ebenso in ihm liegende übermütige Herrennatur zu zügeln versteht. Seine Verse sind weich und klangvoll. Aber freilich das hat er mit Liliencron und andern modernen Dichtern gemein, daß er mit seiner Person gern etwas kokettiert, Gefühle übertreibend steigert und eine effektvolle Beleuchtung und posierende Schaustellung nicht verschmäht. Um des willen sind wir genötigt, ihn den modernen Dichtern zuzuzählen, während die Scheu vor dem Gemeinen ihn von jener Dichtergruppe trennt. Als Proben seiner Dichtungen mögen hier folgende Lieder stehen.

Böse Heimkehr.

Ihr Gassen, ihr Giebel, du mürrisches Thor,
Nun habt ihr mich wieder wie eh —
Schon krächzen die Dohlen, schon liegt mir im Ohr
Der Basen Ach und Weh.

Als lust'ger Geselle zog ich hinaus,
Hab keck gelärmt und gelacht;
Nun schleich ich durchs Seitenpförtchen nach Haus
Hab's nicht zum Meister gebracht.

Ich habe nur eins gelernt und erkannt
Nach manchem verträumten Jahr:
Daß es zu schön dort im Süderland
Und die Sonne zu brennend war,

Daß die Menschen zu froh und zu leicht von Sinn
Und die Blumen zu reich an Duft —
Nun pfeift mir gar frostig um das Kinn
Die deutsche Regenluft.

Digitized by Google

Das Herz iſt müde, die Wange braun,
Zerriſſen und ſchliſſig mein Rock;
Wehmütig werfe ich über den Zaun
Den treuen Knotenſtock.

Und wollte ich zählen mein Hab' und Gut,
So fänd ich, daß nichts mir blieb
Als ein welker Jasminſtrauß am alten Hut
Und in Welſchland ein falſches Lieb.

Letzter Tanz.

Es glüht im Fieber das graue Haus,
Lichtſtreifen fallen breit hinaus
Auf die ſommertrüben Gaſſen;
Es flammt der Saal von Kerzen ganz,
Und wir beide tanzen den letzten Tanz,
Eh' wir uns müſſen laſſen.

Ich bin gezogen von Meer zu Meer;
Und als ich heimkam, die Taſchen ſchwer,
Warſt du die Braut eines andern.
Die Spatzen rieſen's von jedem Dach,
Die Baſen ziſchten und ſprachen's nach:
Das kommt vom Wandern, vom Wandern.

Wir tanzen, als habe der Tod dich gepackt,
Es fegt deine Schleppe, ſpitzengezackt,
In welken Orangenzweigen.
Schon geht der Zeiger auf Mitternacht,
Dein junger Gemahl, er ſieht's und lacht —
Es ſchluchzen ſo wild die Geigen.

Ich wollte, wir irrten im nordiſchen Land,
Von keinem geliebt, von keinem gekannt,
Im Schneeſturm über die Heide;
Und daß du ruhteſt unbewußt
In meinem Mantel, an meiner Bruſt,
Und daß wir ſtürben beide.

Allerſeelen.

Es brennen die Kerzen düſter,
Der Weihrauch duftet ringsum;
Die Menge kniet mit Geflüſter,
Die Orgel wurde ſtumm.

Es leidet wohl jeder Schmerzen
Um ein geliebtes Blatt,
Das Gott aus dem tiefſten Herzen
Ihm einſt geriſſen hat.

Digitized by Google

Doch die verlorene Seele,
Die betend ich gemeint,
Sie liegt nicht unter dem Grase
Betrauert und beweint.

Sie liegt nicht unter dem Hügel
In einem engen Schrein —
Noch läßt sie die Locken fliegen
In des Lebens Sonnenschein.

Noch würde aufleuchten finster
Ihr Auge vor Hohn und Spott,
Wenn sie es wüßt', daß im Münster
Ihr Name genannt vor Gott,

Daß, während ein Kleid am Herzen
Und ein Ball im Sinn ihr lag,
Für sie gebrannt die Kerzen
Am Allerseelentag.

* * *

Damit schließen wir unseren Blick in die moderne Dichtung. Fragen wir nach der Wirkung, die sie etwa haben dürfte für die Litteratur der Zukunft oder für das geistige Leben überhaupt im zwanzigsten Jahrhundert, so dürfen wir wohl zunächst ihren litterarischen Wert nicht allzu hoch anschlagen. Vieles, was sie hervorgebracht, wird schon im Lauf der nächsten Jahrzehnte verwehen und vergessen werden. Aber das hat ihr klarer und scharfer Realismus uns allerdings gelehrt, die Dinge zu *sehen*. Fortan kann die Dichtung nicht mehr in einer ganz vom Leben abgezogenen Phantasiewelt schwelgen. Sie muß vielmehr ihren Ausgangspunkt von den Dingen des wirklichen Lebens nehmen. Und das scharfe Sehen und Beobachten des Wirklichen wird dem Dichter niemals schaden. Aus der Anschauung erwächst ihm das Gestalten. Nur muß er *recht* sehen; er muß unbefangen sehen, was wirklich da ist. Indessen das alles konnte sehr wohl gefördert und zum lebendigen Eigentum des Dichters der Zukunft gemacht werden, auch ohne daß die moderne Dichtung den Schmutz aufwühlte, das Gemeine ans Licht zog und immer nur bei der Nachtseite des Lebens stehen blieb. Ja das Sehen des Wirklichen würden wir gelernt und ausgeübt haben, auch wenn die moderne Dichtung mit ihrer widerlichen Verzerrung gar nicht aufgetreten wäre. Es liegt einfach im Zug der Zeit, die Dinge auf ihre Wirklichkeit hin anzusehen. Das hättte uns schon die

Digitized by Google

Wissenschaft in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gelehrt, die überall auf die Erkenntnis des Realen hinarbeitete. Und es wäre weit besser gewesen, wenn der Realismus in seiner ganzen Stärke, in der vollen Wucht seiner Wahrheit sich gleich von vornherein mit dem idealen Zug des deutschen Gemütes gepaart und so als gesundes Element die deutsche Dichtung durchdrungen hätte. Hatten wir doch in Theodor Storm, in Konrad Ferdinand Meyer und anderen bereits lebensvolle und kräftige Ansätze zu solcher Durchdringung. Nun, unser Volk wird wohl unter Gottes Leitung in Zukunft das Ungesunde ausstoßen und sich in seinem geistigen Leben und Schaffen auf dem, was in der Zeitströmung wahr und echt ist, aufbauen.

Nur eins macht uns bang, sehr bang. Es war verhängnisvoll, daß die moderne Dichtung sich gerade auf dem sexuellen Gebiet des Menschenlebens so breit machte, es mit solcher Frechheit für sich in Beschlag nahm und hier gerade das Häßliche und Gemeine, ja das Verzerrte und Verschrobene kultivierte. Damit hat sie einen erschreckenden Einfluß ausgeübt, zumal auf die heranwachsende gymnasiastische und akademische Jugend, auf diejenigen, die später einmal die Stützen und die Führer im geistigen Leben des Volkes sein sollen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß hier große Verheerungen und Zerrüttungen angerichtet sind. Man denke nur an die unerhörte Verbreitung, die so schamlose Werke, immer unter der Maske von Kunst und Dichtung, gefunden haben, eine Verbreitung, wie sie kein Dichterwerk früherer Zeiten jemals erlebt hat. Und gerade die im Punkt der Unsittlichkeit — nicht dem Wort und dem Ausdruck, wohl aber dem Geiste nach — frechsten Werke sind es, die die weiteste Verbreitung gefunden haben. Ernst von Wolzogens „Drittes Geschlecht“ ist innerhalb zweier Jahre in hunderttausend Exemplaren gedruckt, gekauft und gelesen worden. Wer sind denn die Lesenden? Doch vor allem die gebildete Jugend. Ein Dichter aber ist Prophet und Führer und hat von seiner hohen Warte aus einen ungeheuren Einfluß. Welche riesenhafte Verantwortung liegt auf ihm! Hat denn unsre moderne Dichterwelt keine Ahnung davon, daß sie für die Zukunft unsres Volkes verantwortlich ist? Und ist nicht die furchtbare Verantwortung eine Last, die sie beugen, tief niederbeugen müßte? Zensur und Gesetz richten hier nichts aus. Die Dichter selbst müssen es lernen, sich vor der Verantwortung zu scheuen, die sie dem heran-

Digitized by Google

wachsenden Geschlecht unsres Volkes gegenüber haben. Und das ganze Volk muß einmütig diese Verantwortung ihnen immer wieder ins Herz und ins Gewissen rufen. Sich in seiner Eigenliebe und Selbstgefälligkeit gehen zu lassen und sich am vermeintlichen Dichterruhm zu weiden, ist sehr leicht. Aber eine Mannesthat ist es nicht. Wer als Dichter unter seinem Volk dastehen will, hat eine ganz andere Aufgabe: sich selbst zu erziehen und in Zucht zu halten, während er künstlerisch nach den höchsten Idealen strebt. Gerade das soll er thun um der Macht willen, die ihm in die Hand gegeben ist. Hoffen wir, daß in der neuen Zeit, der wir entgegen gehen, jedem der dichten will, diese Aufgabe und die damit verknüpfte Verantwortung mit überirdischer Klarheit im Herzen aufgehe. Aber die Edlen im Volk, die Weitblickenden und Ernstdenkenden, die um das Wohl des Volkes besorgt sind, die müssen in ihrem Teil dazu helfen. Mitverantwortlich sind wir alle.

Digitized by Google

Roman und Novelle der Gegenwart

mit Ausschluß dessen, was zur **modernen** Dichtung gehört.

Ergänzungen und Nachträge zu dem Abschnitt „der Roman" S. 701—831.

Im folgenden soll nicht die Entwickelungsgeschichte unsres heutigen Romans, auch nicht ein abgerundetes Bild des Romans der Gegenwart gegeben werden im Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Zeit und aus diesem Hintergrunde sich abhebend. Das ist in dem Abschnitt „Der Roman" bereits versucht worden. Es hat sich aber ergeben, daß dort vieles unberücksichtigt geblieben, beziehungsweise lückenhaft dargestellt worden ist. Es ist daher notwendig, um das Gesamtbild einigermaßen zu vervollständigen, daß jene Lücken ergänzt werden und daß das Fehlende nachgetragen werde. Das soll nun versucht werden. Aber nur als Ergänzungen des Voranstehenden, nicht als selbständige Darstellung wollen die folgenden Blätter betrachtet sein. Dennoch mag, was hier ergänzend gesagt werden soll, nach bestimmten Gesichtspunkten gruppiert werden.

Es sei aber nochmals darauf hingewiesen, daß, was von Roman und Novelle sich als „modern" charakterisiert, im vorhergehenden Abschnitt: „Die Modernen" behandelt worden ist, und daß wir es hier, ebenso wie in dem Abschnitt über die Lyrik, nur mit Werken zu thun haben, die zwar in die Gegenwart oder in die unmittelbare Vergangenheit gehören, sich aber frei halten von dem, was wir moderne Dichtung nennen.

Die erzählende Litteratur ist in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einem erstaunlichen Umfang herangewachsen. Nicht alles, was geschaffen worden, hat dichterischen Wert, nicht

Digitized by Google

auf allem liegt der warme Hauch der Kunst. Sehr vieles dient allein dazu, ein lesehungriges Publikum auf einige Stunden angenehm zu unterhalten. Und diejenigen Schriftsteller, welche zu diesem Zweck schreiben, wollen auch gar nicht höher hinauf. Oder wenn sie es auch wollten, so vermögen sie es nicht. Ein urteilsloses Publikum erzählend zu unterhalten, dazu gehört aber schließlich nicht viel. Deshalb drängt sich eine große Zahl solcher Männer und namentlich solcher Frauen, die keinen eigentlichen das Leben ausfüllenden Beruf haben, zu diesem leichten und angenehmen Erwerb. Mit ihnen uns zu befassen, ist hier nicht unsre Aufgabe. Wir wollen nur das nennen, was einigermaßen darauf Anspruch hat, in die deutsche Nationallitteratur eingereiht zu werden, wenn auch nur ein Ansatz von wahrer Kunst und edler Dichtung diesen Anspruch begründet.

Wir beginnen die ergänzende Darstellung des Romans und der Novelle von heute mit den auf diesem Gebiete thätigen Frauen. Es ist ihrer eine fast unübersehbare Zahl. Wir wollen das Dargebotene zu sichten versuchen.

Da seien denn zuerst einige genannt, die im Grunde genommen nicht hierher gehören. Nur weil sie leider in sehr weiten Kreisen, besonders in den Kreisen der halbgebildeten Frauen unsres Volkes gelesen, ja mit Begier verschlungen werden, sollen sie genannt, aber zugleich gebührend gekennzeichnet werden. Es sind Frauen, die ohne höhere Begabung sich zum Beruf der Erzählerinnen gedrängt haben und nun durch gesuchte, unnatürliche und unwahrscheinliche, sogenannte spannende Situationen ihr Publikum fesseln. Von eigentlicher Erzählerkunst, von psychologischer Entwickelung und Motivierung, von dramatischem Aufbau ist bei ihnen nicht die Rede. Aber ebenso fehlt auch das dichterische Gemüt, aus dem die Gestalten geboren werden; es fehlt der poetische Reflex der geschauten Dinge im eigenen Herzen. Von irgend höheren Ideen, die befruchtend auf die Leser wirken könnten, ist schlechterdigs nichts zu spüren. Freilich ist in ihren Romanen auch nichts von dem häßlichen Schmutz oder den umstürzlerischen Tendenzen unsrer „modernen" Schriftstellerinnen vorhanden. Es geht vielmehr alles soweit ganz ehrbar und anständig zu. Dennoch wäre es um der absoluten Seichtigkeit willen für unser Volk und für unsre Litteratur viel besser, sie hätten nie eine Zeile schriftstellerischer Produktion geschrieben. In diese

Digitized by Google

Gruppe gehört vor allen W. Heimburg. Ihr eigentlicher Name ist Fräulein Bertha Behrens. Sie ist 1850 in Thale am Harz geboren und lebt jetzt in Dresden. Bekannt ist sie vornehmlich geworden durch die Erzählung: „Ihr einziger Bruder" (1882), die viel Beifall fand und 1897 schon in 11. Auflage erschien. Die Anzahl ihrer Bücher ist sehr beträchtlich, aber über viel Phantasie und Erfindungsgabe verfügt sie nicht, denn die Charaktere und Situationen kehren in ähnlicher Gestalt immer wieder. Dabei ist der Stil ungepflegt und nachlässig. Eine weise Beschränkung im Produzieren wäre ihr sicher heilsam gewesen, aber durch die maßlose Vielschreiberei ist sie immer flacher geworden. — Ebendahin rechnen wir auch Ada von Gersdorff. Ihr eigentlicher Name ist Baronin Ada v. Maltzahn, geb. v. Knobloch. Sie ist 1854 in Czarnikau, Provinz Posen, geboren und lebt jetzt meist in Berlin. Auch sie hat zahlreiche Romane und Novellen geschrieben. Ihr Erzählerton fließt etwas leichter und flotter als bei der Vorigen, sie liest sich darum angenehmer. Aber was sie erzählt, sind meist nur aneinandergereihte Scenen oder Erlebnisse ohne innere Entwickelung, ohne geschlossenen Aufbau. Hin und wieder gelingt es ihr wohl einmal, für einen Charakter, den sie darstellt, zu interessieren, aber irgend etwas Tieferes von Ideen oder Problemen ist nicht vorhanden. Inhaltlich sind alle ihre Geschichten durchaus flache und alltägliche Ware. — Ganz auf der gleichen Stufe steht E. Werner. Fräulein Elisabeth Bürstenbinder ist ihr eigentlicher Name. Sie gehört einer etwas älteren Zeit an als die beiden Vorigen, denn sie ist 1838 in Berlin geboren und lebt jetzt in Meran. Ihre Erzählungen haben etwas mehr Sentimentalität als die der Vorigen, aber der Gehalt ist ebenso dürftig, und den Schablonengestalten fehlt die Charakteristik. — Endlich nennen wir hier noch Nataly von Eschstruth (Frau Nataly von Knobelsdorff-Brenkenhoff, geb. v. Eschstruth), geb. 1860 in Hofgeismar, jetzt in Schwerin. Sie ist eine Vielschreiberin wie W. Heimburg, steht aber nach Form und Inhalt noch eine Stufe tiefer.

Wenden wir uns nun ab von diesen und ähnlichen Schriftstellerinnen, die ohne künstlerische Befähigung nur den Beifall eines großen, aber urteilslosen Publikums für sich haben, und sehen wir uns weiter um in der heutigen, aus weiblicher Feder

Digitized by Google

stammenden Romanlitteratur, so stoßen wir auf eine zweite Gruppe, die uns ebenfalls noch wenig befriedigt. Zwar ist hier eine brave, ja edle Gesinnung vorhanden. Und vor allem tritt ein lebendiges religiöses Gefühl, das Christentum eines warmen Herzens, wenn auch nicht immer in gesunder Kraft sich äußernd, in der Darstellung zu Tage. Auch ein zartes und inniges Gemüt offenbart sich nicht selten auf Seiten der Erzählerin. An Ideengehalt ist also in der hier zu nennenden Gruppe ungleich mehr vorhanden als in der zuerst genannten. Aber es fehlt leider nur allzusehr das eigentliche schriftstellerische Können. Von dichterischer Auffassung und individueller Gestaltung, von künstlerischem Aufbau des Stoffes, von scharfer und lebendiger Charakteristik der Personen, kurz von dem, was wir als die höhere Erzählerkunst bezeichnen, ist so gut wie nichts vorhanden. Alles ist schablonenhaft, und nur zu oft wird das Alltägliche und immer Wiederkehrende geschildert, als wäre es etwas Besonderes und Eigenartiges. Ja der gute Wille und die brave Gesinnung machen eben noch lange nicht den Dichter. Und dazu kommt, daß, wie bei den „Modernen" Umsturz und Emanzipation, so hier die christliche Weltanschauung sich in stark tendenziöser Weise vordrängt und alles sich darauf zuspitzt. Die Tendenz aber, welcherlei Art sie auch ist, läßt die Kunst nicht aufkommen und stört beim Lesen immer wieder den Eindruck, den sonst etwa Gemüt und ein Ansatz von wirklicher Kunst vielleicht noch hervorgebracht haben würden. Hierhin gehört vor allen Anna von Blomberg. Sie ist 1858 in Küstrin geboren und lebt in Potsdam. Durch ihre Romane „Waldstille und Weltleid" (1894), „Ein Fels im Meer" (1898), „Reggfields Tochter" (1899), hat sie sich in christlichen, aber freilich litterarisch urteilslosen Kreisen viele Freunde erworben. Neuerdings hat sie den Plan gefaßt, unter dem Gesamttitel „Die Bergpredigt" eine Reihe von Romanen zu schreiben, welche die Ideen der Bergpredigt (Matth. 5—7) durch erzählende Darstellung illustrieren sollen. Der erste in dieser Reihe erschien 1901 unter dem Titel „Höhenluft". Schon der Plan ist vom künstlerischen Standpunkt aus bedenklich. Die erste Probe aber ist entschieden mißglückt. — Weiter rechnen wir hierher E. Maltzahn, eine Mecklenburgerin. Sie schrieb: „Der Hofprediger Ihrer Durchlaucht" und anderes aus der Geschichte der Einführung der Reformation in Mecklenburg, zwar

Digitized by Google

mit warmem Herzen und mit lebhaftem religiösen Gefühl, aber ohne alle Kraft der Gestaltung. — In ähnlicher Weise erzählt M. Rüdiger. Von ihr sind u. a. „Die Frau des Ratmannen, eine Erzählung aus Lübecks Vergangenheit“ und „Barbara“. Sie ist nüchterner und sozusagen praktischer als die vorher genannten Erzählerinnen. Aber die eigentliche Kunst des Erzählens fehlt auch ihr, und die christliche Tendenz überwuchert jeden Ansatz dazu. — Dasselbe gilt auch von der süddeutschen Schriftstellerin Helene Hübener. Ihre Erzählungen: „Es muß doch Frühling werden“, „Die drei Freundinnen“, „Gesühnte Schuld“, „Reich in Gott“ u. a. entbehren nicht einer gewissen Anmut, und das Christentum, das darin vertreten wird, ist ein durchaus gesundes. Aber die Tendenz ist zu mächtig; und künstlerisch haben sie nur geringen Wert. — Helene Schock, gleichfalls eine süddeutsche Erzählerin und erst vor kurzem aufgetreten mit den Erzählungen: „Seine zweite Frau“ und „Irene Herwig“, hat eine gewisse originelle Erfindung und weiß einzelne Scenen prächtig zu schildern, auch ist das hier vertretene Christentum ein tief angelegtes, wahres und lebendiges und ist psychologisch trefflich dargestellt. Aber wenn wir auch noch das zugeben, daß sie in der Charakteristik etwas höher steht als die vorher genannte, so fehlt doch auch hier im ganzen die Kunst des Erzählens, namentlich die Beherrschung des Stoffs in dramatischem Aufbau und die klare Durchführung der Entwickelung. — Wir wollen von den hier genannten Schriftstellerinnen nicht sagen, was wir von der vorigen Gruppe sagten: es wäre besser, sie hätten nicht geschrieben. Nein, sie erheben das Gemüt, haben einen durchaus segensreichen Einfluß und sind für unser Volksleben von Bedeutung. Viele Leser werden ihnen aufrichtig dankbar sein. Nur bedauern wir, daß bei so viel gutem Willen und guter Gesinnung ihnen das eigentliche Können fehlt.

Bei den nun weiter zu nennenden Schriftstellerinnen ist die gleiche fromme und edle Gesinnung vorhanden, aber ihre Kunst des Erzählens steht bereits eine merkliche Stufe höher. Hier ist die Erzählung frischer, lebendiger, eigenartiger, oft auch mit gesundem Humor durchsetzt. Die Gestalten treten plastischer und charaktervoller heraus. Die christliche Weltanschauung, ja mehr noch das persönliche, lebendige Christentum liegt ebenso wie dort der ganzen Darstellung zu Grunde, aber es drängt sich nicht auf

Digitized by Google

und wird nicht zur alles beherrschenden Tendenz. Infolgedessen genießen wir hier mit reiner Befriedigung die dargebotene Gabe. Vor allen gehört hierher die Schweizerin Johanna Spyri. Sie ist freilich schon 1829 geboren, und ihr erzählungsfroher Mund ist auch bereits verstummt. Sie ist im Jahr 1901 gestorben. Aber das gegenwärtige junge Geschlecht steht vielfach noch unter ihrem Einfluß. Sie hat für die Jugend geschrieben, aber jedes Alter hat sich daran ergötzt. Aus ihren zahlreichen, frisch geschriebenen Erzählungen ist besonders das sehr beliebte „Heidi", ferner auch „Heimatlos" und „Aus unserm Lande" hervorzuheben. — Auch die auf S. 826 bereits erwähnte Adelheid v. Rothenburg, geb. v. Zastrow gehört hierher. Sie war geboren 1837, hat hauptsächlich in Darmstadt gelebt und ist dort 1891 gestorben. Von hervorragender Bedeutung und trotz gewisser Mängel und Flüchtigkeiten im Stil doch sehr gut erzählt sind ihre Romane: „Verworrenes Garn" (1883) und „Aus der Tiefe" (1886). Ganz vortrefflich ist auch das biographische Familienbild: „Was unsre Mutter auf Erden erlebt hat" (1881). — Nicht ganz auf der gleichen Höhe stehend wie die beiden genannten, aber doch in diese Gruppe zu zählen ist Agnes Vollmar, geboren 1836 in Buchladen am Harz, in Berlin lebend, thätig für christliche Volks- und Jugendlitteratur. Auf diesem Gebiet liegt auch ihre eigene litterarische Thätigkeit. Ihre erste Erzählung „Das Pfarrhaus im Harz" (1864) trug einen eigenartigen Charakter und war nicht ohne eine gewisse Ursprünglichkeit und Frische. Die folgenden Erzählungen fielen dagegen etwas ab. Doch sind ihre kleinen erzählenden Volksschriften aus späterer Zeit eine vortreffliche Gabe an unser Volk, denn sie stellen gut dar und atmen einen durchaus gesunden christlichen Geist. — Ihr innerlich verwandt und durchaus ebenbürtig, ja in mancher Beziehung sie überragend ist Bertha Mercator, mit ihrem eigentlichen Namen Bertha Josephson geb. Cremer. Sie ist in Solingen geboren 1861 und lebt jetzt an der Seite ihres Gatten, des Pfarrers Josephson, in Bremen. Von ganz eigentümlicher Schönheit und außerdem durch eine überraschend klangvolle Sprache ausgezeichnet ist ihre Erzählung „In eines großen Königs Armen" (1885). Sie spielt im Libanon zur Zeit Christi, und wenn auch nicht immer frei von Überschwenglichkeiten, hält sie sich doch mit weisem Takt von den mancherlei Fehlern anderer

Digitized by Google

christlicher Erzählungen aus jener Zeit fern. Unter den späteren novellistischen Schriften der Verfasserin heben wir noch besonders hervor: „Erlebtes und Erlauschtes“ (1897), eine Reihe von Skizzen mit trefflicher Charakteristik und gesundem Humor. — Ähnlich liegt die Begabung und Art des Erzählens bei Renata Pfannschmidt-Beutner, der Tochter des weiland Redakteurs der Kreuzzeitung, Dr. Beutner, und Schwiegertochter des berühmten Malers Professor Pfannschmidt. Sie lebt in Berlin. Außer Gedichten gab sie u. a. auch eine Sammlung von Novellen heraus unter dem Titel: „Aus dem Hochgebirge“ (1899). Diese Novellen sind nicht alle gleichwertig, aber einzelne darunter sind gut erfunden und prächtig erzählt, teils mit erschütterndem Ernst, teils mit schalkhaftem Humor. — Endlich wollen wir hier noch die in der Schweiz lebende Jugendschriftstellerin Agnes Schuckall (geb. 1845) nennen. Sie hat nicht das Originelle und Ursprüngliche wie etwa Johanna Spyri und Bertha Mercator, auch nicht die scharfe Charakteristik in der Zeichnung wie etwa Adelheid v. Rothenburg, aber indem sie von kleineren Jugendschriften zu der größeren Erzählung „Jakob und Jakobus“ (1901) aufstieg, hat sie eine fein durchgeführte und auf guter psychologischer Beobachtung ruhende Erzählung geliefert, in der sie uns die Eigenartigkeit des Lebens in den russischen Ostseeprovinzen nach Land und Leuten trefflich schildert. Was sie vor vielen heutigen Schriftstellerinnen auszeichnet, ist die ungemein schlichte Natürlichkeit ihrer Darstellung. Sie ist, wenn auch nicht von aller Tendenz, so doch von allem Gekünstelten, von allem Haschen nach Effekt und dergleichen vollständig frei. Und das muß doch — mag man, was sie geschrieben hat, auch bisweilen allzu einfach finden — in unsrer Zeit excentrischer Übertreibung sehr anerkannt und geschätzt werden.

Alle diese hier genannten Schriftstellerinnen stehen, was die Kunst des Erzählens und Darstellens betrifft, noch nicht voll auf der Höhe, wenn sie auch untereinander noch durch Stufen getrennt sind. Aber sie haben alle eine gesunde christliche Weltanschauung und infolgedessen einen Ideengehalt, der sie über das gewöhnliche Niveau flacher Erzählerinnen hoch emporhebt.

Bei weiterer Umschau treffen wir in der erzählenden Litteratur von Frauenhand eine zahlreiche Gruppe von Schriftstellerinnen, die eine größere Gewandtheit im Erzählen haben und

Digitized by Google

bei denen man bereits von einer wirklichen und ausgebildeten Kunst der Darstellung reden kann, sei es, daß diese Stufe der Kunst auf natürlicher dichterischer Begabung ruht, sei es, daß sie allmählich durch Routine und Übung erworben wurde. Sie haben auch einen reichen Ideengehalt und befriedigen nicht nur das oberflächliche Unterhaltungsinteresse. Nur ist dieser Ideengehalt sachlich sehr verschieden. Nicht immer beruht er auf spezifisch christlicher Weltanschauung. Auch andere Anschauungen machen sich geltend. Immer aber ist die Gedankenwelt, in die wir eingeführt werden, eine edle und vornehme, weit entfernt von jener, in die uns die „modernen" Schriftsteller und Schriftstellerinnen einführen; immer wird das Gemüt erhoben, und der Leser fühlt sich auch bei tiefempfundenen Trübungen des Menschenlebens durch den Sieg einer höheren Idee befriedigt.

Wir beginnen mit einer Ehrenrettung. Auf Seite 736 und 737 ist die Schriftstellerin Hans Tharau erwähnt worden, aber indem sie in eine durchaus ungünstige Beleuchtung gestellt wurde. Was dort von ihr angeführt wurde, soll nicht gerechtfertigt werden. Es war in der That eine Verirrung. Aber die Schriftstellerin soll und darf nicht nach dieser Verirrung allein beurteilt und gekennzeichnet werden. Sie hat außerdem viel geschrieben, das einen Ehrenplatz in unsrer Litteratur verdient. Tharau war nur ihr Schriftstellername. Sie hieß Anna v. Weling und war geboren 1837. Ihre Mutter war eine Schottin, und das christliche Leben in der schottischen Heimat, das sie nicht nur als Kind, sondern durch einen späteren Besuch mit 20 Jahren genauer kennen lernte, hat bestimmend auf ihr Denken und Thun eingewirkt. Die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte sie in Deutschland und zwar in aufopfernder christlicher Liebesthätigkeit besonders an Kindern und Armen. Im Jahr 1886 gründete sie das Allianzhaus zu Blankenburg in Thüringen. Dort ist sie am 21. Mai 1900 gestorben. Ihre Novellen, zumeist in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geschrieben, haben einen durchaus eigenartigen poetischen Stimmungsreiz. Ihre Schreibart nimmt sich heute wohl schon etwas veraltet aus, weil ihr das Pointierte und Gesuchte, das heutzutage viele Schriftstellerinnen lieben, gänzlich fehlt. Sie mag sich etwa an Marie Nathusius gebildet haben und durch sie angeregt worden sein. Aber sie geht weit über jene hinaus. Bisweilen

Digitized by Google

erinnert ihr Stil ganz entschieden an Goethe. Schon die erste ihrer Novellen, „Kloster Rosdyk", hatte einen eigentümlich warmen, sanft elegischen Ton. Höher stieg sie in den folgenden, von denen „Amata" und „Im Hochland" wohl die besten sind. In „Amata" wird das junge Weib in der Ehe, das über alle Hindernisse hinweg den hochachtbaren, braven Gatten, dem sie anfangs fremd gegenübergestanden, von dem sie aber von Anfang an aufs innigste geliebt worden, schließlich auch ihrerseits aufrichtig und herzlich lieben lernt, mit großer Feinheit prächtig geschildert. Unter den Hindernissen tritt eine weit zurückliegende zarte Neigung zu einem Geigenspieler hervor, der dann plötzlich in der Erzählung wieder auftaucht. Die Überwindung dieses Hindernisses ist besonders reizvoll dargestellt. Bisweilen wird bei ihr wohl die scharfe Beobachtung, die ihr nicht fehlt, durch die Phantasie überwuchert. Aber das wird durch die Tiefe und Wärme des Gemüts, mit der sie erzählt, wieder ausgeglichen.

Wilhelmine v. Hillern ist gleichfalls schon früher (S. 824) erwähnt. Aber wir müssen, was dort von ihr gesagt ist, ergänzen. Sie ist geboren 1836 in München. Ihr Roman „Am Kreuz" (1890) ist allerdings eine Verirrung, aber wie die „Geier-Wally" (1873) ein Menschenleben voll tiefer Wahrheit und Leidenschaft mit dem Ernst eines echten und unerbittlichen Realismus darstellt, so sind auch etliche andere ihrer Romane plastisch aufgebaute Bilder voll herber Wirklichkeit, aber mit psychologischer Feinheit und warmem Gemüt gezeichnet. Nicht alle stehen auf der gleichen Höhe. Hier seien nur hervorgehoben der ganz eigenartige, aber psychologisch hoch interessante Roman „Und sie kommt doch" (1878), die Macht der Liebe schildernd, die auch die strengste und vollkommen ernst gemeinte Askese mit elementarer Gewalt überflutet, und weiter die Novelle „'s Reis am Wege" (1897), eine Geschichte, die auf katholischem Boden in Oberbayern sich abspielt. Hier ringt eine gut katholische, sehr selbstgerechte Frau damit, einen Fehltritt ihres Mannes, den er innerhalb der Ehe begangen, aufrichtig und voll vergeben zu können. Anfangs will sie ihn nur ignorieren, aber nicht vergeben. Dann aber gelangt sie auf tief innerlichem Wege doch noch dazu, und nun kehrt die vorher nicht vorhanden gewesene Liebe in die Ehe ein. Ein heiliger Ernst in der Auffassung von Sünden-

Digitized by Google

vergebung, das Thema mit psychologischer Meisterschaft behandelnd, geht durch die ganze äußerst realistische Erzählung.

Im Vorbeigehen sei hier nur kurz auf einige Schriftstellerinnen hingewiesen, die als vortreffliche Erzählerinnen mit gutem Ideengehalt in diese Gruppe einzureihen sind, ohne daß wir auf sie oder den Inhalt ihrer Schriften näher einzugehen besondere Veranlassung hätten. C. v. Hellen, mit ihrem wahren Namen Frau Helene Krause, geb. v. Boddien, geboren 1841 in Brandenburg, jetzt in Mecklenburg lebend, hat eine Anzahl frisch erzählter, häufig mit gesundem Humor durchsetzter Novellen geschrieben, die meist auf historischem Hintergrund sich aufbauen. — Moritz von Reichenbach, mit ihrem eigentlichen Namen Gräfin Valeska v. Bethusy-Huc, geboren 1849, in Oberschlesien lebend, hat neben einigen unbedeutenden Sachen sehr gute Schilderungen von Land und Leuten Oberschlesiens gegeben. So unter anderem in dem gut durchgeführten Roman „Sühnopfer" (1897), ferner in den „Oberschlesischen Dorfgeschichten" (1901). — C. Eyßell-Kilburger, mit ihrem wirklichen Namen Frau Clara Blüthgen, Gattin des Dichters Viktor Blüthgen, geboren in Halberstadt 1856, schrieb eine Anzahl guter Novellen, in denen an äußeren Konflikten innere Seelenzustände mit vortrefflicher Charakteristik gezeigt werden. Eine ihrer letzten Novellen ist: „Wenn die Schatten wachsen" mit der sympathischen Gestalt des alten gutmütigen Oberförsters, der der Situation, in die er geführt wird, nicht gewachsen ist, aber durch seine ehrliche und geduldig tragende Liebe schließlich aller Herzen gewinnt. — Goswina von Berlepsch in Wien schrieb gleichfalls gute Novellen, die das Leben in Wien und in den österreichischen Bergen trefflich schildern. Hervorgehoben sei unter anderen „Fortunats Roman" (1900). — Eva Treu, mit ihrem wahren Namen Fräulein Lucy Griebel, eine Schleswig-Holsteinerin, in Kiel lebend, schrieb gute Novellen, die viel Gemüt und guten Humor an den Tag legen. So z. B. „Stille Geschichten" (1896), „Alltagsmenschen" (1897), „Reiner Klang" (1901). — Schon etwas früher war Frau v. Manteuffel-Zöge mit ihren Erzählungen aufgetreten, die mit ihrem „Mark Albrecht" und „Il Romano" auch hierher gerechnet werden mag.

In ihrer Eigenart selbständiger und darum besonders zu erwähnen ist Frau Ida Boy-Ed. Sie ist 1852 in Bergedorf

Digitized by Google

bei Hamburg geboren und lebt in Lübeck. Seit etwa zwanzig Jahren hat sie rastlos eine Fülle von Romanen veröffentlicht. Nicht alles ist wirkliches Edelgut, und vielfach bleibt sie in der Schilderung alltäglicher, gut bürgerlicher Kreise hängen, ohne darüber hinaus zu höheren Zielen zu führen. Aber sie hat sich im allgemeinen gut entwickelt. Während im Anfang manches noch etwas dürftig war, hat sie im weiteren Verlauf einige entschieden gute Erzählungen geschaffen. Und gerade die zuletzt erschienenen sind wohl die besten. „Nur ein Mensch" (1900), „Aus einer Wiege" (1901). Besonders hervorgehoben sei „Um Helena" (1901). Die Hafenbauten zweier Ingenieure in einer nordischen Stadt, gemeinsam unternommen und ausgeführt, werden sehr anschaulich und nicht ohne Sachkenntnis geschildert. Sie bilden den Boden, auf welchem tiefgreifende Seelenkämpfe sich entwickeln. Die beiden Ingenieure, nahe verwandt und denselben Namen tragend, lieben ein und dasselbe Mädchen, eine stattliche, bezaubernde Erscheinung. Sie ist aber seelisch nicht, was ihr Äußeres verspricht, und beide, der eine leichtlebig, oberflächlich und prahlerisch, eine Natur, der alles wie von selbst zufällt, der andere tief angelegt, ernst und grüblerisch, dabei leidenschaftlich und geistig viel bedeutender als der andere, täuschen sich in ihr, und keinem wird sie zu teil. Der erste findet einen frühen Tod, der andere eine ebenbürtige Gattin, während die von beiden umworbene „Helena" das Weib eines reichen, durchaus unbedeutenden Mannes wird. Es ist nicht eine großartige Entwickelung, die uns hier vorgeführt wird, aber die Erzählung, mit guter Charakteristik geschrieben, läßt in ein tiefes inneres Ringen und Kämpfen hineinschauen, das wir teilnehmend miterleben.

Frau Bernhardine Schulze-Schmidt, früher unter dem angenommenen Namen E. Oswald schreibend, wurde 1846 geboren und lebt in Bremen. Sie hat eine eigentümliche Gabe, das Charakteristische in der Natur aufzufassen und poetisch zu beleben. Wo immer ihre Geschichten spielen, da weiß sie die besondere Natur des Landes mit dem Menschenleben in die innigste Berührung zu bringen. Im besonderen sind es Bilder aus Moor und Marsch oder Strandbilder, aus denen sie die Menschen hervorwachsen läßt, und immer eigenartige, bedeutende Menschen. Aber auch andere Gegenden Deutschlands schaut sie

Digitized by Google

mit dichterischem Auge. Ihre Gabe ist immer das poetische Schauen und Gestalten. Ganz besonders ist ihr das gelungen in der Novelle „Inge von Rantum" (1880). Aus der großen Zahl ihrer Erzählungen nennen wir noch als besonders hervorragend: „So wachsen deiner Seele Flügel" (1895), „Weltkind" (1896), „Eiserne Zeit" (1898).

Fräulein Marie Bernhard lebt in Königsberg, wo sie 1852 geboren wurde. Sie hat sich, ähnlich wie Ida Boy-Ed, aus geringen Anfängen entwickelt, hat strebend an sich selbst gearbeitet und sich so allmählich auf eine höhere Stufe gehoben. Ihre letzten Romane sind ihre besten Schöpfungen. Da hat sich auch ihr Stil und ihre Darstellungsweise so entwickelt, daß man der Erzählerin mit Wohlgefallen zuhört. In „Schloß Josephsthal" (1898) wird die interessante Situation, in der sich die reiche Erbin eines Großindustriellen nach dem plötzlichen Tode des durch Mörderhand dem Leben entrissenen Vaters befindet, psychologisch und künstlerisch trefflich verwertet. Wie sie, von treuer Hilfe gestützt, umsichtig wird und bei einem von Natur festen Willen unter den schwierigsten Verhältnissen innerlich erstarkt und das Rechte und den Rechten findet, das wird in lichtem Sonnenschein vor unsren Augen prächtig entwickelt. Auch „Die chinesische Mauer" (1899) ist an fein durchgeführten Situationen reich, in denen die Verfasserin ihre tiefschauende Seelenkunde trefflich bewährt. Es ist der Konflikt zwischen der eigensinnigen Verbitterung eines unglücklichen Vaters und dem Freiheitsdurst seiner Töchter. Er will diese Töchter auf seinem Gut von der Welt gänzlich abgeschlossen erziehen, aber es gelingt ihm nicht. Die eine geht in die Welt, die andre aber pflegt schließlich in rührender Treue den Vater und gewinnt so dessen Liebe. Ergreifend endlich ist der groß angelegte Roman „Ein Gottesmann" (1899). Ein ähnlicher Konflikt zwischen Vater und Tochter wird hier behandelt, aber milder, innerlicher und darum auch schließlich besser gelöst. Was uns in diesem Roman besonders überrascht und fesselt, ist der echt dramatische Aufbau. Wie die Tochter, zuerst noch in der Ferne, uns nach und nach näher rückt, bis sie endlich persönlich auftritt, das ist von eminenter dramatischer Wirkung. Auch in den einzelnen Scenen kommt eine solche immer wieder prächtig zur Geltung. Daß die Tochter als Sängerin zur Bühne geht und dabei rein und brav

Digitized by Google

bleibt, wird außerordentlich fein motiviert, und die eigene Erzählung der Tochter, wie sie zum ersten Mal mit ihrem Gesanglehrer zusammentrifft, ist von geradezu klassischer Eleganz. Hier wendet sich der Blick unwillkürlich vergleichend zu Sudermanns „Heimat". Dort wie hier das gleiche Motiv. Aber wie viel feiner, tiefer und innerlicher ist die Motivierung des Schrittes und das allmähliche Hineinwachsen in die Idee bei der Romandichterin als bei dem effektsüchtigen Theatraliker! Und wenn auch die Motivierung in die innersten Tiefen des Gemüts verlegt wird, so verläuft doch alles in klaren Linien. Das Verworrene, Unklare, nur unsicher Angedeutete, das uns sonst bei der Darstellung innerer Entwickelung in Frauenromanen nicht selten entgegentritt, bleibt hier fern. Alles ist lichtvoll, plastisch herausgearbeitet, wie vom hellsten Sonnenlicht umstrahlt. Der Roman hat freilich auch seine Schwächen. Manches darin ist konventionell, schablonenhaft, und der zweite Teil fällt merklich ab gegen den ersten. Aber die Entwickelung der Tochter und die herbe Enttäuschung des Vaters, der übrigens keineswegs ein starrer Zelot, sondern ein tief empfindender, wahrhaft frommer, nur etwas ängstlicher Charakter ist, bildet einen Konflikt, der meisterhaft behandelt ist.

O. Verbeck. Ihr eigentlicher Name ist C. Reuleaux. Sie ist die Tochter des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Reuleaux, bei dem sie in Berlin wohnt. Nachdem sie einige kleinere sehr anmutige Novellen, die von einem bedeutenden Talent Zeugnis gaben, veröffentlicht hatte, erschien ihr Roman „Einsam" (1898). Er machte Aufsehen als eine unter den Frauenromanen der Gegenwart ungewöhnliche Leistung. Und das ist er in der That. Hanna Wasenius, ein schlichtes, stilles Mädchen, mehr still tragend als aktiv handelnd, dabei aber die Dinge ihres Lebenskreises nüchtern und klar durchschauend, heiratet ohne eine Spur von Neigung einen reichen Bankier, nur um der in gedrückten Verhältnissen lebenden und dabei körperlich gelähmten Mutter einen sorgenlosen und heiteren Lebensabend zu verschaffen. Sie bringt, obgleich sie selbst eine stille, aber gegen keinen Menschen ausgesprochene Liebe zu einem anderen im Herzen trägt, das furchtbare Opfer der Mutter zu Liebe, ohne eine klare Vorstellung zu haben von dem, was sie eigentlich thut, und ob sie es auch um des Gewissens willen wirklich thun darf. Bald nach der Eheschließung stirbt die Mutter, und das Opfer ist

Digitized by Google

vergeblich gebracht. Nun folgen Jahre unsäglichen Seelenleidens für Hanna, von der Verfasserin mit ihrem Herzblut geschrieben und darum im Leser die tiefste Teilnahme weckend. Und das Schwerste für Hanna ist, daß der Bankier, ein durchaus herzloser Egoist, zwar Wohlgefallen an seiner Frau hat und sie durchaus gut behandelt, aber nicht das Geringste von wirklicher Liebe empfindet. So ist er denn auch nicht fähig, in Hannas Seele Liebe zu wecken und sie dadurch aus ihrem Leid zu erlösen. Darum kann auch die Lösung nicht die sein, die uns in Hans Tharaus „Amata" so tief befriedigt. Denn nur Liebe gewinnt und überwindet ein liebeleeres Herz. Hanna trägt und duldet, doch ohne zu verbittern und endlich zu verkümmern. Im Gegenteil, sie wächst im tiefsten Inneren unter ihrem Leid, wenn auch zunächst noch leise und verborgen. Die Lösung bringt schließlich der Tod des Gatten, doch so, daß auf dem Sterbebett noch ein schwacher Lichtstrahl von Versöhnung auf das vergangene Eheleben fällt. Der Sterbende freut sich über eine kleine Aufmerksamkeit der Gattin. Darüber geht ihr die Erkenntnis auf, eine wie große Schuld sie durch selbstsüchtiges Sichzurückziehen und durch Versäumnisse aller Art auf ihr Gewissen geladen. An dieser Erkenntnis wächst sie in der Einsamkeit weiter, so weit, daß am Ende die Hoffnung eines neuen Tages durch Vereinigung mit dem, den sie einst geliebt, und der ihr ebenfalls, ohne daß sie es wußte, in herzlicher Liebe zugethan war, aufdämmern kann. Eben dieses innere Wachsen an der Erkenntnis der Schuld ist es, was diesen Roman so bedeutend macht und ihn über das gewöhnliche Niveau der Romane hoch hinaushebt. Einen Menschen innerlich werden und wachsen zu lassen, ist doch die eigentliche Aufgabe des Romans. Und diese Aufgabe hat die Verfasserin mit großem Geschick, ja mit wahrhaft künstlerischer Kraft der Gestaltung gelöst. Schade ist nur, daß dieses Wachsen nicht geschieht unter dem Einfluß des christlichen Glaubens, der doch in Wahrheit allein eine Menschenseele aus dem Leid erlöst und zum Wachsen bringt. Lebendiges Christentum als treibendes und charakterbildendes Element fehlt leider vollständig in dem ganzen Roman, und damit geht ihm ein Hauptmoment psychologischer Wahrheit verloren. Sonst ist er in Bezug auf Stil und Sprache, in Bezug auf Darstellung und Aufbau geradezu meisterhaft. Es scheint aber, als hätten wir von dieser Verfasserin kein weiteres

Digitized by Google

Werk mehr zu erwarten. Solche Romane, die so wie dieser aus dem innersten Herzen heraus geschrieben werden, sind im Grunde auch die That eines ganzen Lebens. An ihnen verblutet sich der Dichter. Darum wiegt aber auch ein einziger Roman dieser Art die sämtlichen Heimburgschen und Eschstruthschen Bände auf.

Frieda von Bülow, geboren 1857 in Berlin, schrieb seit 1890 eine Anzahl Romane und Novellen, in denen sie meist Erfahrungen und Anschauungen verwertete, die sie bei ihrem Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika gewonnen hatte. Aber sie zeichneten sich nur durch flottes Erzählertalent und gute Beobachtung aus, hatten aber wenig von wirklicher Kunst noch von höherem Ideengehalt. Im Jahr 1899 jedoch erschien ihr Kolonialroman „Im Lande der Verheißung". Er überragte weit alles bisher von ihr Geschriebene und wurde auch nicht wieder erreicht von dem, was nachfolgte. Seiner Eigenartigkeit wegen verdient er hier nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Zuerst ist schon die äußere Form, der Stil und die Art der Darstellung, geradezu brillant. Die Verfasserin schildert uns ihre Personen nicht, sondern sie zeigt sie uns leibhaftig. Durch Wort und Handlung werden sie greifbar klar vor uns hingestellt als scharf umrissene Gestalten, als konsequent durchgeführte Charaktere. Dabei ist fast jede einzelne Scene voll dramatischen Lebens. Und kein Wort ist unnütz oder zu viel. So etwas finden wir auch in unseren besseren Frauenromanen nur selten. Ebenso ist die Schilderung der Natur des Landes knapp, klar und lebendig. Wir sehen den ostafrikanischen Strand und die Tropenwelt dahinter so vor uns, als lebten wir selbst mitten drin. Aber auch die Erzählung selbst ihrem Inhalt nach ist groß und bedeutend. Die Heldin ist ein Weib, wie das ja bei der Verfasserin nicht anders zu erwarten war. Aber ein Weib, das unsere volle Sympathie gewinnt. Es liegt etwas Emanzipiertes in ihr, das ist wahr. Aber sie ist weder mit jener grellen Übertriebenheit noch mit dem absichtlichen Doktrinarismus geschildert, wie wir es z. B. bei Helene Böhlau finden. Dieses Weib ist von vornherein für deutsche Kolonialarbeit in Afrika glühend begeistert. Um daran selbst mitarbeiten zu können, heiratet sie einen Mann, der dort eine Pflanzung hat, der aber, obgleich persönlich hoch achtbar und herzensgut, auf ihre weitschauenden Ideen nicht eingeht.

Digitized by Google

Das thut statt dessen ein anderer, den sie schon in Europa kennen gelernt hat, der eigentliche Leiter der jungen Kolonie. Diese beiden verstehen sich in ihren großen Zielen und schließen sich freundschaftlich aneinander. Sehr bald mischt sich in die Freundschaft ein Zug von Leidenschaft. Als aber der Gatte gestorben ist, heiratet sie trotz mehrfachen Werbens nicht den anderen. Denn sie hat einst in Abwesenheit ihres Mannes in einem unbewachten Augenblick des anderen flüchtigen Kuß und Umarmung geduldet. Dem sterbenden Gatten gegenüber war sie nicht mehr in die Lage gekommen, diese Thatsache zu bekennen. Seitdem brennt das auf ihrer Seele und wird der Ausgangspunkt eines edlen sittlichen Kampfes. In Kampf, in Arbeit, in Entsagung will sie ihre Schuld sühnen. Es steht ihr klar vor der Seele, daß sie um ihrer noch ungesühnten Schuld willen das Weib des anderen nicht werden darf. Darin bleibt sie denn auch fest bei der letzten und stärksten Werbung des anderen, der sie selbst schon fast mit froher Hoffnung entgegengegangen war. Der andere ist nämlich inzwischen mit Verachtung seines Vaterlandes, von dem er sich preisgegeben sieht, in englische Dienste getreten. So erkennt sie ihn denn als einen herzlosen Egoisten, der nicht das Vaterland will, sondern nur sich selbst. Und das scheidet sie von ihm. Es schmerzt sie tief, den anderen seine Anschauungen im Gespräch entwickeln zu hören, aber es hilft ihr innerlich zum Sieg. Es befestigt sie in ihrem schon wankend gewordenen Grundsatz. Sie stellt das Vaterland höher als die Person und persönliche Leidenschaft. Auf afrikanischem Boden allein zurückbleibend, baut sie mit gutem Erfolg die Pflanzung ihres im Kampf gefallenen Bruders. Die Entwickelung dieses Frauencharakters durch Schuld und Kampf zu reiner Höhe ist mit poetischer Meisterschaft durchgeführt. Und von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß nicht nur die sittlichen Gesichtspunkte des Einzellebens sich geltend machen, sondern daß gerade auf dem entscheidenden Punkt das Vaterland zu seinem Recht kommt. Hier ist der Konflikt auf die nationale Höhe gestellt. Das Persönliche wird zum Allgemeinen. Das giebt dem Roman seinen großen Zug und stellt ihn sehr hoch. Dem gegenüber kommt es kaum in Betracht, daß die Entwickelung der Kolonie aus dem Pionierstadium zum vollwertigen Kolonialgebiet des deutschen Reiches zwar sehr gut durchgeführt ist, aber politisch angesehen doch einige Unmöglich-

Digitized by Google

keiten aufweist. Stärker sei das hervorgehoben, daß die ganze Entwickelung des Weibes, so prachtvoll sie dargestellt ist, sich doch vollzieht ohne einen Hauch persönlichen, lebendigen Christentums. Erst durch das Moment der Buße vor Gott und des dadurch erlangten inneren Friedens würde die Entwickelung verständlich, klar und wahr werden, und an psychologischer Vertiefung würde sie dadurch unendlich gewonnen haben.

Bei weiterer Umschau stoßen wir noch auf eine besondere Gruppe. Es sind diejenigen Frauen, welche die neuerdings viel gepriesene Heimatkunst pflegen. Aus lebendiger und gemütvoller Anschauung der Heimat und aus poetischer Versenkung in die Natur und die Menschenwelt des Heimatlandes erwächst ihnen die Kraft, Gestalten zu schaffen und sie in kunstvoller Erzählung zu verwerten. So schrieb Emmy v. Dincklage, geb. 1825 auf Campe im Regierungsbezirk Osnabrück, gestorben 1891, ihre „Emslandgeschichten" (1872). So schildert Hermine Villinger, geboren 1859 zu Karlsruhe, in ihren „Schwarzwaldgeschichten" und anderen auf badischem Boden spielenden Erzählungen Land und Leute ihrer Heimat. So Ilse Frapan, mit ihrem wahren Namen Ilse Lewin, geboren 1852 in Hamburg, in ihren Novellen das Hamburger Leben und Helene Voigt-Diederichs, geboren 1875 auf dem Gut Marienhoff in Schleswig, das Leben der Schleswig-Holsteinischen Landleute. So trefflich diese Darstellerinnen heimatlichen Lebens Erlebtes und Geschautes erzählen, so werden sie doch weit übertroffen von

Charlotte Niese. Sie ist geboren 1854 in Burg auf der Insel Fehmarn und lebt jetzt in Ottensen. Im Jahr 1886 veröffentlichte sie unter dem angenommenen Namen Lucian Bürger den historischen Roman „Cajus Rungholdt", der ziemlich unbeachtet blieb. (Vgl. S. 718.) Als sie aber unter ihrem wahren Namen mit den Skizzen „Aus dänischer Zeit" 1892 und 1894 auftrat, erregte sie großes Aufsehen und fand bald eine dankbare Lesergemeinde. Sie verbindet mit echter Heimatkunst einen prächtigen und durchaus originellen Humor. Alles, was sie hier schaut und erlebt, kleidet sie in der Darstellung ein in Kindheitserlebnisse, die ihr selbst und ihren Geschwistern zu teil werden. Es ist wunderbar, welche Fülle von immer neuem Stoff sie auf diesem einfachen Boden aufbaut. Sie wiederholt sich nie, und ihr Humor bleibt unverwüstlich. Dabei treten die Gestalten aus dem

Digitized by Google

Volksleben so plastisch klar ans Tageslicht und werden so trefflich und lebendig charakterisiert, daß man sie vor sich sieht und mit ihnen lebt. Und besonders erstaunlich und wunderbar ist es, wie sie auch sich selbst und ihre Geschwister zuschauend und mithandelnd charakterisiert und so zu stehenden und sehr gut durchgeführten Personen in ihren Erzählungen macht. Diese Kindercharakteristik gelingt ihr nicht nur außerordentlich gut, sondern sie verleiht gerade dadurch ihren Bildern einen ganz intimen Reiz. Sämtliche Skizzen sind im Grunde gleich gut, aber als wahrhaft klassische Kabinettstücke müssen doch hervorgehoben werden: „Krambambouli" und „Mamsell van Ehren". Eine Fortsetzung bildeten dann die „Geschichten aus Holstein" (1896) und „Die braune Marenz" (1897), Skizzen von gleicher Urwüchsigkeit wie die früheren. Auf ein anderes Gebiet, das ihr nicht ganz so gut liegt wie das jener Skizzen, trat Charlotte Niese mit dem größeren Roman „Licht und Schatten" (1895). Hier erzählt sie mit viel Talent und baut den Stoff geschickt auf. Die Cholerazeit in Hamburg ist der Boden, aus dem sie ihre Gestalten erstehen läßt. An die Stelle des Skizzenhaften und des packenden Humors tritt hier die ernste psychologische Entwickelung, der freilich auch der Humor an geeigneter Stelle nicht fehlt. Es ist alles ganz gut, aber es ist doch nicht so durchaus eigenartig wie jene früheren Skizzen. Und wenn auch der Aufbau im Ganzen gesucht und festgehalten wird, so fällt doch einzelnes auseinander. Immerhin aber ist das in der Erzählung liegende Gemüt und der innere Gehalt des Ganzen vollauf anzuerkennen. Daß der Roman nicht ganz ihr eigenstes Gebiet ist, zeigte sich auch in den beiden folgenden: „Auf der Heide" (1898) und „Der Erbe" (1899). Gute und scharfe Beobachtung und innere Entwickelung sind auch hier vorhanden, und die Eigenart des schleswig-holsteinischen Landes kommt prächtig zur Geltung. Aber die Kunst zeigt sich mehr in der Ausführung des einzelnen Bildes als in der Anlage und dem Aufbau des Ganzen.

An den Humor von Charlotte Niese dürfte sich hier noch anreihen lassen: Hans Arnold, mit gleichfalls ausgezeichnetem Humor, wenn er auch nicht direkt auf Heimatanschauung sich aufbaut. Der eigentliche Name dieser Schriftstellerin ist Frau Babette von Bülow, geb. Eberty. Sie ist 1850 in Warmbrunn geboren und lebt jetzt in Erfurt. Ihre Novellen erschienen zuerst

Digitized by Google

1882 und seitdem in vielen Fortsetzungen. Die humoristischen Situationen sind dem Leben nacherzählt oder, auf scharfer Beobachtung ruhend, gut erfunden. Der Humor ist gesund und durchaus harmlos und entschädigt so für das im ganzen nicht gerade hochstehende Niveau der Erzählung. Diese Novellen und Skizzen bilden jedenfalls eine ganz eigenartige Erscheinung inmitten der aus Frauenhand stammenden erzählenden Litteratur unserer Zeit.

Wenn auch die beiden zuletzt genannten Schriftstellerinnen einen eigenen Typus vertreten, so steht doch die Erzählungsweise der hier genannten Frauen im allgemeinen auf dem Boden des älteren Romans. Es ist mehr oder weniger der hergebrachte Stil und die bis dahin übliche Form der Erzählung, die, wenn auch mit großen inneren Unterschieden, in diesen Frauenromanen immer wiederkehren. Auch in der Weise, die Welt und die Dinge um sie her anzusehen, findet sich eine gewisse durchgehende Gleichartigkeit. Aber auch das Gute haben sie gemeinsam, das wir ja schließlich von jeder litterarisch einigermaßen bedeutenden Novelle fordern müssen: diese Erzählerinnen verstehen es, uns für die von ihnen dargestellten Personen zu erwärmen und ihnen unsre Sympathie bis zum Schluß zu erhalten. Und wenn sie das thun, sind wir zufrieden, auch wenn die Kunst nicht grade voll entfaltet ist. In diesem Stück unterscheiden sie sich angenehm von den meisten der „modernen" Schriftstellerinnen.

Zum Schluß nennen wir nun noch einige Frauen, bei denen gerade die Kunst in ganz hervorragender Weise sich bemerkbar macht. Bei ihnen ist die Kunst das Treibende. Sie schaffen um der Freude willen, welche die Ausübung der Kunst gewährt. Sie sind darum auch selbständige Naturen, und sie haben die Kunst so eigenartig fortgebildet, daß wir sie mit Fug in keine der vorhergehenden Rubriken einreihen können. Es soll damit nicht gesagt werden, daß sie, ganz objektiv angesehen, die höchste Stufe der Frauenlitteratur unsrer Tage errungen hätten. Gilt das wohl von Luise v. François und von Marie v. Ebner-Eschenbach, so doch nicht in gleicher Weise von den anderen. Die hier folgenden haben nur jede in ihrer Weise etwas, das sie aus der Masse der übrigen singulär heraushebt und ihnen ein besonderes, gewissermaßen höheres Gepräge giebt. Voran steht billig:

Digitized by Google

Luise v. François. In dem Abschnitt über den Roman (S. 701 u. ff.) ist sie nicht genannt worden. Darum muß ihr hier der gebührende Platz gegeben werden. Sie gehört eigentlich einer älteren, hinter der Gegenwart bereits etwas zurückliegenden Zeit an. Sie ist geboren 1817 zu Herzberg a. d. Elster in der Provinz Sachsen. Ihr Wohnort war zumeist Weißenfels. Dort ist sie 1893 gestorben. Von höchst eigenartiger Wirkung ist ihr Roman „Die letzte Reckenburgerin". Er erschien 1871 und richtete das Interesse vieler auf die bis dahin fast unbekannte Verfasserin. Wie sich während der beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die Dinge in dem südlichen Teil der nachmaligen preußischen Provinz Sachsen gestalten, das ist der Boden, auf dem der Roman sich abspielt. Geschichtliche Treue und realistische Darstellung verbinden sich mit einem wunderbaren Zauber von Romantik. In diese seltsame und doch so realistisch klar gezeichnete Welt wird der Leser mit unwiderstehlicher Gewalt gezogen und darin festgehalten. Selten nur übt ein Roman eine solche Zaubergewalt aus. Und das liegt einmal darin, daß sämtliche Personen, weit entfernt, Schablonenmenschen zu sein, mit einer Fülle von Eigenart, ja zum Teil von wunderbarer Eigenart ausgestattet sind, und doch so greifbar lebendig vor uns stehen, daß wir, ganz mit ihrem Dasein einverstanden, nicht den mindesten Zweifel an ihrer Wahrheit hegen. Eine solche lichthelle Romantik ist uns wohl seit Tieck nicht mehr entgegengetreten. Und dazu kommt noch ein besonderer Umstand. Die Erzählerin weiß den Zeitpunkt, mit dem der Roman einsetzt, in so überraschender und doch so klarer und zuverlässiger Weise mit einer Zeit, die fast ein Menschenalter zurückliegt, zu verknüpfen und beide ineinandergreifen zu lassen, daß der Leser dadurch in eigentümlicher Spannung erhalten wird. Auch diese Art der Darstellung ist eine seltene Kunst. Und in der That sucht der Roman in der gegenwärtigen Litteratur seinesgleichen. Etwas weniger wirkungsvoll, wenn auch immer noch sehr gut, sind die größeren Romane, die sie diesem folgen ließ. Wir nennen hier nur „Die Stufenjahre eines Glücklichen" (1877). Aber unter den kleineren Erzählungen und Novellen sind einige wieder in eine ähnliche Stimmung getaucht und darum von wunderbarem Reiz. Gewöhnlich liegt auch ihnen geschichtlich der Anfang des 19. Jahrhunderts und topographisch die Gegend von

Digitized by Google

Weißenfels zu Grunde, und fast immer spielt die Erinnerung, die dann mit der Gegenwart verknüpft wird, eine bedeutsame Rolle. Wir nennen hier auszeichnend „Das Jubiläum" und „Die Sandel", beide aus dem Anfang der achtziger Jahre.

In anderer Weise aufgefaßt, aber doch vornehm, kunstvoll, eigenartig sind die Novellen von Isolde Kurz, die, 1853 in Stuttgart geboren, jetzt in Florenz lebt. Sie bewegen sich meist auf italienischem Boden. — Ferner nennen wir hier die schon unter den Lyrikern (Seite 978) erwähnte Riccarda Huch (Ceconi). Sehr eigentümliche Stimmungsnovellen in romantischer Einkleidung, aber kunstvoll ausgebaut sind „Blütezeit der Romantik" (1899), „Fra Celeste" (1899), „Aus der Triumphgasse" (1902). In der letzteren Erzählung werden arme Familien in sehr kümmerlichen äußeren Verhältnissen durchaus realistisch, aber verklärt durch das Auge des Dichters uns vorgeführt. Mit der Ideenwelt dieser Armen werden wir ganz der Wahrheit gemäß bekannt gemacht, aber ausgesprochen werden ihre Gedanken in der gebildeten Sprache der Dichterin. Dadurch wird ein idealer Hauch über sie hingegossen, aber sie werden uns zugleich näher gebracht, werden uns sympathischer und verständlicher. Poetisch geschaut und geistvoll vorgetragen ist alles bei dieser Dichterin. — Auch Anselm Heine, mit ihrem wahren Namen Selma Heine, sei hier genannt. Sie ist geboren in Bonn 1855. Ihre Novellen erschienen 1896, 1897 und 1900. Mit einer erstaunlichen Kunst der Objektivierung, indem sie die von ihr geschauten Personen und Dinge aus sich herausstellt und sich gleichsam fern rückt, erzählt sie von tragischen Menschenschicksalen und läßt tief in die Entwickelung des Seelenlebens hineinschauen. — Eigenartig, aber bedeutend als Dichterin ist auch Sophie Höchstetter, geboren 1873. Einer ihrer Romane führt den seltsamen Titel: „Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung" (1898). Ein anderer heißt: „Bis die Hand sinkt" (1900). Hier liegt bei etwas mangelhafter Komposition und einer sich bisweilen durchsetzenden subjektiven Willkür, mit der sie nicht selten an die „moderne" Dichtung streift, doch ein wunderbarer Zauber von Schönheit, Romantik und Menschenglück, wie er so leicht nicht wieder in unseren Frauendichtungen sich finden dürfte.

Wir schließen mit der Fürstin unter unseren dichtenden und erzählenden Frauen der Gegenwart, mit Marie v. Ebner-

Digitized by Google

Eschenbach. Bei ihr kommt die Kunst des Erzählens zu wirklicher Vollendung. Von ihr ist aber schon eingehend die Rede gewesen Seite 826—831. Darum wollen wir hier nur erwähnen, daß sie in jüngster Zeit zwei Bände Novellen hat erscheinen lassen: „Aus Spätherbsttagen" (1901). Die große Menschendarstellerin bietet uns hier vielleicht die letzte Gabe, ehe sie ganz von uns scheidet, in höherem Alter geschriebene kürzere Novellen, reife Früchte aus ihrem reichen Schaffensleben. Jede der kleinen Novellen, es sind deren in beiden Bänden zusammen neun, ist ein Kabinettstück von tiefschauender Menschenkenntnis und kunstvoller Darstellung. Wir können beim Lesen dieser Skizzen noch einmal mit stiller Freude den poetischen Duft genießen, der über allen ihren Werken liegt, wie wir am stillen heiteren Sommerabend, während des Himmels Rot verglüht, die zarten und doch starken Düfte unsrer Gärten, Wiesen und Wälder beseligt einatmen.

Aber ein Wort leiser Klage muß doch auch hier noch eine Statt haben. Warum müssen gerade die besten Romane unsrer Frauenwelt, gerade die, in denen die Kunst ihre schönsten Blüten entfaltet, dem, was als Tiefstes und Heiligstes die Menschenseele durchgeht und sie aus Schuld und Sünde emporhebt in den reinen und heiteren Frieden des Gottesreiches, dem christlichen Glauben, so fern bleiben? Die, welche solchen Glauben im eigenen Herzen tragen und ihn gern als die schaffende Kraft im Menschenleben darstellen möchten, haben die dazu nötige dichterische Befähigung nicht. Und die, welche die Fähigkeit und die Kraft dazu in hohem Maße haben, kennen das höchste Gut des Menschen nicht. — Und doch ist der christliche Glaube ein psychologisches Moment von höchster Bedeutung. Er allein führt Entwickelungen, tiefgreifende Wandelungen herbei, er allein macht das verständlich, was in der Tiefe des Menschenherzens oft rätselhaft, dem gewöhnlichen Auge verborgen, schafft und wirkt. Und er ist ja nicht eine gedachte Größe, die man etwa zu Hilfe nimmt, um etwas zu erklären. Er ist wirklich da, er ist so real, so thatsächlich vorhanden, wie nur etwas vorhanden sein kann. Man braucht nur ein unbefangenes offenes Auge zu haben, das zu sehen vermag, ein naives Kinderauge, das ohne Voreingenommenheit in die umgebende Welt schaut. Ein solches Auge ist doch in erster Linie gerade des Dichters Gabe. Und

Digitized by Google

sollten Frauen mit ihrem intensiven Gemütsleben, mit ihrem unmittelbaren inneren Schauen nicht gerade dafür besonders befähigt sein? Wir scheiden darum von unsren Schriftstellerinnen einerseits mit Wehmut, weil wir die Lücke schmerzlich empfinden, andererseits aber doch nicht ohne Hoffnung, die wir auf die Gabe setzen, die Gott in die Natur des Weibes gelegt hat. Wird das zwanzigste Jahrhundert diese Hoffnung erfüllen?

* * *

Man hat es öfters ausgesprochen, daß in der heutigen Novellistik und Romanlitteratur, soweit wir den Durchschnitt ins Auge fassen, den Frauen der Preis gebührt, nicht nur was den Umfang des Auftretens auf dem Büchermarkt, sondern auch was den inneren Wert betrifft. Es ist nicht zu leugnen, daß hier der Frau ein geeignetes Feld dichterischer Thätigkeit erwachsen ist, und daß die Frauen es mit viel Geschick bearbeiten. Unsre Darlegung hat das bestätigt und wird es vielleicht weiter bestätigen, wenn wir uns nun auf dem Gebiet des Romans mit einem vergleichenden Blick zu den Männern wenden.

Fassen wir zuerst einmal die Novelle im engeren Sinn ins Auge. In der dichterischen Erfassung eines bestimmten Lebensausschnittes und Abrundung desselben zu einem geschlossenen Bild, wobei ein psychologisches Problem die leitende Idee ist, sei es auf geschichtlichem Boden, sei es auf dem Boden der heutigen Gesellschaft, hat unsere Zeit Hervorragendes geleistet. Die schriftstellerische Produktion früherer Zeiten kommt damit nicht in Vergleich. Sowohl an Umfang als an innerem Wert ist dieser Zweig der Litteratur ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit. Es hängt das unverkennbar mit der Raschlebigkeit unsrer Zeit zusammen. Man faßt die Erscheinungen der Zeit mit raschem Blick als Bild, giebt das Bild pointiert wieder und umkleidet es mit einem hübschen Rahmen. Daß die Wissenschaft unsrer Tage daneben ganz anders arbeitet, ist eine Sache für sich. Das rasche Gestalten ist nicht ein durchgehendes Charakteristikum unseres geistigen Lebens überhaupt. Das Gesagte gilt vielmehr vornehmlich da, wo es sich um dichterisches Schaffen handelt.

Hier steht obenan als Klassiker unter den Novellisten: Viktor v. Strauß und Torney. Auf Seite 518 bis 521 ist von ihm nur die Rede gewesen als dem Dichter geistlicher

Digitized by Google

Lieder. Darum soll hier noch in der Kürze auf seine Novellen hingewiesen werden. Er war geboren in Bückeburg 1809 und starb in hohem Alter zu Dresden 1899. Ein feiner und tiefer Denker, geistvoll und mit reichem Wissen ausgestattet, dabei von einer warmen Frömmigkeit des Herzens, hat er auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens sich schriftstellerisch bethätigt. Seine Novellen, die neben einigen größeren Romanen unter den Titeln „Lebensbilder", „Lebensführungen", „Schule des Lebens" zuerst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, dann gesammelt 1871 und fortgeführt in den achtziger Jahren erschienen, behandeln einzelne Lebensprobleme mit außerordentlicher Tiefe, Wärme und Klarheit, erfreuen durch feine, sichere Zeichnung, sind daneben aber auch reich an prächtigen, echt dichterischen Schilderungen. Von den Nachfolgenden hat ihn seither keiner erreicht. Wir nennen von seinen Novellen unter anderen beispielsweise „Tuvia Panti" und „Aus den Papieren eines Untergegangenen" als vorzügliche Darstellungen eines bewegten Seelenlebens. — Auch der andere Altmeister der deutschen Novelle sei hier noch einmal genannt: Paul Heyse. Von ihm ist auf Seite 400 u. ff. eingehend die Rede gewesen und dann wieder auf Seite 786 bis 794. Es soll hier nur hinzugefügt werden, daß er uns bis in die neueste Zeit hinein Novellen geboten hat, die durch die Feinheit der Zeichnung und durch die einheitliche Stimmung, die über dem Ganzen liegt, entzückend wirken. Noch in hohem Alter, wenn auch nicht jugendfrisch wie in vergangenen Tagen, aber dafür durch Erfahrung gereift und in sinniger Ruhe stellt er uns ergreifende Bilder vor die Seele. Nicht alle diese Erzeugnisse des Alters sind gleich an Wert, aber hie und da schillert doch eine Perle noch im alten Glanz. — Ein anderer Meister der deutschen Novelle, jünger als jene, ist Adolf Stern. Er ist geboren 1835 in Leipzig und lebt jetzt in Dresden als Professor der Litteraturgeschichte am Polytechnikum. Er ist bekannt durch seine vielen litteraturgeschichtlichen Werke, wie namentlich die „Geschichte der neueren Litteratur" (1882—1885) und die „Studien zur Litteratur der Gegenwart" (1895) und deren „Neue Folge" (1902) und viele andere. Aber er hat auch selbst die Litteratur bereichert durch seine epischen Gedichte, Romane und Novellen. Von seinen Romanen sind die bekanntesten: „Die letzten Humanisten" (1880), „Ohne Ideale" (1881), „Die Aus-

Digitized by Google

gestoßenen" (1902). Seine dichterische Bedeutung liegt aber vorzugsweise in der Novelle. Auf diesem Gebiet ist er sehr fruchtbar. Unter verschiedenen Titeln sind Novellensammlungen von ihm erschienen. Die besten Novellen hat er selbst daraus wieder zusammengestellt unter dem Titel „Ausgewählte Novellen" (1898). Die Erzählungen bewegen sich teils auf historischem Boden, teils sind es Stimmungs- und Seelenbilder aus der Gegenwart. Sie greifen die Personen, deren Schicksale sie darstellen, aus verschiedenen Schichten des Volkslebens heraus. Immer aber sind sie vornehm, kunstvoll, fein ausgeführt. Auch wo der Dichter uns Gestalten aus den niederen Schichten des Volkslebens vorführt, läßt er sie nicht nur nicht im Dialekt reden, sondern legt ihnen auch eine Ausdrucksweise, ja Gedanken und Anschauungen in den Mund, wie das Volk sie eigentlich nicht hat. Aber das stört nicht. Denn überall ist es nur das allgemein Menschliche, was aus der Seelenstimmung heraus sich äußert. Es ist ganz das, was die Leute fühlen und denken, nur in die Sprache der Gebildeten übersetzt. Immer wird das Seelenleben in seinen tiefsten Bewegungen in wunderbarer Klarheit und Schärfe enthüllt, aber auch mit der Wärme des mitempfindenden Herzens und mit dem Griffel des Künstlers geschildert. — Nehmen wir nun zu den hier genannten noch die Namen: Konrad Ferdinand Meyer (vgl. Seite 746 bis 756) und W. H. Riehl, von dessen kulturhistorischen Novellen auf Seite 415 und 416 die Rede gewesen ist, und außerdem noch Theodor Storm und Gottfried Keller hinzu, deren Bedeutung auf S. 794—810 gewürdigt worden, so haben wir die Vertreter der deutschen Novelle in ihrer reinsten und besten Ausgestaltung vor uns. Diese sieben Dichter bilden zusammen eine geschlossene Gruppe, die in ihrer reinen Kunstvollendung hocherhaben dasteht, und die von der übrigen Menge der erzählenden Darsteller gerade auf dem speciellen Gebiet der Novelle bei weitem nicht erreicht wird.

Solche, die erst in zweiter oder dritter Reihe zur Geltung kommen, sind etwa folgende: Adolf Wilbrandt, der auf Seite 642 bis 645 hauptsächlich als Dramatiker behandelt worden ist, hat auf dem Gebiet der Novelle eine Fülle von Erzeugnissen veröffentlicht. Aber sie sind nicht nach jedermanns Geschmack. Durch ein allzu deutliches Haschen nach dem Effekt werden sie

Digitized by Google

ungenießbar. Das Unnatürliche, Künstliche und Gesuchte, das schon im Anfang da war, tritt in den späteren Produktionen immer deutlicher, aber auch immer abstoßender hervor. Ein ruhiges Sichvertiefen in die Sache ist bei ihm nicht mehr vorhanden, darum auch bei dem Leser nicht ein ruhiges Genießen. — Im Gegensatz zu ihm erfreut der ehrliche, biedere, etwas hausbackene Ernst Wichert (vgl. S. 813 und 814) mit seinen ebenfalls sehr zahlreichen Novellen weit mehr das Gemüt des anspruchslosen Lesers, denn bei ihm ist gerade das liebevolle Sichversenken in die von ihm geschaffenen Gestalten so äußerst wohlthuend. Er ist im Januar 1902 gestorben. — Auch Hermann Allmers, geboren 1821 in Rechtenfleth bei Bremen und gestorben 1901, könnte hier genannt werden. Er hat zwar nicht eine große Anzahl von Novellen geschrieben — bekannter ist er als Lyriker von großer Schlichtheit und warmem Gemüt und durch sein „Marschenbuch" (1857) und seine „Römischen Schlendertage" (1869), reizvolle Stimmungsbilder aus Natur und Menschenleben — aber als Novellist ist er ein guter Darsteller und gemütvoller Erzähler. — Victor Blüthgen, geboren 1844 zu Zörbig in der Provinz Sachsen, jetzt in Freienwalde a. O., schrieb außer seinen lyrischen Gedichten (vgl. S. 965) und etlichen größeren Romanen „Aus gärender Zeit" und „Der Preuße" (1884) zahlreiche Novellen. Diese sind wohl auch sein eigentliches Gebiet. Er ist ein guter, oft humoristischer Erzähler, der seine Gestalten mit psychologischem Ernst erfaßt und schildert. — Eine ehrenvolle Erwähnung an dieser Stelle verdient wohl auch Max Vorberg, der die Bearbeitung dieses gegenwärtigen Buches, die 10. Auflage von Karl Barthel, „Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit", unternommen hat, aber durch den Tod (Dezember 1900) verhindert wurde, sie zu vollenden. Er war geboren in Magdeburg 1838. Nicht ganz geglückt und teilweis noch zu konventionell war sein Erstlingswerk „Heimwärts" (1865), obgleich einzelne Partien darin sich durch Frische und Wärme der Empfindung auszeichnen. Besser waren die späteren novellistischen Erzählungen „Irrgangs Heimfahrt" (1868), namentlich aber der „Lutherhof in Gastein" (1884) und „Bis Weihnachten" (1884). — Bekannt auf dem Gebiet der novellistischen Litteratur ist auch Ernst Muellenbach, der sich anfangs E. Lenbach nannte. Er war geboren in Köln 1862 und starb in Bonn 1901. Am besten sind wohl seine

Digitized by Google

„Altrheinischen Geschichten“ und „Die Siebolds von Lyskirchen“ (1899). Im allgemeinen fehlt seinen Erzählungen die innerliche Vertiefung und der große Zug. Sie bleiben zu sehr an unbedeutenden Einzelheiten hängen und werden dadurch langweilig. — Weit besser sind die Erzählungen von Friedrich Jacobsen, mit dem wir diese Gruppe schließen wollen. Er ist geboren 1853 zu Emmelsbüll in Holstein und lebt jetzt in Erfurt. Er nennt seine Erzählungen Romane, sie haben aber mehr novellistischen Charakter. Die besten sind die, welche er auf seinem Heimatboden spielen läßt. Hier kommen denn auch die Lokaltöne in anmutiger Weise zur Geltung, und man kann ihn deshalb unter die Vertreter der „Heimatkunst“ rechnen. Dahin gehören „Im Weltwinkel“ (1896), „Elfe“ (1898) und andere.

Einige Schriftsteller haben sich in ihren Erzählungen vorzugsweise auf den Boden des ländlichen Volkslebens gestellt. Sie sind nicht selbst auf diesem Boden erwachsen, sondern sie haben sich von einem allgemeinen Standpunkt aus mit besonders warmem Interesse der genauen Erkenntnis des Volkslebens zugewendet. Sie schreiben teils unter volkswirtschaftlich-socialem, teils unter kirchlich-religiösem Gesichtspunkt. Und eben weil sie nicht im Volk, sondern über dem Volk stehen, können sie es um so besser und richtiger schildern. Aus etwas älterer Zeit nennen wir hier Melchior Meyr, geboren 1810, gestorben 1871. Er hat sich namentlich durch seine zwar etwas breit angelegten, aber doch lebensvollen „Erzählungen aus dem Ries“ (1856 und 1859) rühmlichst bekannt gemacht. — Ferner sei hier der Österreicher Adolf Pichler genannt, geboren zu Erl bei Kufstein 1819, seit 1867 Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Innsbruck, wo er 1901 gestorben ist. Vortrefflich in der Darstellung und durch gute Charakteristik ausgezeichnet sind seine „Allerlei Geschichten aus Tirol“ (1867), mehr noch die späteren „Jochrauten“ und „Letzte Alpenrosen“ (1899). — Aus neuerer Zeit gehört hierher Heinrich Schaumberger, geboren 1843 zu Neustadt a. d. Heide, im Herzogtum S. Koburg, gestorben 1874 in Davos. Er hat als Volksschullehrer tiefe Blicke in das Dorfleben seiner Heimat thun können und schildert nun das Leben der Bauern recht drastisch, indem er es hauptsächlich unter socialem Gesichtspunkt darstellt. „Im Hirtenhaus,“ „Zu spät,“ „Vater und Sohn“ sind die bekanntesten seiner

Digitized by Google

Erzählungen. Einen mehr humoristischen Charakter haben die „Bergheimer Musikantengeschichten". Nach des Verfassers Tode wurden seine „Gesammelten Werke" herausgegeben (1875/76). — Weiter nennen wir hier Heinrich Sohnrey. Er ist geboren 1859 und lebt jetzt in Berlin als Herausgeber der Zeitschrift „Das Land" und anderer Zeitschriften, für Volkswohl und Volkskunde thätig. Unter seinen Erzählungen aus dem Volksleben sind hauptsächlich zu nennen: „Verschworen, verloren" (1888), „Die hinter den Bergen" (1894), „Der Bruderhof" (1897), „Der kleine Heinrich" (1901). Große Naturwahrheit und treffliche Charakteristik zeichnen diese Schriften aus. Doch überwiegt die Volksstudie, und die novellistische Kunst tritt dagegen etwas zurück. — Neuerdings ist Fritz Philippi, den wir schon als lyrischen Dichter kennen gelernt haben (Seite 992—994), mit Dorfgeschichten aus dem Westerwald aufgetreten. „Hasselbach und Wildendorn" ist der Titel seiner Erzählungen. Er schildert als Pfarrer seine Leute mit liebevollem Auge, aber doch sehr realistisch. Meist zeichnet er Bauerngestalten, die in ihrer Härte fast abschreckend sind. Nur zum Schluß fällt ein etwas versöhnendes Licht auf das Verhältnis von Pfarrer und Gemeinde. Die Darstellung ist meisterhaft. Man fühlt den Dichter und den Künstler. — In gewissem Sinn kann auch Richard Skowronek hier genannt werden. Er ist geboren 1862 in Ostpreußen und lebt jetzt in Berlin, wo er als Dramaturg am Königl. Schauspielhaus wirkt. Neben allerhand Dramen hat er auch „Masurische Dorfgeschichten" geschrieben. Er schildert das masurische Volk mit drastischer Lebendigkeit. Doch ist ihm das mehr Hintergrund, auf dem er ethisch-sociale Probleme behandelt. In seinen Novellen kehrt das Thema Mutter und Sohn vielfach wieder. Die beste unter diesen ist wohl „Ihr Junge" (1899). — Etwas anders liegen die Dinge bei dem schwäbischen Brüderpaar Weitbrecht: Karl (vgl. S. 968) und Richard, geboren 1851, Pfarrer zu Wimpfen am Neckar. Sie gaben gemeinschaftlich „Gschichta'n aus'm Schwobaland" heraus, im schwäbischen Volksdialekt geschrieben (1877). Seit 1887 schrieb dann besonders Richard Weitbrecht weiter im schwäbischen Volksdialekt. Hier soll uns das Volk in seinen Anschauungen und Empfindungen vorgeführt werden, wie es eben ist, ohne Verschönerung oder Tendenz.

Andere wieder kennen das Volk sehr genau aus fort-

Digitized by Google

währender Anschauung, aber ein anderer Gesichtspunkt ist es, unter dem sie es anschauen und darstellen, nämlich der kirchlich-religiöse. Sie schreiben, weniger um den Gebildeten das Volk zu zeigen, als vielmehr für das Volk, um es sittlich und religiös zu heben. Ein sehr tüchtiger Schriftsteller auf diesem Gebiet war Nikolaus Fries. (Vgl. S. 846.) Er war geboren 1823 in Flensburg, war Pastor in Heiligenstetten und starb 1894. Er stellt sich in seinen erzählenden Schriften mitten in das Volk hinein, schildert es in seinem Leben und seinen Gewohnheiten und stellt uns so echte und wahre Volksgestalten vor die Augen. Gern steigt er hinab zu den Armen, den Verlassenen und Verstoßenen, und darin liegt der sociale Zug seiner Geschichten. Niemals aber ist es die nackte Wirklichkeit als solche, die er schildert. Es ist ihm nicht um naturgeschichtliche Volksstudien zu thun. Sondern, so realistisch die Darstellung ist, so liegt doch über allem ein idealer Hauch. Er führt seine Leute aus dem Dunkel empor zum Licht und zeigt, wie sie mit Gotteshilfe andre und bessere Menschen werden können. Seine Schreibart ist populär, aber doch edel und schön, oft von hinreißender Kraft. Am bekanntesten sind die Erzählungen: „Unsres Herrgotts Handlanger" (1860), „Bilderbuch zum heiligen Vaterunser" und viele andere kleine Geschichten, die zwar nicht alle gleichen Wert haben, die aber zum Teil gerade außerordentlich schön sind. — Einen ähnlichen Charakter haben die Schriften des süddeutschen Volksschriftstellers Philipp Spieß. Er ist erst seit Mitte der neunziger Jahre aufgetreten. Auch er schreibt für das Volk und zeigt dem Volke das Volk, um es zu ermutigen zu edlem Kampf gegen alles Schlechte und Gemeine. Seine Erzählungen haben meist historischen Boden, und besonders sind es Episoden aus der Württembergischen Geschichte, die er seinen Erzählungen zu Grunde legt. Das religiös-erbauliche Moment tritt nicht so in den Vordergrund der Darstellung wie bei Fries, es liegt aber dem Ganzen zu Grunde und wirkt sich namentlich in den geschilderten Schicksalen aus. Sein Gesichtskreis ist auch weiter als der des Schleswig-Holsteiners. Er zieht die Kunst und viele anderen Bestrebungen in seine Erlebnisse hinein. Immer aber ist es der Sieg des evangelischen Glaubens über seine Widersacher, der befreiend und versöhnend die Herzen erhebt und beglückt. Die Schilderung leidet bisweilen an umständlicher Breite, und oft werden äußer-

Digitized by Google

liche Einzelheiten erzählt, die in den Zug des Ganzen gar nicht hineingehören. Darin steht er der knappen, klaren Erzählung von Fries weit nach. Nachdem der Verfasser zuerst mehrere kleine Volksschriften veröffentlicht, wurde er in weiteren Kreisen bekannt durch die anziehende Heilbronner Stadtgeschichte aus der Reformationszeit: „Der Steinmetz von St. Kilian“ (1895). Es folgten „Der Bürgermeister und sein Sohn“ (1896) und „Kurt Hartmuts Glück und Elend“ (1900). In beiden bildet wiederum Heilbronn den Schauplatz. Endlich „Der Heiligenpfleger von Gruppenbach“ (1902). Eine Dorf- und Schloßgeschichte aus dem 18. Jahrhundert. — An genialer Eigenart werden diese beiden Volksschriftsteller freilich weit überragt von Emil Frommel, geboren 1828 in Karlsruhe, gestorben als Hofprediger in Berlin 1896. (Vgl. S. 847.) Frommel steigt wie Spieß nicht ausschließlich in die niederen Schichten des Volkslebens, sondern erzählt Erlebtes und Geschautes aus allen Kreisen unsres Vaterlandes. Im Vergleich mit jenen beiden ist sein Stil bei aller Natürlichkeit und Kunstlosigkeit doch von einer ganz eigentümlichen, einschmeichelnden und erfrischenden Kraft. Auch ist sein Blick weiter, umfassender und seine Gestaltungskraft reicher und mannigfaltiger. Vor allem aber zeichnet er sich vor beiden aus durch seinen köstlichen Humor. Aber die tief religiöse Auffassung aller menschlichen Verhältnisse ist bei ihm die gleiche wie bei den beiden vorigen. Von seinen Schriften sind außer den „Gesammelten Erzählungen für das Volk“ in mehreren Bänden besonders hervorzuheben: „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn“ (1867), „Aus der Hausapotheke“ (1868), „O Straßburg, du wunderschöne Stadt“ (1870).

Indem der Humor die Brücke bildet, schließen wir hier noch einige Novellisten an, die, wenn auch durchaus eigenartig und jeder vom anderen weit verschieden, doch darin etwas Gemeinsames haben, daß sie den Humor kultivieren. Sie sind nicht in dem Sinn volkstümlich, wie es die Schriftsteller der vorher genannten Gruppe waren, sondern sie haben jeder nur eine verhältnismäßig kleine Lesergemeinde um sich zu sammeln vermocht, weil ihre ausgeprägte Eigenart sie am Eindringen in die breiten Schichten der Menge gehindert hat. Von Wilhelm Raabe ist schon früher (Seite 715 bis 718) die Rede gewesen. Zur Ergänzung fügen wir hier an Heinrich Seidel. Er ist geboren zu Perlin in Mecklenburg 1842 und lebt jetzt in Groß-

Digitized by Google

Lichterfelde bei Berlin. Sein Humor hat etwas Liebenswürdiges, aber der Schriftsteller bewegt sich mit seinen Gestalten in einer sehr beschränkten kleinbürgerlichen Welt, die er zwar mit Virtuosität bis ins Kleinste ausmalt, durch die er jedoch eine größere Wirkung auf weite Kreise nicht ausüben kann. Es fehlt ihm ganz der große Zug des eigentlichen Dichters und der umfassende Blick in das Menschenleben und in die Tiefen der Menschenseele. Er bleibt immer eng und kleinlich, macht sich wohl auch durch seine Selbstgefälligkeit lächerlich. Dennoch ist er bei manchen sehr beliebt und hat viele Freunde um seine Schriften gesammelt, wie die zahlreichen Auflagen derselben beweisen. Bekannt wurde er zuerst durch sein Buch: „Leberecht Hühnchen und andre Geschichten“ (1882). Im Jahr 1901 erschien die 38. Auflage desselben. Es wurde dann fortgesetzt in „Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen“ (1888). Davon erschien 1902 die 21. Auflage. Und weiter: „Leberecht Hühnchen als Großvater“ (1890). Davon erschien 1901 die 18. Auflage. — Etwas ganz anderes, mehr die feine Satire als den gewöhnlichen Humor, finden wir bei Hermann Oeser. Er ist als Sohn des bekannten Volksschriftstellers O. Glaubrecht (Rud. Oeser) zu Lindheim in Hessen 1849 geboren und jetzt in Karlsruhe Direktor des Lehrerinnenseminars. In kurzen novellenartigen Skizzen zeichnet er die Menschen, die er scharf beobachtet hat, mit außerordentlicher psychologischer Feinheit. Aber es bleiben immer vornehme, gehaltvolle, gedankenreiche Schilderungen. Ins Volk steigen sie nicht hinab, und vom Volkston sind sie weit entfernt. Für gebildete, denkende Leser aber sind sie eine wahre Erquickung, ein köstlicher Begleiter für stille Stunden, zumal da eine sehr klare und ernste positiv-christliche Anschauung allen diesen geschilderten Menschenbildern zu Grunde liegt. Er schrieb: „Vom Tage, Lebensspiegelungen“ (1888), „Stille Leute“ (1890), „Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse“ (1891), „Am Wege und abseits“ (1893), „Midaskinder“ (1898). — Wiederum von ganz anderer Art ist der Humor des sächsischen Freiherrn Joh. Andreas v. Wagner, der sich als Verfasser von Erzählungen Joh. Renatus nennt. Er ist zu Freiberg in Sachsen 1833 geboren, war als Ingenieur wissenschaftlich und praktisch thätig, und lebt jetzt in Dresden. Seine Erzählungen haben im Gegensatz zu denen der beiden vorigen

Digitized by Google

einen etwas volkstümlicheren Charakter und zeugen von guter Beobachtung menschlicher Schwächen. Aber der Humor ist meist sehr plump und unfein, und das geistige Niveau der von ihm dargestellten Menschen und Verhältnisse ist ein ziemlich tiefstehendes. Am originellsten sind die Skizzen: „Allerlee aus dar Überlausitz" (1876). Sie sind im Volksdialekt geschrieben, der sehr gut gehandhabt ist, und stellen die Menschen dar, wie sie sind. Aber die höheren Gesichtspunkte wie Volkswohl und Volkserziehung fehlen gänzlich. Dasselbe gilt von den teilweis sehr heiteren „Lebensskizzen" (1885). Andere Erzählungen wie z. B. „Die letzten Mönche vom Oybin" (1887) haben einen etwas romantischen Zug, aber den Leser stört der ungepflegte und überaus nachlässige Stil. Wir nennen noch: „Haidekraut und Centifolie" (1888), „Die Geheilten" (1890), „Aus dem Leben eines schlichten Mannes" (1897), „Kleine Reiseabenteuer" (1897).

Vom Gebiet der Novellen und Skizzen wenden wir uns nun dem größeren Roman zu. Der Roman stellt ein ganzes großes Menschenleben in seiner Entwickelung dar oder eine ganze Zeit, deren Charakter und Bewegungen an einzelnen darin auftretenden und handelnden Personen anschaulich gemacht werden. Fußt er auf der Gegenwart, so soll er uns die ethischen und socialen Fragen der Zeit vorführen und die entstehenden Probleme an den Schicksalen der Menschen verdeutlichen und sie so der Lösung entgegenführen. Nur wo er das thut, hat er Anspruch auf künstlerischen und litterarischen Wert. Sonst ist er bloßer Unterhaltungsstoff und kommt als solcher für uns hier nicht in Betracht. Der ethisch-sociale Roman ist in unsrer Zeit hauptsächlich von den beiden sächsischen Schriftstellern, unsrem Dioskurenpaar, Ompteda und Polenz, angebaut und gepflegt worden.

Georg, Freiherr v. Ompteda (als Schriftsteller nannte er sich zuerst G. v. Egestorff) ist geboren 1863 in Hannover. Nachdem er als Offizier gedient, widmete er sich mit Anfang der neunziger Jahre ganz dem Schriftstellerberuf und lebt jetzt in Dresden. Er ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und das rasche Produzieren scheint bei ihm noch im Steigen zu sein. Von seinen früheren Schriften soll hier nicht die Rede sein. Sie gehören zur oberflächlichen Unterhaltungslektüre und tragen viel an sich vom Charakter der „Modernen". Mit dem Jahr 1897 trat eine Wendung ein, die zwar seitdem nicht in allen Publi-

Digitized by Google

kationen festgehalten, auch da, wo sie sich zeigt, nicht immer konsequent durchgeführt wurde, die aber doch so bedeutend ist, daß wir dem Schriftsteller hier unsre volle Beachtung zuwenden müssen. Es handelt sich um die beiden großen Romane „Sylvester von Geyer" und „Eysen". Mit dem „Sylvester von Geyer" (1897) wendete sich Ompteda zuerst mit Interesse und Geschick der ernsten Aufgabe des Romans zu. Mit dem zweiten Roman „Eysen" (1900) beschritt er den gleichen Weg weiter. Er gab diesen beiden Romanen den gemeinsamen Untertitel: „Deutscher Adel um 1900." Dieser Adel, so will der Verfasser sagen, wenn er auch in einzelnen Individuen sich noch immer in seiner äußeren und inneren Stellung mit Ehre und Würde behauptet, sinkt im allgemeinen in unsren Tagen, verarmt und verkommt und verliert sein Ansehen und seinen Einfluß an das inzwischen durch Handel, Industrie und Wissenschaft emporgekommene und reichgewordene Bürgertum. Diese Entwickelung wird mit Wehmut, aber auch mit schlichter Naturwahrheit ohne alle Sentimentalität geschildert. Heutzutage gilt der Mensch nicht darum, weil seine Vorfahren etwas galten, sondern er gilt nur dann, wenn er, unter Selbstverleugnung an sich arbeitend, selber in seinem Beruf etwas Tüchtiges schafft zum Wohl der übrigen Menschheit. Ob er adlig oder bürgerlich ist, gilt dabei gleich. Das ist der Gedanke, der durch diese beiden Romane hindurchgeht. Im „Sylvester von Geyer" wird das Leben eines Offiziers geschildert. Der Vater hat wegen seiner Untüchtigkeit schon als Hauptmann den Abschied nehmen müssen und lebt in sehr bescheidenen Verhältnissen. Aber der Sohn wird den Traditionen des Hauses gemäß selbstverständlich Offizier, obgleich der Bruder des Hauptmanns die modernen Ideen vom Beruf vertritt. Von Natur nicht gerade direkt für den Beruf eines Offiziers veranlagt, anfangs auch ohne tieferes Interesse, ja ohne alle Begeisterung für die Aufgaben dieses Berufes, entwickelt Sylvester sich doch als Mensch durch Pflichtgefühl und Strenge gegen sich selbst recht tüchtig und wird dadurch zu einem auch in seinem Berufsleben ganz brauchbaren Offizier. Man sieht aber, daß er im Soldatenstande nie etwas wahrhaft Großes und Außerordentliches leisten wird. Die Mittelmäßigkeit wird ihn immer bedecken und ihn den Augen der Mitwelt entziehen. Da stirbt er im Alter von 24 Jahren an einer schon mehrmals in seinem Leben hervor-

Digitized by Google

getretene Krankheit. Mit steigender, aber wehmütiger Teilnahme hat ihn der Leser bis dahin begleitet. Nun wird er durch diesen Schluß versöhnt. Sylvester wäre im Leben doch nie etwas Bedeutendes geworden. Er hat aber unsre volle Sympathie gewonnen, und so bleibt er gleichsam in geweihtem Andenken. Der Roman ist mit realistischer Treue, aber zugleich mit dem wärmsten Mitgefühl des Dichters geschrieben und in unsrer heutigen Romanlitteratur eine ganz hervorragende Erscheinung. In dem später geschriebenen Roman „Eysen" tritt nicht der Offiziersstand als solcher, sondern der Adel als Familiengemeinschaft in den Vordergrund. Nicht ein einzelnes Individuum wird allein herausgehoben und in seiner besonderen Entwickelung uns vor Augen gestellt, sondern eine größere Anzahl von Personen, nebeneinander stehend und sich bald mehr bald weniger berührend, illustrieren in ihrer jedesmaligen Einzelentwickelung den sinkenden Adel und sein Aufgehen in andere Schichten und Lebenskreise des Volkes. Das Haupt der Familiengemeinschaft, ein ehemaliger Minister, hält durch Geist und edlen Charakter die auseinanderstrebenden Glieder zusammen und waltet auch nach seinem Tode durch sein Vermächtnis noch bindend und bewahrend über den Irrenden, eine prächtige, erhabene Gestalt. Sein Tod fällt — ein schöner Zug — mit dem des alten Kaisers im Jahr 1888 zusammen, und nun beginnt für Familie und Volk die neue Zeit. Auch hier liegt ein Hauch von Wehmut über dem sinkenden Geschlecht, und einzelne Schicksale sind tief tragisch. Aber daß der Mann aus bürgerlichem Geschlecht, der mit dem durch Industrie gewonnenen Gelde das Stammgut kauft und die Tochter heiratet, so daß sich an ihm die sinkende Familie gleichsam aufrankt, ein edel denkender, selbstloser Mensch ist, der die Tochter aufrichtig liebt, versöhnt uns in schöner Weise mit dem tragischen Untergang. Es gehen nur die wirklich unter, die an nichts Weiterem als am äußeren Stand und Herkommen ihren Halt hatten. — Im übrigen haben beide Romane auch ihre Mängel. Zunächst in der Form. Sprache, Stil und Satzbau zeigen, so fließend und angenehm sich die Erzählung im Ganzen auch liest, doch nicht selten eine gewisse vornehme Nachlässigkeit, als ob die darauf zu verwendende Sorgfalt etwas zu Unbequemes wäre. Und oft werden Äußerlichkeiten der Handlung geschildert, wohl auch breit ausgeführt, die zur inneren Charakteristik der

Digitized by Google

handelnden Personen oder zur Entwickelung des Ganzen durchaus nichts beitragen. Als ein unnötiger Ballast stören sie daher nur die Darstellung. Auch das ist ein Zeichen einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, daß die letzten Kapitel in dem Roman „Epsen" in sehr merklicher Weise abfallen. Die Erzählung wird summarisch, und die Hauptmomente bestehen in gehaltenen Festreden. Aber noch etwas anderes, das nicht bloß zur Form gehört, stört uns. Obwohl der Dichter das Mitgefühl, das er für seine Personen und deren Schicksale hat, deutlich fühlen läßt, ist die ganze Sache für ihn doch nichts als eine außer ihm liegende, geschaute und dargestellte Welt. Ja, er schaut mit Interesse und Sympathie zu, gewiß, aber es bleibt ihm doch alles äußerlich. Er selbst steht nicht mitten in den Kämpfen und Bewegungen, die er schildert. Er schreibt nicht mit der Wärme und dem Herzblut des eigenen Erlebens. Darum wächst er auch nicht mit der Aufgabe, die er sich selbst gestellt. Sein neuestes Werk „Cäcilie von Sarryn" (1902) soll als dritter Teil von „Deutscher Adel um 1900" gelten. Aber es steht nicht auf der Höhe der beiden anderen. Der Verfasser bleibt in Familienerlebnissen stecken, ohne die großen Zeitbewegungen weiter zu führen, ohne das Kämpfen und Ringen, das begonnen hat, zu steigern oder zu vertiefen. Immerhin hat auch dieser dritte Teil seinen ethisch-sozialen wie künstlerisch-litterarischen Wert.

Wilhelm v. Polenz ist auf einem Gut der sächsischen Oberlausitz, Ober-Cunewalde, im Jahr 1861 geboren und lebt auch heute daselbst. Sein erster bedeutender und großes Aufsehen erregender Roman, „Der Pfarrer von Breitendorf", erschien im Jahr 1893. Seitdem sind als ebenbürtige Romane gefolgt: „Der Büttnerbauer" (1895), „Der Grabenjäger" (1897), „Thekla Lüdekind" (1899) und „Wurzellocker" (1902). Alle diese sind ethisch-sociale Romane von hohem, künstlerischem Wert. Polenz nimmt jedesmal eine bestimmte soziale Schicht, charakterisiert sie und erörtert ihre Aufgaben in der heutigen Zeit: die Pfarrer, die Bauern, die Gutsbesitzer, die höheren Beamten, die Litteraten. Und nun ist das Gute und Schöne das, daß er alles mit seinem innersten Herzen schreibt wie sein Eigenes, Selbsterlebtes. Er ist zwar nicht selbst Pfarrer, auch nicht Bauer, aber er versenkt sich mit seinem ganzen Fühlen und Denken in die Aufgaben und in

Digitized by Google

das Leben dieser Stände, als wäre es sein eigenes Erleben. Und dann hebt er die speziellen Leiden, Kämpfe und Ziele des Standes empor in das allgemein Menschliche. Sie bleiben in ihrem Charakter durchaus sozial, und doch sind sie zugleich so allgemein ethisch, daß jeder in seinem Teil sie mitkämpft. Dadurch ist der Verfasser imstande, einmal das Ringen und Bewegen mit der Wärme des eigenen Herzens zu schildern, als gäbe er sich selbst, und ebenso vermag er den Leser voll und ganz mitempfinden zu lassen. Hier spüren wir eben den Dichter, den wahren und echten Dichter. Bei Ompteda fehlt das. Er zeigt nur gegenständliche Bilder. Polenz hingegen läßt uns mit ihm selbst zugleich alles erleben, alle Probleme selbst mit durchdenken und durcharbeiten, weil wir unwillkürlich darin unsre eigene Aufgabe sehen. So nehmen wir denn auch wahr, wie Polenz alles viel ernster, viel tiefer und gründlicher anfaßt als Ompteda, eben weil er selbst im eigenen Herzen daran mitarbeitet. Ompteda behandelt seinen Stoff mit französischer Leichtigkeit und Eleganz, aber auch mit französischer Äußerlichkeit. Sein Vorbild ist Maupassant, den er auch vortrefflich übersetzt hat. Polenz geht mit echt deutscher Gründlichkeit zu Werke. Er ist wohl schwerfälliger, aber auch viel tiefer, innerlicher, gemütvoller und darum eben auch dichterischer angelegt als Ompteda. Auch sonst sind seine Romane künstlerischer ausgebaut. Bei ihm sind die Äußerlichkeiten der Handlung niemals Zufälligkeiten, die ebensogut wegbleiben könnten. Sie dienen immer zur Charakteristik und haben so Bedeutung für das Ganze. Der Stil, wenn auch hie und da ein Ausdruck, ein Bild, ein schmückendes Beiwort nicht ganz geschmackvoll gewählt ist, zeigt sich im ganzen durchaus edel und sorgfältig gepflegt. Nur das werden wir sagen müssen: Wenn Polenz sich auch sorgfältig hineinversenkt in die Kämpfe und Leiden anderer Stände, so widerfährt es ihm doch, daß er aus Unkenntnis einseitig wird. Wie er z. B. im „Pfarrer von Breitendorf" seinem Pfarrer botanische Interessen andichtet, dabei aber selbst einen auffallenden Mangel an floristischen Kenntnissen an den Tag legt, so geht es ihm in demselben Roman — und das wiegt schwerer — mit der Theologie. Wer den Theologenstand schildern will, muß mit der heutigen Theologie vertraut sein. Polenz aber scheint als Theologen im geistlichen Amt nur solche zu kennen, die, ohne lebendigen Glauben im Herzen, aus

Digitized by Google

rein äußerlichen Gründen Anhänger der lehrgesetzlichen Richtung in der Kirche sind, dabei aber, weil innerlich unbefriedigt, sich mit dem Schein nach außen begnügen und unter der Hand anderen Interessen nachgehen. Wer das nun mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen vermag und doch die Lehre der Kirche dem Buchstaben nach sich nicht aneignen kann, der geht wie der Vikar Fröschel an seinen inneren Kämpfen zu Grunde und sucht freiwillig den Tod, wird aber dann unverstanden von allen als „Ungläubiger" gerichtet. Daß es auch solche giebt — und sie bilden thatsächlich doch wohl einen sehr bedeutenden Bruchteil — die den Glauben an die Erlösung durch Christus mit dem Herzen ergriffen haben und in diesem Glauben fröhlich und glücklich sind, darum auch ihr Amt in Liebe und Begeisterung treiben und mit gutem Erfolg darin thätig sind, gleichviel ob sie nun der orthodoxen oder einer freieren Anschauung beipflichten — das ist dem Verfasser offenbar eine unbekannte Thatsache; denn wenn er vom „Glauben" spricht, verwechselt er stets den persönlichen Heilsglauben mit der Überzeugung von der absoluten Richtigkeit der Kirchenlehre. Und so giebt es denn auch nach seiner Darstellung in der ganzen Diöcese, in welcher Breitendorf liegt, nicht einen einzigen Pfarrer, der dem Helden des Romans, der es weder wie seine Amtsbrüder machen noch den Weg des Vikars Fröschel gehen will, auf den rechten Weg zu helfen vermöchte. Denn der alte Pfarrer Valentin steht überhaupt außerhalb aller inneren Glaubenskämpfe und kennt sie nicht. Und so sieht sich unser Held schließlich genötigt, freiwillig aus dem Amt auszuscheiden und Lehrer zu werden. Durch diese Darstellung nun wird der Schein erweckt, als seien die evangelischen Pfarrer der preußischen, beziehungsweise sächsischen Landeskirche sämtlich solche, wie der Verfasser sie in diesem Roman schildert. Damit verkennt aber der Verfasser ganz und gar den thatsächlichen Zustand und schlägt dem in der Kirche vorhandenen religiösen Leben geradezu ins Gesicht. Es ist das im Grunde dieselbe Einseitigkeit, ja dasselbe Nichtsehenwollen, dessen sich Hauptmann und die Modernen überhaupt schuldig machen, indem sie den von ihnen gesehenen kleinen Ausschnitt der Menschheit als die Menschheit überhaupt darstellen. Durch ein solches Verfahren sinkt der Roman unstreitig von seiner ethisch-sozialen Höhe herab und verliert auch dichterisch an Wert. Wir müssen das gerade bei einem solchen tüchtigen Menschendarsteller

Digitized by Google

und einem so gründlichen Erzähler wie Polenz tief beklagen. Und von ähnlicher Einseitigkeit sind wohl auch seine übrigen Romane nicht ganz frei.

An der Aufgabe des ethisch-sozialen Romans haben auch noch andere gearbeitet. Wir rechnen hieher die schon früher erwähnten Schriftsteller: Hermann Pantenius und Anton Ohorn (vergl. S. 887). Auch Ernst Schrill, mit seinem wahren Namen Samuel Keller, Pastor in Düsseldorf, wird hierher zu rechnen sein. Er ist geboren 1856 in St. Petersburg. Seine zahlreichen Romane und Erzählungen bewegen sich zumeist auf russischem Boden und schildern die kirchlichen und socialen Zustände des Landes. Auf diesem Hintergrunde aber läßt der Verfasser ethische Probleme sich abwickeln. Diese Romane sind gut gemeint, und eine edle christliche Gesinnung kommt darin zur Geltung, aber litterarisch angesehen haben sie große Schwächen. Sie leiden unter einer allzu raschen und flüchtigen Produktion. Gut ist im allgemeinen die Schilderung von Land und Leuten. Aber die Entwickelung der Probleme, die psychologische Motivierung der Charaktere und Handlungen ist schwach, und nicht selten tritt die Tendenz so stark in den Vordergrund, daß die künstlerische Darstellung nicht aufkommen kann. Als die bekanntesten seien hier genannt „Ein Fahrenhöft" (1888), „Sein Erbe" (1889), „Jadwiga" (1892), „Im Schatten der Schuld" (1898), „Dr. Vorwärts' zweite Trauung" (1898). — Um des Versuchs willen, den er gemacht hat, müssen wir auch wohl Emil Jeannot Freiherr v. Grotthuß hierher rechnen, der als lyrischer Dichter bereits früher (S. 988 bis 990) behandelt worden ist. Grotthuß hat zwei Romane geschrieben, in denen er ausgesprochenermaßen die christliche Lebensanschauung zur Geltung bringen und mit ihr wie mit einem hellen Lichtstrahl pfadweisend und heilend in die von Gott entfremdeten sozialen Schichten hineinleuchten will. Es ist „Der Segen der Sünde" (1897) und „Die Halben" (1900). In formal künstlerischer Hinsicht reichen diese beiden Romane ebensowenig ja noch weniger als die von Ernst Schrill an die oben genannten von Ompteda und Polenz heran. Im „Segen der Sünde" ist sowohl die Charakteristik als der Aufbau äußerst schwach. Aber was diesen Romanen Ansehen und Beifall verschafft hat, ist eben die „christliche" Grundanschauung. Man hat ihnen vielfach nachgerühmt, hier sei endlich

Digitized by Google

einmal die Lebensanschauung des Christentums zur Geltung gebracht als ausschlaggebend im Menschenschicksal, und sie sei zugleich echt künstlerisch verwertet. Letzteres ist nun durchaus nicht der Fall. Schon das ist ganz unkünstlerisch, daß ein Arzt seine Lebensgeschichte erzählt, daß wir also einen „Ichroman" vor uns haben, der aber in die in der ersten Person erzählte Geschichte ganz unmögliche Dinge einflicht, z. B. eine lange, wörtlich angeführte Leichenrede, die einst auf den Erzähler großen Eindruck gemacht hat; ferner daß in dem ganzen Roman sehr viel geredet, aber sehr wenig charakterisiert und erzählt wird. Aber auch die erste Behauptung der Lobredner, die Lebensanschauung des Christentums betreffend, ist nicht stichhaltig. Das Christentum, das hier den Ausschlag geben soll, ist durchaus nicht ein wahres und echtes. Wir würden das hier vom litterarischen Standpunkt aus gar nicht geltend machen, wenn nicht der Verfasser ausgesprochenermaßen einen *christlichen* Roman hätte liefern und damit der sonstigen Romanlitteratur entgegentreten wollen, und wenn nicht eine große Menge urteilender Stimmen gerade *das* an dem Roman lobend und anerkennend hervorgehoben hätte. Das Christentum, das uns hier entgegentritt, ist nämlich, genau geprüft, nichts weiter als eine ethisch-religiöse Überzeugung, die der Held des Romans am Schluß der Geschichte annimmt, eine bestimmte Weltanschauung, ebenso wie sein früherer Materialismus und Atheismus eben eine philosophische Doktrin war. Der Held ändert also einmal seine Meinung, das ist alles. Weiter aber wird das christliche Gefühl durch die ganze Auffassung geradezu verletzt. Der Arzt erzählt seine Lebensgeschichte an einem geselligen Abend einem Kreis vertrauter Freunde und enthüllt dabei seine grauenvolle Vergangenheit mit nahezu cynischer Offenheit. Diese Vergangenheit soll ihm zum Segen gewesen sein. Es ist aber nicht, was man ja als Anlaß zu tieferer Selbsterkenntnis gelten lassen könnte, ein einmaliger tiefer Fall in unbewachtem Augenblick, der ihm, dem Selbstgerechten, die Augen geöffnet und ihn so zur Buße geführt hätte, sondern der Arzt erzählt ganz unverfroren, daß er sich mit klarem Bewußtsein wissentlich in die Sünde gestürzt, sie absichtlich aufgesucht und über Jahr und Tag darin gelebt habe. Aus diesem Sumpf arbeitet er sich dann plötzlich sehr rasch und leicht empor, was in Wirklichkeit nach einer solchen Vergangenheit freilich nicht so leicht vor sich geht,

Digitized by Google

und was auch hier, psychologisch angesehen, ganz unmöglich wäre, wenn eben das Christentum unseres Helden wirklich echt wäre, die das Herz erneuernde und von Grund aus völlig umschaffende, durch tiefe Buße und Vergebung erlangte Kraft des Evangeliums, und nicht vielmehr wie hier eine bloße Überzeugung, die man nach eigenem Willen annimmt und umhängt wie einen in anderer Farbe sich präsentierenden Philosophenmantel. Wenn der Arzt von „Buße" spricht, so meint er damit das selbsterwählte Los in harter, mühevoller Arbeit; und die „Sühne" seiner Schuld ist ihm die Liebe, die er in der Krankenpflege übt und mit der er sein früheres Leben zudecken will. Gerade die wesentlichen Stücke des Christentums, der Weg durch tiefe Herzensbuße zum Glauben und zu der von Gott empfangenen Gnade, fehlen hier. Wesentlich dasselbe gilt auch von dem Roman „Die Halben". Einen Fortschritt gegen den ersten in Darstellung und Inhalt zeigt er jedenfalls nicht. Wenn jemand ausgesprochenermaßen die bisherige Romanlitteratur durch Einführung des Christentums in dieselbe reformieren will, so muß das Christentum selbst echt und seine Darstellung künstlerisch vollendet sein. Da aber hier beides fehlt, so wäre es weit besser gewesen, die Romane wären nicht geschrieben worden. Der Entwickelung unsrer Litteratur aufwärts zu höheren Zielen haben sie nicht gedient.

Wie der ethisch-soziale Roman der Gegenwart von Gustav Freytags „Soll und Haben" seinen Ausgangspunkt genommen, so der historische Roman von G. Freytags „Ahnen". Der historische Roman ist in der Gegenwart außer von Th. Fontane und anderen, die schon früher genannt wurden (vergl. S. 536 bis 553 und 718—734, auch 902 und 903) auch von Hermann v. Schmid und Ernst Eckstein kultiviert worden, jedoch ohne daß er damit innerlich gefördert worden wäre. Hermann Schmid, geboren 1815, gestorben 1880, schrieb unter anderem den „Kanzler von Tirol" (1862), der noch tief in dem konventionellen Wesen der früheren Romanlitteratur steckt, aber zu seiner Zeit Aufsehen machte. Ernst Eckstein, geboren 1845, gestorben 1900, schrieb „Die Claudier" (1881), „Nero" (1884) und anderes mehr, Sensationsromane in antikem Kostüm, nicht aber das, was ein historischer Roman sein soll. — Neuerdings sind einige Schriftsteller aufgetreten, die den historischen Roman realistischer gefaßt, schärfer und konkreter ausgebaut und ihn namentlich mit der

Digitized by Google

Naturbeschaffenheit des betreffenden Landes und mit der Entwickelung seiner Kultur in Zusammenhang gebracht und so lebendiger und wahrer gestaltet haben.

Dahin rechnen wir unter anderen den mecklenburger Pfarrer Karl Beyer, geboren 1847, der die von christlichem Geist durchwehten trefflichen Romane „Anastasia“ (1888), „Um Pflicht und Recht“ (1893), „Ein Neubau unter Trümmern“ (1895), „Die alte Herzogin“ (1899) u. a. geschrieben hat. — Ein guter Roman ist auch „Frau Treue“ von Joh. Dose, der in Nordschleswig in der Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege spielt und das fromme Luthertum jener Zeit in prächtigen Zügen malt. — Noch mehr die kulturhistorische Seite der Aufgabe hervorkehrend schrieb Adolf Bartels, geboren 1862 zu Wesselburen in Holstein, jetzt als Litterarhistoriker in Weimar lebend, die historischen Romane „Die Dithmarscher“ (1898) und „Dietrich Sebrandt“ (1899), prächtige Kulturbilder mit guter Charakteristik.

Überragt werden diese aber durch den Schweizer Jakob Christoph Heer, geboren 1859 in Töß bei Winterthur, jetzt als Redakteur in Stuttgart lebend. Er wurde zuerst bekannt in weiteren Kreisen durch seinen Roman „An heiligen Wassern“ (1894), der im Wallis, und dann durch den „König der Bernina“ (1898), der im Engadin spielt. Diese Romane fanden großen Beifall wegen ihres lebhaften Kolorits und wegen der innigen Durchdringung von Natur und Menschenleben. Auch eine edle Gesinnung und eine gesunde Weltanschauung zeichnen sie aus. Hierauf folgte der Roman „Felix Notvest“ (1901). Ein Dorf der nördlichen Schweiz wandelt sich durch den Umschwung der Zeit aus einem Bauerndorf zu einem Fabrikdorf, und der Pfarrer, eine prächtige, ideale Gestalt, will die neue Zeit, da sie nun einmal unvermeidlich ist, durch richtiges Verständnis den Bauern zum Segen wenden. Man könnte diesen Roman auch zu den ethisch-sozialen Romanen rechnen. Aber das Geschichtliche, namentlich die kulturgeschichtliche Entwickelung, tritt doch sehr stark in den Vordergrund und giebt ihm neben dem sozialen doch recht eigentlich ein geschichtliches Gepräge, wenn auch eine bestimmte historische Gestalt darin nicht auftritt. Leider wird dieser durch Inhalt, Aufbau und Charakteristik ausgezeichnete Roman durch einen groben Formfehler entstellt. Der Verfasser erzählt die

Digitized by Google

ganze Geschichte, die sich durch viele Jahre hinzieht und einen vielfachen Scenenwechsel hat, von Anfang bis zu Ende unbegreiflicherweise im Präsens und macht ihn dadurch jedem einigermaßen feinsinnigen Leser fast ungenießbar.

Mehr als ein reiner Epiker und von aller Tendenz vollständig frei, darum wohl auch unter denjenigen Schriftstellern, die heute den historischen Roman kultivieren, die erste Stelle einnehmend, steht August Sperl da. Er ist 1862 in Fürth geboren und lebt als Archivrat zu Castell in Unterfranken. Großes Aufsehen erregte er durch seine Erzählung „Die Fahrt nach der alten Urkunde" (1893). Das ist, sagte man, endlich einmal wieder ein historischer Roman, wie er sein soll. Noch höher stieg der Ruhm des Verfassers durch den zweiten derartigen Roman „Die Söhne des Herrn Budivoi" (1896). Später folgte „Hans Georg Portner" (1901), und unter dem Titel „So war's" (1902) kleinere Skizzen ernster und heiterer Natur aus vergangenen Tagen. In allen diesen Werken ist die Darstellung meisterhaft, von wahrhaft vollendeter Kunst. Ein klarer edler Stil, eine treffliche anschauliche Charakteristik der Personen und ein dramatischer Aufbau des Stoffes fesseln den Leser von Anfang bis zu Ende. Und mit echter historischer Treue, die auf dem Studium der besten Quellen fußt, wird die jedesmalige Zeit uns so vorgeführt, daß wir in ihr zu leben meinen. Es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser bis jetzt fast nur solche Stoffe gewählt hat, die eine gewaltsame Unterdrückung von Freiheit und Evangelium zum Inhalt haben. In den „Söhnen des Herrn Budivoi" werden zwar Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg mit ihrer beiderseitigen Umgebung ungemein wahr und lebendig geschildert, aber was in jener Zeit von außerkatholischem Christentum sich regt, und was an Streben nach nationaler Freiheit vorhanden ist, das alles geht grausam unter, ohne daß die furchtbare Tragik in dem Charakter des letzten der Budivoi-Söhne ein wirklich versöhnendes Element enthielte.

Ein Roman durchaus eigener Art und, wenigstens was den Schauplatz betrifft, mit keinem der anderen vergleichbar, wenn auch immerhin noch am ersten an die historischen Romane anzuschließen, ist Ludwig Jacobowskis „Loki, der Roman eines Gottes" (1898). Man könnte ihn auch einen ethisch-philosophischen Roman nennen, insofern die Frage nach dem

Digitized by Google

Ursprung des Bösen darin auftaucht. Behandelt wird in dem Roman der Kampf zwischen Loki und Balder, aber weniger von der dunklen Naturseite, die dem Mythus eigentlich zu Grunde liegt, sondern mehr von der ethischen Seite, in die auch das Soziale ein wenig hineinspielt. In schöner, kraftvoller Sprache geschrieben, prächtig aufgebaut und die plastisch herausgearbeiteten Gestalten in das volle Tageslicht stellend — das Werk eines echten Dichters — behandelt der Roman den machtlosen Kampf des Bösen gegen das Gute, der Selbstsucht gegen die Liebe, und läßt nach Balders Tod in Balders Söhnen das Reich des Lichtes und der Liebe siegen.

Ein besonderes Gebiet neuerer Romane ist das technische. Zwar behandeln die hierher gehörenden Romane auch ethisch-soziale Fragen. Aber sie gehen vom Technischen aus, und das Technische spielt eine solche Rolle, daß es dem ganzen Roman die Färbung giebt. Mit großer Anschaulichkeit werden technische Dinge behandelt, und gerade an ihnen und durch sie wird die Tüchtigkeit, auch die charakterliche, der Helden illustriert. Das Technische bildet also hier dieselbe Grundlage und hat auch dieselbe Bedeutung für den Roman wie beim historischen Roman Geschichte und Charakter der betreffenden Zeit. Einer der hervorragendsten Schriftsteller auf diesem Gebiet ist Hanns v. Zobeltitz. Er ist geboren zu Spiegelberg in der Neumark 1853 und lebt jetzt als Herausgeber des „Daheim" in Charlottenburg. Unter seinen vielen Romanen ist besonders hervorzuheben „Senior und Junior" (1895), in welchem in prächtig anschaulicher Weise gezeigt wird, wie die Leitung eines großen Fabrikbetriebes vom Vater auf den Sohn und damit aus der Enge in die Weite übergeht. Ferner „Besiegter Stein" (1902). Hier wird der Bau des Simplontunnels in innerer Verknüpfung mit dem Schicksal interessanter und sympathischer Menschen sehr eingehend und überaus fesselnd geschildert. — Dahin dürfen wir wohl auch Wilhelm Hegeler (geb. 1870) rechnen mit seinem bedeutenden und eigenartigen Roman „Ingenieur Horstmann" (1900) und Max Eyth, geboren in Kirchheim u. Teck 1836, der, selbst als Ingenieur thätig, neben seinen technischen Schriften auch einige Erzählungen und neuerdings einen umfangreichen Roman „Der Kampf um die Cheopspyramide" (1902) geschrieben hat, in welchem er zwischen interessant und anschaulich geschilderte technische Unter-

Digitized by Google

nehmungen auch allerhand gut erzählte Erlebnisse ernster und heiterer Natur einflicht.

Ein Romanschriftsteller eigener Art und nicht ohne weiteres einer bestimmten Gruppe einzufügen ist Ludwig Ganghofer. Er ist 1855 in Kaufbeuren geboren und lebt, schriftstellerisch thätig, in München. Seine Romane streifen mit Jagd und Forst gewissermaßen ins technische Gebiet hinüber und stehen mit ihrer liebevollen Beobachtung des Volkslebens der Gruppe Pichler-Sohnrey nahe; aber auch der historische Boden wird kultiviert, und ethisch-soziale Fragen finden ihre Beleuchtung. Ganghofer ist ein sehr fruchtbarer und ungemein vielseitiger Schriftsteller von großer Begabung. Es ist durchaus nicht richtig, wenn man ihn im Gegensatz zu Karl Stieler als eine Art Salontiroler darstellt, wie das z. B. auf S. 854 und 855 geschehen ist. Er kennt das Volk der oberbayrischen Berge durchaus und ist unter ihm heimisch, und seine Gestalten, die er uns vorführt, sind in der That echte und rechte Volkscharaktere, voll Leben und Wahrheit. Es soll damit nicht gesagt werden, daß alle seine Romane gleich gut sind. Dazu schreibt er zu viel. Und der „Klosterjäger" z. B. hat bei aller trefflichen Charakteristik unleugbar einen sentimentalen und weichlichen Zug. Aber Geschichten wie der „Edelweißkönig" (1886) und Romane wie „Die Martinsklause" und „Schloß Hubertus" (1894 und 1895) sind doch außerordentlich gut charakterisierte und prächtig durchgeführte Bilder mit klarem architektonischen Aufbau. Auch die gute und gesunde Weltanschauung, die überall durchleuchtet, ist eine Empfehlung. Eine schriftstellerische Eigentümlichkeit hat Ganghofer. Er schließt seine Einzelbilder nicht gruppenweis ab, sondern führt den Leser oft plötzlich an irgend einem beliebigen Faden aus einer Scene in eine ganz andere. Das hat für den Leser etwas Störendes, und wo es zur Manier wird, nimmt es sich gesucht aus. Dennoch folgt man ihm allezeit gern. Die Krone aller Ganghoferschen Romane ist unstreitig „Das Schweigen im Walde" (1899). Hier ist erstlich eine bestimmte Gegend im nördlichen Tirol mit fast topographischer Treue, und doch wieder mit dichterischem Hauch die Wirklichkeit verklärend, prachtvoll geschildert, dann aber kommt neben dem kerngesunden und urwüchsigen Humor im Volksleben das Gemüt sowohl in der edlen Gestalt des Fürsten als auch in

Digitized by Google

der innigen Kindesliebe der Malerstochter zu erhebendem Ausdruck. Über dem Ganzen aber liegt der Zauber echter Poesie.

Die erfreulichste Erscheinung in unsrer ganzen heutigen Romanlitteratur sind die Romane von Gustav Frenssen. Gustaf Frenssen ist ein Holsteiner von Geburt, geboren 1863, und war bis jetzt Pastor zu Hemme in Holstein. Wir haben einstweilen nur drei Romane von ihm. Ein Vielschreiber ist er nicht und wird es hoffentlich nie werden. Sein erster Roman „Die Sandgräfin" erschien 1896. Der zweite „Die drei Getreuen" 1898 und der dritte „Jörn Uhl" 1901. Alle drei malen die holsteinische Heimat mit der Marsch zwischen der Geest und dem Wattenmeer und ihre schwerfälligen Bauerngestalten teils biederen, teils recht bedenklichen Charakters. In allen drei Romanen ringen sich Menschen aus schwerer, unglücklicher Jugend durch eigene Arbeit und Entschluß in die Höhe. Aber was in der Darstellung zuerst noch ein flüchtiges Schauen, ein unsicheres Tasten war, das wird von Schritt zu Schritt immer mehr zu feiner, kunstvoller Plastik und tritt endlich im „Jörn Uhl" als ein reizvolles Gebilde von wunderbarer Schönheit uns entgegen. Schon das also ist aufs höchste erfreulich, daß hier ein Dichter seine dichterische Natur entwickelt, daß er selbst mit seinen Werken wächst. Bei unsren „Modernen" sahen wir oft genug das jammervolle Gegenteil. Aber Frenssen hat auch, indem er innerlich wuchs, immer klarer die höchste Aufgabe des Romans erkannt, nämlich Menschen darzustellen, sich Menschen vor unsren Augen entwickeln zu lassen, die im Kampf gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, namentlich aber im Kampf gegen die eigene, zu Schwachheit und Sünde neigende Natur, sich rein und frei herausarbeiten und das in ihnen verborgen liegende, aber doch als wahrnehmbar gesteckte Ziel erreichen, nicht als überirdische Idealmenschen sondern als echte, wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele. Und dabei verschließt er die Augen nicht vor dem, was des Menschenlebens höchste treibende Kraft und sein festester Grund ist, nämlich einmal vor dem objektiven Gut der Erlösung durch Christus und dann vor der subjektiven Aneignung dieses Gutes in einem tief innerlichen religiösen Leben des Glaubens. Die Romane sind nicht, was man sonst wohl „christliche Erzählungen" nennt. Nirgends treten specifisch christliche Gedanken ausgesprochen in den Vordergrund, und zumal

Digitized by Google

die christliche Phrase bleibt vollständig fern. Aber der aufmerksame und feinfühlende Leser spürt deutlich, daß alles sich auf christlicher Grundanschauung aufbaut, daß der christliche Gedanke, vom Verfasser in seiner Tiefe erkannt, das leitende und tragende Motiv ist in der Entwickelung des dargestellten Charakters. Eine wahre und echte, auf feinster Beobachtung aufgebaute und dabei doch poetisch geschaute und poetisch gestaltete Entwickelung eines einzelnen Menschen auf Grund eigener Arbeit und göttlichen helfenden Eingreifens ist uns bisher wohl noch nirgends so rein und schön gezeigt worden wie bei Gustav Frenssen. Darum stellen wir seine Romane so hoch, höher als alles, was uns die neuere Litteratur auf diesem Felde geboten hat. Darum sehen wir in ihm voll freudiger Hoffnung das Keimen und Sprossen eines neuen Dichterfrühlings. Und ist er auch noch nicht da, dieser Frühling, so sind es die Vorboten, die Lerchentöne in blauer Luft über den schneefrei gewordenen Feldern. Wir sehen, daß unser Volk noch die Kraft hat, aus sich heraus das Fremde, das man „modern" genannt hat, zu überwinden durch echte, wahrhaft deutsche Dichtung. — Wir sagten oben, der Dichter sei mit seinen Werken gewachsen. Das sei noch kurz erläutert. In dem ersten der drei Romane ist nämlich manches noch recht konventionell. In den beiden folgenden erst steht der Dichter wirklich auf eigenen Füßen. In den „Drei Getreuen" spielt die Natur eine große Rolle. Das Meer und das Watt, aber auch die Heide auf der Geest wird mit lebhaften Farben poetisch geschildert. Eigentümlich ist besonders die Personifizierung der Natur, wie sie gleichsam mit Geisterhänden den Menschen ergreift, ihn weckt und führt. Und an dieser Natur und gewissermaßen unter ihrem Einfluß entwickeln sich nun verschiedene Menschen, nicht ohne harten Kampf und heißes Ringen und nicht alle zur Höhe eines starken, friedevollen Daseins, aber doch so, daß wir ihnen mit warmer Teilnahme folgen. Im „Jörn Uhl" tritt die Natur etwas mehr zurück. Dafür ist der Mensch alles. Aber nicht minder echt dichterisch wie dort der Blick in die Natur ist hier das Schauen in das tiefste Innere des Menschenherzens. Demut und Gottvertrauen, Zuschandenwerden an sich selbst und ein glaubensvolles Greifen nach der helfenden Hand Gottes: das ist es, was Jörn Uhl an sich selbst erlebt und wir mit ihm. Auch die Sprache wird immer schöner und reicher. Und die bei jeder Eigenart naheliegende

Digitized by Google

Gefahr, manieriert zu werden, bleibt hier fast gänzlich fern. Immer frisch und ursprünglich mutet uns die Sprache an, immer neu aus dem Geist des Dichters geboren. Es ist auch gewiß ein glücklicher Griff, daß Frenssen seine Leute nicht plattdeutsch reden läßt. Man meint wohl oft, durch den Dialekt die Leute besser und deutlicher zu charakterisieren. Aber das ist nur äußerlich. Innerlich, mit seinem Fühlen und Wollen, tritt uns der Mensch deutlicher und klarer vor Augen, wenn er in unserer Sprache redet. Und gerade Frenssen versteht es außerordentlich gut, des Menschen innerste Gedanken herauszulocken. Bei ihm ist die Empfindung und die Gedankenwelt durchaus echt und wahr. Sie wird nur aus dem Lokalen in das allgemein Menschliche erhoben und so von allen deutschen Lesern um so besser verstanden. Eine Eigentümlichkeit Frenssens ist es, und sie tritt in dem dritten seiner Romane am häufigsten hervor, Episoden einzuflechten oder gewissermaßen kleine Genrebilder vorzuführen, die dann für das Ganze nicht weiter verwertet werden, die seitwärts abfallen, ohne in die krönende Spitze des Romans mit hinaufgenommen zu werden und dort ihren Abschluß zu finden. Man kann das vom Standpunkt kunstvoller Architektonik vielleicht anfechten. Aber gerade diese episodischen Einzelbilder sind mit wunderbarer Schönheit, mit wahrhaft künstlerischer Eleganz ausgestattet. Und so läßt man sie sich als zierliche Randarabesken gern gefallen. Reich sind diese Romane auch, und besonders „Jörn Uhl", an sinnigen, feinen Betrachtungen, an eingestreuten tiefschauenden Gedanken, die der Dichter seinen Helden in den Mund legt oder von ihnen aussagt. Schon in den „Drei Getreuen" sagt Ingeborg zu ihrem von schwankenden Gedanken hin und hergeworfenen Pflegebruder:

„Du mußt Gottes Willen nehmen und deinen eigenen Willen, und mußt den Hammer des Mutes nehmen und beide zusammenschlagen. Dann steht auf der einen Seite Gottes Bild und auf der andern deine eigene Schrift. Dann bist du etwas wert."

Und von eben dieser Ingeborg erzählt der Dichter:

In dieser Nacht, in welcher der Sturm bis zur Morgenröte anhielt, saß Ingeborg zusammengekauert am Bett der Blinden und redete mit sich selbst. Sie versuchte zu erkennen, was an Leben, Fehlern und Erfahrungen hinter ihr lag, und sie war nicht weich gegen sich. Sie erkannte, daß sie vom Sonnenschein gelebt und an Unwetter nicht gedacht hatte. Sie erkannte, daß jegliche Grundsätze ihr gefehlt, und daß sie es

Digitized by Google

versäumt hatte, Erlebnisse in Erfahrungen zu verwandeln. Sie erkannte, daß sie ihre religiöse Überzeugung, auf die sie so stolz gewesen, als ein Feierkleid getragen hatte, das in Regen und Kälte nichts wert war. Aber sie war noch jung; sie war stark und frisch. Sie war weit entfernt zu verzweifeln; sie machte sich in dieser Nacht daran, das Werktagskleid ihres Lebens zu weben, stark und fest.

Und Jörn Uhl sagt am Schluß, nachdem er begonnen hat, sein Können in den Dienst seines Volkes und seines Heimatgaues zu stellen:

Wenn mein Vater ein ernster Mann gewesen wäre und hätte mich lieb gehabt und hätte abends bei uns gesessen, dann hätte er erkannt, wonach damals schon mein Sinn stand. Dann wäre mir ein mühsamer Weg und viel Not erspart geblieben; ich wäre dann auch ein freundlicher Mensch geworden mit Sonnenschein in Herz und Augen. Nun wird der Mut immer schwer bleiben und der Charakter brüchig. Aber ich fürchte mich nicht. Das Grauen hab ich verlernt in langen, furchtbaren Einsamkeiten. Ich bin bis dicht an das Nichts herangekommen und bis dicht an Gott. Was kann mir nun noch mehr geschehen? Man muß nur von unten anfangen und an das Gute glauben, bei Gott und bei sich selbst; das ist alles. Also will ich es wagen. Kann ich's hier nicht mehr brauchen, weil ich zu alt bin oder vorher sterbe, so baut Gott wohl auch da oben Wege und gräbt in unfertigen Welten Schächte, Dünen und Kanäle, und stellt mich als Schachtmeister an oder als Schleusenwärter. Ich will meine Leinen bis an die Sterne werfen und will für eine Akkordarbeit auf der Milchstraße meinen Spaten schärfen. Ich will es wagen, als wenn ich sechzehn Jahre wäre.

Und ein andermal sagt sein Freund zu ihm:

„Sieh' mal, wenn du die gute, kluge Fürsorge deiner Mutter gehabt hättest, und wärst eben und glatt in die Naturwissenschaften geraten: dann, meinst du, wäre dein Leben richtiger verlaufen. Nun ist da, wie du ganz richtig sagst, ein Bruch. Du hast so das Gefühl, als wärst du früher einmal, vor Jahren, falsch gefahren und führest nun noch auf einem Nebenwege und sähest die rechte Straße, die du fahren solltest, von ferne. Aber ich sage dir, Jörn: du kannst alle ernsten Menschen fragen, es ist in jedem Menschenleben etwas, was nicht stimmt. Und weißt du, warum? Wenn es genau stimmen würde, würde es dünn klingen, Jörn; und wenn wir so gehen würden, wie Mutter gern wollte, würden wir glatt und platt werden, Jörn. Wir müssen alle in Sandwege hinein, Jörn, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt."

Und Jörn stimmt dem bei und sagt:

„Ja, Zutrauen haben: das ist alles."

Digitized by Google

Schluß.

Wir stehen am Schluß. Rückblickend auf das, was die heutige Litteratur auf dem Gebiet des poetischen Schaffens uns gegeben, und was wir im Vorstehenden näher zu kennzeichnen versucht haben, können wir uns einer gewissen Wehmut nicht entschlagen. Die Flut dichterischer Erzeugnisse ist freilich riesenhoch gestiegen. Aber die letzten Jahrzehnte des zu Ende gegangenen Jahrhunderts haben uns in all dieser Riesenflut das nicht gebracht, was wir erwartet und gehofft hatten. Eine große Zeit haben wir erlebt, unser Volk ist geeint, und seine Grenzen nach außen sind geschirmt und gesichert. Auch ein großer Mann ist unter uns aufgestanden. Bismarck hat uns unser deutsches Selbstbewußtsein wiedergegeben. Auch hat sich im Innern unter unserm Volk ein reiches Geistesleben entfaltet. Aber ein großer Dichtergenius ist unter uns nicht aufgestanden, wie unser Volk vor hundert Jahren, unter ganz anderen, in politischer Beziehung kläglichen Verhältnissen, sich dessen in doppelter Gestalt erfreuen durfte. Es fehlt in unsrer heutigen Dichtung der große Zug, der hohe, ideale Flug. Daher ist namentlich das nationale Epos, das große nationale Drama unter uns nur schwach oder gar nicht vertreten. Aber wie dürften wir auch nach einzelnen Dichtergrößen ausschauen, wenn in unserem ganzen Volk der Zug zum Idealen fehlt! Ein Dichter wird geboren aus dem Geist seines Volkes, aus dem innersten Ringen einer ganzen großen Volksseele heraus. Auf der Woge des gesamten Volkslebens wird er emporgetragen. Ist ein Volk im großen ganzen auf das materielle Dasein gestellt, gilt ihm nur das in erster Linie, was mit den Sinnen wahrgenommen, mit den Händen ergriffen werden kann, so kann es auch nicht erwarten, daß ein Dichter in seiner Mitte erstehe und es zu höherem Flug emporhebe. Erst wenn im Volk selbst das Sehnen und Ringen, das Hoffen und Vertrauen allgemein geworden, können wir den Dichter erwarten.

Digitized by Google

Wehmütig stimmt es uns aber auch, wenn wir das Volk sehen, das unsre Dichterwerke *liest*. Wie wenig Kunstverständnis, wie wenig Fähigkeit, *recht* zu genießen! Alles wird an der Parteifarbe gemessen. Wer mit seinem eigenen Denken außerhalb des Christentums steht, der preist urteilslos unsre Modernen. Wer persönlich den Christenglauben im Herzen trägt, der erfreut sich ebenso urteilslos an Grotthußischen und Blombergischen Produktionen und meint darin die wahre Poesie gefunden zu haben. Was wirklich schön ist, ohne die Parteifarbe zu tragen und ohne von einer bestimmten Tendenz sich tragen zu lassen, das wird nur von wenigen genossen und verstanden. Das ist das Unglück unsrer Tage. Dürfen wir auf einen Umschwung zum Guten hoffen?

Aber das geistige Leben eines Volkes zeigt sich ja doch schließlich nicht allein in der sogenannten „schönen Litteratur". Wir müßten, um das geistige Leben zu messen, Umschau halten auf dem ganzen weiten Gebiet geistiger Arbeit und nach dem litterarischen Niederschlag dieser gesamten Arbeit fragen. Das im Vorstehenden zu thun, war nicht die uns gestellte Aufgabe. Aber wir dürfen doch mit freudiger Genugthuung hinweisen auf das, was die heutige Wissenschaft auf litterarischem Wege dem ganzen Volk zugänglich gemacht hat. Denken wir an das, was Theologen wie *Hase*, *Beyschlag*, *Harnack* u. a. mit litterarischer Meisterschaft für weite Kreise dargelegt und verwertet haben aus dem, was sie wissenschaftlich durchforscht und von ihrer hohen Warte aus erschaut hatten. Denken wir an die großen historischen Werke von *Ranke*, *Sybel*, *Treitschke*, denen in Bezug klassisch kunstvoller Darstellung auch viele der jüngeren Historiker erfolgreich nachgeeifert haben. Und was für litterarische Schätze haben wir auf dem dem historischen nahe verwandten biographischen Gebiet erhalten! Aber auch die Philosophie, die Naturwissenschaft hat unter uns litterarische Schöpfungen von unvergänglichem Wert aufgebaut. Wir können die Fülle alles dessen, was dargestellt worden, hier nicht aufzählen. Eine bloße Hinweisung genügt ja auch. Sollte ein Volk, das seine wissenschaftlichen Errungenschaften in so litterarisch vollendeter Weise darzulegen vermag, an seiner litterarischen Zukunft verzweifeln? Nein, es lebt unter uns noch eine gewaltige Kraft der Darstellung. Darum laßt uns hoffen!

Digitized by Google

Und auch wenn wir auf das engere Gebiet unsrer deutschen Dichtung schauen, soll uns der Mut nicht sinken. Ansätze zu etwas Neuem und Gutem, hoffnungsvolle Keime künftiger Schöpfungen können wir schon jetzt wahrnehmen. Im Voranstehenden ist auf solche Erscheinungen hingewiesen worden. Hoffnungsfreudig macht uns besonders der Blick auf das in unsrem Volk hie und da und allmählich in immer weiteren Kreisen erwachende religiöse Leben, auf das Suchen und Sehnen nach Gemeinschaft mit Gott, das in immer deutlicher vernehmbaren Tönen durch die Seele unsres Volkes klingt. Es leuchtet die Erkenntnis immer stärker auf, daß der Mensch nicht lebt vom Brot allein, und daß der Staub des Alltagslebens die Heimat nicht gewährt, nach der die Seele dürstet. Dieses Erwachen, dieses aufblickende Fragen hat Gott uns in das Herz gegeben. Und auf diesem Grunde wird er noch mehr geben. Alle guten Gaben zur Erhebung und Stärkung unsrer Seele kommen uns zu aus Gottes Hand. Eine solche Gabe unsres Gottes ist auch die Poesie. Erwarten wir sie von ihm für unser Volk, das er schon an anderen Gaben so reich gemacht hat. Etwas davon muß freilich unter uns da sein, wenigstens ein sehnendes Hinaufschauen nach dem Idealen. Denn es ist ein feststehender Grundsatz im Geben unsres Gottes: Wer da hat, dem wird gegeben. Wir wollen aber auch vertrauen. Denn auch im Gebiet des menschlich Schönen gilt das Wort: So du glauben wirst, sollst du die Herrlichkeit Gottes sehen. Glauben wir also mutig an das Hervorbrechen neuer herrlicher Strahlen dichterischen Schaffens im zwanzigsten Jahrhundert! Vielleicht hat uns gerade der Verlauf der „modernen" Dichtung in den letzten zwei Jahrzehnten zeigen sollen, wie die wahre Poesie da nicht blüht, wo man im Staub des Alltäglichen das wahre Dasein erblickt und darin sein Genüge findet. Darum auf, hinauf! Mit der ganzen Kraft unsrer Seele gilt es nach dem Reiche Gottes trachten. Dann wird uns auch das Schöne im Leben, dann wird uns auch die Poesie zufallen und mit dankbarer Freude und mit Erhebung des Gemütes in unsrem Volke genossen werden.

Digitized by Google

Alphabetisches Namenregister.

Nur die Namen der hier behandelten Schriftsteller sind aufgezeichnet und nur die Stellen, die zu ihrer Charakterisierung dienen. Gelegentliche Erwähnung dieser und anderer sind unberücksichtigt gelassen.

Adami, Friedr. (Frohberg) 709.
Ador, Paul 740.
Ahlfeld Friedr. 842. 843.
Albertini, Joh. Baptist v. 571.
Alexis, Willibald (Häring) 536 bis 540. 707.
Allmers, Hermann 1113.
Amalie von Sachsen 676.
Ambrosius, Johanna 888. 973.
Amyntor, Gerhard von (Dagobert v. Gerhardt) 817.
Andreas-Salome, Lou 824.
Andresen, Stine 888. 973.
Angeli 679.
Anzengruber, Ludwig 365. 878 bis 881.
Arent, Wilhelm 1017. 1018
Arndt, Ernst Moritz 66—69. 571.
Arnim, Achim v. 44—46.
Arnim, Bettina v. 46.
Arnold, Hans (Babette v. Bülow) 825. 1105—1106.
Auerbach, Berthold 779—785. 832.
Auffenberg, Joseph v. 617.
Avenarius, Ferdinand 968—969.

Bahr, Hermann 1063
Baldauf, Grete 974.
Bärmann, Nicolaus 857.
Bartels, Adolf 1128.
Barth, Chr. G. 845.
Barthel, Emil 598.
Barthel, Karl 596. 598.
Bauernfeld, Eduard von 305. 676. 682.
Bäuerle, Adolf 304
Baumbach, Rudolf 903. 904. 962 bis 964.
Baur, Bruno 420.
Baur, Wilhelm 848. 849.
Bechert, Franz 974.
Bechstein, Ludwig 299.
Beck, Karl 358. 359.
Beer, Michael 617. 682.
Benedix, Rod. 676. 677. 682.
Beneke, G. F. 81.
Berlepsch, Goswina v. 1097.
Bernhard, Marie 1099—1100.
Bernstein, Aaron 887.
Bettina s. Arnim.
Beyer, Karl 1128.
Beyschlag, Willibald 1137.
Bierbaum, Otto Julius 1009. 1066. 1067—1069.
Biernatzky, Joh. Christian 845.
Binzer, August v. 61. 462.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 636. 664 bis 665.
Blanc, Ferdinand 946—947.
Bleibtreu, Karl 1002. 1017. 1018. 1073.
Blomberg, Anna v 1091.
Blumauer, Aloys 303.
Blüthgen, Viktor 965. 1113.
Bodenstedt, Friedr. Martin 393 bis 400. 951. 964.
Böhlau, Helene 824. 1075—1076.
Börne, Ludwig 421—425.
Boy-Ed, Ida 1097—1098.
Brachvogel, Albert Emil 651—654. 718. 758.
Brentano, Clemens 38—43. 571.
Bube, Adolf 299.
Büchner, Georg 617.
Bülow, Babette v. s. Arnold.
Bülow, Burghard v. 815.
Bülow, Frieda v. 825. 1102—1104.
Bülow, Margarete v. 825.
Bulthaupt, Heinrich 698. 812.
Bunge, Rudolf 699.
Burow-Pfannenschmidt, Julie 819.
Busse, Karl 986—988.

Digitized by Google

Carmen-Sylva (Elisabeth v. Rumänien) 965—966.
Caspari, Heinrich 846.
Castelli, Ignaz, Freiherr v. 77. 303. 850.
Chamisso, Adalbert v. 225—235.
Christen, Ada (Christiane v. Breden) 975.
Conrad, Michael Georg 1002. 1018.
Conradi, Hermann 1018.
Constant, W. (Wurzbach v. Tannenberg) 365.
Cranz, W. „Eritis sicut Deus“ 825.

Dahn, Felix 416—417. 725—728.
Dehmel, Richard 1007. 1066—1067.
Deinhardstein, Johann Ludwig 305.
Delitzsch, Franz 735.
Devrient, Otto 698.
Dewall, Johannes v. (August Kühne) 815.
Dincklage, Emmy v. 887. 1104.
Dincklage, Friedr. Freiherr v. 815.
Dingelstedt, Franz 226. 496—504.
Döring, Karl 583.
Dose, Johannes 1128.
Dreves, Leberecht 161.
Droste-Hülshoff, Annette v. 521 bis 527.
Duller, Eduard 305.
Dümler, Ernst 82.

Ebers, Georg 721—725.
Ebert, Karl Egon 305. 365. 893.
Ebner-Eschenbach, Marie v. 826 bis 831. 1108—1109.
Ebrard, August 733—734.
Echtermeyer, Theodor 420.
Eckstein, Ernst 724—725. 1127.
Edler, Edmund 741.
Eggers, Friedr. 860.
Eichendorff, Joseph Freiherr v. 155—161. 571.
Engstfeld, Peter Friedrich 594—595.
Ernst, Otto (Schmidt) 1079—1080.
Eschstruth, Nataly v. 1090.
Eysell-Kilburger (Clara Blüthgen) 1097.
Eyth, Max 1130

Falke, Gustav 1003. 1081—1082.
Fersche, Hermann 815.
Feuchtersleben, Ernst, Freiherr v. 305.
Feuerbach, Ludwig 420.
Fichte, J. G. 419.
Fischer, Johann Georg 957—960.
Fitger, Arthur 639—642.
Flaischlen, Cäsar 1063.
Fliedner, Theodor 845.
Follen, Ludwig Karl 61—62.
Fontane, Theodor 548—553. 915.
Fouqué, Friedrich, Baron de la Motte 63—66. 571.
François, Luise v. 1107.
Franke, Ludwig August 305.
Franz, Agnes 604.
Franzos, Emil 817.
Frapan, Ilse 825. 1104.
Freiligrath, Ferdinand 243—272. 472—473.
Frenssen, Gustav 1132—1135.
Frenzel Karl 709—710. 1016.
Freytag, Gustav 540—548. 636. 661. 682. 719—721.
Friedrich, Paul 947.
Fries, Nicolaus 846—847. 1116.
Fröhlich, Abraham Emanuel 120. 121—122.
Frommel, Emil 847—848. 1117.
Fulda, Ludwig 1061.
Funcke, Otto 849.

Ganghofer, Ludwig 854. 855. 1131.
Garve, Karl Bernhard 581—582.
Gaudy, Franz, Freiherr v. 235.
Geibel, Emanuel 367—392. 474. 634—635. 951.
Gefften, Johannes 856.
Gensichen, Otto Franz 818.
George, Stefan 1069.
Gerok, Karl 599—601.
Gersdorff, Ada v. 1090.
Gerstäcker, Friedrich 761—763
Giesebrecht, Ludwig 70.
Gilm, Hermann v. 365.
Giseke, Robert 658—659.
Glaser, Adolf 759.
Glaubrecht, Otto (Rud. Oeser) 843 bis 844.
Görres, Joseph 71.
Goethe, J. W. 6. 7. 9. 12. 13.
Gotthelf, Jeremias (Alb. Bitzius) 833—837.
Gottschall, Rudolf 636. 665—675. 710—711.
Grabbe, Christian Dietrich 262. 614—616.
Gregorovius, Ferdinand 532—535)
Greif, Martin (Fr. Herm. Frey. 971.
Griepenkerl, Robert 617.
Grillparzer, Franz 76—78. 304. 606—613. 682.
Grimm, Herman 786.

Digitized by Google

Grimm, Jakob 81—82.
Grimm, Wilhelm 82.
Groſſe, Julius 414 - 415. 635. 961.
Groth, Klaus 859—868.
Grotthuß, Jeannot Emil, Freiherr v. 988—990. 1125—1127.
Grübel 850.
Grün, Anaſtaſius (Alex. Graf v. Auersperg) 339—357.
Grüneiſen, Karl 125.
Gruppe, Otto Friedrich 299.
Gutſche, Oskar 737—739.
Gutzkow, Karl 451—456. 646—649. 763—771.

Hackländer, Friedrich 677. 814.
Hagen, Friedr. Heinrich v. d. 80.
Hagenbach, Karl Rudolph 588 bis 589.
Hahn-Hahn, Ida, Gräfin 819—821.
Halbe, Max 1061—1062.
Halm, Friedrich (v. Münch-Belling-hauſen 304. 617—632.
Hamerling, Robert 365. 931—945.
Hanke, Henriette 818.
Hanſtein, Marie 824.
Hardenberg, Friedr. v. ſ. Novalis.
Hardenberg, Karl Gottfr. v. 23.
Hardenberg, Georg Anton v. 23.
Harms, Claus 858—859.
Harms, Ludwig 856.
Harnack, Adolf 1137.
Hart, Heinrich 1018—1019.
Hart, Julius 1019.
Hartleben, Otto Erich 1062.
Hartmann, Moritz 359—361. 718.
Haſe, Karl 1137.
Hauff, Wilhelm 124.
Hauptmann, Gerhart 1003. 1007. 1020—1041. 1068.
Hausrath, Adolf (George Taylor) 728—730.
Hebbel, Friedrich 558—567. 661 bis 682
Hebel, Johann Peter 87—88. 849.
Heer, Jakob Chriſtoph 1128.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. 419.
Hegeler, Wilhelm 1130.
Heiberg, Hermann 1071—1072.
Heigel, Karl v. 812.
Heimburg, W. (Bertha Behrens) 1090.
Heine, Anſelm (Selma Heine) 1108.
Heine, Heinrich 421. 425—446.
Hellen, E. v. (Helene Krauſe) 1097.
Henkell, Karl 1018. 1070.
Henſel, Luiſe 601—602.
Herder, Johann Gottfried 5. 14.
Herrig, Hans 697.
Herſch, Hermann 657.
Hertz, Wilhelm 414 892. 966—967.
Herwegh, Georg 466—475.
Herzen, Wilhelm 698.
Heſekiel, Georg 708.
Heſekiel, Ludovika 709.
Hettberg, Florian 742
Hey, Wilhelm 593—594. 846.
Heyden, Fr. Auguſt v. 527—532.
Heyſe, Paul 400—405. 632—634. 682. 786—794. 951. 1111.
Hillern, Wilhelmine v. 824. 1096 bis 1097.
Hiltl, Georg 709.
Höchſtetter, Sophie 1108.
Höfer, Edmund 709.
Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus 48—51.
Hoffmann, Auguſt Heinrich (von Fallersleben) 484—496.
Hoffmann, Franz 846.
Hofmannsthal Hugo von 1070.
Hölderlin, Friedrich 88—93.
Holtei, Karl v. 659—660. 850.
Holz, Arno 1019.
Holzhammer, Franz 850.
Hopfen, Hans 813.
Horn, Uffo 305.
Horn, W. O. von (Wilh. Oertel) 837—841.
Houwald, Ernſt v. 76.
Huch, Riccarda (Teconi) 978. 1108.
Hübener, Helene 1092.
Hunnius, Carl 995.

Jacobowski, Ludwig 984—985. 1129.
Jacobſen, Friedrich 1114.
Jahn, Guſtav 595—596. 844.
Janitſchek, Maria 1074.
Jenſen, Wilh. 713—715.
Iffland, Auguſt Wilhelm 8. 14.
Immermann, Karl Lebrecht 215 bis 225. 786. 832.
Jordan, Wilhelm 916 - 931.
Junghans, Sophie 825.

Kaliſch, David 679.
Kant, Immanuel 419.
Kaufmann, Alexander 152.
Keller, Gottfried 800—810. 1112.
Kerner, Juſtinus 87. 112—120.
Kerner, Theobald 125.
Kind, Friedrich 85.
Kinkel, Gottfried 136—152. 892. 957.
Kirchbach, Wolfgang 1072.
Kirſchner, Lola ſ. Oſſip Schubin
Klauren, H. (H. G. S. Heun) 86.

Digitized by Google

Klein, Julius 616.
Kleist, Heinrich v. 53—56. 682.
Klingemann, August 73.
Klopstock, Fr. Gottl. 3.
Knak, Gustav 591–593.
Knapp, Albert 120. 572—578.
Knodt, Karl Ernst 991—992.
Kobell, Franz, Ritter von 850.
Koberstein, Karl 699.
Koch Katharina 888. 973—974.
Kögel, Rudolf 976.
König, August 760.
Körner, Theodor 58. 60—61.
Köster, Hans 632.
Kompert, Leopold 886.
Konrad, G. (Prinz Georg v. Preußen) 699.
Kopisch August 272—281.
Kotzebue, August v. 8. 15.
Kretzer, Max 742—744. 1003. 1004. 1072—1073.
Krummacher, Marie 718.
Kruse, Heinrich 637–639.
Kühne, Ferdinand Gustav 456—457.
Kurtz, Hermann 125.
Kurz, Isolde 1108.

Lachmann, Karl 81.
Lange, Johann Peter 585—587.
Lange, Karl 976.
Lappe, Karl 73.
L'Arronge, Adolf 677—678.
Laube, Heinrich 449—451. 682.
Lauff, Joseph 817.
Leander, Rich. (Volkmann) 965.
Leitner, Karl Gottfr. Ritter v. 365.
Lenau, Nicolaus 315–338. 894.
Lessing, Gotth. Ephraim 4. 9.
Leuthold, Heinrich 915.
Lewald, Fanny 821.
Lienhard, Fritz 982–983.
Liliencron, Detlev v. 815. 1006. 1011—1016.
Lindau, Paul 661—663. 1016.
Linden, Ada 888.
Lindner, Albert 617.
Lingg, Hermann 405–408. 893. 957—959.
Loeben, Otto Heinrich, Graf von 73. 571.
Lohmann, Peter 699.
Lorm, Hieronymus (Landesmann) 812. 813.
Lubiner, Hugo 663—664.
Ludwig, Julie 824.
Ludwig, König von Bayern 367.
Ludwig, Otto, 554—558. 661. 682.

Mähl Joachim 877.
Malsburg, Ernst, Freiherr v. d. 73. 571.
Malts, K. 850.
Maltzahn, E. 1091.
Manteuffel-Zöge 1097.
Marlitt, E. (Eugenie John) 822.
Marx, Friedrich 699.
Maßmann, Hans Ferdinand 61. 62. 463.
Matthisson, Friedrich v. 15.
Maul, Marie (M. Gerhard) 825.
Mayer, Karl 120. 121.
Megede, Johann Richard zur 1074.
Meißner, Alfred 361—362. 661. 894.
Menzel, Wolfgang 125. 448
Mercator, Bertha (Josephson) 1093 bis 1094.
Meyer, Konrad Ferdinand 746 bis 756. 954—956. 1086. 1112.
Meyer, Johann Friedrich von 584.
Meyern, Gustav v. 657—658.
Meyr, Melchior 416. 850. 1114.
Miegel, Agnes 978—979.
„Moderne Dichtercharaktere" 1017.
Möller, Otto von 740.
Möllhausen, Balduin 763.
Mörike, Eduard 120. 123—124.
Mövers, Heinrich 589—591.
Moraht, Adolf 581.
Mosen, Julius 235—243.
Mosenthal, Salomon 649—651.
Moser, Gustav von 678.
Mügge, Theodor 718.
Mühlbach, Luise 458. 756.
Muellenbach, Ernst 1113.
Müller, Niklas 125.
Müller, Otto 718. 759.
Müller, Wilhelm 161—164.
Müller, Wolfgang v. Königswinter 135—136.
Müllner, Adolf 76—77.
Mundt, Theodor 458—460.

Nathusius, Marie v. 825.
Nathusius, Philipp 845.
Nestroy, Johann 304. 679.
Nicolai, Friedrich 16.
Nieritz, Gustav 846.
Niese, Charlotte 718. 1104—1105.
Nissels, Franz 699.
Noë, Heinrich 850.
Novalis (Fr. v. Hardenberg) 19 bis 23. 571.

Oehlenschläger Johann Adam 72.
Oertel s. W. O. von Horn.
Oertzen, Georg v. 815.

Digitized by Google

Oeser, Hermann 1118.
Oeser, Rudolf s. Glaubrecht
Ohorn, Anton 887. 904. 1125.
Ompteda, Georg, Freiherr v. 815. 1119—1122.

Paalzow, Henriette 818.
Pantenius, Theodor Hermann 887. 1125.
Paoli, Betti 826.
Paulus, Eduard 969—971.
Pertz, Georg Heinrich 82.
Peters, August 886.
Pfannschmidt-Beutner, Renata 1094.
Pfarrius, Gustav 152.
Pfizer, Gustav 120. 121. 122.
Philippi, Fritz 992—994. 1115.
Pichler, Adolf 365. 1114.
Pichler, Karoline 818
Platen, August Graf von 199—214.
Ploennies, Luise v. 904.
Polenz, Wilhelm v. 1122—1125.
Prechtler, Otto 632.
Pressel 735.
Pröhle, Heinrich 886.
Prutz, Robert 475—484. 649.
Pückler-Muskau, Fürst 761.
Puttlitz, Gustav zu 654—657. 682.
Puttkamer, Alberta v. 977.
Pyrker, Johann Ladislaus 304.

Raabe, Wilhelm 715—718. 1117.
Räder, Gustav 679.
Raimund, Ferdinand 303. 679. 683.
Rank, Joseph 832. 886.
Ranke, Leopold 1137.
Raupach, Ernst 76—77.
Redenbacher, Wilhelm 845.
Redwitz, Oskar von 507—513. 894.
Reichenbach, Moritz von (Valeska Gräfin Bethusy-Huc) 1097.
Reinick, Robert 282—298.
Reitzenstein, Franziska v. 718.
Renatus, Joh. s. Wagner, Joh. Andreas.
Resa, T. (Therese Gröhe) 979.
Retcliffe, J. (H. Goedsche) 757.
Reuter, Fritz 868—877.
Reuter, Gabriele 825. 1076.
Richter, Friedr. (Jean Paul) 7.
Riehl, Wilhelm Heinrich 415—416. 1112.
Riffert, Julius 699.
Ring, Max 718. 759—760.
Ritter, Anna 979—981.
Rittershaus, Emil 957.
Roberts, Alexander, Baron v. 815. 816.
Rodenberg, Julius 710. 961. 1017.
Roquette, Otto 892—893. 961.
Rosegger, Peter 365. 881—886.
Rothenburg, Adelheid v. 826. 1093
Rückert, Friedrich 164—196. 244. 891.
Rüdiger, M. 1092.
Ruge, Arnold 420.
Ruppius, Otto 763.
Rutenberg, E. (Betti Fischer) 948.

Saar, Ferdinand v. 816—817.
Sacher-Masoch 817.
Salingré, S. 679.
Sallet, Friedrich v. 196.
Samarow, Gregor (Oskar Meding) 757—758.
Schack, Adolf Graf von 413—414. 961.
Schanz, Frida 825. 977.
Schaumberger, Heinrich 1114—1115.
Schefer, Leopold 196—198.
Scheffel, Joseph Viktor 408—413. 730—733. 956.
Schelling, Fr. W. Jos. 419.
Schenk, Eduard von 571.
Schenkendorf, Max von 62—63. 571.
Scherenberg, Christian Friedrich 904—915.
Schiller, Friedrich 6. 9. 12.
Schlaf, Johannes 1019.
Schlegel, Gebrüder 20. 35 38
Schmid, Christoph v. 845.
Schmid, Hermann v. 850. 1127.
Schmidt, Albert 815.
Schmidt, Elise 617.
Schmidt, Ferdinand 846.
Schmidt, Maximilian 816. 854. 855.
Schneegans, Ludwig 699.
Schneider, Louis 679.
Schnitzler, Arthur 1063.
Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu 1006 1083—1085.
Schock, Helene 1092.
Schopenhauer, Johanna 818.
Schoppe, Amalie 818.
Schrill, Ernst (S. Keller) 1125.
Schubert, Gotthilf Heinrich 845
Schubin, Ossip (Lola Kirschner) 824. 1074.
Schücking, Lewin 711—713.
Schuckall, Agnes 1094.
Schults, Adolf 152.
Schulze, Ernst 73. 892.
Schulze-Schmidt, Bernhardine 1098 bis 1099.
Schütz, Wilhelm v. 73.
Schwab, Gustav 109—112. 571.

Digitized by Google

Schweichel, Robert 854. 855.
Sealsfield Charles (Karl Postel) 720.
Seidel, Heinrich 1117—1118.
Seidl, Johann Gabriel 304.
Simrock, Karl 83. 126—135. 892.
Skowronek, Richard 1115.
Sohnrey, Heinrich 1115.
Sperl, August 1129.
Spielhagen, Friedrich 771—778.
Spieß, Philipp 1116—1117.
Spitta, Karl Johann Philipp 579 bis 580.
Spyri, Johanna 1093.
Stägemann Friedr. August v. 60.
Stahl, Arthur (Valeska Voigtel) 718.
Steffens, Heinrich 71—72.
Steinhausen, Heinrich 718.
Stern, Adolf 967. 1111—1112.
Stern, Maurice Reinhold v. 1079.
Steub, Ludwig 850.
Stieler, Karl 850—854. 972.
Stier, Rudolf 587—588.
Stifter, Adalbert 363—364.
Stöber, Karl 841.
Storch, Ludwig 707.
Storm, Theodor 794—800. 952 bis 954 1086. 1112.
Strachwitz, Moritz Graf von 299 bis 301.
Strauß, David Friedrich 420.
Strauß, Viktor von 518—521. 845. 1110—1111.
Strunck, Ferdinand 739.
Sturm, Julius 514—518.
Sudermann, Hermann 1007. 1041 bis 1060.
Suttner, Bertha v. 1077.
Sybel, Heinr. v. 1137

Tanera 815.
Tanner, Karl Rudolph 120.
Tharau, Hans (Anna v. Weling) 736—737. 1095—1096.
Tieck, Ludwig 18. 23—35. 80.
Töpfer, Karl 676. 682.
Tovote, Heinz 1073.
Träger, Albert 957.
Treitschke, Heinrich v. 1137.
Treu, Eva (Lucy Griebel) 1097.
Tromlitz, A. v. 706.
Trümpelmann 698.

Uechtritz, Friedrich v. 659.
Uhland, Ludwig 83. 93—109.

Vacano Mario 817.
Varnhagen v. Ense 227.
Velde, Karl Franz v. d. 85. 706.
Verbeck, O. (Reuleaux) 1100—1102.
Verborgene, die (Aus den Papieren einer) Cäcilie Zeller s. Zeller.
Villinger, Hermine 1104.
Vischer, Friedrich Theodor 120. 121.
Vogl, Johann Nepomuk 304.
Voigt-Diederichs, Helene 1104.
Volger, Adolf 904.
Vollmar, Agnes 1093.
Vorberg, Max 1113.
Voß, Johann Heinrich 857.
Voß, Richard 740. 1064.

Wackernagel, Philipp 83.
Wackernagel, Wilhelm 83.
Wagner, Christian 976.
Wagner, Johann Andreas (Joh. Renatus) 1118—1119.
Wagner, Richard 922.
Waiblinger, Wilhelm 125.
Wallace (Ben Hur) 737.
Walloth, Wilhelm 1072.
Weber, Friedr. Wilhelm 513. 514.
Weber, Leopold 995—996
Wehlen, Theodor von 678.
Weilen, Joseph von 632.
Weill, Alexander 832.
Weiß-Schrattenthal, Carl 887.
Weitbrecht, Carl 968. 1115.
Weitbrecht, Richard 1115.
Werner, E. (Elisab. Bürstenbinder) 1090.
Werner Franz (Murad Effendi) 699.
Werner, Reinhold 815.
Werner Zacharias 74.
Wetzel, K. F. G. 73.
Wichert, Ernst 813—814. 1113.
Wickede, Julius v. 815.
Widmann, Joseph 632.
Wieland, Christoph Martin 8.
Wilbrandt, Adolf 642—646. 1112 bis 1113.
Wild, K. 845.
Wildenbruch, Ernst v. 683—697. 810—812.
Wildenhahn, Karl August 845.
Wildermuth, Ottilie 818—819.
Winckelmann, Joh. 5.
Winterfeld A. v. 814.
Wolff, Julius 894—903. 962—964.
Wolzogen, Ernst v. 1009. 1065. 1068.

Zedlitz, Joseph Freiherr v. 76. 78. 305—315.
Zeller, Cäcilie (d. „Verborgene") 602—604.
Zimmermann, Wilhelm 125.
Zobeltitz, Hans von 815. 1130.
Zobeltitz, Fedor v. 815.
Zschokke, Heinrich 86.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–50m-8,'69 (N831s8)458–A-31/5

Digitized by Google

Nº 679393

PT351
B3
1903

Barthel, K.
Die deutsche National-litteratur der Neuzeit.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS